



<36611238730011

Literaturblatt

auf

das Jahr 1847.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Alphabetisches Verzeichniß.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 1. Sonnabend den 2. Januar 1847.

Sternkunde.

1) Die Centralsonne. Von Collegienrath, Prof. Dr. Mädler in Dorpat. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mitau und Leipzig, Reyher, 1847.

2) Die Centralsonne, der neue Planet jenseits des Uranus und die ringförmige Sonnenfinsterniß am 9. Oktober 1847. Von Dr. G. A. Jahn. Mit drei Abbildungen. Leipzig, Friese, 1846.

Die jüngsten wichtigen Entdeckungen im Gebiete der Sternkunde veedienen die allgemeinste Theilnahme in unserm Vaterlande, schon weil sie hauptsächlich von Deutschen ausgegangen sind und den Ruhm deutscher Wissenschaft ansehnlich vermehren, dann aber auch, weil der Anblick zu den ewigen Sternen vom Parteigetriebe hier unten eine erquickliche Abwechslung und aus der Gemeinheit eine Erhebung gewährt.

Kaum hatte am 8. December 1845 Herr Hencke zu Driesen an der Netze im Brandenburgischen den zwölften Planeten oder fünften Asteroiden, Asträa, entdeckt, so fand Dr. Galle in Berlin am 23. Sept. 1846 den von le Verrier in Paris durch scharfsinnige Kombination vorausberechneten, aber noch nicht von ihm aufgefundenen dreizehnten Planeten jenseits des Uranus. In demselben Jahr 1846 gab aber auch der längst als Astronom berühmte Mädler in Dorpat die erste öffentliche Nachricht von seiner großen Entdeckung einer Centralsonne, um die sich unsere Sonne, so wie alle uns sichtbaren Fixsterne am Himmel eben so regelmäßig bewegen, wie sich unsere Erde um die Sonne bewegt.

Die Auffindung der Asträa ist eine sehr interessante, wenn auch nicht die wichtigste unter den neuen Entdeckungen. Sie ist eine Vermehrung der bereits bekannten vier sogenannten Asteroiden, oder der kleinen, zum Theil kaum die Größe unseres Mondes erreichenden Planeten, die eine gemeinschaftliche Gruppe zwischen den untern (Sonnenahen) und den obern (Sonnefernen) Planeten bilden. Wahrscheinlich gehören zu dieser Gruppe noch mehr kleine Sternchen, die wir nur noch nicht entdeckt haben; daß ihre Zahl auf fünf beschränkt seyn sollte, ist nicht wahrscheinlich, indem man vielmehr voraussetzen muß, daß sie, um den beiden andern Planetengruppen über und unter der ihrigen die Wage zu halten, durch die Zahl ersetzen, was ihnen an Volumen abgeht. Die Zahl der untern Planeten (Merkur, Venus, Erde, Mars) steht fest, ihr entsprach die Zahl der vier vor der Asträa entdeckten Asteroiden; die Zahl der obern Planeten betrug sonst drei (Jupiter, Saturn, Uranus) und ist jetzt vier durch Hinzukunft des neuentdeckten, würde also wieder die gleiche Zahl geben, so daß jede Gruppe vier Planeten umfaßte, wenn nicht die Entdeckung der Asträa bewiese, daß das Zahlenverhältniß der mittleren Gruppe von dem der untern und obern abweicht. Um so gewisser aber dürfen wir auch ganz andere physische Verhältnisse in der Asteroidengruppe voraussetzen, als bei den Planeten der untern Gruppe, zu der unsere Erde gehört. Die größere Excentricität der Bahn, der kleinere Kern bei größerem Glanz, die ungeheuer ausgedehnte, sich aber wieder eng zusammenziehende Atmosphäre der Asteroiden lassen es außer Zweifel.

Was die obere Planetengruppe betrifft, die durch die le Verrier-Galle'sche Entdeckung um einen Planeten bereichert wurde, so ist zwar ihre Zahl jetzt derjenigen der untern Planetengruppe gleich, allein es läßt sich nicht behaupten, daß es nicht noch einen weiteren Planeten geben könne, wo nicht noch mehrere. Denn die Zahl der obern kann unmöglich von der der untern abhängig seyn, und die Grenze, bis wie weit Planeten vorkommen können, ist noch nicht gefunden und darf als ziemlich ausgedehnt angenommen werden, wenn sie nur einigermaßen der ungeheuern Ausdehnung des Sonnensystems entsprechen soll.

Der neue Planet hat 768 Millionen geographische Metlen mittlere Entfernung von der Sonne und braucht 227 Jahre, um sie zu umkreisen, oder sein Jahr ist 227 Mal so lang als das unsere. Die Sonne erscheint ihm nur klein, wie ein Stern, und können in dieser Entfernung auch Licht und Wärme nicht mehr energisch wirken, wenn die Natur nicht durch besondeee Apparate Nachhülfe oder Ersatz gewährt hat. Welch ein eigenthümliches Leben muß auf einem so entfernten Planeten seyn, den wir gleichwohl als unserer Erde nahe verwandt und als denselben Naturgesetzen unterworfen betrachten müssen. Denn bewegt von derselben Schwerkraft, beherrscht von derselben Sonne können die Planeten sich im Großen doch nur so verhalten, wie sich verschiedene Länder auf der Oberfläche der Erde zu einander im Kleinen verhalten. Und ihre Familienähnlichkeit unter einander ist, verglichen mit der Beschaffenheit anderer, nicht zu unserem Sonnensystem gehörigen Körper, wahrscheinlich größer, als es ihre Verschiedenheit unter einander ist.

Der neue Planet hat noch keinen Namen. Arago hat den geschmacklosen Einfall gehabt, ihn Le Verrier nennen zu wollen. Man muß bei den alten Götternamen bleiben. Aber es ist schwer, dießmal den passenden zu finden. Uranus ist der älteste der alten Götter, vor ihm existirt keiner mehr.

Wenn nun in der obern Planetenreihe dem Jupiter sein Vater Saturn und diesem wieder sein Vater Uranus folgt, so sollte auch der vierte Planet wieder Vater des Uranus seyn, einen solchen aber kennt die Mythologie nicht. Was nun thun? Die Rhea paßt nicht, weil sie Gemahlin des Saturn ist und sich auch wie Kybele, zu bestimmt auf das Wesen der Erde bezieht. Man hat an Hephästos gedacht, den aber die Mythe aus dem Himmel herabstürzt und ihm seine Schmiede unter dem Aetna anweist. Bacchus wäre nicht unpassend, da die Auffindung des Planeten in ein so gutes Weinjahr fiel und Dionysos einer der jüngsten Götter von doch hohem Range ist. Noch mehr wäre an Eros zu denken, der für den ältesten und jüngsten der Götter zugleich gehalten wurde und in ersterer Eigenschaft gut hinter den Uranus paßte, während die letztere Eigenschaft seiner jüngsten Entdeckung entsprechen würde. Will man aus der griechisch-römischen Götterwelt nicht herausgehen, so wird man schwerlich einen bessern Namen finden als den des Eros!

Von größerer Bedeutung noch als diese Bereicherungen unseres Sonnensystems durch neuentdeckte Planeten ist die Auffindung der Centralsonne, denn sie läßt uns einen neuen tiefen Blick ins Universum thun und zeigt uns da, wo wir bisher nur ein Chaos von Sternen sahen, auf einmal Gesetz und Ordnung. Die Möglichkeit einer Centralsonne, um die sich die Fixsterne bewegen, hat man zwar schon früher geahnt, allein indem man sie suchte, gab man sich vagen Vermuthungen hin, ohne irgend Thatsachen der Erfahrung und sichere Berechnungem für sich zu haben. Schon Thomas Wright, Lambert und Kant nahmen eine Centralsonne an; indem sie sie aber im glänzenden Stern Sirius oder im großen Nebelflecken des Orion suchten, vergaßen sie, daß diese Gestirne uns vielleicht nur deßwegen größer erscheinen, weil sie uns näher stehen, ohne daß ihnen deßhalb ein Vorrang vor den andern Gestirnen zukommt; so wie uns auf der Chaussee der nahe Kirchthurm eines kleinen Dorfes größer erscheint, als die Kathedrale der fernen Hauptstadt. Abgesehen davon, daß sich an den Fixsternen insgesammt nicht die mindeste Bewegung zeigt, die ein Kreisen derselben um den Sirius oder Orion wahrscheinlich gemacht hätte. Erst Bessel und Struve waren so thätig und glücklich, daß es ihnen gelang, die Bewegungen vieler Fixsterne zu messen, und dadurch vorerst zu beweisen, daß dieselben mit Unrecht den Namen der fixirten Sterne tragen, weil sie eben nicht fixirt sind, sondern sich bewegen, wie Planeten auch. Man fing an zu ahnen, es sey eben alles Bewegung im Universum. Noch näher dem Ziele kam Argelander, als er im Jahr 1837 aus genauen Berechnungen von 560 Fixsternen bewies, daß dieselben sich alle in einer Richtung und zwar gegen das Sternbild des Herkules bewegen.

Aber erst Mädler ermittelte durch sechsjährige unermüdliche Beobachtung und Messung die sich auf zwei Seiten des Himmels entgegengesetzte Bewegung der Fixsterne, die man sich am besten klar macht, wenn man sich die Bewegung eines Rades denkt. Während auf einer Seite die Speichen von Nord nach West oder Rechts nach Links laufen, laufen sie auf der andern von Süd nach Ost, oder von Links nach Rechts. So auch die Fixsterne in dem großen Rade, das sie insgesammt bilden und dessen größten Umkreis die altbekannte Milchstraße bezeichnet. Die Milchstraße gilt schon längst als der Umkreis des großen Sternsystems, zu dem auch wir gehören. Dieses System hat die Linsen- oder Scheibenform im Großen, welche unser Sonnensystem im Kleinen hat. Wie nämlich alle Planeten nahezu in einer ebnen oder flachen Radscheibe um die Sonne liegen, so alle uns sichtbaren Fixsterne um irgend eine Centralsonne. Denken wir uns um die Sonne statt der dreizehn dunkeln Planeten eine Million selbstleuchtende Planeten, so würden sie eine Linse voll glänzender Sterne bilden, und wir würden von unserer Erde aus die Sterne am Rande der Linse in je größerer Entfernung von uns um so verdichteter wie eine kleine Milchstraße sehen, während die uns nähern Sterne uns zerstreuter erscheinen würden. So ist nun wirklich die große Linse der Fixsternwelt konstruirt, und schon Herschel schloß ganz richtig aus der Art, wie sich uns die Milchstraße darstellt, daß wir uns nicht ganz in der Mitte der Linse befinden. „Den Zug der Milchstraße betrachte ich, nach dem Vorgange anderer namhafter Astronomen, als bezeichnend für die Ebene, welche als Grundebene des Fixsternsystems anzunehmen ist, und setze den Centralpunkt in diese Ebene. Jener Zug beschreibt nahezu einen größten Kreis, jedoch mit einer nicht zu verkennenden Abweichung, da die Milchstraße unter dem Meridiane der Frühlingsnachtgleiche mit ihrer Mitte $36\frac{1}{2}°$ vom Nordpole, die entgegengesetzte Seite dagegen, 5° vom Meridiane der Herbstnachtgleiche östlich, nur $26\frac{1}{2}°$ vom Südpole entfernt ist. Weniger bestimmt läßt sich diese Abweichung in den Durchschnittspunkten der Milchstraße und des Aequators erkennen, wohl eine Folge des doppelten Zuges an einer Seite. Augenscheinlich ist also von den beiden Hälften, in welche die Milchstraße den Himmel theilt, diejenige, in welche der Frühlingspunkt fällt, die kleinere, für uns also die entferntere; unsere Sonne steht mithin außerhalb dieser Ebene, nach der Seite der größeren Hälfte hin, und wir haben den Punkt C in der kleineren zu suchen. Herschel I. und II. haben ferner dargethan, daß wir der südlichen Hälfte der Milchstraße näher stehen als der nördlichen, wie es auch eine Vergleichung der Sterndichtigkeit in und außerhalb der Milchstraße zeigt. Durch diese Wahrnehmung sind wir im Stande, dem Punkte C noch etwas engere Gränzen anzuweisen, wir werden ihn nämlich im nördlichen Theile dieser kleineren Hälfte, also zwischen der Milchstraße und dem Aequator, zu suchen haben."

Diese unsere Position im Ganzen der Fixsternwelt (hier „Weltinsel" genannt) und ferner die Bewegung der Fixsterne in einer gewissen Richtung voraussetzend, konnte Herr Mädler dem Centrum der Bewegung und des Systems, der früher schon gesuchten, aber aus Mangel an Hülfsmitteln wieder aufgegebenen Centralsonne immer näher rücken. Indem er nun fand, daß auf einer Seite des Himmels die Sterne rechts laufen und auf der gerade entgegengesetzten links, war die Kreisbewegung um die unbekannte Mitte dargethan. Die Sterne verhielten sich wie die Speichen eines umlaufenden Rades, als dessen scheinbare Peripherie die Milchstraße gedacht werden muß. Die oben schon erwähnte Bewegung unserer Sonne gegen das Sternbild des Herkules folgt nur dem allgemeinen Radumschwunge. Ist nun Herkules oder noch bestimmter der Stern ν im Sternbild des Herkules als der eine Pol des Rades oder Kreises anzusehen, so hat man auch schon den gegenüberliegenden andern Pol gefunden und kann daraus auf das Centrum schließen. Weiter schloß Herr Mädler, die Gravitation werde ihre Gesetze bewähren im großen Fixsternsystem, wie im kleinen Sonnensystem, demnach müßten die Bewegungen mit der Entfernung vom Centralkörper an Schnelligkeit wachsen. Nun ließ sich aus der Richtung und Schnelligkeit der Fixsternbewegungen zugleich immer bestimmter der Centralpunkt des Systems ermitteln. Als solchen fand Herr Mädler auch alsbald den Stern Alcyone im hellglänzenden Sternbild der Plejaden. Alle Messungen ergaben, daß sich

um dieses Gestirn allein das Ganze bewege. Er theilt diese Messungen mit und weist an einer Menge einzelner Sterne nach, wie sie sich in dieser Region südlich, in jener nördlich und zwar genau mit einer der Entfernungen von den Plejaden entsprechenden Schnelligkeit bewegen. Viele Seiten sind mit diesen tabellarischen Uebersichten gefüllt, die wir jedoch, als nur für die gelehrten Astronomen bestimmt, hier überschlagen. „Fassen wir, sagt Herr Mädler, alles Bisherige zusammen, so ist wohl ohne weiteren Beweis klar, daß ein bloßer Zufall unmöglich solche Resultate liefern könne. Wenn unter 94 (und bis zu 23° Abstand hin, wo die erste von + 0'',06 vorkommt, sogar unter 117) bestimmbaren eigenen Bewegungen nicht eine einzige nördliche gefunden wird, während keine andere Himmelsgegend eine so auffallende Uebereinstimmung zeigt; wenn ungeachtet des bedeutenden Einflusses, den andere Faktoren ausüben, in 5 allgemeinen Durchschnitten bei regelmäßig wachsender scheinbarer Distanz auch die Bewegungen sich verstärken (und unsere Vergleichungen erstrecken sich über einen Raum von nahezu ¹/₃ der gesammten Halbkugel des Himmels): so ist unabweisbar eine Erklärung dieses eigenthümlichen Verhältnisses gefordert. Unsere Annahme aber erklärt Alles, ja fordert es mit Nothwendigkeit. — Niemals wird man innerhalb 15° Distanz von Alcyone einen Fixstern mit einer jährlichen nördlichen Bewegung von > 0'',05, oder bis zu 25° hin von > 0'',1 auffinden, wenn meine Behauptungen gegründet sind; und sind sie es nicht, so werden sie durch fortgesetzte Beobachtungen der Sterne dieser Gegend (deren wenigstens 2000 für Meridian-Instrumente bequem sichtbar sind) sich leicht widerlegen lassen." Die Ausgleichung der Eigenbewegungen der Sterne mit der Bewegung unseres Sonnensystems ist mit schärfster Präcision gegeben.

„Es könnte nun noch, sagt Herr Mädler, der Einwurf gemacht werden, daß, wenngleich die Gegend des Himmels, wo der Schwerpunkt des Fixsternsystems zu suchen ist, durch das Vorstehende innerhalb gewisser Grenzen bestimmt sey, doch deßhalb allein noch nicht die Nothwendigkeit vorliege, gerade Alcyone dafür zu wählen, indem gar wohl auch ein anderer Stern dieser Gruppe oder ihrer näheren Umgebung mit dem Schwerpunkt zusammenfallen könne. Allein abgesehen davon, daß es doch am nächsten liegt, die glänzendste und am reichsten mit Sternen besetzte Gruppe des ganzen Himmels, die sich gerade hier befindet, und nicht einen willkürlichen, unscheinbaren und durch nichts bezeichneten Punkt in der Nähe dafür anzunehmen, so findet sich auch nirgend, selbst nicht in den nächstliegenden Regionen, eine so äußerst genaue Uebereinstimmung der Eigenbewegungen als hier, und diese Eigenbewegungen entsprechen den an sie zu stellenden Bedingungen besser als irgend andere hier vorkommende. Wenn aber die Gruppe selbst als die Centralgruppe betrachtet werden muß, so hat unter gleich weit entfernten Sternen der hellere, zumal bei so bedeutendem Uebergewicht als hier, die nächste Vermuthung der größeren Masse für sich, und überdieß bildet Alcyone auch optisch genommen die Mitte der Plejadengruppe; und seine Eigenbewegung, wie Bessel sie angibt, harmonirt unter allen andern am genauesten mit dem Mittel aus den Bewegungen der übrigen Plejaden, sowie mit dem aus allen Bewegungen der nächsten beiden Regionen bis zu 10° Entfernung hin, wie ich später ausführlich zu zeigen mir vorbehalte.

Ich bezeichne demnach

die Plejadengruppe als die Centralgruppe des gesammten Fixsternsystems bis in seine äußersten, durch die Milchstraße bezeichneten Grenzen hin; und Alcyone als denjenigen einzelnen Stern dieser Gruppe, der unter allen übrigen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, die eigentliche Centralsonne zu seyn."

Sehr schön sind noch folgende nähere Nachweisungen über die Entfernungen und Umlaufszeiten. „Ich wage hier einen ersten Versuch, aus der bekannten Parallaxe und Eigenbewegung des in diesen beiden Beziehungen am genauesten erforschten Sterns 61 Cygni die Entfernung der Plejadengruppe herzuleiten. Da ohne Zweifel diese letztere Entfernung vielmal größer ist, als die von 61 Cygni, und der Winkel des Dreiecks an unserer Sonne 84° beträgt, mithin die kleine Seite, deren Länge bekannt ist, einem nahezu gleichschenklichten Dreiecke angehören muß, so können wir annehmen, dieser Doppelstern stehe eben so weit vom Centralpunkt, als unsere Sonne, und dann wird er sich nach dem Obigen auch gleich schnell mit ihr bewegen. Nehmen wir ferner an, daß diese nächstgrößte aller Eigenbewegungen von uns unter einem nahezu rechten Winkel gesehen werde, und setzen wir den von O. Struve ermittelten Punkt der Sonnenbewegung, so weicht die Richtung der scheinbaren Eigenbewegung 61 Cygni von derjenigen, welche durch die Sonnenbewegung allein, also optisch erzeugt werden würde, um 52° ab, und 61 Cygni ist von diesem Punkte 43° entfernt. Wir werden also die dritte Seite x eines Dreiecks zu bestimmen haben, dessen beide anderen Seiten 5'',143 und x sin 43°, sowie der der gesuchten Seite gegenüberliegende Winkel = 52° ist, und wir erhalten als erste Näherung für die wahre, von der Sonne direkt gesehene und von der Bewegung unserer Sonne befreite Eigenbewegung von 61 Cygni 4'',067. So groß also erscheint auch die Bewegung unserer Sonne von diesem Sterne aus, während dieselbe Bewegung von Alcyone aus unter einem Winkel von 0'',0712 gesehen wird, für den wir gleichfalls hier die nahezu direkte Ansicht nehmen wollen. Dann aber ist (die Parallaxe von 61 Cygni mit Bessel 0'',3483 gesetzt)

die Parallaxe von Alcyone = 0'',006097

oder ihre Entfernung von uns 34 Millionen Sonnenweiten, zu deren Durchmessung der Lichtstrahl eine Zeit von 537 Jahren gebraucht.

Nimmt man ferner die gegenwärtig stattfindende jährliche Angularbewegung (0'',0712) als mittlere Bewegung an, so findet sich für die Umlaufszeit der Sonne um Alcyone als erste Näherung

18200000 Jahre,

und legt man diese beiden Daten zum Grunde, so erhält man für die Summe aller Massen, welche innerhalb einer mit dem Radius Vektor des Sonnensystems um Alcyone beschriebenen Kugel stehen,

M = 117400000

die Sonnenmasse als Einheit gesetzt.

Der jährliche Betrag der Bewegung unseres Sonnensystems aber ist = 11,8, oder in 1 Sekunde nahezu 8 geogr. Meilen.

Der aufsteigende Knoten der Sonnenbahn liegt auf der Ekliptik von 1840

in 236° 58' der Länge

und bei angenommener Fortsetzung der gegenwärtigen mittleren Bewegung wird die Sonne durch diesen Punkt gehen

im Jahre 154500 unserer gegenwärtigen Zeitrechnung.

Endlich aber findet sich für die Neigung der Sonnenbahn gegen die Ekliptik von 1840 . . . 84° 0'.

Alles dieß natürlich als erste, rohe Näherung, um eine allgemeine Idee von der Bahn unserer Sonne zu geben.

Die Spaltung der Milchstraße vom Ophiuchus bis an den Südpol vorüber, während sie in dem übrigen Theile ihres

Zuges einfach gesehen wird, erklärt sich gleichfalls aus der Lage der Centralsonne. Der Mittelpunkt des einfachen Theils liegt nämlich nahezu da, wo eine von Alcyone aus gezogene Normale die Milchstraße trifft. Wahrscheinlich besteht dieser Sternengürtel aus zwei concentrischen sehr breiten Ringen, die in der Gegend, welche für unsern Standpunkt die entferntere ist, perspektivisch zusammenfallen und sich größtentheils decken, in ihrem entgegengesetzten uns näher liegenden Theile dagegen einen hinreichend großen Winkel bilden, um getrennt gesehen zu werden. Da es ferner nicht wahrscheinlich ist, daß die Milchstraße nur die äußerste Grenze einer bis dahin in nahezu gleicher Mächtigkeit und Fülle fortgesetzten Sternschicht bezeichne, vielmehr ihre ziemlich erkennbaren Grenzen auf eine, wenn auch vollkommene Trennung von der inneren Fixsternmasse hindeuten, andererseits aber zunächst um die Plejadengruppe ein gleichfalls ziemlich sternenleerer Raum gefunden wird, so dürfte die Gesammtkonstitution des Fixsternsystems folgende seyn: Die Mitte ist bezeichnet durch eine sehr sternreiche und mit bedeutenden einzelnen Massen erfüllte Gruppe. Um sie herum zunächst eine schmale, verhältnißmäßig sternleere Zone, hierauf eine breite, ringförmige, sternenreiche Schicht, hierauf abermals eine sternarme Zwischenzone, und so fort in einer noch unbestimmten Anzahl von ringförmigen Gliedern, deren beide äußersten die Milchstraße bilden. Brückenartige Zwischentheile verbinden an einzelnen Stellen diese großen Ringe, die auch sonst nicht in allen Theilen ihres Umkreises von gleicher Mächtigkeit sind und hin und wieder etwas einer Gruppenbildung Aehnliches zeigen, meistens aber nur aus isolirten einfachen Fixsternen und Fixsternpaaren bestehen."

Die Entdeckung von Mädler ist eine der größten, die je in der Astronomie gemacht worden sind und sichert ihm unvergänglichen Ruhm.

Die kleine Schrift von Jahn ist nur ein populärer Auszug aus der Schrift von Mädler und fügt noch eine kurze Beschreibung des neuen Planeten und der nächsten großen Sonnenfinsterniß hinzu.

Wenn die „Weltinsel" oder das Fixsternsystem, zu dem wir gehören, auch noch genauer ermittelt seyn wird, so bleibt immer noch unendlich viel zu entdecken übrig; zunächst das Verhältniß, in welchem diese unsere Weltinsel zu den übrigen als Sternhaufen oder Nebelflecken bekannten Inseln steht. Denn diese dürften sich wieder zu einem Ganzen gruppiren. Schon der ältere Herschel, der die Nebelflecken zuerst gründlicher untersuchte, entdeckte einen ganzen langen Zug aneinanderhängender Nebelflecke, eine zweite nur unendlich fernere Milchstraße, welche unsere Milchstraße im rechten Winkel durchschneidet. Außerdem ist durchaus noch nichts aufgefunden worden, was nur entfernt auf eine systematische Anordnung der größten Sterngruppen und Nebelflecke unter einander deutete.

Von vielen Sterngruppen wissen wir nicht einmal, ob sie ein besonderes System bilden oder ob sie nicht zu unserem Milchstraßensystem gehören. Von den Doppelsternen, die bestimmt dem letztern angehören, bis zu den sternenreicheren Gruppen bemerken wir eine kaum unterbrochene Stufenfolge. Von dem Stern σ im Orion, den Struve als sechzehnfach oder als ein System von sechzehn sich um einander bewegender und nahe an einander stehender Sterne erkannt, bis zu den Sterngruppen, die eine höchst regelmäßige Stellung der Sterne gegen einander, wenn auch noch keine bemerkte Bewegung zeigen, scheint der Uebergang nicht groß. Namentlich wiederholen sich in den größeren Sterngruppen die verschiedenen Farben, die so charakteristisch in den Doppelsternen hervortreten. So finden wir in den Verzeichnissen der Sterngruppen Kugeln oder auch nur schmale unregelmäßige Ringe von weißen Sternen, in deren Mitte ein hochrother oder orangefarbener Stern glänzt. Zuweilen ist der Stern in der Mitte der Sterngruppe selbst ein Doppelstern, was wohl zu beweisen scheint, daß wir es hier nur mit Gruppen zu thun haben, die in unser Milchstraßensystem gehören. Man sollte nun solche Gruppen von den Nebelflecken ausscheiden, bei denen man mit mehr Wahrscheinlichkeit voraussetzen darf, daß es selbstständige große „Weltinseln" sind, gleich unserm Milchstraßensystem und unermeßlich fern von ihm.

Ehe man überhaupt daran denken kann, das Verhältniß der großen Milchstraßensysteme zu einander auszumitteln, thut es Noth, uns erst in unserm System näher umzusehen. Da Herr Mädler in der Linse, die unser System bildet, um den Mittelpunkt Alcyone her mehrere concentrische Ringe von sterndichteren Schichten mit sternarmen oder leeren abwechseln läßt, so käme es darauf an, zu forschen, ob nicht zwischen den Schichten oder Ringen, welche dem Centrum näher sind, und dem entfernteren Unterschiede Statt finden? und ob nicht die Unterschiede, die man unter den einzelnen Sternen und Sterngruppen bereits wahrgenommen hat, von ihrer Stellung in der Reihenfolge der Ringe abhängen? Bilden nicht vielleicht die Doppelsterne eine ganz besondere Schicht? und die Gruppen von dichter gedrängten Sternen ebenfalls? Wenigstens wäre einer solchen Voraussetzung die Analogie der Planetenringe günstig. Offenbar bietet der um unsere Sonne laufende innere Planetenring mit den vier nächsten Planeten, von dem zweiten, der die Asteroiden enthält, wie von dem dritten, der die obern Planeten einschließt, sehr verschiedene Erscheinungen dar. Die untern Planeten sind von mittlerer Größe und fest, die obern sehr groß und scheinen flüssig, die Asteroiden sehr klein, aber mit lebhaft wechselnder Ausdehnung und Zusammenziehung der Atmosphäre. Die untern haben nur einen Mond, die obern sehr viele, die Asteroiden sind selber mondartig. Dazu kommen nun noch als weitere Ringe um die Sonne die Kometen, die Sternschnuppen, vielleicht auch der als Zodiakallicht zuweilen stärker hervorstechende Lichtnebel. Nach dieser Analogie nun dürfen wir uns auch im Großen unseres Milchstraßensystems die Ringe oder Sternschichten, die um die Alcyone laufen, verschiedenartig beschaffen denken.

In dieser Mannigfaltigkeit liegt ein unendlicher Reiz. Denken wir uns die Sternenwelt als einförmige Wiederholung des Nämlichen, nur ungeheuer in der Zahl, aber monoton in den Formen, so verliert sie auch das Erhabene. Davon ging Schiller aus, wenn er sagte: im Raum wohnt das Erhabene nicht. Das Universum läßt uns kalt, wenn wir seine wundervolle Konstruktion nicht kennen oder wenigstens ahnen. Zum Trost der reichen Seelen, denen vor der Einförmigkeit und Langeweile selbst im Himmel graut, sagt schon die Schrift: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Eine Reise durch die Sterne würde, wenn sie möglich wäre, bei weitem nicht so uninteressant ausfallen, als sie noch Fontenelle träumte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 2. Dienstag den 5. Januar 1847.

Sternkunde.

1) Die Centralsonne. Von Collegienrath, Prof. Dr. Mädler in Dorpat. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mitau und Leipzig, Reyher, 1847.

2) Die Centralsonne, der neue Planet jenseits des Uranus und die ringförmige Sonnenfinsterniß am 9. Oktober 1847. Von Dr. G. A. Jahn. Mit drei Abbildungen. Leipzig, Friese, 1846.

(Schluß.)

Man darf nur an die unendliche Mannigfaltigkeit der Standpunkte denken, indem von jedem Stern aus der Himmel sich wieder anders darstellt. Vermögen wir uns auch von der physischen Beschaffenheit der Sterne und von dem landschaftlichen Charakter ihrer Oberflächen keine irgend klare Vorstellung zu machen, so wissen wir doch, daß ihre Horizonte die erhabensten und zugleich abwechselndsten Scenen darbieten. Wenn sich der Astronom schon freut, sich auf dem Jupiter die gleichzeitige Erscheinung aller vier Monde oder auf einem Jupitersmonde selbst die Erscheinung der fast den ganzen Horizont füllenden Riesenscheibe des Jupiter am nächtlichen Himmel zu denken; wie viel überraschender müßte noch der Anblick eines rosenfarbenen, grünen oder blauen Doppelsterns von dem ganz nahen andern Stern aus betrachtet seyn, oder mehrere derselben, die zugleich am Himmel stehen; und ganze Sterngruppen oder Sternkränze mit einer rothstrahlenden Centralsonne in der Mitte, von der wir oben sprachen. Die kühnsten Träume der Dichter werden hier von der Wirklichkeit überholt. Wenn z. B. nach dem sibyllinischen Fragment, welches Johann Nicotius zuerst veröffentlichte, die Boten Roms ausgesandt wurden, die weltberühmte Sibylle Cassandra aufzusuchen, um ihre Orakel zu vernehmen, und sie sahen bei Nacht neun Sonnen am Himmel, jede anders an Farbe und mit andern Zeichen bekleidet, — so ist diese Phantasie irgendwo im Sternenhimmel ohne Zweifel realisirt und an Schönheit vielleicht noch übertroffen. Versetzt man sich vollends mitten in die dichtgedrängten Sternhaufen hinein, so ist es nicht unmöglich, daß es Centralkörper derselben gibt, von denen aus man nur die durch einander wimmelnden sonnen- und mondartigen Sterne und nichts vom Himmel außerhalb derselben sieht, so daß das Auge sich gleichsam in einem Meer von Sonnen oder Monden badet.

Ueberhaupt bietet die Nähe großer oder zahlreicher Sterne Schönheiten dar, von denen wir uns kaum einen Begriff machen können, die wir verurtheilt sind, von dem uns nächsten Gestirne sehr weit entfernt zu leben. Nur wenn wir uns die Erdscheibe vom Mond aus gesehen denken, nähern wir uns dieser Vorstellung. Mögen nun die Doppelsterne oder die Sterne in dichtgedrängten Sterngruppen auch absolut sehr weit von einander stehen, sie befinden sich doch relativ nahe, wenn ihre Entfernung von einander ihren eignen Durchmesser nicht weit übertrifft. In diesem Verhältniß der Nähe nun scheinen sehr viele, ja fast die meisten Sterne in der Welt zu stehen, so daß die, welche wir vereinzelt sehen und deren Durchmesser millionenmal kürzer ist als ihre Entfernung vom nächsten Stern, die Minderzahl bilden dürften. In allen Fällen aber, wo die Entfernung zweier Sterne und ihr Durchmesser sich mehr oder weniger ausgleichen, dürfen wir auch einen unmittelbaren Verkehr zwischen ihren Bewohnern für möglich halten, wovon wir bei dem Mißverhältniß zwischen Durchmessern und Entfernungen in unserm Planetensystem uns nichts träumen lassen dürfen. Ja es läßt sich ein Verkehr unter den Bewohnern aller Sterne einer dichtgedrängten Sterngruppe als möglich denken. Und warum sollte auch das pennsylvanische System der einsamen Absperrung, das der Schöpfer für uns unbotmäßige Planetenbewohner nöthig erachtete, auf Geister höheren Ranges angewendet werden müssen? Wenn wir uns solche höhere Wesen denken, so sind wir auch fast gezwungen, uns eine Räumlichkeit für ihren Verkehr einzubilden, der großartiger und freier, als unser terrestrische ist. Und da könnten wir denn auf eine würdige Bestimmung jener wunderbaren Gruppen schließen, in denen tausende von Sternen, nahe zu einander gedrängt, kunstreiche Reigen schlingen.

Bilden nun alle uns sichtbaren einzelnen Fixsterne, Doppelsterne und wahrscheinlich auch die meisten Sternhaufen mit der Milchstraße gemeinschaftlich ein einziges System und zwar das von Mädler erkannte concentrische System der vielen die Alcyone langsam umkreisenden Sternringe; so sind dagegen die unauflösbaren Nebelflecke und vielleicht auch schon einige der auflösbaren, aber sehr fernen Sternhaufen wieder selbstständige Milchstraßensysteme, mit dem der Alcyone von gleichem Range. Wie Oasen in der Wüste, wie Inseln im Ozean, so liegen diese „Weltinseln" im unendlichen Raum zerstreut. Wie sich diese Inseln zu einander verhalten und ob sie wieder in einem höhern Ganzen gegen einander gravitiren, darüber hat uns die Beobachtung noch nicht den mindesten Aufschluß gegeben, und auch die Analogie läßt keinen sichern Schluß zu. Denn wenn wir auch, ohne zu viel zu wagen, annehmen dürfen, daß wir nur den kleinsten Ausläufer der astralischen Ramifikation kennen, und daß, wie der Radius der Mondbahn aus dem Radius der Erdbahn und dieser wieder aus dem

Radius, der die Sonne auf ihrer Bahn um die Alcyone führt, herauswächst, so auch wieder ein noch größerer Radius die Alcyone mit ihrem ganzen Ringsystem um eine noch fernere Centralsonne führt, und diese wieder um einen andern läuft, und daß so die Abzweigung der Radien noch bis ins fünfte, sechste und durch noch mehr Glieder sich fortsetzen kann; so wäre doch, selbst wenn wir den Hauptstamm und die geheimnißvolle Wurzel dieses Sternenbaums auffinden könnten, für die Erkenntniß des Alls noch lediglich nichts gewonnen. Denn wäre gleichsam die Totalität und Einheit eines Baums gefunden, so würde derselbe sogleich wieder einen ganzen Wald voraussetzen, weil ja der Raum unendlich ist. Das Centrum aller anderen Centren, die absolute Mitte des Alls, ist nie zu finden, weil es gar keine geben kann. Wenn nämlich der Raum endlos ist, so kann auch, was darin ist, keine irgend begrenzte Figur, keine Seite, kein Umkreis, mithin auch keine Mitte haben; denn keine Figuration vermöchte den Raum auszufüllen, es würde immer wieder Raum zu andern übrig bleiben, und diesen leer zu lassen, widerspricht dem horror vacui. Wie viele Sternsysteme der ungeheuersten Größe wir uns nun auch mit ihren Centralpunkten vorstellen mögen, keiner der letzteren kann der absolute des Weltganzen seyn. Mithin reicht die Analogie der uns nächsten Centralisationssysteme nicht mehr aus, wenn wir uns in die Fernen des Universums vertiefen.

Dieß ist von den poetischen Gelehrten vergessen worden, welche den Drang in sich nicht unterdrücken konnten, dem Weltganzen eine Figuration anzudichten. Im Anfang des laufenden Jahrhunderts beschäftigten sich die sogenannten Naturphilosophen viel mit diesem reizenden Spiele der Phantasie, wobei sie nur insofern fehlten, als sie die Dichtung für Wahrheit ausgaben und in die gelehrte Paragraphenform brachten. Ihre Phantasie suchte gewisse Gegensätze, woraus in der That ein schönes Weltbild mit harmonisch vertheiltem Licht und Schatten hervorging. Um das Weltcentrum her sahen alle die höchste Vollendung und Reife. Der Eine verglich die Fixsterne mit den Planeten und die Nebelflecken und Milchstraßen mit den Kometen und hielt jene für die Vertreter des konservativen, die letzteren für die des revolutionären Prinzips im Kosmos. Der Andere nahm ebenfalls die höchste Vollendung in den Fixsternen an, hielt aber die bleichen Sternnebel für die unentschiedene Lichtmaterie, aus der sich erst neue Sterne bilden sollten, und glaubte dieselbe umgebe von außen die innerwärts schon festgestellte Welt wie Eiweis den Dotter. Wieder ein Anderer ließ sich von der Größe unserer Milchstraße dermaßen imponiren, daß er sich das ganze Weltall als eine Kugel von mit ihren Spitzen concentrisch zusammengefügten Kegeln und jeden Kegel durch parabolische Milchstraßen ausgedrückt dachte. Solche hübsche Figurationen lassen sich nun noch mehrere träumen, wenn man will. Die weisen Inder drücken das Willkürliche in solchen Phantasien in einem sehr glücklichen Bilde aus. Wenn nämlich, sagen sie, der elephantenköpfige Gott Ganescha gebadet hat und nachläßig daliegend das eingesogene Wasser aus dem Rüssel als Springbrunnen aufsteigen läßt und Millionen funkelnde Tröpfchen sich stoßweise ablösen, so — entstehen unsere Sternenwelten.

Die Unmöglichkeit einer absoluten Mitte im Weltraume kann uns über unsere Entfernung von dem relativen uns nächsten Centralpunkt trösten. Eine absolute Mitte gibt es, aber sie liegt nicht im Raum, und wir können ihr daher ganz nahe stehen. Damit wird alles beseitigt, was man vom astronomischen Standpunkt hat gegen die geoffenbarte Religion einwenden wollen. Man hielt sich für sehr geistreich, wenn man sagte, der liebe Gott hat mehr zu thun, als sich um unsern kleinen Planeten zu bekümmern. Er muß in maaßloser Ferne Milliarden von Sternen und Milchstraßen regieren, wie kann er ein besonderes Interesse für uns arme Erdbewohner haben? wie kann er gar uns seinen Sohn geschickt haben wollen? Daran knüpfte man die kluge Frage, ob sich Gott auf die gleiche Art auch im Merkur und Mars, im Jupiter und Saturn, in Sonne und Mond und auf den übrigen Sternen offenbart habe? ob überall derselbe Mittler hingesandt worden sey, oder ein anderer und wie viele dann? Solche Sorgen um die andern Himmelskörper machten sich die geistreichen Zweifler, indem es ihnen eigentlich nicht um das Seelenheil der Bewohner jener Himmelskörper zu thun war, sondern einzig um eine Blasphemie. Die Astronomie hat aus ihrem rein wissenschaftlichen Heiligthum heraus nie etwas geboren, was dem Glauben widerspräche, nur der Spott hat es in sie hineingetragen. Die Astronomie lehrt die Größe und Herrlichkeit Gottes in seinen Werken und ist kein Arsenal für die Religionsspötter. Sophistische Fragen, wie die obigen, bleiben ihr fern. Denn erstens schließen die ungeheuern Fernen, mit denen sie uns im Raum bekannt macht, die Allgegenwart Gottes keineswegs aus, sondern beweisen dieselbe vielmehr; zweitens sind alle Vermuthungen über die Seelenzustände uns völlig fremder und unzugänglicher anderer Sternbewohner unzuläßig und absolut unwissenschaftlich; und drittens ermahnt, wenn wir irgend Analogien suchen, die uns zu Schlüssen berechtigten, uns alles zur Demuth. Wir dürfen nämlich niemals vergessen, daß, da nun einmal überall Rangordnungen in der Welt sind, die Analogie der Rangordnungen unter den irdischen Wesen selbst uns keine hohe Stelle auf der astralischen Stufenleiter anweist. Jedem Wesen auf beschränktem Standpunkte gönnte der Schöpfer mehr zu sehen, als es gerade nothwendig begreifen muß. Jedes erfreut sich eines gewissen Ueberflusses von Anschauungen über die Summe seiner klaren Begriffe. Jedes Thier sieht mehr von der Welt als es von ihr begreift. Der Mensch ist in gleichem Falle. Wie mag er nun, der nur das ihm Nächste begreift, vom unermeßlichen All behaupten, was darin seyn könne, was nicht? Das Einzige, was er gewiß weiß, ist, daß unsere Erde ein kleiner und dunkler Körper von viel niedriger Art ist, als die Sonnen über ihm. Will er nun überhaupt von Analogien ausgehen, und von der Kleinheit des Wohnorts auf die Kleinheit der Geister auf Erden schließen, so wird er auch auf ein Wissenwollen, das über seinem Rang liegt, verzichten. Die Demuth seiner eignen Stellung und Hülfsbedürftigkeit aber muß ihn hoffen lassen, daß ein Heil, das sogar ihm zugänglich geworden sey, den Bewohnern höherer Welten noch weniger fehlen werde.

Die nämlichen Denker, welche vom alten Gott der Bibel glauben, daß er nur der engherzigen Vorzeit angehöre, in der man sich die Erde wie einen Kopf unter einer mit Sternen angemalten Schlafmütze dachte, daß er aber für den weiten Horizont der Gegenwart und für die von neueren Astronomen entdeckten unendlichen Welträume und Sternenheere nicht mehr passe, gerathen in einen sonderbaren Widerspruch, wenn sie andererseits behaupten, der Mensch selbst und allein sey Gott. Jener alte Gott der Psalmen, der da war, ehe die Berge waren und der da bleiben wird, wenn alle Himmel vergehen, ist ihm die Größe des Raums wohl zu groß? Was könnte die Wissenschaft irgend noch entdecken, das auch nur entfernt der Vorstellung Abbruch thäte, die wir von seiner Allmacht haben. Und statt seiner will man nun das ohnmächtige Geschöpf, den kurzlebigen, schwachsinnigen, irrthums-

und sündenvollen Menschen zum höchsten Gott erheben? und während man auf den niederen Rang unseres Planeten unter den Himmelskörpern hinweist, um unserer geoffenbarten Religion jeden Werth abzusprechen, vergißt man diese planetarische Niedrigkeit, Ranglosigkeit und Unebenbürtigkeit so sehr, daß man sich träumt, wir Menschen seyen Gott und es gäbe keinen außer uns. Die Astronomie, die man gegen das Christenthum ins Feld gerufen hat, wendet sich nicht gegen dieses, sondern gegen die Philosophie der Zeit. Wenn die Bewohner der Sonne, des Sirius, der Alcyone, der Milliarden großer Weltkörper alle, die an Rang hoch über unsrer Erde stehen, wüßten, daß sich Professor Hegel in Berlin, ein Menschlein in schwarzem Frack auf unserm dunkeln Planeten für das höchste Wesen gehalten habe, so müßten sie in der That lächeln und seinen Wahn ziemlich komisch finden, ihm jedoch um seiner irdischen Unwissenheit willen und seines niedern Standpunktes wegen lächelnd verzeihen, berücksichtigend, daß, ob zwar über unsern Planeten immerhin ein reiches Maaß von Weisheit ausgegossen ist, das man mit Bescheidenheit verdienen kann, doch auch das Maaß der Narrheit erfüllt werden muß.

Fast noch mehr als die ungeheuern Weiten des Raums und Größen der Himmelskörper, können die astronomischen Zeiträume dem menschlichen Stolze, wenn er sich zu hoch erheben will, zur Demüthigung dienen. Unsere sogenannte Weltgeschichte von 6000 Jahren ist ein Zeitraum, den die Sonne dreißigtausendmal vollenden muß, ehe sie nur ein einzigesmal um die Alcyone herumgekommen ist oder ein einziges ihrer Jahre zurückgelegt hat. Lebten Wesen auf der Sonne, die nach Verhältniß der Erdenbewohner alt würden, so würden sie siebzigmal mit ihr um die Alcyone kreisen, wie wir mit unserer Erde um die Sonne, und für sie wäre die ganze Dauer unserer bisherigen Weltgeschichte nur — eine Viertelstunde. Für sie also würde das ganze menschliche Geschlecht (nicht bloß etwa ein Individuum) noch weniger als eine Ephemere seyn; das Leben eines menschlichen Individuums aber würde für sie fast unberechenbar kurz, nur ein einziger Augenaufschlag seyn. Solche Rechnungen sollten die Eitelkeit auf unserer kleinen Erde ein wenig dämpfen.

Wenn man die wahren Werthe vergleicht, so ist es erstaunlich, wie groß und wichtig die Entdeckungen in der Naturwissenschaft, namentlich in der Astronomie sind, und wie kleinlich und erbärmlich die Resultate unserer Philosophie. Die Philosophie ist seit Hegel so weit gekommen, daß sie eigentlich nur der Ausdruck derjenigen menschlichen Hoffart geworden ist, die sich a priori als absolute Vernunft proklamirt und keinerlei Erfahrung anerkennt, um derselben keine Concession machen zu dürfen, und der nichts so zuwider ist, als die Bereicherung der Erfahrung durch die Naturwissenschaften, weil jede neue Entdeckung sie einer Lüge zeiht und ihr eine neue Frontveränderung zumuthet. Die alles von vorn herein durch sich selbst wissende Philosophie muß sich natürlich bitter in ihrem Hochmuth gekränkt und in ihren Demonstrationen turbirt fühlen, wenn der Vorhang, den sie vor die Natur der Dinge gezogen, alle Augenblicke wieder zerrissen wird.

Wie undankbar ist der Mensch, daß er von eigner Größe träumt, wenn ihm Gott den Blick ins Universum eröffnet, und daß er sich äffisch putzt, wo er anbeten sollte. Wäre es möglich, daß ein geheimer, ihm vielleicht selbst nicht ganz klar gewordener Neid gegen höhere Wesen ihm die Hoffart seiner Philosophie eingepflanzt hätte? Zuweilen scheint es, als ob jener alten Sage vom Fall der Engel aus Neid eine tiefe Wahrheit zu Grunde liege. Neid machte die Engel fallen und die Gefallenen mußten das Kleid des irdischen Leibes anziehen zu ihrer Buße. Weil sie Gott gleich seyn wollten, wurden sie weniger, als sie gewesen waren, und weil der Neid sie geplagt, kamen sie in eine Lage, in der sie noch neidischer zu werden in dem Maaß Ursache hatten, als sie selbst nicht zu beneiden waren. Der Neid, der mit dämonischer Kraft ausgerüstet, Lucifer und seine Schaaren zum Himmelssturm bewaffnet, sieht sich in der irdischen Beschränkung auf das Aushecken philosophischer Systeme beschränkt, welche Gott leugnen, und auf klägliche Versuche, dem strafgefangenen Geist Freiheit anzulügen. Die Dichter, mit den Philosophen ziemlich wetteifernd in der Hoffart der Gottesleugnung, erkannten doch mit tieferem Instinkt den Schmerz und die Hemmung der geheimnißvollen Fesseln und Lord Byron war deßhalb unendlich wahrer, als es gleichzeitig Hegel gewesen ist. Bei Byron sprach der Neid des gefallenen Geistes sich naiv und mit trotziger Resignation aus, bei Hegel mit dummdreister Lüge sich selbst bethörend, wie einst Sejanus, schon dem Verhängniß verfallen, noch Opfer und Rauchwerk vor seiner eignen Statue brachte und sich selbst adorirte, um sich die göttliche Größe anzudichten, die ihn hätte schützen können, wenn sie mehr als Lüge gewesen wäre.

Ob übrigens das Schlänglein Neid von unserer kleinen Erde aus gegen die ewigen Gestirne zischt und pfaucht, sie gehen ruhig ihren Gang fort und durch unsere Blasphemie wird an Gottes Gesetzen nicht das mindeste abgeändert. Nur wir selber schaden uns durch das Vorkehren des Dämonischen in unserer Natur, das wir unterdrücken sollten. Wenn man es recht betrachtet, so machen wir uns doch eigentlich ganz unnütze Sorgen, indem wir auf unserm planetarischen Schifflein daher fahrend den übrigen Gestirnen durchs Sprachrohr der Pansophie zuschreien: wir seyen ihre Götter. Sie hören uns nicht einmal, wir aber haben den Schaden davon, denn vor göttlichem Hochmuth will nun keiner unter uns dem andern mehr gehorchen und alles geht drüber und drunter wie in einer Schenke, in der die Bauern sich prügeln, wenn die Lichter ausgelöscht sind. Bedenken wir, daß wir unsere irdische Wohnung doch nur als Gäste Gottes inne haben, so ist unser Betragen gemein und unangemessen. Wir sollten weit mehr Ehrfurcht vor dem Herrn des Hauses blicken lassen, wenn wir uns nur einigen Anstandes befleißigten. Die Philosophie der Zeit verletzt diesen Anstand auf eine bisher kaum erhörte Weise und bedroht ihre zahlreichen Anhänger mit einer geistigen und sittlichen Verwilderung, die nicht anders als in einer blutigen Revolution sich selbst bestrafen kann. Die Philosophie, welche sich rühmt, die Bildung des menschlichen Geschlechts absolut vollendet zu haben, hat in der That nur der innersten Gemeinheit und Frechheit der menschlichen Natur Ausdruck und Waffen geliehen, sich gegen alles, was edel ist, zu empören. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat sieht man die Wellen des Pöbelmeeres anschwellen, welches gegen die riesigen Steintafeln der zehn Gebote antobt, um das uralte Gesetz auf Erden zu vertilgen und dafür den neuen Code noir der befreiten Gottesklaven einzuführen, der da lautet: du sollst keinen andern Gott haben neben dir, — du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich brauchen, indem du ihn einem Andern gibst, als dir selbst, — du sollst alle Tage zu Feiertagen, oder blauen Montagen machen, nicht mehr arbeiten, sondern die Reichen plündern und bei Champagner und Rehbraten Weltgeschichte machen, — du sollst Vater und Mutter verachten, denn sie sind voller Vorurtheile und Schwächen der alten Zeit, und nur die Jugend hat Vernunft, — du sollst tödten alle, die dem Fortschritt im Wege stehen, — du sollst ehebrechen

und überhaupt die Ehe, als eine lästige Fessel ganz abschaffen, — du sollst stehlen, weil du dadurch nur dem allgemeinen Menschenwohl dienst, das kein Privateigenthum gestattet, — du sollst falsch Zeugniß reden, denn sonst gäbe es keine Preßfreiheit, — du sollst gelüsten nach deines Nächsten Haus, Weib, Magd und Allem, was sein ist, — du sollst gelüsten nach Gottes Herrlichkeit selbst, ihn von seinem alten Thron stürzen und dich hineinsetzen. Alle diese neuen Gebote sind wörtlich in den tonangebenden Schriften der jungen Zeit enthalten und bilden die Summe ihrer socialen Weisheit. Die Erde soll durch diese neue Gesetzgebung wieder in das Paradies verwandelt werden. Wie nach der Tradition einst Gott den Menschen aus dem Paradiese trieb, und auf die rauhe Erde setzte, so braucht jetzt der Mensch nur umgekehrt Gott von der Erde zu vertreiben, damit sie wieder zum Paradiese werde. Und wie damals die Unschuld verloren ging, so entledigt man sich jetzt der Schuld einfach durch den moralischen Bankerott. Wozu die langweilige Loskaufung durch den Erlöser? Wir erkennen ganz einfach die Schuld nicht an, der Schuldbrief ist zerissen und wir sind frei.

Die Freisinnigen merken nicht, daß sie trotz aller Unabhängigkeitserklärungen, doch auf ihrem kleinen Planeten dem geheimnißvollen Zuge der allgemeinen Gravitation in der großen Sternenwelt, und demnach ohne allen Zweifel auch dem gleich ewigen allgemeinen Sittengesetz der geschaffenen Geister unterworfen sind. Und wie das Meer, aus seinen Ufern tretend, doch immer wieder in sein Bett zurückfließen würde, weil die Gesetze der Schwere es so verlangen, so werden auch die Wogen des Völkermeers sich immer wieder legen müssen, wenn ihr philosophischer Neptun sie auch aufpeitschte, die geistige Sonne vom Himmel herabzuspülen. Wie sicher hält der Allmächtige den Planeten an unsichtbarem Faden, und magnetisirt die schwere Masse seines Körpers mit leisem Fingerzuge. Sollte seine Macht sich weniger deutlich offenbaren im Schicksal der Planetenbewohner, und können sie sich freier von den allgemeinen Geistesgesetzen glauben, wie der Boden unter ihren Füßen vom Gesetz der Schwere? Ist es aber den Vergeßlichen nicht lange schon verkündet, was der Zug der Schwere in der sittlichen Welt ist? Was zieht sie immer tiefer herab in dem Maaß, in welchem sie über alle Schranken hinaus wollen? Was legt sie in immer schwerere Ketten, je weniger sie dem leisesten Zwange der Pflicht und einem schönen Maaße sich unterwerfen wollen? Es ist die Schuld, es ist jene verachtete, lächerliche Erbsünde, von der kein gebildeter Mensch mehr sprechen darf. Sie ist die Last, die dem Genius des Fortschritts wie Blei an den Füßen hängt und ihn nicht fortläßt, mag er noch so wild mit seinen Flügeln schlagen. Sie ist der Zug zur Tiefe, der den Zug zur Höhe in die polare Spannung versetzt, aus welcher die Menschheit nie hinauskommen kann. Sie ist das Gewicht an der Uhr unserer sogenannten Weltgeschichte, die nur eine kleine Planetengeschichte ist. Sie verstärkt aber den Zug ihrer Schwere im Verhältniß des menschlichen Emancipationsdranges. Je widerspenstiger der Mensch gegen Gottes Gebote ist, um so gewisser sein Rückschritt; je hoffärtiger, um so tiefer sein Fall. Daß die Philosophie der Gegenwart ein Rückfall in die älteste und schwerste Sünde des menschlichen Geschlechtes sey, konnte unerkannt bleiben, so lange sie Sache der Schule war, nun sie aber ins Leben tritt und die Massen von ihr besessen zu werden anfangen, kommt auch ans Licht, welches dämonischen Ursprungs sie ist und ihre eignen Erfolge werden ihr zum Gericht.

Als im vorigen Jahrhundert die Bedeutung des Heiligen ziemlich tief in den Hintergrund zurücktrat und dagegen die Bildung in stürmischer Bewegung den Vordergrund einnahm, den sie noch jetzt behauptet, vergaß man, daß das Heilige mit der echten Bildung sich innig verbindet, wies Jenes allzu einseitig ab und schmeichelte sich, es durch eine gewisse sittliche Grazie, durch das Schickliche und Feine, und durch Adel des Geistes ersetzen zu können. Die ersten Träger und Verbreiter dieser Bildung handelten noch in dem guten Glauben, daß sich die Menschen überall dem sanften Zwange einer feinen Gesittung unterwerfen würden. Sie wähnten, es werde irgend einmal die glückliche Zeit kommen, in welcher auch die den Centralpunkten der Bildung ferner stehenden Landbewohner, und die der Bildungsmittel entbehrenden arbeitenden Klassen dennoch allmählig in den Kreis höherer Civilisation gezogen werden könnten, und es gab Enthusiasten, die den Bauern hinter dem Pfluge Goethe's Wilhelm Meister in die Tasche zu spielen hofften. Daß das Landvolk und die Proletarier der Städte hiezu niemals Zeit gewinnen oder nur Neigung haben würden, mißkannten sie; daß es ferner auch unter den reichen, gebildeten und gelehrten Klassen Naturen gäbe und immer geben würde, welche innerlich gemein und bösartig, auch aus der edelsten Bildung nur Gift saugen würden, leugneten sie durchaus, weil sie vom Optimismus ausgingen und das Dämonische im Menschen für einen bloßen Wahn hielten. Allein diese Philanthropen machten schon zur Zeit der französischen Revolution die bittere Erfahrung, daß sie sich getäuscht hatten, indem einerseits unter den Gebildeten, ja unter den tonangebenden Geistern selbst, jenes dämonische Wesen in seiner ganzen Furchtbarkeit hervortrat, die Waffen des Verstandes und der Phantasie fast ausschließlich nur zur Bekämpfung alles Edlen in der Menschennatur mißbrauchte und wie die Gesellschaft, so die Literatur in den Abgrund der Korruption stürzte, andererseits aber die rohen Massen von der Bildung, die man ihnen zum Gemeingut anbot, rein nichts begriffen und nur die Korruption der höhern Stände hinlänglich verstanden und lockend genug fanden, um sie sich anzueignen. Daher die Greuel der Anarchie, denen der strengste militärische Gehorsam allein ein Ende machen konnte und gemacht hat.

In Deutschland behauptete damals die Bildung noch ihren ursprünglichen reinen Charakter. Aber sie ist jetzt im Begriff ihn eben so zu verlieren, wie er vor der Revolution in Frankreich verloren ging. Die Symptome der Verwilderung werden immer schreckenerregender. In dem Maaß, wie sie es wurden, haben unsere Blätter die hereinbrechende Korruption bekämpft, ohne sich jemals vom Prinzip der Bildung, zu deren Organen sie von jeher gehörten, zu entfernen. Wir machen dieß geltend in einem Augenblick, in welchem man uns vorwerfen zu können glaubt, wir verließen den Weg der fortschreitenden Civilisation, um ins Mittelalter zurückzukehren, da wir doch nur den Abweg in die Korruption vermeiden und die gefährdete Bildung mit den Waffen vertheidigen, die zuverläßig die rechten sind. Wir können aber diese Bemerkung nirgends schicklicher anknüpfen, als an die Würdigung einer der schönsten Entdeckungen des menschlichen Geistes, einer der edelsten Früchte wissenschaftlicher Bildung, wie sie uns in dem Werke des Herrn Mädler vorliegt. Hier ist wahrer Fortschritt, der sehr zu unterscheiden ist von den vorgeblichen Fortschritten der schlechten Presse.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

N^r. 3. Sonnabend den 9. Januar 1847.

Indische Dichtkunst.

Die Kuruinge. Ein indisches Heldengedicht von Adolf Holtzmann. Karlsruhe, G. Holtzmann, 1846.

Auch als zweiter Theil der „Indischen Sagen" desselben Verfassers ausgegeben. Der Titel fällt ein wenig auf, da man an indischen Namen die Endung ing nicht gewohnt ist. Unter den Kuruingen sind die berühmten mythischen Brüder zu verstehen, die man insgemein die Kuru oder Kurus nennt. Herr Holtzmann hat ihnen die deutsche Endung ing angehängt, nach Analogie der Merovinger, Karolinger &c. Im Text begegnet uns gleich auf der ersten Seite das Wort Ilf für Elephant, was sich indeß hinlänglich durch den Wohlklang und das dringende Bedürfniß eines abgekürzten Wortes rechtfertigt, denn es würde höchst schleppend gewesen seyn, zumal in zusammengesetzten Wörtern wie Elephantenstadt, in kurzzeiligen Versen immer das viersylbige Wort gebrauchen zu müssen.

Bedenklicher als diese kleinen Ungewöhnlichkeiten im Ausdruck erscheinen die Freiheiten, die sich der Uebersetzer mit dem Inhalt selbst genommen hat. Allein er rechtfertigt sie auf bündige Weise. Sein Gedicht ist ein Auszug des Wesentlichsten in dem großen indischen Gedicht Mahabharata. Weggelassen sind die langen, den Zusammenhang der Geschichte beständig unterbrechenden Episoden. Weggelassen sind die scholastischen Gespräche, die, offenbar von späterer Hand, der alten phantasiereichen Mythe waren eingeschoben worden. Aber der Uebersetzer hat auch manchen Zug in der Hauptsache des Gedichts selbst verändert, sofern er ein folgerechtes Ganze herstellen wollte und er sich überzeugt hat, daß die von ihm restaurirten Züge die ursprünglichen des Gedichts gewesen seyn müssen, indem erst die spätere Redaktion dasselbe willkürlich entstellt habe. In der That muß man sich über den Widerspruch, der in dem indischen Gedicht liegt, wundern, sofern nach der ganzen Anlage die poetische Gerechtigkeit auf Seite der Kuru ist, die letzte Redaktion aber einseitig für deren Gegner, die Pandu, sich erhitzt. Diesen Mißständen hat nun der Uebersetzer abzuhelfen gesucht, indem er abschneidet, was ihm späterer Auswuchs scheint. So, um nur eins, aber eine Hauptsache zu erwähnen, spielt Krischna im Mahabharata die Rolle, welche Locki in der Edda, die Zauberer Merlin und Malegys in den Heldengedichten des Mittelalters spielen, nämlich er tritt dem würdigen Gegner nie offen entgegen, sondern fällt ihn durch hinterlistige Anschläge, die er andern eingibt. Am Schluß des Mahabharata aber wird derselbe Krischna seiner göttlichen Tugenden wegen über alles gepriesen. Umgekehrt erscheint der Kurusohn Durjozana im ganzen Gedicht so edel und großmüthig, als man es nur immer verlangen kann, um am Schluß auf eine lächerliche Weise feig dargestellt zu werden. Dieser letztere Zug ist also gewiß nur späterer Zusatz, wie es die erbaulichen Gespräche Krischnas sind, und sofern Herr Holtzmann ein für deutsche Leser genießbares Ganzes geben wollte, hat er nicht Unrecht gehabt, zu restauriren, wie er gethan hat. Seine Rechtfertigung, den Sanskritgelehrten gegenüber, hat er sich vorbehalten. Weniger möchten wir die Aengstlichkeit billigen, mit der er das Verhältniß der fünf Pandu zur schönen Draupadi verschleiert hat. Diese Dame war nämlich mit allen fünf Brüdern zugleich verheirathet, was nach indischen Begriffen durchaus nichts Anstößiges hat, da die Polyandrie bei gewissen Stämmen ein uraltes Herkommen ist. Weiß man das nicht, so versteht man nicht ganz den Eifer, mit dem sich in unserem Gedicht die Brüder der Dame annahmen. Namentlich begreift man nicht, warum einer der Kuru, Karn, so gar erbittert auf den Pandusohn Ardschunas ist. Diese Erbitterung rührt nämlich daher, daß beide sich um Draupadi bewarben, Ardschuna aber den Sieg davontrug. Ardschuna besaß, der indischen Mythe zufolge, die Schöne in gemeinsamer Ehe mit seinen Brüdern. Herr Holtzmann gibt sie, um den europäischen Ehebegriffen nicht wehe zu thun, dem ältern Bruder allein und muß nun Ardschuna zu einem Entsagenden machen. Nun wird aber völlig unverständlich, warum Karn ihn mit solcher Wuth bekämpft, denn nach dem natürlichen Lauf der Dinge müßten sich zwei Nebenbuhler, die beide in ihren Bewerbungen unglücklich gewesen, versöhnen; der fortdauernde Haß läßt sich nur dadurch rechtfertigen, daß Einer im Besitz des Glückes bleibt.

Das ganze Gedicht gehört zum Schönsten, was die indische Poesie überhaupt darbietet. Die Kuru und Pandu sind Geschwisterkinder; Durjozana, der älteste Kuru, ist König von Indien; Juzischthira, der älteste Pandu, gönnt ihm den Thron nicht und sucht ihn zu stürzen. Er hofft es mit List zu erreichen, indem er ihn zum Würfelspiel verlockt, aber Durjozana gewinnt unausgesetzt. Juzischthira wird immer hitziger, setzt all sein Gut, seine Brüder, sich selbst, endlich auch die Draupadi aufs Spiel. Durjozana gewinnt alles. Die schöne Draupadi wird von einem der Kuru bei ihren schwarzen Haaren herbeigeschleppt. Da ruft der uralte Bhischma, der Nestor unter den Kuru:

> Weh, wehe! muß ich leben so lange,
> um unsres Hauses Untergang
> noch selbst zu sehn? denn ferne ist nicht
> der Kuruinge Untergang,
> seit frevelhaft ein Kuruing
> ein Weib an ihren Haaren schleift.

Welche hohe Stellung hatte das Weib im alten Indien, daß an die Mißhandlung eines wehrlosen Weibes der Untergang eines ganzen Königsstammes geknüpft wird! Draupadi aber ist schlau und wirft die Frage auf, ob Juzischthira sie habe können aufs Spiel setzen, da er sich selbst schon verspielt gehabt habe, also auch nichts mehr habe sein nennen können? Durjozana ist großmüthig genug, ihr Recht zu geben und sie für frei zu erklären, ja er schwört ihr, jede Bitte zu erfüllen, die sie aussprechen werde. Sie bittet nun natürlich um die Freilassung ihrer fünf Männer, und Durjozana gewährt sie unter der Bedingung, daß sie sämmtlich dreizehn Jahre lang verbannt im Walde leben, um seine Ruhe nicht mehr zu stören.

Im Walde aber kommt der arglistige Krischna zu ihnen und beweist ihnen aus den heiligen Vedas, daß sie ihr Wort nicht zu halten brauchen; denn in den Vedas stehe „ein Tag in Kummer vollbracht ist einem ganzen Jahr gleich“, sie hätten also schon nach dreizehn Tagen die Zahl erfüllt. Dieses Sophisma wirkt, die Pandu bringen einen ungeheuern Anhang zusammen und ziehen wieder die Kuru zu Felde. Darüber grämt sich Niemand mehr als der alte Fischma, von dem wir jetzt erfahren, daß er der Großvater der Kuru und Pandu, der Stammvater des ganzen zwieträchtigen Geschlechts ist. Die Episode, so wie die ganze Erscheinung des Heldengreises ist höchst anziehend. Fischma warb für seinen Vater um die Hand der schönen Satjawati, deren Vater, der Fischerkönig, sie aber nicht hergeben wollte, außer unter der Bedingung, daß ihr künftiger Sohn König werden, Fischma also auf sein Thronrecht als Erstgeborner entsagen müsse. Um des Vaters willen schwur nun Fischma, nie den Thron zu begehren und auch nie zu heirathen. Satjawati gebar einen Sohn, der nun König wurde, aber von seinen beiden Gemahlinnen keine Kinder hatte, weil er unheilbar dahin siechte. Da flehte Satjawati den Fischma an, als den einzigen noch lebenden Kuru, das Geschlecht fortzupflanzen und er gesellte sich insgeheim zu den beiden Frauen und beide wurden Mütter, die eine des Kuru, die andere des Pandu, unter deren Söhnen der große Kampf ausbrach. Wie bitter der alte Fischma nun auch diese Zwietracht unter seinen Enkeln beklagte, so mußte er doch für die Kuru, auf deren Seite das Recht war, die Waffen ergreifen, und er hoffte, die Pandu zu bezähmen, ohne sie zu vertilgen. Der greise Held in der Schlacht gewährt ein schönes Bild. Juzischthira ruft bei seinem Anblick:

O Krischna, wie ein tobender Ilf
das Zuckerröhricht niedertritt,
wie ausgetrocknete Wälder das Feuer
unwiderstehlich niederbrennt,
so wüthet in meinem Heere zermalmend
der Ganga unnahbarer Sohn.
Wer wagt es, den entsetzlichen Alten
nur anzusehn, wenn durch das Heer
wie eine opferleckende Flamme
der Schreckliche Verheerung trägt?
Neun Tage schon, o Kesawa,
ist diese grause Schlacht entbrannt,
und jeden Tag hat Fischma's Hand
Zehntausenden den Tod gebracht.

Aber Fischma tödtet keinen Pandu, während die Pandus keines Kurus schonen, und so fällt die Armee der ersteren zwar in Masse, aber von der letzteren fallen nicht bloß Gemeine, sondern auch Prinzen. Man verlangt nun, Fischma solle auch die Prinzen der Gegenseite nicht länger schonen. Er willigt ein, nur den schönen Sichandin nimmt er aus, weil er denselben für ein Mädchen hält, ihm werde er unter keiner Bedingung etwas zu Leide thun. Dieß erklärt sich aus Umständen, die bereits im ersten Theile der von Holtzmann übersetzten indischen Sagen in der Erzählung Amba berichtet sind. Sichandin ist nämlich, um es kurz zu sagen, zwar dem Leibe nach ein Jüngling, aber der Seele nach ein Mädchen, die das Loos der Seelenwanderung erfuhr, was Fischma allein weiß. Weil er nun kein Weib verletzen will, schwört er, mit Sichandin nie zu kämpfen. Dieß aber weiß der schlaue Krischna wieder zu benutzen und überredet den starken Pandusohn Ardschuna, mit Sichandin die Waffenrüstung zu tauschen. Da beginnt der entscheidende Kampf:

Als leuchtend sich die Sonne erhob
erblickte man in langen Reih'n
Fußgänger, Reiter, Ilfe und Wägen
mit blinkenden Waffen aller Art,
mit Bögen und Pfeil, mit Lanze und
mit Keule, Schlegel, Schwert und Dolch,
Die Fürsten mit ihren flatternden Fahnen
mit ihren Zeichen bunt gemalt.
Hoch ragte vor allen der schreckliche Fischma,
auf silbernem weißem Wagen, weiß
von Haar und Bart, in weißem Gewande,
und weißem Turban, silberweiß
die Rüstung und die Waffen, und weiß
die Rosse, wie ein weißer Berg;
und hoch an goldnem Stamme der Palme
war Allen sichtbar sein Panier,
fünf silberne Sterne. Aber der Alte
zu seinem Heere hingewandt,
rief laut mit donnerähnlicher Stimme
den Kriegern diese Worte zu:
Heut ist euch Tapfern wieder die Pforte
des Himmels aufgethan; den Weg,
den früher eure Väter und Ahnen
gewandelt sind, den geht nun ihr
zu Indras Welt der Wonne, indem
durch Muth ihr ewigen Ruhm gewinnt.
Wollt ihr auf eurem Strohlager zu Haus
in Krankheit ärmlich euren Lauf
beschließen? nur im Felde zu sterben
geziemt dem ächten Kschattriyer.
So rief der Alte; mit Jubelgeschrei
antwortete ihm das ganze Heer.
Und Fischma ergriff das golden geschmückte
gewund'ne Muschelhorn und blies
mit hellem Schalle; aber sogleich
ertönte auch des Feindes Horn.
Da rückten die Heere gegeneinander
mit Trommelschlag und Hörnerklang
und hellem Kriegsgeschrei, daß weit
der Erde Boden zitterte.
Von Ferne aber krächzten die Raben,
und bellten die Wölfe. Freudevoll
verkündend großen Menschenmord,
von Leichen ein erwünschtes Mahl.

Krischnas List führt den tragischen Ausgang herbei. Sichandin wird in Ardschunas Waffenrüstung vom grimmigen Heldengreis unerkannt getödtet; Ardschuna aber, in Sichandins Rüstung, findet den Sieger schutzlos:

Magst du mich treffen, wie du willst,
ich fechte nimmermehr mit dir;
denn, wie der Herr der Welten dich schuf,
ein Weib bist du, Sichandini.
So sprechend legte Bogen und Pfeil
der alte Fischma aus der Hand.
Kiritin aber spannte mit Lachen
den Bogen Gandiv, und begann
glattrohrige, reiherfiedrige Pfeile
mit Eisenspitzen auf den Feind
zu regnen, wie die Wolke im Sommer
den Berg mit Regen übergießt.
Da schaute der unbesiegliche Greis
verwunderungsvoll empor und rief:
Wie eine Reihe schwärmender Bienen,
ununterbrochen folgen sich
die zischenden Pfeile Schuß auf Schuß,
das sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie aus der Wetterwolke der Blitz
des Indra rasch zur Erde fähret,
so fliegen diese Geschosse daher,
es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie Donnerkeile alles zerreißend
durch meinen Panzer, meinen Schild
bis in die Glieder dringen sie ein,
es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie zornigzüngelnde giftige Schlangen,
so beißen diese Pfeile mich
und trinken meines Herzens Blut,
es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Von Jama mir gesendete Boten,
sie bringen den ersehnten Tod;
Sichandin's Pfeile sind es nicht,
es sind die Pfeile des Ardschuna.
So sprach er, und von Wunden zerrissen,
von Blute triefend fiel aufs Haupt
vorwärts vom hohen Wagen herab
der Ganga unnahbarer Sohn.

So endet der herrliche Greis. Nun ist im Heer der Kuru Niemand mehr, der dem gewaltigen Ardschuna oder dessen furchtbarem Bruder Fimasen widerstehen konnte. Nur Karna, der Fuhrmannssohn, ist noch übrig. Aber stolz und zürnend, wie einst Achilles, hat er sich vom Lager fern gehalten, so lange Fischmas Ansehen allein gegolten. Nun kommt die Mutter der Kuru zu ihm und fleht ihn mit rührenden Geberden um seine Hülfe an. Einst Mitbewerber um Draupadi, hat er geschworen, seinen Nebenbuhler Ardschuna umzubringen. Aber Fischma hat ihn zurückgehalten. Jetzt stachelt die besorgte Mutter seinen ganzen Haß auf und verkündet ihm, er sey gar kein Fuhrmannssohn, sondern ihr eigener Sohn und der des Sonnengottes Suria. Sie erzählt, wie sie einst als Mädchen in kindischer Naivetät, da sie die Sonne so schön aufgehen sah, dem Sonnengott gerufen habe:

Und plötzlich stand der Gott vor mir,
der honiggelbe, mit glänzenden Ringen
und mit dem Panzer herrlich schön
mit seinem Scheine alles erleuchtend,
mit Spangen und dem Diadem.
Und so mit sanfter freundlicher Stimme,
begann der Sonnengott zu mir:
Hier bin ich von deinem Zauber gerufen,
o Liebliche, was soll ich thun?
Ich aber mit Zittern erwiderte ihm,
o Suria, geh' nur wieder fort!
ich habe dich nur im Scherze gerufen,
sey gnädig, hoher Himmelsherr.

Allein es half ihr nichts. Suria sagte, man rufe ihn niemals umsonst und so empfing sie von ihm den Karna, den sie aussetzt. Als Erstgeborner sollte er nun seinen bedrängten Brüdern beistehen. Er thut es, wird aber gewarnt, ja nicht die ihm von seinem Vater, dem Sonnengott, bei der Geburt geschenkten Ohrringe wegzulegen, weil er sonst umkommen werde. Er läßt sich aber dennoch, durch Krischnas List, überreden, sie wegzugeben und nimmt dagegen einen nie fehlenden Wurfspeer. Krischna weiß es aber so zu lenken, daß er diesen Speer in den Leib eines Andern schleudert und ihn nicht mehr hat, als Ardschuna ihn angreift. Gleichwohl siegt Karna, wird aber auf Krischnas Antrieb hinterrücks erschossen. Hier ist als einzelne Episode die Geschichte des Gatotkatscha eingeschoben, den Karna mit dem Zauberspeer tödtet. Gatotkatscha ist nämlich der Sohn des Fimasen, und einer Riesin, die sich einst gegen die flüchtigen Pandubrüder höchst großmüthig bewiesen hatte.

Trotz alles Rechts und alles Heldenmuthes waren nun die Kuru durch Krischnas Arglist überwunden. Durjozana selbst, der letzte seiner Brüder, sank verschmachtend mit seinem Roß in einen Teich. Hier fanden ihn die Pandu und Fimasen tödtete ihn im Zweikampf, er gegen die Gesetze des Kampfes auf unehrliche Weise. Doch ehe der schwerverwundete König noch ausgeathmet hatte, wird noch unvermuthet sein tapferer Sohn Aswatthaman sein Rächer und erschlägt in einem Ausbruch unbändiger Berserkerwuth die Pandu alle sammt dem Krischna.

Reise.

Baltische Briefe. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1846.

Von einer Engländerin verfaßt, die eine in Esthland verheirathete Schwester besuchte. Sie schreibt sehr gut. Gleich im Eingang malt sie einen Sturm auf der Nordsee und die Angst der Damen im Schiffe höchst lebendig aus. Diesem düsteren Nachtstück steht dann sehr erheiternd eine Schilderung der tragikomischen Leiden gegenüber, die unsere Reisende auf dem russischen Zollamt, beim Landen in St. Petersburg, auszustehen hatte. „Hier nahm uns ein ungeheurer Saal auf, bedeckt mit geöffneten und ungeöffneten Koffern und ausstaffirt mit wartenden Gruppen der Jeune France. Mit diesen Letzteren wechselten wir einige boshafte Blicke, wie sie müßig umherstanden, Einige gähnend in verdrießlicher Ungeduld, Andere die Hände ringend in machtlosem Zorn; während ein finsterblickendes Individuum, mit einem Gesicht wie ein Bullenbeißer und Tatzen wie ein Bär, eine höchstzarte Garderobe ohne Gnade durchwühlte und zerknitterte, — erbarmungslos Großes und Kleines, Zartes und Grobes, kostbare und werthlose Gegenstände übereinander zusammenschichtend, zu namenlosem Schmerz und Zorn des Eigenthümers. Die Zerstörung eines englischen Schreibkastens mit anzusehen, konnte — für einen unbetheiligten Zuschauer — ein anziehender Anblick seyn. Zuerst erregte das Schloß schon großen Zorn und war ein überzeugender Beweis, daß mit thierischer Kraft gegen Kunst wenig auszurichten ist; und nachdem dieß vorüber, folgte eine ebenso überraschende Erläuterung zu jenem alten Sprichwort von dem Ochsen im Porzellanladen, als man sich möglicher Weise nur

wünschen konnte. Jeder Griff war ein Mißgriff. Sie besudelten das Schreibpapier, verspillten die Tinte, rührten Siegellack und Oblaten unter die Wasserfarben; dann schüttelten sie beim Suchen nach russischen Banknoten, deren Einfuhr streng untersagt ist, das Löschpapierbuch aus: — ein Regen von Empfehlungsbriefen, Adreßkarten und eine bunte Menge der verschiedensten Papiere flatterten in die fernsten Ecken des Saales; sie durchwühlten die verborgene Schublade, mit der sie sich vollkommen au fait setzten; sie rückten die kleinen Stahlvorrichtungen aus der Stelle, zwängten sie am unrechten Orte wieder ein, wobei sie sich in die Finger schnitten (die einzige Rache, die dem Zuschauer ungemischtes Vergnügen machte), und ließen dann vor Schmerz den Deckel niederfallen und den grollenden Eigenthümer seine zerstreuten Scripturen so gut als er mochte wieder zusammenlesen."

Der Aufenthalt in Petersburg war das erstemal nur von kurzer Dauer. Unsere Dame begab sich zu Lande auf ein Gut ihrer Schwester in der Nähe von Reval. Diese Stadt und den Adel von Esthland schildert sie nun in ungemein klaren und, wie es scheint, vollkommen naturtreuen Bildern. Ebenso auch das esthnische Landvolk, das ihr anfangs gar fremdartig vorkam, in das sie sich aber tief und immer tiefer einstudirte, so daß sie sogar eine ausgezeichnete Sammlung seiner Sagen veranstaltet hat. Inzwischen wird der edle Rost des Alterthums auch an diesem Volke jetzt gewaltsam durch die breite und feilenartige Zunge der sogenannten Cultur abgeleckt oder vielmehr abgeschunden. Man braucht nur zu erwägen, wie sich dort die alten Namen umgeändert haben. Sofern die Bauern freigelassen wurden, mußten sie auch zum erstenmal Familiennamen annehmen, denn bisher hatte man sich begnügt, dem eigenen Taufnamen nur den des Vaters beizusetzen. Die Bauern aber waren viel zu einfältig und devot, um den Muth zu haben, sich selber Namen zu wählen. Sie gingen also zur gnädigen Herrschaft und baten um Namen. Der Herr nahm — das Wörterbuch, die Frau — den Walter Scott zur Hand, und so empfingen die esthländischen Bauern die grillenhaftesten Namen, insbesondere aber sehr viele altschottische aus Walter Scott, worüber sich, wie die Verfasserin bemerkt, die Genealogen einst den Kopf zerbrechen dürften.

Uebrigens macht die Reisende uns einen sehr vortheilhaften Begriff vom Reichthum des Landvolks. Das Volk ist blond, es finden sich sehr viel schöne Jünglinge darunter. Die Tracht ist bis zur Verschwendung reich. Hier die Beschreibung einer Hochzeit. „Die Frauen waren meist in Schaf- oder Wolfspelzen, mit hellen Bändern um ihre Taillen, die Männer ebenfalls, oder in gemeinem braunen Tuch mit Reihen von Silberknöpfen die Brust hinunter. Die Scene war durch die Gegenwart einer Braut belebt — mit andern Worten einer Versprochenen — die bei ihrer öffentlichen Abverkündigung das beneidenswerthe Vorrecht hat, vor dem Publikum mit jedem Lappen oder Band zu erscheinen, das sich zu wünschen einer esthnischen Madge Wildfire nur irgend in den Kopf kommen konnte, wörtlich beladen mit allen Bändern, Tüchern und Unterröcken, die sie selbst oder ihre Nachbarn haben aufbringen können; bei ihrem alles Maß übersteigenden Reichthum ist nun bloß die äußerste Spitze eines jeden sichtbar, so daß die Braut wie ein wandelndes Musterbuch des Kirchspiels aussieht, und der bewundernde Bräutigam faßt in einen Blick zusammen — seine Gefährtin und ihre Garderobe für Lebenszeit. Aber der Kopf ist noch ganz besonders der Mittelpunkt der Anziehung, indem die helmartige Kappe bei diesen Gelegenheiten, gleich einem wohlbesetzten Aufsatz von blanc manger, mit Blumen, Bändern, zusammengesuchten Schneiderflicken, Pfauenfedern, kurz mit allem Kehricht aus der freiherrlichen Behausung ganz und gar überdeckt ist; während die junge Dame, gleicherweise niedergedrückt von ihren Gefühlen und von ihrem Putz, jede Nadel in einem beständigen Schauder durchfühlt und ihre erhitzte Person unter ihrer Gewänderrüstung kaum aufzurichten wagt."

Die Physiognomie der Stadt Reval und ihrer Adelsgesellschaften wird ebenfalls in scharfen Zügen gezeichnet. Den feinen Ton des Adels kann die englische Verfasserin nicht genug rühmen, aber sie tadelt auch vorzüglich theils gewisse Vorurtheile der Stadt, theils den modernen Eigensinn z. B. in Ehescheidungen. Es macht dem sittlichen Gefühl der Engländerin alle Ehre, daß sie sich bei diesem Anlaß mit Wärme für die Heiligachtung der Ehe ausspricht. „Ein zweiter Uebelstand für die Gesellschaft ist die Leichtigkeit der Ehescheidung nach dem Gesetz der lutherischen Kirche. Außer mannigfachen andern Gründen werden nach demselben Unverträglichkeit der Temperamente oder eingestandene gegenseitige Abneigung als hinreichende Gründe betrachtet, um denen von einander zu helfen, „die kein Mensch scheiden kann"; und es ist ein trauriger Beweis, um nichts Schlimmeres zu sagen, von der Mißlichkeit dieses Gesetzes und seiner directen Tendenz auf Schwächung aller heilsamen Selbstbeherrschung und Geduldsamkeit, daß man hier selten von Scheidungen aus irgend einem wichtigeren Grunde hört. Ich könnte aus dem Kreise meiner eigenen Bekanntschaft einige unselige Fälle von solchen Scheidungen aus trivialen Gründen anführen, wo dieses Band lediglich um der gegenseitigen Herzenshärtigkeit willen gelockert und sofort gelöst ward, anstatt daß diese sich hätte sollen brechen lassen; dann durch die Zeit abgekühlt und gestraft, haben sie ihrem zweiten gedankenlosen Schritt aufrichtiger geflucht, als dem ersten. Es möchte indessen wenig Anziehendes haben, solches Elend zu zergliedern, das selbstische Männer und thörichte Frauen selber sich zuziehen und das auch lediglich ihr Werk ist, da solche Unselige, wie verschiedentlich hier auch das Gesetz erleichternd oder erschwerend eintreten mag, als keinem Lande besonders eigen angesprochen werden dürfen. Das Herz allein kennt seine eigene Bitterniß; aber es handelt sich hier um Schmerzen, bekleidet mit allem Reize der Phantasie, mit der Ueberschwänglichkeit des Trübsinns, mit der Heiligkeit der Entsagung, um höchst wirkliche und doch höchst genußreiche Schmerzen. Getäuschte Neigung hegt ihren Kummer mit eifersüchtigster Ausschließlichkeit —, die beraubte Mutter oder Gattin liebt ihren Schmerz, wie sie den Gegenstand desselben liebte; sie trauert wie Diejenigen, so „nicht ohne Grund dem Harm sind freund"; aber wer findet in Qualen einen melancholischen Reiz, wie sie ausgehen von gemeiner Denk- und Handlungsweise, und jenen tausend nutzlosen Verkehrtheiten, wodurch die Menschen sich willkürlich selber zur Geißel werden? Wer doch sieht etwas poetisch Schönes in solchen angehäuften Maulwurfshügeln selbstgeschaffener Sorgen, aus denen das menschliche Herz unter dem Fluche seiner eigenen Wahl zuletzt unübersteigliche Berge sich schafft? Und die aus so störrigem, unüberwindlichem Grunde hervorgehenden Uebel sind unermeßlich schwerer zu ertragen, als unmittelbare Strafen der Versehung, die in irgend einer Analogie zum Innern stehen." Außerhalb Reval ist es besonders das prächtige Schloß des Grafen Benkendorf, was als ein kleines Paradies im Norden der Reisenden Bewunderung auf sich zog. — Dann kehrte sie nach St. Petersburg zurück, und sah den Hof und die kaiserliche Familie, was ihr wieder zu einer Menge interessanter Schilderungen Anlaß gibt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 4. Dienstag den 12. Januar 1847.

Mythologie.

Die Mythologie der Aegypter für Gebildete und die studirende Jugend dargestellt von Konrad Schwenck. Mit 13 lithographirten Tafeln. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1846.

Ein Buch dieser Art hat lange gefehlt, denn es gab noch nie eine nur halbweg populäre Mythologie der Aegypter, während doch die Aufmerksamkeit nicht nur der Gelehrten, sondern der ganzen gebildeten Welt fortwährend und mit erhöhtem Interesse auf die altägyptischen Denkmäler gelenkt wurde. Indeß hatte die Abfassung einer ägyptischen Mythologie ihre Schwierigkeiten und es gehörte Muth dazu, sich an die Ueberwindung derselben zu wagen. Die Götter theilen sich dort nicht in so klare und namentlich nicht in so schöne Gruppen ab, wie im alten Griechenland. Jeder einzelne ist vieldeutiger und viele bedeuten wieder dasselbe; jeder ist an dem Hauptort seines Kultus ein kleines Pantheon. Zudem ist wieder jeder in seine Attribute verpackt und verhüllt, so daß man sich in der Mannigfaltigkeit seines heiligen Kostümes kaum zurechtfindet. Endlich dienen diese Götter auf den meisten uns bekannt gewordenen bunten Wandbildern der ägyptischen Tempel nur dem politischen Servilismus und haben fast kein anderes Geschäft, als die jungen Könige zu säugen und zu pflegen, die erwachsenen zu segnen und zum Siege zu führen ꝛc., ungefähr so wie in Frankreich zur Zeit Ludwigs XIII., XIV. und XV. die wiederaufgeweckten Götter nichts anderes zu thun hatten, als die in Lilienmäntel drapirten und in Perrücken vermummten Könige zu krönen oder noch geringere Kammerdienste an ihnen zu verrichten. Sobald man dergleichen wahrnimmt, fühlt man sich begreiflicherweise für die altägyptische Priesterweisheit ab und sieht nicht mehr uralte Mysterien, sondern gerade solche Gemeinheiten der menschlichen Natur, wie sie heute noch vorkommen.

Eine Menge solcher serviler Tempelbilder gehört der Pharaonenzeit an. Aber „diese Ausdrucksweise für die Verherrlichung der Könige ging auch auf die Ptolemäer über und auch Alexander, der Sohn Alexanders des Großen, heißt in dem Palast zu Luxor der Geliebte des Ra, gebilligt von Ammon, der Sohn der Sonne, der zu Ehren seines Vaters Ammon-Ra ein Heiligthum errichten ließ, und Theben als göttliche Personifikation spricht zu ihm: siehe, was Theben, die große Herrscherin der Welt, sagt: wir haben alle Gegenden in deine Gewalt gegeben, wir haben dir Khemi (Aegypten), die Nährerin gegeben. Ammon aber sagt zu ihm: wir bewilligen, daß die Gebäude, welche du errichtest, so dauerhaft seyen, als der Himmel. So ging es mit der Vergötterung der Könige fort bis zur Römerzeit, und noch die berühmte Kleopatra sehen wir zu Hermonthis in dieser Weise verherrlicht, wo sie einen Tempel zum Andenken an ihre Niederkunft mit Cäsarion weihte. Die Göttin Reto ist in der kleinen Cella, welche in der Inschrift Ort der Niederkunft genannt wird, dargestellt, den Harpira (Horus die Sonne) gebärend. Mehrere Göttinnen sind um sie herum bemüht; eine holt das Kind aus dem Schooß, eine langt nach dem Kinde, um es zu empfangen, von einer andern begleitet, und Ammon ist dabei, nebst der Geburtsgöttin, so wie sich auch Kleopatra dabei befindet. In der großen Cella steht Reto vom Wochenbett auf, unterstützt von der Geburtsgöttin. Ammon reicht ihr die Hand und die übrigen Götter sind dabei. Andere Bilder zeigen den Harpira, wie er vorgestellt wird dem Ammon, Muntu, Ra, Phthah, Seb, welche ihm ihre Insignien geben, und Cäsarion ist dabei. In diesen Darstellungen wird offenbar Kleopatra mit der Göttin Reto, Cäsarion mit dem Gotte Harpira verglichen. Selbst in den Gräbern erscheint der König auf dem himmlischen Berge und wird auch im Tode als Sonne betrachtet, nämlich wann diese in der untern Hemisphäre ist.“

Als allgemeinen Charakter der ägyptischen Mythologie bezeichnet Herr Schwenck Folgendes: „Sehen wir auf die Religion der Aegypter, so ergibt sich das, was zu unserer Kenntniß gelangt ist, als eine gewöhnliche Naturreligion, welche sich nicht zu einer schönen Mährchenwelt ausgebildet hat, und nie eine schöne Kunst hervortrieb und von einer tiefen philosophischen Anschauung kann eben so wenig die Rede seyn, sondern was irgend davon gefabelt worden ist, sind späte träumerische Auslegungen. Die darin hervortretenden Hauptgedanken sind die des Lebens und der Zeitordnung. Um Leben fleht der Aegypter die Götter an, und nach dem Tode will er noch fortleben und thut es in der jenseitigen Welt. Die Hauptgottheit ist ihm die große Mutter Natur, die Leben gebiert und erhält, die einen Gatten hat, welcher dieses Leben mit ihr zeugt, und das Erzeugniß ist ihm das Segenskind, welches er verehrt. Weil ohne die durch den Hundsstern gebrachte Nilüberschwemmung das Segenskind nicht erzeugt werden konnte, so war der Hundsstern ein hochverehrter Gott, entweder selbst als Erzeuger, oder als Begleiter dieser Zeugung, und weil das Leben als ein Zeittheil erscheint und als ein Theilhaftseyn der Zeit, dessen Dauer nach den Zeittheilen gemessen wird, so fleht der Aegypter um Jahre, wie um das Leben, und die Zeit mit ihrer bestimmten festen Ordnung ist ebenfalls göttlich verehrt. Diese wenigen Hauptideen, welche sich um Leben und Gedeihen drehen, bilden den Kern der

ägyptischen Mythologie, haben jedoch keine volksmäßige poetische Entwicklung erlangt, wie es mit der griechischen Mythologie der Fall war. Weil das Leben ihr Hauptaugenmerk war, so bildeten sie die Verhältnisse der Fortdauer nach dem Tode sehr aus, und wie sie die Leiche selbst auf das sorgfältigste behandelten, so hatte ihre jenseitige Welt auch ihre genaue und ins Einzelne geordnete Eintheilung. Merkwürdig könnte es scheinen, daß sich in der ägyptischen Naturreligion ein Dualismus bildete, nämlich ein böses Wesen, welches das gute Wesen verfolgt und verdirbt, doch ist dieses nur ein Schein, und berührt nicht das sittliche Gebiet, in welches jener Dualismus eigentlich gehört, welcher das Gute einem guten, das Böse einem bösen Wesen zuschreibt. Denn der wohlthätige Hundsstern, welcher die Nilüberschwemmung brachte, ward im Lauf der Zeit zur Gottheit der vor der Ueberschwemmung hergehenden trockenen Hitze, während welcher die Natur erstirbt, und so ward dieser Gott zum Mörder des Zeugungsgottes gedichtet, und als bös betrachtet, wiewohl er daneben dennoch in einzelnen Kulten allezeit verehrt blieb. Die ägyptischen Kulte hingen nämlich keineswegs so zusammen, daß nicht jeder einzelne Kult einer Stadt oder eines Bezirks seine Berechtigung für sich gehabt hätte. Gerade durch diese Berechtigung der einzelnen Kulte erscheint auch eine größere Mannigfaltigkeit der Götter, als wirklich in der Mythologie dem Wesen nach enthalten war, denn die verschiedenen Formen einer und derselben Gottheit und so auch die verschiedenen Benennungen derselben erhielten, wenn dieselbe Gottheit an dem einen Orte unter dieser Form und diesem Namen, an dem andern Orte unter anderer Form und anderem Namen verehrt ward, um so leichter eine Selbstständigkeit, die sie zu ganz besonderen Wesen machte."

Noch mehr abgekühlt wird man für die ägyptischen Götter, wenn man erfährt, daß viele ihrer Attribute gar keine sinnbildliche Bedeutung haben, die sich auf das Wesen der Gottheit beziehen, sondern nur Buchstabenräthsel sind, die auf den Namen des Gottes anspielen. So trägt z. B. die Isis einen Thron auf dem Kopf bloß deßwegen, weil derselbe hes heißt, was zugleich auch ihr ägyptischer Namen ist. So trägt die Nephtys ein Haus mit einem Korbe auf dem Kopfe, weil ihr Namen aus dem Namen dieser zwei Dinge zusammengesetzt ist. Das erinnert an die Schriftsprache der Chinesen.

Herr Schwenck nimmt an, daß die ägyptische Mythologie in früheren Zeiten von Syrien herüber Einfluß empfangen habe, doch ist es unmöglich, die Ideen auszumitteln, die hinter der ebenfalls nur dunkel angegebenen dreifachen Geschlechtsfolge ägyptischer Götter oder Göttersysteme verborgen liegen. Daß sich Herr Schwenck von jeder vagen Hypothese fern hält, muß gebilligt werden; aber er hat doch wohl eine gar zu geringe Meinung von der ägyptischen Symbolik. Gerade weil die Aegypter ihre Götter nicht in so edler Menschlichkeit zu idealisiren wußten, legten sie desto mehr Werth auf die Attribute und deren Bedeutung. Und wenn auch ein Luxus in denselben eintrat und hieroglyphische Buchstabenräthsel sich neben die Symbole setzten, so ist doch gewiß nicht zu leugnen, daß wir als den Kern der gehäuften Götterattribute immer gewisse rein symbolische Naturtypen ansehen müssen. So bedeutet der Sperber wegen seiner Schnelligkeit und weil er hoch in den Lüften schwebt, den Geist, der Widder, weil er sehr fruchtbar ist, die Zeugungskraft der Natur, das Krokodil und Nilpferd bedeuten zerstörende Naturkräfte ꝛc. Ueberall war die Wahl des Thiers zum Attribut eines Gottes durch seine natürliche Eigenschaft bedingt. Wenn aber die Eigenschaften sich ähnlich waren und dennoch zweierlei Thiere gewählt wurden, so muß man mit Nothwendigkeit voraussetzen, daß die alten Aegypter zwei bestimmte Gottheiten oder Naturkräfte unterscheiden wollten. Deßhalb befremdet es uns, daß Herr Schwenck Seite 78 so gar leicht über den Unterschied von Widder und Bock hinweggeht und beide für identisch nimmt. Schon die Analogie der griechischen Symbolik hätte ihn belehren können, daß der Bock immer als das Steinbockzeichen in der Wintermitte, die auch im Winter fortwirkende, der Widder aber als das Widderzeichen im März die im Frühling offenbar werdende Fruchtbarkeit der Natur bezeichnet. Gewiß hat nicht ein Theil der Aegypter willkürlich den Bock, der andere den Widder zum Sinnbild der Fruchtbarkeit genommen, wie Herr Schwenck am angeführten Orte sagt, sondern beide Sinnbilder bestanden neben einander als Zeichen für verschiedene Jahreszeiten.

Nach dem widderköpfigen Ammon, mit dem er auch die berühmte Heilschlange Kneph in Verbindung bringt, spricht Herr Schwenck über Phthah d. h. Hephästos, wobei er auch die Patäken herbeizieht, ferner über den weltberühmten Stier Apis, den er mit Phthah in enge Verbindung bringt, und in dessen überladener Symbolik er eine einfachere alte Vorstellung von den spätern Zusätzen unterscheidet. Doch hätte der Stier, abgesehen von der Bedeutung, die er mit Bock und Widder gemein hat, schärfer als ein Zeitsymbol aufgefaßt werden dürfen. Dann folgt die katzenköpfige Bubastis, die wir als eine Göttin der Fruchtbarkeit erklärt finden, und der ägyptische Herkules = Chon. Er kommt auf Wandbildern als Kind vor, Schlangen in der Hand haltend, was, wie Herr Schwenck vermuthet, die berühmte Mythe vom jungen Herakles veranlaßt haben könnte, wenn gleich jene ägyptische Schlangen wahrscheinlich nicht als feindselige Wesen zu betrachten sind. Diesem Herakles folgt der ägyptische Asklepios = Imatep; dann der Sonnengott Ra, dessen Namen in Pharao enthalten ist, weil alle Könige als Sonnengötter aufgefaßt wurden. Ihm gehören die Sinnbilder des Sperbers, des Löwen, der Sphinx an. Herr Schwenck sieht in den Sphinxen ganz einfach Löwen, die aber zuweilen Menschen-, zuweilen Widder-, ja sogar Sperberköpfe tragen, weil es den Aegyptern geläufig war, allerlei Rümpfen heterogene Köpfe aufzusetzen. Der Löwe aber bedeutet überall die Kraft und wurde besonders gern als Wächter gedacht und vor die Tempel und Thore hingelegt. Wie nun nach dieser Deutung die Sphinx alles Geheimnißvolle verliert, so auch die berühmten Obelisken, denen Herr Schwenck S. 137 alle Sinnbildlichkeit abspricht und die er nur als Denkmäler der Einweihung neuer großer Bauten gelten läßt, gleichsam als isolirt und senkrecht aufgestellte Inscriptionstafeln.

Dem Ra entspricht Atmu, wie die Tagessonne die unsichtbar unter der Erde fortwandelnde Nachtsonne, oder wie sich Jupiter und Pluto entsprechen. Atmu übt auch das Amt des Todtenrichters aus, läßt die Verdammten bestrafen und die Gerechtfertigten belohnen. Himmel und Hölle erscheinen hier schon als sehr ausgebildete Begriffe und man findet auf den ägyptischen Wandbildern mannigfache Darstellungen sowohl der Höllenqualen, als auch der himmlischen Freuden. Die letzteren bestehen in Obststücken von himmlischen Bäumen, Baden in himmlischem Wasser, Spielen ꝛc.

Den Mond hielten die Aegypter nicht für weiblich, sondern für männlich. Nie kommt sein Zeichen bei einer weiblichen Gottheit vor. Herr Schwenck erklärt sich sehr streng gegen die Uebertragung griechischer Namen auf ägyptische Gottheiten und verwirft hier insbesondere die sogenannte ägyptische Selene als Mondgöttin. Man könne nur die Erdgöttin mit ihr ver-

wechselt haben. Eben so verwirft der Verfasser die Vergleichung zwischen Buto und Leto, zwischen Neith und Athene.

Eine große Rolle spielt die Gottheit des Nils, als des alle Fruchtbarkeit im Lande vermittelnden Elements. Sein Kultus war dieser Beziehung wegen äußerst üppig. Mit ihm hängt der Kultus des Hundssterns eng zusammen, weil die Ueberschwemmung des Nils mit dem Aufgang dieses Gestirns zusammenfällt. Die Gottheit dieses Zeitmaaßes ist Thoth, den die Griechen mit ihrem Hermes (Merkur) vergleichen. Ihm gehört vorzugsweise der Ibis als Attribut an, er repräsentirt das Rechnen, Messen, Schreiben, überhaupt die Weisheit. Eine andere Form des Nilgotts ist der krokodilköpfige Sebak, und der Ranpu in Nilpferdstracht. Dieß führt auf den berühmten Typhon, der nicht bloß in bösem Sinn aufzufassen ist, sondern wie die Ueberschwemmung selbst, theils segenreich, theils zerstörend wirkt. Die Personifikation des Hundssterns selbst ist bekanntlich der hundsköpfige Anubis. Es ist aber hier nicht an den Hund, sondern nur an den ägyptischen Schakal zu denken, sagt Herr Schwenck.

Ohne Zweifel würde mehr Klarheit und Interesse in seine Darstellung gekommen seyn, wenn er die Symbole tiefer geprüft und unter einander verglichen hätte. Indem er immerfort die Behauptungen der griechischen Schriftsteller abweist, durch die ein Sinn in die ägyptischen Götterattribute gelegt wird, werden die letztern eigentlich sinn- und bedeutungslos wie für ihn selbst, so für die Leser, die ihm folgen. Was ist ihm z. B. S. 213 das Hahnopfer, das dem Anubis dargebracht wurde? Ganz und gar nichts. Hätte er das wichtige Hahnsymbol aber etwas näher untersucht und mit dem Wolfssymbol (S. 213) verglichen, so würde ihm der Sinn nicht gleichgültig geblieben seyn. Der Hahn verkündet den Tag, der Wolf und Schakal durch ihr Hereinschleichen in der Dämmerung die Nacht. Der Hundsstern geht in der Sommersonnenwende auf, verkündigt also den Winter oder die Nacht des Jahres. Darum ziemt ihm der Schakalkopf und das Hahnopfer. Ueberhaupt spielt gewiß die Astronomie und der Kalender die größte Rolle in der altägyptischen Symbolik, was Herr Schwenck nicht genug hervorgehoben hat. Wie Widder und Bock, wie die verschiedenen symbolische Stiere Apis, Mnevis, Onuphis, nicht als bloß allgemeine Sinnbilder der Fruchtbarkeit, sondern in größter Bestimmtheit und Besonderheit als astronomische Zeiten, Sonnenstände rc. mit Bezug auf die denselben entsprechenden irdischen Vorgänge aufzufassen sind, so auch die übrigen Thiersymbole. Der Affe oder Kynoskephalos z. B. scheint uns nur deßwegen dem Anubis und Atmu beigesellt, weil er ein Thier ist, das nach Aegypten aus dem tiefen Süden kam. Von der Sommersonnenwende an zieht sich die Sonne nach Süden zurück und hat in der Wintermitte den tiefsten Stand im Süden. Der Süden ist also für den Raum, was die Nacht für die Zeit ist, wie andererseits der Norden dem Tage entspricht und Ost dem Morgen, West dem Abend. Die im Süden wohnenden Affen wurden nun auch dem Nachtgebiete zugewiesen, in welchem die Sonne im Winter verweilt, mithin dem winterlichen oder nächtlichen Sonnengott Atmu, dem ägyptischen Pluto, und folgerecht auch dem Anubis, der als aufgehender Hundsstern die Winterzeit eröffnet. Weil nun ferner die Nacht und der Winter auch mit dem Tode verglichen wurde, so ist es Anubis (wie bei den Griechen Hermes = Psychopompos), der die Seelen der Verstorbenen in das Reich des Atmu führt und auf der großen Waage wägt, worauf sie verdammt oder zur Seligkeit berufen werden. Auf den ägyptischen Grabbildern aber findet man häufig die Affen nicht nur, wie sie im Kahn sitzen und die Seelen in die Unterwelt geleiten, sondern auch wie sie den Atmu anbeten, oder ihm als Schergen dienen und z. B. die Verdammten gerade so quälen, wie die Teufel auf den spätern christlichen Bildern des Weltgerichts.

Wenn man nicht vor allem über den ägyptischen Kalender klar ist, und über ihre astronomischen Ansichten, so ist es unmöglich, ihr verwickeltes Göttersystem zu verstehen. Daß sie großen Werth auf die Sternkunde gelegt, ja das Nilland zu einem Abbilde des Sternenhimmels zu machen, in den Tempelbezirken des Landes die Sternbilder und himmlischen Häuser darzustellen gesucht haben, ist bekannt. Eben so, daß ihr ewig klarer Himmel die Sternbeobachtung begünstigte. Eben so, daß die eigenthümliche Natur des Landes, namentlich das genaue Abmessen der Nilüberschwemmung ihren Sinn für Zeitbeobachtungen schärfen mußte. Nun kann sich in ihrer Götterwelt nur ein zweifaches Verhältniß abgespiegelt haben, einmal der regelmäßige Lauf der Sonne durch den Thierkreis innerhalb eines Jahres mit den bestimmten Abschnitten der Solstitien und Aequinoctien; und zweitens der lokale Wechsel der Jahreszeiten, der Uebergang von der Dürre zur fruchtbaren Nilüberschwemmung, und von der üppigen Fruchtfülle wieder zur Dürre. Daß die segensreichste Erscheinung des Jahres, die Nilüberschwemmung, gerade mit dem höchsten Sonnenstande zusammenfiel, mußte mit Nothwendigkeit dahin führen, Nil und Sonne in gewissem Sinne zu identificiren; und weil die folgende Zeit der Fruchtbarkeit wieder gerade mit der dunkeln Jahreszeit des Herbstes und Winters zusammenfiel, mußte dieß auf die Vorstellungen der Aegypter vom Todtenreiche ohne Zweifel den Einfluß üben, den wir darin wiedererkennen. Denn sie tragen das Leben in den Tod hinein und ihre Grüfte sind nur Scheunen für volle Garben.

Mag nun auch, was sehr wahrscheinlich ist, die Götterwelt der Aegypter sich erst allmählig ausgebildet haben und einigemal durch fremden Einfluß turbirt worden seyn, und mögen veraltete Götter, die ursprünglich eine gute Bedeutung hatten, durch neue verdrängt, eine schlimme erhalten haben, so blieben sich doch die Grundzüge der Götterwelt und Mythe, wie die Landesnatur selbst, immer gleich. Die einzelnen Charaktere und Attribute erleiden keine Veränderung, wenn sie auch auf andere göttliche Personen und Namen übertragen werden. So kann also z. B. Typhon, wie Herr Schwenck erläutert, sehr wohl aus einem guten Gott erst mit der Zeit ein böser geworden seyn; während das was die Aegypter überhaupt als Böse bezeichneten, es unter allen Umständen blieb, der Gluthwind, die Dürre, die den Segen begleitenden Uebel der Nilüberschwemmung, endlich das Meer, als welches dem Aegypter wohl darum wie ein feindliches Wesen erschienen seyn mag, weil sie hauptsächlich immer von der Seeseite Angriffe erlitten.

Aus demselben Grunde ist auch im Mythus des Osiris und der Isis gewiß die uralte Symbolik des Sonnentodes (Solstitiums) zur Zeit der Nilüberschwemmung enthalten, weil dieser mythische Urtypus, durch die Natur des Landes bedingt, sich niemals ändern konnte; ganz abgesehen von den spätern servilen Versuchen, den Mythus im Sinn der Ptolemäer umzugestalten und z. B. den Zug Alexanders nach Indien wie in der griechischen Dionysos-, so auch in der ägyptischen Osirismythe abzuspiegeln. Daß letzteres geschah, wissen wir freilich nur aus Diodor I. 17 und bleibt es ungewiß, ob dieser griechische Hofmythus je in die Tempel eingedrungen ist.

Serapis ist am auffallendsten neu und fremd unter den ägyptischen Göttern, eine durchaus neue Umformung des Osiris.

Die Abbildungen sind zweckmäßig gewählt, um eine Vorstellung von den Hauptformen der Götterbilder zu geben, wie sie in so unzählbaren Wiederholungen auf den ägyptischen Wandbildern in den buntesten Farben vorkommen.

Lyrische Dichtkunst.

Bunte Gedichte der Zeit aus Schleswig-Holstein. Von Dr. C. J. Körner. Itzehoe, Nissen, 1846.

Man findet hier, was man erwarten konnte, Variationen zu dem bekannten Liede „Schleswig-Holstein, meerumschlungen.“ Es wäre eigentlich genug, wenn man dieses schöne Lied allstimmig in Deutschland sänge. Wozu die vielen Variationen, Nachahmungen, Fercirungen rc. dienen sollen, ist nicht abzusehen. Aber es geht einmal in Deutschland nicht anders. Hat Einer ein gutes Lied gedichtet für eine gute Sache, gleich stimmen Hunderte etwas Aehnliches an. Ihr Wettrennen beginnt erst, wenn der glückliche Nebenbuhler bereits das Ziel erreicht hat; aber sie begreifen nicht, daß es lächerlich ist, noch hinterdrein zu laufen.

Man findet hier aber auch, was man nicht erwarten konnte. Eine große Anzahl Lieder, ja fast die meisten ziehen nicht gegen den dänischen Uebermuth, sondern gegen die Religion zu Felde. Alles Christliche ist dem Verfasser ganz eben so verhaßt, wie alles Dänische. Die wackern Schleswig-Holsteiner werden ihm das wohl nicht Dank wissen, weil den Dänen selbst nichts willkommener seyn würde, als wenn sie ihre Sache zur Sache Gottes machen könnten. Eine so frivole und gottlose Bundesgenossenschaft aber, wie sich hier den Holsteinern darbietet, ist gefährlicher, als die offenste Feindschaft. Theodor Körner aber, der einst die deutsche Sache mit so frommem Gottvertrauen vertheidigte, wie würde er sich schämen, wenn er wüßte, was sein Namensvetter von Gott denkt.

Der Himmel ward gar zu ledern:
 Vor dem ew'gen Halleluja-Schrein
Konnte keiner sein Wort mehr hören,
 Es wollte kein Mensch mehr hinein.

Der Himmel, der war so süßlich,
 So fromm — so tugendhaft,
Wie eine vertrocknete Feige,
 Ganz ohne Saft und Kraft.

Und mochten zehntausend Engel
 Zur Harfe singen und schrein,
Es gähnten die himmlischen Schaaren
 Und schliefen am Ende ein. —

Da wurden zum Heren berufen
 Die Teufel und Engel zugleich;
Er gab eine freie Verfassung
 Dem ganzen Geisterreich.

Die Kirche versinnbildlicht sich unser Poet als Passionsblume, in der eine Kreuzspinne hockt und lauert, bis die unschuldige und fleißige Biene, der Laienstand, sich überreden läßt, den Stachel (den freien Gedanken) abzulegen, worauf sie sogleich gepackt wird:

Die arme Biene, sie bat um Schonung —
Sie kämpfte — umsonst — der Stachel war fort!
Die Spinne biß ihr das Herz entzwei
Und trank das Blut und flüstert dabei:
„Wie ist für die Frommen im Heiligthume
„So süß das Geheimniß der Marterblume!“

Gleichwohl spricht der Dichter andererseits auch wieder die größte Zuversicht aus, daß die Menschheit auf ihrem Wege zur Emancipation durch die Kirche nicht mehr gehindert werden könne. Von den wenigen und ohnehin verlornen Pietisten unter den Protestanten kann gar nicht die Rede seyn. Aber auch die römische Kirche erscheint unserem sichern Dichter ohnmächtig. Als er vernahm, der Papst sey gestorben, sang er ganz lustig:

Der Papst — der ist schon lange todt!
 Als seiner Hand entfiel
Der Bannstrahl, seht, da starb der Papst
 Und lebt nur noch im Spiel!

Man ersieht daraus, wie verblendet der poetische Bundesgenosse der Schleswig-Holsteiner ist, und zugleich, wie ungeschickt er es anfängt, indem er gegen die Dänen zu Felde zieht, seine Pfeile hinter sich gegen Rom abzuschießen. Auch seine pomphafte Anrede an die deutschen Fürsten beweist eine sehr schwache Gabe natürlichen Taktes.

Hört des Jahrhunderts Ruf, es ruft mit Feuerzungen,
Hell ist der Ruf und scharf, als würd' ein Schwert geschwungen. —
Ihr Fürsten folget ihm! ihr übertäubt ihn nicht;
Ihn hemmen nicht Kronen, nicht Gold, nicht Ordensbänder,
Wie Wetter Gottes braust er hin durch euer Länder,
Der Donnerruf: „Es werde Licht!“ —

Solchen Schwulst sollen die Fürsten anhören? — Im Vorwärtsstürmen, um vom Fortschritt der Zeit ja nichts zu versäumen, vergißt der Dichter sogar die gemeinsten Regeln der poetischen Logik und die Bilder, die ihm zwischen die Beine kommen, werden eins über das andere gestürzt.

Denn was nicht auf des Adlers Schwingen —
 Mit Löwenschritten vorwärts strebt,
Wird nimmer durch den Nebel dringen,
 Der das Jahrhundert noch umschwebt.

Als ob nicht auch ein gemeiner Rabe durch den Nebel dringen könnte, so gut wie der Adler? und wenn man schon mit Adlersflügeln hindurchgedrungen ist, wozu braucht man wohl noch der Löwenschritte, die jedenfalls langsamer sind?

Ein Lied S. 17, „die Revolution“ überschrieben, wiederholt das alte Thema: die Völker liegen im Winterschlaf gefangen, und die Revolution muß als Frühling kommen, sie zu wecken und die Erde in ein Paradies zu verwandeln. Von diesem Völkerfrühling singt und dudelt es in allen Ecken Deutschlands, aber die meist sehr jungen Dichter deliriren völlig. Es ist jetzt kein politischer Liberalismus mehr, der freie Institutionen, kein Patriotismus mehr, der nationale Größe will, sondern es ist kommunistischer Wahnsinn, der eine völlige Auflösung der Gesellschaft will, und Atheismus, der sich gegen Gott selbst empört. Daß man, wenn sich die Massen wirklich diesen Tendenzen hingäben, in die Bestialität und aus dieser unter die Knute gerathen würde, ist doch klar.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 5. Sonnabend den 16. Januar 1847.

Reisen.

Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Von J. G. Kohl. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus, 1846.

In diesem Bande beschreibt Herr Kohl die Stadt Kopenhagen und verweilt mit besonderer Theilnahme bei ihren reichen Kunstschätzen. Vor allem zeichnet diese nordische Kapitale ein Museum der Alterthümer aus, wie es keine andere Stadt in der Welt aufzuweisen hat, wenn man die Antikensammlungen in Rom und Neapel ausnimmt. Nichtrömische Alterthümer finden sich nirgends in solcher Reichhaltigkeit, wie in Kopenhagen. Und es herrscht in diesen Sammlungen eine musterhafte Ordnung. „Die gelehrten und umsichtigen Sammler und Ordner des Museums haben besonders darauf gesehen, daß sie ganze Suiten der einzelnen Gegenstände und eine möglichst reiche Anzahl mannigfaltiger Exemplare derselben Klasse von Geräthschaften neben einander haben. Sie haben Hunderte von Beilen neben einander gestellt, von den kleinsten bis zu den größten, in Feuerstein, in Serpentin, in Porphyr und in den andern Steinen, in denen gearbeitet wurde; eben so Hunderte von Pfeilen und Wurfspießen in allen Größen, in allen Formen und allen Stoffen. Man sieht auch wieder andere Suiten, die eins der Steininstrumente auf jeder Stufe seiner Bearbeitung zeigen, z. B. zuerst den großen Feuersteinblock, von dem der Steinkünstler einen kleinern länglichen Splitter zum Behufe der Bildung einer Lanzenspitze abspaltete; man erkennt die Fläche, von welcher der Splitter sich löst, man sieht den Splitter selbst und es bleibt kein Zweifel, daß er eben von diesem Steine kam, dann das Instrument, den sogenannten „Knaksteen", mit welchem der Schlag zur Absplitterung gegeben wurde, weiter einen Splitter, der eben in Arbeit genommen war, aber halbvollendet liegen blieb, dann eine vollständige Lanzenspitze, und endlich auch einige, die im Kriege oder auf der Jagd gebraucht und beschädigt wurden. Dazu die Schleifsteine, auf denen man die Spitzen und Schärfen der Beile zuschliff ꝛc." Von diesen rohen Anfängen schreitet das Auge des Beschauers fort durch die mannigfaltigsten Geräthschaften und Waffen bis zu den kostbarsten Metallzierden, und die ganze nordische Vorzeit wird ihm erschlossen.

Gelegentlich erfahren wir hier auch den Ursprung des Namens Schilling. Während man ihn sonst von dem lateinischen Solidus entspringen ließ, wird er hier richtiger vom dänischen skille, scheiden, abgeleitet. In der Naturaliensammlung bewunderte Herr Kohl vorzüglich die reichen und mannigfaltigen Silberstufen.

Die Betrachtung der Gemäldegalerie veranlaßt ihn zu der Bemerkung, daß die Maler nur dabei gewinnen können, wenn sie möglichst national zu seyn streben, „nicht nur deßwegen, weil sie das Einheimische am besten kennen, sondern auch deßwegen, damit die Menge der malerischen und darstellbaren Themata, welche das Leben der Menschen und der Natur gewähren können, vermehrt werde. Jedes Land kann solche Themata hergeben. Es kommt nur darauf an, daß man sie in Cours bringe und ihnen durch gute Darstellung Geltung verschaffe. Daß sich alle Maler wieder und immer wieder auf die Vorleser am Molo von Neapel, auf die Israeliten in der Wüste, auf Hero und Leander am Bosporus werfen, scheint von einer Armuth der Natur zu zeugen, und zeugt im Grunde nur von der Armuth der Phantasie der Künstler. Zum Theil sind gewiß wohl auch die Kunstschulen mit daran schuld, die eben so wie unsere Gymnasien bei den Stylübungen gewisse alte, hergebrachte Themata immer wieder bearbeiten lassen. Ich habe die Sammlung der Preisbilder der französischen, der Londoner, der Kopenhagener und vieler andern Kunstakademien gesehen, und fast überall drehen sich die aufgestellten Aufgaben um gewisse althergebrachte, stereotype, altstylige Themata, um Lucretia oder Kleopatra, die sich den Tod geben, um Moses, der im Schilf gefunden wird, um Romulus und Remus, welche die Wölfin säugt, und um hundert solche ähnliche Dinge. Warum treibt man die Künstler nicht mehr an, neue Früchte vom frischen Baume des Lebens zu pflücken? Warum lehrt man sie nicht, die vielen Themata, die ihnen zu Füßen liegen, zur Behandlung aufzuheben? Warum führt man sie immer in die Vergangenheit, in die Ferne, zu den alten Mythen? Warum zeigt man ihnen nicht, wie sie den in tausend Verhüllungen auf Erden noch jetzt wandelnden Gott erkennen und darstellen mögen?" Herr Kohl hat hierin ganz recht. Die Monotonie abgeschwächter akademischer Ideale ist der Tod der Malerkunst, ihre Wiedergeburt verdankt sie immer nur dem tiefen Blick in die Natur.

Was Herr Kohl über das gesellige Leben in Kopenhagen, die örtlichen Sitten, die Sprache ꝛc. berichtet, können wir hier nicht ins Auge fassen. Jedermann kennt seine feine Beobachtungsgabe und klare Darstellungsweise. Von der Hauptstadt wendet er sich in die Umgegend, namentlich zu den königlichen Schlössern, dann nach Helsingör und an den Sund und geht von hier nach Schonen über, das lange zu Dänemark gehört hat.

Interessant ist die Vergleichung zwischen der dänischen und schwedischen Sprache S. 362. „Man vermeint in dem

Schwedischen ein Echo der Gebirge und Felsenthäler des Landes zu vernehmen, während das Dänische glatt, eben und schlüpfrig dahinstreicht, wie ein Gewässer auf Lehmgrund. Man glaubt es den beiden Sprachen deutlich genug anzuhören, wie die eine sich in den schonenschen und jütischen Ebenen, die andere aber zwischen den dalekarlischen Granitfelsen entwickelte. Wie der niedersächsische Mund alle Laute und Töne des obersächsischen weich und mild macht, so hat auch die dänische Sprache eine Tendenz, alle Formen der skandinavischen Worte flüssiger, runder und kürzer zu machen. In tausend Fällen wird im Dänischen ein stummes „e" gesetzt, wo im Schwedischen ein „a" oder „o" oder ein anderer voller Vokal ertönt, in hundert Fällen wird im Dänischen der Vokal ganz weggelassen, wo er im Schwedischen ertönt. Wenn man das Schwedische nach dem Dänischen vernimmt, so kommt es Einem vor, als sähe man ein illuminirtes Bild nach einem schwarzen Kupferstich. Das Schwedische scheint mir auf dem hohen Kothurn zu gehen, das Dänische dagegen auf gewöhnlichen Sohlen. Es liegt auch, däucht mich, ein ähnlicher Unterschied in dem Charakter der Nationen begründet. Die Dänen haben viel mehr Sinn und Talent für das Komische, für das Lustspiel, für Satire und Karikatur, die Schweden dagegen sind ernster, stolzer, herrischer. Die Dänen gaben den Skandinaviern ihren launigen Holberg, den die Schweden, die in ihrer Literatur keinen Holberg haben, eifrig lesen. Auch jetzt wieder haben die Dänen ein launiges Blatt, ihren Korsaren, das man fast dem englischen Punch an die Seite stellen könnte, während die Schweden kein solches Blatt besitzen. Bei den Dänen, scheint es mir, findet man häufig muntere Schwätzer, eine Menschenklasse, die bei den Schweden sehr selten seyn soll. Dieß Alles, dieß steifere, heroischere, kräftigere Wesen der Schweden und dieses launigere, gelenkere, prosaischere Wesen der Dänen scheint sich mir in den Tönen der Sprachen beider Völker deutlich abzuspiegeln. Natürlich eignet sich die schwedische Sprache daher auch viel besser zur Musik als die dänische, und in der That sind die Schweden im Ganzen viel reicher an Musik und Nationalgesängen als die Dänen. Ja, die Sprache selbst erscheint den Dänen schon musikalisch zu seyn."

Die berühmteste und älteste Stadt in Schonen ist Lund, deren phantastisch mit fratzenhaften Thieren ausgeschmückte Kirche Herr Kohl ausführlich beschreibt. Nirgends ist die Phantasie der Baumeister und Bildhauer wunderlicher mit einem heiligen Ort umgegangen, und die Sage, daß ein heidnischer Riese die Kirche gebaut habe, mag in der Ironie des Erbauers ihren guten Grund haben. Ueberall, aus allen Ecken, an allen Postamenten und Ornamenten grinsen den Andächtigen hier Thierfratzen an und der Teufel selbst wird als eine ungeheure steinerne Laus an einer Kette gehalten und von einem ebenfalls steinernen „gräßlich" ausgemeißelten Lamme, welches Christum bedeuten soll, bewacht.

In Lund sah Herr Kohl den Schädel eines riesenhaften Ochsen, der von dem lithauischen ganz verschieden ist. Er macht dieß geltend, sofern man in jüngster Zeit beide Stierarten, welche die Alten in den germanischen Wäldern unterscheiden, für identisch hält.

Lund ist bekanntlich eine schwedische Universität. Herr Kohl beobachtete die Studenten daselbst und macht von ihnen eine sehr vortheilhafte Beschreibung, wobei er einen mißfälligen Blick auf die Reste alter Universitätsbarbarei fallen läßt, die sich immer noch hie und da in Deutschland erhalten haben. „Die nordischen Universitäten sind die Hauptherde des Skandinaventhums und alle dänische, schwedische und norwegische Studenten sind von Haus aus eben so entschiedene Anhänger der nordischen Einheit, wie ehemals die deutschen Burschenschaften der deutschen Einheit. Man kann solche enthusiastische Jugend, die für eine große Idee begeistert ist, nicht ohne Theilnahme betrachten. Mich frappirte die manierliche, die artige und gefällige Erscheinung dieser jungen schwedischen Studenten im höchsten Grade. Man sah es ihrem Benehmen wohl an, daß es wahr seyn mochte, was man von ihnen versichert, daß bei ihnen Renommisterei, Trinken, Duelliren und dergleichen Dinge wenig im Gebrauch sind. Ich habe nun die Studenten verschiedener Länder mehr oder weniger aus der Nähe oder Ferne gesehen und finde, daß die deutschen Studenten, besonders in den kleinen Universitäten, an Unart, Renommisterei, aber auch an Genialität und Ritterlichkeit alle andern übertreffen. Auf den deutschen Universitäten sind zwei extreme und entgegengesetzte Klassen von Musensöhnen hervorgerufen; erstlich die, welche sich nicht sowohl als Söhne der zarten weiblichen Musen, sondern vielmehr als Leute geberden, welche die alten Raubritter zum Muster genommen zu haben scheinen, und dann solche, welche dieß Raubritterleben nicht mitmachen können oder wollen und daher wie die Eulen der Minerva leben, in der Stille unermeßlich fleißig sind und von jenen mit allerlei Spottnamen bezeichnet werden. Natürlich stehen viele Klassen in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen. Auf allen andern europäischen Universitäten gehen die Extreme nicht so weit auseinander. Es wird dort weder so viel getobt, noch so viel im Verborgenen gearbeitet. Die Studenten nähern sich en masse den übrigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft mehr, während der deutsche Student vielmehr als ein ganz apartes Wesen von besonderer Gattung ganz isolirt in der Gesellschaft dasteht. Der deutsche Student lebt ein Stück Leben, wie es ihm weder vorher noch nachher während seiner Existenz je wieder vorkommt. Er betreibt Dinge und ihn begeistern Ideen, die kein anderer Staatsbürger mit ihm theilt. Er wird daher, wenn er von der Universität in die gewöhnlichen Gleise zurücktritt, ein Philister, d. h. ein ganz heterogenes Wesen, und das Philisterthum folgt auf seinen vierjährigen Studentenrausch wie ein nüchterner lendemain nach einem Bankett- und Ballabend. Alle andern Studenten der Welt kennen weder jenen glänzenden Rausch, noch dieses nüchterne obscure Philisterthum. Die russischen Studenten, die ich an vier ihrer Musensitze sah, werden schon frühzeitig an die Uniform und den Gehorsam gewöhnt. Sie sind die bestuniformirten und bestdisciplinirten Studenten der Welt, und Alles, was sie von Renommisterei und Widerspenstigkeit haben, dreht sich um ihre Uniform, so wie bei den deutschen um den Degen und den Bierkrug. Bei den englischen Studenten dreht sich alle Ausgelassenheit um die Sports, die sie mit den Sportsmen der höhern Klassen ihres Landes gemein haben. Bei den französischen hingegen bildet das Centrum die Grisette. Nach dem, was ich hie und da von den skandinavischen Studenten gesehen habe, möchte ich glauben, daß sie die am wenigsten ausschweifenden von allen sind." — Herr Kohl hätte doch nicht so gar ungünstig von dem Universitätswesen seiner Landsleute urtheilen oder wenigstens bemerken sollen, daß der romantische Rausch des Studentenlebens im Zeitalter der Perücken und Zöpfe eine Nothwehr der Natur gegen die Unnatur war.

Geschichte.

Die Urgeschichte des esthnischen Volksstammes und der k. russ. Ostseeprovinzen überhaupt bis zur Einführung der christlichen Religion. Nebst einer Karte und zwei Lithographien von Prof. Dr. Friedrich Kruse. Moskau, Severin, 1846.

Herr Kruse hat sich um die Alterthümer an der Ostsee schon große Verdienste erworben. Er selbst berichtet darüber in der Vorrede, er sey früher schon in Deutschland Mitglied vieler Alterthumsgesellschaften gewesen, habe dann seit 1828, nachdem er Professor in Dorpat geworden, die russischen Antiquitäten studirt. „Wie nun im Jahr 1837 durch eine Ueberschwemmung der Düna eine Menge bisher hier nie gesehener Alterthümer besonders bei Ascheraden 6 Meilen oberhalb Riga aus den Gräbern ausgespült wurden, und ich nun auf Allerhöchsten Befehl zuerst im Jahr 1838, dann im Jahr 1839 ausgesendet wurde, nicht nur diese Alterthümer zu untersuchen, sondern auch alle bisher in den Ostseeprovinzen gefundenen, habe ich schon in meiner Anastasis (1841), einem kleinen Vorläufer meines größern Kupferwerkes der Necrolivonica (1842) gesagt. Im Jahr 1839 war ich auch Mitstifter der gelehrten esthnischen Gesellschaft in Dorpat, im Jahr 1842 Mitglied der in diesem Jahre gestifteten esthländischen Gesellschaft in Reval geworden. Eine im Jahr 1843 an der Universität Dorpat errichtete Centralsammlung vaterländischer Alterthümer hat den Zweck, sobald derselben ein festes, passendes Lokal eingeräumt, und die nöthige Sorge getragen werden kann, für die künftige sichere Erhaltung, Erklärung und Vermehrung der Alterthümer, auch den Haupttheil meiner früher und später gesammelten Alterthümer aufzunehmen. Gern hätte ich diese schon früher der gelehrten esthnischen Gesellschaft übergeben, wenn diese nicht, bloß durch die Beiträge ihrer Mitglieder bestehend, immer noch ohne Garantie ihres dauernden Bestehens dastände, was mit der Rigischen Gesellschaft derselbe Fall ist. Uebrigens ist auch, nach dem von dem Herrn Minister Uwarow gebilligten und im ersten Berichte von dieser Centralsammlung (Dorpat 1844) mitgetheilten Plane, die Stiftung des Central-Musei in Dorpat verbunden mit dem der Stiftung von Central-Museen an allen Universitäten des russischen Reichs und von Special-Museen an den Gymnasien und einigen Kreisschulen, von denen bei uns schon vier den Grund zu Special-Museen gelegt haben. Dieser Plan ist aus der großen Idee Leibnitz's, das ganze russische Reich sorgfältig nach Alterthümern zu untersuchen, hervorgegangen, und muß die historischen Studien des In- und Auslands bedeutend unterstützen, wenn er ganz ausgeführt werden sollte. Die Professoren der Geschichte an den Universitäten und die Oberlehrer und Lehrer der Geschichte an den Schulen sind die natürlichen Direktoren dieser Museen. Das Centralmuseum in Dorpat ist, größtentheils durch Schenkungen, schon bis auf 887 Nummern angewachsen.“

Man ersieht hieraus mit Vergnügen, daß endlich einmal ein ernstlicher Anfang gemacht wird, die Alterthümer am südöstlichen Ufer der Ostsee gründlich zu studiren, nachdem eine so große Menge von gelehrten Hypothesen hier fabelhafte Kulturländer der ältesten Vorzeit, ja das Paradies selbst gesucht haben. Der russische Plan einer Gesammtforschung von Alterthümern im Reiche ist großartig; aber man muß immer vor russischen Sammlungen bange seyn. Die Korruption ist dort zu groß. Von den Kunstschätzen, die in St. Petersburg aufgehäuft worden sind, und deren Kataloge man noch hat, konnte Hand schon einen großen Theil nicht mehr wiederfinden. Die unschätzbare naturwissenschaftliche Sammlung von Pallas ist bis auf einen elenden Rest aus St. Petersburg verschwunden und zum Glück befindet sich das Beste davon jetzt in Berlin, wohin es unter der Hand von den gewissenlosen Custoden verkauft wurde.

Im Eingang seiner Urgeschichte macht Herr Kruse vor allem auf den merkwürdigen Gegensatz zwischen den heiteren, und auch schneeweiß gekleideten Letten und den finsteren und ganz schwarz gekleideten Esthen aufmerksam. Dieser Charakterunterschied ist so durchgreifend, daß, wie der Verfasser S. 53 sagt, die Liven sich sehr dem Katholicismus, die Esthen aber mehr der Herrnhuterei zuneigen. Es fiel uns auf, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß der Katholicismus irgendwo im russischen Reiche sich weiter verbreiten soll. Die Welt hat bisher geglaubt, daß er dort überall konsinirt sey. Daß Herr Kruse in den schwarzröckigen Esthen die Melanchläuen der Alten wiedererkennen würde, ließ sich erwarten. Es kommt aber auf das Herausfinden von Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen alter und neuer Namen weniger an, als auf die Prüfung der nationalen Abstammungen. Hier ist nun eine Hauptfrage: dehnte sich der keltische Volksstamm so weit an die Ostsee aus? sind die Esthen, wie Parrot behauptete, Kelten? Kruse will es nicht läugnen, verlangt aber noch gründlichere Untersuchungen. Die Letten hält Kruse für die alten Heruler, die wir indeß doch lieber als Germanen auffassen. Die Erörterung kann übrigens kaum zu einem wichtigen Resultate führen, da die Heruler längst verschwunden sind. In den sogenannten Tschudengräbern haben sich mongolische Formen gefunden, daher auch hier nur Zweifel angeregt worden sind. Die Resultate der Kruse'schen Forschung sind folgende:

1) Die Esthen in Liv- und Esthland, die sich selbst bloß Mamees (Männer des Landes) nennen, gehören zu der großen Völkerfamilie, welche sich über den ganzen nördlichen Theil von Rußland, Norwegen und Schweden, so wie Ungarns von den Gebirgen Mittelasiens ergossen hat, das heißt zu den tschudisch-finnischen, oder hyperboreischen Stämmen.

2) Doch standen die alten Esthen mit den Tschuden des Urals und Altai in keiner direkten Verbindung, und die sogenannten Tschudengräber und Tschudenschürfe in Sibirien haben deßhalb ganz andere Resultate geliefert, als die alten Gräber in den Ostseeprovinzen, mit Ausnahme vielleicht des nördlichen Kurland.

3) Eben so wenig sind die Magyaren oder Ungarn direkt von ihnen ausgegangen, weßhalb die magyarische Sprache (außer noch mit spätern türkischen und mongolischen Beimischungen) viele Reste auch alter, namentlich griechischer Dialekte enthält, welche sich im Esthnischen nicht finden.

4) Die Verbindung der Esthen mit den Mongolen scheint noch problematischer, wenn auch einige Formen der mongolischen Grammatik sich auch im Esthnischen wiederfinden, da der lexikalische Theil der beiden Sprachen durchaus verschieden ist, und die Schädelform und Körperbeschaffenheit der Esthen sehr von denen der Mongolen abweicht.

5) Die Herleitung der Esthen von den Völkern des indoeuropäischen Sprachstammes, den Indern selbst, den Persern, Semiten, Griechen, Römern, Deutschen, Slavo-Russen, Lithauern ꝛc. ist vollkommen zu läugnen, jedoch keineswegs die Mittheilung einiger Religionsbegriffe, Sitten, Gewohnheiten und einzelner Worte, in ihren theils frühern, theils spätern Stammsitzen.

6) Dagegen findet sich in ihrer Sprache, ihren Sitten, und in ihrer Religion sehr viel keltisches Element, was die Esthen mit den Kelten von Westeuropa in Deutschland, in

Norditalien, Frankreich (Bretagne), Spanien (Iberien), Großbritannien und Irland in nähere Verbindung bringt. Doch muß ihre Sprache in Beziehung auf das Grammatikalische in noch nähere Betrachtung gezogen werden.

Es folgen nun einige unbedeutendere Vergleichungen des esthnischen Kultus mit dem keltischen, slavischen und indischen, dann heißt es weiter:

10) Derjenige Stamm, welcher besonders den Namen der Tschuden führte, unsere Esthen, hatte seinen vorhistorischen Ursitz wahrscheinlich an dem tschudischen (gordyäischen) Gebirge südlich des Kaukasus, in dessen Nähe auch Dorbeta liegt, um Mazara, welches für die Urheimath der Magyaren gehalten wird; dann in den kaukasischen Gegenden, wo die Melanchlänen, Jamen, Jalen und Koli an dieselben Völker in unseren Gegenden erinnern, so wie Madschar an die Magyaren in Ungarn.

11) Eben so finden die zum esthnischen Stamme gehörenden Kuren, von denen die meisten alten Orte Kurlands eine esthnische Wurzel haben, in den Koren, Korariern, Korcondame am Kaukasus, und der Landschaft Koriäa an den gordyäischen Gebirgen ihre frühere Heimath.

12) Die Liben oder Liven, von denen Livland benannt ist, gehören eben so zu dem tschudischen Stamme Esthlands und Livlands, da ihre Sprache nur dialektisch verschieden ist, und sind keine Käuflinge aus Oesel. Sie scheinen ihren Namen von der Sandküste, die sie bewohnen, von Liw oder Sand, zu haben, nicht von den Levonen Skandinaviens. 13) betrifft ein unbedeutendes Völkchen.

14) Die Lithauer und Letten gehören zu der großen indo-europäischen Völkerfamilie und stehen als Geschwister der Slawo-Russen und Venden noch weiter entfernt von den Griechen, Lateinern und Deutschen.

15) Die Letten sind indeß in ihrem jetzigen Zustande gemischt aus Lithauern, Veneden (die schon zu Ptolemäus Zeit an ihren Küsten wohnten), Tschuden und Völkern germanischer Zunge.

16) Sie haben ihren Namen, der erst im 11ten Jahrhundert entstand, von den laetis, lassis oder Lassen, welches tributpflichtige Bauern bezeichnet, nicht von dem Flüßchen Latte oder von den Karauschen, die einen ähnlichen Namen haben.

Es folgen nun einige Volkslieder in lettischer Mundart mit deutscher Uebersetzung. Darunter zeichnet sich besonders das Spinnlied aus, das von einer gütigen Fee handelt, die am Feld sitzend für die armen Leibeignen spinnt, wenn ihr Herr ihnen zu viele Arbeit zumuthet. Daran schließen sich Volkssagen in Prosa, vom Riesen Kallewe Poeg, dessen Abenteuer zum Theil denen des Thor in der jüngeren Edda sehr ähnlich sehen; von der Morgen- und Abendröthe, die reizende Dichtung, die schon früher durch die Schriften der esthnischen Gesellschaft bekannt geworden und in mehrere Handbücher übergegangen ist. Dann Grammatikalisches und Sprachvergleichungen.

Eine neue Abtheilung des Werkes bringt nun erst die nähern Untersuchungen derjenigen Stellen der Alten, die von den nordischen Völkern handeln. Wir können unsere Leser mit diesem gelehrten Detail nicht behelligen und bemerken nur, daß Herr Kruse die Düna für den bei den Alten so berühmten Fluß Eridanus hält, an den die Mythe die Findung des Bernsteins knüpft. Dann geht der Verfasser in die mehr historischen Zeiten über und stellt die Nachrichten der Römer, dann die der Skandinavier über jene Ostseeprovinzen übersichtlich zusammen. Zum Merkwürdigsten darunter gehört der Brief des Ostgothenkönigs Theoderich an die Esthen, die eine Gesandtschaft mit Bernsteingeschenken an ihn nach Rom absandten. Es geht daraus hervor, daß die Esthen, seitdem sie dem großen gothischen Reich angehört hatten, immer noch im Verkehr mit dem Süden Europas geblieben sind. Später wurde das unglückliche Volk sowohl von den Skandinaviern, als vom deutschen Orden nur noch feindlich behandelt und in seiner Lebensblüthe geknickt.

Lyrische Dichtkunst.

Erinnerungs-Blumen auf dem Wege des Lebens. Von Wenceslaw Stulc, aus dem Neuczechischen übertragen von Joseph Wenzig. Prag, Ehrlich, 1846.

Eine Ausgeburt des seit einiger Zeit in Böhmen grassirenden Panslavismus, voll wüthenden Grolls und Hasses gegen die Deutschen. Es ist ein Beweis, wie wenig unsere deutschen Schriftsteller und Buchhändler noch nationalen Takt besitzen, daß sie dergleichen übersetzen und deutschen Lesern empfehlen mögen. Der Dichter besingt unter Anderem das Schlachtfeld von Kolin, auf dem bekanntlich Friedrich der Große seine erste furchtbare Niederlage erlitt; dieser Sieg der Oesterreicher über die Preußen wird aber hier, mit gänzlicher Verkennung der Geschichte, als ein Sieg des Slavismus über den Germanismus usurpirt.

Ha Kolin, so altehrwürdig,
Wie dein Tempel aufwärts steigt;
Sieger ob der Zeit des Grolles,
Klar von deinem Ruhme zeugt!

Auf Kolin, du Sitz voll Ruhmes,
Und erinnere dich dein:
Wie einst deine alten Väter,
Ladet dich die Ernte ein.

Neue Arbeit, neuer Ruhm auch
Steht bevor der Czechenheimath:
So ersteh', thu' frisch dazu,
Bau' des Volksthums Tempel du!

Ja der bescheidene Herr Wenceslaw Stulc setzt sich auf die Schneekoppe hin (vergessend, daß er sie nicht einmal mit einem böhmischen Namen zu nennen weiß) und reklamirt frischweg Schlesien und die Lausitz als altböhmische Appertinentien dem Panslavismus:

Koppe, unter dir dort unten
Welch ein traurig Schmerzensbild!
Meines Volkes theure Lande
Tief in Nebel eingehüllt.

Dort die Lausitz und hier Schlesien
In des Grabes stummem Schlund;
Bei den Tatern dort gefesselt
Meiner lieben Brüder Mund.

Wann, o ew'ger Gott, erhörst du
Unser Fleh'n, wann ruft die Todten
Deine Huld und deine Macht
Aufwärts aus des Grabes Schacht?

Die Herren träumen also, daß dereinst in Breslau, Görlitz, Zittau, warum nicht auch in Dresden, Leipzig, Berlin und sogar Hamburg slavisch gesprochen werden und das Gedächtniß der Deutschen ausgerottet seyn werde?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 6. Dienstag den 19. Januar 1847.

Mährchen.

Norwegische Volksmährchen, gesammelt von P. Asbjörnsen und Jörgen Moe. Deutsch von Friedrich Bresemann. Mit einem Vorworte von L. Tieck. Zwei Bände. Berlin, Simion, 1847.

Eine der ausgezeichnetsten Sammlungen in ihrer Art, wohl die reichhaltigste an neuen Funden seit der Sammlung wallachischer Mährchen von Schott. Das Heldenthum ragt noch in breiten Massen in diese norwegische Volkspoesie hinein, und es kommen Züge darin vor, die auf das Götterwesen des hohen Nordens ein neues Licht werfen. Indem sich nämlich der othinische Kultus dort ausbildete, scheint eine ältere Götterwelt in den Hintergrund gedrängt worden zu seyn, und unter den Trollen oder bösen Riesen dürften nicht selten abgesetzte ältere Götter, wie die Titanen der griechischen Mythe, zu verstehen seyn, um so mehr, als in vorliegenden Mährchen die Trolle meist eben so vielköpfig, wie die indischen Götzenbilder, erscheinen. Ein weiterer heidnischer und mythischer Zug in diesen Mährchen sind die häufig vorkommenden Verwandlungen und die nahe Verbindung des Menschen mit der Thierwelt.

Einen charakteristischen Zug hat die Sammlung mit fast allen echten Mährchensammlungen aller Völker gemein, nämlich die poetische Verherrlichung eines jüngsten Bruders oder einer jüngsten Schwester im Gegensatz gegen die beiden ältern. Daß auch hier ein ursprünglich mythisches Verhältniß zu Grunde liegen mag, ist wahrscheinlich und schon anderwärts nachgewiesen. Merkwürdig erscheint es aber, daß hier im Norden fast ausschließlich immer nur von drei Brüdern die Rede ist, während es in den Mährchen des Südens vorzugsweise immer drei Schwestern sind. Namentlich in den neapolitanischen Mährchen des Basile kommt die mißhandelte jüngste Schwester als Aschenbrödel in vielen Wiederholungen vor, und eben so in den vorliegenden Mährchen des Nordens ein zurückgesetzter jüngster Bruder, der ebenfalls Aschenbrödel heißt. Im ersten Mährchen gewinnt dieser verachtete Aschenbrödel seinen Brüdern den Rang ab, indem er einen bösen Troll mit List überwindet und ihm seine Schätze raubt. Im vierten gewinnt er eine schöne Prinzessin durch seinen Witz. Im sechsten überwindet er wieder einen Troll mit List, indem sie um die Wette essen, er aber alles in einen Sack laufen läßt, den er sich um den Bauch gebunden. Im 27sten besiegt er drei vielköpfige Trolle und befreit die schönsten Prinzessinnen. Hier sind ihm auch die bekannten Siebenmeilenstiefeln zugetheilt. Im 28sten wird er durch die Katze glücklich, die ihm seine Brüder allein vom väterlichen Erbe gelassen haben. Es ist die allgemein bekannte Geschichte vom gestiefelten Kater, aber sie nimmt hier eine andere Wendung, wie im deutschen Mährchen, indem die Katze eine verwünschte Prinzessin ist und alles, was sie thut, aus Liebe thut. Im ersten Mährchen des zweiten Bandes besiegt er abermals einen bösen Troll und befreit Prinzen, die in Füllen verwandelt worden waren. Im vierten führt er die verwegensten Streiche aus als „Meisterdieb“, wie in Hebels Schatzkästlein der Heiner und Feleder. Im sechsten befreit er seine Brüder und überwindet einen Riesen, indem er das abgesondert aufbewahrte Herz desselben aufsucht und vernichtet, ohne dessen Vernichtung der Riese selbst niemals besiegt werden konnte. Im siebenten gewinnt er eine schöne Prinzessin durch ein Zauberroß, das unerhörte Wunder vollbringt. Im achten steht ihm, wie seinen beiden ältern Brüdern ein Wunsch frei. Jene wünschen sich Gold in Hülle und Fülle; er aber wünscht sich, daß alle Weiber ihn lieben möchten und gewinnt dadurch weit mehr als sie. Im neunten erringt er sich die Hand einer schönen Prinzessin, indem er sie in einem Wettstreit im Lügen überwindet. Im sechzehnten besiegt er mit Hülfe einer „Meisterjungfrau“ wieder einen bösen Troll. Im 19ten erlangt er, woran seine unvorsichtigen Brüder gescheitert. Im 20sten bestraft er einen reichen Bruder. Im 21sten gewinnt er wieder eine Prinzessin durch ein Zauberpferd, mit dem er einen Glasberg hinaufreitet. — Daran reihen sich Mährchen, in denen der jüngste Bruder die ältern rettet, z. B. das dritte des ersten Bandes, wo zwölf Prinzen ausziehen, zwölf Prinzessinnen zu retten, aber gefangen werden, bis auf den jüngsten, der sie alle durch Besiegung eines vielköpfigen Troll rettet. Im fünften Mährchen besiegt ein junger Müllerbursch auf ähnliche Weise einen bösen und zauberischen Krämer. Im achten erlangt der junge Bursch die verlornen Zaubergaben wieder durch die dritte, den Sack mit Prügeln, ein auch in Deutschland allgemein bekanntes Mährchen. Im neunten läßt er sich für drei Prinzessinnen peitschen und gewinnt sie durch seine Geduld den vielköpfigen Trollen ab. Einigemal ist der jüngste Sohn der kleine Däumling oder Lillekort, wie im deutschen Mährchen, so Theil I. 24, Theil II. 14.

Viele von diesen Mährchen sind ungemein phantastisch. Hier nur auszugsweise einige Proben. Im 16ten Mährchen des zweiten Theils dient der jüngste Königssohn einem bösen Riesen, der ihn verleitet, in seiner Abwesenheit gewisse Zimmer zu betreten. Kaum aber ist der Riese fort, so treibt jenen die Neugier und er findet in drei Zimmern Kessel, worin Kupfer, Silber und Gold gekocht wird, im vierten aber die Meisterjungfrau, deren weiser Rath ihn vor Entdeckung schützt und ihn zugleich belehrt, wie er die Riesenarbeiten vollbringen

kann, die sein Herr ihm auflegt. Diese Arbeiten haben einige Aehnlichkeit mit denen des Herkules, z. B. das Ausmisten eines ungeheuren Stalles, das Bändigen eines feuerspeienden Pferdes, der Gang in die Hölle, um von derselben Tribut zu fordern. Endlich läßt sich die Meistecjungfrau von ihm entführen und hält den ihnen nachjagenden Riesen durch Zaubermittel auf, denn ein Stein, denn sie hinter sich wirft, wird zum Berge ꝛc. Als aber der Königssohn mit ihr in seine Heimath kommt, vergißt er duech Zauberei alles, was ihm in des Riesen Wohnung begegnet ist, und er läßt die schöne Meisterjungfrau draußen im Walde sitzen. Hier findet sie zuerst ein Schulz, dann ein Amtsschreiber, dann der Amtmann selbst, die als höchst prosaische Karrikaturen aus dee modernen Welt sich in die romantische Gescheinung aus der Mährchenwelt verlieben, aber von der Meisterjungfrau gefoppt werden, bis der Königssohn sie findet und wiedeeerkennt. Sehr ähnlich ist diesem Mährchen auch das 14te des ersten Theils.

Mehrere Mährchen haben eine weibliche Aschenbrödel zur Heldin, doch kommen deren bei weitem weniger vor, als männliche. Theil I. 19 handelt von einer unglücklichen Stieftochter, die von der bösen Stiefmutter und Stiefschwester arg geplagt, abee von einem schönen blauen Stier (wie Europa) entführt und durch den Kupfer-, Silber- und Goldwald getragen wird, wo sie kein Blatt anrühren soll, aber doch je eins aus Versehen im Dickicht abstößt, was dem Stier furchtbare Kämpfe mit den waldbewohnenden vielköpfigen Trollen zuzieht. Er besiegt sie aber alle, läßt sich dann von dem Mädchen schlachten und dadurch entzaubern. Indem er aber ein reicher Prinz wird, dient sie als Aschenbrödel im Schlosse und er kennt sie nicht mehr, bis die Blätter, die sie aus den Wäldern mitgenommen, sich in ein kupfernes, silbernes nud goldenes Kleid verwandeln, in denen sie nach einander den Hofbällen beiwohnt, wo der Prinz sie sieht, und obgleich sie ihm entflieht, einen ihrer Schuhe habhaft wird, worauf dann der Verlauf wie in unserem bekannten deutschen Mährchen von der Aschenbrödel. Jenes norwegische Mährchen scheint aus zwei verschiedenen zusammengeschmolzen zu seyn. Theil II. 11 wird die Heldin von einem Bären entführt, der ebenfalls ein verwünschter Prinz und des Nachts auch als Mensch bei ihr ist. Sie will ihn durchaus sehen und es geht ihr wie der Psyche, als sie den Amor bei Nacht beleuchtete. Theil II. 5 rettet die jüngste Schwester ihre beiden ältern aus der Gewalt eines bösen Trolls. Es ist die Geschichte der drei Müllerstöchter und Blaubarts, nur daß die jüngste Schwester die beiden ältern, die der böse Mann umgebracht hat, wieder lebendig macht, ein Zug, den das deutsche Mährchen nicht hat, und der wohl aus einer ältern Mythe entlehnt seyn mag. — Theil I. 13 wird ein armes Mädchen die Gattin eines Königs, bloß weil sie dankbar und demüthig sich beweist. Denn drei Feen haben ihr ihre Gaben unter der Bedingung verliehen, daß sie sie unter allen Umständen ihre lieben Muhmen nennen soll, und als sie nun eben mit dem König Hochzeit hält, kommen drei abscheuliche alte Weiber herein, die eine mit ellenlanger Nase, die andere mit einem unmäßig großen Hinteetheil, die dritte mit rothen und glotzenden Augen. Ohne sich zu besinnen nennt die junge Königin sie alle drei Muhmen und empfängt sie ehrerbietig. Die Muhmen aber erklären ihre Häßlichkeit als Folgen großen Fleißes beim Spinnen. Es sind die spinnenden Feen oder Parzen, die sich bei allen keltischen und germanischen Völkern wiederfinden und auch dieses Mährchen dürfte einen echt mythischen Ursprung haben. — Theil II. 3 befreit die Heldin ihre zwölf in Enten verwandelte Brüder, was auch in deutschen Mährchen vorkommt. — Theil I. 3 bestraft die Jungfrau Maria die Neugier eines Mädchens, verzeiht ihr aber nachher und macht sie wieder glücklich.

Die anmuthigsten Sagen, die hieher gehöeen, sind aber die von der Rase und von Hakon Borkenbaet Theil I. 29. II. 15. Wir theilen sie hier in kurzem Auszuge mit. Es war einmal ein König, der hatte so viele Gänse, daß er eigens eine Dirne halten mußte, sie zu hüten; diese Diene hieß Rase, und daeum nannten die Leute sie. Rase, das Gänsemädchen. Nun traf es sich, daß der Königssohn von England aufs Freien auereiste, dem setzte Rase sich in den Weg. „Was sitzest Du da, Du kleine Raie?“ sagte der Königssohn. „Ich sitze hier und flicke das Zeug und setze Lappen auf Lappen,“ sagte Rase: „denn ich warte auf den Königssohn von England,“ — „Den kannst Du nicht bekommen,“ sagte der Prinz. „Wenn ich ihn haben soll, dann werd' ich ihn wohl kriegen,“ sagte die kleine Rase. — Der Prinz nahm eine schöne Prinzessin. Nun hatte er aber einen Stein, und wenn er den vor sein Bett hinlegte, sagte der ihm Alles, worüber er ihn befragte. Als daher die Prinzessin angereist kam, sagte Rase, das Gänsemädchen, zu ihr, wenn sie schon früher einen Liebsten gehabt hätte, oder sich wegen einer gewissen Sache, wovon der Prinz Nichts wissen solle, etwa nicht frei fühle, so müsse sie sich in Acht nehmen, daß sie nicht über den Stein trete, den der Prinz vor sein Bett hingelegt hätte, denn der sage ihm Alles. Als die Prinzessin das hörte, ward ihr sehr angst und bat die kleine Rase, daß sie sich am Abend an ihrer Stelle zu dem Prinzen ins Bett legen möchte, und wenn er dann eingeschlafen sey, wollten sie wieder umtauschen, so daß er am Morgen, wenn es hell würde, die Rechte bei sich hätte. Das thaten sie denn auch. Aber der Prinz frug den Stein nicht bloß Abends, sondern auch des Moegens, und da war die Folge, daß der Stein beim Aussteigen aus dem Bett etwas ganz anderes sagte, als beim Einsteigen, und daß die List der Braut nichts half. Sie wurde verstoßen. Einer zweiten und einer dritten ging es ganz eben so. Der Prinz aber wollte hinter das Geheimniß kommen, waeum der Stein immer des Abends die Braut lobe und des Morgens schmähe, steckte daher der Rase, als sie zum drittenmal statt der dritten Braut zu ihm kam, einen so engen Ring an den Finger, daß sie ihn nicht mehr abbringen konnte. Am Morgen nun hatte die Braut den Ring nicht und wurde verstoßen. Der Stein aber sagte dem Prinzen alles, wie es zugegangen sey und daß das Gänsemädchen den Ring habe. Das wollte der Prinz erst nicht glauben und ging daher aufs Feld, wo Rase saß und die Gänse hütete; denn er wollte sehen, ob sie wohl den Ring hätte. „Hat sie den, so ist es wohl am besten, daß ich sie zur Gemahlin nehme,“ dachte er. Als er nun zu ihr aufs Feld kam, sah er, daß sie einen Lappen um ihren Finger gebunden hatte. Er feagte sie, warum sie das gethan hätte. „Ach,“ sagte sie: „ich habe mich so arg geschnitten.“ Der Prinz wollte nun durchaus den Finger sehen; aber Rase wollte den Lappen nicht abnehmen. Da ergriff er ihren Finger und hielt ihn fest, und wie Rase ihn zurückziehen wollte, ging der Lappen ab, und nun erkannte der Prinz sogleich seinen Ring. Da nahm er sie mit sich aufs Schloß und gab ihr viele schöne Kleider und herrlichen Schmuck; und daeauf hielten sie Hochzeit. So bekam nun Rase, das kleine Gänsemädchen, den Königssohn von England, bloß weil es so bestimmt war, daß sie ihn haben sollte.

Noch schöner ist das Mährchen von Hakon Borkenbart. Dieser Prinz warb um eine überaus stolze Prinzessin, die ihn aber aufs schimpflichste abfertigte. Um sich zu rächen, kehrte er verkleidet zueück mit einem großen Moosbart und setzte sich unter der Prinzessin Fenster mit einem goldenen Spinnrocken.

Der stach ihr gewaltig in die Augen und was so eine Prinzessin einmal will, das muß sie haben. Der Moosbärtige wollte aber den Rocken nicht hergeben, außer sie ließe ihn eine Nacht in ihre Kammer. Die Prinzessin entschloß sich endlich dazu und bekam den Rocken, aber sie bekam nach einiger Zeit auch ein kleines Kind, worüber ihr Vater in den grimmigsten Zorn gerieth und sie umbringen wollte. Da kam der Moosbärtige wieder, rettete sie und bewohnte mit ihr eine ärmliche Hütte. Sie hatten nichts zu essen und kaum Kleider. Da sagte der Moosbart, sie solle an den Hof des Hakon Borkenbart gehen, der in der Nähe lag, und etwas stehlen. Sie that es und wurde ertappt und vor Hakon selbst geführt, der seinen Moosbart abgeworfen hatte und wieder ganz als Prinz erschien. Sie sagte, ihr Mann habe ihr befohlen, zu stehlen. Da sagte Hakon, um ihres Mannes willen wolle er ihr verzeihen. Bald darauf aber ließ er sie aufs Schloß bescheiden und als Braut aufs prächtigste ankleiden. Sie wußte nicht, was vorgehen sollte. Da sah sie aus dem Fenster und erblickte ihre kleine Hütte in Flammen. „Ach die Hütte! und der Bettler! und mein Kind!“ rief sie und sank beinahe in Ohnmacht. Aber der Prinz fing sie in seinen Armen auf, gab sich ihr als der Bettler zu erkennen und ließ das Kind bringen und alle waren überglücklich. Das ist ein ungemein poetischer Stoff, den Raymund hätte gekannt haben sollen, um ihn für die Bühne zu bearbeiten.

Sehr lieblich ist auch die Sage Theil I. 18 von Gudbrand vom Berge. Dieser hatte die trefflichste aller Frauen, während er selbst bedeutend einfältig war. Als er einmal eine Kuh verkaufen sollte, ließ er sich überreden, sie gegen ein Pferd, dieses wieder gegen ein fettes Schwein, dieses gegen eine Ziege, diese gegen ein Schaf, das gegen eine Gans, sie gegen einen Hahn zu vertauschen und den Hahn für drei Groschen zu verkaufen, um unterwegs etwas verzehren zu können. Als er nun heimkehrte, begegnete ihm ein Nachbar, dem er alles erzählte und der ihm sagte: nun wirst du schön von deiner Frau gescholten werden. Gudbrand aber sagte, nein, sie wird mich nicht schelten und wettete hundert Thaler. Als er nun zur Frau kam und der Nachbar hinter der Thür horchte, erzählte ihr Gutbrand alles genau, und wie er jedesmal wieder dümmer gehandelt habe, aber die Frau sagte jedesmal: du hast es ganz recht gemacht; was hätte uns auch das Pferd genützt, oder das Schwein etc., kurz wenn ich dich nur habe, was brauche ich sonst? Da machte Gudbrand die Thür auf und sagte: mein Nachbar, die hundert Thaler! Als Gegenstück kann Theil II. 2 das Mährchen von der Gidske dienen, einer bösen Haushälterin, die im Schlaf schwarz angemalt wurde, daß sie sich für den Teufel selber hielt; und Theil I. 10 das Mährchen von der dummen Frau, deren Mann sich beruhigte, als er fand, daß andere Frauen eben so dumm seyen.

An die Thiersagen, z. B. von dem in den blauen Stier und in den Bären verwandelten Prinzen, schließen sich auch noch eigentliche Fabeln an, insbesondere vom Bären und vom Fuchse. Eine witzige Erklärung des Salzgehaltes im Meer gibt II. 20. Einer hat eine magische Handmühle, die ihm mahlt, was er will. Ein Schiffer kauft sie ihm für eine große Summe ab und fährt über Meer. Da er gerade Salz braucht, läßt er die Mühle Salz mahlen, hat aber vergessen, wie man sie wieder stellt und kann sie nun nicht mehr stellen. Die Mühle mahlt daher Salz und immer Salz bis das Schiff ganz voll davon ist und untersinkt, aber auch auf dem Meeresboden mahlt sie immer noch fort, daher ist das Meer so salzig.

Einige Mährchen sind legendenartig, wie das schon angeführte von der Jungfrau Maria. Doch scheinen hier überall nur christliche Wesen an die Stelle älterer heidnischer Gottheiten getreten zu seyn. Ein Mährchen I. 21 handelt von dem tapfern Schmiede, der den Teufel auf einen Baum bannt, was auch in deutschen Mährchen vorkommt. Ein anderes Theil I. 2 erklärt den Namen Gertrudsvogel, welchen der Specht führt. Als unser Herr Christus und St. Petrus noch auf Erden einherwandelten, kamen sie einmal zu einer Frau, die bei ihrem Backtrog stand und den Teig knetete. Sie hieß Gertrud und hatte eine rothe Mütze auf. Da beide den Tag über schon weit gegangen und daher sehr hungernd waren, bat der Herr Christus die Frau um ein Stückchen Brod. Ja, das sollte er haben, sagte sie und nahm ein Stückchen Teig und knetete es aus; aber da ward es so groß, daß es den ganzen Backtrog anfüllte. Nein, das war allzu groß, das konnte er nicht bekommen. Sie nahm nun ein kleineres Stück; aber als sie es ausgeknetet hatte, war es ebenfalls zu groß geworden; das konnte er auch nicht bekommen. Das dritte Mal nahm sie ein ganz kleines Stück; aber auch das Mal ward es wieder zu groß. „Ja, so kann ich Euch Nichts geben,“ sagte Gertrud: „Ihr müßt daher ohne Mundschmack wieder fortgehen; denn das Brod wird ja immer zu groß.“ Da ereiferte sich der Herr Christus und sprach: „Weil Du ein so schlechtes Herz hast und mir nicht einmal ein Stückchen Brod gönnst, so sollst Du zur Strafe dafür in einen Vogel verwandelt werden und Deine Nahrung zwischen Holz und Rinde suchen, und nicht öfter zu trinken sollst Du haben, als wenn es regnet.“ Und kaum hatte er die Worte gesprochen, so war sie zum Gertrudsvogel verwandelt und flog oben zum Schornstein hinaus; und noch den heutigen Tag sieht man sie herumfliegen mit einer rothen Mütze auf dem Kopf und schwarz über dem ganzen Leib; denn der Ruß im Schornstein hatte sie geschwärzt. Sie hackt und pickt beständig in den Bäumen nach Essen und piept immer, wenn es regnen will; denn sie ist beständig durstig.

Taschenbuch.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Achter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Der neue Jahrgang dieses achtbaren Taschenbuchs enthält zwei Skizzen aus dem Zeitalter der Reformation, einen Blick auf die deutschen Zustände zwischen 1815 und 1819 und zwei Biographien. Jene Skizzen sind „Wilhelm von Grumbach und seine Händel“ von Johannes Voigt (Beschluß eines im vorigen Jahrgang abgebrochenen Aufsatzes), und „zur Geschichte der ständischen Verhältnisse in Preußen“ von einem Nichtgenannten. Beide stehen in einem gewissen Zusammenhange, indem sie den Kampf der Stände gegen die Fürstengewalt betreffen. In Wilhelm von Grumbachs Händeln erfolgte die letzte Niederlage des Adels durch die Fürstenmacht; in dem Emporkommen der preußischen Stände nach Auflösung des deutschen Ordens zeigt sich im Gegentheil schon ein modernes Element von parlamentarischer Usurpation und Mißhandlung eines schwachen Fürsten. Das orthodoxe Lutherthum war damals die gewaltige Waffe, mit der die Stände (Adel, Städte und Geistlichkeit) den Fürsten aus allen Positionen trieben und ihm Gesetze verschrieben. Man kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn man die preußischen Stände unserer

Tage so ganz anders gesinnt und der Orthodoxie so entschieden abgeneigt steht.

Professor Hagen gibt die Fortsetzung eines schon früher begonnenen Aufsatzes über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Es ist Schade, daß, wie es scheint, die konfessionelle Stellung den Verfasser abgehalten hat, dem „Rheinischen Merkur" und dem Verfasser der Schrift „Deutschland und die Revolution" die Ehre zu geben, die ihm gebührt, wenn von der öffentlichen Meinung in den Jahren 1815—1819 die Rede ist. Joseph Görres hat damals nicht nur am schärfsten und schlagendsten die getäuschte Hoffnung der Nation zur Sprache gebracht, sondern auch das Prophetische, das in seinen Worten lag, hat sich in unsern Tagen bewährt. Wenn man, wie es Görres damals wollte, erstens freie politische Institute, unter der Bedingung der Ordnung, d. h. Konstitutionen, und vor allem eine das Ganze des Bundes umfassende Konstitution und zweitens eine Wiedergeburt der Kirche gewollt und gefördert hätte, so würde der Dämon der Revolution in der Tiefe gekettet und gefesselt worden seyn. Die Konstitutionen haben sich nun doch herbeigedrängt und Preußen selbst kann kaum länger ohne eine solche bestehen; aber ist die Bedingung der Ordnung jetzt noch garantirt, wie früher? Die religiöse Stimmung der Nation nach den großen Kriegen war allein geeignet, diese Ordnung zu sichern. Aber wie hat man diese Stimmung verdächtigt, wie sie zu beunruhigen und zu irren versucht! wie ist Alles geschehen, um sie in eine irreligiöse zu verwandeln! Wurden die gläubigen Lutheraner nicht als Staatsverbrecher geächtet? Wurden die Atheisten aus der Schule Hegels nicht in alle Staats- und Kirchenämter eingesetzt? Man wollte das Christlich-Deutsche (das Stichwort der damaligen Jugend) nicht dulden; dafür ist man nun im Begriff, vom französischen, heidnischen und jüdischen Geiste überwältigt zu werden. Denn der, zunächst in der Presse vorherrschende Radikalismus ist lediglich aus diesen drei Elementen zusammengesetzt.

Wenn der Leser sich etwa zu erhitzen geneigt wäre, kann er sich an den Biographien abkühlen. Herr Alfred Reumont gibt Zusätze zur Biographie des Benvenuto Cellini und H. Lichtenstein eine Charakteristik des berühmten Hofrath Beireis in Helmstädt. Dieses Original aus der sogenannten guten alten Zeit gewährt folgendes Bild. „Das Haar zu hohem Toupé aufgesteift, stark gepudert, an jeder Seite eine einfache horizontale Locke, ein stattlicher Haarbeutel im Nacken; der breitschößige Rock von grauem oder bläulichem Tuch mit großen Stahlknöpfen; die Unterkleider von gleichem Stoff und gleicher Farbe, die Füße in schwarzen Strümpfen und hohen Schuhen mit großen silbernen Schnallen; der Kopf im Freien mit einem kleinen dreieckigen Hut bedeckt: so war er 1757 in Helmstädt eingewandert, so trat er noch 1806 den bei ihm einquartierten französischen Offizieren zu befremdlicherer Erscheinung entgegen." Beireis war der berühmteste Lehrer auf der Universität Helmstädt, ein äußerst beliebter und hochgeehrter Arzt, dem man nicht bloß gemeine, sondern auch zauberische Kenntnisse zutraute, der sich überhaupt mit Geheimniß und Wunderbarem umgab und es liebte, der Welt als ein ganz außerordentliches Wesen zu erscheinen. Dabei unterstützte ihn besonders eine reiche und ausgewählte Sammlung von Seltenheiten aller Art, Kostbarkeiten, Münzen, Gemälde, Naturmerkwürdigkeiten, Automaten, Uhrwerke, kunstreiche Instrumente ꝛc. Das vorzüglichste Stück seiner Sammlung war ein angeblich unschätzbarer Diamant von ungeheurer Größe, den er aber niemals einem Sachverständigen verwies und der auch bei seinem Tode nicht mehr gefunden wurde. Er verdiente viel Geld durch Honorare und durch chemische Mittel, die er Fabrikanten verkaufte. Doch suchte er die Meinung zu verbreiten, als sey er auf Reisen durch weitentlegene Länder und durch magische Mittel reich geworden. Er prahlte außerordentlich gern und stellte sich hoch über alle andern Sterblichen. Dabei unterstützte ihn eine ungewöhnlich kräftige Muskulatur. „Von seiner Muskelkraft mußten seine Zuhörer in jedem Semester gewisse Proben bezeugen, wenn er sie eine Luftpumpe oder Windbüchse evacuiren hieß, und nachdem keiner mehr etwas über das Instrument vermochte, mit sicherm Griff die Manipulation noch eine ziemliche Weite fortsetzte. Eben so ersuchte er wohl höflich, einer der Herrn möge ihm die Guerikeschen Halbkugeln auf den Tisch legen, und wenn keiner sie zu heben vermochte, faßte er sie lächelnd im guten Gleichgewicht und setzte sie eine nach der andern auf die Tafel. — Er genoß besonders des Getränks in unglaublicher Menge; doch schien der Wein nichts über ihn zu vermögen. Obgleich er die feurigsten Sorten vorzog, so veränderte sich, nachdem er mehrere Flaschen geleert, weder die blasse Gesichtsfarbe, noch das Auge, weder die ruhige Haltung des Körpers, noch die Beredtsamkeit der Zunge. Im Aufstehen pflegte er seine Unempfindlichkeit gegen die Wirkung geistiger Getränke gelassen aus der frühern Gewöhnung zu erklären und mit ähnlichen Erscheinungen von Abstumpfung gegen gewohnte Reize, deren der Mensch fähig sey, belehrend zusammenzustellen." Kurz er war eine Art Cagliostro. Von seinem Geist und Witz hier nur eine kleine Anekdote. „Den Gebrauch der Kartoffeln, der in jener Zeit allgemeiner zu werden anfing, hielt er für überaus schädlich und eiferte mit allem Nachdruck gegen die Kultur dieser Knolle, weil sie einer Familie angehört, deren Arten der Mehrzahl nach in ihren Samen und Blättern als der Gesundheit nachtheilig bekannt sind. Er war fest überzeugt, daß sie betäube und die Fähigkeit zum Nachdenken abstumpfe, und wollte, als sie gegen das Ende seines Lebens die allgemein verbreitete Volksnahrung wurde, in ihr hauptsächlich die Ursache finden, warum die niedern Stände in der Geistesbildung zurückblieben. Nie kam diese Frucht auf seine, bei festlichen Gelegenheiten reich besetzte Tafel, nie berührte er sie am fremden Tische, und als ihm einst eine von ihm sehr geachtete Dame, die sich schon einen Scherz mit ihm erlauben durfte, eine aus Kartoffelmehl bereitete Speise vorsetzte, die er vortrefflich fand, brach er, als man ihm den Betrug entdeckte, sogleich in die Worte aus: „Sie sehen, wie sehr ich Recht habe, wenn ich behaupte, daß die Kartoffeln dumm machen; denn selbst mich hat ihr Genuß so betäubt, daß ich ihren Geschmack nicht erkannte." Er starb 80 Jahr alt, im Jahr 1809, wenige Wochen vor Aufhebung der Universität Helmstädt.

Es gibt indeß noch manche Einzelheit, die Herrn Lichtenstein unbekannt geblieben zu seyn scheint. In der Jenaischen Allg. Lit.-Zeitung von 1785 Nr. 273 ist Einiges über Beireis mitgetheilt, z. B. daß er einen Stein besessen, der sich wie ein Schwamm biegen ließ, mit Stahl aber Feuer schlug. Nach einer mündlichen Notiz besaß Beireis auch einen gewissen Liquor in einem gläsernen Fläschchen, dem er durch bloßes Berühren mit einem Stäbchen jede beliebige Farbe geben konnte und den er dem Herzog Karl von Württemberg, als ihn derselbe besuchte, als seine größte Merkwürdigkeit verwies.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 7. Sonnabend den 23. Januar 1847.

Reisen.

Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841—1843. Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1846.

Wir haben seiner Zeit den ersten Band dieses reichhaltigen Werks besprochen. Die Fortsetzung ist nicht minder interessant, wie der Anfang. Harris verweilte mit seinem Gefolge lange in Südabyssinien und hatte eine so günstige Stellung bei Hofe, daß ihm nichts verborgen bleiben konnte, was irgend in diesem Lande für Europäer wichtig oder bemerkenswerth ist.

Wichtig ist zunächst für den Handel und für die Kenntniß der großen Weltstraßen die genaue Erforschung eines Landes, durch welches das Innere Afrikas mit Aden, Arabien und Indien in Verbindung tritt. Wenn seit Waghorns kühnen Unternehmungen die Bedeutung der geraden Straße zwischen Europa und Indien durch das rothe Meer immer mehr erkannt wird, so muß auch jene Straße, welche von Westen her gerade ins rothe Meer einmündet und die Naturschätze des inneren Afrika ans Meer bringend, von dort wieder die englischen Industrieprodukte zurückführt, eine immer größere Wichtigkeit erlangen. Eine Ironie des Zufalls will, daß Abyssinien ein christliches Land ist. Man sollte daraus folgern, die Europäer würden dort große Sympathien finden und sich auf die einheimische christliche Macht daselbst gegen die Barbarei des Islam und des Heidenthums stützen können. Aber die abyssinischen Christen sind eben so tief in Barbarei versunken, wie ihre Nachbarn. Eine Besserung des Volks scheint auch kaum möglich. Eroberungen und Kolonisirungen von Europa aus stehen aber noch in weitem Felde. Das Einzige, was zunächst geschehen wird, wenn die Straße durchs rothe Meer immer frequenter werden sollte, dürfte wohl die Eroberung und Befestigung einiger Küstenpunkte auf den afrikanischen Ufern gegenüber von Aden seyn.

Im Eingang des zweiten Bandes wirft der Verfasser sein Auge in die Vergangenheit des Landes und gedenkt der glücklicheren Zeit, in welcher die abyssinischen Christen noch in großen Karawanen und Pilgerzügen jährlich nach Jerusalem zogen, um am heiligen Grabe zu beten. Seit der Herrschaft der Mameluken in Aegypten wurden diese frommen Heerschaaren überfallen, vernichtet, ihre Fortdauer ganz unmöglich gemacht, und die völlige Isolirung der Abyssinier von der übrigen christlichen Welt trägt nicht wenig zu ihrer Verwilderung bei. Daß der unversöhnliche Glaubenshaß der Muhamedaner einen kaum unterbrochenen Religionskrieg an den Grenzen erhält, versteht sich von selbst. Seit Jahrhunderten drangsaliren die schnellen Reiter des Tieflands als Muhamedaner die christlichen Bewohner des Hochlands; und von Zeit zu Zeit fallen diese wieder aus und vergelten in allgemeinem Morde die lange Plage. Aber daß sich in diesen Kämpfen bei den Abyssiniern ein edler ritterlicher Sinn ausgebildet hätte, wie unter den gleichen Umständen bei den Spaniern, davon erfahren wir nichts. Im Gegentheil wetteifern hier die Christen mit den rohen Muhamedanern und heidnischen Negern an Brutalität. Eine Zeitlang halfen die Portugiesen von Goa aus den Abyssiniern gegen den muhamedanischen Fürsten von Aden.

Diesen geschichtlichen Erinnerungen folgt eine Schilderung der Hofburg zu Ankober, wie sie gegenwärtig ist. Sie bietet ein sehr eigenthümliches Bild dar. „Vom Gipfel der Schloßhöhe, die dreihundert Fuß über der umliegenden Bergstufe aufragt, bis zu ihrer Grundfläche herab ist die ganze Halde mit rohrgedeckten Vorrathshäusern und Nebengebäuden besetzt, den Räumen, in denen — Schande für den christlichen Monarchen! — täglich dreitausend Sklaven und Sklavinnen in Arbeit sind. Da sieht man Gruppen geschäftiger Weiber mit der Bereitunz des Biers und Meths beschäftigt; platte Kuchen von Teff und Weizen werden hundertweise unter dem nächsten Dache gebacken, und aus den dunkeln Tiefen des Gebäudes ertönt das klagende Liedchen derer, die im Schweiße ihres Angesichts das Korn mahlen. Hier qualmen Kessel rother Pfeffersuppe ihren starken Brodem auf, und im anstoßenden Verschlag werden lange gedrehte Streifen alter Baumwollenfetzen in ein Meer von geschmolzenem Bienenwachs getaucht. Der ganzen weiblichen Sklavendienerschaft steht hütend und treibend der aufgedunsene und unwirsche Verschnittene vor, und seine schonungslose Geißel belehrt seine geschwätzigen und kichernden Hutbefohlenen, daß sie nicht da sind, um nach dem vorübergehenden Fremden zu schauen. In dem sonnigen bedeckten Gange vor der Kleiderkammer bringen Schneider und Lederbereiter alle Arten seltsamlicher Amulete und Sinnbilder, die Erzeugnisse eines Wildengehirns, zu Stande. Geobschmiede hämmern rüstig darauf los am tönenden Amboß unter den Traufen des Bankettsaals. Beturbante Priester, in der Vorlaube sitzend, halten einen buntfarbigen Kuhwedel in der Hand und verjagen damit träge die Fliegen von schimmeligen, die Wundergeschichten der Heiligen berichtenden Bänden, die auf einem Reck vor ihren alten Augen erhöht aufgelegt sind. In einem Schuppen bringen Schreiber genau ausgearbeitete Befundverzeichnisse von eingegangener Schatzung emsig zu Pergament; wieder in einem werden heilige Bücher gebunden; in einer gedrängt vollen Ecke bepinseln Maler eine bunte Seite voll gräßlicher Schmierereien vom Urvater Adam mit Speer

und Schild im Paradiesgarten, und in dem langen Schatten, den das Schlachthaus wirft, woraus in einemfort ein Blutstrom über den Weg läuft, verfeilen Zimmerleute schlechtes Holz in einem ungeschickten Versuche, mit einer Hufschmiedsraspel einen Gewehrkolben zur Aufnahme eines löcherigen Laufs zuzurichten, der beim allerersten Losfeuern zu zerspringen verheißt. Statthalter und Edle mit Schilden und Silberschwertern sitzen oben; die untern Höfe füllen schreiende Arme, fahrende Klosterbrüder und Rechtsuchende an. Die freie Arada vor dem großen Thore ist gestopft voll von Herumlagerern, Klatschgestalten und unbeweglichen Bettlern mit ausgebrannten Augäpfeln und verstümmelten Gliedmaßen, die vom Morgengrauen bis zum Abenddämmern ohne Unterlaß ein nicht abzutreibendes Bittgeheul verführen. Ochsen und Esel, Geisen und Schafe haben ihr Hauptquartier auf jedem schmutzigen Zuweg aufgeschlagen. Frisch abgenagte Knochen und Bullenköpfe bestreuen den schroffen Hinabweg, und auf der letzten Aufstaffelung — siehe Aito Wolda Hana'n (der Statthalter) selbst in obrigkeitlicher Würde dasitzend und die Angelegenheiten der Nation ordnend. Hunderte zittern bei seinem eisernen Wink, und Appellant und Appellat, Kläger und Beklagter, alle gleich bis zum Gürtel entblößt, beugten sich tief in kriechender Unterwerfung, wie der herrische Gesetzgeber seinen willkürlichen Spruch von sich gibt." — Harris schildert ferner ein Dankfest, welches der König zu Ehren des Erzengel Michael (des Siegesfürsten) feierte, aus Dankbarkeit für seinen über die Neger erfochtenen Sieg. Diese Festlichkeiten wueden durch den ungeheuersten Schrecken über eine Mondfinsterniß gestört, die zufällig eintrat. Man ersieht daraus, wie abergläubig die Abyssinier noch sind, und daß die Wissenschaft nicht bis zu ihnen vorgedrungen ist.

Dann die Beschreibung des Mamrater Waldes. Dieser Wald ist ein Urwald voll von ungeheuren Baumriesen, deren viele 40 Fuß Umfang haben. In seiner Mitte erhebt sich ein hoher Berg, der die Schätze des Königs birgt. Daran knüpft der Verfasser einen Blick in die Sagenwelt Abyssiniens. Mehrere Sagen, die er mittheilt, sind poetisch genug, um eine günstige Erwartung von den übrigen zu erwecken. Es ist daher zu bedauern, daß Harris von vorn herein die ganze Legendenpoesie verwirft und sich gleichsam selbst verachten würde, wenn er etwas mehr davon mittheilte. Alles erdenkliche Schlechte und Gemeine erzählt er von den Abyssiniern, aber an der einzigen Stelle, wo sich bei ihnen etwas Edleres und Poetisches zeigt, kehrt er um und will es nicht sehen. Das Wenige, wie gesagt, was er uns mitzutheilen die Güte hat, läßt viel Schönes erwarten. Eine mehr dem Heidenthum, als Christenthum angehörige Sage ist die von einem unsichtbaren Paradiese, das nur den schönsten Sterblichen sichtbar wird. „Sterblichem Schauen verborgen und auf Erden alle Wonnen des Paradieses verwirklichend, bildet das Zauberdorf Ouka Stephanos den nie ausgehenden Gesprächsstoff aller wunderliebenden Seelen, und die dichterische Einbildungskraft Abyssiniens hat sich ganz erschöpft in Schilderungen dieses seltenen Schauplatzes seligen Genusses. Seine zum Schlummer ladenden Haine und frisch grünen Rasenflächen dazwischen liegen am fluthengeschwellten Nil, und schöne Frauen, frei von den lockeren Fesseln der Ehe, gibt es da die Menge. Starke Getränke ergießen sich in nie vertrocknenden Strömen, und die Erde gibt ihre frischwachsenden Früchte ohne Pflege und Arbeit. Aber verhüllt in Zaubernebel öffnen diese Lustgefilde ihre Thore nur den Sterblichen von stattlicher Leibesgestalt und schönem Antlitze, auf die der Gunstblick der bezaubernden Bewohnerinnen dieses Wonnegartens fiel. Menschliches Streben müht sich wirkungslos an der Entschleierung des Geheimnisses, das ihn umhüllt, ab, und des Hexenmeisters gefürchtete Kunst und seine mächtigsten Talismane erweisen sich gleichmäßig nutzlos im Versuche der Lösung des Banns zum Vortheil derer, denen Frau Natur eine verkrümmte Gestalt oder nur ein unglückliches Gesicht verliehen hat." Dieses poetische Vorrecht der Schönheit ist doch etwas, was dem Geschmack der Abyssinier alle Ehre macht. Dabei kommen aber auch gräßliche Dinge als Folgen des Aberglaubens vor, z. B. ein Autodafé, bei welchem 1300 Personen bloß wegen des sogenannten bösen Blicks, dessen man sie beschuldigte, lebendig verbrannt wurden. Unter den christlichen Legenden kommt eine vor, die den Liebhabern deutscher Sagen willkommen seyn muß, weil sie in sehr naher Beziehung zu einer zahlreichen Klasse deutscher Sagen steht. Sie handelt nämlich von den Wundern, welche die Madonna als arme Magd (wie unsere deutsche Aschenbrödel) verrichtete (S. 72). Eine ziemlich ergötzliche Legende ist die vom h. Aragowi, der so unwiderstehlich predigte, daß er den Teufel selber bekehrte.

Da unsere Engländer in dem Zug gegen die Neger keinen Streich gethan und aus Menschlichkeit nur vorgebeten hatten für die Gefangenen, wurden sie für feig gehalten, hatten jedoch Gelegenheit, den Abyssiniern sehr bald Achtung einzuflößen, indem sie es unternahmen, einen Elephanten zu jagen, was die Abyssinier selbst niemals wagen. Dieser Jagdscene folgt wieder ein Rückblick in die Vergangenheit des Landes, die Könige stammen nämlich in direkter Linie vom weisen Salomo ab durch die berühmte Königin von Saba. Harris trägt diese Dinge etwas kurz und verwirrt vor, daher sie der Uebersetzer aus Bruce und Rüppell ergänzt hat.

Dann folgt eine Schilderung der tapfern Gallaneger. Es sind schwarze Beduinen. „Auf seinen heimathlichen Weidefluren schweifend, wo seine Sitten unverfälscht von der Halbgesittung Abyssiniens geblieben sind, ist der reitgewandte Galla ein Vorwurf — würdig des Pinsels eines Karl Vernet oder Pinelli. Hochgewachsen und starkgliederig, ist seine männliche Gestalt in eine Toga gehüllt, wie sie die Söhne der alten Roma anmuthig kleidete, und seine wilden feurigen Züge blicken noch grimmiger aus der dicken buschigen Haarfülle, die entweder in großen lotusblätterichten Abtheilungen geordnet ist, oder in langen Rabenflechten über den Nacken wallt. Fett und Schmutz jedoch sind seine Lust, und er schimmert unter einem reichlichen Auftrag der vielgeliebten Butter, mit welcher er sich nicht sparsam besalbt, wann er zur Verübung der niederträchtigsten und unmenschlichsten Thaten schreitet. Ausgerüstet mit Speer, Schwert und Schild, und dem rothen Sattel wie einem Stück von ihm gleichsam angewachsen, fegt der Heide furchtlos über die weiten Grasauen, deren Besitz er dem Christen mit Gewalt abnahm, und tummelt sich in ewigem schnellangebundenem Waffenhader mit allen seinen Gränznachbarn." Auch bei diesem herrschen sonderbare Sagen. „In alten Zeiten, so wird erzählt, kamen die Jahreszeiten durcheinander. Es war da weder Sommer noch Winter und kein Zeitigen der Früchte der Erde. Der König versammelte die „weisen Männer" und befahl ihnen, zu zeigen, wie dieser Stand der Dinge sich am besten zurecht und die widerspänstigen Jahreszeiten wieder zur Ordnung bringen ließen. Die Magier riethen an, man solle einen gewissen eisernen Pfeiler, der vor dem Thore der Hauptstadt stand und wovon der Stumpf noch bis auf den heutigen Tag zu schauen ist, abhauen. Dieß hatte den gewünschten Erfolg; allein um einen Rückfall in die vorige „Verwirrung des Himmels und der Erde" zu verhüten, gaben die Zauberer die Weisung, es möge das stehengebliebene Pfeilerstück sowohl wie der Schämel der Macht (der Thron des Herrschers) alljährlich in Menschenblut gebadet werden; in Befolgung dessen wurde denn ein Tribut von den Erstgebornen erhoben, welche

auf dem Flecke geopfert werden. Von den unabhängigen Gallastämmen, die unmittelbar an Enerea gränzen, ist der vornehmste der der Goma, unter Abba Rebo. Dieser König ist ebenfalls ein Bekehrter zum Muhamedanismus, und da seinem Vater das Leben durch einen Geyer gerettet wurde, der, der Sage zufolge, einem ganzen Heere Heiden, von denen der König angefallen ward, die Augen aushackte, so behält er einen gezähmten Vogel bei, der mit einer klingenden Schelle um den Hals allemal das Heer auf seinen Plünderzügen begleitet. Am Ende des ersten Marsches schlachtet Abba Rebo mit höchsteigenen Händen einen weißen Stier, und nehmen dann die wilden Geyer der Lüfte mit dem abgerichteten Theil am Mahle, so gelten die Vorzeichen für glückverheißend.“ Merkwürdig ist besonders die Sage, die den Fluch der Sklaverei erklären soll. Es liegt darin ein tiefes psychologisches Moment und zugleich der Beweis, daß die Afrikaner recht wohl wissen, die Sklaverei sey eine Sünde. „Ein gewisser König vor Alters befahl einem Vornehmen, sein Weib zu schlachten, indem ihr Fleisch als das einzig wirksame Heilmittel wider eine Krankheit, mit der der hohe Herr schwer behaftet war, von den Zauberern verordnet worden war. Zur Erfüllung des königlichen Gebots in sein Haus zurückkehrend, fand der Edelmann seine Gemahlin schlafend und sich von ihrer Schönheit so entwaffnet, daß seine Hand die mörderische That zu vollbringen sich weigerte. Darob erzürnte sich der allgebietende Herr gewaltiglich und hieß die Frau ihren Mann tödten, was sie ohne Reu' noch Zögern that, und solchergestalt Gehässigkeit auf das ganze Geschlecht brachte, das seitdem allein für gut genug gilt Sklavinnen zu werden.“

Ein Volk kleinwuchsiger Neger, die Dekos, geben Harris Veranlassung, sie für die Pygmäen der Alten zu erklären, was jedoch der Uebersetzer mit weiser Vorsicht in Frage stellt.

Indem Harris auf die abyssinischen Kirchenangelegenheiten zu sprechen kommt, macht er darauf aufmerksam, wie viel jüdische Elemente hier mit den christlichen vermischt vorkommen. Unter anderm ist noch immer die Bundeslade das höchste Heiligthum der Abyssinier, weil sie glauben, die echte alte Bundeslade der Juden sey auf sie gekommen (S. 169). Dem König Salomo aber, von dem ihre Könige sich ableiten, ahmen sie hauptsächlich in Hinsicht der Kebsweiber nach. Nicht nur der christliche König in Abyssinien, sondern auch jeder im Volk, der es vermag, hält sich seinen Harem, wie die Muhamedaner. Der König hat der Hareme sogar eine ganze Menge, nämlich an jedem Ort, wo er auf seinen Reisen zu verweilen pflegt. In seiner Abwesenheit überlassen sich dann die Damen den gröbsten Ausschweifungen, wie überhaupt der Sittenzustand kaum tiefer sinken kann, als er längst hier gesunken ist. Wie sich die spitzfindigste theologische Scholastik mit Sittenlosigkeit paaren kann, hat zwar schon das alte Byzanz bewiesen, hier aber tritt beides in grellster Unverschämtheit noch heutiges Tages hervor. Da nämlich in dem langen Zank der Theologen die Meinung obgesiegt hat, welche die Taufe Christi im Jordan für eine zweite Geburt desselben im Geiste erklärt, so wiederholt das ganze Volk jene Taufe am Tage Epiphaniä und beide Geschlechter stürzen sich im Zustand der Natur bunt durcheinandergemischt ins Bad, und der helle Glanz des Tages zeigt Scenen, die zu verbergen keine Nacht finster genug seyn könnte. Darauf folgt das Abendmahl und darauf ein Gelag, wobei es Ehre ist, sich zu betrinken.

Das Laster tritt überhaupt bei diesem Volke mit seltener Naivetät auf. Alles haben wollen und nichts hergeben, ist das Moralprinzip. Niemand schämt sich zu betteln, und nachher undankbar zu seyn. Das Volk sagt von sich selbst, jedes Kind strecke bei der Geburt zuerst die bettelnde Hand aus dem Mutterleibe hervor.

Im Anhange Bemerkungen über die Geologie, Botanik und Zoologie des Landes; ein Verzeichniß der Bücher, die im Lande am häufigsten vorkommen, meist apokryphische Bücher und Legenden; ein abyssinischer Kalender mit allen Heiligennamen (besonders dadurch merkwürdig, daß darin das ganze alte Testament eben so gut berücksichtigt ist, als das neue), endlich Berichtigungen und Notizen aus andern abyssinischen Reisenden, besonders aus d'Abbadie's gründlicher Rezension des Harris'schen Werkes.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Adolph Schirmer. Frankfurt a. M., Keßler, 1846.

Das Charakteristische in diesen meist sehr phantasiereichen und originellen Dichtungen ist die Personificirung der Landschaft. Was unter diesem Begriff zu verstehen ist, möge ein Beispiel darthun. Der Dichter malt uns ein einsames Hüttchen am See in einer Winterlandschaft:

Ein Hüttchen steht am See
Mit den Füßen tief im Schnee,
In seinen Augen, den Fensterlein,
Glänzt es wie Thränenfunkelschein;
Von den bleichen Wangen
Flocken niederhangen,
Wie Todesgedanken,
Die leise sich ranken
Nach schmerzlichem Siege
Um die ersterbenden Züge.
Dem zitternden Haupt
Hat der Winter die Locken geraubt,
Hat es umhüllt mit weißem Linnen ꝛc.

Das Glänzendste, was der Verfasser in diesem kühnen Genre geleistet hat, ist die Vergleichung der Nacht mit einer Mohrenkönigin. Sie ist zu schön, als daß wir sie nicht ganz hier mittheilen sollten:

Gott der Sultan; Favoritin
Dämmervolle Tropennacht;
Weltall schimmerndes Serail,
Wo Rubin blitzt und Smaragd;
Urgebirg' stumme Eunuche,
Knieend an des Palast's Thor;
Silberwolken, Nebelkätzchen
Leichtbeschwingter Tänzerchor.

Seht die hehre Odaliske,
Uepp'ge Mohrenkönigin,
Seht, mit heitrem Lächeln schreitet
Stumm sie durch die Hallen hin;
Blinkende Gewänder mildern
Ihrer Glieder Ebenholz,
Unter'm Diamantenturban
Wallen Rabenlocken stolz.

Ihre Sohlen küßt zerfließend
Moschusodem, Liliendust,
Kosend spielt um ihre Wangen
Liebesschwüle Sommerluft;

Meteorenglanz umrauscht sie,
Zephyrleicht dahingehaucht,
Wie des Colibris Gefieder
Sanft in Farbenschmelz getaucht.

Und zum Meer, dem krausgelockten,
Wilden Sarazenenknaben,
Schleicht sie mit verhülltem Busen,
Herz und Sinne still zu laben,
Daß der Sultan nicht erspähe
Seine trüg'rischen Vasallen,
Läßt sie ihren Silberschleier,
Mondenglanz, darüber wallen.

Doch der Sultan lauscht im Osten
An des Vorhangs düstern Falten,
Und er schaut die wonnetrunk'nen,
Halbentschimmerten Gestalten;
Schweigend zuckt mit Flammenblicken
Er den Damascenerstahl —
Bleich und blutig ruhn die Träumer
Unter'm ersten Sonnenstrahl.

Und die Odaliske schmiegt sich
Todumschauert, schuldbewußt,
Sterbend an des geisterbleichen
Jünglings schmerzdurchzuckte Brust.
Doch bevor das Morgendämmern
Gold'nem Sonnenglanz gewichen,
Ist die stolze, liebeskranke
Mohrenkönigin verblichen.

In ähnlicher Weise personificirt der Dichter auch den Felsen von Helgoland:

Sinnend starrt mit feuchtem Blicke
In das Meer der alte Felsen,
Trägt den Kummer tief im Herzen,
Und das Lächeln auf der Lippe.
Blitzdurchzuckte Nachtgedanken
Ziehn an seiner Stirn vorüber,
Doch er bebt nur leis' im Traume
Wenn die Wellen sich erheben,
Wenn des Sturmes schwarzer Fittig
Seine Riesenbrust berührt ꝛc.

Dieß wird genügen, um das Eigenthümlichste in den vorliegenden Dichtungen zu bezeichnen. Außerdem sind es meist Gemälde in Worten, und zwar Genrebilder, die sich jedoch dem historischen Styl öfters nähern. So malt uns der Dichter z. B. drei Banditen in einer abendlichen Landschaft, wie sie sich zur Ruhe legen; einen verlassenen und verfallenen Kirchhof; eine Spinnstube auf den Alpen; den Absturz eines Wilden den Niagarafall hinunter; den Schmerz gefangener Polen; den Schlummer zweier junger Negersklavinnen und ihre fernern rührenden Schicksale; einen Basken, der seines jungen Knaben scharfe Augen hinaussehen läßt nach dem fernen Feinde und ihm seine Meldungen abhorcht (ein unvergleichlich schönes Bild); einen spanischen Contrebandier und seine schöne Tochter ꝛc.

Dann folgen einige herzbrechende Erinnerungen an Berlin, z. B.:

Draußen vor dem Thore
Steht eine hölzerne Bank,
Sitzt ein hölzerner Bube
Matt und liebeskrank.

Die Bäume dort und die Sträucher
Sind wahrlich allzufrei,
Raunen mir stets in die Ohren,
Daß ich selber der Bube sey.

Ihr guten, natürlichen Kinder,
Seyd nicht so dienstbeflissen! —
Man will fürwahr nicht immer
Was man fühlt auch wissen!

Eine andere:

Im Thiergarten da wandeln wir,
Im kühlen Schatten mit heißem Blut. —
Ach Liebchen! wäre die See doch hier,
Wir schaukelten uns wohlgemuth!

Wir schauten verzückt in den Wellentanz,
Die Möv' deklamirt' uns ein salzig Gedicht,
Und Gartenconcerte und Lieutenants,
Und Sand — das Alles kennten wir nicht!

Wir würden, vom Sonnenstrahl erhellt,
Den wunderlichen Meergrund schau'n,
Die stillen Sagen der Flutenwelt —
Versunkene Städte und Wasserfrau'n.

Unter den komischen Dichtungen ist eine der glücklichsten der „Elsternschmerz", ein Grablied auf eine klatschhafte Elster:

Es war einmal eine Elster schön,
Die ließ den Schnabel nie stille steh'n.

Sie schwatzte ewig und krächzte sehr,
Als ob sie ein zarter Blaustrumpf wär'.

Doch endlich schwand der Stimme Kraft —
Ein Lungenschlag hatte sie hingerafft ꝛc.

Nun kommen die andern Elstern sie zu beklagen und unter dem Schein, als ob sie gelobt würde, wird sie entsetzlich verlästert. Ein vom köstlichsten Humor eingegebenes, in seiner Art klassisches Lied.

Am Schluß der Sammlung begegnen uns einige befangene und einseitige Dichtungen, welche beweisen, daß der sonst so begabte und geistvolle Verfasser sich doch nicht genug über die Berliner Atmosphäre zu erheben gewußt hat. Einmal stimmt er im Geschrei gegen die armen Pietisten mit den gemeinsten Berlinern überein. Die Pietisten, sagt er, kochen neues Gift ꝛc. Hat er sich wohl irgend die bedrängte Lage dieser Verunglimpften klar gemacht? Ringsum die Sündfluth des Atheismus und nur auf wenigen Inseln noch einige Fromme. Ist das ein Moment, in welchem die letztern für gefährlich gelten können; die überall beschimpft und verhöhnt, vielleicht bald kaum ihres Lebens sicher seyn werden? — Dazu nimmt der Verfasser auch die schlechte Presse, den Unfug der literarischen Heimathlosen, die Freibeuterei und Brandstifterei der „schwarzen Lieder" in seinen poetischen Schutz. Er hätte das nicht thun sollen. Er ist offenbar zu gut und zu reichbegabt, um es im Ernst mit so schlechten Elementen halten zu können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 8. Donnerstag den 28. Januar 1847.

Kulturgeschichte.

Ueber den Buddhaismus in Hochasien und in China. Eine in der k. preuß. Akademie der Wissenschaften gelesene und weiter ausgeführte Abhandlung von Wilhelm Schott. Berlin, Veit u. Komp., 1846. 4.

Während Burnouf in seiner großen Geschichte des Buddhaismus mehr die innere Entwicklung des Religionssystems verfolgte, hat Herr Schott vorzugsweise die äußere Geltung desselben in der mongolischen Race einer Untersuchung unterworfen. Bekanntlich stammt die Buddhalehre aus Indien und drang etwa im 6ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung über den Himalaja hinüber nach Tibet und China oder ging, was dasselbe sagen will, von der Hindurace zur Mongolenrace über. Bekanntlich war die Buddhalehre eine Reformation der alten Brahmalehre und verhielt sich zu derselben in mancher Beziehung so, wie sich die christliche Religion zum alten Heidenthum verhielt, sofern sie Einen alleinigen Gott und als sein Gebot die reinste und aufopferndste Menschenliebe lehrte. Deßhalb und weil auch im Aeußern der buddhistischen Kirche, in ihrer Hierarchie, ihrem Kultus, ihren Altarceremonien, ihrem Abendmahl, ihren Lichtern, ihrem Weihrauch, ihren Glocken, ihrem Mönchthum rc. sehr viel der christlichen Kirche verwandtes gefunden wird, glaubten schon die Kreuzfahrer, als sie mit dem Orient bekannter wurden, die Buddhisten seyen Christen. Daher auch die berühmte Sage vom christlichen Priester Johannes in der Mitte Asiens, unter welchem Namen die dunkle Kunde vom buddhistischen Dalai Lama damals nach Europa gelangte.

Allein die Buddhalehre ist vom Christenthum doch wieder unendlich verschieden. Sie ist Monotheismus, aber doch auch Polytheismus und Pantheismus zugleich. Um Proselyten zu machen, behielten die Apostel der neuen Lehre überall die alten Heidengötter bei, nur daß sie dieselben dem höchsten Gott Buddha unterordneten. So kommt noch die ganze Götterwelt des Brahmaismus im Buddhismus vor, nur auf untergeordneter Stufe. Ein Verhältniß, das man sich ungefähr so zu denken hat, als wenn wir Christen jetzt noch den Jupiter und Apoll, den Othin und Thor rc. als untergeordnete Engelfürsten gelten ließen. Die Buddhisten glauben nämlich, die lebendigen Wesen seyen in vier Klassen getheilt, in dämonische Ungeheuer der Tiefe, in Thiere, in Menschen und in Götter. Jenachdem ein Ungeheuer Buße thue, könne es eine höhere Stufe erreichen, wenn aber ein Mensch oder gar Gott sündige, so sinke er zu den Thieren und Ungeheuern herab. Insofern nun behalten sie die alten Götter aller Nationen, zu denen sie kommen, bei, weil dieselben sämmtlich in der Götterwelt, die sie über der Menschenwelt voraussetzen, Platz haben. Somit behalten sie die Vielgötterei bei.

Der Eine Gott aber, der über oder unter diesen untergeordneten Göttern steht, ist keine Person, im Sinne des mosaischen oder muhamedanischen Monotheismus, sondern ein völlig abstrakter Begriff des All, welches zugleich nichts ist. Aus dem Monotheismus wird also ein Pantheismus, der zugleich Nihilismus ist. Es war nämlich Nichts, so lehrt der Buddhismus, und deßhalb herrschte in der ganzen Welt eine selige Ruhe. Dem Nichts, als Gott gedacht, würde auch niemals eingefallen seyn, sich zu bewegen und etwas zu denken, oder zu thun, oder zu schaffen; denn dadurch würde die alleinseligmachende Ruhe ja gestört und in die alleinverdammliche Unruhe umgekehrt worden seyn. Nun gab es aber fatalerweise ein Fatum, durch welches das Nichts angereizt wurde, Etwas werden zu wollen, sich zu bewegen, eine Gestalt anzunehmen, Person zu werden, Sinne anzunehmen rc. Dadurch hörte es auf, Gott zu seyn und dadurch entstand die Sinnenwelt, das absolute Böse. Aus dieser Sinnenwelt wieder hinauszukommen, sie völlig zu überwinden, um wieder in die Ruhe des Nichts einzukehren, das ist die große Aufgabe der Buddhisten. Nur Einem ist es bisher gelungen, sich so vollkommen gegen alle Sinnenreize und körperliche Bedürfnisse abzustumpfen, daß er die ursprüngliche Ruhe des Nichts wiedergewann. Das ist Buddha (mongolisch Schakiamuni). Ihm sollen nun alle Wesen nachfolgen, und um es ihnen zu erleichtern, kehrt er in irdischen Verwandlungen öfter zurück. Was nach christlichen Begriffen nur Ein Messias einmal gethan hat, das thut Buddha in einer Menge von Incarnationen immer wiederholt. Er lehrt, er gibt das Beispiel der Aufopferung, er beseelt die Häupter der Kirche. Jeder Fromme, der sich auszeichnet, ist eine Incarnation des Buddha; aber auch, wer aus eigenem Antrieb, ohne Buddha zu seyn, alle Vorschriften Buddhas befolgt, kann nun selbst Buddha werden, denn was ist Buddha anderes, als Alles in seiner glorreichen Rückkehr zum Nichts? Die Sinnenwelt kann nicht aufhören, so lange noch irgend ein Wesen nicht Buddha ist. Mithin müssen alle Thiere, ja sogar alle Dämonen in der Tiefe nach und nach sich bessern und läutern, daß auch sie Buddhas, nämlich nichts werden können. Das Leben in immer wiederholten Seelenwanderungen wird nur als ein Leiden, als eine Strafe angesehen. Die Erlösung aber liegt im Uebergang ins Nichts. Was wir Tod nennen, ist den Buddhisten nur eine Verwandlung, der wahre Tod ist ihnen das wahre Leben, nämlich die ewige Ruhe im Nichts.

Die buddhistische Kirche ist demnach auf einen großartigen

Weltzerstörungsplan gebaut. Während die christliche Kirche einer mittelalterlichen Bauhütte gleicht, die den großen Welttempel konservirt, ist die buddhistische ein Pulvermagazin, durch das er gesprengt werden soll. Indessen schließt diese sonderbare Lehre eine schöne Moral nicht aus. Sie macht es jedem Gläubigen zur Pflicht, Erbarmen mit seinen Mitgeschöpfen zu haben. Sie befiehlt, allem Egoismus zu entsagen und sich nur der Befreiung und Beseligung der Mitgeschöpfe zu widmen. Sie lehrt, um der Liebe zu den Nebenmenschen willen allen Gütern zu entsagen; alle Schmerzen verachten. Sie schließt also in der That, wenn auch in irrthümlicher Anwendung, ein christliches Element in sich, und sicher ist schon mancher Christ von manchem Buddhisten in sittlicher Reinheit, wie in guten Werken beschämt worden. Auch ist die buddhistische Lehre sehr freisinnig im Gegensatz gegen die brahminische, indem sie den Unterschied der Kasten und des Blutadels verwirft und nicht nur alle Nationen und Stände ausgleicht, sondern sogar die Thiere für gleichberechtigte Wesen hält, denen wir eben so viele Rücksicht schuldig seyen, wie uns selbst.

Offenbarte sich nun in der Lehre Buddhas eine imponirende Sittlichkeit, und Großmuth im Erbarmen gegen Andere und in der Aufopferung des eignen Selbst, und war sie zugleich liberal im Gegensatz gegen das alte Kastenwesen und tolerant gegen die degradirte Vielgötterei, so darf man sich nicht wundern, daß sie im größten Theil von Asien einen so erstaunlichen Anhang und eine so weite Verbreitung finden konnte. Herr Schott macht noch insbesondere darauf aufmerksam, daß die Hingebung, die sie lehrte, den asiatischen Despoten gefallen mußte. Wenn der Buddhaismus annahm, jedes Lebensglück sey der Lohn für die Tugenden, die man im vorigen Leben gepflegt habe, so folgte daraus, daß alle Fürsten, Mächtigen und Reichen solche belohnte Tugendhelden waren. Wenn er ferner lehrte, daß man jede Leidenschaft bezähmen und nur immer dulden und nach Ruhe trachten müsse, so folgt daraus, daß alle Revolutionen vom Uebel seyen. Die Fürsten konnten also nur gewinnen, wenn ihre Völker Buddhas Lehre annahmen. Dazu kam noch die leichtere Assimilirung verschiedener Nationalitäten, wenn sie Buddhisten waren. Ein asiatischer Eroberer konnte also mit Hülfe der Religion die Einheit seiner Herrschaft über vielerlei Völker befestigen.

Dieß bewährte sich, als die Mongolen den größten Theil von Asien unterjochten. Zwar Dschingischan selbst ahnte noch nicht den Vortheil, den ihm der Buddhaismus darbot und war eher geneigt, die Hierarchie als Nebenbuhlerin der Autokratie auszurotten; allein schon seine nächsten Nachfolger nahmen die Lehre Buddhas an. Es erscheint auf den ersten Blick auffallend, daß die chinesischen Kaiser ihnen hierin nicht nachgefolgt sind. Allein es erklärt sich, wenn man erwägt, daß die chinesische Staatsreligion ausschließlich eine Vergötterung des Staatsoberhaupts und ganz auf die Staatszwecke berechnet ist, während im Buddhaismus die Hierarchie doch der Idee nach dem Staat übergeordnet bleibt. Die chinesische Staatskirche des Konfutse ist reiner Cäsareopapismus, während bei den Buddhisten dem Kaiser oder Großchan immer noch ein Papst zur Seite oder gegenüber steht. Deßhalb nun waren die chinesischen Machthaber niemals geneigt, Buddhas Lehre anzunehmen, obgleich sie dieselbe in untergeordneten Kreisen und namentlich an den Grenzen dulden und als einen Aberglauben behandeln, auf den sie mit einer aufgeklärten Verachtung herabsehen, ungefähr wie im vorigen Jahrhundert protestantische Ministerien auf katholische Unterthanen. Daß sich unter diesen Umständen die armen buddhistischen Päpste in Tibet den mächtigen chinesischen Kaisern blind unterwerfen mußten, versteht sich von selbst, so wie, daß sie von der chinesischen Diplomatie gegängelt werden.

Obgleich der Dalai Lama für eine Incarnation des Buddha selbst gilt und göttliche Ehre im Fleisch genießt, ist er doch von der Kabinetspolitik in Peking abhängig. So oft er stirbt, wird der Nachfolger aus einer Anzahl Knaben gewählt, die zu den ergebenen und ganz im chinesischen Interesse handelnden Familien gehören. Der buddhistische Papst muß nämlich immer ein Kind seyn und erlangt niemals das Mannesalter, damit desto leichter Andere für ihn regieren können.

Herr Schott theilt Auszüge aus dem buddhistischen Lehrbuch Tsing-t'u-um mit, in deren etwas langweilige Moralitäten manche kurzweilige Legende eingeflochten ist.

Lyrische Dichtkunst.

Leopold Schefer's ausgewählte Werke. Zehnter Theil. Gedichte. Berlin, Veit u. Komp., 1846.

Herr Schefer besitzt eine ausgezeichnete poetische Gabe, weßhalb wir immer bedauert haben, daß er, auf den Abweg der Naturreligion gerathend, in seinem „Laienbrevier" sich in eine direkt feindliche und ironische Stellung zum Christenthum versetzt. Er nimmt zwar immer die Miene Nathans des Weisen an, als ob die reine Humanität und der höchste Adel des menschlichen Geistes und Gemüths hoch über den Konfessionen stünde; allein er vergißt, daß Lessings Nathan in Wahrheit, ohne es selbst gestehen zu wollen, doch nur ein Christ ist; daß jener hohe Seelenadel, der an Nathan gepriesen wird, eben nur reines Christenthum ist und daß Lessing sehr gefehlt hat, indem er den Juden als einen Christus, das Christenthum aber als bloßen Pharisäismus darstellte. Da es inzwischen auf die Sache und nicht auf den Namen ankommt, so erkennen wir vollkommen an, was Herr Schefer von seinem Standpunkt aus Gutes denkt und wirkt. Er unterscheidet sich von den zahlreichen, jetzt alles Heilige roh niederreißenden Dichtern durch ein ungemein feines Gefühl, durch den zartesten, wir möchten sagen, indischen Natursinn und durch eine Milde, die überall die Leidenschaften zu dämpfen und die schönen Gefühle der Menschenliebe, des Mitleids, der Duldung zu empfehlen sucht. Namentlich in der vorliegenden Sammlung tritt diese Milde auf eine liebenswürdige Weise hervor und macht sich hier auch überhaupt von dem feindlichen Gegensatz gegen das Christenthum weit weniger bemerklich, als in dem Laienbrevier und Weltpriester, die geradezu darauf ausgehen, die christliche Offenbarung und Moral durch eine vermeintlich viel bessere heidnische zu verdrängen.

Was hier mitgetheilt ist, sind zum großen Theil noch jugendliche Dichtungen, Lieder der zärtlichsten Liebe, theils Gelegenheitsgedichte und rein subjektiv, theils das innigste Gefühl objektivirend in einem reizenden Genrebild oder einer rührenden Romanze. So drückt er z. B. Seite 98 Liebe und Gegenliebe in einem wunderlieblichen Bilde aus. Der Schiffer muß sich von seiner Geliebten am Ufer trennen und gibt ihr zum Abschied ein Wahrzeichen, indem sich zufällig ein Regenbogen auf dem Meere zeigt:

Auf den blauen Wogen
Steht ein Regenbogen
Hochgewölbt, und strahlt und brennt
An dem schönen Firmament,
Kühl im Meer noch glimmend.

Siehst du auf den Wogen
Ruhn den Regenbogen,
Liebes Kind, so denke mein!
Ewig, ewig bleib' ich dein,
Liebe lebt unsterblich.

Er kommt auf dem Meere um, und die Geliebte mit ihrem Kinde behält nichts von ihm, als die zärtliche Erinnerung:

O mein holder Knabe,
Meine einz'ge Habe —
Wie das klare Aug ihm rollt,
Und die Häerchen sind wie Gold —
Süßer lieber Knabe!

Auf den blauen Wogen
Steht der Regenbogen —
Ach, nach ihm, der flammt und brennt
An dem schönen Firmament,
Langt sein Kind mit Händchen!

Seh' ich auf den Wogen
Dich, o Regenbogen,
Todtes Herz, so denk ich dein!
Ewig, ewig bist du mein,
Liebe lebt unsterblich.

Einen größern Raum, als diese Liebeslieder, nehmen die Romanzen, Elegien und Hymnen ein. Der größte Theil derselben führt uns in den heitern Himmel Griechenlands und Kleinasiens zurück, unter dem der Dichter selbst geweilt hat. So besingt er auf den Ruinen von Ephesus den Herostrat, der den großen Tempel daselbst verbrannte. Ferner die Liebe der Sappho zu dem schönen Phaon, den Tod des Adonis, die Liebe der Luna zu Endymion, die Strafe der Helena 2c. Um ein Beispiel zu geben, wie warm der Dichter die antike Götterwelt, zumal in ihrer plastischen Schönheit auffaßt, theilen wir hier das Gedicht mit, in welchem die mediceische Venus und der belvederische Apoll zusammengestellt werden:

Reizend, nur von Scham bekleidet,
Dem ätherischen Gewand,
Sich in sich verbergend, neidet
Deinem Anblick ihre Hand;
Schaudernd vor erwünschtem Wagen
Bebt und lockt ihr Götterleib!
Schmachtend, schwimmend in Verzagen
Fühlt sie süß — sie ist ein Weib.
Aber erhöht ihre Menschengebrechen
Steht er voll Würde, voll himmlischer Macht!
Frei von Bedürfen und weibischen Schwächen
Strahlt ihm der Glieder unsägliche Pracht;
Großes verheißt er in leichtem Gelingen,
Alles Erhabne, du traust es ihm zu.
Nymphen zu jagen, wie Hydern zu zwingen,
Steht er in Kraft da, in muthiger Ruh 2c.

Die Marmorstatuen werden allzu lebendig, als daß wir die folgenden Verse hinzufügen möchten. Wie gar tief der Dichter in die Wollust und den Schmerz des Heidenthums hineingeschaut hat, beweist das Gedicht S. 413, in welchem Hebe ihre bitterliche Eifersucht über den Ganymed ausläßt:

Wie spielt er heimlich mit seinen Locken,
Kräuselt sie, über die Finger wickelnd,
Dem Knaben zwischen seinen Knieen
Auf, und zerpflückt! sie wieder zu rollen!
Und den, indeß den Blick versenkt
In des Sitzenden Schooß, Erröthenden
Zieht er in seine Umarmung,
Preßt ihn, ach, an sein Herz!

Ja, er ist schön, er ist schön,
Ich kann ihn nicht hassen, den Nebenbuhler,
Allvater beklagen — nur mich, mich!
Denn ich vermag das Leiseste nicht
Mehr über sein Herz — o du Neme
Sprich es aus, daß du vergehst:
Du vermochtest es nie.

Ach, und doch des Mädchens Gluth —
Wer könnte Allvater nicht lieben,
Den Urschönen!
Wo rettet ich hin mich, wohin
Vor seiner majestätischen Stien,
Seiner Augen Gewalt, des Allmächtigen,
Wenn ich die Schale ihm reichend,
Zum Traum verschwebend, zitternd vergoß!

Vor dem Schönen rettet nur Liebe;
Daß ich mich schmiegt' an seine Brust,
Die erbleichende Wange, ach,
Zu verbergen an dem Duldenden —
Aber fühlend das klopfende Herz,
Umschlang mich der Alliebende!
Ergoß, Seligkeit strömend, sein Aug'
Ueber mich Schmelzende,
Verging ich bebend
Unter seinen Küssen!

Nun breite mir, o versöhneter Adler,
Der du oft mit eifersüchtigem Flügel
Mich trafst, wenn ich lag,
Wo der auch Kurzerwählte,
Doch Selige nun liegt —
Breite mir die Kraft
Deiner Fittige,
Trag' mich hinab
In jenes stille Thal,
Daß ich nun Ganymedens
Verlassene Heerde weide,
Denn mich liebt ja Allvater nicht mehr!

Dieses heidnische Raffinement ist fast noch überboten in dem Gedicht von der Aspasia Seite 373:

Glückliche macht' ich wir viel' und wie hoch! Unglückliche macht' ich
Auch nicht Einen! Ich war für tausend Mühen des Lebens
Ihnen der Lohn und Preis; wie dem Sieger der Kranz an dem Bett
hängt,
Nimmervergeßlich; erblickt er ihn nur, durchzuckt es ihn wonnig.
Mir so beten die Menschen: vor Unglück sie zu bewahren,
Als sie das Glück sich erflehn; denn nicht zu Vermeidung des Unheils
Sind wir geboren; allein zu der seligen Gaben Empfahung.
Niemals sah ich so Heißinbrünstige liegen und flehen —
Selber vor Zeus nicht, oder der goldenen Aphrodite —
Als manch herrlicher Mann in der Jugend Glanz und Schönheit
Flehend vor mir lag, überbeglückt mir die Knie zu umschlingen;
Selber von Kypris zu mir, ach, kamen sie. Kypris nur hatten
Heiß nur um mich sie gefleht durch Weihegeschenk und Gelöbniß!

Selber die Göttin, sie sandte zu mir sie, zu mir, und am Morgen
Opferten freudigen Herzens den Dank sie für mich ihr, für mich nur.
O, wie war mir zu Sinn! Wer mußt' ich da glauben zu seyn? — dein
Werk, allselige Mutter, du Selige selbst in dem Weibe,
Himmlische Luft einathmend und sanft auf blumigem Teppich
Wandelnd, vom Aether beglänzt, von der leuchtenden Sonne bewundert!

Die Hetäre hat wohl noch nirgends einen so begeisterten Dichter gefunden. Uebrigens steht mit dieser durchaus heidnischen Anschauungsweise das Gedicht von der Helena von demselben Verfasser im Widerspruch, denn während er die schöne Helena in noch weit höherem Maaße hätte preisen sollen, als die Aspasia, schilt er sie mit männlichem Stolze aus und feiert den Triumph männlicher Ehrenhaftigkeit und Sittlichkeit über weiblichen Leichtsinn. Das Heidenthum tritt aber dann wieder in seinem vollen Glanz hervor in den Hymnen, die der Dichter, nachahmend die sogenannten orphischen Hymnen, der Natur, der Erde, dem Himmel, den Wolken, Flüssen, Kindern, Grazien rc. widmet. Vieles darin ist sehr schön, z. B. in der Hymne an die Wolken:

Freundliche Wolken, wie ihr mir über die Wiege gezogen,
Ueber die Wiege der Kinder, des Tags, unsichtbar des Nachts auch
Ueber mich Schlafenden, über mich Träumenden, fühllos Umfangnen
Vom holdseligen Weibe, beglückt im gesegneten Hause —
Ziehet, o ziehet so freundlich dereinst auch über den Todten,
Schlafend im Schooße der Erde! — Dieß voraus wissen, ist Freude
Wie sie der Mensch voraus ja bedarf um ruhig zu scheiden;
Denn da weiß er! Ihr zieht ihm getreu auch über das Grab doch,
Sieht er euch auch nicht! Das bedarf er im heiligen Schlaf nicht.
Wolken! O segnet mir Garten und Feld und blumige Wiesen!
Segnet den Weinstock mir bis dahin, und auch mir den Kindern,
Nimmer bewohnt und keinem bewohnbar, Schiffe der Götter!

Das ist gewiß so schön, als irgend etwas in der griechischen Anthologie! — Auch aus der ägyptischen Welt erhalten wir ein frappantes Bild, das Todtengericht, das über einen König gehalten wird.

In diese griechischen Gemälde mischen sich einige christliche, jedoch offenbar nur, um das Christenthum in Schatten zu stellen. Nur eine einzige Legende athmet rein christlichen Geist „die vermißte Braut," die bekannte Geschichte von der Kommandantentochter zu Großwardein, die schon in des Knaben Wunderhorn steht. Eine Braut kommt an ihrem Hochzeittage in einen wunderbaren Garten, wo sie statt ihres Bräutigams den Heiland findet. Als er sie wieder entläßt, glaubt sie nur einen Augenblick in dem Garten verweilt zu haben, es sind aber Jahrhunderte vergangen. Hier befindet sich der Dichter noch auf dem naiven Standpunkt des Glaubens. Daß dieß aber sein eigentlicher Standpunkt nicht sey, gibt er in andern Dichtungen zu erkennen, die ganz im Geist seines antichristlichen Laienbreviers und Weltpriesters gedichtet sind. In der Legende „Sankt Peters Gericht" wird Christus auf eine merkwürdige Weise zum Werkzeug unserer antichristlichen Zeitphilosophie gemacht. Sankt Peter nämlich will aus alter Gewohnheit und in gutem Glauben, es könne gar nicht anders seyn, keinen Sünder in den Himmel lassen; Christus selber aber beweist ihm, daß das Barbarei wäre und daß er vielmehr die Thore des Himmels allen Sündern weit öffnen müsse, denn er selber, Petrus, obgleich ein Heiliger, sey ja auch ein Sünder gewesen, als er seinen Herrn verläugnet habe. Um die Sache dem etwas einfälligen Apostel, der es sonst nicht begreifen würde, deutlich zu machen, kommen zehn, hundert, tausend Petrusse an die Himmelsthür, alles vollkommene Ebenbilder des Apostels, aber jeder einen bestimmten Moment seines Lebens festhaltend. Soll er nun den verläugnenden, den kleinmüthigen, den zornigen, den ehrgeizigen rc. nicht einlassen; so kann er überhaupt den Petrus nicht einlassen. Soll er aber den frommen, den treuen, den Märtyrer Petrus einlassen, so muß er auch jene Sünder mit einlassen. Eine herrliche Moral. Man muß gestehen, die modernen Heiden thun alles, was sie den Jesuiten vorwerfen, in doppeltem Maaße. Herr Schefer hat die Idee seiner Petrusvervielfältigung für so glücklich gehalten, daß er sie auch auf die Magdalena anwenden zu müssen glaubte. Das ist ein gar seltsames Gedicht. Ein Jüngling verliebt sich in ein wunderschönes Magdalenenbild und kann sich nicht von ihm losreißen, bis er zufällig eine Pilgerin findet, die dem Bilde frappant ähnlich ist. Sogleich vergißt er das Bild und beminnet die schöne Pilgerin. Sie sträubt sich, er braucht Gewalt und — sie stirbt in seinen Armen. Nun bleibt er bei der Leiche und schmachtet, wie Ritter Toggenburg vor den Fenstern der Nonne. Kranke, die sich der Leiche zufällig nähern, werden gesund. Man beginnt zu ihr zu wallfahrten. Da kommt auch ein blindes Mädchen, engelschön und vollkommen der Todten ähnlich. Sogleich vergißt unser Jüngling wieder die Todte, wie das Bild, und hängt sich an das Mädchen, welches durch Berührung der Leiche wieder sehend geworden ist. Sie sträubt sich, will aber doch am Ende den Jüngling heirathen, wenn er ihr den Ring gebe, den die Todte noch von ihm am Finger trägt. Hastig will er den Ring abreißen, aber die todte Hand hält ihn fest. Da nimmt er ein Messer und will den kalten Todtenfinger abschneiden. Aber plötzlich richtet die Leiche sich auf und sieht ihn strafend an. Er ist von Schreck des Todes, sie aber entschwebt der Erde mit der menschenverachtenden Bemerkung, daß bei den Sterblichen eben alles nur Schein sey.

Die heidnische Grundanschauung des Dichters tritt endlich offen hervor in dem Gedicht „der Tod Gottes." Es ist die Ansicht Hegels konformirt mit dem hinterindischen Buddhismus, nämlich die Voraussetzung, Gott habe seine Einheit aufgegeben und sich in die Vielheit der Menschengeister vertheilt:

Er hat den Zauberspiegel sich erbaut;
Der Künstler lebt im Werk, was wollt ihr suchen?
Der sieht nur ihn, wer in den Spiegel schaut.
Wer konnte das an diesem Manne merken!
Der Künstler wird erst kund in seinen Werken.

Ihr wandelt hier in diesen Azurwänden,
Wie noch in seines Geistes stillem Haus,
Faßt ihn leibhaftig mit leibhaft'gen Händen,
Denn euer Wesen macht sein Wesen aus;
Abgötterei ist ihm verhaßt, dem Reinen,
Doch liebt er, klar sich selber zu erscheinen.

Unstreitig hat Herr Schefer den Pantheismus in die mildesten Formen eingekleidet, aber sein Talent scheint doch verschwendet, wenn man erwägt, wie groß der Irrthum ist, den poetisch zu verklären er so eifrig sich bemüht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 9. Dienstag den 2. Februar 1847.

Biographien.

1) Charakter-Züge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen und herausgegeben von R. Fr. Eylert, Dr. evangel. Bischof ꝛc. Dritter Theil. Erste und zweite Abtheilung. Magdeburg, Hinrichshofen, 1846.

Die beiden neuen Bände sind weit inhaltreicher, als die früheren. In jenen ersten nämlich wälzte der Verfasser nur ein übel geordnetes Konglomerat von meist unbedeutenden, wenn auch äußerst pathetisch vorgetragenen Hofanekdoten aus seinen Tagebüchern herbei, das im Grunde ein Kammerdiener eben so gut hätte zusammenschreiben können, und wozu es eines evangelischen Bischofs nicht bedurft hätte. Wir äußerten daher in unseren früheren Beurtheilungen den Wunsch, der Verfasser möchte doch wichtigere Dinge mittheilen und sich namentlich über seinen Antheil an den Verfügungen äußern, die der verewigte Monarch in Kirchensachen zu treffen geruht hat. Diesem Wunsch ist nun vollkommen und mit mehr Aufrichtigkeit entsprochen worden, als wir nur erwartet hatten.

Die erste Abtheilung des dritten Bandes handelt von der moralischen Restauration der preußischen Armee nach der großen Niederlage im Jahr 1807. Der König verband sich zu dieser wohlthätigen Reform mit den edelsten Männern des Heeres. Was Scharnhorst, Gneisenau, Blücher ꝛc. hierin gewirkt haben, weiß die Geschichte. Das ist die Glanzseite der Regierung Sr. verewigten Majestät.

Hierauf folgt ein langes Kapitel von der Amtskleidung der Geistlichen, der Liturgie und Agende. Da der Verfasser in diesen Angelegenheiten des Königs geheimster Rath gewesen, lernt man aus seinen Mittheilungen viel. Es circulirte bisher als Anekdote, daß, als in Berlin Zacharias Werners berühmte „Weihe der Kraft" aufgeführt wurde, dem König das echtlutherische Kostüm des Schauspielers, welcher den Dr. Luther spielte, wohlgefallen habe und daß er sich dasselbe des andern Tags habe bringen lassen, um es zur künftigen Amtstracht der lutherischen Geistlichkeit zu machen. Daß dem nicht so gewesen sey, lesen wir nun hier S. 300. Der König äußerte sich: „Ein einfacher Talar ist doch anständiger und ehrwürdiger und paßt besser zur alten Bibel, als ein moderner Frack; und ein Barett steht besser und schicklicher aus, wie ein dreieckig gestutzter Hut. Habe mir, außer dem, was ich selbst hatte, Abbildungen von Luther, Melanchthon und Calvin von der Bibliothek kommen lassen. Die Amtskleidung derselben ist im Ganzen genommen die nämliche. Wollen die von Luther nehmen, und gleich ihm sollen künftig vom nächsten Christfest an alle evangelischen Geistlichen im Amte gekleidet seyn."

Wie der König allmählig dazu kam, die Liturgie zu ändern und die reformirte mit der lutherischen Kirche zu uniren, wird uns mit ziemlich psychologischer Klarheit auseinandergesetzt. Der König und die Seinen besuchten regelmäßig die Hof- und Garnisonskirche. „Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach war sie, besonders seit der Zeit ihres Erbauers, König Friedrich Wilhelms I., eine Simultan-Kirche. Wenn gleich in ihr Alles gemeinschaftlich, so war sie doch innerlich und äußerlich getrennt durch den Unterschied der Konfessionen; die lutherische und reformirte zog bestimmte Grenzen, und dieß ging so weit, daß selbst beim öffentlichen Gottesdienst diese Verschiedenheit hervortrat. Die reformirte Gemeinde brauchte bei Sonn- und Festtagen, bei der Vorbereitung zum heiligen Abendmahl, bei diesem selbst, wie bei Taufen und Trauungen, die gedruckten Formen, welche in der Hof- und Domkirche zu Berlin im Gebrauche und durch denselben sanktionirt waren. Nach dieser Ordnung fand, nachdem einige Verse gesungen waren, ein allgemeines Altargebet statt, und das Ganze schloß nach der Predigt mit einem ebenso vorgeschriebenen Gebet. Der lutherische Prediger, damals der Feldprobst Offelsmeyer, hatte diese Vorschrift nicht; und die alte, die vor ihm im Gange war, gebrauchte er nicht, er war ein freisinniger Mann, der sich bei allen Funktionen seines Amtes ohne alle festen Formen bewegte, und dieß fiel im Ganzen genommen nicht auf, da er Würde und Pietät besaß. Dem Könige aber gefiel überhaupt, und insbesondere in Seiner Kirche, solche Verschiedenheit nicht. Er wollte und verlangte Konformität. Bei dieser Gelegenheit sprach Er unwillig schon im Jahr 1814 in einer Privat-Audienz folgende merkwürdige Worte: „Von allem Schlimmen in der Welt ist das Schlimmste die Willkür. Sie tritt und reißt da ein, wo die Gesetze nicht mehr gelten und man ihre Autorität nicht mehr ehrt. In der Willkür offenbart sich der Egoismus, der Alles besser wissen und besser machen will. Aus der Selbstsucht und ihren Anmaßungen kommt alles Elend in der Welt, im Hause, im Staate, und in der Kirche. Auch in dieser taugt sie nicht. So lange einsichtsvolle Männer Abänderungen treffen, mag es hingehen, es liegt wenigstens Verstand darin; wenn aber jeder unverständige Priester seine ungewaschenen Einfälle zu Markte bringt, modeln und abändern will, was die unsterblichen Reformatoren Luther und Melanchthon gemacht und angeordnet haben, was wird und kann aus der Sache werden? Wie? haben wir kein jus canonicum, kein jus liturgicum, kein jus circa und in sacra mehr? Ich sage: jus, das Recht, das Gesetz. Das Rechte aber in der Kirche ist ihre Harmonie, ihre Uebereinstimmung,

ihre Gemeinschaft. Dadurch wird die Kirche eine wahre Kirche. Wenn die Willkür erst in ihr einreißt, dann wissen die Leute nicht mehr, wie sie daran sind. Auf einen orthodoxen Prediger folgt ein neologischer; die Söhne und Enkel glauben anders als ihre Väter und Großväter. Solchen Unfug kann, darf und werde ich nicht mehr ruhig mit ansehen. Es soll und muß darin anders werden. Das ist meine Meinung; Sie haben sie gehört, und können jetzt gehen." Damit ging der gnädige Herr ungnädig in ein anderes Zimmer und warf die Thür hinter sich zu. Einige Wochen nachher ließ der König mich zu sich rufen, und sagte: „Sie können wohl eine sonn- und festtägliche Liturgie und Agende schreiben!" Ich erschrack und sagte: „Das ist ein schweres Werk." „Weiß wohl; eben darum trage ich's Ihnen auf." „Es geht aber über meine Kräfte; dazu wird eine Einsicht der Erkenntniß, eine Energie und klare Kürze der Schreibart erfordert, die ich nicht habe." „Wird schon gehen; geben Sie sich nur daran und bleiben dabei." Nochmal bat ich, einem Tüchtigeren das schwere Geschäft aufzugeben; der König aber blieb bei Seinem Ansinnen, und ungern bewilligte Er die erbetene Frist von einem Jahre. So oft Er mich sah fragte Er, oft leise, wenn Andere zugegen waren: „Bald fertig?"

Die Liturgie wurde fertig, befriedigte aber den König nicht. Sie war ihm nicht alterthümlich genug. Der König äußerte sich (S. 311): „Wenn man die reine Lehre Christi und das apostolische Zeitalter nicht kennt, kennt man auch Luther und seine Werke nicht. Das, was die römische Kirche Heterogenes hinzugesetzt und hierarchisch in die Kirche eingeführt, hat er ausmerzen, und das Ursprüngliche wieder geben wollen. Auf diesem Terrain, wie soll ich sagen, in dieser Welt von Ideen, Gefühlen und Gebräuchen, muß man zu Hause seyn, wenn man an der Kirche Christi, wie sie durch die Reformation geworden, bauen, und ein antik-christliches Element in dieselbe bringen will. Unser Zeitalter hat diese Sphäre großentheils verlassen, die alten Liturgien, wie die lutherische Kirche, und die Gebete, wie die reformirte im 16ten und 17ten Jahrhundert sie gebraucht, fast ganz verlassen, und die fatale Willkür, in der Jeder seinem Kopfe folgte, einreißen lassen. Soll der Regellosigkeit ein Ende gemacht und Uebereinstimmung wieder eingeführt werden, so kann solches nur gelingen in der Autorität der Kirche. Wie gesagt, die Theologen unserer Zeit haben den historischen Grund und Boden fast ganz verlassen; und machen ein Christenthum, welches ganz neu ist und von dem unserer Väter abweicht. Alle Liturgien und Agenden, welche in unserer Zeit erschienen, sind wie aus der Pistole geschossen. Auch die Ihrige hat den Fehler." Wie er es meinte, erhellt noch deutlicher aus den Verfügungen, die er traf. Er ließ nämlich plötzlich die Hof- und Garnisonskirche mit Bildern ausschmücken und befahl dem Verfasser, die Gemeinde in einer Predigt darüber zu belehren, damit sie etwa keinen Anstoß daran nähme. Ja einmal befahl ihm der König, bloß die Liturgie zu lesen und die Predigt, der großen Kälte wegen, wegzulassen. Das schien unserm Verfasser doch zu katholisch. Er erzählt, wie er den Muth gehabt, zu widerstreben und wie ihm Witzleben den klugen Rath gegeben, zwar nach der Liturgie den Segen zu sprechen für die, welche gehen wollten, aber auch fortzupredigen für die, welche bleiben wollten. Man muß mit diesen Mittheilungen des Herrn Eylert eine Bekanntmachung des Minister Schuckmann vom 17. September 1815 zusammenhalten, worin bereits öffentlich angekündigt wurde, daß man beabsichtige, dem evangelischen Kultus mehr Feierlichkeit zu geben.

Man sieht wohl, wie sehr der König die Stimmung schonen und sondiren wollte. Die Geistlichen wurden zur Begutachtung der neuen Liturgie aufgefordert, und Eylert bekam das Referat darüber. „Nachgerade und hintereinander liefen durch die Konsistorien und Regierungen die Antworten der Superintendenten und Prediger ein. An den geistlichen Minister, von dem die Aufforderung bloß als solche, ohne Beisatz und Wink, ausgegangen war, gelangte Alles zuerst, und von diesem wurde es größtentheils an den Referenten geschickt. Hilf Himmel, welch ein Konvolut, und welche Arbeit, das Alles zu lesen! Um in das Chaos Uebersicht zu bringen, legte ich Rubriken an, und zwar von Solchen 1) die gar keine Liturgie und Agende, sondern darin vollkommen Freiheit, wie für die Predigt, wollten. Die Einsetzungsworte Christi bei den Sakramenten der Taufe und des Abendmahls nahmen sie als feste, bindende Formeln aus. 2) Diejenigen, welche sich mehr der Sache näherten, nahmen die Liturgie nur bedingungsweise an; Manches wählten sie, Vieles verwarfen sie; auch darin stimmten sie nicht überein; aber Alle wollten nicht gebunden seyn. Sie sind die Eklektiker in der Kirche. 3) Die Indifferenten, die weder kalt noch warm, sondern lau waren, bildeten eine große Anzahl; ob Dieß oder Jenes beliebt wurde, erschien ihnen gleichgültig, schon recht und gut aber Alles, was die vorgesetzte Behörde darin anordnete. 4) Die Aesthetiker tadelten die veraltete Form, sie wollten eine nach dem Geschmack unserer Zeit: der Schönheitssinn sey mit dem religiösen Sinn verwandt. 5) Die Rationalisten tadelten den positiven Charakter der Liturgie und Agende. Die Geheimnisse in der Person und in den Thaten Christi wären der gesunden Vernunft anstößig; solche Mysterien gehörten der vergangenen, aber nicht mehr der gegenwärtigen lichtvollen Zeit an. Das Werk der Reformation sey ein fortschreitendes. 6) Die Schwankenden, Kapitulirenden, die zum Theil mit dem alten, zum Theil mit dem neuen System es hielten, und halb bald zu dem einen, bald zu dem andern sich hinneigten. Auch diese waren mehr gegen, als für die Liturgie, die ein entschiedenes Gepräge hatte. 7) Die Pietisten, welche zwar die Bibel als göttliche Offenbarung und nach ihr das Dogma der Kirche ehrten, aber in ihren Gefühlen jede Regel, jede feste, bindende liturgische Ordnung verschmähten. 8) Die biblisch festen evangelischen offenbarungsgläubigen Geistlichen, aber vorzüglich diejenigen, welche in kleinen Städten und auf dem Lande die Bündnisse des Bürgers und Landmanns kannten, und wußten, was sie erbauet, waren für die Einführung der alten Liturgie, hatten aber noch manche Wünsche für sie, in Hinsicht auf provinzielle Verschiedenheit. — Der König las diesen historisch genauen Bericht durch; aber durch denselben erst aufmerksam geworden auf die Divergenz der Superintendenten und Prediger in ihren officiellen Votis, forderte Er wenigstens theilweise die Akten selbst zur Einsicht. Auf den Tischen, Stühlen und an der Erde lagen dieselben herum, als Er, auf sie hinweisend, zu mir, dem Gerufenen, sagte: „Da haben wir die Bescherung! Nein, es ist entsetzlich! So habe ich's nicht gedacht. Eine gute Meinung habe ich gehabt, und ich will und darf sie auch nicht fahren lassen. Aber was ist da zu machen? Der eine lobt, was der Andere tadelt; der Eine verwirft, was der Andere annimmt. Ganz konfus geworden durch solche Widersprüche, würde ich in diesem Labyrinth den Faden ohne ihren rubricirenden Bericht nicht gefunden haben. Dahin ist es also gekommen: in jeder Kirche ist es anders; keine Gemeinschaft mehr, selbst in einer und derselben Gemeinde. Die Alten haben noch eine Kirchenordnung gehabt; die Jungen haben sie nicht mehr. Alles zerrissen. So, weit davon entfernt, die Sachen liegen und gehen zu lassen, will ich sie

vielmehr nun schärfer ins Auge fassen, und hoffe, sie mit Gottes Hülfe noch zu Stande zu bringen."

Ein gewiß äußerst lehrreicher Bericht, für dessen Mittheilung wir dem Verfasser gebührend Dank sagen. In der zweiten Abtheilung des dritten Bandes geht er noch weiter und berichtet über die Union, an der er nicht geringeren Antheil gehabt, wie an der Liturgie. Schon am 20. Januar 1813 sagte der König zu den um ihn versammelten reformirten und lutherischen Hofgeistlichen: „Da stehen Sie nun als Brüder zusammen, verkündigen Ein Evangelium des Friedens, und sind doch voneinander getrennt durch die Konfession; die Einen nennen sich lutherisch, die Anderen reformirt. Bilden zwei verschiedene Kirchen; sind voneinander geschieden. Miserabel! Sollten miteinander verbunden seyn." Der Krieg kam dazwischen. Aber im Jahr 1817 gelangte die Idee der Union beim König zur Reife, in Folge einer Unterredung mit Witzleben und Eylert, auf einem längern Spaziergange. Die Spazierenden kamen auf dem Rückweg bei einer Schule vorbei. „Es war 2 Uhr, und die Kinder gingen zur Schule. Fröhlich durcheinander laufend, standen sie, als sie den König kommen sahen, geordnet ehrbar still und nahmen ihre Mützen ab. Der hohe Herr grüßte sie freundlich und sagte: „Zur Schule gehen! Seid recht fleißig! Was Hänschen nicht lernt, lernt der Hans nimmermehr." In der Nähe des ländlichen Schlosses stand Er still, und richtete die Rede an mich. „Wichtiges verhandelt! Was Sie Alles über die kirchliche Union gesagt haben, nochmals will ich es durchdenken. Um es besser thun zu können, schreiben Sie es auf, und geben Sie es mir." Eylert gehorchte, und bald darauf ernannte der König eine Kommission, die aus Eylert, dem Bischof Sack und den Pröbsten Ribbeck, Hanstein und Offelsmeier bestand, um das Werk der Union einzuleiten. Unterm 27. Sept. 1817 kündigte der König selbst mit Bezugnahme auf die bevorstehende Reformationsfeier seinen Entschluß an, die reformirte Kirche mit der lutherischen zu uniren. Die von Eylert vor dem König gehaltene Reformationspredigt wird hier, wie mehrere ähnliche Hofpredigten, ausführlich mitgetheilt.

Man ersieht daraus, daß der König und seine geistlichen Räthe aufs festeste überzeugt waren von der Trefflichkeit ihres Beginnens, und zugleich, daß sie es herzlich leicht nahmen. Jeder Widerspruch gegen das segensvolle Werk der Union erschien ihnen als kaum begreiflicher Eigensinn. Daß ein Recht verletzt würde, daß in Gewissen eingegriffen würde, fiel ihnen nicht ein. Wir schütten eine Fülle von Weisheit und Segen über euch aus, hieß es, und ihr wollt noch undankbar seyn und unser Geschenk nicht annehmen? Gleich darauf hieß es: ihr müßt! Herr Eylert schildert seine Zusammenkunft mit dem ehrwürdigen Scheibel von Breslau. Der König hatte ihn eigends beauftragt, diesen hartnäckigen Lutheraner für die Union zu gewinnen. Wenn man diese beiden geistlichen Physiognomien sich gegenüberstellt, so ist der ästhetische und sittliche Vortheil ganz auf Seite des ehrwürdigen Scheibel, der sich weder durch Drohungen noch Versprechungen bewegen ließ, das ehrliche und wahrhafte: „das ist" mit dem äquivoken „Christus spricht, es sey, ihr könnt aber auch, wenn ihr wollt, glauben, es sey nicht" zu vertauschen. Daß bei der Zusammenkunft nichts herauskommen werde, ließ sich erwarten, denn Scheibel hatte den Vermittler schon vorher zu stark beleidigt. „Der Prediger Scheibel fing, nicht Belehrung mit sanftmüthigem Geiste, nicht Vermittelung, Verständigung und Versöhnung auf friedlichem Wege suchend, sondern von vorn herein seinen haderhaften Widerspruch damit an, daß er in seiner ersten Schrift sagte: „Der Bischof Sack hat die Union hypokritisch eingeleitet; Schleiermacher sie unterstützt, weil derselbe gern Kirchenfürst werden will; und Eylert sie gefördert, weil er keine Rechte Jesu mehr achtet." Dieses Libell wurde mir von mehreren Seiten aus Breslau, auch anonym mit einem giftigen Briefe, zugeschickt. Der Justizminister von Kircheisen sagte mir, „daß der auf mich losgelassene Ausfall des Predigers Scheibel, zugefügt einem christlichen Geistlichen, eine grobe Injurie enthalte, und daß derselbe, wenn er von mir verklagt werden sollte, wenigstens zwei Jahre zur Festungsstrafe nach dem Gesetze condemnirt werden würde." Ich wollte, daß ich ihn verklagt hätte; darum allein, um den unruhigen, turbulenten Mann dadurch wenigstens unschädlich gemacht zu haben; es wären dann vielleicht seine späteren Controversen in Schlesien verhütet worden." Mit zurückgehaltenem Ingrimm im Herzen, wie sollte nun Eylert den rechten Ton der Versöhnung treffen, als ihm der König befahl, mit Scheibel zu reden. Der Herr Bischof bemerkt, Scheibel sey unzugänglich geblieben, selbst unter den Freuden der Tafel. „Der Mann hinterließ, ehrlich gesagt, in mir einen unangenehmen Eindruck, und wahrscheinlich, oder vielmehr gewiß, in geistiger Reciprocität hat er von mir das Nämliche gesagt. Mir wollte das fatale Bild eines Halsstarrigen, der eigensinnig nicht von der Stelle will, welches ich in der ganzen Persönlichkeit des Scheibel, besonders in seinem starken Halse gesehen, nicht vor den Augen wegkommen; ich konnte es nicht los werden, und auch jetzt noch, wo es mir vor die Seele tritt, wird mir unheimlich ums Herz." — Scheibel wurde sofort proscribirt, von Amt und Brod gejagt und auch in Sachsen und Thüringen nicht geduldet, wo die rationalistische Meute den edeln flüchtigen Hirsch auf die unedelste Weise wegbiß. Nur ein katholischer König dachte damals großherzig genug, dem verfolgten Greis ein Asyl zu gewähren, wo er ruhig sterben konnte. Von den Verfolgungen in Schlesien gegen Werhan, Berger ꝛc. schreibt unser Verfasser kein Wort. Diese Vorgänge sind ihm zu geringfügig. Nur von Steffens spricht er, dem berühmten Breslauer Professor, welcher sich damals Scheibels mit einer schönen Wärme annahm. „Steffens, ein Naturphilosoph, hörte nicht auf, ein strenger Lutheraner zu seyn und der Verbreitung der Union in Schlesien wie und wo er nur konnte entgegen zu wirken. Der Staats- und Kultusminister von Altenstein überzeugte sich, daß es damit immer schlimmer werden müsse, so lange dieser lebenskräftige und beredte Mann in Breslau bliebe, und dachte darauf, ihn von da zu entfernen. Anfangs war von Bonn die Rede; man blieb aber doch bei der Universität zu Berlin stehen. Dahin wurde er versetzt; und weil gerade keine Stelle vakant und also kein Gehalt da war, womit er besoldet werden konnte, wurde solches anfangs genommen aus der Unionskasse. So viel lag daran ihn unschädlich zu machen." Der Verfasser fügt in einer Note hinzu: „Referent, der in dieser Sache gewirkt und geschrieben, weiß dieß historisch genau. Daß einer der eifrigsten Gegner der Union aus der Unionskasse besoldet wurde, konnte er nicht hindern. Von zwei Uebeln wurde das kleinere gewählt. Die Unionskasse wurde dazu gebraucht, um diese Sache in Ordnung zu bringen und die Externa der unirten Gemeinde zu reguliren."

So hat es der Verfasser in seiner lobenswerthen Aufrichtigkeit kein Hehl, daß hier sogenannte jesuitische Mittel angewandt wurden, nämlich sittlich verwerfliche Mittel für einen, wie man wenigstens überzeugt war, guten Zweck. Es kommt auf diese paar kleinen Sünden nicht an. Auf die welthistorische Thatsache der Union hat weder die Mißhandlung Scheibels, noch die Bestechung von Steffens irgend einen erheblichen Einfluß gehabt; und gewiß gibt es geringfügigere Neuerungen, die mehr Ungerechtigkeiten gekostet haben, als diese. Die Berechtigung der Union liegt in der Leichtigkeit, mit der sie

durchgeführt wurde. Was so wenig Widerspruch fand, hat die Wahrscheinlichkeit für sich, daß es zeitgemäß war. Bei einer zeitgemäßen Reform in so wichtigen Dingen aber kann die Privatsache Scheibels, Steffens ꝛc. welthistorisch gar nicht in Betracht kommen.

Aber der Herr Bischof täuscht sich ganz gewaltig darin, daß er sich der Union als eines Werkes erfreut, das sich selber Zweck gewesen wäre. Es ist ihm entgangen, daß sie nur ein Mittel war, um die alte Autorität der Bekenntnisse zu stürzen; daß sie vom sogenannten Zeitgeist nur deßhalb so gern gesehen und unterstützt wurde, weil sie mehr als irgend etwas anderes geeignet schien, die Verpflichtungen aufzuheben, durch die sich bisher die Aufklärung unter den Protestanten noch immer beengt fühlte. Nicht dem Herrn Eylert, seinen liturgischen Entwürfen, Gutachten und Referaten zu Liebe hat die unermeßliche Mehrheit der preußischen Geistlichkeit die Union gutgeheißen, sondern um der Gelegenheit willen, welche sich ihr darbot, den Symbolzwang abzuwerfen. Indifferentismus und Rationalismus und das Streben, die Religion durch Philosophie zu ersetzen, waren damals schon allgemein vorherrschend. Die Union war nur ein vorläufiges Niederreißen der alten kirchlichen Schranken, ein Zweifelhaftmachen des vorher noch als unzweifelhaft Geltenden. In ihrer Allgemeinheit löste sich jede positive Besonderheit auf. So wie die Union Statt fand, hatte jedes der bisherigen Bekenntnisse seine Autorität faktisch eingebüßt, wenn auch in mehrfach erfolgten einander widersprechenden authentischen Interpretationen die Frage noch schwebend erhalten wurde. Zwischen beiden entwaffneten und verspotteten alten Bekenntnissen, dem lutherischen und calvinischen, drängten sich aber zwei andere übermächtig hervor, das Schleiermacherische, das mit der Unionskirche kokettirte, um sie zu beherrschen, und das Hegelsche, welches das Christenthum überhaupt zu sprengen unternahm.

Die Union ist also thatsächlich nichts anderes gewesen, als eine unbesonnene Concession, welche die konservative Partei der radikalen gemacht hat, womit sie ihr sogar entgegengekommen ist. Die Auflösung des Protestantismus ist dadurch ihrem Ziele rasch zugeführt worden. Der gute König konnte diese Verhältnisse wohl kaum übersehen; aber seine Räthe hätten ihn besser berathen sollen. Auch nicht Einer hat an die Folgen gedacht, so nahe es auch lag, sich dieselben zu denken. Was konnte um Himmelswillen dabei herauskommen, wenn man Männern, die ihren alten Bekenntnissen treu blieben, ein Verbrechen aus ihrer Redlichkeit machte; wenn man das Festhalten an den lutherischen Symbolen zum Hochverrath stempelte, und zu gleicher Zeit dem Minister Altenstein volle Freiheit ließ, die Hegelsche Lehre auszubreiten, durch welche nicht nur das altlutherische, sondern überhaupt jedes christliche Bekenntniß, ja der Glaube an Gott selbst lächerlich gemacht wurde? Ueber zwanzig Jahre lang war im preußischen Staate jene Philosophie die allein protegirte, wurde die gesammte studirende Jugend in sie eingeweiht, war der Fortschritt in ihr ein Beförderungsmittel bei Anstellungen und waren ihre Gegner zurückgesetzt. Was nun in so langer Zeit mit voller Muße in die Jugend gesäet worden ist, diese Saat des schrecklichsten Unheils geht nun wuchernd auf. Umsonst sucht die jetzige Regierung das ungeheure Versehen der vorigen wieder gut zu machen. Umsonst hat sie den treuen Lutheranern das lange Unrecht gesühnt. Umsonst sucht sie den in der Union fast gänzlich abhanden gekommenen christlichen Geist wiederzufinden und zu sammeln. Sie findet fast überall nur Hohn und Widerspruch. Umsonst erinnert sie sich ihrer höchsten bischöflichen Gewalt und spricht ein Verdammungsurtheil aus über Wislicinus und Rupp. Die kirchlichen Aufrührer trotzen ihr und weisen auf die Millionen, die hinter ihnen stehen, nur den Augenblick erwartend, um auch ihrerseits jede kirchliche Autorität zu verläugnen. Umsonst ruft sie die sich noch christlich nennenden Geistlichen der Union wenigstens zur Scham zurück. Man gibt ihr nur den Rath, nachzugeben, und durch immer weiter gehende Concessionen die antikirchliche Revolution aufzuhalten. Alles, was sie thun könnte, kommt jetzt zu spät. Die ungeheure Mehrheit der Kirchen- und Staatsdiener, der Magistrate, der Wähler, fast die ganze Presse ist für die Neuerung. Sie wollen nichts mehr vom Christenthum. Sie erkennen es nur in einer Form an, in welcher es ihrer eigenen Schulweisheit den Namen leiht. Aber auch dieser Namen wird, eben weil man die Sache nicht mehr will, bald verhaßt seyn. Schon hat der allgefeierte Rupp die Losung gegeben, auch den Namen zu verwerfen, indem er sagt, man habe sich bisher den Namen der Christen nur „gefallen lassen," da die Sache der allgemeinen Menschheitsemancipation freilich einen ganz andern Namen verdiene. Kurz die Regierung glaubt noch mitten in der Kirche zu stehen und siehe, die Mauern werden schon ringsum abgebrochen und bald wird sie im Freien stehen. Was ist es nun mit der so vielgerühmten Union, wenn wir statt der beiden alten Konfessionen, die in der Hauptsache auch ohne Union einig waren, und die gar friedlich neben einander lebten, jetzt neben der Staatskirche und den gläubigen Sekten die ungläubige Freikirche aufkommen sehen, deren Haß absolut unversöhnlich und doch mächtiger und in der öffentlichen Meinung wirksamer ist, als alle Autorität der Staatskirche.

Das alles merkt aber unser Berliner Bischof nicht. Immer noch verdaut er an den weiland königlichen Mahlzeiten und faltet die Hände, voll Dank den Himmel preisend, daß das große Werk der Union gelungen und daß auch er seiner Zeit bei Champagner und Rehbraten Weltgeschichte gemacht habe.

In den letzten Abschnitten seines Werkes spricht Herr Eylert von der zweiten Vermählung des Königs, die er einsegnete, und von der Neigung des Königs zum Schauspiel, welches Kapitel der evangelische Bischof ein wenig zu lange ausdehnt.

2) G. A. Bürgers letztes Manuscript. Supplement zu Bürgers sämmtlichen Werken. Leipzig, Klemm, 1846. 8. S. 30.

Ein langer Brief des unglücklichen Dichters Bürger vom 29. Nov. 1791 an seine Frau, worin er sie zu bewegen sucht, von ihrem unangemessenen Lebenswandel abzustehen. Sie ist darin als das wahre Muster eines Blaustrumpfs und einer femme libre geschildert und die Veröffentlichung des Briefes, wenn auch ein Skandalum, kann doch den Nutzen stiften, Manchen darüber zu belehren, wie es mit der Häuslichkeit interessanter Frauen allerdings nicht selten bestellt ist. Wenn der Herausgeber aber den Brief als eine Epistel an die Frauenwelt überhaupt angesehen wissen will, so hat er offenbar Unrecht, denn wenigstens unsere deutschen Frauen haben einen solchen Warnungsspiegel keineswegs nöthig, und die Regel ist bei uns eine viel zu günstige und glückliche, als daß nicht jene Elise Bürger unter die unglücklichen Ausnahmen gerechnet werden müßte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 10. Sonnabend den 6. Februar 1847.

Dichtkunst.

Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden von Johann N. Vogl. Wien, Wallishausser, 1846.

Ein ziemlich starker Band ganz voll von Romanzen, die sich über alle Zeiten und Völker verbreiten und nach allen Richtungen in Mythe, Legende und Geschichte übergehen. Sie sind freilich zum Theil etwas flüchtig (von einigen könnte man sogar sagen fabrikmäßig) ausgearbeitet; allein ihr Inhalt ist glücklich gewählt und so gewährt dieser Band eine Fülle tiefpoetischer Anschauungen.

Den Anfang machen vaterländische Balladen. Darunter eine vom Erbauer des Stephansthurms, Meister Hauser. Derselbe starb in dem Augenblick, in welchem der Thurm vollendet wurde, weil er das Gotteshaus nicht zu Gottes, sondern zu seiner eigenen Ehre erbaut:

O Herr, ich weiß, wie du's gewollt,
Doch that ich nimmre, wie ich sollt',
Verblendet von des Ruhmes Drang
Mein Herz voll eitler Selbstsucht schlug!
Du aber wolltest, daß allein
Voll Demuth sollt' dein Bauherr seyn,
Weil jedes And're ist verkehrt,
Den Meister und sein Werk entehrt."

Ferner die Sage vom Klagbaum bei Wien, aus dessen Zweigen man um Mitternacht Seufzen und Wehklagen vernahm, als der Stadt eine große Pest drohte. Die schon bekannten Sagen von Schreckenwalds Lustgarten; von der eiteln und grausamen Burgfrau von Cseitha, die sich im Blut geschlachteter Jungfrauen badete, um ihren Teint blühend zu erhalten; vom Siege des Capistran über die Türken; vom grausamen Morde des Grafen Breuner durch die Türken ꝛc. Unter dem nicht ganz passenden Titel historische Balladen (die vorigen waren ja auch meist historischen Inhalts) folgen Mythen fremder Völker, z. B. die aus Herodot bekannte Sage vom ägyptischen König Mykerinos, Sagen von Attila, Karl dem Großen, Wittekind, die Schweizersage von Niklas Thut, die Neckarsage vom letzten Ritter Hirschhorn, einige spanische und englische Stoffe ꝛc. Genial, aber offenbar willkürlich und nicht ganz im Geiste der Zeit gedacht ist die Romanze von der Jungfrau von Orleans Seite 54. Sie kämpft mit dem tapfern Suffolk:

Und wieder theilt die Lüfte das Schwert, das kaum geruht,
Und heißer, immer heißer, entströmt des Helden Blut,
„Ergebt euch!“ ruft noch einmal die Jungfrau durch's Gefecht,
Allein, der Graf entgegnet: „„Niemals an einen Knecht!““

Nun fällt die Jungfrau selber ihn an mit kräft'ger Faust,
Gleichwie das Schwert des Cherub's ihr Stahl herniedersaust,
Doch Suffolk mit dem seinen fängt ruhig Streich um Streich,
Und streckt noch manchen Franken zur Erde hin gar bleich.

Da senkt ihr Schwert die Jungfrau, und spricht: „Nun ist's genug,
Nicht sterben darf, wer also sich für die Ehre schlug.
Ergebt euch mir nur immer, und glaubt ihr euch entehrt,
Weil ich kein Ritter? mache dazu mich euer Schwert.“

„Euch gab ja Englands König zum Ritterschlag die Macht,
D'rum will ich euch mich neigen, wie's Sitte hergebracht;“
Und vor dem Tapfern sinket auf's Knie die Frankenmagd,
Nimmt ab den Helm und neiget ihr Haupt ihm unverzagt.

Wohl blickt da voll Erstaunen der kühne Graf sie an,
Und gibt voll ernster Würde den Ritterschlag ihr dann,
Reicht hin sein Schwert und lächelt, was ihm's für Leid auch schafft,
„„Bei Gott, der Suffolk konnte nicht finden bess're Haft!““

Die an sich sehr schöne Scene paßt nur nicht auf ein Schlachtfeld, auf dem die Jungfrau ihr Volk gegen die Engländer führt. Jeanne d'Arc hat gewiß nie vor einem Engländer gekniet, um sich von ihm zum Ritter schlagen zu lassen. Das streitet ganz gegen ihr Wesen und gegen die Idee, welche sie zu vertreten hat. Nicht minder originell ist die Dichtung, derzufolge bei der Plünderung Speiers durch die Franzosen im Dom daselbst die Gebeine der einander im Leben so feindseligen deutschen Kaiser Adolph von Nassau und Albrecht I., dergestalt durcheinander geworfen worden seyn sollen, daß man sie nicht mehr unterscheiden konnte:

Und manch ein Bein des Adolf wird Albrechts Eigenthum,
Und manch ein Bein des Albrecht des Adolf wiederum.

So liegen beide Feinde vereinigt nun gar sehr,
Der Adolf-Albrecht jener, der Albrecht-Adolf der;
So liegen sie und ruhen, bis die Posaune ruft —
Kein Frevler stör' hinfürder sie mehr in ihrer Gruft!

In der Romanze vom Wappenschild der Orlike heißt es, ein Orlik, der mit seinem König Boleslaw zugleich gefangen saß und mit dem Fuß an ihn gekettet war, habe sich den Fuß abgehauen, damit der König habe fliehen können und zum ewigen Andenken dieser Treue führe sein Geschlecht seitdem einen Fuß mit einer Stück Kette im Wappen. Dieselbe Sage erzählt das Hormayr'sche Taschenbuch 1833 Seite 225 und Mednyansky in den Sagen Ungarns Seite 422 von dem Ungar Budiats, der seinen gefangenen Herrn, den Grafen von Löwenstein, nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacz auf diese Weise gerettet habe. Auch eine sehr ergötzliche Romanze vom

Schloß Krämpelstein bei Passau. Hier starb das adelige Geschlecht aus und ein Schneider zog daselbst ein, vertilgte das alte Wappen, setzte seine Schneiderscheere an die Stelle und lebte ganz lustig mit einer Geis, seiner einzigen Gesellschaft:

Doch ach, da traf mit einmal
Auch ihn des Schicksals Hand,
Denn leblos eines Morgens
Die Geis der Aermste fand.

Wohl schmähte da der Schneider
Voll Ingrimm sein Geschick,
Und ballte wild die Fäuste,
Und Blitze schoß sein Blick.

Die Geis drauf faßte grimmig
Er auf in seiner Wuth,
Hinunter sie zu schleudern
Inmitten in die Fluth.

Doch ach, wie da der Schneider
Ausholt zum Wurf mit Macht,
Da hat ins Horn verwickelt
Er sich gar unbedacht.

Und als von seinen Händen
Die Last nun flog hinab,
Da riß die Geis den Schneider
Mit sich ins nasse Grab.

Viel Eigenthümliches hat die Romanze von den beiden Wölfen von Tarent, zwei tollkühnen Seeräubern, welche die schöne Beatrice von Messina entführen, die aber selber mit einander um sie kämpfen, einander wechselseitig tödten und sterbend noch befehlen, daß sie unverletzt nach Messina zurückgebracht werde:

Aber oft, wenn Abendschimmer
Rosigt färben See und Baum,
Wandelt einsam Beatrice
An der Blumenbeete Saum.

Und sie denkt vergangner Tage
Und entschwund'nen Leiden nach,
Denket zweier Herzen, welche
Allzuheißes Lieben brach.

Und was in Messina's Mauern
Auch nicht Einer ahnt und wähnt,
Manche Thräne weiht verstohlen
Sie den Wölfen von Tarent.

Sinnig ist die Romanze vom Dogen von Venedig, welcher der Sitte gemäß die Republik mit dem Meere durch einen hineingeworfenen Ring vermählt, dessen Ring aber von einer schönen Wassernixe aufgefangen wird, die sich seitdem für seine rechtmäßige Braut hält und ihn in die Fluthen hinabzieht. Es ist die allbekannte Nixensage hier auf einen besondern Fall auf frappante Weise angewandt. Doch paßt diese Anwendung nicht ganz, weil die Vermählung mit dem Meere durch den Dogen alle Jahre erfolgte. Ließe sich nun auch der einmalige Mißbrauch, den die Nixe von dieser stets sich wiederholenden Sitte machte, durch die zufällige Jugend und Schönheit des Dogen rechtfertigen, so wäre es doch kein echt sagenhafter Zug, die Nixe als ganz unabhängig von der Meergöttin zu denken, die jene altehrwürdige Sitte nicht ungestraft durch eine lüsterne Nymphe entweihen lassen konnte. Wir bemerken dieß, weil die moderne Poesie nur zu geneigt ist, bei Bearbeitung alter Sagenstoffe den rechten Geist derselben zu umgehen.

Unter der Aufschrift „moderne Balladen" kommen solche vor, die sich auf die Gegenwart beziehen, unter andern ein Lied, „Kinderleben" überschrieben, das den wahrhaft gräßlichen Kontrast des Fabriklebens mit der Natur auffaßt:

Räder brausen,
Spindeln sausen,
Schrauben knarren,
Schaufeln scharren,
Kolben stampfen,
Röhren dampfen,
Essen fauchen,
Schlöte rauchen,
Und dazwischen, jung und schön,
Sieh', ein Kind, mit blonden Haaren,
Unter tödtlichen Gefahren,
Bei betäubendem Getön.

Räder brausen ꝛc.
Und so findet jeder Tag,
Findet jeder Mond die Kleine,
Ob sie lächle oder weine,
Wen solch' Kind auch kümmern mag?

Räder brausen ꝛc.
Aber sieh', die Kleine sitzt
Nicht mehr dort, auf ihrem Stuhle
Dreht ein and'res Kind die Spuhle,
Wo nur weilt das Mädchen itzt?

Ach — daheim, durchwühlt von Weh,
Liegt's in armuthsnackter Hütte,
Hingestreckt auf fauler Schütte,
Hohl' das Aug', die Wang' wie Schnee ꝛc.

Aehnliches Elend begegnet uns oft auch in den folgenden „militärischen Balladen." Da kommt z. B. ein Deserteur vor, der sich der härtesten Strafe aussetzt, nur um seine alte Mutter zu besuchen und ihr sein Erspartes zu bringen. Als er es ihr zum drittenmal gebracht hat, wird er erschossen. — Unter den „scherzhaften Balladen" findet sich die hübsche Geschichte vom armen Praktikanten, der seine Braut nicht heirathen konnte, bis beide alt wurden:

Da, in stiller Einsamkeit,
Setzen sie sich hin voll Leid,
Schauen Eins das And're an,
Haben wenig Freude d'ran.

Wie verfärbt nun und verdrückt
Ist ihr Hut, der Strumpf geflickt,
Rock und Beinkleid, halb erst fein,
Viel zu kurz dem Spindelbein.

Und es ruft der Praktikant:
„Meine Flamme ist verbrannt!
Warte hundert Jahr wer kann,
Ich bin nicht dazu der Mann!"

„Hab' genug nun prakticirt,
Hab' genug nun abgeschmiert ꝛc."

Er legt sich hin und stirbt. Sie legt sich ganz säuberlich zu ihm und stirbt auch:

Aber als vorbei die Nacht,
Und nach ihr der Tag erwacht,
Ist verschwunden auf der Flur
Von den Beiden jede Spur.

Nur zwei Weiden, alt und grau,
Sieht man dort noch in der Au
Traurig bei einander steh'n,
Wo kein Baum sonst war zu seh'n.

Gar rührend ist die Romanze von dem kleinen Mädchen, das überall nach dem Paradiese frägt, um zu seiner gestorbenen Mutter zu kommen. Mehrere Genrebilder im Styl des Salvator Rosa sind von ergreifender Wirkung, z. B. Mack Jan, der bei Nacht in blinder Trunkenheit die gefährlichsten Abgründe hinabreitet; der Jäger und Räuber Füßli, der mit seiner Beute in seine versteckte Hütte heimgekehrt sich einsam betrinkt und, indem er ein Madonnenbild verbrennt, dessen goldenen Rahmen er zerschlagen, nicht merkt, daß die Flamme um sich greift, und im trunknen Zustand sammt der Hütte verbrennt. Schauerlich ist die Sage von dem bösen Buben, dessen Hand, weil er sie gegen die eigene Mutter erhoben, aus dem Grabe hervorsteht und immer wieder hervorkommt, bis die Mutter unter dem Beistand des Priesters mit der Ruthe kommt und die Hand züchtigt:

Und mit der Birkenruthe naht
Frau Metta, nach des Priesters Rath,
Die böse Hand zu strafen,
Doch ach, der Mutter Arm erschlafft,
Bevor die Streiche trafen.

Der Priester mahnt und sie schlägt die böse Hand, die dann versinkt und Frieden hat:

Doch als Frau Metta wieder sich
Erholet, und das Grauen wich,
Und Tröstung wird ihr Sehnen,
Da pflanzt sie auf des Knaben Grab
Den Zweig mit heißen Thränen.

Und sieh', der Zweig, er dorrt nicht ein,
Er wurzelt fest in Erd' und Stein,
Und treibet Sproß auf Sprossen,
Bis er zum Bäumchen schlank und grün
Gar bald ist aufgeschossen.

Dieser Baum, der zu ungeheurer Größe wuchs, hieß hinfort der Sündenbaum.

Diese und ähnliche Sagen führen zu den eigentlichen Legenden hinüber. Unter den letztern sind mehrere schon bekannt, z. B. von der leichtsinnigen Nonne, die dem Kloster entfloh, für die aber die Madonna selber eintrat, bis sie reuig zurückkehrte; vom h. Meinhard, den die Raben rächten, wie den Ibicus die Kraniche; vom h. Augustin, dessen Weisheit einmal ein Kind beschämt; vom h. Sebald 2c. Andere sind neuer und origineller, z. B. die schöne Sage vom Mönch Lazarus, der durchaus wissen wollte, welche Geheimnisse der metallreiche Berg verhehle, an dem das Kloster stand. Es ward ihm gewährt, in die Tiefe einzudringen, als er aber glücklich zurückkehrte und erzählen wollte, legte ihm der Abt ewiges Stillschweigen auf:

Und so werde nun dein Inn'res
Jener Höhle gleich, und trage
Sein Geheimniß bis zum Grabe.

Eine der tiefsinnigsten Sagen und anwendbar auf unsere Zeit des heißesten Wissensdranges. Eigenthümlich ist auch die Sage von der Frau Sigrit, die ein Münster baute und zum Dank von Gott verlangte, er solle sie so lange leben lassen, als das Münster stehe. Ihr Wunsch wurde erfüllt, aber ihr zum Unheil, denn bald sehnte sie sich zu sterben und konnte es nicht. Sie ließ sich lebendig im Münster begraben und liegt still, nur in der Christnacht erhebt sie sich und frägt, ob das Münster nicht bald einstürzen werde?

Eine Anzahl Romanzen sind aus dem Englischen, Schwedischen, Spanischen 2c. übertragen. Das Werk hat 724 Seiten, man kann sich also, wenn man das hier Mitgetheilte nur als ungefähren charakterisirenden Maaßstab annimmt, einen nicht geringen Begriff vom Reichthum dieser Sammlung machen. Wir gestehen, daß es uns auf die poetische Conception immer zuerst ankommt und daß wir auf die Vollendung im Verse weniger Werth legen. Doch wäre zu wünschen gewesen, daß der Dichter sich um die letztere mehr bemüht hätte. Die Reime sind oft arg vernachlässigt, namentlich oft lange Vokale auf kurze gereimt. Um nur schnell fertig zu werden, hat der Dichter auch nicht selten dem Reime den gesunden Sinn aufgeopfert. Seite 543 sagt er z. B.:

Auf Lerchenbaum und Fichte klirrt
Der Schnee, der dicht die Luft durchschwirrt.

Da steht „klirrt" offenbar nur, um auf „durchschwirrt" zu reimen, ist aber baarer Unsinn, da bekanntlich der Schnee unhörbar fällt und niemals klirrt. Herr Vogl ist offenbar ein begabter Dichter, warum ist er nicht aufmerksamer auf sich selbst?

Literärgeschichte.

Allgemeine Literaturgeschichte der Deutschen. Leitfaden zu akademischen Vorlesungen, entworfen von Dr. V. Ph. Gumposch. Erste Abtheilung. Augsburg, Rieger, 1846. Göttingen, Dietrich.

Der wahrscheinlich noch junge Verfasser geht mit kühnen Gedanken um. Es ist ihm nicht zu verdenken, daß ihm ein wenig unheimlich geworden ist unter den deutschen Büchern. Wie in einem wilden Urwalde sucht er aus dem Dickicht herauszukommen, Luft und Licht zu gewinnen. Es wird gar zu viel, und alles durcheinandergedruckt, ohne Plan, ohne Verstand. Die Wellen des Papiers schlagen zuletzt auch über dem besten Kopf zusammen. Man wird der Sündfluth nicht mehr Meister. Aber was Einer nicht vermag, frägt unser Verfasser, sollte es die Gesammtheit nicht vermögen? Gemeinsamer Kraftanstrengung des deutschen Volks, was könnte ihr mißlingen? Er faßt den von den Leipziger Literaten vorgeschlagenen allgemeinen deutschen Schriftstellerverein ins Auge, obgleich derselbe bis jetzt zu nichts Rechtem hat gedeihen wollen, und hofft von ihm kolossale Arbeiten, durch welche die leidige Privatkonkurrenz ganz vom Markte verdrängt werden solle, z. B. die Abfassung einer großen Weltgeschichte, welche alle andern übertreffen und verdrängen soll; eben so die Abfassung einer deutschen Volksgeschichte, eines Universallexikons 2c. An ein allein maaßgebendes Journal des Vereins denkt er noch nicht, wie nahe das auch läge, verlangt aber, der Verein solle sich bei allen bestehenden Journalen betheiligen und dieselben indirekt beherrschen. Noch traut er den egoistischen, ungeselligen, durch Aemter isolirten oder an die Buchhändler verkauften Schriftstellern nicht Gemeingeist genug zu, verlangt also, es sollen die rechten Schriftsteller, wie sie für den Verein taugen, erst erzogen werden. „Ergänzen müßte sich der Verein theils auf außerordentlichem, theils auf ordentlichem Wege. Im ersten

Falle durch Aufnahme innerer und äußerer bereits erwachsener Mitglieder; im zweiten Falle durch Freischulen, wo an die Fähigsten unentgeltlich in gewöhnlichen Gegenständen, mit steter Rücksicht auf die Kunst der Form, Unterricht ertheilt würde." Also ist es dem Verfasser noch nicht genug an der Unzahl der bereits vorhandenen deutschen Schriftsteller, er will ihrer noch Hunderte und Tausende gleichsam im ägyptischen Brutofen ausbrüten lassen.

Man sieht, der Verfasser ging von einem richtigen Gefühl aus, hat sich aber, indem er Maaßregeln der Abhülfe suchte, gar weit verirrt. Er spricht noch speziell von einer Literargeschichte, an der gleichsam die ganze Schriftstellerwelt mitarbeiten soll. „Hier liegt es am nächsten, zu einer allgemeinen Literaturgeschichte der Deutschen aufzufordern. Ich glaube, daß die Tausende lebender deutscher Schriftsteller zu einem Anfange 30,000 Artikel in zwei Jahren zusammenschießen könnten. Rechnen wir dann zwei Jahre zur Revision und Superrevision (für Lücken und Harmonie des Ganzen) von Seiten der verschiedenen Ausschüsse, so könnte in Kurzem ein Werk vorliegen, welches ähnliche Gesammtarbeiten, z. B. die hist. lit. de la France, weit hinter sich läßt. Vielleicht wäre es beim Eingehen auf einen ausgedehnteren Plan besser, erst zusammenzuarbeiten, statt Gesellschaftskuren zu entwerfen. Vor der Hand ist in der Schriftstellerversammlung Mittelpunkt genug gefunden, von welchem der Angriff der Sache ausgehen kann. Ihr liegt es ob, einen Aufruf an sämmtliche deutsche Buchhandlungen zu erlassen und die allgemeinen Grundsätze über Vertheilung der Arbeit und des Honorars aufzustellen. Ueber die erstern wird man sich leicht verständigen. Diejenigen, welche bereits über einen Schriftsteller geschrieben, sind im Voraus eingeladen, ihre Forschungen wieder in dem Vereinswerke niederzulegen und können sich zur Revision ihrer Arbeit selbst drei weitere Gelehrte auswählen. Dasselbe gilt von allen übrigen, welche ihre Erfahrungen über einzelne oder mehrere Schriften mitzutheilen geneigt sind. Noch lebenden Schriftstellern bleibt ihr Ehrenplatz in der Fortsetzung vorbehalten. Auf eine wirkliche und genau belegte Geschichte ist jede Persönlichkeit von wenig Einfluß. Ein oder mehrere Literaturblätter machen Anträge und Einläufe bekannt, um doppelte Arbeit abzuschneiden ꝛc. Zupfen wir den Riesen am Barte, daß er sich aufmache und mit olympisch-leichtem Tritt Gebirge übersteige, wo dem Einzelnen an jedem Felsen die Sohle blutet." — Welche wunderliche Vorstellung! Wer sollte denn wohl die Artikel vertheilen? und wie könnte man verhindern, daß bei dem Partei- und Koteriewesen der Gegenwart nicht die widersprechendsten und in Lob und Tadel ungerechtesten Urtheile gefällt würden? Einer chinesischen Reichsredaktion würde sich kein deutscher Autor unterwerfen wollen; eine revolutionäre Propaganda aber würde alle andere Dinge lieber thun, als Encyklopädien und Handbücher redigiren. Wo sollte nun die Einheit und Autorität der obersten Leitung herkommen?

Die Literargeschichte selbst ist vom Verfasser mit großem Fleiße zusammengetragen. Man muß zwar bedauern, daß er sich so gar kurz faßt und gar zu oft Namen und Büchertitel nur nennt, um darüber hinwegzueilen. Allein er entschuldigt sich bündig, er habe sich müssen kurz fassen. Im Uebrigen haben die Ansichten von Gervinus, den er auch oft citirt, den meisten Einfluß auf das Werk des Herrn Gumposch geübt; daher es sich auch leicht begreift, warum er dem Mittelalter so abhold ist. Gervinus glaubte die deutsche Literatur des christlichen Mittelalters mit dem Maaße der klassischen Poesie der Alten und dem modern göthischen messen zu müssen. Herr Gumposch thut das auch. Da wird nun alles Fromme in der Poesie, was doch gerade hier die Hauptsache ist, von vorn herein ausgeschlossen, oder doch nur im Ausdruck subjektiver Naivetät als rührende Bornirtheit gleichsam mitleidig anerkannt. Jenes Ideal der Kirche, woran die Dichter eben so emsig und alle in gleichem Geiste arbeiteten, wie die Steinmetzen an den großen Domen, ist für den Beurtheiler im neunzehnten Jahrhundert nicht vorhanden. Er gibt sich nicht die geringste Mühe, den innern Zusammenhang der dichterischen und künstlerischen Anschauung mit dem Dogma und der Scholastik und Mystik nachzuweisen, ja wenn sich ihm derselbe gleichsam aufdrängt, sieht er davon ab.

Der Verfasser behandelt nicht bloß die sogenannte poetische oder Nationalliteratur, sondern auch die wissenschaftliche und die Werke, die von den Deutschen des Mittelalters in lateinischer Sprache geschrieben wurden. Das ist sehr löblich, denn in der That schrieben die eigentlich herrschenden Geister damals fast alle lateinisch. Aber indem der Verfasser überall den protestantischen und modernen Standpunkt festhält, gibt er sich auch hier nicht die Mühe, in die Tiefen des mittelalterlichen Glaubens einzudringen und ein klares Bild von dem zu geben, was jene Zeit begeisterte, was sie so tief bewegte und beherrschte. Er will es nicht wissen. Das alles ist ihm dummer Aberglaube der Vorzeit. Sein Blick, der sich schon, wie wir gesehen haben, in der Vorrede weit in die Zukunft vertieft, kehrt auch am Schluß von der mißliebigen Betrachtung der Vergangenheit in die Zukunft zurück. Indem er erwägt, was alles in neuerer Zeit für die Wiedererweckung des klassischen Heidenthums geschehen ist, sieht er darin die Schöpfung einer neuen Zeit und eines neuen Kultus. „Im Uebrigen kann man den Fortschritt am besten durch ein Bild versinnlichen. Die Schriftwerke des Alterthums erschienen erst wie ein reicher, edler Garten. Jedem suchte man den Schlüssel zu verschaffen. Dieses Bedürfniß deckten die Sprachlehrer von Erasmus und Reuchlin bis auf Buttmann, Zumpt ꝛc. Sobald das Thor geöffnet war und man zwischen Blüthen und Früchten wandelte, kam von selbst die Lust, sich mit Blumen und Zweigen zu schmücken. Dieß thaten Stylisten von Agricola bis auf J. A. Ernesti, Ruhnken, Wyttenbach, H. C. A. Eichstädt; Dichter von Bebel, Celtes, Hutten, Secundus, Rhodomann, Neander, Lotichius, Heinsius bis auf Santen, G. Hermann; philologische Aesthetiker. Die Freude dauerte zwar fort, konnte aber nicht genügen (Sturm, de amissa dicendi rat. Lugd. 1542; Mosheim, commentat. et orat. var. argum. Hamb. 1751). In dem Garten sich bleibend anzusiedeln, war der nächste natürliche Wunsch. Ein Haus sollte erbaut werden. Die sittliche Anschauung des Alterthums betrachteten Agricola, Erasmus, Pirkhaimer, Neander, Grotius, Camerarius, H. Wolf ꝛc. als Grundlage. Eine Unzahl Herausgeber von Erasmus, Camerarius, Sylburg bis auf Bekker thürmten den Bau. Archäologen von Meursius, Gräve, Lipsius, Gronov bis auf Böckh sorgten für Ausfüllung der innern Räume. Einzelne, wie G. J. Voß, J. M. Gesner, F. A. Wolf hatten sich während des Baues von Zeit zu Zeit fortgeschlichen, um aus der Ferne das Werk zu betrachten und dann für Einklang zu sorgen. Als man die Schönheit des reifenden Gebäudes sah, vergaß man den Nutzen und bemerkte, daß der Bau etwas Anderes wurde, als man Anfangs im Sinne gehabt. Die redlichen Arbeiter hatten unbewußt im mitternächtlichen Schweiße kein fürstliches Garten-, kein bürgerliches Wohnhaus, keine Halle für Handwerkszeug, sondern einen Tempel begonnen. Und über dem Eingange zeigte sich die Inschrift: Hier wohnt derjenige, welcher aus der Seele der Völker erkannt wird."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 11. Dienstag den 9. Februar 1847.

Humoristische Literatur.

Vier Paradora. Von Dr. Mises. Leipzig, Leopold Voß, 1846.

Der witzige Verfasser der Stapelia mixta, der vergleichenden Anatomie der Engel ꝛc. läßt sich endlich wieder einmal hören. Alles was er in dieser Gattung producirt, ist geistvoll und eine Sammlung seiner jetzt noch ziemlich zerstreuten Humoresken wird ohne Zweifel künftig unter den klassischen Werken der Nation Platz nehmen, während so mancher Roman, so manches Schauspiel, von dem man heute grosen Lärmen macht, vergessen seyn wird.

Er stellt hier vier Paradora auf, nämlich sinnlose Behauptungen, die er mit der angenommenen Miene strenger Wissenschaftlichkeit und mit ungemeinem Scharfsinn auf ironische Weise zu vertheidigen sucht. Der erste dieser Sätze ist, daß der *Schatten* etwas Lebendiges sey. „Daß der Schatten viel Aehnliches mit einem lebenden Wesen hat, sieht auch das blöde Auge, nur daß er manche Eigenthümlichkeiten zeigt, die uns abgehen; und zumeist sind es Vorzüge. Wir sind am kleinsten zu Anfange, wachsen dann und schrumpfen wieder ein im Alter; er fängt seinen Lebenstag lang an, schrumpft um Mittag zusammen und wird wieder lang am Abend. Er will offenbar zeigen, daß er doch nicht Alles macht wie wir. Dabei weiß er an seiner Größe immer, welche Zeit es ist. Wir leben in drei Dimensionen; er begnügt sich mit zweien; aber das macht ihn nur weniger schwerfällig. Bei allen Versuchen, etwas Anderes aus uns zu machen, als wir nun eben sind, setzt uns die dritte Dimension, dieß dick- und steifmachende Prinzip des Raumes, die größten Hindernisse entgegen. Wie wir uns drehen mögen, der Zopf bleibt uns immer hinten hängen und die Nase immer vorn stehen. Aber der Schatten, wenn ihm sein Zopf nicht mehr gefällt, schiebt ihn in sich hinein, weg ist er; gefällt ihm die Nase nicht mehr, er schiebt sie in sich hinein, weg ist sie; bald wachsen ihm die Arme lang, dann steckt er sie in seinen Leib, wie in eine Tasche, weg sind sie, und im nächsten Augenblick langt er wieder weit damit hervor. Jetzt geht er aufrecht an einer Wand, jetzt huscht er glatt am Boden fort, jetzt knickt er sich wie ein Winkelmaaß; er läuft durch Dick und Dünn, während wir sorgsam die Wege wählen; verunreinigt sich dabei keine Stiefeln, thut sich an keinen Steinen weh, ersäuft in keinem Wasser, nur das Feuer scheut er noch mehr als wir selber. Er läuft sogar durch andere seines Gleichen durch. Die Schatten, die sich treffen, machen sich nur etwas schwarz, statt daß, wenn sich zwei Menschen begegnen, sie sich etwas weiß zu machen pflegen." Man wird nun freilich einwenden: „Ein Schatten hat aber überhaupt nichts Wesenhaftes; ist ein Schein; ist nicht nur Nichts, ist weniger als Nichts. Was kann der Schatten dagegen sagen? Nun zuvörderst dieselben oder gleichgeltende Vorwürfe dem Menschen zurückgeben. Glaubt der Mensch nicht an das Leben seines Schatten, so kann es ihm der Schatten dadurch vergelten, daß er nicht an das Leben seines Menschen glaubt, und zwar nach gleichen und gleich guten Gründen. Der eine ist die, daß er sich als Geist und den Menschen als seinen Körper ansieht; ihn bloß für bestimmt hält, seiner sonst rein immateriellen Existenz eine Anknüpfung an das Irdische zu gewähren, wie wir sonst auch unsern Körper nur als Einpflanzungsmittel unserer Seele in das Irdische betrachten. Der Unterschied wäre in der That nur der, daß der Schatten als Geist *neben* seinem Körper herrscht, während unser Geist *in* seinem Körper einhergeht. Ich finde es ganz natürlich, daß die Natur in ihrem Streben, alle Möglichkeiten zu verwirklichen, beide Verhältnisse zugleich verwirklicht hat, so daß also *ein* Geist des Körpers in ihm, der andere neben ihm geht, und, damit sie sich nicht um denselben streiten, es so eingerichtet ist, daß jeder denkt, er habe den Leib allein." Der Schatten raisonnirt nun ungefähr so: „Ohne diesen Leib könnte ich hienieden nicht bestehen; also ist er für mich da. Freilich nicht bloß, um mich in diesem Jammerthale zu erhalten, sondern auch mich daran zu fesseln. Aber nicht immer hoffe ich diese schwere Masse, die sich an meine Fersen hängt, mit mir herumtragen zu müssen; nicht immer in einer Welt wandeln zu müssen, wo es mehr des Uebels, d. h. des Lichts gibt, als des Guten. Wenn ich mich nur bestrebe, hier so schwarz als möglich zu werden, so werde ich gewiß auch dereinst in ein höheres Schattenreich, ein Reich reiner Nacht aufgenommen werden, wo ich mit andern gleich guten Schatten ohne Leib und Licht selig wandeln werde. Offenbar ist es auch nur mein Leib, der mich jetzt noch hindert, den grosen Urschatten im Himmel zu sehen, der mich und alle andere Schatten erzeugt hat. Wie eine Scheidewand steht mein Leib zwischen ihm und mir. Aber sie wird einst fallen." Dieß wird genügen, die Manier des Verfassers zu charakterisiren. In dem Scherze steckt übrigens, wenn man will, ein Ernst verborgen, denn die Satire ist gegen die Hoffahrt des menschlichen Denkens gerichtet.

Das zweite Paradoron lautet: *der Raum hat vier Dimensionen*, statt der drei, mit denen man sich bisher begnügte. Der Beweis wird sehr künstlich aus der Optik hergeleitet. „Auf der Mitte eines weißen Papiers stehe ein rother und ein gelber Lichtstrahl, oder lieber gleich Lichtballen auf,

der rothe senkrecht, der gelbe schief gegen das Papier gerichtet, so werden beide Balken da, wo sie zusammen auf dem Papier stehen, einen Orangefleck hervorbringen, als Zusammenfluß eines rothen und gelben Flecks, von da an sich aber trennen. Nun bewege sich das Papier senkrecht gegen den rothen Balken fort, so wird ein rother Fleck fortgehends in der Mitte des Papiers zu ruhen scheinen, obschon das Papier im Fortschritt immer neue Stellen des rothen Balkens schneidet; ein gelber Fleck aber sich immer mehr vom rothen Fleck, mit dem er erst zusammenfiel, entfernen, immer seitlicher zu liegen kommen, kurz sich über das Papier hinwegzubewegen scheinen, ungeachtet doch der ganze gelbe Balken eben so steif und fest vor dem Papier stehen bleibt, als der rothe. Eben so, wenn sich etwas in unsern drei Dimensionen zu bewegen scheint, rührt dieß nun auch bloß daher, daß der Balken, den es in den Raum der Vier hinauserstreckt, schief gegen die drei Dimensionen gerichtet ist, und daher beim Fortgange der Fläche von drei Dimensionen diese immer an anderen Stellen schneidet." Dieß geschieht aber wirklich. Der Mensch ist in jedem Augenblick, in dem er lebt, als Embryo, Kind, Jüngling, Mann, Greis, nur ein solcher Abschnitt. „Wenn der Mensch zu Anfange Kind, zu Ende Greis, in der Mitte Mann ist, hat man sich vorzustellen, es erstrecke sich in die Richtung der vierten Dimension ein langer Balken hinein, der zu Anfange als Kind, zu Ende als Greis, in der Mitte als Mann gestaltet ist, von welchem Balken die drei Dimensionen im Fortschreiten immer so viel abschneiden, als in jedem Augenblicke in sie geht; das gibt dann den Menschen, der in diesem Augenblicke lebt. Um sich das recht zu verdeutlichen, denke man daran, wie die kleinen niedlichen Mosaiks in Italien verfertigt werden, die zur Zierrath an Busennadeln, Ringen u. s. w. dienen. Man kittet zuerst lange gefärbte Stifte in angemessener Ordnung an einander und zerschneidet die so erhaltenen Stangen in Querscheiben, wodurch man aus einer Stange mühelos eine Menge gleichbeschaffener Mosaiks erhält. In ähnlicher Weise wird von der Lebensstange des Menschen in jedem Augenblick durch die fortschreitende Schnittfläche der drei Dimensionen ein neuer Mensch abgeschnitten, und der Unterschied besteht nur in den beiden Umständen, daß bei der italienischen Mosaik die Schnittfläche bloß zwei, hier drei Dimensionen hat, und daß der Mensch jedes folgenden Schnittes hier ein wenig anders ausfällt, als der des frühern, während die Figur in den italienischen Mosaiks sich immer genau wiederholt. Inzwischen würde nichts hindern, auch bei diesen im ersten Schnitt die Figur eines Kindes, im letzten die eines Greises zu bekommen, wenn man statt gleichförmig fortlaufender Stifte solche, die sich im Laufe ihrer Länge geeignet änderten, anwendete." Der Dichter fährt nun fort, auf die glänzenden Erfolge aufmerksam zu machen, „sofern man nur ein Mittel entdeckte, den Lebensbalken des Menschen so umzulegen, daß man dessen einmal ganz in unsern drei Dimensionen habhaft würde; dann könnte man ein ganzes Heer von Soldaten aus einem einzigen Menschen schneiden und würde nun durch das ganze Heer nicht bloß uniforme Röcke, sondern auch uniforme Gesichter, das letzte bloß etwas älter als das erste, haben, und beobachtete man überdieß die Klugheit, den Stangensoldaten schon vor dem Zerschneiden einzuexerciren, so würde man nach dem Zerschneiden auch sofort ein ganz gleichförmig einexercirtes Heer haben, wobei übrigens nichts hinderte, die Offiziere eben so aus einer besondern Stange zu schneiden, als das jetzt schon geschieht. Eine gleich wichtige Anwendung dieser Erfindung des Umlegens würde darin bestehen, daß uns die ganze Buchdruckerkunst hiemit erspart wäre. Jedes Buch, was ein Autor schreibt, verlängert sich nämlich auch balkenförmig in die vierte Dimension hinein, da es ja doch nicht gleich, wenn es der Autor geschrieben hat, von der Erde verschwindet. Legen wir nun diesen Balken wieder um, so können wir beliebig viele Exemplare daraus schneiden, die überdieß alle das Verdienst der Originalhandschrift des Verfassers haben."

Im dritten Paradoxon beweist der Verfasser, daß es noch Hexen gebe. Die Beweisführung ist köstlich. Es wird zuerst angeführt, daß Einer die Erfindung gemacht habe, auf einem Besen, den er nur fest an die Wand zu drücken habe, rittlings an einem steilen Hause hinabzugleiten. Dann fährt er fort: „In Hegels System finde ich fast auf jeder Seite Beweise für den Besenritt, welche zugleich als Bild dieses Rittes dienen können, indem sie gleich kühn, aber auch gleich gut zum Ziele führend sind. Ich schlage z. B. Band VII. der Werke auf, da finde ich (S. 90): „Die Schwere ist, so zu sagen, das Bekenntniß der Nichtigkeit des Außersichseyns der Materie in ihrem Fürsichseyn, ihrer Unselbstständigkeit, ihres Widerspruchs." Hier sieht man nun, daß die Schwere selbst schon hinreicht, den Besen gegen die Wand zu drücken, um dadurch das Außersichseyn der Materie des Besens und der Materie der Wand möglichst zu negiren. Man kann so den Herabritt an der Wand als die Ablegung des philosophischen Bekenntnisses eines Besens aus der Hegelschen Schule betrachten. Sollte aber jener Hegelsche Satz bei dieser Auslegung mißverstanden worden seyn, so würde dieß nur ein Beweis seyn, daß ich selbst der beste Schüler Hegels bin, da bekanntlich Hegel gesagt, von allen seinen Schülern habe ihn nur Einer verstanden und dieser habe ihn mißverstanden. Nachdem nun erwiesen ist, daß ein Mensch vermöge seiner Lebenskraft oder der philosophischen Kraft der Schwere gegen alle physikalische Gesetzmäßigkeit auf einem Besen an einer Wand herabreiten kann, ist es eben so leicht zu erweisen, daß er gegen alle physikalische Gesetzmäßigkeit eine Wand damit bergan reiten kann. Hiezu ist bloß nöthig, daß die Lebenskraft und der Wille, statt auf das Heil der Menschheit oder das Gute, eine verkehrte Richtung, nämlich auf das Böse nehmen, so wird sich auch ihr Erfolg polar umkehren, und der Mensch statt abwärts, aufwärts, statt nach dem Centrum der Einigung mit allem Menschlichen in die egoistische Leere und Vereinsamung hinausgestoßen werden. So ist also ohne alles Weitere vollkommen erklärlich, wie durch einen Bund mit dem Bösen die Eigenschaft entsteht, auf einem Besen durch die Esse fahren zu können."

Das vierte Paradoxon lautet, die Welt sey nicht vom schaffenden, sondern vom zerstörenden Prinzip ausgegangen. Auch hier wird die Hegelsche Sophistik persiflirt. „Die dialektische Methode läßt sich bezeichnen als die Kunst, zuvörderst Rechts in Links dadurch zu verwandeln, daß man zeigt, ein bloßes Rechts widerspreche sich selbst. Nachdem nämlich das Rechts dieß eingesehen hat, schlägt es sofort durch Selbstbewegung in Links als Nicht-Rechts um. Dann ferner das so gewonnene Links wieder in Rechts zu verwandeln dadurch, daß man zeigt, ein bloßes Links widerspreche sich selbst. Nachdem nämlich das Links dieß eingesehen hat, schlägt es sofort durch Selbstbewegung wieder in Rechts als Nicht-Links um. Hiedurch ist man denn endlich zu einem Rechts gekommen, welches zwar ganz dasselbe als das erste Rechts, aber doch, bei Strafe, dem gemeinen Menschenverstande anheimzufallen, nicht damit zu verwechseln ist, da es ja die Aufhebung und höhere Wahrheit des Links und die höhere Einheit oder Identität des Rechts und Links zugleich, der konkrete Begriff des Rechts, die Wiedereinkehr des Rechts in sich selbst, das seinem Begriffe

gemäß gewordene Rechts, die Zusammenschließung des allgemeinen Rechtsbegriffs mit dem Besondern im Einzelnen, gleichsam die Blüthe zur Knospe des Links und zum Stengel des ersten Rechts ist. Wer dieß Alles, wie nicht anders zu erwarten, wohl begriffen hat, hat hiemit das ewige Verhältniß von Links zu Rechts begriffen und kann fortan, wenn er an einen Scheideweg kommt, unmöglich mehr irren, da, wenn er auch den linken Weg einschlüge, er den rechten aufgehoben mit ginge, Irrthum aber nur die höhere Wahrheit der Wahrheit selbst ist, auch im dialektischen Prozeß nichts darauf ankommt, wohin das gleichgültige verschwindende Moment der Beine, sondern nur wohin der ewige Begriff der Beine kommt. — Eine nähere Erörterung der Vortheile, welche die dialektische Methode zu gewähren vermag, wird dienen, ihr Wesen noch mehr ins Licht zu setzen. Ich betrachte zuvörderst einige praktische. Einen leeren Beutel kann man dialektisch ganz einfach dadurch zu einem vollen machen, daß man ihn wiederholt umwendet. Zwar hält jeder Dialektiker bloß das Geld aus seinem eigenen Beutel für gültig; aber er braucht auch kein anderes, da er es sich ja eben beliebig selbst machen, sich also auch selbst damit bezahlen kann. Eine Treppe kann man dialektisch ganz wohlfeil aus einer einzigen Stufe bauen, indem man die erste immer wieder wegnimmt und auf sich selbst setzt. Zwar glaubt man beim Hinaufsteigen einer solchen Treppe auf Nichts zu treten; aber man kommt doch oben an, und das ist die Hauptsache. Anfangs schwindelt man; zuletzt geht es in Sprüngen. Sein Vieh mästet man dialektisch dadurch, daß man es wiederholt sich selbst auffressen läßt. Die dialektische Fütterung besteht nämlich nicht darin, dem Thiere Futter in die Krippe zu legen, sondern ihm das Futter möglichst zu entziehen. Hiedurch zwingt man dasselbe endlich, vor Hunger sich selbst aufzufressen und nach jeder Selbstverschlingung kommt es noch einmal so dick als vorher zum Vorschein, was man beliebig fortsetzen kann. Seinen Oberboden füllt man dialektisch dadurch, daß man leeres Stroh mit leerem Stroh drischt, und insbesondere auch seine Schüler dazu anhält ꝛc. Von selbst leuchtet nun aber ein, wie der Anfang der Welt nicht in einem ursprünglich schaffenden, sondern nur zerstörenden Prinzip liegen konnte, was sich aber weiterhin zum schaffenden Prinzip selbst aufhob. Indem nämlich das zerstörende Prinzip anfangs nichts fand, als sich selber, woran es seine zerstörende Macht äußern konnte, zerstörte es sein zerstörendes Wesen selbst und ward so erst zum schöpferischen Prinzip."

Diese Satire ist wahrhaft zeitgemäß, da in der That die sogenannte Philosophie der Zeit auf nichts anderes hinausläuft, als auf die verkehrte Welt. Wo wäre noch eine historische Wahrheit übrig, die von den Philosophen nicht in Fabel aufgelöst worden wäre? und wo eine vage Theorie, die man nicht zu realisiren versucht hätte? Welche Tugend wäre nicht verhöhnt und als Vorurtheil beschränkter Zeiten beseitigt und welches Laster nicht als Fortschritt der Zeit gepriesen worden? Welche Weisheit wäre nicht von den Schreiern des Tages thierisch angebrüllt und verdammt und welche Dummheit nicht auf die Tagesordnung gebracht werden. Sonderlich unsere jungen politischen Dichter benutzten das Prinzip der einfachen Umkehr aller Dinge. Selbst sehr mittelmäßige Köpfe, die den Vortheil dieser Methode einsahen, haben dadurch ihr Glück gemacht. Daß Gott ehrwürdig und der Mensch ein schwaches Geschöpf sey, hat man nun lange genug gehört. Dreht die Sache einmal um und — ihr sagt etwas Geistreiches, Ueberraschendes. Daß die Tugend eine gute, das Laster aber eine schlimme Sache sey, ist bis zur unerträglichsten Langweiligkeit gesagt worden. Also kehrt die Sache einmal um und — ihr sagt etwas Ueberraschendes und Geistreiches. Daß die Ehe etwas Heiliges, der Ehebruch aber Unzucht sey, ist ein abgedroschener Gemeinplatz, kehrt den Satz um und — ihr sagt etwas Ueberraschendes und Geistreiches. Und so fort. Die Möglichkeiten sind noch lange nicht erschöpft.

Gefängnißwesen.

Straf-Methoden sind keine Straf-Systeme. Zwei Vorträge von Dr. S. F. Stiebel. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1846.

Abermals ein kräftiges Votum gegen das pennsylvanische System der einsamen Absperrung. Der Verfasser stützt sich auf die zu Lausanne, in Nordamerika ꝛc. gemachten Erfahrungen, daß das Zellensystem zu den schlimmsten und schreckenerregendsten Resultaten geführt habe. Er räth nun zu den mildern Formen der geselligen Haft, und wagt sogar an die verpönten Prügel als an etwas doch im Grunde Zweckmäßiges zu erinnern. „Auch wage ich zu äußern, was Manche wohl denken, aber aus Furcht vor weichen Gemüthern zurückhalten: der Stock ist bei Manchen ein kräftigeres und weniger hartes Mittel, als die einsame Einsperrung; er trifft nur das Thierische des Menschen, und Diejenigen, für welche er sich eignet, stehen dem Thiere näher, als den vernünftigen Wesen; die Qual des Geistes aber ist eine Folter, welche das Edelste trifft und vernichtet. Mit der Ehre hat dieser einsame Stock gar keine Beziehung, und ich kann nicht sagen, daß vor vierzig Jahren, wo der Ochsenziemer noch weidlich in den Schulen geschwungen wurde, die Jugend weniger ehrenhaft war, als heute; ich halte die absolute, überall angewendete einsame Einsperrung für einen ärgeren Bock, als den spanischen, und würde, gleich Dickens, nicht ruhig schlafen, wenn ich, außer in den schon bezeichneten Fällen, je meine Einstimmung zu diesem grausamen Verfahren gäbe."

Er hat vollkommen Recht. Verbrechen niederträchtiger Art sollten immer, und in vielen Fällen nur mit körperlicher Züchtigung bestraft werden, worauf man den Delinquenten ohne weiteres springen lassen könnte. Das würde ungleich besser helfen, als das ewige Einsperren. Das Volk selbst fühlt das sehr gut. Ueberall klagen die Hausväter, denen gestohlen wird, oder denen unbotmäßige Dienstleute die gröbste Ungebühr anthun, daß sie kein Hausrecht mehr besitzen und daß ihnen Polizei und Gerichte nicht mehr beistehen; und überall trotzen die Faulen und Sittenlosen, die Diebe und Vagabunden auf das Gesetz, das sie schützt. Was ihnen die Haut nicht anregt, das kümmert sie wenig. Da sie nicht geprügelt werden dürfen, gehen sie ganz lustig ins Gefängniß, wo man sie kleiden, wärmen und gut speisen muß. Die Schuldigen selbst mißkennen nicht, daß sie unpassend behandelt werden, aber warum sollten sie nicht gern Gebrauch machen von der falschen Humanität der Gesetze, wenn es ihnen bequemer ist? Referent kennt einen noch lebenden Mann im schwäbischen Oberlande, der ein Dieb von Profession und unverbesserlich war, und den jedes Gefängniß schlimmer entließ, als er hineingekommen war, bis er endlich einmal in der Schweiz über einem Diebstahl ergriffen und auf gut Schweizerisch gestrichen wurde. Das nun hatte ihm bisher gefehlt, das hatte seine unartige Natur verlangt, um artig zu werden,

und von Stund an stahl er keinen Nadelknopf mehr, wurde ein fleißiger Bürger und steht jetzt in seiner Gemeinde und der Umgegend in allgemeiner Achtung.

Wir sprechen natürlich nur von gemeinen und niederträchtigen Verbrechen, die vom Thier im Menschen ausgehen, wenn wir die körperliche Züchtigung empfehlen. Daß wir das Prügelsystem, sofern es auf honette Leute, z. B. Soldaten angewandt wird, für Barbarei halten, versteht sich von selbst. Warum will man aber nicht unterscheiden? Im Grunde sind alle Strafmethoden passend, nur jede in bestimmten Fällen. Warum will man nur eine Methode auf alle anwenden? Ohne Zweifel war es grausam, wenn man in früheren Zeiten alles durchweg mit Tod oder körperlicher Züchtigung bestrafte. Aber daraus folgt noch nicht, daß Niemand mehr mit dem Tode bestraft oder körperlich gezüchtigt werden soll, wie die liberale Sentimentalität in unsern Tagen verlangt. Ohne Zweifel ist das pennsylvanische System des einsamen Arrestes in der engen Zelle sehr grausam, wenn es ohne Unterschied angewandt wird; aber daraus folgt nicht, daß es nicht doch für gewisse Fälle das Zweckmäßigste ist. Man trenne nur die gemeinen Verbrecher von den politischen; die, welche gewerbemäßig das Schändlichste verüben, von denen, die nur einmal in der Hitze und aus edlen Motiven sich verfehlt haben. Und man wird finden, daß eine einzige Strafart nicht ausreicht und nicht natürlich paßt für alle; daß die Behandlung des Einen, man mag nun strafen oder bessern wollen, verschieden von der des Andern seyn müsse.

Dichtkunst.

Homer's Ilias, in Hexametern übersetzt von Hermann Monjé. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1846.

Wenn gleich Voß sehr oft seine Persönlichkeit in die des göttlichen Homer übertrug und die milde Luft Joniens mit einem rauhen Hauch des Boreas durchfuhr, oder zur lieblichen Musik der althellenischen Lyra mit norddeutschem Schulmeisterstock allzuderb den Takt schlug, so ist es gleichwohl eine schwere Aufgabe, nach ihm den Homer noch in deutsche Hexameter zu übertragen; denn abgesehen von jenen Härten meisterte er den Vers gar wohl und brachte Schwung hinein mit feinem Takt. Seine Uebersetzung hat Mängel, aber sie ist wenigstens nicht matt. Wehe dem Uebersetzer, der es besser machen wollte als er, und seine Kraft nicht hätte. Wir wollen damit keineswegs jeden Versuch abweisen. Wenn verschiedene Uebersetzer dasselbe Gedicht in demselben Versmaaß übersetzen, so trifft es sich gewiß, daß auch der schwächere einmal eine Stelle glücklicher übersetzt, als der stärkere, und ein eklektisches Verfahren, das aus vielen Uebersetzungen das beste zu einem Ganzen zusammensetzte, dürfte nicht gerade als Flickerei zu verwerfen seyn. So hat man z. B. schon ein paar Dutzend deutsche Uebersetzungen des dies irae im Versmaaß des Originals; keine einzige ist ganz gut, aber der einen ist dieser, der andern jener Vers besser gelungen und eine Zusammenstellung dieser besten Verse ist ohne Zweifel jeder einzelnen Uebersetzung bei weitem vorzuziehen. Es ist nun gewiß erfreulich, wenn sich mehrere Uebersetzer auch an die Ilias wagen, weil man so immer mehr Stoff zur Auswahl gewinnt.

Die Uebersetzung des Herrn Monjé läßt wohl viel zu wünschen übrig, wenn sie mehr seyn will, als die Vossische. Sie beginnt:

Sing', unsterbliche Muse, den Zorn des Peleiden Achilleus.

Hier ist die Muse überflüssig, weil sie im griechischen Original nicht vorkommt, und dagegen ist der Peleide zu kurz ausgefallen; er sollte viersylbig der Peleiade heißen, wie Voß viel bündiger und dem Original gemäßer übersetzt:

Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus.

Aus dem zweiten Verse des Originals hat Herr Monjé anderthalb gemacht:

Jenen unseligen Zorn, durch den unermeßliches Unheil
Ueber die Danaer kam.

Hier hat Voß wieder viel worttreuer übersetzt:

Ihn, der entbrannt den Achaiern unnennbaren Jammer erregte.

Weiter heißt es bei Monjé:

Viel kräftige Seelen der Helden
Sandt' er zum Hades hinab, und den Hunden und allerlei Aaren
Gab er die Todten zum Fraß.

Der Ausdruck „allerlei Aaren" ist sehr unglücklich gewählt. Im πᾶσι des Homer ist der Begriff der Verschiedenheit durchaus nicht so vorzugsweise accentuirt, wie in unserm deutschen allerlei, ja Homer kann möglicherweise nur eine einzige Art von Raubvögeln verstanden haben. Er spricht nicht einmal von Aaren, sondern bloß von Vögeln. „Allen Vögeln" sagt er, d. h. die sich gerade in der Nähe befanden und überhaupt von Leichen zehren. Daher Voß ganz richtig übersetzte:

Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Ais
Sendete, aber sie selbst zum Raub ausstreckte den Hunden
Und dem Gevögel umher.

Monjé fährt fort:

Zeus Rathschluß ging in Erfüllung.

Voß übersetzte weit kräftiger und im Zusammenhang mit dem Vorigen:

So ward Zeus Wille vollendet.

Im siebenten Verse sagt Monjé wieder: der edle Peleide, während es doch bei Voß richtig, wie im Original, heißt, der edle Achilleus. So im neunten Verse sagt Monjé: Letos Sohn und Kronions, während es bei Voß wie im Original richtiger heißt: Letos Sohn und des Zeus. Solche willkürliche Abweichungen entbehren jeder Rechtfertigung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 12. Sonnabend den 13. Februar 1847.

Schauspielkunst.

Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältniß historisch dargestellt von Dr. Heinrich Alt. Berlin, Plahn, 1846.

Eine merkwürdige und in vieler Beziehung lehrreiche und schätzenswerthe Arbeit. Der Verfasser geht davon aus, daß Theater und Kirche ursprünglich verbunden gewesen seyen, indem nicht nur bei den Alten, sondern auch wieder im christlichen Mittelalter sich das Drama zuerst aus den religiösen Feierlichkeiten entwickelt habe. Was die Alten betrifft, so sind es die berühmten Dionysosfeste, aus deren Feier bekanntlich sowohl Tragödie als Komödie hervorgingen, wie sogar noch die Namen Tragos (Bock) und Komos (Satyr) beweisen. Im christlichen Mittelalter aber war es vorzüglich die Oster- und Weihnachtsfeier, aus dem sich das geistliche Schauspiel entwickelte. Herr Alt weist ferner nach, daß auch bei allen andern Völkern, bei denen dramatische Spiele sich finden, der Ursprung derselben im religiösen Kultus zu suchen ist, bei Indern, Chinesen rc.

Hatte das Schauspiel nun ursprünglich einen heiligen Charakter und waren die Schauspieler Priester, so nahm es doch sehr bald einen unheiligen Charakter an und die Schauspieler wurden als unehrlich von der übrigen Gesellschaft ausgeschieden. Zwar fehlte es nirgends an hochbegabten Dichtern, welche die Bühne für patriotisch sittliche und höhere ästhetische Zwecke benutzten und ihr, auch ohne daß sie noch mit dem Tempel verbunden gewesen wäre, Würde verliehen. Allein auf dieser sittlichen und ästhetischen Höhe hat sich kein Theater der Welt erhalten. Unrettbar versank es in Unsittlichkeit. So vermochten die großen Tragiker der Alten und der geistreiche Aristophanes den Verfall der alten Bühne keineswegs zu hindern und in der römischen Kaiserzeit war das Schauspiel bereits zum Mittel roher Sinnenlust, Prunkliebe und Neugier herabgesunken und der Stand der Schauspieler in tiefster Entwürdigung, wenn auch einzelne Günstlinge der Kaiser und des Publikums sich wieder weit über die Geltung ihres Standes erhoben. Bei Plautus sprechen die Schauspieler am Schluß ganz naiv die Furcht aus, daß sie hinter der Scene für ihr mangelhaftes Spiel geprügelt werden würden, und Cicero sagte vom Roscius, Roms größtem Schauspieler: „Er ist ein so trefflicher Künstler, daß er allein die Bühne betreten sollte, aber auch ein so edler Mensch, daß er allein sie nicht betreten zu dürfen verdient hätte.“ Zu welchem Dienste sich die römischen Schauspieler hergeben mußten, erhellt aus den mimischen Tänzen (Balletten) die mit den Mahlzeiten in Verbindung standen. „Das Tranchiren, das heutzutage entweder in einem Nebenzimmer, oder wenn auch im Speisesaal selbst, doch immer nur als eine, die Aufmerksamkeit der Gäste so wenig wie möglich in Anspruch nehmende Nebensache abgemacht zu werden pflegt, gehörte damals mit zu den Amüsements der Tafel. So trug der eine jener Vorschneidekünstler das gesottene Kalb, das er zu tranchiren hatte, nicht in einer gewöhnlichen Schüssel, sondern in einer Art Helm auf, und stellte dabei den, über die ihm verweigerte Waffenrüstung des Achilles in Raserei gerathenen Ajax dar, um, wie dieser, der bei Sophokles gegen die Schafe wüthet, die er in seinem Wahnsinn für Ulysses und Agamemnon hält, in gleicher Weise das für die Gäste bestimmte Kalb zu massacriren, worauf er die abgeschnittenen Stücke an einer Degenspitze den Anwesenden präsentirte. Ueberhaupt pflegte jeder neue Gang mit einer Art feierlicher Prozession eröffnet zu werden, in dem der Koch oder Vorschneider, begleitet von Flötenbläsern, in einem den Charakter des aufgetragenen Gerichtes ausdrückenden pantomimischen Tanz, entsprechend kostümirt, der Schüssel voranstolzirte, um die auf den Triklinien gelagerten Gäste schon im Voraus auf die Dinge, die da kommen sollten, aufmerksam zu machen. Ja, der Akt des Servirens gestaltete sich bisweilen zu einer förmlichen Jagdscene. So wurde das eine Mal der Eber, das nationale Leibgericht der Römer, das bei keinem größeren Mahle fehlen durfte, in folgender Weise servirt. Ringsum wurden Tücher mit gemalten Netzen und auflauernden Jägern aufgestellt, und zu gleicher Zeit große lakonische Hunde losgelassen, die zu nicht geringem Schrecken der nicht vorbereiteten Gäste auf die Triklinien losstürzten. Hierauf erschien das Thier selbst. Ein als Jäger kostümirter Vorschneider erwartet es mit dem gewaltigen Waidmesser, und wie er ihm den Bauch aufschlitzte, kommen gebratene Krametsvögel heraus, die mit Garnen aufgefangen und in diesen herumgereicht werden.“ So wurde also die Mythe mißbraucht bei Ergötzungen des Bauches, und ein vielleicht vortrefflicher Schauspieler mußte den göttlichen Ajax unter solchen Umständen spielen! Die Schauspielerinnen waren zu Sinnergötzungen, die noch auf viel tieferer Stufe standen, verpflichtet, wie man aus den Anekdoten des Procop ersehen kann. Die Kulmination des römischen Bühnenwesens ist in gewissem Sinn in die Regierungszeit des Kaisers Nero zu versetzen; nie wurde mehr für die Bühne gethan und nie wurde sie mehr mißbraucht. Bekanntlich trat der Kaiser selbst und zwar in allen möglichen Rollen auf und verlangte, selbst in weiblichen, den ersten Preis. Das Volk aber, anstatt sich vom Wahnsinn der Kaiser abgestoßen zu fühlen, wetteiferte mit ihnen in der Liebe zum Theater. Es verlangte nur nach panem et Circenses. Es versäumte die Arbeit, es opferte Alles, nur um täglich den Schauspielen anzuwohnen. Juvenal hat dieses Treiben meisterhaft geschildert. Wie tief die Theatersucht dem gesammten

römischen Volk einwohnte, erhellt aber am deutlichsten aus dem Salvianus, den Herr Alt nicht bloß hätte erwähnen, sondern ausführlicher citiren sollen. In den gallischen Städten nämlich, sagt Salvianus, seufzten und schrieen die wenigen Einwohner, die den wiederholten Barbareneinfällen entgangen waren, auf den Trümmern der zerstörten Mauern nur nach dem untergegangenen Theater. Weder um Religion, noch um Vaterland, Freiheit und Ehre, noch um die wesentlichen Güter der alten Kultur war es ihnen zu thun, sondern nur um die Schauspiele. Durch diese Schauspiele, fährt derselbe Salvianus fort, war aber das Volk auch dermaßen verderbt, daß jedes Alter und Geschlecht in Bestialität versunken war und kein Greis mit seinem Kinde allein seyn konnte, ohne daß die schändlichsten Verbrechen wenigstens versucht worden wären. Bis zu welchem Raffinement es die römische Schauspielkunst gebracht hatte, würde man kaum glauben, wenn es nicht durch zuverlässige Zeugen und durch die Uebereinstimmung zahlloser Aussagen bestätigt worden. Namentlich findet sich hier das psychologische Räthsel gelöst, daß Wollust und Grausamkeit einander wechselseitig erzeugen. Während einerseits ans Unmögliche grenzende Abscheulichkeiten erotischer Natur öffentlich aufgeführt wurden, übte man zugleich die ausgesuchteste Grausamkeit auf den nämlichen Theatern, um den nämlichen unnatürlichen Kitzel zu befriedigen. „Wie Tertullian (ad nationes I. 10) mittheilt, wurde wirklich einst ein Schauspieler, der den „Herkules" spielte, um seinen Flammentod auf dem Oeta ganz getreu darzustellen, auf der Bühne lebendig verbrannt. Allerdings war es ein zum Tode verurtheilter Verbrecher. Aber die raffinirte Grausamkeit, die sich auf solche Weise kund gab, mag man nun annehmen, daß man einen Menschen, dem man seine Todesart schon vorher angekündigt hatte, dazu zwang, vorher noch zum Amüsement des Publikums Komödie zu spielen, oder daß man, ohne ihm etwas vorher zu sagen, mit dem wirklichen Tod in den Flammen ihn überraschte, konnte die Christen gewiß nur mit dem größten Abscheu erfüllen. — Ein anderes Mal mußte ein Schauspieler den „Dädalus" vorstellen, der zuletzt dem Minotaurus im Labyrinth Preis gegeben wird, wobei ein wüthender lucanischer Eber die Rolle des Ungethüms zu spielen hatte, das den Unglücklichen auch bald zerriß, und der Epigrammatist Martial (st. 101 n. Chr.) hat bei dieser Gelegenheit nur den frostigen Witz zur Hand, wie sehr Dädalus es bedauern müsse, seine Flügel nicht bei sich zu haben." Daß unter diesen Umständen das Theater, anstatt das rohe Volk zu feinen Gefühlen zu stimmen, nur alles natürliche Gefühl abstumpfte, versteht sich von selbst. Daher auch Minutius Felix sagte: man weint im Theater Thränen, die man nicht weint, wo man sie weinen sollte.

In der christlichen Welt knüpfte sich das Dramatische wieder einfach an den Kultus an und trug den heiligsten Charakter. Der Gottesdienst war eine symbolisch-liturgische Darstellung des Erlösungswerkes. „Alles ist still. Nur von Zeit zu Zeit lassen sich in der spärlich erleuchteten und fast nächtlich dunklen Kirche Seufzer oder ein von Thränen der Buße begleitetes, unwillkürliches Schluchzen vernehmen, als Zeichen der schmerzlichen Reue, mit welcher die Versammelten Gott dem Herrn ihre Sünden bekennen. Da öffnen sich beim Klang der Glocken plötzlich die heiligen Thüren, gleich den Pforten des Himmels. Der Presbyter tritt aus dem Heiligthum heraus, das Rauchfaß in der Hand, und indem er es schwingend die ganze Kirche bis zu der Vorhalle durchschreitet, lagern sich die Thymianwolken über die versammelte Gemeine hin, ein Bild des Geistes Gottes, der da schwebte auf der Fläche der Wasser. Zugleich mit dem Presbyter erscheint der Diakon, eine brennende Kerze in der Hand, mit der er an den ersten Schöpfungsmorgen erinnert, da Gott sprach: „Es werde Licht." Inzwischen stimmt die Gemeine, oder anstatt ihrer der Sängerchor den 104. Psalm an, während dessen der Presbyter mit dem Diakon in das Heiligthum wieder zurückkehrt. Am Schluß des Gesanges schließen sich wiederum die heiligen Thüren, und die feierliche Stille, welche nunmehr eintritt, läßt Jedem Zeit darüber nachzudenken, warum sich jene wieder geschlossen haben, und warum es in der Kirche abermals so still geworden ist. In der That bedarf es auch keiner besondern Darstellung des Sündenfalles. Das eigene Schuldbewußtseyn eines Jeden sagt ihm nur zu deutlich, was es sey, das ihn von Gott scheidet, und nur, um an die vergeblichen Versuche der früheren Zeiten zu erinnern, in denen man das göttliche Wohlgefallen durch Opfer wieder zu erlangen hoffte, erscheint der Diakon mit dem Rauchfaß vor der Gemeine, während der Chor in Psalmenversen die Sehnsucht nach einer besseren Hülfe ausspricht, und mit den Worten: „Bei dem Herrn ist Gnade und viel Erlösung bei ihm; und er wird Israel erlösen von allen seinen Sünden" (Ps. 130, 7. 8.) schließt. Hierauf öffnen sich, um daran zu erinnern, daß diese zuversichtlich ausgesprochene Hoffnung keine eitele sey, wiederum die heiligen Thüren. Der Presbyter liest prophetische Abschnitte aus dem A. T. vor, die auf die einstige Erscheinung des Retters hinweisen, und beschließt sodann mit Gebet und dem Segen den ersten Theil der gottesdienstlichen Feier. — Trotz der Verheißungen eines von Gott selbst gesandten Erlösers tönen jedoch die Buß- und Klagelieder fort, und das gepreßte Herz macht sich in einem vielfach wiederholten „Herr, erbarme dich!" (Kyrie eleison) Luft. So dauert es fort, bis die ersten Strahlen den anbrechenden Sonntag, den Tag des Herrn, verkündigen, und in der, die Dunkelheit der Nacht verscheuchenden Sonne sehen die Gläubigen das Symbol des „Lichtes der Welt," des Mensch gewordenen Gottessohnes, und darum stimmt der Diakon drinnen im Heiligthum den die Geburt des Erlösers feiernden Lobgesang der Engel: „Ehre sey Gott in der Höhe 2c." (Gloria) an, worauf die Psalmenlektion folgt. Inzwischen ist der Zeitpunkt herangekommen, da der verheißene und lang ersehnte Retter aus seiner stillen Verborgenheit hervorzugehen und öffentlich vor dem Volk aufzutreten im Begriff ist. Die heiligen Thüren öffnen sich, und es schreitet der Bischof, noch ganz einfach gekleidet, um an die glanzlose Erscheinung Christi auf Erden zu erinnern, begleitet von der übrigen Geistlichkeit, gleichsam den Jüngern, aus dem Heiligthum heraus, um den, mitten unter dem lobsingenden Volk Israel wandelnden Erlöser darzustellen. Darauf folgt als weitere Darstellung des Lehramtes Christi die biblische Lektion, zunächst die Vorlesung von Abschnitten aus dem Gesetz und den Propheten, sodann, dem alttestamentlichen Gesetz entsprechend, die Epistellektion, und den prophetischen Verheißungen eines Retters entsprechend, das Evangelium, woran sich die Predigt anschließt. Hiermit ist für die zum Abendmahlsgenuß nicht Berechtigten der Gottesdienst geschlossen. Sie werden daher mit Gebet und dem Segen entlassen, und in der Kirche bleiben nur noch die Gläubigen zurück. Diese vereinigen sich nach einem stillen Gebet zuvörderst zu dem allgemeinen Kirchengebet, indem sie auf jede einzelne, von dem Diakon vorgetragene Bitte, das einstimmige „Herr erbarme dich!" folgen lassen, worauf der Bischof die Kollekte spricht, nach welcher die Einsammlung der von den Gemeindegliedern mitgebrachten Opfergaben an Brod und Wein stattfindet, der die Proskomidie, oder die an dem Abendmahlsbrod vollzogene symbolische Darstellung der Kreuzigung und Grablegung Christi, das Gebet der Darbringung (Offertorium), das Glaubensbekenntniß, die Präfation mit dem Sanctus, die Konsekration und die Kommunion der Priesterschaft und der Gemeine folgt, nach deren Beendigung ein Dankgebet und der Segen den

Gottesdienst beschließt, der, in seiner ganzen Ausdehnung abgehalten, in den Kirchen Syriens und Palästinas noch jetzt bis Mittags um 12 Uhr dauert, so daß der Kulminationspunkt desselben, die Vereinigung Christi mit den Gläubigen im Sakrament, auch äußerlich mit dem Kulminationspunkt der Sonne zusammentrifft. Keiner, der sich einen solchen Gottesdienst lebhaft vergegenwärtigt, wird nun läugnen, daß er in der That das großartigste und erhabenste Drama war, das sich irgend denken läßt. Allerdings aber bedurfte es dazu eines Zeitraums, der selbst den Gemeinen des Orients, denen in dieser Beziehung ungleich größere Ausdauer und Beharrlichkeit eigen ist, als den occidentalischen, für die gewöhnlichen Sonntage zu lang schien. Man suchte ihn daher abzukürzen und auf ein geringeres Maaß von Zeit zusammenzudrängen. Demgemäß verlegte man den auf die Menschwerdung Christi vorbereiteten Theil auf den Nachmittag des Sonnabends, so daß er den Inhalt des Vespergottesdienstes bildete, und begann die kirchliche Sonntagsfeier (bei Sonnenaufgang früh um 6 Uhr) mit dem Schluß des ersten Theiles, dem Sündenbekenntniß und dem Kyrie, worauf zusammentreffend mit dem Aufgang der Sonne das Gloria folgte. Späterhin jedoch schien auch ein sechsstündiger Gottesdienst (von früh um 6 Uhr bis Mittags um 12) zu lang, und wie in der griechischen Kirche, so suchte man auch in der römischen ihn mehr und mehr abzukürzen und wo möglich auf den Zeitraum von zwei Stunden zu beschränken.“ In der katholischen Kirche blieb zwar die Kommunion in Form der Messe, jedoch nur als Aktion der Priester allein; in der protestantischen wurde die alte Liturgie noch viel mehr verkürzt.

Abgesehen von der Liturgie entstanden geistige Schauspiele aus der Feier gewisser Feste. Am Palmfest brachte man einen lebendigen Esel in die Kirche, der statt des Heilands wenigstens die Hostie trug. Am Charfreitag Abend stellte man die Grablegung in einer als Höhle dekorirten Kapelle dar. Zu Weihnachten erschienen die h. drei Könige 2c. Herr Alt geht bei allen christlichen Völkern des Abendlandes die Literatur der geistlichen Schauspiele durch, eine sehr interessante und reichhaltige Zusammenstellung. Zuerst wurden die geistlichen Schauspiele nur in den Kirchen von den Priestern gefeiert, dann schlossen sich die angesehensten Laien an. Weil es eine Ehre war, wollten immer mehr daran Theil nehmen. Die Zünfte der Städte drängten sich in Masse herbei. Daher die Nothwendigkeit, die Schauspiele außerhalb der Kirchen auf die Kirchhöfe und Marktplätze zu verlegen und mehrere hunderte von Personen mitspielen zu lassen. Endlich trat wieder eine Ermäßigung ein. Man wollte kleinere Stücke von wenigen, aber sicheren Personen gespielt sehen, und sich auch dem schlechten Wetter im Freien nicht mehr aussetzen. In die Kirche konnte das schon zu sehr verweltlichte Theater nicht mehr zurückversetzt werden. Man suchte also andere bedeckte Räume. „In Frankreich waren es die von Jerusalem, von St. Compostella, aus Rom oder von anderen Wallfahrtsorten zurückkehrenden Pilger, welche mit Pilgerstab und Muschelhut truppweise die Straßen durchzogen und geistliche Wechselgesänge von den Mysterien der christlichen Religion, den Wundern der Heiligen und den Leiden der Märtyrer sangen, wodurch einige fromme Bürger von Paris bewogen wurden, im Jahr 1398 Geld zusammen zu schießen, um zu St. Maur ein Theater einzurichten, auf welchem die Passionshistorie aufgeführt werden konnte. Der Zulauf des Volkes war aber so ungeheuer, daß der Prevot von Paris in einer Verordnung vom 3. Juni 1398 diese Vorstellungen verbot, wenn sie nicht ausdrücklich vom König erlaubt würden. Die Passionsbrüderschaft (Confrérie de la passion) wandte sich daher an den Hof. Der König hatte Lust, sie zu sehen, und sie machte ihre Sache so gut, daß ihr am 4. December 1402 ein Patent ertheilt wurde, welches sie als die „Brüder der Passion“ (Confréres de Passion de Notre Seigneur) bestätigte. Hierauf sah sich die Gesellschaft nach einem passenderen Lokale um. Nun hatten etwa um 1200 ein paar deutsche Edelleute in der Nähe von Paris ein Stück Land gekauft und dort ein großes Haus erbauen lassen, um Pilger und arme Reisende gastlich aufzunehmen, die spät Abends ankamen, wenn die Thore von Paris bereits geschlossen waren. Nach dem Tode der beiden Gründer aber war dieses Werk der Barmherzigkeit wieder in Vergessenheit gekommen; das Haus stand öde und war zum Theil schon verfallen. Da sich nun in demselben ein großer Saal befand, der zu theatralischen Vorstellungen geeignet schien, so wurde dort das théatre de la trinité (denn jene Edelleute hatten ihr Haus der Trinität geweiht) errichtet, welches von den Pariser Theatern der Zeit nach das erste war. — In anderen Städten Frankreichs waren es Bürger, welche sich zu dergleichen Aufführungen vereinigten, während in England und Deutschland die Rollen aus den Händen der Geistlichen allmählig in die der Scholaren und Chorknaben übergingen, bis sich, wie dieß auch in Spanien der Fall war, die herumziehenden Sänger und Spielleute ihrer bemächtigten.“ In Deutschland kam die Bühne übrigens gerade in der Zeit an die zünftigen Bürger, in welcher sie ein mächtiger Hebel gegen die alte Kirche werden konnte. Die Fastnachtsspiele zu Nürnberg, Bern 2c. waren Waffen der Reformation.

Herr Alt charakterisirt die Empörung der Bühne gegen die Kirche mit derselben Gründlichkeit, wie er früher das geistliche Schauspiel charakterisirt hatte. Da stehen die Satyrspiele beider Parteien einander gegenüber, hier die Verhöhnungen des Papstes, dort die Luthers und der Reformation. Es ist bekannt, daß das Theater bis auf unsere Tage nicht aufgehört hat, Opposition gegen die Kirche zu machen. Wenn es anfangs nur den sittlichen Unwillen gegen die Mißbräuche der Klerisey aussprach, so ging es doch bald zu einer Zuchtlosigkeit über, die überhaupt die göttlichen Gebote offen anfeindete oder verspottete.

Das neue europäische Theater, was seit der Reformation aus dem Ruin der alten geistlichen Schauspiele sich erhob, wurde vorzugsweise eine Vergnügungsanstalt für die Höfe und nahm deren schlechte Sitten an. Aus den geistlichen Singspielen hatte sich die Oper entwickelt, zu der sich der üppige Tanz gesellte. „In Italien blieb die Bühne durch das musikalische Element geraume Zeit hindurch noch in Verbindung mit der Kirche. Francesco Durante z. B. schrieb zwar, eben so wie Carissimi, nicht für das Theater. Mit seinen Kirchensachen jedoch, in denen er die reizenden Melodien durch ein verstärktes Orchester mit Hinzufügung mehrerer Blaseinstrumente noch farbiger und klangreicher zu machen wußte, war er für die Operncomponisten ein fleißig nachgeahmtes Muster und Vorbild. Allerdings wurde die Kirchenmusik auf solche Weise immer weltlicher. Aber was sie an Würde verlor, kam der Opernmusik zu Statten. Die ehrwürdige Mutter gab gern für das anmuthige Kind her, was dieses haben wollte, und ihre aufopfernde Liebe ließ es immer herrlicher heranwachsen, während sie selbst nach und nach verarmte. Ein Glück nur, daß der alte gute Grund so fest, und der mütterliche Reichthum bedeutend genug war, um die verderblichen Folgen der leichtsinnigen Verschwendungssucht des Kindes nicht so bald spüren zu lassen, obwohl die beiden berühmten Kastraten Farinelli und Caffarelli es geflissentlich darauf anzulegen schienen, die solide Musik der älteren Zeit in den Schaum perlender Triller aufzulösen, der ihnen zwar fürstlichen Reichthum brachte, der Kunst aber auf keinen

Fall zum Vortheil war. — Die französische Oper dagegen war vom ersten Anfang an ein Luxusartikel, nur dazu bestimmt, in Verbindung mit dem Ballet, der Schaulust und Eitelkeit des Versailler Hofes zu schmeicheln und für die dem vergötterten Monarchen dargebrachten sklavischen Huldigungen immer wieder neue Formen darzubieten. Unter solchen Umständen kann aber die wahre Kunst nimmer gedeihen. Denn sie ist eine Tochter der Freiheit, nicht jener, von welcher der Radikalismus so pathetisch zu schwatzen weiß, sondern der höheren sittlichen Freiheit, die eine Frucht der religiösen Gesinnung ist."

Das französische Theater hatte neben dem Zweck der Sinnenlust und der witzigen Unterhaltung wesentlich auch politische Zwecke. Einmal war alles auf die Vergötterung des Monarchen berechnet. Sodann auf Verspottung und Herabwürdigung aller Feinde des Monarchen. Herr Alt hat sich ein Verdienst erworben, indem er diese politischen Motive des französischen Drama zum erstenmal erörtert. Er weist unter andern nach, daß Racine's Meisterwerk „Athalie" nur geschaffen worden sey, um die Königin Maria von England unter dem Bilde jener grausamen Königin der Juden dem öffentlichen Hasse preiszugeben. Die Stuarts, Frankreichs alte Bundesgenossen, waren vom englischen Throne gestoßen, König Jakob II. war nach Frankreich geflohen, seine Tochter Maria aber, an der Spitze der protestantischen und antifranzösischen Partei, hatte ihren Gemahl, Wilhelm von Oranien, auf den erledigten Thron geführt. Sie wurde nun als die böse Königin Athalia, und ihr Neffe, der Kronprätendent, als der junge König Joas bezeichnet. Ja man faßte sie auch unter dem Bilde der Tullia auf, die über ihres Vaters Leichnam fährt. Die biblische Geschichte mußte aber den französischen Theaterdichtern auch Stoff zu ihren Schmeicheleien liefern. Derselbe Racine schrieb eine Esther, worunter er die berüchtigte Frau von Maintenon, so wie unter Haman den Minister Louvois verstand. Molière diente derselben Politik. Seine berühmten précieuses ridicules sind eine Satire auf die Partei der Fronde, oder auf die alte Adelspartei in Frankreich, die durch die Alleinherrschaft des Königs unterdrückt worden war und ohnmächtig grollte. Auf dieselbe Partei ist auch der Spott in den femmes savantes, in der comtesse d'Escarbagnas, ja selbst in dem malade imaginaire gemünzt, überhaupt in allen Stücken, sofern dieselben das Altfränkische verspotten.

Mit Voltaire begann eine neue Epoche. War bisher das französische Theater allein im Dienst des Hofes gewesen, so begann es jetzt von einem mehr freien Standpunkt aus seinen Krieg gegen die Religion. Voltaire schmeichelte dem Hofe auch, verfolgte aber daneben neue und kühne Pläne, wobei er sich auf das Publikum oder die öffentliche Meinung stützte. Der Hof, so bigott er sich stellte, so grausam er die Ketzer verfolgte, sah doch gern, wenn man die Priester verspottete, denn er wollte nicht dulden, daß die Kirche selbstständig neben dem Staate stehe, die Priester sollten eben nur Höflinge seyn, wie die andern. Deßhalb befahl Ludwig XIV. die Aufführung des Tartuffe, und wurden später noch alle Gehässigkeiten, die Voltaire gegen die Kirche vorbrachte, vom Hofe geduldet. Voltaire aber that, was er hierin leistete, nicht direkt für den Hof, sondern aus eigener Malice, und im Sinn und Geist der modernen Aufklärung überhaupt und der Revolution. Herr Alt hat die Polemik gegen Religion und Kirche in Voltaires Schauspielen mit scharfem Blicke verfolgt. „Die Merope ist gewissermaßen eine Sammlung von Sentenzen gegen die Priester, die Zaire ein Kompendium der Modephilosophie jener Zeit, worin Orosman fast ganz wie ein Encyklopädist aus der Diderot'schen Schule redet. Mahomet soll die Gefahren und Gräuel des Fanatismus veranschaulichen, wobei der Muhamedanismus nur den Namen hergegeben hat, während eigentlich die christliche Kirche gemeint ist. Man kann sich daher kaum eines gewissen Lächelns enthalten, wenn man Schlegel unter andern eifern hört: „Und welche Verzerrung der Geschichte! Mahomet war ein falscher Prophet, aber zuverlässig ein Begeisterter, sonst hätte er nicht durch seine Lehre die halbe Welt umgestaltet. Welch ein Unverstand, ihn bloß zum kalten Betrüger zu machen! Ein einziger von den tausend Sprüchen des Koran würde hinreichen, um diese widersinnigen Erdichtungen niederzudonnern." — Alles dieß konnte Voltaire mit Vergnügen zugeben; denn ihm und seinem Publikum war der historische Muhamed die gleichgültigste Nebensache, und man verstand schon, was er eigentlich meinte, mochte er seine Worte nun Türken oder Chinesen in den Mund legen. Ganz ähnlich verhält es sich mit seiner Alzire, die gleichfalls nur eine dramatisirte Abhandlung gegen die katholische Kirche ist."

Dieser Voltaire'sche Geist pflanzte sich fort in der französischen Revolution, welcher das Theater überhaupt mit seiner Korruption nicht wenig vorarbeitete. Indem aber der Altar mit dem Thron zusammenstürzte, wurde eine entsetzliche Leere fühlbar und die Behörden der neuen Republik versuchten, durch das Theater zu ersetzen, was sie der Kirche zu leisten nicht mehr erlaubten. Die Histrionen und Hetären der Bühnen mußten eine feierliche und priesterliche Miene annehmen. „Während daher die Oper und das Ballet bisher nur zu den Ergötzlichkeiten des Hofes gehört hatten, wurden sie nunmehr ein Hauptbestandtheil aller republikanischen Festlichkeiten. Und merkwürdig, — gerade das religiöse Moment, an das man, so lange die olympischen Götter nur in der Versailler Hofsprache dem König ihre Huldigungen darzubringen hatten, mit keiner Sylbe gedacht, trat eben jetzt, in den stürmischen und blutigen Zeiten der Anarchie, mit seiner unwiderstehlichen Macht siegreicher als je hervor, und eben die Künste, welche kurz vorher dazu hatten dienen müssen, das christliche Bewußtseyn zu Grabe zu tragen, die Oper und das Ballet, wurden nunmehr das Mittel, dem Bedürfniß nach gottesdienstlicher Erbauung Befriedigung zu gewähren. Bald nach der Erstürmung der Bastille erhielt Desaugiers-Janson den Auftrag, ein Hierodrama zu schreiben, das an die bedeutendsten Scenen dieser Begebenheit erinnern sollte, und mit großem Pomp in der Kirche Notre-Dame aufgeführt wurde. Eben so war das Fest des höchsten Wesens, dessen Feier der Konvent mit den Worten: „Das französische Volk erkennt das Daseyn des höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele an, und es soll daher am 20. Prairial zu Ehren dieses höchsten Wesens ein Fest gefeiert werden," dekretirt hatte, äußerlich betrachtet nichts Anderes, als ein theatralisches, ambulatorisches Ballet, bei dem die Tänzerinnen der Oper figuriren mußten, und dennoch sprachen sich in den Hymnen, die dabei angestimmt wurden, religiöse Empfindungen aus, die deutlich genug bewiesen, wie wenig sie selbst im Zustande der größten Verwilderung sich ganz unterdrücken lassen. Zugleich boten diese Hymnen für die Komponisten fast zum erstenmal Gelegenheit dar, religiöse Gefühle, von denen sie wirklich durchdrungen waren, in Tönen auszudrücken, und daher sind sie in der That frischer und auch in künstlerischer Hinsicht besser, als Alles, was die französischen Tonkünstler, so lange sie sich nur auf die Nachahmung italienischer Muster beschränken, zu Tage gefördert hatten."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 13. Dienstag den 16. Februar 1847.

Reise.

Lund, Upsala und Stockholm im Sommer 1842. Blätter aus einem Tagebuch mit einer Zugabe über die skandinavische Einheit von C. Molbech. Aus dem Dänischen übersetzt von L. Clarus. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann, 1846.

Der Däne, welcher diese Reise nach Schweden unternahm und beschrieb, beginnt mit der Bemerkung, daß sich die Dänen und Schweden bisher wechselseitig sehr wenig um einander bekümmert haben, obgleich sie als nächste Nachbarn und Stammgenossen mehr als ferner wohnende und fremde Völker befähigt seyen, einander zu verstehen. Er selbst gibt nun ein gutes Beispiel des Entgegenkommens, wie des Verständnisses.

Indem er zuerst die alte Universitätsstadt Lund, die Hauptstadt von Schoonen und ehemaliger Sitz des ältesten und angesehensten Bisthums im Norden beschreibt, faßt er überhaupt die altnordische Baukunst ins Auge und bemerkt dazu. „Seitdem ich dieß (1842) schrieb, habe ich Gelegenheit gehabt, mich noch mehr von der bedeutenden Wichtigkeit und dem Werthe für die Geschichte unserer dänischen Architektur im Mittelalter zu überzeugen, welchen Professor Brunius' Sammlungen haben. Von mehr als zwanzig der merkwürdigsten Schoonenschen Landkirchen von verschiedenem Alter und verschiedener Bauart hat er bereits äußerst genaue Grundrisse, Durchschnitte und Façaden aufgenommen, welche er später durch einen tüchtigen Zeichner ausführen lassen wird. Auf gleiche Art hat er einen Theil der ältesten Schoonenschen Edelhöfe abgezeichnet, und es ist kein geringes Vergnügen für mich gewesen, daß meine kurze Beschreibung von „Glimminge faste Steenhuus" (histor. Tidsskrift I. Band) Anlaß gegeben hat, daß Professor Brunius mit diesem merkwürdigen, in seiner Art einzigen alten Edelhofe den Anfang machte. Wir dürfen hoffen, bald einen Theil dieser anziehenden Gebäudezeichnungen mit hinzugefügten historisch-technischen Beschreibungen veröffentlicht zu sehen, und (nach Professor Brunius eigenen Aeußerungen) wird unter einigen der ersten das Schloß Helsingborg seyn, ferner Christians IV. höchst merkwürdiger Kirchenbau in Christianstadt und das feste Steinhaus Glimminge."

Von Lund fuhr der Verfasser nach der Hauptstadt Stockholm, deren prachtvollen Anblick in ihrer höchst malerischen Umgebung er nicht genug rühmen kann, begab sich aber rasch nach Upsala, um wieder von da in die Hauptstadt zurückzukommen. In Upsala wohnte er den alterthümlichen Universitätsfeierlichkeiten bei und lernte die Notabilitäten daselbst kennen. Besonders viel spricht er von Atterbom, dessen Ruhm uns übrigens sein Verdienst weit zu übertreffen scheint. Den auf der Universität Upsala herrschenden Ton fand der Verfasser sehr human und gefällig. Auffallend war ihm die Unabhängigkeit der Universität von der Hauptstadt. „Die bei uns so häufige, ja fast allgemeine Verlängerung des Aufenthaltes der Studirenden in der Hauptstadt während eines bedeutenden Zeitraumes des Lebens, nach Vollendung der akademischen Jahre, findet in Schweden durchaus nicht in diesem Grade Statt. Ein Theil der Kandidaten forscht natürlich zu Stockholm, ob sich ihm dort eine oder die andere Aussicht zur Anstellung eröffnet, nachdem der akademische Kursus zurückgelegt worden; allein der größere Theil wendet sich von der Universität zu den Provinzen zurück, ohne Stockholmer zu werden. Die Hauptstadt ist in diesem Reiche weit davon entfernt, die Alles anziehende, zusammenhäufende, centralisirende und beherrschende Macht zu besitzen, wie Paris und Kopenhagen."

Aus demselben Grunde findet der Verfasser auch einen großen Unterschied zwischen den Einwohnern von Stockholm und Kopenhagen. Die Stockholmer sind bei weitem, wenn man so sagen darf, provinzieller. „In Stockholm und unter den Stockholmern herrscht eine größere Ruhe, minder sichtbare Thätigkeit, eine größere geistige Genügsamkeit und Zufriedenheit mit der Gegenwart, ein minderes Streben nach Neuheit und pikanter Abwechslung als in Kopenhagen. Das ist der Totaleindruck, die Ganzheit in der Anschauung, welche sich bei mir gebildet hat, ohne daß ich mich anheischig machen will, Rede zu stehen für jeden einzelnen Zug, aus dem sie nach und nach entstanden ist. Es kann inzwischen schon als ein wesentlicher Umstand gelten, der alsbald von jedem, der mit dem Leben in Kopenhagen genau bekannt ist, aufgefaßt werden muß, daß man in Schwedens Hauptstadt weniger in die Augen fallenden Schimmer und Luxus in den Boutiquen, an Pferden, Wagen, Möbeln, Tischzurichtung u. s. w., auch zugleich weniger öffentliche Belustigungen und ein schwächeres Hinneigen zu häufiger Abwechslung und zunehmender Mannigfaltigkeit in dieser antrifft." Molbech sagt S. 172 ein treffliches Wort, indem er den Ausdruck gebraucht, die Stockholmer nehmen sich noch Zeit zum Leben, während die Bewohner anderer Hauptstädte nicht so viel Zeit übrig behalten. Das ist ein klassischer Ausdruck für die Unruhe und Hast aller andern Großstädter, denen sich die Weltgeschichte selbst nur in ein Schauspiel verwandelt und nur um so interessanter ist, je rascher sie Scenen und Personen wechseln läßt. — Von dem nämlichen Gesichtspunkt aus rühmt Molbech an den Schweden auch noch die kräftige Männlichkeit, die sich noch nicht zu der Blasirtheit abgeschwächt, zu der kleinen schwatzhaften Race erniedrigt hat, die alle großen Städte darbieten. „Eine überhaupt stärkere, auch größere Körperbildung trägt dazu bei, dem Volke eine festere, freiere, selbstzufriedenere

Haltung zu geben, welche nicht selten den Mann bedeutend über die triviale, spießbürgerliche, unselbstständige Flauigkeit erhebt, und welche für eine Zeit den Mangel höherer und schärferer Intelligenz zu bessern oder zu decken vermag. Wie vereinigen sich nun diese Eigenschaften mit einem sehr allgemeinen Zuge bei der schwedischen Nation — (der natürlich außerhalb der Hauptstadt stärker ist, wo die Nationalität freier, natürlicher, ohne Einwirkung künstlicher, von außen eingeimpfter Elemente hervortritt) — nämlich der offenen, herzlichen Gutmüthigkeit, welche man vielleicht bei diesem Volke vorauszusetzen minder geneigt ist, die ich aber vermöge einer zu langen, zu günstigen und mannigfachen Erfahrung derselben beilegen muß? Dieß ist eine Eigenschaft, ohne welche es mir unmöglich gewesen seyn würde, mich mit der Leichtigkeit an eine so große Anzahl Individuen in diesem Lande anschließen zu können, wo ich schon vor dreißig Jahren bald das Gefühl ablegte, fremd zu seyn — ein Gefühl, das ich in Frankreich auch nicht einen Augenblick lang los werden konnte, und welches ich dagegen in England gar nicht kannte. Nun ist freilich ein sehr bedeutender Unterschied zwischen der brittischen und schwedischen Nationalität; es findet sich aber doch bei beiden Nationen etwas, das von einer tiefern Charaktergleichheit zeugt; und das ist die beiden gemeinsame Liebe und Achtung für den eigenthümlichen, von den Vorfahren ererbten Glauben, die Lebensart und Denkweise in manchen wichtigen Verhältnissen des öffentlichen und privaten Lebens. Welche Ungleichheit übrigens zwischen beiden stattfinden mag, so sind die Schweden sowohl als die Engländer eine religiöse und konservative Nation. Ich möchte wohl den letzten mehr Ernst, Gründlichkeit und Tüchtigkeit zuschreiben, und den ersten mehr Neigung, den leeren Genüssen der Eitelkeit und des Scheinlebens zu huldigen; allein ich möchte dagegen annehmen, daß jene Mischung von Feinheit und äußerer Politesse mit einer dadurch nicht geschwächten Gutmüthigkeit sich bei den Schweden in einem weit höhern Grade findet."

Der Verfasser wohnte der Naturforscherversammlung in Stockholm bei und hatte auch eine Audienz bei dem damals noch lebenden greisen König Karl Johann. Am Schluß seiner Reiseschilderung beschäftigt er sich mit der sogenannten skandinavischen Einheit, dem Panskandinavismus, der seit einiger Zeit die Gemüther im Norden in Anspruch nimmt. Was zuerst das abgerissene Finnland betrifft, so sorgt die russische Regierung dafür, daß sich daselbst keine Sympathien für die alten Brüder im Westen kund geben dürfen. Einige gute Köpfe sind aus diesem Grunde aus Finnland nach Schweden hinübergewandert. Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß sich auch ein excentrischer Kopf darunter befindet, der in den Hegelschen Unsinn gerathen ist. Wo so etwas vorkommt, erscheint die Knute gerechtfertigt. Wenn die höhere occidentale Bildung der orientalischen Barbarei und die Freiheit dem Despotismus unterliegen muß, so liegt die Schuld an der Korruption, welcher jene Bildung und Freiheit verfällt. Das sollten sich die Königsberger merken, die mit ihrem Hegelthum und ihrer Freikirche nur den bärtigen Popen in die Hände arbeiten.

Molbech ist kein Anhänger des Panskandinavismus. „Eine politische Einheit könnte man sich verwirklicht denken. Eine nationale Einheit zwischen den drei skandinavischen Nationen bleibt ein Hirngespinnst, wenn sie mehr seyn will als eine Art Dreieinigkeit, oder eine solche Einheit zwischen drei Volksschlägen, welche wirklich im Bewußtseyn der ursprünglichen und bewahrten Verwandtschaft jede Spur alten Argwohns, alter Mißverständnisse und Antipathien auslöschte." Die sprachliche, politische und geschichtliche Trennung der drei nordischen Reiche ist zu alt, als daß sie nur als drei Provinzen eines und desselben Reichs betrachtet werden könnten. Man kann eben so gut sagen, sie gehören mit den Engländern und Deutschen zu derselben großen germanischen Nation; ihre besondere Eigenthümlichkeit wird doch stets stärker seyn als das Band allgemeiner Verwandtschaft. Nun ist die Idee der skandinavischen Einheit auch keineswegs aus einem nationalen Bedürfniß hervorgegangen, sondern es ist eine Fiktion zu politischen Zwecken. Was den Antheil Schwedens dabei betrifft, so bemerkt der Verfasser: „Hätte man etwas nähere Kenntniß von den Stimmungen, Anschauungen und dem politischen Takte in Schweden genommen, als von dem, was man aus radikalen Blättern und aus der jugendlichen, leicht erweckten, sanguinischen Begeisterung entnahm, so würde man sich überzeugt haben, daß es wohl noch Viele gibt, welche an einer alten schwedischen Idee hängen, die wenigstens seit Gustav Adolphs und Oxenstierna's Zeit bei manchen Staatsmännern dieses Landes lebendig geblieben ist, so daß die Vereinigung der dänischen Krone mit den beiden andern einen Schlußstein für das dänische Staatsgebäude abgeben würde, daß es aber auch zugleich eine bedeutende Partei gibt, welche der entgegengesetzten Meinung ist, und welche, vielleicht nicht ohne Grund, fürchtet, daß jede skandinavische Vereinigung, allenfalls jede, welche nicht von einer Eroberung schwedischer Seits ausgeht, Dänemarks natürliche Vortheile und Uebergewicht nur auf Schwedens Kosten fördern werde. — Die politische Seite der in Dänemark aufgezogenen skandinavischen Idee hat man vom Anbeginn, so oft sie gegen Verstand und gesunde Vernunft in Schweden laut ward, so wie in der Form, worunter man sie in Kopenhagen und Upsala durch eine gestiftete Gesellschaft fördern wollte, entweder ganz abgewiesen, oder in einen ungewissen und fernen Hintergrund gerückt. — Nur in Dänemark hat man sich in der neuesten Zeit der politischen Tendenzen und Prinzipien zu dem Gedanken verleiten lassen: man müsse suchen eine neue skandinavische Nationalität zu entwickeln, worin jede der drei nordischen Nationen finden müsse, was sie in ihrer eigenen verlor. Man hat gesehen wie kalt und gleichgültig die hierauf absehenden Bestrebungen in Norwegen aufgenommen sind, einem Lande, wo weder das leichte Aufbrausen noch nachgiebige Nationaldemuth ihren Sitz haben. Sollte also beim „kleinen" dänischen Volke allein die Volkseinheit so armselig und schwach seyn, daß sie allein getrieben wird, von seinen Verwandten anzunehmen, was ihm selber fehlt? Sind wir es allein, die es bedürfen, daß an der dänischen Universität ein Lehrstuhl der schwedischen Literatur errichtet wird, während es noch keinen für unsere eigene gibt? — ja, daß man in dänischen Schulen unsere Kinder die schwedische Sprache lehren soll — um denselben früh genug die nationale Demuth zugleich mit der skandinavischen Idee einzuimpfen?" Diese Erklärungen aus der Feder eines sachkundigen Dänen sind gewiß sehr merkwürdig und können uns Deutsche vollkommen über das Phantom beruhigen, welches man den Schleswig-Holsteinern in dem Panskandinavismus entgegenzusetzen versucht hat.

Bei alledem aber können wir doch unser Bedauern nicht unterdrücken, daß es mit dem Panskandinavismus so wenig etwas für sich hat wie mit dem Pangermanismus, und daß jenseits wie diesseits der Ostsee die excentrischen Tendenzen immer die concentrischen überwiegen, während der slavische Nachbar seinerseits sich immer energischer concentrirt.

Schauspielkunst.

Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältniß historisch dargestellt von Dr. Heinrich Alt. Berlin, Plahn, 1846.

(Schluß.)

Es überrascht, daß in der Schreckenszeit der Revolution das Theater zwar von republikanischen, den Freiheitshelden der antiken Welt in den Mund gelegten Sentenzen strotzte, aber keineswegs blutige Greuelbilder, wie die neuern Pariser Bühnen, liebte, sondern vielmehr das Milde und Rührende vorzog. „Ueberhaupt würde man sich sehr irren, wenn man auf dem damaligen Repertoire jene düsteren Melodramen zu finden hoffte, welche die romantische Schule der späteren Zeit in so großer Fülle hervorgebracht hat, und es kann kaum einen schneidenderen Kontrast geben, als die regelmäßig um 4 Uhr beginnenden blutigen Tragödien, bei denen die Guillotine die Hauptrolle spielte, und die zwei Stunden später anfangenden harmlosen und idyllischen Stücke, wie z. B. der Wahrsager des Dorfes, Rose und Colas, Annette und Lübin, die Kindesliebe oder das hölzerne Bein, Paul und Virginie, die Dorfbraut ꝛc., deren Aufführung um so angelegentlicher betrieben wurde, seitdem der „Wohlfahrtsausschuß" am 6. Pluviose des Jahres II. (25. Jan. 1794) amtlich bekannt gemacht hatte: „Der Sicherheitsausschuß des Konvents hat den Direktoren der verschiedenen Pariser Theater angezeigt, und sie in einer freundlichen brüderlichen Besprechung aufgefordert, aus ihren Bühnen doch Sitten- und Anstandsschulen zu machen. Er hat ihnen daher erlaubt, abwechselnd mit den patriotischen Stücken, die man täglich aufführet, auch solche zu geben, worin die stilleren Tugenden in ihrem vollen Glanze hervortreten. Der Wohlfahrtsausschuß von Paris hat diese vom Geist der Ordnung und Weisheit vorgeschriebenen Maßregeln dadurch unterstützt, daß er allen den verschiedenen Schauspielern der Theater dieser Stadt eine Verordnung zusandte, welche Ermahnungen und geeignete Rathschläge enthält, um die Reinheit der Sitten zu bewahren und jene Kunstleistungen wieder zu beleben, die zur Veredelung der menschlichen Gesellschaft beitragen." Und um selbst den Aermsten Gelegenheit zu verschaffen, sich im Theater veredeln zu lassen und zur Sittenreinheit zu gelangen, wurden die Schauspieldirektoren aufgefordert, Gratisvorstellungen zu geben, wobei jedoch der Nationalkonvent, um sie zu entschädigen, dekretirte: „Daß man eine Summe von 100,000 Liv. zur Verfügung des Herrn Ministers des Innern stelle, die nach dem beigefügten Etat unter die zwanzig Pariser Theater vertheilt werden soll, welche einem früher erlassenen Dekret zufolge, ein jedes vier Gratisvorstellungen gegeben haben." — Der Verfasser knüpft an diese Betrachtungen über das französische Theater eine nähere Untersuchung des Streites zwischen Rousseau und d'Alembert und weist nach, daß es beiden keineswegs um das Theater selbst zu thun gewesen sey, sondern Rousseau nur, die allgemeine Korruption der Pariser zu geißeln, und d'Alembert, ihn dafür der Verachtung der feinen Gesellschaft bloßzustellen.

Indem er auf das deutsche Bühnenwesen übergeht, wie es sich nach der Reformation gestaltete, hat er zunächst nur über die Nachahmung der italienisch-französischen Bühne zu sprechen, dann über die Hindernisse, die das wahre Genie (Andreas Gryphius) damals fand, und endlich über die kirchlichen Protestationen gegen die Unsittlichkeit der Bühne. Im Jahr 1768 erklärte sich der Hauptpastor Göze zu Hamburg gegen den Pastor Schlosser zu Bergedorf, der einige Lustspiele geschrieben und auf die Bühne gebracht hatte. Es erhob sich darüber ein sehr lebhafter Streit und die theologische Fakultät zu Göttingen mußte ein Gutachten ausstellen, welches darauf hinauslief, daß es sich für einen Geistlichen allerdings nicht schicke, Komödien zu machen, noch anzusehen. Bekanntlich wurde dieses Gutachten in der öffentlichen Meinung umgeworfen durch Lessings siegreiche Polemik, und vielleicht mehr noch durch das System Friedrichs des Großen, der, als die Universität Halle auf Entfernung einer dortigen Schauspielertruppe drang, erwidern ließ, die Komödianten sollen dableiben und der Mucker Francke (der fromme Stifter des Waisenhauses) solle selbst in die Komödie gehen und sich vom ersten Komödianten attestiren lassen, daß er dort gewesen.

Inzwischen hatte schon Gottsched sich bemüht, die deutsche Bühne aus der Gemeinheit herauszureißen. Herr Alt ist so gerecht, ihm dieß zum Lobe nachzusagen, da man immer geneigt ist, nur die pedantische Manier Gottscheds zu tadeln. Lessing wirkte für die sittliche und namentlich patriotische Erhebung der deutschen Bühne noch viel mehr, und endlich trat Schiller offen mit der Ansicht hervor, die Bühne müsse als „moralische Anstalt" behandelt werden. Diese Ansicht sprach er schon 1784 in einer Vorlesung zu Mannheim aus. Sie hängt genau zusammen mit der Moralphilosophie, die man während der französischen Revolution an die Stelle des Christenthums setzen wollte. Schiller erhielt ungesucht das französische Ehrenbürgerrecht und seine Ansicht vom sittlichen Zweck der Bühne ist den Sittenverbesserern in der republikanischen Regierung sicher nicht fremd geblieben. Das Erhabene, Freisinnige, Patriotische wurde nun neben dem Humanen, Edeln und Rührenden die Hauptsache, auf welche die Bemühungen der deutschen wie französischen Bühnen gerichtet blieben, bis sich erwies, daß es doch wohl nicht möglich, weil nicht natürlich sey, die Kirche durch das Theater zu ersetzen. In dem Maaß, wie der kirchliche Geist sich wieder regte, wurde auch die Moralität des Theaters unsicherer und Schillers System machte den vollständigen Bankerott, den wir in unsern Tagen erleben.

Herr Alt hegt den Glauben, das Theater sey der sittlichen Erhebung nicht nur fähig, sondern jetzt vorzugsweise dazu berufen, um mit der wiedergebornen Kirche gleichsam Hand in Hand zu gehen. „Wie die christliche Kirche, so hat auch das Theater die, das Wesen aller Religion und Kunst ausmachende und in dem Dogma von dem Gott-Menschen sich concentrirende Idee von einer Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen zur Grundlage. Wenn nämlich jener griechische Dionysos, dessen Kultus das antike Drama ins Daseyn rief, in dem Mythus als Sohn des höchsten Gottes und einer sterblichen Mutter dargestellt wird, so erkennt man leicht, daß die dichtende Spekulation sich hier, um die Sehnsucht nach einem Mittler und Erlöser zu befriedigen, ziemlich dasselbe erfand, was der christliche Glaube in den Evangelien als heilige Wahrheit verbürgt findet, und wenn einerseits das christliche Drama, wie in den früheren Abschnitten gezeigt worden, aus dem, das Erlösungswerk darstellenden christlichen Gottesdienst hervorgegangen, andererseits das Theater auch weiterhin in einem sehr nahen gegenseitigen Verhältniß zur Kirche gestanden hat, wer müßte da nicht wünschen, daß das gegenwärtig in der Kirche neu erwachte Leben auch dem Theater sich mittheilte, damit dieses, statt ein Tummelplatz für das in allen Formen und Gestalten ungebührlich sich hervordrängende Virtuosenwesen zu seyn, ein Schauplatz der wahren Kunst und eine Anstalt zur Förderung einer christlich sittlichen Bildung würde, wobei es allerdings für die Mitglieder unerläßliche Bedingung wäre, daß sie, eingedenk ihres Berufes, als Künstler auf die Bildung und Veredlung des Volkes hinzuwirken, sich eben so sehr durch geistige Tüchtigkeit wie durch sittliche Würdigkeit auszeichneten." Wir ehren den frommen

Wunsch des Verfassers, läugnen aber auf alle Weise, daß derselbe in Erfüllung gehen könnte. Dieß wäre nur möglich, wenn die dramatische Poesie, wie zu Calderons Zeit, ganz in die kirchliche Idee aufginge. So lange aber die Theatermoral als ein selbstständiges Element moderner Aufklärung sich der Kirche gegenüberstellt, ist an eine Vereinigung beider nicht zu denken. Die Theatermoral wird sich aber immer nur als eine Schminke und Uebertünchung innerer Immoralität erweisen. Auch die reinsten Dichter vermögen nur auf kurze Zeit die allem Bühnenwesen anklebende Korruption zu verschleiern. Hier wird ewig statt der Wahrheit nur der Schein und statt der Keuschheit ihr Gegentheil vorherrschend bleiben. Alle Versuche, Histrionen zu Sittenlehrern zu machen, müssen nothwendigerweise, das liegt in der Natur der Sache, zu Schanden werden.

Der Verfasser urtheilt sehr richtig über das neue Opernwesen. „Fassen wir den gegenwärtigen Zustand der Oper im Großen und Ganzen ins Auge, so werden wir uns durch ihr glänzendes Aeußere nicht dürfen täuschen lassen über das, was ihr fehlt. Höchst treffend meinte Rossini, als man ihn fragte, warum er sich in neuerer Zeit vom Theater so ganz zurückgezogen habe: „Des italienischen Bum Bum bin ich müde; Französisch komponiren mag ich nicht, und Deutsch kann ich nicht." — Der italienische Melodienzauber übte, so lange er durch eine gewisse, dem Kirchenstyl entlehnte Würde gehoben und getragen wurde, eine unwiderstehliche Macht aus. Als aber die Kirche Alles hergegeben hatte, was sie geben konnte, und ihre Musik selbst immer mehr verweltlicht war, mußte die Opernmusik zuletzt zu einem verschwommenen Singsang werden, dem es an Saft und Kraft fehlte. Die Franzosen dagegen haben in der Musik von jeher mehr parlirt und deklamirt, als gesungen. Nun war es allerdings verzeihlich, wenn sie meinten, ihre Musik müsse sofort nicht nur besser, sondern die beste werden, wenn sie mit ihrem deklamatorischen Element das Kantabile der Italiener vereinigten. Aber wie leicht sich dieß auch in der Theorie machte, so schwierig war es in der Praxis, und nur wenigen Komponisten wollte es gelingen, beides zu verbinden. Die Deutschen endlich, die ihrem Nationalcharakter nach vielleicht am meisten dazu berufen sind, nicht, wie die Franzosen, jene beiden Elemente gleich Stäben geschickt aneinander zu schweißen, sondern eine eigenthümliche Opernmusik zu produciren, welche die deklamatorische Wahrheit mit der melodiösen Schönheit in sich vereinigt, haben, obwohl sie einen Mozart zum Führer und Vorbild hatten, in neuerer Zeit zu sehr für die ausländische Musik geschwärmt und sich in Nachahmung derselben gefallen, als daß sie nicht vielfach vom rechten Wege abgeirrt wären. Dürfen wir aber der Geschichte als Lehrerin trauen, so wird auch in dieser Beziehung eine Regeneration der Opernmusik nur dann zu hoffen seyn, wenn sie eine würdige Kirchenmusik zur Seite hat, welche als die ältere, ernstere Schwester das muthwillige und fröhliche Kind leitet und vor Verirrungen schützt." Das ist sehr wahr; aber daraus folgt nicht, daß sich das Schauspiel auf eine ähnliche Weise zur Kirche stellen könnte, wie der Verfasser oben andeutete. Auch urtheilt der Verf. sowohl über das neueste französische als deutsche Drama viel zu günstig. Er läßt Victor Hugo, selbst Alexander Dumas gelten, und glaubt sogar ihre Nachäffer in Deutschland in etwas loben zu müssen. Das scheint uns nun mit dem Geist, in welchem Herr Alt sein ganzes Werk geschrieben hat, in Widerspruch zu stehen. Denn er hätte nothwendig alle diese neuesten Notabilitäten der Bühne eben so verhorresciren müssen, wie wir. Wenigstens leidet es keinen Zweifel, daß von Geistern, die so tief in Korruption gesunken sind, eine Annäherung an die Kirche, wie sie Herr Alt verlangt, so wenig zu verlangen ist, als vom Pavian zum Cherubim.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Alfred Meißner. Zweite stark vermehrte Auflage. Leipzig, Herbig, 1846.

Man findet hier manches Schöne, z. B. eine prächtige Schilderung Venedigs:

Es schimmert eine hehre
Seltsame Stadt im Meere,
Mit tausend bunten Zinnen,
Im Meere blau und still.
Schön wie ein Traum zu schauen,
Der bei des Morgens Grauen
In Luft und Duft zerrinnen,
In Nichts zerfließen will 2c.

Leider aber kommt auch gar viel kommunistisch-atheistischer Unsinn, wie die Mode der Zeit ist, in zum Theil schönen Versen vor. Z. B. eine Verhöhnung des h. Abendmahls S. 89:

Ich stelle mich aufrecht im schwankenden Boot —
Natur, ich esse dein heiliges Brod!
Ich heb' einen Kelch mit Weinesglut —
Natur, ich trinke dein heiliges Blut!

Dein Wein wird Blut in den Adern hier,
Dein Brod wird Fleisch in dem Leibe mir.
O Mutter Natur, seine Communion
Hält feierlich heute der Erdensohn!

Lord Byron wird wegen seines Prometheustrotzes gegen den christlichen Gott gepriesen und sogar die Madame Dudevant wird besungen:

Wer bist du? sprich! Mit tausend heißen Trieben
Rankt sich mein Geist an deinen Geist hinan —
Wie kommt's, daß man dich ohne Schmerz nicht lieben,
Und ohne Liebe dich nicht kennen kann?
Bist du ein Weib, ein leibhaft-lebenswarmes,
Bist du ein Geist, der muthig Hilf' und Recht
Und große Sühnung fordert für ein armes,
Zu lang' in Staub getretenes Geschlecht?
Bist du ein Dämon? Sieh, die Menge glaubt es,
Doch ist so mild und priesterlich dein Wort!
Wir sah'n schon oft die Glorie deines Hauptes
Und dennoch scheucht's des Zweifels Geist nicht fort.
Ich habe dich zuerst auf blauen Wogen
Wie eine trunkne Muse schiffen sehn,
Es waren Ranken um dein Haupt gezogen,
Den Mantel trug der Frühlingslüfte Weh'n.
Wohin du tratest, ward die Erde bunter,
Es duftet' Poesie, der Zauberbaum —
Und Viele, die dir folgten, gingen unter
In tiefe Fluth, von Wunder und von Traum 2c.

Abgesehen davon, daß es sich für einen männlichen Geist niemals paßt, sich an einen weiblichen hinanzuranken, paßt noch weniger der, wir möchten fast sagen sittliche Enthusiasmus des Deutschen für die welsche Unsittlichkeit. Doch wundern wir uns darüber nicht, denn es gab noch nie ein Laster in Frankreich, das nicht in Deutschland gutmüthig als Tugend bewundert worden wäre. Das ist dem poetischen deutschen Michel nicht abzugewöhnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 14. Sonnabend den 20. Februar 1847.

Politische Literatur.

Ueber Gegenwart und Zukunft der preußischen Verfassung, von Constantin Frantz. Halberstadt, Frantz, 1846.

Obgleich des Verfassers Ansicht nicht in allen Einzelheiten genau mit dem Inhalt des am 3. Febeuar promulgirten Edikts zusammentrifft, so charakterisirt er doch im Allgemeinen sehr treffend den Unterschied, der zwischen den sogenannten Repräsentativverfassungen und dem preußischen Staatsprinzipe besteht. Er ist, wenn wir recht gehört haben, dem Ministerium des Innern in Berlin zugetheilt und ein junger Mann nicht nur von Talent, sondern auch von warmem Enthusiasmus.

Seine Jugend, seine Lebhaftigkeit und seine Stellung entschuldigen wohl, daß er in der Beurtheilung der Repräsentativverfassungen ein wenig parteiisch verfähet und an denselben mehr die tadelns- als lobenswerthe Seite hervorkehrt. Indem er gerechten Tadel spendet, hätte er auch des gerechten Lobes nicht vergessen sollen.

Er sagt S. 45: „Die eigentliche Macht im konstitutionellen Staate sind die materiellen Interessen, an deren Spitze die Banquiers, die Fabrikanten und die großen Güterbesitzer stehen, — wesentlich nur als Besitzer, nicht als Repräsentanten alter Geschlechter noch als Korporationsmitglieder, sondern als einzelne Personen, die etwas haben, und zwar viel haben, und noch weit mehr zu bekommen wünschen. Diese Fürsten der materiellen Interessen machen sich nun geltend, — im Rechtsstaate, also unter rechtlichen Formen, und sie verbinden sich daher mit den Advokaten. Dazu kommen die Journalisten, welche diese an und für sich rein persönlichen und eigennützigen Interessen mit einem allgemeinen Gerede bekleiden, um ihnen den Schein des Politischen zu geben. Als Ausgangspunkt für den ganzen Staat gilt der formale Wille der Einzelnen, das persönliche Interesse und Belieben; wenn sich dieses Belieben eine geistige Allgemeinheit gibt, so wird es die Phrase; das Motiv aber wonach es sich zu etwas bestimmt ist die Meinung, und der Komplex aller solcher Meinungen bildet die öffentliche Meinung, welche sich durch die Presse kund gibt, und durch die Preßfreiheit zur Herrschaft gelangt. Dieß sind nun die Hauptfaktoren im liberalen Staatsleben: die materiellen Interessen, die Advokaten, die Journalisten, die Phrase, die öffentliche Meinung, und die freie Presse." Die Bemerkung ist nicht ganz neu. Man hat namentlich in Frankreich die moderne Herrschaft der Bourgeoisie eben so einseitig gefunden, wie die frühere Adels- und Priesterherrschaft, und ihr eben so, wie dieser, das Recht abgesprochen, dessen sie sich anmaßt, das ganze übrige Volk zu vertreten. Im Socialismus und Kommunismus ist die tiefere Schicht des Volks sogar direkt gegen die Anmaßung der Bourgeoisie aufgetreten. Gleichwohl hat die Bourgeoisie die Thatsache für sich, daß sie eine Bürgschaft für das wahre Staats- und Volkswohl gewährt gegenüber den beiden Extremen der Vergangenheit und Zukunft, nämlich dem frühern Hofdespotismus und der in der Zukunft drohenden kommunistischen Anarchie. Und in Preußen selbst ist es ja hauptsächlich der Bürgerstand, auf den auch Herr Frantz seine Hoffnungen gründet, indem er das Uebergewicht des Adels in den Provinzialständen beklagt.

Jedenfalls übertrieben erscheint, was der Verf. über den Einfluß der Juden auf den Liberalismus überhaupt und die Unkirchlichkeit desselben insbesondere S. 114 vorbringt. „Demnächst sind die Juden sehr beachtungswerthe Anhänger und Beförderer dieser Lehre, nicht aus Irreligiosität, sondern aus Klugheit. Dieses Volk, dessen nationale Verfassung die Theokratie war, weiß es besser als irgend eins, daß das Staatsleben auf Religion beruhen muß. Sie meinen aber, für die Christen sey der Rechtsstaat gut genug; und da es ihnen in ihrer Zerstreuung unter den Völkern nicht vergönnt ist, selbst auf der Grundlage ihrer Religion einen Staat zu bilden, so wünschen sie, daß überall bloß Rechtsvereine bestehen möchten, worin sie ohne weiteres Mitglieder werden, und vielleicht zur Herrschaft gelangen könnten. Es ist eine sehr irrige Ansicht, daß die Juden ihre falschen Messiasideen aufgegeben hätten. Hätten sie es gethan, so würden sie ja den wahren Messias anerkennen. Da sie nun so manche Zeichen sehen, welche auf einen Untergang des Christenthums zu deuten scheinen, so glauben sie um so gewisser, daß ihr Reich kommen werde, und hatten es für gerathen, vorläufig eine Finanzherrschaft zu errichten. Sie sehen darin die Verheißung erfüllt, daß Israel allen Völkern leihen, selbst aber von keinem Volke leihen werde. Das Christenthum ist ihnen im Staate außerordentlich genant, es steht ihnen allerorten im Wege. Und in der That, wenn nur erst die idealen Mächte aus dem Leben hinausgewiesen sind, so werden die Geldsäcke gewiß durchdringen. Die Juden halten es daher mit den Liberalen; an manchen Orten bilden sie selbst den Kern des Liberalismus. Es ist im Grunde auch Wahlverwandtschaft, indem sich der Liberalismus durch die materiellen Interessen zu den Juden hingezogen fühlt. Ein Hauptmittel um sich geltend zu machen, finden die Juden in den Zeitungen, die größtentheils unter ihrem Einflusse stehen. Wie sie die Börse beherrschen, so wollen sie auch die Presse beherrschen. Die Börse und die Presse sind die Organe der Propaganda des Judaismus. Man lese die Schrift eines Franzosen: Les juifs rois de l'époque, Paris 1845, um zu sehen, wie weit es mit der Herrschaft des Geldes und der Juden schon durch das konstitutionelle System gekommen ist. Man findet darin überhaupt interessante Aufschlüsse über das liberale Staatswesen."

Geistreich und äußerst treffend ist, was der Verfasser denen vorhält, die sich bei ihren Reklamationen einer Reichsverfassung immer nur auf das königliche Versprechen berufen haben: „Für den preußischen Staat, der auf einem weit tieferen Prinzipe beruht als der liberale Rechtsstaat, ist der Konstitutionalismus unangemessen. Es gibt aber Konstitutionsfreunde, die gar nicht fragen, was nothwendig und heilsam sey, sondern die Konstitution als ein Recht fordern, indem sie sich auf die bekannte Verordnung von 1815 berufen. In diesem Sinne ist die Verfassungsfrage in der bekannten Schrift des Herrn Jacoby behandelt. Es wird der Vorschlag gemacht, die Konstitution wie eine Schuldforderung, welche der Erbe für den Erblasser zu erfüllen habe, einzuklagen, und etwa nebenbei eine Kriminaluntersuchung wegen Meineid zu veranlassen. Diese absurde Idee sitzt nun seit Jahren in den Köpfen der preußischen Liberalen fest wie Pech, indessen sie von dem rapiden Fortschritt der Ideen sprechen. Nichts beweist so sehr die große Unreife des politischen Urtheils, als daß derartige Vorschläge nur irgend einigen Beifall finden konnten. Also weil der verstorbene König eine Konstitution einzuführen beabsichtigte, darum muß sie auch eingeführt werden. Wahrhaftig, das ist ja der tollste Royalismus. Es fragt sich aber, was für den Staat zweckmäßig ist, und nicht was der verstorbene König etwa beabsichtigt oder nicht beabsichtigt hat."

Die Rücksicht auf das Staatswohl, die Pflicht für dasselbe, betrachtet Herr Frantz als das alleinige preußische Staatsprinzip. Während ältere Staaten in Lethargie oder Korruption versunken seyen, oder sich doch nur in einem ewigen Hader und Kampf einander bestreitender Kronrechte, Kirchenrechte, Provinzialrechte, Standesrechte, kurz Rechte aller Art, bewegt hätten, habe der junge preußische Staat sich gleich anfangs auf den höhern Standpunkt der Pflicht gestellt und mit klarem Bewußtseyn den großartigen Plan einer neuen Staatsschöpfung und allgemeinen Erziehung für das Staatswohl verfolgt. „Preußens Regenten haben zunächst alle schädlichen Sondergewalten gebrochen, ohne doch ihre eigene Gewalt selbst zum Despotismus entarten zu lassen, indem sie dieselbe auf das Wohl richteten und nach Bedingungen desselben organisirten. Eine beispiellose Ausbildung der Verwaltung hat alle Kräfte zum Zusammenwirken herangezogen. Indessen hat die Regierung die allgemeine Bildung befördert und sich dadurch selbst vor dem Volke gerechtfertigt, daß sie keine despotischen Gelüste hege. Andere Staaten renommiren mit ihrer Preßfreiheit, während der größte Theil des Volkes nicht einmal lesen kann. Wenn aber ein so gebildetes Volk zur Selbstbethätigung gelangt, so wird es nicht in Rohheit und Anarchie verfallen, noch den Staatszwecken widerstreben, denen sich zu unterwerfen es durch eine lange Zucht gelernt hat. Nächst der Bildung ist die Wehrbarkeit die Voraussetzung der politischen Freiheit. Wehrlos, ehrlos. Da aber das neuere Kriegswesen auf Kunst und Wissenschaft beruht, so mußte zuvor das System der stehenden Heere durchgemacht werden; und um so ernstlicher und gründlicher dieses geschah, um so gewisser mußte die Landwehr daraus hervorgehen ꝛc."

Das verdient die vollkommenste Anerkennung. Allein der Verf. kehrt hier zu sehr nur die Lichtseite hervor und übersieht die Schattenseite. Wenn Preußen seit dem großen Kurfürsten seine wachsende Größe und seinen hohen Ruhm den trefflichen Institutionen verdankt, die rein aus dem sittlichen Willen, Pflichtgefühl und klaren Geist seiner von der Vorsehung besonders begabten Regenten hervorgingen, so hat sich doch der schöpferische Geist auch hin und wieder vergriffen. Indem man das Volk als eine bildsame Masse betrachtete, der man Form und Geist erst verleihen müsse, ist zuweilen zu viel und zu kühn experimentirt worden, und was noch bedenklicher war, man hat mit den Methoden gewechselt. In China, wo bekanntlich das nämliche Staatsprinzip vorwaltet, indem die Regierung allein alle Intelligenz in sich vereinigt, hat man eine mehr als zweitausendjährige Erfahrung hinter sich und ist dahin gelangt, diejenige Methode für immer festzustellen, nach welcher von der Staatsintelligenz das Volk erzogen und regiert wird. Preußen ist viel zu jung und viel zu germanisch, um dieser Stabilität zu verfallen; es will Fortschritt. Seine Staatsintelligenz will immer neue, immer glücklichere Schöpfungen durch Erziehung des Volks hervorbringen. Diese Bedingung des Fortschritts droht nun der Staatsintelligenz begreiflicherweise mit einigen Gefahren. Ein stabiler Staat, werde er auch ohne viel Intelligenz verwaltet, hat die vis inertiae für sich. Dem Alten wohnt eine nachhaltige Kraft inne. Ein Staat, der auf rohe Gewalt gestützt ist, flößt wenigstens Schrecken ein. Beide laufen nicht so viel Gefahr, als ein Staat, der auf Intelligenz gebaut ist, die zugleich dem Fortschritt huldigt. Denn die schöpferische Lust versucht sich allzugern in Revolutionen von oben, die nicht selten nachtheiligere Folgen haben, als die von unten, und gefällt sich in einem zuweilen unvorsichtigen Experimentiren, wodurch die Grundlage des Staats selbst erschüttert werden kann.

Zu den Experimenten dieser Art gehören die Gesetze, durch welche in Preußen das ausschließliche Recht des Adels auf den Besitz größerer Güter aufgehoben und die Gütertheilung und allgemeine Gewerbefreiheit eingeführt worden ist. Indem die Staatsintelligenz heute gegenüber dem von ihr verachteten Repräsentativsystem aufs strengste den Grundsatz festgehalten wissen will, daß nicht die Nation, sondern daß nur Stände vertreten werden sollen, vergißt sie, daß es ja eigentlich keine Stände in Preußen mehr gibt, und daß durch die erwähnten Gesetze die alte Gliederung der Stände längst aufgelöst ist. Herr Frantz gesteht dieß selbst ein. Deßhalb klagt er S. 72, daß der Adel ein so großes Uebergewicht in den Provinzialständen (und demnach auch im vereinigten Landtage) habe, während er doch seinen Grundbesitz, seine Patrimonialgerichtsbarkeit ꝛc. großentheils eingebüßt habe; daß ferner auch der Bürgerstand als solcher kaum mehr eine Bedeutung habe, weil alle seine Zünfte und Korporationen aufgelöst sind, weil die allgemeine Konkurrenz seine genossenschaftliche Treue vernichtet und einen ökonomischen Krieg aller gegen alle herbeigeführt hat. „Ehe an eine ersprießliche Landtagsthätigkeit zu denken ist, muß zuvor das Leben in den einzelnen Kommunen organisirt und gekräftigt werden. In dem bei weitem größten Theile der Monarchie besteht die Städteordnung, es fehlt aber noch viel daran, daß sie überall kräftig gehandhabt würde. Es kommt vor allem auf richtige Bedingungen für die Erwerbung des Bürgerrechts an. Denn jeder wirkliche Bürger muß auch alle Gemeinderechte erhalten; das schnöde Prinzip des Census darf gar nicht aufkommen. Die Lösung eines Bürgerbriefes ist aber freilich die allerdürftigste Bestimmung des Bürgerthums. Um Bürger werden zu können müßte man die bürgerliche Befähigung und eine selbstständige Existenz nachweisen. Wo es nun an allen bürgerlichen Genossenschaften fehlt, welche für solchen Nachweis mannigfaltige und geeignete Bestimmungen darbieten, bleibt nur die ganz äußerliche Rücksicht auf das Geld. Das ist ein Unglück, daß man kein anderes Kriterium für bürgerliche Tüchtigkeit hat." Eben so vermißt der Verf. auch die Herstellung bäuerlicher Korporationen und sagt ein großes Wort, indem er eingesteht, eine gute Dorfordnung wäre vielleicht mehr werth als eine Staatsverfassung, weil die Bauern der Kern des Volkes seyen. Die neuere Schweizergeschichte bestätigt das vollkommen. Ohne ihre gute Dorfordnung wären die Schweizer

in der Erbärmlichkeit ihrer ewig wechselnden Staatsverfassungen längst zu Grunde gegangen. Nun ist aber bekanntlich nichts geschehen, um die aufgelockerten Stände in Preußen wieder zu sondern und mit korporativen Rechten auszustatten. Die Substruktionen von unten her fehlen, um auf denselben jenes echtgermanische, in Ständen gegliederte Verfassungsgebäude aufzuführen, welches die Repräsentativverfassung entbehrlich machen und dieselbe weit übertreffen soll.

Zu den Experimenten der Staatsintelligenz, die wir als gefährlich bezeichnet haben, gehört ferner die neue Liturgie und Union, die Verfolgung der Lutheraner, die Emancipation der Schule von der Kirche, die Begünstigung des Rationalismus und der dem Glauben feindlichen Wissenschaft. Wie sehr durch diese Experimente die alte Ordnung der Dinge zerrüttet, die alte Pietät ausgerottet und der Glaube an die göttliche Mission des Fürsten geschwächt worden ist, braucht nicht näher erörtert zu werden. Daß aber alle diese Neuerungen von oben kamen, daß die Staatsintelligenz das Volk, welches gar nicht daran dachte, damit überraschte, ist nicht weniger bekannt. Herr Frantz ist verblendet genug, sich darüber zu täuschen. Er rühmt das Verfahren der Staatsintelligenz in Kirchensachen. Er glaubt, diese Intelligenz stehe hoch über den Einseitigkeiten der einzelnen Konfessionen und habe den Beruf, hier schöpferisch einzugreifen und alle in Einen Geist zu vereinigen. „Das kann aber kein Geist religiöser Gleichgültigkeit seyn, sondern ein Geist, welcher die gemeinsame Grundlage aller Konfessionen sucht und findet. Die Einheit liegt, wie gesagt, vor den Konfessionen und jenseits der Konfessionen. Wird die erstere nicht begriffen und lebendig erhalten, so kann die letztere nie erreicht werden; denn das Ziel geht aus dem Anfang hervor, und ohne Glaube ist keine Hoffnung. Die Kirche soll in ihrer Entwicklung die Konfessionen überwinden und vereinigen; damit dieß möglich sey, muß die uranfängliche Einheit vorhanden, das vorkonfessionelle Urchristenthum lebendig seyn. Es kann und darf sich aber nicht selbst als eine Konfession und Kirche darstellen, denn sonst erschiene es nicht als die einheitliche Grundlage, sondern selbst als etwas Besonderes. Es muß daher im Staate leben. Indem der preußische Staat das vorkonfessionelle Urchristenthum als seine Grundlage anerkennt, und es im Staatsleben bewährt, macht er also die Entwicklung der Religion als solcher selbst möglich, und bietet den Boden dar, von welchem die Vollendung der Kirche ausgehen kann. Dieß ist der Beruf des preußischen Staates, — etwas unendlich Größeres als die Schutzmacht einer Konfession zu seyn.“ Wir wollen den guten Willen hier durchaus nicht verkennen, bezeichnen aber das Experimentiren mit den Kirchen als das gefährlichste von der Welt. Der Staat kann eine Kirche zur alleinherrschenden machen, oder er kann, wie die republikanische Regierung der Vereinigten Staaten alle neben sich gelten lassen ohne sich um sie zu bekümmern. In beiden Fällen läuft er weniger Gefahr, als wenn er als Staat ins Innere der Konfessionen eingreift, um sie nach seinem Willen umzugestalten. Der Staat kann das Heilige nicht in die Schule nehmen, ohne auf der einen Seite die gewaltige Reaktion desselben zu empfinden und erinnert zu werden, daß es heißt „du sollst Gott mehr dienen, als den Menschen,“ und ohne daß zugleich auf der andern Seite alle unheiligen Elemente entfesselt werden. Köln und Trier, Laurahütte und Halle liefern den naheliegenden Beweis.

Mit Recht beklagt der Verfasser die durchaus deistische Grundlage des Allg. Preußischen Landrechts und wünscht, dasselbe möchte wieder auf das Evangelium gegründet werden; allein so leicht es der Staatsintelligenz geworden ist, jenes Landrecht zu geben, so schwer wird es ihr, es zurückzunehmen. Eine unzählbare Menge Staatsdiener, die ganze gebildete Bevölkerung ist im Deismus aufgewachsen, ist dazu offiziell in den Schulen abgerichtet, ist darauf verpflichtet worden. Soll nun auf einmal Unrecht seyn, was so lange Recht gewesen, dann ist offenbar die Staatsintelligenz, die solchem Wechseln ausgesetzt erscheint, kompromittirt, und was ihr als Tugend angerechnet werden sollte, die Erkenntniß und Zurücknahme eines Irrthums, wird ihr nun zum Vorwurfe gemacht.

Aber wenn die Staatsintelligenz sich auch immer in ihrer Gesammtrichtung folgerecht bliebe, so würde doch in ihrer Selbstüberhebung etwas Verletzendes liegen. Dem Herkommen und der Gewalt gehorcht man gern; nicht so gern der Infallibilität. Concentrirt sich die Intelligenz ausschließlich in der Regierung und blickt sie mit Verachtung auf die niedern Standpunkte der Bürger herab, so erregt das böses Blut. Der fromme Landgraf Philipp von Hessen lief keine Gefahr, sondern versicherte sich der Treue und der Begeisterung seines Volks, als er vor der Schlacht bei Frankenhausen wider die empörten Bauern in offner Rede bekannte, die Obrigkeit fehle gar oft, aber eben deßhalb solle man christliche Geduld mit ihr haben. Eine ganz entgegengesetzte Wirkung brachte bekanntlich der Brief jenes Ministers hervor, der petitionirende Bürger in ihres Rechts durchbohrendes Gefühl zurückwies. Daß ohne alle Noth dadurch Reaktionen hervorgerufen werden, die wieder alle Schranken übersteigen, beweist z. B. die theologische Vorlesung, die ein anderer Magistrat des Königreichs vor dem Thron halten zu müssen glaubte. Solche Abnormitäten würden nicht vorgekommen seyn, wenn sie nicht provocirt worden wären. Sie sind mehr traurig, als lächerlich.

Der Standpunkt allüberragender Intelligenz läßt sich am wenigsten da behaupten, wo durch gesteigerten Volksunterricht und durch Förderung einer Philosophie, die geradezu Allwissenheit zu gewähren verspricht, in der Jugend und in der Presse eine geistige Hoffahrt erzeugt wird, die keinerlei weder göttliche noch menschliche Autorität, also auch die der Regierung nicht mehr anerkennt. Daß die von der Regierung selbst so lange begünstigte Philosophie es hauptsächlich war, die den frechen Geist der Verneinung groß gezogen hat, liegt vor aller Augen. Hätte man den Verstand nicht so einseitig in Erziehung und Bildung vorwalten lassen, würde man auch kein so kritisches Geschlecht erzogen haben. Welche treibhausmäßige Aufreizung aller Verstandeskräfte! Welch unnatürlicher Zustand, wenn der Schuhflicker sich gewöhnt, mehr an Staatsgrundgesetzen und Dogmen zu flicken, als an seinen Lederfetzen, wenn sogar die Weiber philosophiren und das neugeborne Kind beinahe eher mit dem Zeitbewußtseyn, als mit der Muttermilch genährt wird!

Da Herr Frantz unbedingt der Staatsintelligenz huldigt, will er dieselbe natürlicherweise auch durch die reichsständische Intelligenz nicht irgendwie beschränkt wissen. Er stellt (sehr unhistorisch) folgende Betrachtungen an (S. 81): „Sieht man auf die geschichtliche Entwicklung, so ist es früher in Deutschland überall Brauch gewesen, daß die Landesherren die eigentlichen Regierungsangelegenheiten entschieden, indessen die Stände ihre Kommunalangelegenheiten beriethen und verwalteten. Diese Ordnung kann im Ganzen als die geschichtliche Grundlage gelten. Das Verhältniß der einzelnen Stände zu einander, ihre innere Organisation und die Weise ihrer Vertretung, der Inbegriff der Kommunalangelegenheiten und der höhern Staatsangelegenheiten, und die dadurch bedingte Stellung der Regierung zu den Ständen, dieß alles hat sich mit der Zeit verändert. Das gehört der allgemeinen Entwicklung an, und ist nicht specifisch preußisch. Anders aber ist es mit der Ausbildung der Regierungsgewalt und mit der Organisation des Staatsganzen; dieß ist aus der eigenthümlich preußischen Entwicklung hervorgegangen. Die ständischen Befugnisse mußten dabei

zurücktreten, weil sie dem Wohl des Ganzen und der höhern Aufgabe des jungen Staates nicht entsprachen. Ihre Thätigkeit wurde so zu sagen suspendirt, und das mit Recht. Seitdem nun im Ganzen kein schädlicher Eigensinn mehr zu erwarten ist, muß sie wieder belebt werden. Sie geht aber ihrer Natur nach von den Interessen aus, wenn sich auch diese Interessen selbst veredlen, wie hingegen die Regierungsthätigkeit von allgemeinen Staatsrücksichten ausgeht. Für alles nun, was nach dem Gesichtspunkte der Interessen zu behandeln ist, muß die ständische Thätigkeit entscheidend seyn, so daß hier die Regierung zurücktritt, und sich nur die Bestätigung und beziehungsweise Verwerfung der ständischen Beschlüsse vorbehält; alle eigentlichen Staatsangelegenheiten müssen hingegen den Staatsbehörden verbleiben, so daß den Ständen inbetreff derselben nur ein Beirath und das Recht der Petition zusteht. Dieses Verhältniß zwischen ständischer und Regierungsgewalt bewährt sich auch durch die Erfahrung. Denn wo nur einige Uebung vorhanden ist, da werden die Kommunalangelegenheiten durchschnittlich besser von gewählten Vorständen verwaltet als von Staatsbehörden, welche hingegen die Staatsangelegenheiten besser verwalten können als ständische Deputirte. Die Gesetzgebung ist aber nicht von der Verwaltung zu trennen. Nur darüber, worin man selbst schaltet und waltet, kann man auch die zweckmäßigen Anordnungen treffen. Eine Kammer regiert nicht, und so kann sie auch über die allgemeinen Staatsangelegenheiten keine Beschlüsse fassen." Vor allem muß diesen Behauptungen die Thatsache entgegengesetzt werden, daß die Stände nie und nirgends bloß Kommunalangelegenheiten, sondern immer und überall allgemeine Landesangelegenheiten berathen haben. Sodann aber erhellt aus der Geschichte, daß die Regierungen z. B. in Frankreich, nicht selten eine Partei wurden und ein einseitiges Interesse des Adels oder des Klerus verfochten, während die Nation in ihren konstitutionellen Vertretern das wahre Staatswohl und die Nationalehre vertheidigten. Dieß war 1789 und wieder 1830 der Fall. Auch in England unter den Stuarts befanden sich Hof und Parlament in diesem eigenthümlichen Gegensatze, in genau umgekehrtem Verhältniß dessen, was Herr Frantz für die Regel hält.

Abgesehen von den geschichtlichen Thatsachen behaupten wir ganz allgemein, daß gerade ein Staat, der die Intelligenz zu seinem Prinzipe macht, seine Regierung durch ein Parlament unterstützt zu sehen noch mehr wünschen muß, als ein Staat, der nur auf Gewalt oder Herkommen gegründet ist; weil die Intelligenz, mit reinem Willen und sittlichem Pflichtgefühl verbunden, öffentliche Diskussionen viel weniger zu scheuen hat, als ein Gewaltsystem, oder als ein stabiler Staat. Die Staatsintelligenz mit ihrem reinen Willen kann nur in den einzigen Fehler fallen, sich bei ihren Experimenten zu übereilen, und dagegen findet sie das sicherste Korrektiv in einem Parlamente. Sind die Parlamente den alten Regierungen gegenüber in der Regel offensiv und neuerungssüchtig, so werden sie im Gegentheil einer jungen, aus der Reformation hervorgegangenen und dem Prinzip des Fortschritts huldigenden Regierung defensiv und konservativ entgegenwirken und sie beständig erinnern Maaß, vor allem aber Gleichmaaß zu halten, was für die Regierung nur ein Gewinn seyn kann. Ein geschichtliches Beispiel dafür liefern die Generalstaaten von Holland, freilich nur im Kleinen.

Wenn erst der Schaum verflogen seyn und der klare Wein ruhig fließen wird, dürfte sich diese Wahrheit, die jetzt noch parador scheint, Jedermann aufdrängen. Aller Anfang im konstitutionellen Leben hat etwas Tumultuarisches, allein Ruhe, Maaß und Regel folgen nach. Es gereicht Preußen zum großen Trost, daß in allen rein germanischen Parlamenten das konservative Prinzip und die gründliche und kalte Berathung stets das Uebergewicht behalten haben.

Wir begrüßen den preußischen Landtag mit froher Hoffnung, indem wir von den zwei Besorgnissen, die er erregt, weder die eine noch die andere theilen. Die eine, die liberale Besorgniß, ist die, er laufe auf einen Postulatenlandtag hinaus ohne Selbstständigkeit. Allein er wird unter allen Umständen leisten, was die Zeit von ihm fordert. Zu den unterscheidenden Merkmalen gehört, daß keine Wahlen zu dem allgemeinen Landtage Statt finden sollen, sondern daß nur die bereits gewählten Provinzialstände sich zu einem Reichstage vereinigen. Allein es versteht sich von selbst, daß fortan bei den Provinziallandstandswahlen der vereinigte Landtag ins Auge gefaßt und mehr für ihn als für den Provinziallandtag gewählt werden wird. — Der Adel hat ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht, aber eben weil es unverhältnißmäßig ist, wird ein nicht geringer Theil des Adels auch mehr als Adelsinteressen vertreten zu müssen sich berufen erachten. — Der Klerus ist von der Vertretung ausgeschlossen, wie er es zur Zeit Karls des Großen war, indem dieser große Kaiser die weltlichen Reichstage nur mit Laien, die geistlichen Concilien nur mit Geistlichen abhielt. Allein bekanntlich hat sich jene Methode Karls des Großen als nicht haltbar erwiesen und vielleicht wird die Besprechung kirchlicher Fragen sich so gebieterisch aufdrängen, daß man, um den gefährlichen Laiendebatten über kirchliche Dinge einen Damm entgegenzusetzen, am Eintritt des Klerus in den Reichstag noch froh werden wird. — Der Landtag ist lediglich auf Gegenstände der innern Politik angewiesen, allein die äußere Politik hängt mit der innern in so vielen Beziehungen so innig zusammen, daß beide kaum zu trennen seyn werden. — Der Landtag hat ein sehr beschränktes Petitions- und Beschwerderecht, allein es kommt nicht auf die formelle Berechtigung, sondern auf den materiellen Nachdruck in der Sache selber an. — Dem Landtag ist jeder Verkehr mit seinen provinziellen Kommittenten untersagt, allein es bedarf keiner Cahiers, um jedem Gewählten begreiflich zu machen, was die Wähler wollen. — Für Oeffentlichkeit der Verhandlungen sind keine Garantien gegeben, allein wo 617 Landesvertreter beisammen sind, machen sie sich auch vernehmlich, und es ist durchaus nicht zu besorgen, daß die Provinzialstände, indem sie sich zu einem Landtage vereinigen, nur aus dem pennsylvanischen System der einsamen Absperrung in das Auburnsche System des gemeinschaftlichen Schweigens übergehen werden.

Auf der andern Seite wird Schwächung des monarchischen Prinzipes, der Centralgewalt und des militärischen Nerven besorgt. Allein auch diese Besorgniß theilen wir nicht, indem es uns scheint, die Staatsintelligenz müsse aus dem neuen Ständewesen auch neue Mittel und Kräfte schöpfen können, die ihr dienen. Das monarchische Prinzip in England hat doch in der That durch das Parlament nicht eingebüßt, sondern gewonnen. Die Macht Englands war nie größer und die Ehrfurcht vor dem Thron nie aufrichtiger und bewußter. Preußen hat aber eine besonders günstige Stellung, indem es sein Gewicht auf der europäischen Waagschale, das schon der Zollverein tiefer zog, nun auch noch durch die konstitutionellen Sympathien verstärkt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 15. Donnerstag den 25. Februar 1847.

Kulturgeschichte.

Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Nach den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen. Fünfter Band. Mit 8 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Teubner, 1847.

Herr Klemm hat für die Kulturgeschichte einen neuen Grund gelegt, indem er die sämmtlichen Menschenracen überhaupt in passive und aktive abtheilt und die Kultur in dem Stufengange verfolgt, welcher sich aus den Mischungsgraden des passiven und aktiven Elements von der rein vorherrschenden Passivität an bis zur ausschließlichen Aktivität ergibt. Wir haben schon die früheren Bände dieses sehr lehrreichen Werkes unsern Lesern empfohlen und können über diesen neuen Band ebenfalls nur das günstigste Urtheil fällen, obgleich es von Völkern handelt, über die bereits sehr viel geforscht ist, und von denen es schwerer war, noch etwas Neues zu sagen, als von den tiefer stehenden Racen, um die man sich bisher weniger bekümmert hat.

Der Verfasser stellt in diesem Bande die beiden ältesten Kulturvölker Amerikas und Afrikas zusammen, und betrachtet die alten Mexikaner unter ganz gleichem Gesichtspunkt, wie die alten Aegypter, sofern beide eine große Mehrheit passiver Bevölkerung darbieten, auf die eine Minderheit von Einwanderern der aktiven Race schöpferisch und gestaltend, bildend und belebend eingewirkt hat. Schon dieser eine Gesichtspunkt, unter welchem beide Völker zusammengefaßt werden, beweist, daß uns hier etwas Neues geboten ist, obgleich es an sehr umfassenden Darstellungen weder der altmexikanischen noch ägyptischen Welt bisher gefehlt hat. Der ganze fünfte Band soll den Beweis führen, „wie die aktive Race die passiven Urvölker zu sich heranzieht, wenn sie in kleineren Massen unter jene tritt, welche Mittel sie dabei anwendet und welche Formen des häuslichen, wie des öffentlichen Lebens aus solchem Zusammentritt hervorgehen.“ Daß auf die Amerikaner wie auf die Aegypter Einwanderer der edlern kaukasischen oder weißen Race Einfluß geübt, und daß ohne diese Einwanderer sich weder an den Seen von Mexiko und Titicaca, noch am Nil Kulturstaaten hätten bilden können, wird theils aus den Bildwerken, die in Amerika wie Aegypten, an den Köpfen der Fürsten und Edeln deutlich die kaukasischen Physiognomien zeigen, und ferner durch andere Merkmale und Sagen erwiesen. „Die alten Sagen der Peruaner und Mexikaner melden uns, wie die aus Norden gekommenen, weißen und bärtigen Gründer jener Staaten eine zahlreiche Bevölkerung vorfanden, die noch auf den niedern Stufen der Kultur verharrte und in Stämmen zusammen lebend von Jagd und Fischfang sich nährte, ohne eine feste Wohnstätte zu besitzen. Diese Sagen melden ferner, wie jene Herrscher das Volk nicht allein besiegt, sondern auch, wie sie dasselbe mit den friedlichen Künsten des Ackerbaues, der Webekunst, der Thierpflege, der Schmiedekunst bekannt gemacht und wie sie eine gewisse Ordnung in Bezug auf das häusliche, gesellige und öffentliche Leben bei demselben heimisch gemacht haben. Die Ureinwohner zeigten sich dabei äußerst gelehrig und anstellig. Die spanischen Eroberer fanden in diesen altamerikanischen Staaten eine so treffliche Organisation rc.“

In den amerikanischen Physiognomien unterscheidet Herr Klemm überhaupt zwei Typen, den der passiven Race, am reinsten dargestellt in den rohen Botokuden, und den der edeln weißen Einwanderer, der sich noch aufs deutlichste in den Denkmälern zu erkennen gibt; dazwischen hat sich aber ein dritter Typus gebildet, welcher jene beiden vermittelt. Hiebei nimmt der Verfasser doch vielleicht zu wenig Rücksicht auf die Verwandtschaft des mittleren Typus mit dem mongolischen. Es würde uns natürlicher scheinen, wenn er auf den einheimischen Urtypus der passiven Race einerseits einen mongolischen Einfluß von Nordasien herüber und andererseits einen kaukasischen von Nordeuropa herüber angenommen hätte.

Indem die Einwanderer der aktiven Race in zu geringer Zahl unter eine große passive Bevölkerung traten, konnten sie dieselbe nicht ausrotten oder unbedingt zu Sklaven machen, sondern nur erziehen und durch die Erziehung sich unterwürfig machen. Daher das merkwürdige Vorherrschen des Unterrichts im alten Mexiko wie in Aegypten. Das Priesterkönigthum der edlen Race konnte sich nur durch dieses Mittel befestigen und behaupten. Die anerzogene religiöse Ehrfurcht mußte alles thun. Mit Trotz und Gewalt hätten die gebildeten Einwanderer unter einer so großen Zahl bewaffneter Wilden nichts ausgerichtet. Wenn man aber erwägt, daß selbst noch in später Zeit die ersten Spanier, die nach St. Domingo, die ersten Engländer, die an die Delaware kamen, für Kinder der Sonne gehalten und als Götter angebetet wurden; so kann man sich vorstellen, daß es auch schon vor mehr als tausend Jahren keltischen, iberischen oder phönicischen Schiffern, die an die amerikanische Küste verschlagen wurden, ziemlich leicht geworden seyn muß, sich eines göttlichen Ansehens unter jenen Wilden zu versichern. Solche Einwanderer sind als die Stammväter der Yukas und wahrscheinlich mehrerer der edelsten Königsgeschlechter in Amerika zu betrachten. — Indeß mischt sich mitten in die patriarchalische Milde des von den neuen Herrschern auf die wilden Einwohner angewandten Erziehungs- und Bildungssystems doch auch wieder eine grausame Härte. Sey es, daß man dieselbe als eine Art von Reaktion des wilden Elements gegen das ihm aufgedrungene Element der Kultur, oder als ein bloß von der herrschenden Race ausgehendes und

wohlberechnetes Schreckmittel betrachten müsse. Beide Motive können zusammenfallen. Im Umgang mit rohen Wilden ist noch jeder gebildete Heer mehr oder weniger in Grausamkeit verfallen, er mochte nun von der Wildheit seines Sklaven unmerklich angesteckt werden, oder ein Schreckmittel gegen ihn unumgänglich nöthig haben.

Die Einführung schrecklicher Gottheiten, die nur durch Menschenopfer zu sühnen waren, mußte natürlicherweise dazu dienen, einmal das Volk in Furcht und Zittern vor den Königen und Priestern, als Stellvertretern der Gottheit zu erhalten, und andererseits ihre Krieger, wenn sie für ihre Gottheit zu streiten glaubten, zu fanatisiren. Diesen Zweck haben offenbar die blutigen Opfer im alten Mexiko gehabt, die so grell gegen die milde Kultur abstechen, neben der sie einhergehen. Ja die mexikanischen Priester und Edeln aßen sogar das Fleisch ihrer Opfer, und der Kannibalismus herrschte hier wie in der Südsee. „Die mexikanischen Priester verspeisten eben so, wie die der Südsee, das Fleisch des gemeinen Volkes, allein sie behandelten dasselbe nicht wie jene als ein plötzlich überfallenes Wild, sondern sie pflegten und schmückten dasselbe, wie der Hirt mit seiner Heerde thut." Es zeigt sich hier schon in den rohen Anfängen der politischen Bildung derselbe Unterschied, der auch noch in den civilisirten Staaten hervortritt. In den muhamedanischen Reichen sind die Herrscher in der Regel auch jetzt noch bloß Jäger, die das Volk wie das Wild überfallen; während sie in China Hirten sind, die das Volk wie eine Heerde pflegen und scheeren, wenn auch nicht mehr fressen.

Mit dem Kannibalismus im alten Mexiko kontrastirt merkwürdig, was wir von seinen Schulen, seinen anständigen und keuschen Sitten wissen, und überhaupt die Höhe seiner Kultur. „Die Gärten, welche Nezahualcoyotl in seiner Hauptstadt Tezcuko angelegt hatte, scheinen die des Montezuma jedoch noch übertroffen zu haben, namentlich hatte er seinen Lieblingsaufenthalt, den Hügel Tezkozinko, zwei Leguas von Tezcuko, auf das Herrlichste ausgeschmückt. Er war in mehrere Terrassen getheilt, welche eine Treppe von 520 Stufen durchschnitt, deren mehrere in den anstehenden Porphyr eingehauen waren. Im obersten Theile des Gartens befand sich ein Wasserbehälter, der durch eine mehrere Meilen weit sich ausdehnende Wasserleitung gespeist wurde. In der Mitte dieses Wasserbehälters war ein Stein, in welchem die Chronik der Regierung Nezahualcoyotls eingehauen war. Weiter unten befanden sich drei Wasserbecken, in deren jedem das Standbild einer Frau aufgestellt war, wodurch die drei verbündeten Staaten angedeutet wurden. Ein anderer Teich enthielt einen geflügelten Löwen mit dem Bilde des Königs. Außerdem wurde das Wasser durch Röhren an verschiedene Punkte der Gartenterrassen geleitet, wo es sich in Wasserfällen über die Felsen ergoß und die wohlriechenden Sträucher und Blumen erfrischte. Am Fuße des Hügels befanden sich Cedernhaine mit marmornen Säulenhallen, Bädern, die in den anstehenden Porphyr eingehauen waren, und allerlei Lusthäusern und hier stand auch das eigentliche Landhaus des Königs mit seinen luftigen Hallen und leichten Bogengängen." Diesem hohen Kulturgrade entspricht auch ein schon sehr complicirtes Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Auch in dieser Beziehung hätte Herr Klemm vielleicht auf das mongolische Asien hinweisen dürfen. Wie nämlich die Politik der chinesischen Kaiser erst seit nicht sehr langer Zeit das Papstthum in der mongolischen Welt durch Theilung geschwächt hat, so fand eine ganz ähnliche Theilung der geistlichen Obergewalt durch die weltliche auch schon im alten Mexiko Statt. Es gab nur *einen* Kaiser, aber *zwei* Oberpriester. Schon daraus erhellt, daß das Priesterthum ein Werkzeug in der Hand der Könige war. Noch mehr daraus, daß der König als der unmittelbare Nachfolger und Stellvertreter des höchsten Gottes galt. Dieser höchste Gott Huitzilopochtli war der Kriegsgott, und ihm brachte man so viele blutige Opfer, daß die Spanier um seinen Tempel noch 136,000 Köpfe von geopferten Menschen aufgestellt fanden. Die Details der Opferungen sind wahrhaft schauererregend. Unter andern baten sich einmal die Mexikaner die schöne Tochter eines benachbarten Königs aus, um sie zur Mutter ihres Gottes Huitzilopochtli zu machen, weil er es selbst begehrt habe. Sie wollten aber damit nur eine Rache und Bosheit an jenem König üben. Der König wollte sich mit ihnen nicht verfeinden, traute ihnen zu viel und schickte ihnen die Tochter. Sie aber legten dieselbe auf den Opferstein (einen großen grünen Jaspis) schnitten ihr das Herz aus dem lebendigen Leibe und opferten es dem Gott; die Todte aber wurde nachher geschunden und ihre Haut einem Jüngling übergezogen. Dann luden sie arglistig den König, ihren Vater, wieder ein, er möge kommen und selber schauen, welcher göttlichen Ehre jetzt seine Tochter genösse. Er kam und man zeigte ihm den Jüngling in der Haut seiner Tochter. Schaudernd entfloh er. Zu diesen Greueln gehören auch die von Maismehl und dem Blut geschlachteter Kinder zusammengebackenen Götzenbilder, die unter das Volk vertheilt und gegessen wurden, damit jeder des Gottes theilhaftig würde, das altmexikanische Abendmahl.

In Bezug auf das Kostüm ergibt sich eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Mexiko und Aegypten insofern, als die Trachten beider Länder nur die potenzirte Tracht der Wilden ist. Der ganze ursprüngliche Schmuck der nackten Wilden erscheint auch noch im Kulturzustande beibehalten und luxuriöser ausgeführt. Namentlich der Federschmuck. Herr Klemm hätte hier vielleicht noch einige nähere Untersuchungen anstellen dürfen. Wenn wir das große Hauptwerk über die amerikanischen Wilden vom Prinzen zu Wied betrachten und mit Champollions altägyptischen Monumenten vergleichen, so finden wir eine gewiß merkwürdige Uebereinstimmung im Gebrauch der Federn als Kopfschmuck. Die Wilden in Nordamerika stecken eine oder einige Federn auf ihren Kopf, wie Federbüsche, nur daß dabei das Kopfhaar selbst die Stelle des Hutes vertritt. Ganz eben so finden wir die Feder auf dem Kopfe von gefangenen Negern und braunen Menschen auf einem Bilde bei Champollion I. tab. 16. Und zwar mit so genauer Aehnlichkeit, daß sogar die kleinen oben an der Federspitze angebundenen Zipfel in Nordamerika ganz so beschaffen sind, wie auf den altägyptischen Wandbildern. Dagegen zeigt sich wieder ein bedeutender Unterschied in der künstlerischen Auffassung der menschlichen Gestalt bei Aegyptern und Mexikanern. In Aegypten herrscht das Nackte in steifer mumien- oder leichenhafter Haltung vor, in Mexiko die Ueberladung und Verhüllung der Gestalt unter Attributen und Ornamenten. In Indien ist die Auffassung abermals eine andere, indem hier die Zusammensetzung der menschlichen Gestalt mit andern Menschen- und Thiergestalten vorherrscht. Der Geschichtschreiber der Kultur hat auf alle solche charakteristische Merkmale zu achten.

Eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Aegypten und Mexiko beweisen auch die Pyramiden, die in beiden Ländern gefunden werden. Herr Klemm erklärt sie S. 405 beide aus der Form der Marais in der Südsee (vergl. Band IV. 377), und vermuthet, es möchten die ägyptischen Pyramiden ganz eben so zu Opferstätten gedient haben, wie die Pyramiden oder hohen Tempelterrassen in Mexiko, die von Blut überflossen (S. 411). Abgesehen davon, daß dieß allerdings möglich ist, so haben doch ohne Zweifel die Pyramiden in Aegypten noch eine weitere Bedeutung und Bestimmung gehabt, die mit Astronomie, Lichtmessung, Zeit- und Raumbestimmung zusam-

menhängen dürfte, wie ein ausgezeichneter Schweizer Ingenieur in einem hoffentlich bald erscheinenden Werke darthun wird. Seine Erklärung dürfte, beiläufig gesagt, denn doch wohl mehr mit dem berechnenden Wesen der Aegypter übereinstimmen, als die unlängst aufgestellte Hypothese, derzufolge die Pyramiden den Luftstrom brechen und daher künstliche Ableiter des mit dem Winde aus Westen kommenden lybischen Sandes seyn sollen.

In der mexikanischen Welt fehlt das Pferd, das wie bereits im alten Aegypten in Gebrauch finden. Doch ist es merkwürdig, daß die altägyptischen Denkmäler die Pferde immer nur vor dem Streitwagen zeigen, und daß wir auf ihnen weder Reiter finden, noch auch das Pferd im Civil- und Agrikulturgebrauch. Es ist durchaus nur ein dem Kriegsgebrauch bestimmtes Thier und der Krieger sitzt nicht auf dem Pferde, sondern steht auf dem kleinen Streitwagen, den das galoppirende Pferd rasch mit sich fortreißt. Die königlichen Pferde sind mit Federkronen und haubenartigem Kopfschmuck überreich verziert, was auch den Dichter des Hohenliedes veranlaßt, die geputzte Braut mit einem solchen Prachtrosse Pharaos zu vergleichen. — Merkwürdig ist wieder, daß die alten Mexikaner, wie die alten Aegypter den Indigo kannten und denselben häufig in ihren Bildern anwandten. Nicht minder war beiden der Gebrauch der Baumwolle bekannt.

Wie wir in Bezug auf die in Amerika vorkommenden Racen annehmen zu müssen glaubten, daß nicht bloß eine Einwanderung von den gebildeten Völkern des Mittelmeers oder der Nordsee her, sondern auch eine aus Nordasien dabei eingewirkt habe, so müssen wir auch in Bezug auf die im alten Aegypten vorkommenden Racen neben dem von Herrn Klemm angenommenen Einfluß von Norden hergekommener kaukasischer Einwanderer noch den Einfluß östlicher Einwanderer aus Indien behaupten. Unstreitig steht die ägyptische Kultur der griechischen und babylonischen näher als der indischen, doch ist hinwiederum die indische der ägyptischen näher verwandt als der babylonischen. Wie ferner das Mittelglied zwischen der Urrace Amerikas und der eingewanderten kaukasischen Race ein mongolischer Typus ist, so erscheint auch zwischen der afrikanischen Urrace und der eingewanderten kaukasischen Race in Aegypten als Mittelglied ein indischer Typus, der in den langgeschlitzten Augen, in den sanften Physiognomien, in der ganzen Haltung der Figuren nicht zu verkennen ist. Der Verfasser nimmt dagegen nur eine einfache Einwanderung von Norden her in Aegypten an. „Die ersten aktiven Einwanderer kamen vom Kaukasus, sey es nun durch die syrische Wüste, sey es zur See. Sie wanderten immer südlich; allein nachdem sie in Aethiopien und Oberägypten sich feste Sitze gegründet, gingen von da aus Kolonien nach Norden zurück und bestrebten sich, in dem Sumpflande des Delta sich gleichfalls eine Herrschaft herzustellen. Hier war der Nil, der in Oberägypten der Kultur so förderlich war, durch seine Ueberfülle ein Hemmniß derselben und es mußten hier erst großartige Wasserbauten, Kanäle, Teiche und Dämme eingerichtet werden, bevor eine ruhige und regelmäßige Kultur des Bodens stattfinden konnte. Wurde im höher gelegenen Aegypten der Nil als freiwilliger, lenksamer Diener benutzt, so galt es dagegen in Niederägypten erst einen Kampf mit seinen gewaltigen Gewässern, bevor er dieselbe Segensfülle verbreiten konnte wie dort. Die Kultur des niederen Aegyptens ist demnach eine jüngere, wie dieß auch durch die historischen Nachrichten bestätigt wird."

Sowohl vom Leben der alten Mexikaner als von dem der alten Aegypter gibt Herr Klemm die ausführlichsten, ins Einzelnste der Tracht, des Haushalts, der Sitte eingehenden Beschreibungen, und in dieser Beziehung hätte sein fünfter Band auch als selbstständiges Werk die reichhaltigste Belehrung gewährt, wenn es auch nicht als Theil in einem größeren Ganzen der Kulturgeschichte inbegriffen wäre. Er hat dazu die besten Quellen, namentlich auch die neuesten, und die vortrefflichen Bildwerke benutzt, welche Franzosen und Engländer über Mexiko und Aegypten herausgegeben haben. Man ist endlich so weit gekommen, das wahre wissenschaftliche Bedürfniß bei Herausgabe solcher Bilderwerke zu erkennen, und den Zweck bloßer Ostentation mehr und mehr zu beseitigen. Hätte man dieß schon zur Zeit Napoleons erkannt, so würde das große Werk Denons über Aegypten ohne Zweifel noch ergiebiger für die Wissenschaft ausgefallen seyn. Als es sich von der Abzeichnung der fast zahllosen in ägyptischen Gräbern und Tempeln erhaltenen Wandbildern handelte, war es natürlich, daß die ersten Reisenden sich mit dem begnügten, was ihnen zunächst zugänglich war und sonderlich in die Augen fiel. Später, als man mehr und mehr entdeckte und eine größere Auswahl treffen konnte, interessirte besonders das Mythische und Heroische. An das Genre, an die Bilder, die nur die Sitten und das gemeine Leben darstellen, kam man zuletzt, und doch sind sie in mancher Beziehung wichtiger, als selbst die Götterbilder, weil das wirkliche Leben eines Volks in der That mehr welthistorische Bedeutung hat, als der Kreis religiöser Vorstellungen, in dem es sich bewegte. Champollion fing die ägyptischen Wandbilder schon besser zu rubriciren an; Rosellini nahm noch mehr Rücksicht auf die Genrebilder und Wilkinson that für die Wissenschaft das beste, indem er nicht nur noch weit mehr bildliche Darstellungen aus dem Leben der alten Aegypter in zweckmäßigster Anordnung mittheilte, sondern sich auch dazu des wohlfeilen Holzschnitts bediente und insofern sein schönes Werk in sechs Oktavbänden dem Publikum zugänglicher machte, als es die großen Riesenfoliobände von Rosellini, Champollion und Denon sind. Es wäre sehr zu wünschen, daß Wilkinson ins Deutsche übertragen würde.

Psychologie.

Rede über das Gedächtniß, akademische Rede von H. Fr. Autenrieth, d. Z. Rektor der Universität Tübingen. Tübingen, Fues, 1847.

Der Redner erörtert, daß die Handlungsweise schon der niedrigsten Infusorien beweise, dieselben müßten sich dessen, was sie früher gethan oder was ihnen begegnet ist, erinnern, indem sie denselben Weg einschlagen, oder vermeiden, jenachdem sie ihn früher gefunden haben. Die Erinnerungskraft der Insekten ist noch weit stärker. Bienen, die man an einem Fenster gefüttert, suchten das nächste Jahr dasselbe Fenster wieder auf. Am vollkommensten ist das Gedächtniß aber bei den Ameisen entwickelt und zugleich mit andern Seelenkräften gepaart, die so nahe an die menschlichen grenzen, daß man sich über die griechische Mythe nicht wundern darf, welche alle Ameisen zu verwandelten Menschen macht. Von den Gedächtnißkräften der höheren Thiere sind unzählige Anekdoten bekannt, und erweist sich dieselbe überdieß durch die Lernfähigkeit der Staare, Papagaien, Hunde, Pferde ꝛc., die eine Schule durchmachen, fast wie Menschen. Unter den Menschen selbst ist die Gabe sehr verschiedenartig vertheilt. Nicht nur daß der Eine ein treffliches, der Andere ein schlechtes Gedächtniß hat, so hat der Eine auch vorzugsweise für dieß, der Andere für jenes Gedächtniß. Einer behält vor allem Zahlen, der Andere Bilder, der Dritte Töne ꝛc.

Das sind im Ganzen bekannte Dinge. Es frägt sich aber, welcher Zusammenhang findet zwischen den Sinneseindrücken

und dem Gedächtniß Statt? wie verhält sich hier Leib und Seele zu einander? „Bonnet dachte sich die Vorstellungsthätigkeit in einem Beugen der Hirnfasern begründet; je nachdem die Beugung in dieser oder jener Richtung öfter wiederholt werde, um so leichter gehe sie in der Folge von statten, um so leichter werde diese oder jene Vorstellung reproducirt. Andere wähnten, freilich in offenem Widerspruch mit den Ergebnissen der physiologischen Versuche neuerer Zeit, in den Blättern des kleinen Gehirns gar ein Buch zu erblicken, in welches die Vorstellungen zu fernerem Gebrauche niedergeschrieben seyen; das Recept zu der dabei angewandten sympathetischen Dinte verschwieg man wohlweislich. Erst unserer an Erfindungen so reichen Zeit ist der Aufschluß vorbehalten worden, denn der Phrenologe Cotta spricht in dieser Beziehung für die Natur die Priorität der Entdeckung der Daguerreotype und Moser'schen Lichtbilder an, die lange ungesehen auf Metall- oder Glastafeln vorhanden seyn können und dann durch einen Hauch plötzlich zum Vorschein kommen. Verlassen wir jedoch diese unbefriedigenden Erklärungs-Versuche eines gröbern oder feinern Materialismus und suchen Aufschluß von Seiten der spekulativen Psychologie her zu erhalten; wir werden auch hier nicht klüger. Denn welche klare Vorstellung vom Vorgange des Gedächtnisses erhält man wohl, wenn z. B. Rosenkranz in dem Gedächtniß einen Abgrund als ideelle Räumlichkeit der Intelligenz erblickt, in dessen Tiefe Bilder auf Bilder sich versenken, also eine Art von Hades, in welchem die Geister der Objekte wesenlos umherschweben, bis sie zum zweiten Mal wieder zur Anschauung kommen, oder wenn Erdmann den Grund des Gedächtnisses in eine Realisirung des theoretischen Geistes setzt, darin setzt, daß die Intelligenz ihr inneres Besitzthum, d. h. sich selber, in dem Aeußerlichen, nämlich dem Worte, hat, so daß sie in dem Objektiven nur sich selber und nur in ihm sich gefunden hat. In der That es wird nicht zu viel behauptet seyn, daß der Wunsch von Baco, in die Natur des Erinnerungsvermögens, dieser wundersamsten aller menschlichen Seelenkräfte, wie Kant sie nennt, tiefer einzudringen, noch immer unerfüllt geblieben ist."

Bekanntlich hat die Phrenologie das Räthsel zu lösen unternommen, und ein eigenes Organ des Gedächtnisses festgestellt; allein es kostet Herrn Autenrieth wenig Mühe, diese Behauptung umzustoßen. „Das körperliche Organ, durch welches die Erinnerung vermittelt wird, sind die Primitivfasern der Hemisphären des großen Gehirns, denn mit Abtragung derselben erlischt das Gedächtniß nach den von Flourens und Hertwig bei Thieren angestellten Versuchen mit der intellektuellen und empfindenden Kraft vollständig. Aus den angeführten Versuchen geht aufs Ueberzeugendste hervor, daß die Erinnerung, wie jede andere Seelenthätigkeit, wenn gleich nur durch das Großhirn und einen bestimmten Zustand desselben möglich gemacht, von keinem einzelnen Theil dieses Organs besonders abhängig ist, denn die Hirnhemisphären können nach vorne oder nach hinten, nach oben oder auf der Seite eines Theils ihrer Substanz beraubt werden, ohne daß dieß Einfluß auf irgend eine der verschiedenen Geistesverrichtungen hat. Wie aber der Substanzverlust, an welcher Stelle er auch stattfindet, eine gewisse Grenze überschreitet, so hören auch sämmtliche Seelenverrichtungen gleichzeitig miteinander auf. Es gibt somit kein besonderes Organ des Gedächtnisses, keine Organe des Sach-, Orts-, Wort- und Personengedächtnisses, wie Gall einst wähnte, sondern das große Gehirn vermittelt durch seine Gesammtmasse die psychischen Erscheinungen."

Der Verf. versucht nun eine andere Erklärungsweise. Er sieht in dem sogenannten Nervengeist, Nervenäther, oder wie man dieses geheimnißvolle Fluidum nennen will, die Vermittlung zwischen der Physis und der Psyche, und wendet auf dasselbe die Gesetze der Undulation an. „Einen Fingerzeig in dieser Beziehung gibt schon die räthselhafte Wirkung der Musik; denn was hätten an sich betrachtet die Schallwellen der Luft mit der höhern Gefühlsseite des Menschen zu thun, sie, die den Krieger zur muthigen Todesverachtung und den Frommen zur Erhebung seines Geistes zu seinem Schöpfer antreiben. So dürfte denn der Uebergriff vom Gebiete der Physik aus in das Reich des Uebersinnlichen gerechtfertigt seyn; und der Versuch, die Undulationsgesetze, denen die wägbaren, wie manche unwägbaren Stoffe, unterworfen sind, auch auf die psychischen Erscheinungen in ihren materiellen Beziehungen anzuwenden, ist, wie mich längere Beschäftigung mit dem Gegenstand gelehrt hat, wirklich kein ganz unfruchtbarer. Die bereits auch von Hartmann angedeutete Anwendung auf das Gedächtniß sey eine Probe. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß wenn ein Blasinstrument wiederholt falsch geblasen worden ist, die falschen Töne späterhin immer wieder zum Vorschein kommen, auch wenn ein Kunstverständiger sich des Instrumentes bedient; und nur durch oft wiederholtes angestrengtes richtiges Spiel gelingt es, das Instrument wieder zurecht zu blasen, d. h. die Molekeln des Instruments erhalten mittelst der während des Tönens in ihm vor sich gehenden Solidarschwingung allmählig wieder ein bestimmtes Lagerungsverhältniß zueinander, durch das die Reinheit der Töne bedingt wird. — Setzen wir nun den Vorgang bei einer Vorstellung in eine Undulation des Nervenäthers im Großhirn, analog den Luftschwingungen im geblasenen Instrument, so wird eine entsprechende Veränderung auch in der Hirnmasse anzunehmen seyn; auch hier werden die molekulären Verhältnisse je nach der Art der Aetherschwingungen Abänderungen erleiden, und zwar um so ausgeprägter, je öfter der Vorgang sich wiederholt, oder je stärker die Aetherschwingung selbst vor sich geht. Die Erfahrung bestätigt dieß in der That, denn Wiederholung der gleichen Vorstellungen erleichtert bekanntlich ihr Behalten ebenso, wie die Stärke und Lebhaftigkeit einer Vorstellung in geradem Verhältniß zu ihrer Aufbewahrung im Gedächtniß steht. Aber noch vieles Andere folgt aus der Anwendung der Undulationstheorie auf den Vorgang bei der Erinnerung; namentlich folgt, daß auch die materielle Beschaffenheit des Hirns einen wesentlichen Einfluß auf dieses Vermögen, das Cuvier nicht mit Unrecht eine körperliche Fähigkeit nennt, haben muß, insoferne nicht nur die größere oder geringere Leichtigkeit, mit der Schwingungen von gewisser Intensität vor sich gehen, sondern besonders auch die Schärfe der Zeichnung der Schwingungsfiguren davon abhängen dürfte. Kein Räthsel bliebe nunmehr, warum die Eindrücke der Kindheit die unvergeßlichsten sind, denn die durch die ersten Schwingungen, welche in das erwachende Bewußtseyn aufgenommen werden, erzeugten Klangfiguren werden nothwendig um so schärfer gezeichnet ausfallen, je weniger Erschütterungen das Organ überhaupt noch ausgesetzt war, je ungespielter, um mich so auszudrücken, das Hirn noch ist."

Nach derselben sinnreichen Theorie sucht der Verf. auch die plötzliche Rückerinnerung zu erklären. „Eine Saite fängt nämlich von freien Stücken zu tönen an, wenn in ihrer Nähe ein Ton entsteht, der gleiche Höhe hat mit dem, auf den sie selbst gestimmt ist, oder der in einem harmonischen Verhältniß, im Verhältniß der Oktave, Terze, Quinte, Quarte, zu demselben steht; sie bleibt klanglos bei allen höhern oder tiefern oder nicht im harmonischen Verhältniß, d. h. nicht im Verhältniß von 2, 3, 4 u. s. w., in Betreff der Geschwindigkeit der dabei stattfindenden Schwingungen, zu ihr stehenden Tönen, selbst wenn die erschütternde Wirkung durch die Luftwellen bei letztern eine sehr bedeutende ist. Wie trefflich paßt denn dieß Alles auch auf den Vorgang bei der Erinnerung, wo die früher gehabte Vorstellung so oft wieder auftaucht, wenn gerade eine, sey es aus dem Gesetze des Kontrastes oder der Association, in näherer Beziehung zu ihr stehende Vorstellung in unserem Bewußtseyn auftritt."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 16. Dienstag den 2. März 1847.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Franz Freiherrn von Gaudy. Herausgegeben von Arthur Müller. Berlin, in Commission bei Bethge, 1847.

Wie erfreut das edle und heitere Wesen dieses Sängers mitten unter dem Wust unserer forcirten Zeitpoesie! Wie Schade, daß er so frühe schon vom Leben scheiden mußte!

Franz Freiherr von Gaudy gehört noch zu den natürlichen, bescheidenen, ehrlichen Naturen, welche so lange die Zierde der deutschen Lyrik waren. Er gehört noch nicht zu den geschniegelten und gebiegelten Bengeln, die mit ihren Judenbärten und die Lorgnette im Augenwinkel schlechtgereimten Kommunismus und Atheismus für Poesie halten. Er gehört noch zu den reinen Menschen, noch nicht zu den Pudeln, die sich für Löwen halten. Er gehört noch zu den keuschen Sängern, noch nicht zu den poetischen Schweinen in Kravatte und Manchetten.

Seine große Bescheidenheit erhellt schon aus dem Eingangsliede:

Zaunkönig just am hellsten singt
Bei Wind und Regenwetter,
Wenn Sturm mit alten Eichen ringt,
Abschüttelnd welke Blätter.
  Wohl stürmt es jetzt in Ost und West,
  Doch ich will nicht verstummen,
  Und wie der Vogel ohne Nest
  Mein freies Liedchen summen.

Er erlebte noch das Zeitalter der sogenannten Zerrissenheit, aber sie ekelte ihn an:

Zerrißne nennt ihr euch — nein, sprecht, Zerlumpte —
Ich schmeichle noch: ihr seyd nur ächte Lumpe,
Schimpft, nörgelt, flucht — zieht aber stramm im Kummte,
Schwingt greinend bei des Staatsschiffs Leck die Pumpe.

Ihr träumtet, völkerlenzliche Trompeter,
Den grauen Zwing mit Phrasen umzublasen —
Ihr irrt euch, Kinder: felsenfest noch steht er
Und ihr davor mit ellenlangen Nasen.

Zahnlose Biss'ge, Mezza-voce-Beller,
Ward euch Vernunft nur zu socialen Faxen?
Europamüde, höfliche Rebeller,
Ist euch der Arm zum Schmieren nur gewachsen?

Nur zu Denkwürdigkeiten à la Custine?
Nur zu Tendenz-Novellen, Heine-Klagen? rc.

Der falschen Aufregung und feigen Poltronerie gegenüber charakterisirt der Dichter auch sehr glücklich die offizielle Mäßigung:

Der kleinen Zeit genügen kleine Mittel,
  Nur kleines ist Probat. :,:
Kalt, nüchtern, herzlos wurden Ehrentitel —
  Man ist Homöopath. :,:

Hübsch kleinlich nur! Wir hatten nichts vom Großen,
  Denn Größe ist Verrath.
Erlaubt man Geist, so sey's in kleinsten Dosen,
  Will der Homöopath.

Das kleine Herz, es treibt nur dürft'ge Keime,
  Wie dürftig doch die Saat;
Und zagend, daß er nichts Gigant'sches träume,
  Wacht der Homöopath rc.

Unter den Gedichten ernsten Inhalts zeichnen sich mehrere durch das Hochherzige und Noble aus. So z. B. das Gedicht Armand von Béarn. Dieser Ritter war durch doppelte Verpflichtung, wie es im Mittelalter öfters geschah, Vasall mehr als eines Herrn, und bewohnte für England ein festes Schloß, während er zugleich Dienstmann des Grafen von Foix war, der das Schloß belagerte. Als ihn nun der Graf bei seiner Dienstpflicht vorforderte, empfahl Armand die Vertheidigung des Schlosses seinem Bruder und ging zum Grafen hinaus, der ihn auf der Stelle umbrachte. Schwer ists, zwei Herren zu dienen, aber einem Manne, der Ehre besitzt, ist nichts unmöglich. In den Kreis dieser Dichtungen gehört auch die edle That Ritter Heinrich Schweinkenrists. Sie ist geschichtlich. Im Kampfe Ludwigs des Bayern mit Friedrich dem Schönen wurde jener österreichische Ritter von dem bayrischen Ritter Stephan von Gumpenberg gefangen, aufs bloße Wort wieder entlassen, und stellte sich edelmüthig wieder mit dem Lösegeld ein, das aber eben so edelmüthig Ritter Stephan nicht annahm. Hieher gehört ferner die Romanze vom Ritter Landschaden von Neckarsteinach, der ein böses Leben durch herrliche Thaten sühnte. Ansprechende historische Dichtungen sind ferner die Ziskatrommel, Graf Babo von Abensberg. Daran schließen sich Sagen, z. B. die vom Schwanenritter zu Cleve, von der Frau Twardowska (nach dem Polnischen des Mickiewicz), von den Geistern der auf Chio Erschlagenen, die bei Nacht das Schiff des Kapudan Pascha überfallen:

Auf tauchen alle die entstellten Leichen,
Und drängen in gespenst'schen Reih'n herbei.
Und von Entsetzen halberstickten Schrei
Hört dumpf man aus der Brust der Türken keuchen.

Gleich stieret auf die Leichen der Barbar,
Vermag sich furchterstarrt nicht abzuwenden!
Sie sind's, er kennt sie, die mit eignen Händen
Er gestern erst geschlachtet am Altar.

Der Todten hiebzerspaltene Gesichter,
Vom Haar umwallt, das von der Salzfluth schwer,
Gebrochne Augen, Höhlen augenleer,
Sie schrei'n um Rache auf zum ew'gen Richter.

Und aus der Wiederauferstandnen Chor
Taucht unter des Kapudan Pascha's Fenster
Das drohendste der blutigen Gespenster,
Der silberhäupt'ge Bischof starr empor.

Vom Spiel der dunklen Wellen aufgehoben,
Steht er geschmückt mit purpurnem Talar
Und schaut, umgeben von der Priester Schaar,
Als weih'te er sein Volk zum Tod, nach Oben.

Die Anker lichtet! Spannt die Segel auf!
Herrscht der entsetzte Pascha. Jene Hunde
Sind mit der Djinnen nächt'ger Schaar im Bunde!
Fort, fort von hier! Beschwingt der Schiffe Lauf!

Der Kiel durchschneidet rasch die grünen Wogen —
Doch hastig drängend rauschet hinterher
In langen Reih'n der Todten geaufig Heer,
In tiefer Wasserfurche nachgezogen.

Von ähnlicher Art ist die Beschreibung des gespenstigen Todeswagens auf dem Karneval zu Florenz. Schauerlich ist auch die lithauische Sage von der Pestjungfrau. Heiterer die Sage von der spielenden Harfe, und von den drei Budrißsöhnen (nach Mickiewicz). Der Vater schickt die Söhne aus mit den Lithauern, Russen und Deutschen zu kämpfen und reiche Beute heimzubringen; aber jeder bringt am Ende nur — eine schöne Polin als Braut heim, denn besseres gäbe es doch nirgends auf der Welt, und der lachende Vater bestellt ihnen die Hochzeit. Aeußerst galant, aber die Polinnen verdienen es.

Die Mehrzahl der Gedichte ist von heiterer Art. Vortrefflich ist z. B. der Glückspilz:

Glückspilz geht hinaus zu jagen,
Trifft kaum zwanzig Schritt vom Herde
Einen Hirsch. Flugs angeschlagen —
Paff! das Wild stürzt todt zur Erde;

Doch das Blei fliegt durch's Gesträuche,
Schlägt 'nen Fuchs todt auf der Stelle,
Und zuletzt im nahen Teiche
Noch 'ne schöne Lachsforelle.

Glückspilz schlägt die beiden Hände
Ueber'n Kopf zusammen, stutzend,
Und hascht dergestalt am Ende
Feister Lerchen noch zwei Dutzend.

Glückspilz auf der Schule lässig,
Rückt verwegen in's Examen.
Zwar sein Wissen ist nur mäßig,
Doch ihn schirmen alte Damen ꝛc.

Besonders glücklich ist der Dichter in der poetischen Genremalerei. Hier wetteifert er mit den besten Malern. Nur einige Beispiele. Ein alter Hagestolz steht unter dem Pantoffel seiner Haushälterin und hält den jungen Herrn Neffen karg. Da wünscht ihm dieser in Versen Glück zum Geburtstag und der geschmeichelte Alte möchte ihm gern Geld schicken, fürchtet sich aber vor der Haushälterin. Das gibt einen köstlichen Monolog:

Ein Brief? Von wem? Von meinem Neffen.
'Ne theure Sippschaft! Was wird's seyn!
Die unfrankirten Schreiben treffen
Posttag für Posttag wieder ein.
Der kurze Sinn der langen Klagen
Ist doch das leid'ge: Schicke Geld!
Ich werde 'mal Susannen fragen,
Was sie von dem Geschreibsel hält?

Was Tausend! Verse! — Das gesteh' ich —
Wird der Patron noch gar Poet?
Hm! Kurz und lang gereimt — Was seh' ich?
„Geburtstag — Lenze — Kränze — spät —
Glück — Augenblick — in fernsten Tagen“ —
Wo hat der Jung' in aller Welt —
Da will ich doch Susannen fragen,
Was die von dem Gedichte hält?

'S ist richtig. Zwei und sechzig Jahre
Sind's heut. — — ich dachte nicht daran
Doch still davon. Kein Mensch erfahre
Ein Wort. Noch sieht man mir's nicht an.
Fest ist mein Schlaf, gesund mein Magen,
Wenn auch das Haar in's Graue fällt —
Ich will doch gleich Susannen fragen:
Wie alt mich wohl die Alte hält?

Dem Neffen aber zwölf Dukaten —
Weiß Gott, der Schlingel hat Talent.
Dem Sohn der Schwester, meinem Pathen
Muß ich doch manchmal ein Präsent —
Selbst will zur Post den Brief ich tragen,
So kräht kein Hahn nach jenem Geld —
Doch will ich erst Susannen fragen:
Ob sie's nicht für Verschwendung hält? ꝛc.

Zu dieser Gattung gehört auch das allerlirbste Gedicht S. 82. Der Dichter pflegte einem kleinen Mädchen eine Düte voll Mandeln zu bringen und blieb bei dieser Gewohnheit, bis sie herangewachsen war:

Und wieder stand ich mit der Zuckerdüte
Vor ihr — — da war's, als ob der Traum zerrann —
Ich sah verwirrt die Jungfrau, die erblüh'te,
Mitleidig da mein grauend Haupthaar an.

Die Wang' erglüht' in heller Scham — die Mandeln
Entrollten meiner Hand. So alt — so blind! —
Was alles doch fünf Jahre können wandeln, —
Das Kind zur Jungfrau — und den Mann zum Kind!

Vortrefflich sind auch die Lieder einer Köchin am Sonntag geschildert:

Ein freier Sonntag, und zwei Wochen
Gehudel! Wird denn nie das Joch,
In dem die Köchin seufzt, gebrochen?
Und Alles spricht von Freiheit doch!
Blank sind die Kessel, Tiegel, Pfannen,
Die Herrschaft ließ mich endlich gehn —
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Eine Reihe von Liedern enthält Erinnerungen an Italien, zum Theil zärtlichen Inhalts, namentlich die toskanischen Rispetti;

Viel Grüße hab' ich Vögeln mitgegeben,
Sind andre Boten mir doch nicht gestattet:
Sie werden zu den Zweigen niederschweben,
Sind sie von allzu langem Flug ermattet,
Sie lassen sich auf Pisa's Bäumen nieder,
Und bringen dir, blüh'nd Röschen, Grüß' und Lieder.

* * *

Geh schlafen, Liebchen, geh zu Bett, zu Bette!
Von Veilchen mögen deine Kissen schwellen;
Es mag zu Häupten deiner Lagerstätte
Zwölf Sternen und drei Strahlen Licht entquellen.
Ein Stern mag funkeln über deinem Haupte,
Dich mahnend, wie ich deinen Schwüren glaubte;
Ein Stern mag glitzernd stehn zu deinen Füßen,
Und beim Erwachen hold dich von mir grüßen ꝛc.

Es ist ein merkwürdiger Zug in der deutschen Lyrik, daß die italienischen Schönen unsern Dichtern so sehr die Köpfe verrücken. Seit Goethe, welcher Barbar, der in Italien war und nur ein wenig singen gelernt hat, hätte nicht auch wie Goethe gesungen, daß er „römischen Leib und Busen beherrscht," oder seinen Unwillen über irgend eine Spröde dort ausgelassen. Man findet nie, daß französische Dichter sich so viel um die Italienerinnen bekümmert hätten. Auch englische nicht, wenn man Lord Byron ausnimmt. Sollte das alles bloß Nachäfferei des großen Goethe seyn? oder liegt der Zug zur Schönheit des Südens nicht tiefer in unserer deutschen Natur? wir glauben das letztere. Die Franzosen, selbst die Engländer haben zu viel Romanisches in sich, als daß das Italienische als reiner Gegensatz zugleich so abstoßend und unendlich anziehend auf sie wirken könnte, wie auf uns reine Germanen.

Eine Reihe von Gedichten „nach Bildern" enthält kurze aber treffende Beschreibungen und Charakteristiken berühmter älterer und neuerer Bilder, z. B. die Hundelektion von Karl Schulz, das Katzenconcert von Teniers, die väterliche Ermahnung an die Tochter von Terbourg, den Angler von Schalken, die aus dem Fenster schauende Nonne von Hoyot, die von Engeln über das Meer getragene Leiche der h. Katharina von Mücke:

Und als der Heil'gen Haupt von Schwertes Streiche
Gefällt, da senkten Engel aus der Luft
Hernieder sich, um nach geweihter Gruft
Auf Sinai zu schweben mit der Leiche.

Der Engel zween zu Häupten, zween zu Füßen,
Entführten sie im Fluge sanft und weich,
Schön wie im Leben, nur die Wange bleich:
Ein sel'ger Traum mocht ihren Schlaf versüßen.

Kein Lüftchen weht, kaum flattern die Gewänder,
Der Locken Ringel löset kaum der Wind,
Und gleich des Frühlings Düften lof' und lind,
So gleiten sie weit über Meer und Länder.

Und wo der Engelszug vorüber flieget,
Da schweigt der Sturm, da glättet sich die See,
Da schlummert in Glückloser Brust das Weh,
Und ihrer Augen Schmerzens-Thau versieget.

Wie schnell die goldumsäumte Wolke reise!
Ruft wohl das Kind, und deutet himmelwärts.
Der Engel Nähe ahnt der Mutter Herz —
Sie küßt des Lieblings Stirn, und betet leise.

Sehr lieblich gedacht. Nicht minder glücklich ist der Eindruck wiedergegeben, den Schrödters Don Quirote auf den Beschauer macht:

Durch Wappenscheiben schielt der Sonne Licht
  Neugierig nach dem bleichen, hagern, langen
  Hidalgo mit den transcendenten Wangen —
Die Sonne sengt und brennt — — er fühlt es nicht.

Des Weines Ranke, die das Haus umflicht,
  Winkt in's Gemach: Fort mit den Folianten!
  Tritt in den Zauberkreis des Nekromanten,
Des mächt'gen Magus Lenz! — — Er sieht es nicht.

Nur Wasser hält die Flasche, einst verpicht.
  Verschimmelt, kaum zu beißen ist die Krume
  Des Brods, an dir des Ritterthumes Blume
  Die morschen Zähne wagt — — er schmeckt es nicht.

Was auch durch's Schlüsselloch der Pfarrer spricht,
  Schreit der Barbier auch laut nach Don Quixoten,
  Beweint die Nicht' ihn schon als einen Todten
Mit der Haushälterin — — er hört es nicht.

Er liest und liest das göttliche Gedicht,
  Der Bücher erstes: Amadis von Gallien,
  Die Wunder bei Turnieren, in Batailllen —
Springt auf — vor seinem Geiste wird es Licht.

Am Schluß folgen die Kaiserlieder, in denen Gaudy die Hauptmomente aus dem Leben Napoleons poetisch aufgefaßt hat.

Alterthumskunde.

Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt und besonders in Deutschland, so wie den keltischen Ursprung der Stadt Halle. Von Hofrath Chr. Keferstein. Erster Band. Halle, Schwetschke und Sohn, 1846.

Der Verfasser beklagt, daß für die Kunde keltischer und germanischer Alterthümer noch so gar wenig gethan worden ist. Er sollte nicht klagen, sondern sich vielmehr freuen, daß endlich etwas dafür geschieht. Dergleichen läßt sich nicht übereilen. Im Mittelalter konnte nichts für Konservirung heidnischer Alterthümer geschehen, eben weil sie heidnisch waren. Seit der Reformation herrschte der antike Geschmack, der sich nur in römische Münzen und Scherben verliebte und alles Nichtrömische wegwarf. Als im Anfang dieses Jahrhunderts eine lebendigere Liebe zum deutschen Alterthum erwachte, war es wohl natürlich, daß sie sich zuerst zu den Sprachdenkmalen wandte und von den kaum bekannten, spärlichen Grabfunden nicht angezogen wurde. Herr Keferstein thut insofern den großen Koryphäen deutscher Alterthumskunde Unrecht, wenn er ihnen einen Vorwurf daraus macht, daß sie über den geschriebenen Denkmalen die von Stein und Metall ganz vergessen hätten. Einer kann nicht Alles, es muß hier eins nach dem andern zu seinem Rechte gelangen, denn zu allem gehört Muße. „Jakob Grimm in seiner ausführlichen deutschen Mythologie vom Jahr 1844 sagt S. 7: „Aus den erhaltenen germanischen Opferhügeln und Opferplätzen lassen sich zwar einige wichtige Folgerungen für den altheidnischen Gottesdienst ziehen, aber ich schließe sie von meinen gegenwärtigen Untersuchungen aus." Sollte durch ein solches vorsätzliches Ignoriren der germanischen

Mythologie nicht das Hauptfundament entzogen werden? — Prof. Haupt sagt in der Vorrede zu seiner trefflichen Zeitschrift „Für deutsches Alterthum" vom Jahr 1841: „Ausgeschlossen von dem Stoffe dieser Zeitschrift bleiben alle handgreiflichen Alterthümer ohne geistigen Inhalt; es ist nicht nöthig für diese Gegenstände ein neues Mittel der Bekanntmachung zu schaffen, da ganze Gesellschaften auf die Sammlung und Beschreibung derselben den größten Theil ihrer Thätigkeit widmen; die vaterländische Gesinnung, mit der dieß geschieht, ist gewiß nicht zu schelten, aber der wissenschaftliche Betrag dieser Bestrebungen scheint mir sehr gering. Die Gräber, die man zu Hunderten aufgedeckt hat, sind doch fast stumm geblieben; Scherben, Waffen und Geräth werden aus ihnen in zahlloser, aber gleichförmiger Menge zu Tage gefördert, ohne daß wir dadurch mehr lernen, als wir längst wissen. Und das ist nicht viel, denn ich sehe nicht, daß man auch nur so weit gekommen ist, in diesen Alterthümern Deutsches, Keltisches und Slavisches mit fester Sicherheit zu unterscheiden. Sollte es gelingen, solchen Ueberresten des grauen Alterthumes erhebliche Belehrung abzugewinnen, dann mag auch diese Zeitschrift sie in ihren Kreis ziehen." Das klingt nun freilich etwas trostlos; allein wenn die Sprachforscher sich auch über den Werth der Antiquaglien täuschen, so kommt ja darauf gar nichts an. Die deutschen Archäologen sollen sich dadurch nicht irre machen lassen.

Je neuer das Studium ist, um so verzeihlicher sind auch die bei demselben angewandten falschen und versuchsweisen Methoden. Nachgerade sollten sich eben die deutschen Archäologen dahin vereinigen, vor Allem eine möglichst reiche Uebersicht und natürliche Eintheilung der Funde zu gewinnen, und alle erklärenden, namentlich ethnographischen Hypothesen vorläufig gänzlich fallen zu lassen. Wenn Hanusch seine slavische Mythologie fast unbrauchbar machte durch die sie durch und durch beherrschende Voraussetzung, alles Slavische sey ursprünglich indisch; so verwirren mehrere deutsche Forscher nicht weniger unsere vaterländische Alterthumskunde, indem sie von der Voraussetzung ausgehen, alles müsse keltisch seyn. Auch Herr Keferstein hat sich von dieser falschen Methode nicht frei zu halten gewußt. Anstatt einfach die im Saalkreise gefundenen Alterthümer zu beschreiben, zu ordnen, und mit den Funden der Nachbarländer zu vergleichen, stellt er von vorn herein die keltische Hypothese auf. Auch seine Statistik der Alterthümer hat nur den Zweck, die keltische Hypothese zu unterstützen. Nur deßhalb geht er mit seinen Forschungen bis Irland und Sicilien, Rußland und Amerika. Uns dünkt, so weit soll man die Vergleichungspunkte vorerst nicht herholen. Es würde vollkommen genügen, nur erst einen Ueberblick über die einheimischen Funde zu gewinnen. Herr Keferstein hat dieß zwar versucht, aber nur auf wenigen Seiten, und ist insofern weit hinter dem schätzbaren Buche von Wilhelmi zurückgeblieben, obgleich auch dieses bei der Menge von Funden, die namentlich seit einigen Jahren durch so viele neugegründete Alterthumsvereine und aus Anlaß der Eisenbahnbauten gemacht worden sind, noch nicht vollständig genug ist. Würde man irgendwo ein großes keltisch-germanisches Museum errichten, worin alle irgend wichtigen Funde in Suiten vereinigt wären, wie im Museum zu Kopenhagen; so würde es möglich werden, ohne daß man dazu irgend aus fremden Ländern Belehrung zu suchen hätte, unter den vorhandenen Alterthümern selbst wie das Aeltere vom Späteren, so namentlich das Keltische vom Germanischen und Slavischen zu unterscheiden. Dann erst wäre es Zeit, die inländischen Funde mit den ausländischen zu vergleichen und dadurch den keltischen oder slavischen Ursprung eines in Deutschland gefundenen Alterthums eben so bestimmt von einem germanischen unterscheiden zu lernen, als man bisher die römischen Funde hat unterscheiden können. Aber gleich mit der fremden Vergleichung anzufangen, scheint uns falsch. Es geht dann den Antiquaglien, wie gewissen Wörtern, welche die Keltomanen für keltisch erklären, obgleich sie gut und echt deutsch sind. Viele Sachen wie Ausdrücke waren eben den Germanen und Kelten, wie wahrscheinlich noch andern Völkern gemein und es wäre gleich thöricht, sie dem einen oder andern ausschließlich vindiciren zu wollen. So leuchtet uns auch der keltische Ursprung der Halloren keineswegs ein. Die Halloren haben eine echt deutsche Gildeverfassung und Gildensprache. In Mittel- und Niederdeutschland muß man doppelt vorsichtig seyn mit Voraussetzungen des Keltenthums, denn hier dürften die Kelten den Germanen schon zu einer Zeit haben weichen müssen, in welcher die Kultur noch nicht sehr weit vorgeschritten war; während in Süddeutschland die Kelten zuerst von den Römern und viel später erst bei einer schon sehr vorgerückten Kultur von den Germanen überwältigt wurden. Deßwegen muß sich das Keltische, wo es noch vorgefunden wird, im Norden Deutschlands ganz anders verhalten, als im Süden. Eine Menge Funde in Norddeutschland aber, die schon höhere Kultur verrathen, und die man bisher für keltisch hielt, werden eben deßhalb nicht der frühern Keltenzeit, sondern der späteren Germanenzeit angehören.

Jedenfalls ist zu hoffen, daß uns die in Deutschland gemachten Funde noch einigen Aufschluß, wenn nicht vollständig über die Volksstämme oder auch nur Nationalitäten im Großen, doch wenigstens über den Bildungsgrad der alten Einwohner darbieten werden. Allein indem man einen solchen Aufschluß von ihnen erwartet, muß man sich aufs äußerste hüten, sich den Blick zu verblenden durch vorgefaßte Hypothesen und in dieses noch neue und gleichsam jungfräuliche Studium schon die ganze widerwärtige Superfötation der ethnographischen Rechthabereien mitzubringen. Seit Rudbeck und Pelloutier sind hunderte von Bänden gefüllt worden mit Versuchen, den gordischen Knoten der Völkernamen im mittleren und östlichen Europa aufzulösen und über die Grenzen der Welschen, Germanen und Slaven, über die Kimmerier, Hyperboreer, Skythen, Kelten, Pelasger ꝛc. ins Reine zu kommen. Es ist so wenig gelungen, daß bis auf den heutigen Tag der Eine das Keltenthum von Westen aus über das ganze germanische Gebiet bis tief in den slavischen Osten ausdehnt, während der Andere von Osten aus das Slaventhum wiederum weit über das ganze germanische Gebiet bis tief nach Westen und Süden erstreckt. Man erwäge nur, daß noch vor wenigen Jahren ein polnischer Gelehrter die Vindelicier zu slavischen Wenden machte, während einige Jahrzehnte früher ein bayrischer Gelehrter die Bayern in denselben Gegenden sämmtlich für Kelten erklärte. Man muß dann freilich fragen, wo in aller Welt die Deutschen hergekommen sind, daß sie zwischen den alles innehabenden Slaven und Kelten doch noch Platz finden konnten? Haben aber die Deutschen selber Platz gefunden, so ohne Zweifel auch ihre Utensilien, und man wird wahrscheinlich immer mehr einsehen, daß die überwiegend große Mehrheit der im deutschen Boden gemachten Grabfunde auch deutsche Waffen, deutsche Geräthe, kurz deutsche Denkmäler aller Art sind, und daß keltische oder slavische nur in gewissen Gegenden ihnen die Wage halten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 17. Sonnabend den 6. März 1847.

Dichtkunst.

Ziska. Gesänge von Alfred Meißner. Leipzig, Herbig, 1846.

Unsern ältesten Barden gleich stimmen jetzt unsere jüngsten Dichter ihre Harfen zu Schlachtgesängen und schwellen den Sturm der Zeit mit ihren Tönen an. Wir haben hier einen der begeistertsten vor uns.

Es geht ein Laut durch alle Weltgeschichte,
In Pausen von Geschlechtern zu Geschlecht
Und ruft der Menschheit Dränger zu Gerichte,
Verkündend das vergeß'ne Menschenrecht.
Ein Rufen ist's von Armen, Unterdrückten,
Aus Nacht, aus Fesseln, Geisteszwang und Noth.
Ein Mahnen an die Reichen und Beglückten,
Ein Drängen nach Erkenntniß und nach Brod.

Als Apostolen dieses Rufes treten
Im dürft'gen Kleid und durch den Schmerz geweiht
Der Volksbefreiung herrliche Propheten
Aus niedrer Hütte in die laute Zeit.

Luther wird der Eine genannt, Rousseau der Andere, Reformation und Revolution gelten dem Dichter als eins.

Ja Ketzerthum! in aller Zeit dasselbe,
Ob's in verschiedenen Zungen anders klingt.

Zwar mißlingen, wie der Dichter klagt, gar oft die kühnen Freiheitsplane.

Das Weltgeschick ist ehern
Und unabwerfbar scheint der Völker Joch.
Und doch, o Menschheit, glaub' es deinen Sehern,
Der Welt geheime Kirche sieget doch!
Der Sieg kommt nach. Nur das muß bitter schmerzen,
Daß Menschheitssiege, ach, so schwer erkauft,
Daß mit dem Blut so vieler tausend Herzen
Das Weltgeschick des Fortschritts Speichen tauft.
Daß, wenn der Altar Ambos ward auf Erden
Zum Kettenschmieden für der Völker Bann:
Der Ambos wieder muß zum Altar werden
Das Schwert zu schmieden, das da retten kann.

Die ganze Menschheit, hofft der Dichter, wird einst frei werden, „Brod und Erkenntniß" genug haben, alle Menschen werden an Glück und Bildung einander gleich seyn:

Und wenn die Erde einst ihr Pfingstfest feiert,
Dann singt die Poesie ihr letztes Lied.

Aber wer wird, müssen wir den schwärmenden Poeten fragen, wenn alle Menschen Brod und Erkenntniß genug haben werden und in der letzteren auf höchster Stufe einander gleich stehen, d. h. alle Philosophen seyn werden, wer wird dann noch die Stiefeln putzen und die Schornsteine fegen wollen? Und wie sollte es möglich seyn, daß jemals alle Bösen gut und alle Einfältigen weise würden?

Genug, unser Poet schwärmt für das Paradies auf Erden, das durch Freiheit, Gleichheit, Gütergemeinschaft, mit einem Wort durch den Kommunismus errungen werden soll, und unter die Märtyrer, welche einen solchen glückseligen Zustand herbeiführen wollten und nicht konnten, zählt er auch den böhmischen Ziska und singt seinen Ruhm. Die Hussiten waren wirklich die Kommunisten ihrer Zeit und wollten eine allgemeine Verbrüderung und Gütergemeinschaft. Indessen unterscheiden sie sich doch auch wieder sehr stark von den modernen Kommunisten und die letzteren mit ihrer Genußsucht und Frivolität würden vor der religiösen Strenge der ersteren gewaltig erschrecken, wenn sie zusammentreffen könnten.

Der Dichter führt die Hauptscenen aus Ziskas Leben in lyrisch-epischen Bildern unserm Auge vorüber. Zuerst eine Prozession, in die ein Steinwurf aus dem Prager Rathhause fiel:

Treffen des Kelches hohe Standarte,
Treffen die Stirne des Alten zu Roß,
Daß ihm auf dem wallenden Barte
Gleich in Strömen der Purpur floß.

Sieht der Alte das Blut verströmen,
Ruft er laut und gewitterschwer:
Wollt ihr kennen die Feinde der Böhmen?
Wollt ihr retten die böhmische Ehr'?

Eure Feinde sind jene Räthe
Vollgefressen mit Gold und Koth rc.

Die Phantasie des Dichters macht verschwenderischen Gebrauch vom Blut, auch in Gleichnissen:

Jan von Zelau, fürchterlicher Mann,
Deine Macht ist seltsam, nicht zu sagen,
Von der Kanzel weißt du in den Bann
Düstern Wahnsinns jedes Herz zu schlagen.
Von der Lippe schießt das wilde Wort
Wie ein dunkelrother Blutstrom fort,
Schäumt und reißt in schwindelnder Bethörung
Jedes Herz durch Klippen der Zerstörung.

Das Streben der Hussiten wird als das nämliche bezeichnet dem der Dichter selbst im Eingang huldigte; das Pfingstfest der Erde, das er in der fernsten Zukunft voraussieht, wollten auch schon jene Hussiten feiern:

Aus Brüdern ward ein Volk von Arm und Reichen,
Beherrscht von finstern pfäffischen Gewalten,
Aufruft der Herr mit Worten und mit Zeichen
Sein treues Volk, den Söhnungstag zu halten.

Beginn' er denn bei rothem Morgenlichte!
Und jeder Laie soll ein Priester werden.
Erst nach dem größten, blutigsten Gerichte
Naht Gottesreich und Frühling dieser Erden.

In diesem Sinn wird auch das Sinnbild des Kelchs gedeutet:

Großes Wort voll Macht und Schrecken,
Ruft: für Alle sey der Kelch,
Alle Völker wird er wecken.
Die Jahrhunderte entlang,
Wie ein Strom mit Donnergang,
Tönen wird's mit lautem Schalle:
Nicht der Kelch des heil'gen Weins.
Auch der Lebenskelch des Seyns,
Der Erkenntniß sey für Alle!

Nicht an Hoh' und Reiche geht
Der Erlösung lautes Wort,
Durch die Massen hallt es fort,
Und der Knecht wird ein Prophet.
Lug und Pfaffentrug zerreißt,
Ueber Alle kommt der Geist,
Von dem Höchsten zum Geringsten,
Böhmen wird ein heil'ges Land,
Pfingstfestschein sein Kriegesbrand
Und die Erde feiert Pfingsten.

Die Erkenntniß ist nun ein Begriff, den nicht die alten Hussiten voranstellten, sondern den erst die jüngste Bewegungspartei zum herrschenden gemacht hat. Die Hussiten trachteten nicht nach höherer Erkenntniß, sondern nur nach reiner Moral. Sittlicher Terrorismus charakterisirt sie vor allem. Es ist also nicht passend von ihnen zu sagen, was von den Neuern gilt, die erkenntnißsüchtig und begriffstrunken im höchsten Grade, gerade um Moral am wenigsten sich kümmern. — Ueberhaupt schadet der Dichter seinem Werk, indem er die hussitische Vergangenheit nicht objektiv und in strenghistorischer Treue auffaßt, sondern beständig die Beziehungen auf moderne Revolutionen und kommunistische Träume einwebt. Von weich ergreifender Wirkung könnte z. B. die Episode der Adamiten seyn, jener nackten Schwärmer, die das Paradies auf Erden schon verwirklicht glaubten? Der Dichter sieht in ihnen mit Recht das Hineinragen des Heidenthums mit seinen Orgien mitten ins christliche Mittelalter. Aber er selbst befindet sich auf dem modern-heidnischen Standpunkte und weiß das Verrückte jener Sekte eben deßhalb nicht scharf genug zu markiren.

Ein Bild von außerordentlicher Schönheit gewährt S. 139 die Rast der wilden Hussiten in einem rebenvollen Weinberge:

Die Rebengärten stehn mit fahlem Laube
Am Uferabhang, wo ihr klares Gold
Im Morgenlicht die breite Donau rollt,
Und üppig hängt in dem Gehäg die Traube.
O Donauthal, du selbst bist wie ein Becher
Darein die Sonne schaut, ein durstiger Zecher,
Der sich erfreut an Glanz und Duft und Schimmer,
Stilllächelnd träumt und säumt und satt wird nimmer.

Ein seltnes Bild voll ungewohntem Leben
Sieht nun der Tag in seinem Glanz beginnen,
Statt buntberockter deutscher Winzerinnen
Wildbärtige Hussiten unter Reben!
Da klingen Lieder, schauriger und härter
Als jemals sie vernahm die deutsche Flut,
Und statt der Winzermesser schneiden Schwerter
Von Rebenholz das süße Rebenblut.

Die Schilder aber sind in's Grün gesunken —
So tief in's frische Grün — man sieht sie kaum!
Sind's Krieger? sind es Kinder, die hier trunken
Aus ihren Helmen zechen auf dem Raum?

O alter Ziska, Herr ob Tod und Leben,
Der Kön'ge Schreck, der Völker Graun und Pein,
O fühlst du unter deinem Dach von Reben
Nur heut dieß Bild voll Glanz und Sonnenschein!
Du hörst den Winzerchor, die frohen Sänge,
Was siehst du nicht das Festgesicht der Menge!
Wie starr dein Herz, ob nimmermehr hienieden,
Du schlössest heute mit der Menschheit Frieden!

Auf Erden seyn und nicht die Erde sehn,
In Nacht stets pochen an verschloßnen Thüren,
Blind seyn und leben — hin und wieder gehn
Und zweifeln müssen, daß sie recht uns führen —
In Nacht entschlummern und zu Nacht erwachen,
Kein Kindeslächeln seh'n, kein Flurenlachen —
Ein Unglück ist es, über jede Klage,
Doch zwiefach Unglück ist's an solchem Tage.

O blinder Mann, du setzest nicht die Lippen
An deines irdnen Bechers goldne Flut,
Du magst, ein Mensch, von edlem Wein nur nippen
Wenn Priesterzauber ihn verkehrt zu Blut,
Du siehst nicht, wie ein Rudel holder Kinder,
Dir deinen Helm umflicht mit einem Kranz,
Wie arm du bist, wie elend, alter Blinder!
Zum ersten Male heut begreif ich's ganz!

Dieß ist die einzige Stelle, in welcher Herr Meißner sich zu der reinen und lautern Höhe erhebt, auf welcher der Dichter immer über der Partei stehen soll. Sein Gedicht wäre viel großartiger und würde Epoche machen, wenn es ganz so, wie in dieser Scene, gehalten wäre und nicht beständig den objektiven Schilderungen Ausdrücke der subjektiven Sympathien des Dichters für das revolutionäre Prinzip einmischte.

Geschichte.

Vaterländische Geschichte des Elsasses von der frühesten Zeit zur Revolution 1789, nach Quellen bearbeitet von Adam Walther Strobel, Professor; fortgesetzt von der Revolution bis auf die neuern Zeiten von L. H. Engelhardt, Professor. Straßburg, Schmidt und Grucker, 1846.

Indem es Herr Engelhardt unternahm, Strobels treffliches Geschichtswerk fortzusetzen, stellte er sich eine schwierige Aufgabe. Es handelt sich nämlich darum, die Zeiten zu schildern, in denen das Elsaß nicht mehr zum deutschen, sondern zum

französischen Reiche gehörte. Einem deutschen Gelehrten im Elsaß selbst muß es nun, zumal wenn er ein Staatsdiener ist, nothwendig schwerfallen, den unbefangenen Standpunkt zu gewinnen, der zur Auffassung und Beurtheilung der betreffenden historischen Thatsachen gehört. Diesseits des Rheins wird sich ein solcher Standpunkt leicht gewinnen lassen. Der deutsche Geschichtforscher, der durch keinen politischen Eid und durch kein Interesse an Frankreich gebunden ist, wird die Einverleibung des Elsasses ins französische Reich immer nur als einen an Deutschland begangenen Verrath ansehen und wird die unglückliche Zerwürfniß in Deutschland beklagen, die jenes räuberische Eingreifen Frankreichs in unsere Grenzen möglich machten. Er hält sich an die Nationalität und an den alten Rechtsbestand. Er weiß, was er will. Auch ein Geschichtschreiber, der weder Deutschland noch Frankreich angehört, etwa ein Engländer, wird eben so unbefangen und bestimmt urtheilen; Deutschland war in sich zerfallen, zerfleischte sich selbst um der Religion willen, entkräftete sich durch die Wunden, die es sich selber schlug, und nun kam der lauernde Nachbar und stahl dem ermatteten und verbluteten Reiche seine schönste Provinz weg. Diese Thatsache wird jeder unbefangene Geschichtschreiber des Auslandes anerkennen, wenn er auch nicht, wie ein Deutscher, darüber zu klagen und eine nationale Sympathie kund zu geben hat. Aber auch der rein französische Standpunkt ist ein unbefangener. Frankreich hat im Trüben klug zu fischen gewußt, es hat sich einer schönen Provinz bemächtigt, es lacht uns aus; auf Eroberung gestellt, von jeher nach Ausbreitung seiner Grenzen und nach Ruhm und Beute begierig, kennt es die Rechtsskrupel und Gewissensbisse nicht, die sich die deutschen Gelehrten so oft z. B. wegen Polen gemacht haben. Ihm ist Recht, was ihm Vortheil bringt. Ein begangenes Unrecht erhöht sein Vertrauen in sich selbst, belebt seinen Muth. Die vom französischen Geist und Interesse durchdrungenen Pariser Gelehrten haben die Eroberungen Frankreichs nie in einem andern Sinn aufgefaßt und ihre nationale Dankbarkeit hat dem arglistigen Kardinal Richelieu so wenig gefehlt, wie dem großen Napoleon. Daß etwas für Frankreich ein Gewinn war, gilt ihnen allein. Ob dadurch eine andere Nation gekränkt worden, würde ihnen ganz gleichgültig seyn. Es ist ihnen aber im vorliegenden Fall sogar angenehm und schmeichelt ihnen, wie es der kleineren aber rüstigeren Nation immer schmeicheln muß, eine größere, aber trägere überwunden und beraubt zu haben. Der Tiger muß sich nothwendig freuen, dem dicken Elephanten ein Stück Fleisch aus dem Leibe reißen zu können. Wenn sich nun die Geschichtschreiber einer Nation gewöhnt haben, die Geschichte rein aus dem Gesichtspunkt ihres nationalen Vortheils anzusehen, und wenn es ihnen unmöglich wäre, anders zu urtheilen, so ist klar, daß sie auch nicht verlegen seyn können, die ungerechte Besitznahme einer fremden Provinz als etwas ganz Unbedenkliches und Erlaubtes, ja wohl gar als ein Recht und als eine Ehre für die Beraubten selber darzustellen.

Der deutsche Elsäßer aber, der in deutscher Sprache über diese Dinge schreibt, und der sich, weil er französischer Bürger und Staatsdiener ist, nicht auf den Standpunkt versetzen darf, auf den er seiner Nationalität nach gehört, kann sich auch eben so wenig auf den rein französischen Standpunkt versetzen, weil er eben kein Franzose ist und auch nicht französisch schreibt. Er fällt also einer traurigen Halbheit anheim.

Nicht ohne großes Bedauern fanden wir unsere Erwartungen von diesem neuen Geschichtswerk in vieler Hinsicht betrogen. Auf ein nur halbdeutsches oder gar undeutsches Urtheil waren wir zwar gefaßt, aber wir hatten wenigstens auf Mittheilung zahlreicher Thatsachen gehofft, durch welche der große im 17ten Jahrhundert an unserem Reiche geschehene Raub näher beleuchtet werden würde. Statt uns diese zu geben, geht der Verfasser über die wichtigsten Ereignisse, namentlich die Besitznahme Straßburgs, mit unverantwortlicher Kürze hinweg und gibt nicht einmal, was der wackere Friese schon vor fünfzig Jahren gegeben. Da steht nichts von der tiefen Aufregung der deutschgesinnten Bürger, nichts von dem Heldenmuth des Ammeister Dietrich, nichts von den schändlichen Intriguen Obrechts, nichts von dem Uebermuth der französischen Eroberer. Eben so wenig erwähnt der Verfasser auch nur ein Wort von der Schweifwedelei des berühmten Schöpflin vor Ludwig XV., als er mit der Pompadour nach Straßburg kam. Auch von der späteren Korruption, z. B. von der Wirthschaft des Kardinal Rohan auf Zabern ist viel zu wenig gesagt.

Mit weit mehr Ausführlichkeit und Treue ist dagegen die Geschichte der Revolution bearbeitet. Nur die Rücksicht auf Suntgau und Mühlhausen vermissen wir dabei, wenigstens wäre hierfür aus Grafs schönem Werke noch viel mehr mitzutheilen gewesen. Was aber Straßburg anlangt, so wird dessen Geschichte seit 1789 äußerst umständlich erzählt. „Als die Nachricht der Erstürmung der Bastille diesseits des Wasgaues erschallte, ergriff der begeisternde Freiheitsruf, gleich einem elektrischen Feuer, die sonst ruhigen Gemüther der Elsäßer. Bisher hatten die verschiedenen Stände des Elsasses nur bei den Wahlen und der Abfassung der Beschwerdenhefte an den politischen Angelegenheiten Frankreichs einen etwas thätigen Antheil genommen, und zwar in der Absicht, ihre Lokalrechte und Korporationsfreiheiten zu schützen und zu vermehren. Für das allgemeine Interesse des Staates waren sie größtentheils gleichgültig geblieben. Da es aber Kunde ward, das Volk habe zu Paris den Sieg für seine Rechte erfochten, erwachte auch bei der Mehrzahl der Elsäßer die Sehnsucht, das ihnen drückend scheinende Joch der Obrigkeiten und Herrschaften abzuschütteln. In der untern Volksmenge hauptsächlich rührte sich ein dunkles Gefühl für Freiheit und Gleichheit; gierig und blind haschte sie nach dem ihr auf einmal dargebotenen neuen, unbekannten Gut. Es entbrannte in derselben der lang im Stillen gährende Groll gegen die ihr am nächsten stehenden Machthaber. Die Zeit war endlich erschienen, wo das Volk sich rächen könnte an denen, die es als seine Bedrücker ansah. Zugleich hoffte es, die Abschaffung oder die Verminderung der ihm gehässigen Auflagen zu erhalten. Die Mittelbürger, wenn sie auch nicht ganz die Denkungsart des gemeinen Haufens theilten, sahen es doch nicht ungern, daß nun der Stolz ihrer bisherigen Vorsteher gebeugt werden sollte. Nun würden auch sie, so hofften sie, durch freie Wahlen zu den Stellen, die bisher nur durch Patrizier oder Begüterte bekleidet wurden, berufen werden, und an der Verwaltung der Städte und Gemeinden, wovon sie ausgeschlossen waren, Theil nehmen können." Man ahmte die Erstürmung der Bastille in Straßburg nach, indem man muthwillig das Rathhaus, die noch von Kaiserzeiten her sogenannte Pfalz, stürmte. Wir sagen muthwillig, weil der Exceß in der That nicht nöthig war, sofern eigentlich Niemand Widerstand leistete, und weil, wie Herr Engelhardt zu verstehen gibt, die höhern französischen Civil- wie Militärbeamten die Emeute sogar begünstigten, um die städtischen Korporationsrechte, die ihnen stets zuwider waren, zu vernichten. Auf dem Lande nahm die Bewegung einen andern und zwar sich selbst widersprechenden Charakter an. Die aufgeregten Bauern erhoben sich gegen Adel und Klöster, um ihre bisherigen Lasten mit einmal los zu werden; als aber alle Adelsrechte und alle Klöster von der Nationalversammlung aufgehoben, alles katholische Kirchengut für die Nation in Beschlag genommen war, erhoben sich die Elsäßer Bauern abermals zu Gunsten

ihrer alten Kirchen und Geistlichen. Man sieht, wie sehr sie von der Revolution überrascht wurden, wie sie sich im Gange derselben nicht zurechtzufinden wußten. Auch viele Bürger mußten den Eifer bereuen, mit dem sie sich der Bewegung angeschlossen hatten. Denn die Wellen der Revolution schlugen etwas zu hart für sie an. Bald sollten alle Wohlhabenden als solche verdächtig werden und hungriges französisches Gesindel sich warm in den Bürgerhäusern festsetzen, aus denen die reichen deutschen Besitzer vertrieben wurden.

Die Protestanten im Elsaß hatten die Erhaltung ihrer Kirchengüter lediglich dem Umstand zu danken, daß sie bisher die Unterdrückten gewesen. Das katholische Kirchengut wurde ohne Gnade geplündert. Der Bischof von Straßburg, Kardinal Rohan, erließ einen Hirtenbrief, allein was konnte der Brief dieses Wollüstlings, dieses in der Halsbandgeschichte so tief verwickelten Höflings, für Wirkung hervorbringen? An die Frömmigkeit der deutschen Bauern wagte dieser der tiefsten Korruption anheimgefallene Franzose sich zu wenden; der eben diese Bauern zuvor geschunden, jede Sitte und Ehre mit Füßen getreten, auf Schloß Zabern einen förmlichen Harem sich gehalten und seinen Schändlichkeiten die größtmögliche Oeffentlichkeit gegeben, weil er glaubte, sie gereichen ihm zum Ruhme. Und dennoch wurzelte der fromme Glaube bei den Elsäßern so tief, daß man vergaß, wie ruchlos der Diener der Kirche gewesen, und wenigstens die Kirche selbst zu schirmen versuchte. In mehreren Gegenden des Elsaß erhob sich das Volk gegen die Neuerungen, natürlich umsonst, da die französischen Truppen sogleich in Masse erschienen und die Ruhe herstellten. In Straßburg selbst war an die Stelle des emigrirten Rohan, der neue der Revolution ergebene Bischof Brendel gesetzt worden. Als derselbe im Münster erschien, vertrat ihm der altgläubige Pfarrer Jägle den Weg und wollte ihn nicht einlassen. „Indessen hatte sich um die Streitenden eine Menge Volks gedrängt, worunter viel fanatische Weiber sich befanden. Diese höhnten und schimpften den Bischof, der selbst, als er am Altar knieend betete, mißhandelt wurde. Als er die Kirche verließ, wurde er aufs Neue umringt, und mit Schimpfworten überhäuft, bis die herbeieilende Nationalgarde größeres Unheil verhütete. Den folgenden Sonntag, als der Bischof das Hochamt hielt, waren wieder Spuren der Gährung unter der versammelten Gemeinde sichtbar, deren Ausbruch aber durch die Gegenwart der Bürgerwache verhindert wurde. Die Konstitutionsgesellschaft, als man ihr diese Vorfälle berichtete, äußerte den tiefsten Unwillen, und ließ dem konstitutionellen Bischof ihre Theilnahme bezeigen wegen der ihm widerfahrenen Schmach. Der Gemeinderath, ungeachtet der edelmüthigen Fürsprache des Beleidigten, der als Notable der Sitzung beiwohnte, gab der Municipalität den Auftrag, den Herrn Jägle, als geheimen Agenten des Herrn von Rohan, und Anstifter des im Münster vorgefallenen Unfugs, zu verhaften. Auf den über diese Ereignisse durch Herrn von Broglie erstatteten Bericht (4. April), beschloß die Nationalversammlung den Kardinal von Rohan als Volksaufwiegler gegen die konstitutionellen Dekrete, und den obenwähnten Pfarrer Jägle, nebst einigen Landgeistlichen, als Agenten, Mitschuldige und Anhänger des erstern, vor dem zu Orleans eingesetzten provisorischen Nationalgerichtshof zu belangen. — Der Bischof des Oberrheins war ähnlichen Beschimpfungen ausgesetzt, und der größte Theil der Landpfarrer wollte dessen Würde nicht anerkennen. Die zu Rappoltsweiler wohnenden Katholiken verfolgten und mißhandelten sogar den Gerichtsboten, als er den Hirtenbrief des Bischofs in diese Gemeinde brachte. Zu Kolmar selbst erregte ein Haufen fanatischer Weiber einen Lärm in der Domkirche, als der neue Bischof das Hochamt halten wollte. Da man dem in jener Stadt kommandirenden General von Vitinghofen das was in der Kirche vorgehe hinterbrachte, ließ er einige Feuerspritzen dahinbringen und sie in Bereitschaft setzen, welche Maßregel sogleich die Ruhe herstellte und die erhitzten Gemüther der streitsüchtigen Frauen besänftigte."

Um die Kirche wehrte sich das deutsche Elsaß mehr, als um die alte Verfassung. Wenn auch die im Elsaß begüterten Fürsten und Reichsritter energisch gegen die Aufhebung ihrer Rechte protestirten, so wurde doch von ihren Untergebenen diese Empfindlichkeit nicht getheilt, vielmehr war man überall froh, der Frohnden und Feudallasten aller Art los zu werden, ja an vielen Orten des Elsasses eilten empörte Bauernhaufen den Edikten des 4. August schon voran. Was die Städte betrifft, so nahmen dieselben die Neuerungen der Revolution nicht unbedingt an, ohne wenigstens ihre alten Privilegien zu verwahren. Namentlich berief sich der Magistrat von Straßburg auf die alte Kapitulation, welche die Privilegien der Stadt beim Uebergang derselben ins französische Reich verbürgt hatte. Am merkwürdigsten war das Benehmen der damals noch schweizerischen Bundesstadt Mühlhausen, als sich dieselbe gezwungen sah, sich, wenn sie nicht gewaltsam dazu gezwungen und ausgeplündert werden wollte, freiwillig an Frankreich anzuschließen. Nach einer reiflichen Berathung aller stimmfähigen Bürger wurde nämlich beschlossen, das gesammte Stadtvermögen unter die Bürger zu vertheilen, feierlich ihr altes Wappen und die Zeichen ihrer alten Selbstständigkeit selbst zu vernichten und sich dann an Frankreich anzuschließen. So glaubte man wenigstens die Ehre gewahrt und das Stadtvermögen raubgierigen Fremden entzogen zu haben.

Der vorliegende Band geht nur bis ins Jahr 1791, umfaßt also noch nicht die Schreckenszeit und thut auch des berüchtigten Eulogius Schneider, der eine so große Rolle während der Revolution in Straßburg spielte, noch keine Erwähnung. Der Verfasser schließt den Band mit den für seine eigene Gesinnung maaßgebenden Worten: „Wenn wir nun einen Blick zurückwerfen auf die Schicksale des Elsasses während des gehaltvollen Zeitraums, den wir bis jetzt durchgangen (Juli 1789 — September 1791), so sind wir von den wichtigen Veränderungen, welche diese Provinz erlitten, lebhaft betroffen. Alle Spuren ihrer vormaligen politischen und administrativen Einrichtung sind erloschen. Eine neue Gebietsabtheilung hat sie in zwei Departemente geschieden. Der alte Namen Elsaß selbst ist verschwunden. Die Verfassungen ihrer ehemaligen freien Reichsstädte sind untergegangen. Es gibt keine Stättmeister und Ammeister, keine Kammern der Dreizehner und Fünfzehner mehr. Die Zünfte, die besondern Gerichtsbarkeiten, die alten Vorrechte sind abgeschafft. Da hatte sich die Revolution ihren Weg durchgebahnt, alles geebnet und dem übrigen Frankreich gleichgestellt. In politischer und administrativer Hinsicht war das Elsaß von nun an französisch. Was aber die Gesinnungen der Elsäßer anbetrifft, so war der französische Nationalgeist noch nicht in alle Klassen der Bewohner der Städte und in das Landvolk eingedrungen. Ein vollkommener Einklang sollte erst entstehen durch die Kriege der Republik und des Kaiserthums, wo allgemeine Gefahr oder gemeinschaftlicher Ruhm alle Völker, die den Namen Franzosen führten, unzertrennbar (?) vereinigte."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 18. Dienstag den 9. März 1847.

Geschichte.

Geschichte der Insel Hayti und ihres Negerstaats von Wilhelm Jordan. Erster Theil. Mit dem Bildnisse Toussaint Louvertures. Leipzig, Jurany, 1846.

Dieses Werk ist mit größerer Klarheit und mehr historischem Geiste geschrieben, als alle früheren, die denselben Gegenstand bearbeiten. Der Gegenstand selbst hat ein neues Interesse für unsere Zeit gewonnen, sofern es sich bei dem großen Negeraufstande in Hayti wesentlich um dasselbe handelte, um was es sich jetzt bei der Erhebung des Proletariats handelt, und Herr Jordan hat nicht verfehlt, die Parallele zu ziehen. Wir schicken diese Bemerkung voraus, um von vorn herein die Leser zu überzeugen, daß die Geschichte der schwarzen Republik nicht bloß eine interessante Nebenpartie der französischen Revolution, sondern ein Ereigniß von selbstständiger Bedeutung in der Reihe weltgeschichtlicher Thatsachen ist.

Der Verfasser kündigt gleich im Eingang an, daß er nicht geneigt ist, Vorurtheilen der ältern Historiker zu huldigen. Dieß spricht er in einer scharfen, wenn auch durchaus nicht verunglimpfenden Kritik des Kolumbus aus. Man ist gewohnt, diesen großen Entdecker der neuen Welt zu idealisiren und den Bovadilla, der ihn in Ketten legen ließ, als ein Scheusal darzustellen; allein wenn man sich die Sache ein wenig genauer besieht, so findet man, daß Kolumbus sich allerdings verfehlte, indem er die ausdrücklichen Befehle des Hofes mißachtete und die Indianer, die er menschlich und als Freie behandeln sollte, zu Sklaven machte, während Bovadilla seinerseits nur den Befehlen des Hofes gehorchte, indem er den eigenmächtigen Statthalter absetzte und dessen grausames System durch ein menschlicheres zu ersetzen versuchte, was ihm freilich nicht gelang, weil die Habgier der Kolonisten zu groß war und es nicht möglich war, sie zu zügeln.

Trotz der wiederholten Bemühungen edler Menschenfreunde, zumal des Las Casas, und entsprechender königlicher Befehle wurden binnen wenig Jahren die unschuldigen Ureinwohner der großen Insel Hayti (St. Domingo) ausgerottet, theils durch das Schwert der Spanier, theils durch die Blattern, mit denen sie von diesen angesteckt waren, theils durch Selbstmord, weil sie das unerträgliche Joch der bärtigen Weißen nicht zu ertragen vermochten. Die Greuel, die hier begangen wurden, schreien zum Himmel. — Inzwischen kolonisirten die Spanier nur den kleineren und ebner gelegenen Theil der Insel und begannen von Afrika herüber Neger einzuführen, die ihnen unter dem brennenden Himmelsstrich das Feld bebauen mußten.

Der größere Theil der Insel im Norden und Westen, meist gebirgig, wurde nicht von den Spaniern, sondern von Franzosen bevölkert, und zwar von den berühmten Bukaniers. Die Geschichte dieser Abenteurer ist hier in klaren Zügen und in verhältnißmäßiger Kürze erzählt. Die Bukaniers waren zersprengte Seeräuber und zum Theil auch Mannschaften der von der französischen Regierung selbst autorisirten Kaper, die sich in den Gewässern der Antillen anfangs nicht ohne große Noth gegen die Uebermacht der spanischen Marine behaupten konnten, sich daher an die unbewohnte Nordküste von Hayti retteten und hier von der Jagd der bereits verwilderten, ursprünglich von Spanien her eingeführten Rinder lebten. Während sie je mehr und mehr an das Landleben sich gewöhnten, setzten immer neu hinzukommende Abenteurer, worunter auch viele Engländer, Holländer und Deutsche, die Seeräuberei, zumal von der Schildkröteninsel aus, fort. Diese unterschied man als die Flibustiers (Freibeuter) von den Bukaniers. Beide aber standen in stetem Handelsverkehr. Einigemal halfen ihnen die Engländer, besonders aber fand es die französische Regierung ihrem Interesse gemäß, sie zu unterstützen und den von Abenteurern gegründeten Raubstaat in eine friedliche französische Kolonie zu verwandeln. Dieß gelang der 1664 gebildeten westindischen Kompagnie und namentlich dem energischen Gouverneur Dogeron, der durch eine allgemeine „Dirnenpresse" die Bordels von Paris entvölkerte und den Abschaum des schönen Geschlechts im Mutterlande zu respektabeln Frauen der aus wilden Jägern in Grundbesitzer und Ackerbauer umgewandelten Bukaniers machte. Seitdem wuchs die Kolonie nicht nur durch einheimische Vermehrung, sondern auch durch Einwanderungen von Frankreich her rasch zu einem Flor heran, hinter welchem der ursprünglich spanische Inseltheil weit zurückblieb. Der Adel Frankreichs und die reichen Kaufleute der Seestädte wetteiferten, sich bei den Pflanzungen auf Hayti zu betheiligen, um den ungeheuren Gewinn zu ziehen, den die Kolonialwaaren abwarfen. Sehr viele Plantagenbesitzer verzehrten ihre reichen Revenuen in Paris und ließen ihre Güter auf der Insel durch Neger bebauen, die unter der Peitsche harter Aufseher seufzten. Doch bildete sich auch auf der Insel selbst ein Creolenadel mit allen Ansprüchen des kontinentalen Adels, und unterschied sich insofern von den „kleinen Weißen" oder freien Bürgern. Hinter diesen bildete sich als eine dritte Menschenklasse die der Farbigen oder Mulatten, die aus der Vermischung der weißen Herren mit den Negersklavinnen hervorgegangen war und selbst noch dem Sklavenstande angehörte, zum Theil aber schon durch Freilassungen der bürgerlichen Emancipation näher geführt worden war. Inzwischen durften die freien Farbigen sich noch in keiner Beziehung mit den kleinen Weißen messen; die Farbe bildete eine unübersteigliche Scheidewand. Kein Farbiger, wenn er auch freigelassen und reich war, konnte ein Aktivbürgerrecht ausüben, und die Weißen durften sich alles gegen sie

erlauben, ohne daß die Gerichte den Farbigen jemals Recht gegeben hätten. Die vierte und letzte Klasse bildeten die Neger, die zahlreichste von allen, die gar keine Rechte genoß, während alle Arbeit allein auf ihr lastete.

Der Gegensatz dieser Klassen unter einander erleichterte der französischen Regierung die Oberherrschaft. Indem die beiden weißen Klassen einander nichts gönnten, hemmten sie sich wechselseitig und die Regierung des Mutterlandes behauptete ungekränkt ihr Ansehen. Die Farbigen und Schwarzen rührten sich damals noch gar nicht. Nun brach aber in Frankreich selbst die Revolution aus und stürzte die Regierungsgewalt, die daher auch in den Kolonien wankend werden mußte. Sobald aber die vier Racen, die superfein weiße, die schmutzig weiße, die braune und die schwarze, nicht mehr den Zügel der Regierung fühlten, rissen sie aus und tobten wider einander.

Die Revolution der Kolonie folgte im Allgemeinen den Stadien der Pariser Bewegung. Im Jahr 1789 war es in Paris zuerst der Adel, der die Rechte der alten Stände und Provinzen gegenüber der königlichen Willkür vertrat. Nach ihm kam der Tiers état, der Bürgerstand, der sich als Nation proklamirte und den Adel verschwinden machte. Endlich kam der Pöbel, der alles in Anarchie stürzte, aus welcher Frankreich durch einen großen Soldaten und durch Militärdespotismus gerettet wurde. Ganz eben so begann auf Hayti zuerst der Adel die Opposition und hoffte, eine aus seiner Mitte niedergesetzte aristokratische Regierung werde, unabhängig vom Mutterlande oder doch nur dem Namen nach mit ihm verbunden, an die Stelle des bisherigen französischen Gouvernements treten können. Dadurch hofften sie auch das bisherige Monopol des Mutterlandes zu zerstören und ihre Häfen dem Handel aller Welt öffnen zu können. Es war also eine Opposition, wie früher die der Nordamerikaner gegen England. Indeß wurde diese Partei sehr bald von andern überholt, denn die französische Revolution wühlte den tiefsten Grund der Gesellschaft auf und brachte nach einander alle Stände ins Gefecht. Die haytische Aristokratie sandte heimlich, ohne daß der französische Gouverneur es ahnte, Deputirte zur Nationalversammlung in Paris und in dieser Hauptstadt bildete sich aus noch andern Betheiligten der Partei der sogenannte Klub Massiac, der es sich zur Aufgabe stellte, die Unabhängigkeit der Insel vom Mutterlande möglichst zu fördern, zugleich aber auch jede Anmaßung der niedern Klassen zurückzuweisen. Aber sobald der Adel in Frankreich selbst unterlag, sein Vorrecht aufgab und der Bürgerstand die Oberhand gewann, ließen sich auch auf Hayti die kleinen Weißen nicht mehr zurückhalten, sondern erhoben sich, bildeten eine Nationalgarde und stellten sich den Aristokraten gleich. Auch die Farbigen wagten damals zum erstenmal in einer Bittschrift ihre Wünsche auszudrücken, der Verfasser derselben wurde aber sogleich von den erbitterten Weißen ermordet. Die französische Nationalversammlung erließ am 8. März 1790 ein Edikt, wodurch sie festsetzte, daß die Kolonie mit dem Mutterlande verbunden bleiben, daß aber eine nur aus Kolonisten gewählte Versammlung über das Wohl der Kolonie berathen und sich über die Punkte aussprechen solle, in welchen die eigenthümlichen Verhältnisse der Kolonie erlauben würden, die freieren Institutionen des neugebornen Frankreich anzunehmen. Alle Männer über 25 Jahr sollten zu den Wahlen mitwirken dürfen. Allein die beiden weißen Parteien nahmen an, es verstehe sich von selbst, daß nur weiße Männer gemeint seyn könnten und schlossen die Farbigen aus. Umsonst predigten die unbedingten Freiheitsfreunde in Paris, die Menschen seyen alle gleich und die Farbe dürfe keinen Unterschied machen. In der Kolonie selbst achtete man darauf nicht und schreckte sogar die Nationalversammlung, indem man ihr vorstellte, wenn man die Farbigen und Neger befreie, so würde kein Mensch mehr arbeiten und der reiche Kolonialhandel wäre vernichtet, oder aber die Plantagenbesitzer würden den wirksamen Schutz Englands anrufen, und die Kolonie könne dadurch für Frankreich verloren gehen. Rücksichten dieser Art waren es, welche selbst die revolutionäre Regierung des Konvents wiederholt abhielten, das Prinzip der Freiheit und Gleichheit auch auf die Farbigen und Schwarzen auszudehnen, und welche sie mehrmals bewogen, den dringenden Vorstellungen der reichen Kolonisten und der französischen Handelsleute nachzugeben.

Ein Farbiger, Namens Ogé, hielt es für unmöglich, daß sich Theorie und Praxis so sehr widerstreiten könnten, ging selbst nach Paris, fand bei den Männern der Theorie natürlich die schmeichelhafteste Aufnahme, bestärkte sich im Wahn seiner Bedeutung noch mehr, als er dieselbe Aufnahme auch in London bei den Schwärmern für die Negeremancipation fand, ließ sich in seiner Eitelkeit vom Fürsten von Limburg den Stern des Löwenordens und eine goldgestickte Oberstenuniform geben, kehrte nach Hayti zurück, rief die Farbigen zur Freiheit auf, brachte ein paar hundert Mann zusammen, wurde aber gleich im ersten Treffen geschlagen, gefangen und aufs grausamste lebendig gerädert.

Dieser erste Angriff von Seite der Farbigen machte, daß die beiden weißen Parteien zusammenhielten, um so mehr, als auch die französische Regierung die Kolonialversammlung wieder aufhob und Truppen schickte, welche ihr Ansehen behaupten sollten. Es kostete nicht viel Mühe, diese Truppen zu überreden, sie würden mißbraucht. Die kleinen Weißen fraternisirten mit ihnen und der Gouverneur mußte flüchten. Zum Ueberfluß widerrief die französische Regierung, was sie eben gethan hatte, und gab den Demokraten wieder vollkommen Recht. Dupont sagte damals „lieber mögen die Kolonien zu Grunde gehen, als unsere Grundsätze“ und setzte durch, daß auf Hayti nunmehr auch die freien Farbigen Bürgerrechte haben sollten. Auf die unfreien Farbigen und auf die Schwarzen wagte man auch damals noch nicht, die „Grundsätze“ auszudehnen.

Allein gerade jetzt, im Juli 1791, war der Freiheitsruf von den Farbigen auch bis zu den Negern selbst durchgedrungen und die außerordentliche Härte, mit welcher die Weißen ihre Sklaven behandelten, um sie einzuschüchtern, trug noch mehr zu ihrer Erbitterung bei. Ein gewisser Boukmann, ein den Engländern entflohener Negersklave, hielt bei Nacht im Walde den versammelten Negern eine Rede und feuerte sie unter abergläubischen Gebräuchen zum Aufstand an. Zwar erging es ihm nicht besser, wie dem armen Ogé; die Neger wurden anfangs geschlagen und unter den grausamsten Martern hingerichtet; allein ihre Zahl war zu groß, in den dichten Wäldern fanden sie sichere Zufluchtsstätten und es fehlte ihnen sogar nicht an geheimen Freunden. Dieß beweisen die Lilienbanner, die sie trugen, und ihre Uniformen und Titel als königliche Generale. Die alte Aristokratie wollte sich ihrer gegen die kleinen Weißen bedienen. Nur in den Städten konnten sich die letztern behaupten; auf dem Lande überwogen die Neger und brannten weit umher alle Plantagen nieder, mordeten alle Weißen jedes Alters und Geschlechts. Von den Städten aus brachten die Weißen dann wieder den Schwarzen furchtbare Niederlagen bei und beide Parteien wetteiferten in Unmenschlichkeiten. Die Städte der Weißen waren mit schwarzen, die Lager der Schwarzen mit weißen Köpfen umsteckt.

Je mehr aber die kleinen Weißen durch die Neger gedrängt wurden und sich von den weißen Aristokraten verrathen sahen,

desto dringender erkannten sie die Nothwendigkeit, sich mit den bisher so tief von ihnen verachteten Farbigen zu verstärken, im Sinne des französischen Dekrets, gegen das sie sich bisher aufgelehnt hatten. Diese Allianz kam im Oktober wirklich zu Stande, und so verschaffte die Gewalt der Umstände den Farbigen die Rechte, die sie vorher vergebens erstrebt hatten.

Einige hundert Neger, die bisher den Farbigen gedient hatten und ihrer Tapferkeit wegen „die Schweizer" genannt worden waren, wurden jetzt von den Farbigen den kleinen Weißen zum Opfer gebracht. Man schiffte sie ein, um sie in Cuba als Sklaven zu verkaufen; als dieß aber mißlang, ermordete man sie. Nichts ist wohl besser geeignet, die Stellung der Parteien gegen einander zu charakterisiren.

Im September war es unterdeß den Weißen gelungen, in Paris abermals ein neues Edikt durchzusetzen, durch welches die Berechtigung der Farbigen schon wieder zurückgenommen und es der weißen Kolonistenversammlung wieder allein überlassen wurde, die Verhältnisse der Kolonie zu ordnen. Als die Nachricht davon in Port au Prince, der ersten Stadt auf Hayti, ankam, wurden die Farbigen sogleich von den Weißen, die sich eben erst mit ihnen so innig verbündet hatten, wieder ausgestoßen, was zu einer blutigen Straßenschlacht zwischen beiden Parteien führte. Die Farbigen wurden gezwungen, die Stadt zu verlassen; als sie aber Miene machten, sich mit den Negern zu verbinden und die Macht der Letztern durch neue Empörungen immer mehr wuchs, bequemten sich die kleinen Weißen, abermals mit den Farbigen Frieden zu schließen und deren Rechte anzuerkennen. Die Farbigen aber schlossen sich immer lieber an die Weißen, als an die Neger an, weil sie sich erheben, nicht erniedrigen wollten. Auch spielten die Bande des Blutes dabei eine Rolle. Die Farbigen waren die Söhne und Brüder der Weißen. Kam es nun auch vor, daß der braune Bruder den weißen im Kampfe niederstieß, daß sogar der braune Sohn den weißen Vater erschoß oder wenigstens zu seinem Kameraden sagte: „erschieße du meinen Vater, ich will den deinigen erschießen;" so konnten diese Ausnahmen doch die Regel nicht umstoßen, daß ein brauner Sohn sich leichter mit einem weißen Vater versöhnte, als wenn er nicht sein Vater gewesen wäre.

In Paris, wo man alle halbe Jahre das System änderte, wurde das letzte Dekret abermals widerrufen und ein wieder ganz demokratisches erlassen, welches so weit ging, zum erstenmal auch die freien Neger, wie die Farbigen, an den Bürgerrechten Theil nehmen zu lassen. Drei Kommissäre, worunter Polverel und Sonthonax, entschiedene Demokraten, sollten nach Hayti abgehen, um im Namen der Regierung alles in Ordnung zu bringen, 6000 Mann sollten sie begleiten. Aber es ging ihnen, wie allen früheren Gewaltboten der Regierung. Die Soldaten wurden von den kleinen Weißen abgefangen oder gingen durch das Klima zu Grunde. Das Ansehen der Kommissäre war gleich Null gegenüber den Parteien. Indem sie die Farbigen begünstigten, erbitterten sie dadurch die Weißen. Die Allianz dieser Parteien wurde zum zweitenmal durch eine Straßenschlacht in Kap Français gebrochen, und dießmal mischten sich die Neger ein, die in großen Schaaren von außen her in die Stadt strömten und sengten und brennten. Die Weißen retteten sich auf Schiffe, doch der größte Theil von ihnen ging zu Grunde. Spanien benutzte die allgemeine Verwirrung, um den französischen Theil Haytis an sich zu reißen und gab den Negeranführern Generalstitel und Anweisungen auf die französische Beute, so daß sie hoffen durften, künftig unter spanischem Schutz der geraubten Ländereien und Schätze sich zu erfreuen. Um diesem spanischen Einfluß entgegenzuwirken, suchte Polverel vielmehr den Freiheitsenthusiasmus der französischen Revolution, das Verständniß der Menschenrechte, den Sinn für Freiheit und Gleichheit unter den Negern zu erwecken und erließ am 28. Februar 1794 ein Ackergesetz, welches die Grundzüge der freien Negerrepublik in einer Art und Weise hinzeichnete, die bereits das ganze System des modernen Kommunismus enthüllt. Es ist ein Verdienst Herrn Jordans, auf diese interessanten Thatsachen aufmerksam gemacht zu haben.

Polverel äußert sich in der Einleitung zum code rural: „Seit der Aufhebung der Lehnsfrohnden und Zehnten besitzt Frankreich so ziemlich alle Ackergesetze, deren es bedarf. In den Kolonien aber, wo es nur Herren und Sklaven gab, hatte sich kein Gesetz der Art als nothwendig herausgestellt. Wo es sich aber darum handelt, zahlreichen Körperschaften, die der Leitung bedürfen, eine übereinstimmende Richtung zu geben; wo keine Gewalt das Recht hat, irgend einen Zwang auszuüben; wo es gilt, sie dazu zu bewegen, daß sie selbstwillig zu einem und demselben Zweck zusammenwirken; wo es gilt, Ordnung und Frieden aufrecht zu erhalten und sowohl die Rechte des Eigenthums als die Leistungen der Industrie wirksam zu beschützen: da muß das allgemeine Wohlbefinden zu einem Ergebniß des größtmöglichen Gewinns eines jeden Einzelnen gemacht werden und zu diesem Zweck sind Ackergesetze nothwendig, die sich der eigenthümlichen Oertlichkeit, der Beschaffenheit des Klimas und der Erzeugnisse, der Art und Weise der Kultur, diese Erzeugnisse zu gewinnen, so wie der bürgerlichen und politischen Stellung, den Sitten und dem Charakter der Ackerbauer und Arbeiter anpassen. — Von allen Methoden, die für den Betrieb der Kolonialwirthschaft möglich scheinen, ist die Association der Arbeiter und Eigenthümer, beruhend auf dem Grundsatze des getheilten Ertrages, diejenige, welche die meisten Vortheile in sich vereinigt, sowohl für die Einen als für die Andern. Sie macht jede Rückkehr zu der ehemaligen Sklaverei für immer unmöglich; sie stellt die Gleichheit her in dem höchsten Grade, der sich bei einem civilisirten Volke erreichen läßt, und sie betheiligt alle Klassen in gleichem Maaße, das Eigenthum zu achten und zu beschützen und den Ertrag des Bodens zu vervielfachen." Es wird nun näher bestimmt, welche Pflichten und Rechte die Arbeiter haben, wie sie die Arbeit unter sich theilen, wie sie ihre Aufseher selber wählen rc. „Es ist mir nicht bekannt, ob vielleicht Fourier durch die auf St. Domingo wirklich zu Stande gebrachte Art der Organisation der Arbeit mit angeregt wurde zu seiner bekannten Idee des Gemeindeklosters (phalanstère). Es zu vermuthen liegt nicht fern, denn jedenfalls herrscht eine auffallende Aehnlichkeit in den Grundzügen der noch idealen neuen Heilsanstalt, durch welche die Socialisten die Menschheit aus ihrem Elend zu erlösen gedenken, und dieser Association der Antheilarbeiter und Gutsbesitzer, deren Plan sich dem klaren und energischen Geiste Etienne Polverels bei Betrachtung der eigenthümlichen Kolonialverhältnisse und der aufzuhebenden Sklaverei von selbst aufdrang als die einzige Möglichkeit, die einander scheinbar zuwiderlaufenden Forderungen der Kultur und des Menschenrechts gleichzeitig zu befriedigen und zu versöhnen."

Während die ersten Negeranführer, wie oben gesagt, sich dem spanischen Interesse verkauften und ein Theil der Weißen jetzt ernstlich den englischen Schutz nachsuchte, würden Polverel und Sonthonax nichts haben ausrichten können, wenn ihnen nicht Toussaint, ein bisher nur untergeordneter Negeranführer, mit seinem Genie entgegengekommen wäre. Toussaint sah ein, daß sowohl die Spanier als Engländer es mit der Negerfreiheit nicht ernstlich meinen konnten, während sie dagegen im Prinzip der französischen Republik lag. Er begünstigte also die Pläne der französischen Kommissäre und begeisterte seine schwarzen Stammesgenossen dafür, wobei er sich freilich die Unabhängig-

keitserklärung vorbehielt. Seine Siege über die Spanier und Engländer machten ihn unermeßlich populär. Die feine Art, mit der er den Rest der Weißen im Lande behandelte, erweckten deren Vertrauen, so daß sich bald die Weißen nicht mehr schämten, unter ihm zu dienen. Als General der Republik, voll Geist und Energie, als Wiederhersteller der Ordnung, auf dessen Wink die schwarzen Banden gehorchten, imponirte er überall. Die besiegten Engländer und Spanier machten ihm Ehrenbezeugungen, einem Napoleon würdig. Die französischen Kommissäre setzten ihr größtes Vertrauen auf ihn. Nur die Farbigen, die in Ribaud ein entschlossenes Haupt gefunden, mißtrauten und trotzten ihm. Zwischen beiden kam es zum furchtbarsten Kriege, dessen Ende die Unterwerfung der Farbigen war. Ribaud mußte die Insel verlassen. Mit ihm flohen Pelion und Bojer, welche später noch eine so große Rolle auf der Insel spielen sollten.

Nun herrschte Toussaint fast unumschränkt, und um sich in seiner Herrschaft zu befestigen, wandte er das schon von den Spaniern gebrauchte Mittel an, die herrlichen Plantagen, deren Besitzer entflohen oder ermordet waren, seinen Anhängern als reiche Lehen zu vergeben und sie dadurch an sein Interesse zu ketten. Dabei leistete ihm ein Deutscher, Namens Idlinger, als sein Domainendirektor, die wesentlichsten Dienste. Allein je mehr er eigenmächtig handelte, um so mehr mußte sein Betragen auch seinen bisherigen Freunden, den französischen Kommissären, verdächtig werden und Sonthonar schied im Schmerz von ihm, weil er voraussah, was kommen würde. Bonaparte war nämlich so eben erster Konsul geworden und rüstete eine große Flotte aus, um Hayti wieder Frankreich zu unterwerfen und den stolzen Neger, dem er auf alle seine Briefe nie eine Antwort gegeben, vollends mit Gewalt der Waffen zu demüthigen. Hier endet der erste Band.

Der Verfasser deutet übrigens schon im Voraus an, daß es nicht jene Waffengewalt Napoleons gewesen, welche Toussaints Plane vereitelt habe, sondern die Trägheit und der böse Wille der Neger selbst. Diese waren nämlich mit der neuen Arbeitsvertheilung keineswegs zufrieden. Sie wollten, ihrem Stammcharakter getreu, am liebsten gar nicht arbeiten und die neue Arbeit dünkte ihnen so hart als die alte. Das machte dem wackern Toussaint die Herzen abgeneigt und verursachte den Abfall, der ihn in die Gewalt seiner Feinde brachte. Deßhalb ist nicht ganz richtig, was der Verfasser in der Vorrede S. 3 sagt: „Die Geschichte Haytis führt einen Beweis, schlagender denn alle Gründe, welche bisher die Wissenschaft für und wider geltend gemacht, den Beweis, daß alle Formen des Menschentypus gleichermaßen befähigt sind, theilzunehmen an den höchsten Genüssen, mitzuwirken an den höchsten Leistungen unseres Geschlechts. Denn sie zeigt uns, wie unter den allerungünstigsten Bedingungen die verachtete Race, obgleich nicht nur durch keine Schule der Bildung langsam emporgeführt, sondern sogar mit grauenvoller Absicht verwahrlost, sich mit einem Ruck emporringt aus der aufgedrungenen Verworfenheit und aufs Tiefste ergriffen und begeistert wird von dem Gedanken der Freiheit. Dieselben Männer, welche man ihrer wilden Heimath entrissen, um sie als Vieh zu verkaufen, die der Uebermuth der Weißen für ein Mittelding zwischen Mensch und Affe erklärt, dieselben Männer sehen wir, den Rücken noch zernarbt von der Sklavenpeitsche, auftreten als begabte Feldherrn und geniale Begründer einer neuen, völlig unvorbereiteten gesellschaftlichen Ordnung." Wir sagen, dieß ist nicht ganz richtig, weil die Thatsachen selbst widersprechen. Die Neger auf Hayti theilten das Genie Toussaints nicht. Sie wußten seinen Organisationsplan nicht zu würdigen. Es war ihnen nur um die Freiheit in ihrem altafrikanischen Sinn, d. h. um die Faulheit zu thun. In diesem Elemente bewegen sie sich bis auf den heutigen Tag mit großem Behagen. An eine energische Entwicklung des schwarzen Volks war und ist nicht zu denken. Sie leben in der Nachahmung, beziehungsweise Nachäffung dessen, was sie bei den Franzosen gesehen haben. Sie arbeiten nicht mehr, als sie zur äußersten Noth unter einem glücklichen Klima brauchen. Deßhalb ist auch ihr Handel tief gesunken. Das kommunistische Ideal konnte bei ihnen nicht realisirt werden, weil es viel zu sehr auf Fleiß und Willenskraft berechnet war. Ueberhaupt haben sie durch die That nicht bewiesen, daß die schwarze Race der weißen völlig gleich stehe. Man braucht das grausame Interesse der Sklavenbesitzer nicht zu unterstützen, um doch einzugestehen, daß die schwarze Race um einen Grad tiefer stehe, als die weiße.

Volkssagen.

Litthauische und preußische Volkssagen, nach zum Theil unbenutzten Quellen poetisch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von F. Becker, C. Roose und J. V. Thiele. Königsberg, Samter, 1847.

Manches Sinnige und Neue. In einem Gedicht wird der Name der Blume Stiefmütterchen aus der Doppelfarbe derselben hergeleitet; die Blume ist halb hell, halb dunkel, weil die Stiefmutter ihre Kinder verschieden behandelt, die eigenen Kinder gut, die Stiefkinder schlimm. In einer litthauischen Sage werden die Kinder gewarnt, keine Kornblume abzupflücken, weil die Kornmutter im Korn sitze und die Kinder raube. Seltsam ist eine andere litthauische Sage von einer Linde, in die eine heidnische Jungfrau verwandelt wurde, um den Zumuthungen eines Christen, von dem sie gefangen worden war, zu entgehen. Noch phantastischer ist die litthauische Sage von den brennenden Jungfrauen, oder „die Geisterschlacht am Kaukarus." Man sieht bei Nacht ein gespenstisches Heer wider die Veste am Kaukarus heranziehen, und ein anderes Heer kommt ihnen von da entgegen. Da erfolgt die Geisterschlacht im Mondschein, unter die Kämpfer aber mischt sich eine neue Schaar:

Was aber erhellt denn die Hügelreih'n
Am Flusse dort drüben mit flackerndem Schein?
Was leuchtet herauf zur Bergeshöh?
Die gemordeten Jungfrauen sind es, o weh!

Sie kreisen näher im rasenden Lauf
Und streben voll Aengsten zur Veste herauf;
In brennenden Kleidern, mit brennendem Haar
Wogt aufwärts die fliehende schreckliche Schaar.

Und wilder und wilder entbrennt nun der Strauß
Und immer grausiger wird der Graus;
Die Erde zittert, der Fluß erbebt —
Da endlich herauf der Morgen schwebt.

Es sollen die Jungfrauen seyn, die sich vor den Feinden fliehend, freiwillig in die Flammen stürzten, was der moderne Dichter freilich nicht klar genug ausgedrückt hat. Ueberhaupt ist diese Sammlung nur durch den Stoff, den sie darbietet, nicht durch die Bearbeitung selbst ausgezeichnet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 19. Sonnabend den 13. März 1847.

Literargeschichte.

Geschichte der volksthümlichen schottischen Liederdichtung. Von Eduard Fiedler. Zwei Bände. Zerbst, Kummer (Behm), 1846.

Solche Monographien sind äußerst schätzenswerth. In den allgemeinen Literaturgeschichten wird zu wenig aufs Einzelne eingegangen, Spezialgeschichten allein gewähren den großen Vortheil der Einläßlichkeit. Wir hatten erst unlängst Gelegenheit, ähnlichen Werken das größte Lob zu spenden, den beiden Werken über spanische Literatur von Clarus und v. Schack, so wie der trefflichen Geschichte des Theaters von Alt.

Außer Burns, der mehrmals übersetzt ist, Hogg und allenfalls Cunninghum sind wohl sehr wenige von den zahlreichen schottischen Liederdichtern bekannt, von denen im vorliegenden Werk Lebensnachrichten und Gedichte mitgetheilt werden. Ueber die ganze Klasse schottischer Volksdichter äußert sich der Verfasser in der Einleitung: „Ich habe oft von ganz gebildeten Männern in Deutschland die Meinung äußern hören, die Dichtung der Schotten sey eben nichts weiter, als ein gelungener Versuch, was sich aus der schottischen Mundart machen lasse, etwa in der Art, wie Hebels allemannische Gedichte in Deutschland; das schottische Volk würde aber von den schottischen Gedichten eben so wenig wissen, als das deutsche Volk von jenen. Sonst sieht man auch wohl denjenigen schottischen Dichter, der bis jetzt fast allein in Deutschland bekannt geworden ist, Robert Burns, als eine vereinzelte Erscheinung, als einen Naturdichter, etwa wie Hiller oder Bloomfield, an. Beides ist auf gleiche Weise unrichtig, die schottische Liederdichtung ging vielmehr aus dem Volke selbst hervor und findet noch bis auf den heutigen Tag ihre hauptsächlichen Vertreter in den untern Volksklassen. Allan Ramsay war ein Perückenmacher, Robert Burns ein Landmann, James Hogg ein Schäfer, Robert Tannahill ein Weber, Allan Cunninghum ein Maurer. Daß alle diese und viele andere der schottischen Dichter aus den niedern Ständen eine nicht unbedeutende Bildung besaßen, wird durch den oben angegebenen Zustand der schottischen Dorfschulen und theilweise auch durch die nachherigen Verhältnisse der Dichter, die mit den Vornehmsten des Volkes in Berührung kamen, erklärlich. Der größte Theil der neuen schottischen Liederdichtung ist durchaus volksthümlich, in den niedersten Klassen des Volkes wie in den höchsten auf gleiche Weise gekannt und geliebt, ein Gut, auf welches der Schotte mit Recht stolz ist. — Damit soll jedoch nicht geläugnet werden, daß eine gute Anzahl neuerer Dichtungen den Namen volksthümlich in sofern nicht verdienen, als eben das schottische Volk nichts von ihnen weiß oder sie nicht beachtet; das liegt theilweise — abgesehen vom Werthe — in der Laune des Zufalls, theilweise auch in der großen Menge der Erzeugnisse in der neuesten Zeit.“ Man muß hierzu noch bemerken, daß überhaupt bei fast allen ursprünglich keltischen Stämmen die niedern Stände in ihrem Geschmack von den höhern bei weitem nicht so getrennt sind, wie es bei den Deutschen der Fall ist. In Italien hat der gemeinste Mann Sinn und Geschmack für die bildende Kunst und kennt die großen Dichter. In Spanien bleibt der gemeine Hidalgo gewiß nicht hinter dem Grande zurück in jeder Art von Grandezza, und trägt er auch den Sporn an der nackten Ferse, so ist er doch ein Edelmann. Sind nun auch die Schotten sehr gemischt mit Deutschen, so ist doch ihr unteres Volksleben noch in altgälischer Art ein viel freieres und geschmackvolleres, als es das Leben der niedern Stände in rein deutschen Ländern zu seyn pflegt, weil hier immer eine gewisse Gedrücktheit oder ein dem Schönen abholdes Phlegma vorherrscht.

Gleichwohl ist so viel Germanisches in den Schotten, daß sie nicht ganz frei bleiben konnten von dem eben bezeichneten Gegensatz. Daher finden sich unter ihnen neben echten Volksdichtern, die mitten aus dem Volk heraus naiv und munter singen, auch sogenannte Volksdichter, die den gebildeten Ständen angehören und den Volkston nur affektiren, wie bei uns in Deutschland. Bei diesen minder erfreulichen Produktionen hätte Herr Fiedler weniger verweilen und uns dagegen mehr von der älteren schottischen Nationalpoesie mittheilen sollen. Indeß sind wir ihm dankbar für alles, was er davon gibt. Das älteste Lied ist das auf den heldenmüthigen Schiffer Sir Patrick Spens aus dem 13ten Jahrhundert. Besonderes Interesse erregt ein dem König Jakob V. zugeschriebenes Gedicht aus dem 16ten Jahrhundert, weil es den drolligen Ton anschlägt, der nachher durch die ganze schottische Volksdichtung hindurchklingt. Es handelt von einem lustigen Bettler, der ein schönes Mädchen entführt. Der Schluß ist:

Da saßen gar lustig und traulich sie Beid'
Und schnitten ihr Morgenbrod an.
Und es schmeckt ihnen gut und sie fühlt nicht Reu',
Er schwor ihr zu ewige Liebe auf's Neu.
Sie sprach: „ich bleib' Dir auf immer getreu,
Mein lustiger Bettelmann.

O wüßt' meine Mutter, daß ich mit Dir wär',
Fürwahr, sie verzöge den Mund gar sehr,
Und traute hinfort keinem Armen nicht mehr,
Nach dem listigen Bettelmann.“

„Mein Liebchen,“ sprach er, „Du bist zu jung,
Und kennst nicht des Bettelmanns Sprache genung,
Um zu gehen mit mir auf die Wanderung,
Dir stände das Betteln nicht an.

Mit Kalk und Röthel will ich Dich ernähren,
Brod sollen uns Spindeln und Räder gewähren,
Das ist ein Gewerbe, das stehet in Ehren,
Bleib' dabei ein Bettelmann.
Ich krümme mein Bein, als könnt' ich nicht gehn,
Bekleistre mein Aug', als könnt' ich nicht sehn,
Für lahm und für blind soll mich Jeder ansehn,
Und lustig leben wie dann.“

Ein ebenfalls älteres Lied, das S. 35 mitgetheilt wird, ist allerliebst:

Sie sagen, Küssen ist Sünde,
Doch denk' ich, das ist nicht wahr;
Denn geküßt ward in der Welt,
Seitdem's nur gab ein Paar.

O wär' es ungesetzlich,
Das Gesetz erlaubt' es nicht,
Und wenn es wär' unheilig,
Dann thäten's die Pred'ger nicht.

Und wenn es wär' unziemlich,
Dann litten's die Mädchen nicht,
Und gäb's nicht Küsse die Menge,
So hätten die Armen sie nicht.

Von der echten Naivetät dieser ältern Lieder unterscheidet sich zuerst Ramsay, dessen „adeliger Schäfer“ bereits den Einfluß der modernen Hofpoesie verräth, wie sie aus Italien und Frankreich auch nach England herüberdrang. Dann schlugen die Anhänger des Hauses Stuart wieder einen romantischen Ton an in ihren feurigen Kriegs- und Spottliedern wider die Engländer. Darunter kommt eins auf Georg I. vor, das voll des tiefsten Hohnes ist:

Wen hat uns der Teufel zum König gebracht?
Ein kleines deutsches Herrchen.
Als wir hingingen, zu holen ihn her,
Da grub er in seinem Kohlgärtchen,
Säete Kohl und pflanzte Lauch,
Ohne Strümpf', ohne Hosen auch;
Seine Bettellumpen stutzt auf der Gauch,
Das kleine deutsche Herrchen.

Und er setzt sich in uns'rer Herren Stuhl,
Das kleine deutsche Herrchen,
Und fremden Lauch bracht' er mit in Meng'
Und steckte ihn in sein Gärtchen.
Die Rose der englischen Schurken er pflückt,
Und der leischen Bauern Harf er zerdrückt,
Doch sein Daumen ihm noch von der Distel juckt,
Dem kleinen deutschen Herrchen.

Komm her in uns're Hochlandsberg',
Du kleines deutsches Herrchen,
Sieh, wie der Kohl der Stuarts wächst,
Den sie gesteckt im Gärtchen.
Und faßt Du eine Staude an,
Vergreifst Du Dich am Pfluggespann,
Auf dem Maul wie zerschlagen den Scepter Dir dann,
Du kleines deutsches Herrchen.

Lieder auf den Prinzen Eduard und die Klagen über die Niederlage der schottischen Partei bei Culloden haben viel Rührendes und man merkt nicht, daß alle diese Geschichten in die Perückenzeit fallen. Der wiederhergestellte Friede begünstigte die idyllische Poesie, die Schilderungen der ländlichen Liebe und des Stilllebens. Dabei behauptet der drollige Ton sein altes Recht. Eine Menge Schilderungen sind burlesker Art. Z. B. die Klage einer armen Braut von Alexander Roß († 1784):

Die Braut kam aus dem Kuhstall,
Wie rieb sie die Wangen so rein!
„Ihr Herren, heut werd' ich vermählet
Und ach, nicht ein Laken ist mein!
Und ach, nicht ein Laken ist mein,
Kaum daß mir 'ne Decke gehöret,
Und hat die Braut Alles zu borgen,
Wie sehr wird die Freude gestört!“ rc.

Das bedeutendste Talent ging in Robert Burns auf, einem Bauern, der das heroisch Nationale und idyllisch Sentimentale mit dem bäurisch Burlesken, also gleichsam alle Elemente der schottischen Volkspoesie verband. Herr Fiedler widmet ihm einen großen Theil seines Werkes. Wir glauben aber, diese Charakteristik des berühmten Schotten hier übergehen zu müssen, da wir schon aus Anlaß der früher erschienenen Uebersetzungen ausführlich von ihm gesprochen haben und er wohl keinem unserer gebildeten Leser mehr unbekannt ist.

Burns fand sehr viele Nachahmer, wie jeder begabte Dichter sie zu finden pflegt, und es ging hier, wie überall. Die Nachahmer wurden manierirt und affektirt. Da es aber hier vor allem galt, sich auf die schottische Volksthümlichkeit etwas zu Gute zu thun, so wurde mit Naivetät spekulirt, ungefähr wie in der Schweiz, wo man für gute Bezahlung mimilisirt, wie in Berlin, und die Natur noch treuer spielt, was aber dennoch nur die raffinirteste Unnatur ist.

Daß man sich so außerordentlich viel auf das Heimische zu Gute thut, ist ein eigenthümlicher Zug der neuern Poesie. Auch die Alten rühmten ihre Nationalität, aber immer nur im Gegensatz mit andern Nationen, um kriegerischer Tugenden oder hoher Bildung willen, niemals bloß des zufälligen Ursprungs wegen. Der Werth des Menschen galt ihnen allein, nicht daß er auf dieser oder jener Scholle gewachsen sey. Die Aegypter und Inder unterschieden nur nach dem Adel der Racen und nach dem Range und der edeln Bildung des Standes; an die Scholle dachten sie nicht. Die Juden markirten ihr Nationalgefühl schon viel egoistischer, und legten außerordentlich großen Werth auf ihren heimathlichen Boden; allein wenn ihr Hochmuth bis ins Lächerliche ging, so hielt ihm doch eine tiefe Demuth die Waage, und so oft sie sich über andere Völker überhoben, verfehlten sie nicht, sich durch ihre Propheten auch wieder tüchtig abkanzeln zu lassen und Buße zu thun. Im christlichen Mittelalter waltete neben dem ritterlichen Stolze dieselbe Demuth vor. Es ist nun gerade kein Ruhm für die moderne Zeit, daß sie davon abgewichen und in die unerträgliche Eitelkeit gefallen ist, die das Kleinliche und Zufällige so gar hoch hält. Unsere biderben Vorfahren waren gewiß Männer, vor denen man Respekt haben mußte, und ihre Frauen dürften sehr rühmenswerthe Mütter gewesen seyn; allein es fiel ihnen nicht ein, sich ihrer Väterlichkeit und Mütterlichkeit zu rühmen, wie Vater Voß und Mutter Niederer in ihren sentimentalen Büchern heutzutage. Eben so war der Schweizer im Mittelalter ein schrecklicher, unnahbarer Geselle, stolz auf das Gebirge, seiner Freiheit feste Burg. Aber es fiel ihm nicht ein, mit seiner Gemüthlichkeit und Naivetät in Prosa

und Versen Handel zu treiben, wie heutzutage. Der Tiroler jodelte machtvoll durch die reine Luft der Gletscher, aber es fiel ihm noch nicht ein, vor dem Parterre in London und Petersburg für Geld zu kokettiren mit Volksthümlichkeit. Der wahre poetische Zauber der Volksthümlichkeit liegt in seiner Unschuld. Wie zu viel darüber reflektirt wird, geht die Unschuld verloren. Wenn man die Natur als solche zur Schau stellt, ist sie nicht mehr Natur. Zwischen der Bäuerin, die einen ländlichen Putz wählt, um darin besser zu gefallen, als in ihren abgetragenen Stadtkleidern, und manchem modernen sogenannten Volksdichter ist wenig oder kein Unterschied. Daß etwas nicht echte Volkspoesie sey, erkennt man sogleich, wenn sie sich selbst dafür ausgibt. Die echte Volkspoesie weiß nichts davon, daß sie Volkspoesie zum Unterschied von einer andern Poesie sey; sie hält sich unschuldigerweise für die Poesie schlechthin.

Damit soll übrigens keinem guten Dichter zu nahe getreten seyn. Auch unter Burns Nachfolgern kommen einige ausgezeichnete Talente vor, z. B. Motherwell, dessen „Meerjungfrau" von wunderbarer Schönheit ist:

„Die Nacht ist schwarz und der Wind bläst scharf,
Weißer Schaum netzt meine Brau'n,
Und ich fürcht', ich fürchte, lieb Mädchen,
Daß nimmer das Land wir schau'n."
Darauf sprach das Meermädchen,
Sie sprach gar froh und frei:
„„Nie sagt' ich zu meinem Bräutigam,
Daß zu Land die Hochzeit sey.""

„„Nie sagt' ich, ein irdischer Priester
Sollt' seg'nen uns ein zur Eh',
Nie sagt' ich, ein irdisch Gebäude
Sollt' halten uns beide je.""
„Und wo ist der Priester, lieb Mädchen,
Soll Erdenmensch er nicht seyn?"
„„O es rauscht der Wind und es brüllt die See
In uns're Hochzeit drein.""

„Und wo ist die Wohnung, lieb Mädchen,
Ist sie nicht auf Erden zu sehn?"
„„Dort unten, sprach das Meermädchen,
In den grünen Tiefen der See'n.
Gebaut ist von Schiffstrümmern sie,
Und von der Ertrunk'nen Gebein,
Die Fische das Wild sind in meinem Park
Und die Wasserwüste mein Hain.""

„„Meiner Wohnung Dach sind die Wogen blau,
Der Boden der gelbe Sand,
Weiße Blumen in den Gemächern blüh'n,
Die nimmer blüh'n auf dem Land.
Und hast Du gesehn, mein Bräutigam lieb,
Ein irdisches Lieb, das je
Acker auf Acker gab fruchtbaren Lands
Wie ich sie Dir gebe der See.""

„„In einer Stunde der Mond geht auf,
Und hell das Sternlein lacht,
Dann sinken wir sechzig Klafter tief
In der Wässer finstere Nacht.""
Wild, wild der arme Bräutigam schrie,
Laut lachte die Braut darein,
Der Mond stieg auf und es sanken die zwei
In die Silberflut hinein.

Diese Dichtung findet sich nicht unter denen, welche Heintze 1841 übersetzt herausgab. Streng genommen gehört sie nicht zur Volkspoesie.

Im Anhang theilt der Verfasser einige sehr schätzenswerthe Nachrichten über den Aberglauben der Schotten mit und über kleine Sprüche und Liedchen, in denen er sich seit wahrscheinlich sehr alter Zeit fortgepflanzt hat. Hier einige Beispiele. „Die Landleute hüteten sich wohl, die sogenannten Elfenringe im Grase, die man als ihre Tanzplätze betrachtete, mit dem Pfluge oder sonst zu zerstören und eben so sehr sie mit den ihnen verhaßten Namen elf, imp, fairy zu benennen; es sind darüber folgende Reime im Gange:

Wer umpflügt der Elfen Grün,
Hat nimmer wieder Glück,
Und wer verdirbt der Elfen Ring,
Den Leid und Mangel drück',
Freudloser Tag, schlaflose Nacht
Ist bis zum Tod sein Geschick.

Dagegen:

Wer in Ruhe läßt der Elfen Ring,
Sieht weder Schmerz noch Noth,
Und wer rein macht der Elfen Ring,
Stirbt einen leichten Tod.

Der Neumond ist jungen heirathslustigen Mädchen behülflich, ihre künftigen Gatten zu entdecken; sie reden zu diesem Behufe den Mond an:

Neumond, Treumond,
Sag' mir doch,
Ob (Name ihres Geliebten) mein Treulieb
Mich freiet noch.
Soll ich bald zum Altar gehn,
Laß mich dann sein Antlitz sehn;
Führet er heim mich noch bei Zeiten,
Laß mich sehn ihn von der Seiten;
Wenn er nimmer will mich frein,
Dann sein Rücken mir erschein',

worauf sie erwartet, ihn in der Nacht im Traume zu sehen. Sie haben auch noch andere Mittel, um über diesen wichtigen Punkt aufs Reine zu kommen, z. B. das Knotenmachen im Strumpfbande, wobei sie den folgenden Reim wiederholen:

Ich knüpfe diesen Knoten da,
Zu seh'n, was ich noch nimmer sah,
Zu seh'n mein Lieb im Sonntagsstaat,
Und was er in der Woch' an hat.
Und was er täglich schafft und macht,
Das möcht' ich seh'n in dieser Nacht.
Und trägt mein Lieb ein Kleid von Grün,
Dann wird von Lieb' er für mich glüh'n;
Doch trägt mein Lieb ein Kleid von Grau,
Dann nimmer seiner Lieb' ich trau;
Doch wenn er trägt ein blaues Kleid,
Liebt er mich mit Wahrhaftigkeit.

6. Der Wind erhält den Namen Arthur o' Bower:

Arthur o' Bower zerbrach seine Bande,
Und brüllend fuhr her er über die Lande;

Der König von Schottland und all' seine Mannen,
Die können den Arthur o' Bower nicht bannen."

Das hängt mit der Vorstellung zusammen, derzufolge König Artur oder Artus der Anführer des wilden Heeres ist. In der Artussage hat sich überhaupt viel heidnischer Naturmythe erhalten. „Das Marienwürmchen vertritt bei den Kindern in Schottland die Stelle, welche bei uns der Maikäfer einnimmt; sie halten es für Sünde, es zu tödten; fangen es aber gern und lassen es wieder fliegen, wobei sie ähnliche Reime wie die Kinder bei uns singen. In England singen sie:

Marienwürmchen, flieg nach Haus,
Dein Häuschen brennt und drin sind deine Kinder.

In Südschottland singen sie:

Lady, Lady, Landers,
Lady, Lady, Landers,
Schlag Deinen Mantel um dein Haupt,
Und fliege fort nach Flandern.
Flieg' über Gärten und flieg über Feld,
Flieg' über Teich' und fließenden Quell,
Flieg' über den Moor und Wiesengrün,
Ueber Lebende wie über Todte hin.
Flieg' über das Kornfeld und über die Bach',
Flieg' über die See und über den Bach,
Fliege nach Osten, fliege nach Westen,
Sage mir, wer mich liebt am Besten.

In Aberdeen und Mearns heißt das Insekt King Colawa und wird also angeredet:

König, König, Kolawa,
Breit aus die Flügel und fliege fort,
Ueber Land und über Meere,
Sag' mir, wo mein Liebchen wär'.

Zu den naivsten Kinderliedern in Schottland gehören noch folgende:

Es war ein klein, klein Männchen,
Das lebt' in Gilberaty, o!
Kein Bischen Käs' es kriegen konnt',
Vor Mieze-, Miezekätzchen, o!

Er sagte zu dem Kätzchen,
O gern möcht' ich dich fressen, o!
Wenn nicht die scharfen Krallen wären,
Von Mieze-, Miezekätzchen, o!

* * *

'S war einst 'ne Müllerstochter,
Wollt' gern ein Kindlein tragen, o!
Sie nahm des Vaters Windspiel,
Thät's in ein Tuch einschlagen, o!
Und sagte: Schlaf, mein Kindchen, schlaf,
O schlafe nur, mein Kindchen, o!
Hätt'st Du nicht so 'nen langen Bart,
Ich küßte gern Dein Mündchen, o!

Dieser sehr interessanten Sammlung von poetischen Volks- und Kindersprüchen folgen noch einige Mährchen in Prosa. Möchte doch der kundige Verfasser in einem dritten Bande noch mehr von dem poetischen Aberglauben und von den Volkssagen, so wie von den ältesten Volksliedern mittheilen, deren es noch viele gibt, die noch nicht ins Deutsche übertragen sind.

Humoristische Literatur.

1) Lebensläufe in aufsteigender Linie nebst Beilagen A. B. C. von Th. G. von Hippel. Vier Bände. Leipzig, Göschen, 1846.

2) Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z. Von demselben. Zwei Bände. Daselbst.

Da sich die Werke Hippels ziemlich vergriffen haben, ist es sehr zu loben, daß man die besten wieder auflegt. Sie enthalten einen Schatz von köstlichem Humor, der das Rührende und Tragische doch nicht ausschließt. Jean Paul, der allgemein bekannter ist, muß doch als Schüler Hippels betrachtet werden, sofern er hauptsächlich von ihm jene überraschenden Wechsel des Skurrilen und Melancholischen gelernt hat, welche seinen Styl wesentlich charakterisiren. Bei den Engländern findet sich diese Manier zwar noch etwas früher, bei Sterne und vor allem bei Shakespeare. Doch unterscheidet sich Hippel von frühern und spätern Humoristen durch einen ganz eigenthümlichen Klageton. Wenn man seine Idyllen von der Ostsee liest, glaubt man zuweilen, man höre den Wind an einem dunkeln Novembertage über die Stoppelfelder Kurlands in geheimnißvollem Wehlaut hinziehen. Welche heitern Bilder der Dichter uns auch vorführt, wie viele deutsche Gelehrsamkeit er in muthwilliger Ironie herbeiwälzt, um, wie Jean Paul, Witz auf Witz mit ihr zu treiben, der Hintergrund aller Vordergründe bleibt bei ihm immer die Melancholie jenes nordischen Strandes und seines armen Volkes. Das gastliche Haus des Edelmanns, die idyllische Wohnung des Pastors, der die ganze deutsche Literatur und Bildung an jenem öden Nordstrand angesiedelt, können uns vergessen machen, wo wir sind; immer aber verräth es sich wieder; blickt die bleiche Hörigkeit mit flehender Miene zur halbgeöffneten Thür herein, und streicht der kalte Wind seewärts her über ein armes frischgegrabenes Grab. Die Geschichte eines liebenswürdigen, von einem lüsternen Edelmann bis zum Tode verfolgten Mädchens in den Lebensläufen gehört zu dem Rührendsten, was je geschrieben worden ist, und man muß sich wundern, daß sie nie vom Liberalismus ausgebeutet worden ist, da sie wahrhaftig näher läge, als die Atar Guls, Parias und so viele andere poetisch verherrlichte Opfer der Kastentyrannei, von denen ungleich mehr die Rede ist. Das Bezaubernde an Hippels Darstellungen ist übrigens etwas, was ihn von den modernen Dichtern des menschlichen Elends auffallend unterscheidet, nämlich die Bescheidenheit. Während Trotz und Prahlerei, oder wüthender Haß und Fanatismus alle neuen Dichtungen des Proletariats charakterisirt, tritt die Armuth und Unterthänigkeit bei Hippel nur in stillster Demuth auf und wagt fast keinen Schmerzlaut, nur eine Thräne, und sie stirbt ohne Verwünschung, nur mit einem Seufzer. Warum merken denn die neuern Dichter nicht, daß diese Oekonomie der Klage unendlich tiefer die Seele des Lesers ergreift, als der pathetische Bombast, in dem sie sich gefallen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 20. Dienstag den 16. März 1847.

Kriminalgeschichten.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Kriminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Zehnter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1846.

In diesem neuen und gleich dem vorigen, reichhaltigen Bande stehen zwei politische Prozesse voran. Zuerst der berüchtigte Prozeß der unglücklichen Prinzessin Eboli, die alle deutsche Leser aus Schillers Don Carlos kennen, und ihres Liebhabers, des Don Antonio Perez. Sie war die Maitresse des grausamen König Philipps des Zweiten, liebte aber hinter seinem Rücken den Perez, Philipps Günstling. Um das Geheimniß dieser Liebe zu verbergen wurde der einzige Mitwisser desselben, Escovedo, durch einen Befehl, den die Liebenden arglistig dem König selbst entlockten, aus der Welt geschafft. Allein Philipp II. kam dennoch hinter die Schliche des jungen Paares, das ihn so arg getäuscht hatte, und gerieth, wie man sich denken kann, in unsägliche Wuth. Die Eboli war ihm nicht nur untreu geworden; der Günstling, für den er alles gethan, hatte sein Vertrauen nicht nur schändlich betrogen, sondern Beide hatten noch überdieß den alten König ausgelacht und zum Morde des unschuldigen Escovedo verleitet. Kein Kerker war also tief, keine Marter grausam genug, um die Rache eines schon von Natur so blutgierigen und in diesem Fall so unerhört beleidigten Monarchen zu genügen. Allein er war durch die Vorrechte des Adels und der arragonischen Stände gebunden. Als er den Perez zu Saragossa, wo derselbe im Kerker schmachtete, hinrichten lassen wollte, erhob sich das gesammte Volk und befreite ihn. Perez entkam nach Frankreich und England und starb im Exil natürlichen Todes. Philipp II. konnte nur seiner hinterlassenen Familie wehe thun, und den Anlaß ergreifen, die Privilegien der Arragonesen zu vernichten. Die Eboli wurde ihrer Güter beraubt und verbannt. Der ganze Prozeß hat nicht nur ein dramatisches Interesse hinsichtlich seiner historischen Charaktere und der darin gespielten frechen Intrigue, sondern er liefert auch das in der politischen Welt einzige Beispiel einer Koalition des konstitutionellen Liberalismus mit den Günstlingen und Maitressen.

Der zweite Prozeß spielt in Schottland und hat gleichfalls die Opposition einer Provinz gegen die Krone, und zwar wieder aus Anlaß einer verhinderten Hinrichtung, zum Gegenstande. Nachdem Schottland mit England unirt worden, duldeten die Schotten höchst ungern die englischen Soldaten und Beamten in ihrer Mitte. Besonders verhaßt machte sich der Hauptmann John Porteous, der unter andern einmal bei einer Hinrichtung, als das Volk lärmte, ohne hinlängliche Ursache und mit Uebergehung aller üblichen Formen, ohne vorangegangene Warnung, unter das Volk schießen ließ. Die Schotten brachen darüber nicht in Empörung aus, sondern schlugen den Weg Rechtens ein; als aber Porteous durch die ordentlichen Richter seines Benehmens wegen zum Tode verurtheilt und der Tag der Hinrichtung schon angesagt und alles Volk deßhalb versammelt war, kam plötzlich Gegenbefehl von London und die Hinrichtung unterblieb. Da ging das schottische Volk ruhig auseinander, sammelte sich aber beim Anbruch der Nacht in Masse, sperrte die englischen Soldaten ab, stürmte das Gefängniß, holte Porteous heraus und henkte ihn, worauf sich alles wieder ruhig nach Hause begab. Die Engländer nahmen ihre Satisfaktion durch einen neuen großen Prozeß und Absetzung der schottischen Beamten. Die Verhandlungen im Parlament und der ritterliche Kampf der Mitglieder für Schottland gegen die englische Majorität gewähren ein großes Interesse. Jene Redner vom Jahr 1736 sprachen so geistvoll und gewandt, als man nur irgend heute sprechen kann.

Der dritte Prozeß ist ein Kabinetsstück aus dem 15ten Jahrhundert. Zu Kolberg blühten damals zwei adelige Geschlechter, die von Schlieffen und die von Adebar. Ein Adebar erstach einen Schlieffen, seinen guten Kameraden, bei Nacht, als derselbe vor sein Bette trat, indem er ihn für ein gespenstisches Wesen hielt. Das Geschlecht der Schlieffen wollte der Umstände wegen auf die Blutrache verzichten, Adebar selbst aber verlangte zu sterben, um das Blut seines Freundes zu sühnen, und bedung sich nur aus, nicht auf der gemeinen Richtstätte, sondern auf dem christlichen Kirchhofe geköpft zu werden, wie auch geschah.

Die vierte Erzählung ist eine gemeine Mordgeschichte aus Nordamerika. Eine energische, aber rohe Frau ließ ihren Mann, den sie nicht leiden konnte, durch englische Soldaten, die sie zu diesem Behufe an sich gelockt hatte, abschlachten. — Einen noch widrigeren Eindruck macht der Held der fünften Erzählung, der Franzose Prystel, der seine Frau um ihres Vermögens willen erschoß, und seinen treuen Diener dazu, um ihm die Schuld jenes ersten Mordes aufbürden zu können. Feinere Charakterzüge begegnen uns dagegen wieder in den folgenden Prozessen, der schönen Würzkrämerin von Paris, deren Ehebruchsgeschichte in die ganze Tiefe der Korruption blicken läßt, von der Paris unter Ludwig XIV. ergriffen war; — des mysteriösen Herrn Grandisson, der jahrelang mit seiner Frau in Heidelberg lebte und in allgemeiner Achtung stand, während er sein großes Vermögen sich dadurch erwarb, daß er von Zeit zu Zeit in Deutschland, Frankreich und Holland

umherreiste und die Postwägen bestahl; — endlich der sogenannten Geldprinzessin in Berlin, eines listigen Bürgermädchens, die einer reichen alten Jungfer all ihr Vermögen entlockte, indem sie ihr unter dem Namen der Fürstin Radziwil und des Königs, Friedrich Wilhelms III. selbst schmeichelhafte Briefe schrieb. Diese Geschichte hat viel Aehnlichkeit mit dem Betruge, welcher der Jungfer Klöble in Tübingen vor einigen Jahren gespielt wurde. Der letztere ist psychologisch noch interessanter und wir möchten die Herrn Herausgeber des neuen Pitaval auffordern, diesen Prozeß in einem ihrer folgenden Bände ausführlich mitzutheilen.

Zeitgeschichte.

Die frommen katholischen Alt-Sarmaten und die neuen heidnischen Anti-Sarmaten in Polen. Zur richtigen Würdigung ihrer letzten Insurrektion. Von Wilhelm von Schütz. Leipzig, Renger, 1846.

Man ist gewohnt, die Polen als Revolutionäre anzusehen und schiebt ihnen, der französischen Sympathien wegen, denen sie sich hingeben, allen möglichen republikanischen und kommunistischen Unsinn in die Schuhe, wozu doch nur einige polnische Dichter und Libellisten in Paris, die in der Verbannung gänzlich entartet sind, Veranlassung gegeben haben. Herr von Schütz sucht nun nachzuweisen, und nicht mit Unglück, daß die Polen eigentlich sehr konservativ seyen, indem sie eben nur ihr Altes wollten. Ja er geht so weit, Seite 42 unumwunden auszusprechen, daß es im Interesse des gesammten europäischen Demotismus (Liberalismus) liege, Polen vollends zu vernichten, während nur die römische Kirche die Erhaltung Polens wünschen müsse. So sehr sey das altpolnische Element dem hierarchischen des Mittelalters verwandt und dem modernen Staats- und Freiheitsprinzipe fremd. Aus dieser Voraussetzung folgt begreiflicherweise, daß er den heutigen Polen auch nichts Anderes rathen kann, als die treueste Anhänglichkeit an die Kirche und das Verwerfen aller demotischen Verführungskünste.

Den Gesichtspunkt der deutschen Nationalpolitik hält der Verfasser in seinen Erörterungen nicht fest, doch äußert er sich sehr verständig über das Benehmen der deutschen Mächte seit der ersten Theilung Polens. Es scheint ihm unangemessen, daß man denselben einen Vorwurf macht, da sie durch die offensive Einmischung der Russen und Franzosen in die polnischen Angelegenheiten zu einer unumgänglichen Defensive gezwungen worden seyen. Eben so unangemessen, ja ganz unvernünftig erscheint ihm demnach auch der Haß, zu dem sich die Polen gegen die Deutschen namentlich in jüngster Zeit haben stacheln lassen. Die deutschen Mächte haben es mit Polen stets gut gemeint und nur der Polen eigene slavische Stammgenossen und ihre französischen Helfer und Berather haben sie ins Verderben geführt. Die Politik der deutschen Mächte in Bezug auf Polen war immer eine konservative, die Vertheidigung Polens bezweckende. Sie ist seit Jahrhunderten gleich geblieben. Nur daß sie sich früher mehr Schweden gegenüber befand, während sie es heute mehr mit Rußland zu thun hat. „Das Auge Schwedens war von alter Zeit her ursprünglich gegen Rußland gerichtet gewesen und zwar nicht ohne Grund, wie seitdem die Geschichte gelehrt hat. Beider Staaten Lage und Verhältniß brachte es mit sich, daß Schweden oder Rußland die Herrschaft im Norden davon tragen würde, und sie ist der ruthenischen Macht geworden. Aber das finnische Schweden hatte eine richtigere Einsicht, vielleicht Voraussicht in die Alternative, und war zeitig bedacht, jene ihm ungünstige Möglichkeit abzuwenden. Durch Polen sollte der Zweck erreicht werden. Da der erste mit Thätlichkeiten begonnene Widerstand gegen die slavische Kirche in einem slavischen Lande und Volke zum Ausbruch gekommen war, so begreift es sich, daß Huß mehr Anhänger bei den Slaven an der Weichsel fand, als in Deutschland. Man wollte dieß schwedischer Seits benutzen und hielt es für möglich, die polnischen Protestanten, die mehr Hussisch waren denn Lutherisch, mit der Zeit Schweden unterwürfig zu machen, hierdurch aber Rußland furchtbar, wo nicht seiner mächtig zu werden. Daher die Thronerhebung des Königs Siegmund III. aus dem Hause Wasa, dessen Anhänglichkeit an den katholischen Glauben das Vorhaben vereitelte. Hierdurch ward Frankreichs Einmischung vorbereitet. Denn niemals hat Schweden Polen aus den Augen gelassen. Sogar gewisse Momente aus dem Leben der Königin Christine, die bisher noch nicht genügend erklärt werden konnten und deßhalb für weibliche Sonderbarkeiten ausgegeben wurden, gewinnen Zusammenhang und Bedeutung, sobald festgehalten wird, daß es eine Hauptrücksicht für Schweden war, sich gegen Rußland mächtig zu machen durch seinen westlichen slavischen Nachbar, dessen slavische Bevölkerung für jenen Zweck eben so wohl wie dessen protestantischer Theil benutzt werden sollte. Hatte dieses Vorhaben schon Siegmunds katholische Entschiedenheit gehindert, so schienen ungleich mehr noch ihm die Maßregeln entgegentreten zu wollen, welche sein Sohn und Nachfolger, Wladislaus IV., getroffen hatte. Beide Fürsten waren für der Polen innere Einigkeit thätig gewesen und ließen sich deßhalb die religiöse Friedensstiftung ganz besonders angelegen seyn. Aber dabei konnte der Schwede seine Zwecke nicht erreichen. Nur religiöser Zwiespalt zeigte sich diesen günstig. Dessen Kampfplatz war Deutschland geworden. Also auf dieses Land mehr wie auf Polen rechnete nun Gustav Adolph. Vom Reiche aus ließ sich mancherlei durchsetzen. Polen hätte der auch in Deutschland herrschend gewordenen schwedischen Macht schwerlich widerstehen können. Sogar wenn, was stets als Möglichkeit zu beachten blieb, die slavischen Völker in engere Verbindung traten, konnte Schweden denjenigen Stützpunkt, den es nun um so mehr brauchte, nur an Deutschland gewinnen. Es waren folglich weder Entschiedenheit für die lutherische Lehre, noch Eroberungsliebe und Ruhmsucht allein, was Gustav Adolph zum Befreier Deutschlands machte, sondern es verbanden sich damit auch nationale Interessen, wenn man will eine Macht der Verhältnisse, welche Schwedens Lage vermittelte; und sie trugen bei, dem ohnehin kriegerisch gesinnten Könige die unserem Vaterlande so verderblich gewordene Richtung zu geben. Aber hier aufzutreten, ohne einverstanden zu seyn mit Frankreich, das war eine Unmöglichkeit. Beide mußten in Verbindung treten gegen Deutschland." Ohne Zweifel eine vollkommen richtige Ansicht. Auch blieb Schwedens Augenmerk nach dem dreißigjährigen Kriege unablässig auf Polen gerichtet. Karl Gustav, Christinens Nachfolger, setzte Gustav Adolphs System in Polen fort und Karl XII. hatte es fast bis zu seiner vollendeten Durchführung gebracht, als ihn das Schicksal bei Pultawa erreichte.

Bekanntlich halfen die deutschen Mächte, Polen aus der Umstrickung Schwedens zu befreien, während noch ein Theil Deutschlands selber in den Händen Schwedens war. Allein sie waren nicht stark, einig und glücklich genug, Polens und Deutschlands Interesse innig zu verknüpfen, obgleich ein deutscher König auf den polnischen Thron kam. Die russischen und französischen Parteien überwogen in Polen. Zwischen

beiden stand nur eine kleine echt polnische Patriotenpartei und gerade diese war es, die von den deutschen Mächten unterstützt wurde gegen Rußlands Uebergriffe und gegen Frankreichs Intriguen. Frankreich arbeitete, ohne es zu wollen, den Russen in die Hände, denn seine Intriguen entschuldigten das Einschreiten der russischen Macht. Nachdem Polen schon großentheils in der Russen Gewalt war, was blieb den deutschen Mächten übrig, als die Theilung, um einerseits der russischen Eroberung eine Grenze zu setzen, und andererseits die französischen Intriguen zu vernichten? „Um richtig zu urtheilen, vergegenwärtige man sich die Sachlage. Polen war schon in Parteien getheilt, in die russische und in die französische, auch diese letztere schon halb insurgirt. Die Zahl der Vaterlandsfreunde von echtem Schrot und Korn war klein; der edle Zamoiski stand an ihrer Spitze. Friedrich der Große unterstützte sie heimlich, erkannte aber bald, daß sie werde unterliegen müssen. Den Sieg der französischen konnte keine der drei Grenzmächte dulden. Sie zurückzuhalten gab es nur zwei Hauptwege. Man konnte zuvörderst der russischen zum Siege verhelfen. Das war aus anderen Gründen bedenklich; das ganze Polen von 1770 hätte danach mit der Zeit an Rußland kommen können. So blieb nur übrig, sich gegen den gemeinsamen Feind zu einer entsprechenden Maßregel zu vereinigen, und als die angemessenste bot sich eine solche allein dar, die drei Wirkungen zugleich hervorbrachte. Polen mußte paralysirt, ihm jene Bedeutsamkeit genommen werden, durch welche es Wichtigkeit für andere politische Zwecke hatte. Dann mußte Frankreich sehen, daß, wollte es fortfahren in Polen zu machiniren, um sich mit der Nation zu verbinden, die drei großen Monarchien es unter keiner Bedingung gestatten würden, sondern dagegen sich im voraus vereinigt hätten. Endlich war nöthig, den Polen selbst anschaulich zu machen, daß weder ein Anschluß an Frankreich, noch ein ernstlich gemeinter Insurrektionsversuch geduldet, sondern eher eine völlige Theilung Polens unter die drei Mächte ausgeführt werden würde. Dem Allen entsprach der damals beliebte Schritt, welcher mehr als eine Theilung, eine Reduktion Polens zu heißen verdient, ein Schritt, den nicht Ländergier veranlaßt, sondern die Macht der Umstände, namentlich die Nothwendigkeit, Frankreichs Plan zu vereiteln, geboten hat. Wir bestreiten nicht, daß Polen zu bedauern sey; viel schlimmer jedoch würde ihm es ergangen seyn, wenn die Entwürfe Frankreichs geglückt wären."

Wir theilen diese Ansichten mit, weil sie uns treffend und zeitgemäß scheinen in einem Augenblick, in dem man nur den Leidenschaften des Augenblicks folgend, den geschichtlichen Zusammenhang der Dinge so gern übersieht. Auch ziemt es sich, vom deutschen Standpunkt aus den unsinnigen Verleumdungen der französisch-polnischen Propaganda die geschichtliche Wahrheit entgegenzusetzen und die Polen zu erinnern, daß sie ihren deutschen Feinden mehr Gutes zu verdanken haben, als ihren französischen Freunden.

Lyrische Dichtkunst.

Liederschwalben von August Mettlerkamp. Braunschweig, Westermann, 1846.

Ein sehr milder Dichter, dessen idyllisch stilles Wesen seltsam absticht von den kommunistischen Renommistereien unserer Zeitdichter. Herr Mettlerkamp verweilt vorzugsweise gern bei den Erinnerungen an die Jugend und Heimath. So in dem Liede „des Knaben Heimath":

Süße Heimath! wo in Wonne
Ich des Lebens Mai verbracht,
Wo die gold'ne Himmelssonne
Mir so heiter stets gelacht 2c.

Eben so in dem Gedicht „Traumbild":

Von holden Geistern magisch fortgezogen
Schiff' ich hinaus im goldnen Wunderkahn
Der Phantasie auf bunten Traumeswogen
Zu meiner Kindheit stillem Ozean 2c.

Eben so in dem Gedicht „Trost":

Als noch der Kindheit holder Zauberschleier
Mich wie ein leiser Nebelduft umfloß;
Als noch der Einfalt reines Götterfeuer
Durch meine Seele wärmend sich ergoß 2c.

Eben so in dem Gedicht „das Wunderschloß", welches schließt:

Und wollt' ich auch das Wunderschloß nicht nennen:
Ihr würdet doch die Jugend d'rin erkennen.

Eben so in dem Gedicht „die einsame Eiche":

In meiner Jugend Zeit der süßen,
Fühlt' ich den Gram noch nicht so schwer;
Es zog mit heimathlichen Grüßen
Manch' gold'ne Wolke zu mir her.

Eben so in dem Gedicht „Kindlich Sehnen":

Frommer, süßer Unschuldsglaube
Meiner Kindheit, kehre wieder!

Eben so in dem Gedicht „Feierabend":

Das Vaterhaus mit seinen rothen Ziegeln
Winkt mir so freundlich aus dem Kranz der Eiben;
Der Abendsonne letzte Strahlen spiegeln
Sich glühroth in den blanken Fensterscheiben.

Außer den Jugendgefühlen und Jugenderinnerungen besingt der Dichter am liebsten die Unschuld der Natur, z. B. in dem „Vogelgesang":

Wir wiegen uns spielend auf schwankenden Aesten,
Umsäuselt von schmeichlerisch kosenden Westen,
Und hüpfen und schlüpfen mit munterem Sinn
Durch's heimliche Dunkel der Blätter dahin.

Wir nisten so friedlich und kosen und brüten,
Umduftet vom Hauche balsamischer Blüten,
Und füllen, durchwärmet vom sonnigen Schein
Mit fröhlichen Liedern die Flur und den Hain.

O selige Freude, o wonniges Leben,
Dahin durch die Räume des Himmels zu schweben,
Und frei aus den heiteren luftigen Höhn
Das eitele Treiben der Menschen zu sehn! 2c.

Hier klingt ein Bürger'scher Ton an. Ueberhaupt ist viel Wohllaut in diesen Gedichten. Nur hin und wieder läßt sich der Dichter von den schönen Worten über den Sinn hinausführen:

Und hold verschämt, von wonnigem Schaur' durchbebt,
Vor Liebe glühend, sinkt sie ihm an die Brust;
Und süße Nachtigallenlieder
Wiegen sie ein in Entzückungsträume!

Das klingt zwar außerordentlich schön, hat aber doch keinen rechten Sinn, denn das Natürliche wäre, daß die holde Braut wirklich und leibhaftig entzückt wäre und nicht bloß vom Entzücken träumte. — Nicht ganz natürlich ist auch das Lied „der Morgen und die Blumen.“ Da heißt es, der Morgen kommt, wie ein Bräutigam zu den Blumen, seinen Bräuten; aber sie schlafen noch, wenn er kommt, er schmückt sie mit seinen Perlen und schwindet hinweg. Wenn sie nun aufwachen, finden sie die Perlen, aber den Bräutigam nicht mehr und sterben an Sehnsucht. Eine überaus schöne Dichtung, wenn ihr mehr Naturwahrheit zu Grunde läge.

Am Schluß einige Romanzen, unter andern von Bayards Großmuth, und einige Uebersetzungen von russischen Dichtern.

Indische Literatur.

Zur Literatur und Geschichte des Weda. Drei Abhandlungen von Dr. Rudolph Roth. Stuttgart, Liesching und Komp., 1846.

Die erste dieser Abhandlungen wurde in der Versammlung der Orientalisten zu Darmstadt vorgetragen, die beiden andern dienen ihr zur Erläuterung.

Der Weda ist bekanntlich der Komplex heiliger Bücher der Inder, die älteste Urkunde der Brahmareligion. „Es hat über dem Weda das eigenthümliche Schicksal gewaltet, daß er erst verhüllt oder ins Ungeheure vergrößert durch brahmanische Geheimthuerei und Prunksucht, deren Wirkungen noch nicht gänzlich verschwunden sind, ein abschreckendes Gewirre von Schriften darbot, an welches Niemand sich getraute die Hand zu legen. Hatte endlich H. T. Colebrooke in das Dunkel Licht gebracht, so war ihm dennoch die Bedeutung dieser Bücher zum Theile entgangen, und Fr. Rosen, welcher sie erkannte und der Mann war, die Entdeckung fruchtbar zu machen, sollte es nur vergönnt seyn, sich ein schönes Denkmal zu setzen, einen Anfang zu machen, welcher uns den Fortgang um so schwerer vermissen läßt, je mehr dieser durch wachsende Erfahrung sicherlich eine vollkommene Gestalt gewonnen hätte. Kein Anderer wollte in seine Fußstapfen treten; und so sind Rosens Buch und Colebrooke's in ihrer Weise vortreffliche Abhandlung noch immer die einzigen Fundgruben für unsere Kenntniß des Weda. Ich kann das, was von dem Missionäre Stevenson für den Samaweda geschehen ist, kaum erwähnen; denn seine Textesausgabe ist weniger korrekt, als irgend ein leibliches Manuscript, und seine Uebersetzung ist gänzlich unbrauchbar.“

Herr Roth hat sich nun dem weiteren Studium des Weda unterzogen und zwar unter den Auspicien des berühmten Wilson, dem hiezu noch zwei andere junge Männer, der Engländer Trithen und der Genfer Rieu behülflich sind.

Der Weda besteht aus fünf Büchern, wovon jedoch nur vier Hymnen enthalten, der fünfte rein liturgisch ist. Alles Liturgische ist Prosa und späterer Zusatz zum Gebrauch im Kultus. Den ursprünglichen Inhalt des Weda bilden aber lyrische Dichtungen, und zwar nicht bloß Gebete und Anrufungen der Götter, sondern auch Nationallieder wie in den ältesten Sammlungen der lyrischen Poesie anderer Völker auch, dem Schiking, Hamasa ꝛc. „Mehr als Tausend jener heiligen Lieder sind hier vereinigt, mit welchen die Vorväter wohnend um die Ufer der fünf Ströme, für sich und ihre Heerden Gedeihen erfleht, die aufgehende Morgenröthe begrüßt, den Kampf des blitztragenden Gottes mit der finsteren Macht besungen und die Hülfe der Himmlischen gepriesen hatten, die in ihren Kämpfen sie rettete. Und diese Lieder sind zusammengetragen, nicht etwa weil der Kultus in dieser Weise ihrer bedurft hätte, sondern unverkürzt und wohlgeordnet sollte hier der ganze Schatz dieser alten Poesie aufbewahrt werden. — Man würde sich überdieß täuschen, wenn man glaubte, der Weda enthalte ausschließlich religiöse Lieder; es hat sich eine Anzahl von Stücken eingeschlichen, welche in keiner Beziehung zu der Götterverehrung stehen. Im zehnten Mandala z. B. steht ein Lied, in welchem ein Würfelspieler seinen verderblichen Hang, der ihn wider die besten Vorsätze immer wieder zu neuer Sünde verführe, auf ergreifende Weise beklagt. Ein anderes Stück im siebenten Mandala, dem Vaßishta zugeschrieben (wovon Colebrooke schon eine vorübergehende Notiz gegeben hat), beschreibt in scherzender Weise das Aufleben der Frösche beim Beginne der Regenzeit und vergleicht ihr Gequäcke mit dem Singen der Brahmanen beim Opfer.“ Man unterscheidet deutlich die Mischung und die Gegensätze zahlloser kleiner Urstämme des indischen Volks in diesen Liedern. Darin aber treten hauptsächlich zwei Geschlechter charakterisirt hervor. „In dem durch Ströme, Wüsten und Bergzüge zerschnittenen Lande, dessen äußere Gestalt selbst durch die Laufveränderung der Flüsse wechselt, und mit ihr Anbau und Fruchtbarkeit, in einem Lande, in welchem niemals eine Herrschaft dauernden Bestand hat gewinnen können, dürfen wir nichts anderes suchen, als Wechsel, Umzug und Fehde. Unzählige kleine Stämme — man kann die obigen Namen durch manche andere aus dem Weda vermehren — müssen da gehaust, sich verschlungen und vernichtet haben; und die, welche sie führten oder die Leiter ihrer Häuptlinge waren, sind die heiligen Rishi geworden, auf welche die Sage des in das Gangathal sich hinabziehenden und feste Wohnung gewinnenden Volkes den ältesten Glauben und die Grundsätze gesellschaftlicher Ordnung zurückführt. Ihre Lieder, die Kampf und Streit athmen, sind die Gesänge der friedlichen Opfer in den üppigen Ebenen des Südens und Südostens geworden; die Götter wurden andere; das ritterliche Volk wurde träumerisch und gewann die Ruhe lieb, nur auf dem Gebiete der Askese blieb der streitbare Sinn und jene Festigkeit des Charakters lebendig. Vaßishtha mit den Seinigen war es, der unter den wedischen Rishi schon am meisten nach dem Südwesten vorgeschoben scheint, und bereits das Land inne hat, welches in der Folge für das heiligste geachtet wurde, während Viçvamitra weiter nach Nordost zu suchen ist in dem Lande, welches später barbarisch wurde. Vaßishtha, in welchem zugleich die künftige Stellung des Brahmanen am meisten vorgebildet ist, wird aber auch in der Erinnerung der folgenden Jahrhunderte weit höher gestellt, als sein kriegerischer Nebenbuhler, und der letztere unterliegt in dem Kampfe, aus welchem das heilige Volk Brahmavarta's hervorgehen sollte. Vaßishtha ist der priesterliche Held der neuen Ordnung der Dinge, in Viçvamitra wird der alte Zustand des kriegerischen Hirtenlebens im Pendschab für immer zurückgewiesen. Dieß ist die allgemeine geschichtliche Bedeutung des Kampfes der beiden wedischen Geschlechter, dessen Erinnerung die Literatur aller folgenden Zeiten bewahrt hat.“

Leider geht der Verfasser nicht näher auf den Inhalt, sondern nur auf die Form ein und seine Sprachuntersuchungen können natürlich auch nur für Kenner des Indischen interessant seyn. Möchte es ihm gefallen, auszugsweise die schönsten Lieder des Weda zu übersetzen. Ein solches Werk würde gewiß allen Freunden der Poesie willkommen seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 21. Sonnabend den 20. März 1847.

Neuestes Werk über Berlin.

Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung. Von Friedrich Saß. Leipzig, Koffka, 1846.

Da sich Berlin bedeutend vermehrt hat und bereits mehr als 400,000 Einwohner zählt, so konnte es dem Schicksal aller großen Städte, nämlich vielfacher Korruption, nicht entgehen. Es wäre ungerecht, der Stadt daraus einen besondern Vorwurf zu machen. Herr Saß thut das auch nicht, sondern geht nur darauf aus, einmal Thatsachen zu sammeln und sodann das Charakteristische hervorzuheben, worin sich etwa Berlin von andern Kapitalen unterscheidet.

Er beginnt mit dem Häuserbau. Die rasche und ungeheure Vermehrung der Bevölkerung motivirt denselben; aber er wird nicht mehr, wie unter Friedrich dem Großen, von der Regierung geleitet, sondern ist lediglich Sache einer zum Theil sehr verwerflichen Privatspekulation geworden. Man baut leicht und schlecht, damit das Haus möglichst schnell einen möglichst hohen Miethzins trage und doch den Erbauer möglichst wenig koste. Oft hat ein Haus, ehe es fertig dasteht, schon drei-, viermal den Eigenthümer gewechselt. Wo kann da Solidität erwartet werden? Besonders wichtig ist die Vernachlässigung der kleinen Wohnungen. Man spekulirt nur auf die Reichen, welche größere Räume brauchen, und berücksichtigt die ärmere Klasse fast gar nicht. Diese werden in enge Hintergebäude, Keller oder Bodenkammern zusammengedrängt, wo sie in der schlechtesten Luft, im beschränktesten Raume die Zeit zubringen, in der sie nicht außer dem Hause arbeiten oder herumschwärmen. Oft beherbergt ein Zimmer mehrere Familien und beide Geschlechter liegen bunt durcheinander. Der fühlbare Mangel an einem Obdach für die ärmeren Klassen hat nun keineswegs von Seite des Magistrats ein entsprechendes Bauwesen veranlaßt, wohl aber eine neue Art von Privatspekulation. Es wurden fünf große Häuser ausschließlich für die Unbemittelten im sogenannten Vogtlande (dem Armenviertel) gebaut. „Diese großen, nackten Gebäude, welche dem Jammer, der Verzweiflung und dem Verbrechen zur Zuflucht dienen, sind nicht etwa, wie man mannigfach geglaubt, Wohlthätigkeitsanstalten, im Gegentheil, sie sind — charakteristisch für die Zustände unserer Zeit — auf Spekulation erbaut worden. In diesen fünf Häusern vor dem Hamburger Thore wohnen 16 bis 1800 Seelen. Die Häuser sind für 80,000 Thlr. erbaut, der Besitzer fordert gegenwärtig 200,000 Thlr. für dieselben. Man zahlt in denselben für eine Stube, — welche häufig von mehr als einer Familie bewohnt wird, 24 Thlr. Miethe, ist noch ein finsteres Loch zum Kochen dabei, 36 Thlr. Das Kapital verzinst sich gegenwärtig zu 12 Procent. Die Pfennige der schrecklichsten Armuth müssen eine reiche, bequeme Existenz düngen, und wer nach Ablauf des Monats nicht zu dem richtigen Termin die allerdings nur kleine Miethssumme bezahlen kann, der wird augenblicklich und ohne weitere Umstände in seiner Nacktheit mit seinem zitternden Weibe, mit seinen hungernden Kindern auf die Straße geworfen, „exmittirt," wie es in der Sprache der Berlinischen Hauseigenthümer heißt." — Es ist übrigens hiebei zu bemerken, daß der Bauschwindel auch in andern Städten herrscht.

Aus allem erhellt, daß der Arme keinen Herd, keine Heimath hat, dessen er auch noch im Elend froh werden könnte. „In diese freudlosen Löcher, in denen eine rüstige, fleißig arbeitende Menge den Schutz vor der Natur suchen muß, hierher muß man sich wagen, um zu begreifen, was sonst unbegreiflich scheint. Morgens mit Sonnenaufgang verläßt der Arbeiter dieses elende Lager, ihn ruft seine tägliche Arbeit. Er fährt in die ungereinigten Kleider, in die schmutzigen Stiefel, kein wärmendes Getränk erquickt ihn. Fröstelnd, nüchtern kommt er auf die Straße, drüben öffnet sich eben ein Branntweinsladen, ihn friert, was ist natürlicher, er geht hinein und trinkt einen — Schnaps. Aus Noth gewöhnt er sich an das Schnapstrinken. Um sein Elend für den Augenblick zu vergessen, setzt er es fort. Und da wollen Mäßigkeitsvereine mit geistlicher Erbauung und christlichen Moralpredigten helfen? Nun arbeitet er, mit kurzen Zwischenräumen, vom Morgen bis zum späten Abend, endlich schlägt die Feierstunde. Was nun? Es ist Winter. Der Frost ist hart. Soll er nach seiner mühevollen Tagesarbeit heimkehren in sein von Kälte starrendes Loch, wo ihn nichts erwartet als eine erschreckende Einsamkeit mit sich selber und das gellende Geschrei der Kinder seines Wirthes? Daß er sich dagegen sträubt, ist mehr als natürlich. Das Wenige, was er erworben, trägt er des Abends den Branntweinsläden und Tabagien zu. Die Leidens- und Arbeitsgenossen versammeln sich hier, hier tauschen sie sich aus, bei der Pfeife und beim Branntwein suchen sie lustig zu werden und daraus wird dann nur allzuhäufig die Rohheit. Hier wird der Grund zu einem verwüsteten und verderbten Leben gelegt. Der Eine hilft dem Andern auf die Spur, in Trotz und in Kniffen jeglicher Art. Die Jahre, in denen der Mensch berufen, sich eine geistige Klarheit zu erringen, gehen vorüber. Die Misere des Lebens schlägt über die Verzweifelnden zusammen. Den Einen faßt vielleicht das Zuchthaus des Staates, den Andern das Zuchthaus einer entblößten nackten Familie, nicht im Geringsten besser als jenes. Die bekannte Kneiplust der Deutschen fördert und unterstützt den Fortbestand der gegenwärtigen Zustände nicht wenig. Beim Glase Branntwein vergißt er die Mühen des Tages, die er ertragen hat, und das elende Lager, welches ihn erwartet; er

dämmert hin. Der Franzose, dem unsere Kneipluft unbekannt ist, faßt sein Elend schärfer ins Auge und dringt mit größerer Energie auf die Aufhebung desselben." Dieß ist sehr bezeichnend und man ersieht daraus, daß der Verfasser gut beobachtet und mit Verstand, was er gesehen, niedergeschrieben hat.

Nachdem die Wohnungen der Armen durchgegangen sind, gelangt der Verfasser bei denen der Mittelklassen an und spricht besonders von den chambres garnies, die eine wichtige Rolle im Berliner Leben spielen. Auch hier tritt die Gewinnsucht der Vermiether aufs grellste hervor und der Verfasser analysirt das Schema der Miethkontrakte, die so chikanös sind, daß man sich in der That wundern muß, wie die Miether sich das gefallen lassen können und warum der Magistrat nicht einschreitet. „Die hartherzige Isolirung des Einzelnen auf seine Privatinteressen, der sociale Krieg, der Krieg Aller gegen Alle bricht hier immer stärker hervor und äußert sich in den brutalsten Widerwärtigkeiten. Jedes Haus ist im Belagerungszustand, der Hauseigenthümer kämpft gegen die Vermiether, der Vermiether wieder gegen den Bewohner einer meublirten Stube und den Inlieger einer elenden Schlafstelle. Die gegenseitige Plünderung ist hier ganz unverholen ausgesprochen und zum Prinzip erhoben, die Konsequenzen unseres gesellschaftlichen Lebens treten hier ganz unverholen auf, und man kann sich, wenn man alles überlegt, nur noch darüber wundern, daß diese schreckliche Wirthschaft noch immer zusammenhält und daß das bischen Glanz auf ihrer Höhe und Oberfläche sich noch allzuoft einbildet, sie beherrschen und regeln zu können!"

Wir kommen nun aus den Häusern auf die Straßen hinaus. „Wie man so an einem schönen Nachmittage die prächtigen Linden auf- und abwandelt und das geputzte Berliner Menschenvolk an einem vorüberrauscht und zieht, es will einem das Herz frieren! Diese Grandezza, dieses Pathos wird langweilig und unerträglich. Auf keinem Gesichte, das uns entgegenkömmt, blüht die volle Rose der Jugend und der Unbefangenheit, die absolute Kritik macht sich überall geltend und allenthalben steht der blasirte Spruch des Horaz: nil admirari geschrieben." In andern Formen kommt die Blasirtheit und Arroganz wohl in allen Hauptstädten vor. — Der Verfasser führt uns sodann in die Conditoreien, die wichtigsten Sammelplätze der Berliner. In die niedern Conditoreien wollen wir uns nicht vertiefen, sie sind sehr zweideutigen Charakters. Eine Stufe höher finden wir das literarische Völkchen geringerer Extraktion, die Lokaljournalisten und Korrespondenten. Hier wird eine solche Figur skizzirt. „Wenn Herr Eichhorn den Schnupfen hat, schreibt er an den Rhein: „In wohlunterrichteten Kreisen unterhält man sich seit längerer Zeit über den bedenklichen Gesundheitszustand unseres Kultusministers und spricht sogar schon von einem Rücktritte desselben, indem man zu gleicher Zeit einen andern Staatsbeamten als Nachfolger desselben bezeichnet." Und das schreibt er nicht bloß drei Mal an den Rhein, das schreibt er auch drei Mal nach der entgegengesetzten Marke des Vaterlandes, nach Schlesien, und alle politischen Blätter Deutschlands drucken die wichtige Nachricht nach, und der deutsche Michel verfällt in ein tiefes Sinnen und macht großartige, politische Konjekturen über den Schnupfen des Kultusministers, nachdem dieser längst vorüber gegangen. Wie schade, daß Herr Bernays seine Korrespondentenstudien nicht in Berlin machen konnte. Oder vielmehr, welch ein großes Glück, daß er sie hier nicht machen konnte, denn wir haben schon genug an den Rinnsteinen, die er aufgewühlt hat, und brauchen nicht erst die cloaca maxima zu besuchen." — An die literarischen Lions schließen sich die militärischen an, die mit ihren neuen Uniformen die durchlöcherten von 1813 bereits vergessen gemacht haben. Dann kommen die Dandys, die Efflorescenz der guten Gesellschaft. „Ein Berliner Dandy ist über Alles hinaus. Er kennt Alles; er hat bei Tortoni gefrühstückt und am Golf von Neapel den Untergang der Sonne betrachtet, er hat den berühmtesten Künstlerinnen Cadeaux gemacht und lächelt verächtlich, wenn man von seinen Liaisons redet. Er kann für nichts schwärmen, für nichts begeistert seyn. Wenn der König morgen früh eine Konstitution gäbe, ein solcher Akt würde ihn gleichgültig finden und er würde sein Eis, sein Bisquit, seinen Champagner, seinen Lehnstuhl durchaus nicht verlassen." Wie in allen großen Städten.

Auf die Conditoreien folgen die Balllokale. Hier die Skizze eines der berühmtesten: „Da umfaßt denn das Kroll'sche Lokal, namentlich an seinen Glanzabenden, die ganze Skala der Berlinischen Lebenszustände. Von dem armen Studenten an, der, um sich mit seiner Grisette einen lustigen Abend zu machen, sein chirurgisches Besteck bei einem Juden versetzen oder Neanders Kirchengeschichte verkaufen mußte, bis zu dem hohen Mitgliede eines regierenden Hauses, das hier incognito einige Stündchen verweilt. Eins, worin sich diese ganze Skala gleich bleibt, das ist der Durst nach Piquanterie, das Haschen nach Frivolität, das Ungesättigtseyn im scheinbar größten Genusse. Denn dieses Element ist in Berlin durch alle und namentlich durch die Klassen hindurchgedrungen, welche, was ihr Leben betrifft, nicht allzu genau vom Morgen bis zum Abend rechnen. Es kommt hier deßhalb auch nicht zu einem unbefangenen Genusse, zu einer fröhlichen Hingabe an die Lust des Augenblickes. Die Raffinerie, die Ueberreiztheit, die Sünde schlagen überall durch, und Herr Kroll muß die verschiedenartigsten Stimulantia anwenden, um die Berliner nur einigermaßen in Bewegung und scheinbarer Gemeinschaftlichkeit zu erhalten. Es fehlt die Harmonie. Ueberall der Egoismus mit seinem Gefolge. Was hilft es, daß ein ungeheures Orchester Tusch auf Tusch bläset und von seiner Galerie die lustigsten Melodien unter die wogende Menge schmettert? Was hilft es, daß die Tänzer in verschlungenen Gruppen wild durch einander rasen und in Logen Champagnerbatterien abgefeuert werden? Es gleicht das alles weit mehr einer Parforcejagd, als einer ungezwungenen Fröhlichkeit. Es steht ein böser Dämon hinter der Lust des Berliners. Dieß ist die Verthierung, die Gemeinheit, die Rohheit." Von einem natürlichen Humor, wie beim italienischen Karneval ist hier entfernt nicht die Rede.

Auch die Vergnügungsorte in der Umgegend bieten keine wahre Freude dar. „Da wandert ein Mann mit seiner Frau, drei großen Töchtern und einem Sohne, in der brennendsten Sonnenhitze eine Stunde lang durch die traurigste Sandwüste, um endlich in einem sogenannten „Garten" sich zu erholen. Und woraus besteht dieser Garten? Aus einem eingefriedigten Sandfeld, in dem ein paar verdorrte und verkrüppelte Bäumchen umherstehen und wo man unter den mitgenommenen und hier aufgespannten Regenschirmen Schutz vor dem heftigen Sonnenbrande suchen muß. Die Frau kocht hier den mitgenommenen Kaffee, die Töchter packen das ebenfalls mitgenommene Weißbrod aus und der Mann wagt nicht mehr als ein Glas Weißbier zu trinken. So sitzt man ein paar Stunden zusammen, findet das kleinste grüne Blatt „wunderschön" und kehrt am Abend zu den Lasten und dem Jammer einer ganzen Woche zurück."

In die höheren Kreise führt uns der Verfasser nicht ein; er bekennt bescheiden, daß er denselben fern gestanden.

Vom Theater denkt unser Verfasser sehr gering. Er hört zwar Für- und Widerrede ab, allein der Tadler hat mehr zu sagen, als der Lober. Unter anderem bemerkt er: „Das Berliner Parterre ist durch die Organisation einer Claque auf

den niedrigsten, auf den verwahrlosesten Standpunkt gebracht worden, auf dem ein Theaterpublikum irgendwie und irgendwo nur ankommen kann. Eine solche ästhetische und theatralische Verderbtheit, wie sich uns im Berliner Parterre zeigt, wäre aus dem Publikum selbst noch nicht hervorgegangen. Man hat sie erst machen, man hat sie erst mit einer vollständigen Taktik unterstützen und organisiren müssen. Und so hat sich denn allmählig das theatralische Zeitmisere in unserem Publikum breit gemacht, welches Sie mir gegenüberstellen. Es ist dem Publikum zum Theil aufgezwungen worden und da dem Publikum jede Unverschämtheit imponirt, so folgte es bald in seiner Blindheit und Geschmacklosigkeit den kühnen Stürmern und Tambourmajors. Damit war der Ruin des Geschmackes, der Kunst vollendet. Damit begann das Regime, unter dem wir gegenwärtig stehen, die Herrschaft der Claque, der Kabalisirung, die vollständigste Entwürdigung des Rufes, welchen das Berliner Hoftheater sich unter allen Umständen erhalten sollte und welchen es jetzt ganz in die Schanze geschlagen hat." Einige Seiten weiter heißt es: „Auf der einen Seite Birchpfeiffer'sche Coulissenklexerei, auf der andern die Geheimweisheit des Hellenismus und der Romantik. Dabei Rücksichten gegen den Absolutismus und also eine Theatercensur, welche das Leben, die Gedanken der Gegenwart von der Bühne ausschließen muß. Die Schauspieler träge und ohne Strebelust, aber nach Pensionen begierig, das Publikum hier von vornehmer Langeweile, dort von einer Claque vollkommen erdrückt." Wir gestehen, daß wir darauf wenig Werth legen, daß dem so sey. Es wäre lächerlich, das Theater zu einer Nationalsache machen zu wollen. Daß es zeitweise sinke, ist sogar nothwendig, um später durch seine Erhebung wieder einigen Genuß gewähren zu können. Wir legen sogar der Poesie keine höhere Wichtigkeit bei und halten ihr zeitweises Herabsinken ebenfalls für eine Art von heilsamer Nothwendigkeit. Es wäre überhaupt gleichgültig, ob der Staat schlechte Schauspieler und Dichter hat, wenn er nur große Staatsmänner hätte.

Deßwegen sind uns die folgenden Kapitel des vorliegenden Buches viel interessanter gewesen als die über die Conditoreien, Gesellschaften und Theater. Sie handeln von den Zuständen der niedern Klassen. Im Jahr 1845 vermehrte sich die Bevölkerung Berlins absolut um 17,000 Individuen. Im Jahr 1843 wanderten allein 5560 Mädchen ein, um in der Stadt Dienst und Beschäftigung zu suchen. Die Mehrheit des Zuwachses sind unbemittelte Fremde und Provinzialen, Dienstboten, Handwerksgesellen, Arbeiter. Gerade sie aber sind, wie wir oben schon sahen, in ihren Wohnungen am meisten beengt. Kleinere Familien, welche Dienstboten annehmen, ersparen sich Bett und Kammer für dieselbe und lassen sie nur des Tags kommen. Man darf sich daher nicht wundern, daß die weiblichen Dienstboten in überwiegender Zahl der Prostitution verfallen. Was die Handwerksgesellen betrifft, so wird es ihnen ungemein leicht, sich in Berlin anzusiedeln, denn die Gewerbe sind frei und man nimmt nicht die mindeste Rücksicht darauf, ob eins schon übersetzt ist oder nicht. Aber die Mehrzahl der jungen Meister muß sich in kurzer Zeit bequemen, Lohnarbeiter in den konkurrirenden Fabriken zu werden. Der kleine Schneidermeister findet keine Kundschaft, er muß für den geringsten Lohn dem Kleidermagazininhaber arbeiten; ebenso der Schreiner für die Möbelmagazine und so fort. Gegen den Zunftzwang hat man geeifert und jetzt kommen alle Vortheile des Gewerbes in die Hände weniger Juden, welche Mittel genug haben, um große Magazine anzulegen. Dagegen aber spricht Niemand. In und außerhalb Preußen würden Bureaukraten und Ständemitglieder, die einen wie die andern, es für eine Beleidigung halten, wenn man ihnen nur entfernt zumuthete, sie könnten ein so verpöntes Institut des Mittelalters, wie es die Zünfte sind, zurückwünschen. Lieber sieht man den Juden mit seinem Wagen voll Gold zu einem Thor hinaus fahren und die Proletarier mit Mord und Brand zum andern hereinbrechen, ehe man zugäbe, daß die Zünfte eine zweckmäßige Organisation der Gesellschaft gewesen seyen. Im Jahr 1845 etablirten sich in Berlin nicht weniger als 142 neue Schneidermeister. Das hätte die Zunft früher nicht gelitten, und dadurch würde der Stadt die Sorge für viele nothwendig verarmende und dem Proletariat anheimfallende Familien erspart worden seyn. Der Verfasser theilt Verzeichnisse mit, aus denen z. B. erhellt, daß im Jahr 1846 von den 2028 in Berlin etablirten Tischlermeistern nur 666 die Gewerbsteuer zu bezahlen im Stande waren, von 1035 Seidewirkern nur 130 rc. Aus andern Tabellen, die der Verfasser mittheilt, erhellt, daß der tägliche Verdienst in den Fabriken, in denen Frauenzimmer arbeiten, bis auf 3 Sgr. heruntergesunken ist. Nun fragt der Verfasser, ob man sich über die Prostitution wundern dürfe? Was die männlichen Proletarier betrifft, so bemerkt der Verfasser: „Ein Taglöhner, welcher durch angestrengte Arbeit täglich 10 Sgr. verdient, hat bei 300 Arbeitstagen eine jährliche Einnahme von 100 Rthlr. Berechnet man seine Familie auf 3—4 Kinder, so verzehrt sie auf 365 Tage an Brod 2190 Pfd. = 1640 Pfd. an Mehl. Von 15 Centner Mehl, à Cent. 10 Sgr. 7 Pfd. hat er 8 Rthlr. 8 Sgr. 9 Pf., von Graupen, Grütze, Griesmehl auf sein Steuerantheil à 3 Pfennig das Pfund, so wie auf Fleisch für höhere Feiertage etwa 1 Rthlr. 21 Sgr. 3 Pf. zu zahlen, also er gibt dem Staate jährlich für die zu seiner Existenz nothwendigsten Nahrungsmittel 10 Rthlr., d. i. den zehnten Theil des Gesammteinkommens ab. Diese Berechnung, welche der „Trierschen Zeitung" entnommen worden ist, zeigt am deutlichsten den Einfluß des bestehenden Steuersystems auf die Proletarier-Verhältnisse und die Vermehrung des Pauperismus." — Wir vermögen dem Verfasser nicht zu widersprechen, wenn er S. 296 äußert, das Proletariat sey nicht natürlich, sondern dem Volke erst künstlich eingeimpft worden. Die Besteurung trifft stärker die Armen als die Reichen und die Gewerbfreiheit bringt allen Gewinn in die Hände weniger großer Unternehmer, deren Konkurrenz auch der redlichste und fleißigste Meister nicht aushalten kann.

Eine Menge Männer heirathen nicht, weil es ihnen nicht möglich ist, reiche Mädchen zu bekommen. Im Jahr 1840 heiratheten in Berlin von 113 Menschen nur zwei. Aber das Familienleben ist dennoch fast so tief entsittlicht, wie das Konkubinat. „In Hamburg findet man einer privilegirten Unsittlichkeit eine privilegirte Sittlichkeit gegenüberstehend; im Gegensatze zu dem wüsten Bordelltreiben steht ein beinahe puritanischer Familiengeist. Solche schroffen Abgränzungen hat man in Berlin nicht mehr zu erwarten. Wie reich ist die Zahl der mehr oder minder prostituirten Ehen in Berlin geworden, möge nun die Ursache in der Noth oder in einem anderen Verhältnisse zu suchen seyn? — Ich will nur den „Familiengeist" eines Hauses darstellen, welches ich eine Zeitlang bewohnte. Auf dem Hofe, unter den Proletariern, nicht weniger als drei Konkubinate. Dazu gehen mehrere Mädchen des Abends auf die Straße, und die Frau eines Schriftgießers nimmt mit dem Wissen ihres Mannes Besuche an. Aber wir treten ins Vorderhaus: Parterre rechts wohnt eine ruhige Bürgerfamilie, links eine alte Jungfer mit Katze und pietistischem Heiligenschein nach zweifelhafter Jugend. Die Bel-Etage wird von der gräflichen Familie v. A. bewohnt. Graf und Gräfin leben schon seit Jahr und Tag getrennt. Er wohnt auf dem einen, sie auf dem anderen Flügel; Gesellschaften, Concerte u. s. w. werden aber gemeinschaftlich besucht. Die „Dehors" werden

nie aus den Augen gesetzt, aber die Dienerschaft plaudert. In der zweiten Etage lebt ein Assessor mit seiner Konkubine; ist er auf Reisen oder sonst nicht zugegen, so meldet sich zuweilen, wie das ganze Haus weiß, ein Doktor. Gegenüber logirt ein Fuhrherr mit Frau und Kind. Die Frau hat dem Manne verschwiegen, daß sie schon vor ihm als Mädchen ein uneheliches Kind geboren; zufällig hat ers erfahren, jetzt ist der Frieden gestört; er rächt sich zwar alle Abende durch Betrunkenheit, Prügel und gemeinstes Schimpfen, scheint sich aber dennoch wieder beruhigen zu wollen. Endlich die dritte Etage. Rechts ein Lehrer, welcher mit der Schwester seiner Frau ein Kind gezeugt hat, die Frau füttert dasselbe in Sorge groß. Eingemiethet bei ihnen haben sich noch ein Stubenmaler, welcher von seiner früheren Frau mit drei Kindern geschieden ist, und nun mit seiner Konkubine und einem Kinde in einem elenden Loche zusammenwohnt. Links: eine Briefträgerfamilie. Als Briefträger erhält der Mann monatlich höchstens 15 Thlr. und die Leute leben sehr angenehm. Ursache ist: die Tochter, welche die vordersten, eleganten Zimmer bewohnt, wird von einem reichen verheiratheten Berliner Kaufmanne unterhalten, die ganze Familie prostitirt von diesem Verdienste. Dem Hause schräg gegenüber befand sich ein sogenanntes „Absteigequartier," im Hause, links nebenan, war von einer Hebamme eine „Entbindungsanstalt für Damen höherer Stände, welche ihre Niederkunft im Geheimen abwarten wollen" eingerichtet worden. Das Abscheulichste aber, dessen ich mich aus meinem Berliner Leben in dieser Beziehung erinnern kann, ist Folgendes. Ich wohnte in einem Hause, dessen Besitzer unverheirathet war. Seine Mutter, eine anständige, gediegene Bürgersfrau von der schweren Sorte, welche das ganze Vermögen noch in ihren Händen behalten hatte, bewohnte die erste Etage für sich. Zwischen dem Sohne und einem jungen reichen Bürgermädchen, welches sich aber noch in „Pension" befand, war ein Eheprojekt für die Zukunft arrangirt worden. Der Sohn mußte deßhalb noch warten und ledig bleiben. Was that die Mutter? Diese respektable, angesehene Frau schämte sich nicht, für ihren Sohn die Kupplerin zu machen. Sie miethete Dienstmädchen so schön, jung und frisch, wie sie dieselben nach dem Geschmacke ihres Sohnes finden konnte. — Ein Freund des Verfassers, ein junger Arzt, wohnte chambregarni bei einer armen Handwerkerfamilie. Die älteste Tochter war in dem Alter der Einsegnung. Es war den Leuten aber durchaus nicht möglich, ein nur einigermaßen elegantes Einsegnungskleid, worauf in Berlin so unendlich viel gesehen wird, herbei zu schaffen. Da der junge Arzt erst so eben seinen Wechsel erhalten, so macht er sich das Vergnügen, Kleid und Umschlagetuch zu schenken. Tochter und Eltern sind außer sich vor Freude und danken mit Thränen im Angesicht. Aber welche Ueberraschung steht dem Freunde bevor, als er spät Abends in seine Stube zurückkehrt, an demselben Tage, da das Mädchen eingesegnet worden. Wie eine blühende Rosenknospe liegt die Jungfrau, vollständig zur Nacht gekleidet, ruhig schlummernd auf seinem Bette. Er ist bestürzt, verwirrt und ruft endlich die Mutter. Das Weib bekennt, aus Dankbarkeit habe sie ihm die ersten Reize ihrer Tochter überliefern wollen, da es ihr doch nicht möglich sey, dieselben vor Anfechtung zu schützen!"

Bekanntlich hat das neue Ehegesetz einigermaßen den sittlichen Familiengeist retten sollen, allein es war nicht mehr möglich. Die Kirche ist aus diesem Anlaß nur in ihrer Unpopularität noch tiefer gesunken und hat ihre Ohnmacht, der Korruption gegenüber, auf klägliche Weise dargethan.

Roman.

Das Sühnopfer oder Skizze eines Frauenlebens. Nach dem französischen Original ins Deutsche übertragen von F. G. S. Stuttgart, Verlags-Bureau, 1847.

Wohl manche Frau und noch mehr Männer können sich an diesem lehrreichen Romane spiegeln. Er enthält eine Alltagsgeschichte, aber sie wirkt ergreifend durch die Art, wie sie aufgefaßt ist.

Die Heldin des Romans ist Helene, ein schönes, reiches, gebildetes Fräulein, die nicht lange auf ein glänzendes Glück zu warten hat, indem sie an dem preußischen Baron von Posen, einen ebenfalls reichen, schönen, in der Gesellschaft ausgezeichneten Gemahl findet. Allein, wie das erste Motto warnend ausspricht „ohne moralische Uebereinstimmung gibt es kein Glück für Ehegatten." Er ist bei allen geselligen Talenten doch ein Egoist, bei allem Schliff von Bildung doch geistesarm. Dabei hat er rasches Blut und die Herrschsucht aller leeren Köpfe, die in vornehmen Verhältnissen aufgezogen sind. Voll Rücksicht in der Gesellschaft, ist er nur zu oft rücksichtslos tête à tête mit der Frau. Ein vortrefflich gemaltes Portrait. — Sie, die Frau, hat Seele genug, um das nichtige Wesen ihres Mannes zu erkennen, und ihr Stolz sträubt sich, seiner oft kleinlich sich äußernden Befehlshaberei nachzugeben. Sie bekommt einen Sohn, aber er kann die Eltern einander nicht mehr näher bringen. Um diese Zeit lernt sie einen Herrn Stanley, einen Engländer kennen, der alle männlichen Tugenden in sich vereinigt, welche sie an ihrem Gatten vermißt. Stanley fühlt sich innig zu ihr hingezogen, indem er einsieht, welchen Schatz Posen besitzt, ohne ihn zu verdienen. Aber Stanley ist ein Ehrenmann und zugleich fromm. Er verabscheut jedes Eindringen in fremde Rechte und flieht.

Bald darauf kommt es zwischen den beiden Gatten zu einer Katastrophe. Sein widerliches Benehmen reizt sie in dem Grade, daß sie ihn einmal in öffentlicher Gesellschaft ihre Verachtung fühlen läßt. Sogleich braust er auf und läßt sich scheiden, was ihm, wie im Roman absichtlich bemerkt wird, die laxen Gesetze seiner Heimath ungemein leicht machen. Helene hat nichts dagegen, überläßt sogar ihren kleinen Sohn dem Vater und — denkt an Stanley. Mit ergreifender Wahrheit wird ihre Sorge geschildert, er werde sie als eine Geschiedene nicht nehmen wollen; allein der einfache Mann, der sie wahrhaft liebt, lächelt über ihre Furcht und heirathet sie. Sie sind unaussprechlich glücklich, aber nur kurze Zeit, denn er stirbt, und hinterläßt ihr nichts als den Trost der Religion, etwas ihr ganz Neues, denn sie hat vor ihrer Verbindung mit Stanley daran nie gedacht. Nun erwacht ihr mütterliches Gefühl, sie besucht heimlich in Posens Abwesenheit ihren Sohn, der sie aber nicht kennt und durch seine Gleichgültigkeit und Unart in tiefster Seele verletzt. So von allem, was sie liebte, verlassen, stirbt sie, den schmerzlich hoffenden Blick zum Himmel aufgeschlagen.

Wie leichtsinniges Vertrauen auf äußere Vorzüge, wie das Verkennen der alten guten Ehezucht, die dem Weibe Demuth, dem Mann aber Gerechtigkeit und Milde predigt, sich bestrafen, das bringt dieser Roman aufs lebendigste zur Anschauung, daher wir ihn bestens empfehlen wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 22. Donnerstag den 25. März 1847.

Kunst.

Conversations-Lexikon für bildende Kunst. Begründet von J. A. Romberg, fortgeführt von Friedrich Faber. Zweiter Band. Leipzig, Renger, 1846.

Die Fortsetzung ist etwas verzögert worden, wie das bei so umfangreichen Werken zu gehen pflegt. Der zweite Band beginnt mit dem Buchstaben B. und reicht bis zur Mitte des D. Er umfaßt 640 Großoktavseiten jede von 64 Zeilen, jede von ungefähr 12 Wörtern. Es liegt darin ein sehr großer Reichthum von namentlich kunstgeschichtlichen Belehrungen vor. Die allgemeine Aesthetik tritt, wie billig, zurück, denn mit dem philosophischen Geschwätz über das Schöne ist keinem Künstler geholfen. Mehr Rücksicht ist, und zwar mit Recht, auf das Technische und auf die Kunstmaterialien genommen, zumal auf die Farben. Die meisten Artikel aber handeln theils von den vorzüglichsten Künstlern und Kunstwerken, theils von den mythologischen und kirchlichen Gegenständen, die am häufigsten von der bildenden Kunst dargestellt zu werden pflegen. Diese Ueberordnung der Kunstgeschichte über die Kunsttheorie ist sehr anerkennenswerth, weil sie dem praktischen Bedürfniß entspricht.

Ohne dem Werthe der einzelnen Artikel irgend zu nahe treten zu wollen, würden wir doch für den bestimmten Zweck des Kunstwörterbuchs einige Artikel geschmälert, andere dagegen hinzugefügt oder erweitert wünschen. Zu den erstern rechnen wir die mythologischen Artikel und die Biographien der Künstler. Hier hätten oft kürzere Notizen genügt, da es genug mythologische Wörterbücher gibt, welche den Gegenstand ausführlich behandeln, und andererseits das Malerlexikon von Nagler wohl auch in den Händen aller Künstler und Kunstfreunde ist. Dagegen hätte mancher Artikel, über den die bereits vorhandenen Hülfsbücher keine genügende Auskunft geben, um so gründlicher erschöpft werden können.

Wir finden, um ein Beispiel zu geben, den Artikel Battus überflüssig. Es wird darin gesagt, daß Battus der alte Hirt war, der dem Merkur versprach, ihn nicht zu verrathen, der ihn aber doch verrieth, als Merkur in anderer Gestalt zu ihm kam, ihn zu prüfen, und der zur Strafe für seine Treulosigkeit in einen Probirstein verwandelt wurde. Ohne Zweifel eine ganz artige Mythe, allein da nicht angegeben ist, ob sie jemals von einem Künstler gemalt oder gemeißelt worden sey, so hätte der ganze, hier 14 Zeilen wegnehmende Artikel, aus einem Lexikon für bildende Kunst wohl ausgelassen werden dürfen.

Andere Artikel sollten dagegen etwas ausgefüllter seyn. Im Art. „Baldachin" z. B. sind viele Baldachinformen zusammengestellt, um den rathsuchenden Künstler über die Mannigfaltigkeit derselben zu belehren, wie das nicht anders gewünscht werden kann; doch fehlt hier gerade der ausgezeichnetste aller existirenden Baldachine, nämlich der des Hochaltars in der Peterskirche, dessen ungeheure geschmacklos gewundene Säulen aus der antiken Bronze gegossen wurden, welche die Barberini vom Pantheon und andern antiken Ruinen abgerissen, woher das berühmte Sprüchwort entstand: quod non fecerunt Barbari, faciunt Barberini.

Im Artikel Barbara hätten wohl noch mehr Bilder dieser Heiligen erwähnt werden dürfen, z. B. die Fresken, in denen Coxcie ihre Legende malte, in der Kirche S. Maria dell' anima in Rom; ihre Marter von de Crayer in der Kathedrale zu Gent, von Giorgione in Venedig, von Sost in der Galerie Lichtenstein in Wien; ferner die Bilder der Heiligen von Quintin Messis in der Münchner Pinakothek, von Martin Schön und Wohlgemuth in der Morizkapelle zu Nürnberg, von Lucas Cranach in Dresden, von Mazzuoli in Ferrara, von Peter von Cortona im römischen Palast Sciarra, von Rubens, Vandyk, Schnorr 2c. Sollte es auch überflüssig erscheinen, so vieler Bilder zu gedenken, deren nähere Beschreibung sich nicht wohl geben läßt, oder die viel Uebereinstimmendes haben; so wären wenigstens Bilder zu erwähnen gewesen, die sich auf besondere Weise auszeichnen, z. B. die h. Barbara von Palma vecchio in Venedig, die das Portrait seiner schönen Tochter ist; die Heilige in einer ungeheuren Lockenfülle gemalt von Hans von Kulmbach, welche v. Rettberg in seinen Briefen S. 167 beschreibt, und der Kupferstich von Berckens, welcher mit vieler Laune den Thurm, der das gewöhnliche Attribut der Heiligen ist, derselben als phantastische Haube auf den Kopf setzt.

Denken wir uns Maler oder Bildhauer, die sich in einem Handwörterbuch unterrichten wollen, wie oft, wo und auf welche Weise ein Gegenstand, den sie selbst behandeln wollen, schon vor ihnen von andern Künstlern behandelt worden ist, so werden sie natürlich wünschen müssen, ein möglichst reiches Verzeichniß, und eine möglichst klare charakteristische Angabe der gesuchten Behandlungsweise zu finden. Naglers Künstlerlexikon verzeichnet nur Künstler, nicht Kunstwerke. Es ist fast unmöglich, aus diesem bändereichen Werk hier unter dem Artikel Raphael, dort unter dem Artikel Rubens und so vielleicht in hundert Artikeln zusammenzusuchen, was sich auf die verschiedene Darstellung eines bestimmten Heiligen bezieht. Das Conversationslexikon der bildenden Künste hätte nun die Aufgabe zu lösen, welche Nagler in dieser Beziehung nicht löst. Allein wir vermissen die Rücksicht darauf in sehr vielen Artikeln. Der h. Bartholomäus ist hier z. B. in 17 Zeilen abgehandelt und es geschieht darin der berühmten Henkerbilder von Spagnoletto (in Dresden, München, Berlin, Paris und Madrid) keine Erwähnung. Diese Bilder, auf denen der Heilige lebendig geschunden wird, sind nicht bloß der grausamen

Lust wegen merkwürdig, mil welcher sie Spagnoletto gemalt hat, sondern auch wegen der darin verborgenen echt künstlerischen Satire. Der Maler kontrastiete nämlich die durch das Gebet des Heiligen von iheem Postament herabgestürztr Statue des Apollo mit dem zur Strafe dafür geschundenen Heiligen in dem Sinne, wie Schiller in seiner berühmten Dichtung die Götter Griechenlands dem christlichen Himmel gegrnübersteUt. Der Heilige eeweckt mit seinrm geschundrnen Leibr Abscheu und Ekel und stellt sich als das Häßlichstr dar, von dem man irgend die Augen abzuwenden wünscht; die Apollostatue zu seinen Füßen aber zieht unwiderstehlich durch ihre Schönheit an. Solche Thatsachen nun hätten wohl verdient, in das Lerikon des Herrn Faber aufgenommen zu werdrn Unter den übrigen zahlreichen Darstellungen des h. Baetholomäus hätte wenigstens die berühmte Statue von Agrati im Mailänder Dom erwähnt werden sollen, das größte Meisterstück statuarischer Anatomie; an dem noch überdieß einr lächerlichr Inschrift (non me Praxiteles, sed Marcus fecit Agrates) den Künstlern zur Erheiteeung und Warnung dient. Noch ein Bild des h. Bartholomäus hättr erwähnt werden können, weil rs den Künstlern zeigt, welch hohe Achtung Fürsten zuweilen ihren Werken zollten. Es ist dieß die von Albrecht Dürer gemalte Bartholomäusmarter, welche Kaiser Rudolf II. durch vier Mann von Venedig bis nach Wien auf den Händen tragen ließ, weil er fürchletr, dir Erschütterung eines Wagens weedr dem Bilde schaden.

Unter dem Artikel „Bauern" hätte wohl auf die verschiedenartige Auffassungsweise derselben in Genrebildern aufmerksam gemacht werden dürfen, z. B. auf den Unterschied zwischen den einfachen, jedoch nicht unschönen Bauern von Teniers, den kretinartigen und völlig laeikirten des Ostade und den dämonischen des Brouwer; die dann wieder in den halbschäferlichen, sentimentalen und anspruchsvollen Bauern vieler neuern Genremaler ihr entgrgengesetztes Ertrem gefunden haben.

Der kleine Artikel „Bearnerkappe" vergißt zu bemerken, daß dir Kapuzen- oder Gugelform altkeltisch ist und daß sie sich noch jetzt überall beim Landvolk an den rhemals gallischen Ufern des Mittelmeers ebenso findet, wir auf dem berühmten Mosaik der Marcellusschlacht in Pompeji und auf den altgallischen Denkmälern. Man darf sie also keineswegs auf das kleinr Bearner Land beschränken. Es ist eine nationale Kopfbedeckung, die in sehr weiter geographischer Ausdehnung vorkommt und mit der sogenannten phrygischen Mütze genau zusammenhängt. Schlägt man nämlich den Zipfel der Kappe vorn über, so entsteht die phrygische oder die Jakobinermütze (die Pariser Jakobiner entlehnten sie von den Marseiller Fischern); steht der Zipfel steif, so ist es die Gugel, hängt er nach hinten, so ist es die Kapuze. Zuweilen ist die Kappr unmittelbar an den Rock angenäht, zuweilen rin selbstständiges Kleidungsstück, wobei ihre Form dieselbe bleibt.

Im Artikel „Borromäus" wird nur eines einzigen Gemäldes gedacht, auf welchem dieser Heilige, die Pestkranken heilend, von Mignard dargestellt ist. Allein es gibt ähnlichr Gemäldr noch in Menge, von Luti in München, Bonatti in Florenz, Franceschini in Wien und Brescia, Beandi in England, Puget in Marseillr, van Oost in Paris, de Crayer in Löwen, Bakereie in Brüssel rc. ungerechnet anderer Bilder, auf denen der Heilige nicht untee den Pestkranken, sondern nur betend dargestellt ist, z. B. von Ludovico Caracci, Lebrun, Lanfranco, Rossi, Peter von Cortona, Cantarini, Vanloo, Vouet, Janssens rc. Carlo Borromeo ist ein sehr populärer Heiliger, wie schon dee neugestiftete Boeromäusverein darthut. Er war der erste geoße Heilige nach der Reformation, ein Sittenreformator, welcher der römischen Geistlichkeit mit dem Beispiel der aufopferndsten Liebe voranging, um zu zeigen, daß die apostolischen Tugenden nicht ausgestorben seyen. Der Herausgeber des Conversationslexikons für bildende Kunst darf also wohl voraussetzen, daß in seinem Werke gelegentlich auch nach den künstlerischen Darstellungen dieses Heiligen gesucht werden wird; und er sollte solche Leser nicht unbefriedigt lassen.

Auch Stoffe des klassischen Alterthums erscheinen hin und wieder zu düeftig behandelt. Im Artikel „Boreas" z. B. wird zwar die Darstellung dieses Windgottes, wie sie auf dem Windthuem zu Athen eehalten ist, aus Stuarts Werk über die Alterthümer von Athen mitgetheilt, und es wied noch einer bekannten Stelle des Pausanias gedacht, die dem Boreas Schlangenfüße zuschreibt. Allein damit ist der Artikel zu Endr, und es geschieht weder der inteeessanten antiken Vasen, auf denen Boreas vorkommt, z. B. der neapolitanischen, auf welcher Boreas zugleich an den Schultern und an den Füßen Flügel hat, und einer urueerworbenen in Berlin, noch auch der Bilder Gewähnung, auf denen neuere Maler den Boreas, namentlich in der reizenden Situation, wie er die Orithyia raubt, gemait haben. Die zarte Nymphr im Arm des Sturmgottes ist rin sehr dankbarer Gegenstand für die Malerei. Die finstern Wolken, in denen er gewaltthätig daherfährt, sind dir Folie ihres lichten Liebreizes. Höchst naiv abrr kontrastirt wieder die Verliebtheit des rauhen Gottes mit dem Schrecken der Schönen. So malte Rubens dir Scene in einem Bilde, das sich vormals in Salzdaten befand], deßgleichen Annibal Caracci in den Fresken des Palastes Farnese, Solimena im Belvedere zu Wien; Regnault, der Maler der feinsten Wollust, Lancrenon rc.

Im Artikel „Briseïs" ist nur drs Basreliefs von Thorwaldsen erwähnt, welches den von Homer so rührend geschilderten Abschied dieses schönrn Mädchens vom Achillrus darstellt; es hätte dabri doch auch der noch vorhandenen antiken Darstellungen gedacht werden sollen, eines sehr bekannten Wandbilds im Museo Borbonico zu Neapel, eines Basreliefs auf einer berühmten silbernen Schüssel „der Schild des Scipio" in Paris, nicht zu gedenken einer Gemme (Tassie Nr. 9211). Auch hat denselben Gegrnstand Cornelius in den Fresken der Glyptothek und vor ihm schon Cypriani, Hamilton, Marlay und Hersent gemalt.

Dem Artikel „Campaspe" (warum nicht Kampaspe, da ja auch die Cassandra ins K. verwiesen ist?) sind nur srchs Zeilen gewidmet, was wohl zu wenig ist. Es wird darin nur gesagt, Alerander der Große habe die schöne Kampaspe durch den Apelles malen lassen und, da der Maler in sie veeliebt worden sey, ihm das Original für das Bild abgetreten. Da ist aber die Hauptsachr vergessen, nämlich die Bemerkung des großen Königs, daß dem Malrr der Besitz der Schönen gebühre, weil nur ein Maler sich wahrhaft auf Schönheit verstünde. Ein solches vom größten König der Vorwelt der Kunst gemachte Compliment hätte im vorliegenden, der Kunst gewidmeten Werke nicht sollen übersehen werden. Ferner wird in dem bezeichneten Artikel nur ein einziges neues Bild erwähnt, was die reizendr Scene darstellt, von Flinck nämlich. Und doch ist der Gegenstand noch sehr oft und zum Theil von bedeutenderen Maleen dargestellt. Auch ist nicht erwähnt, daß jenes Bild von Flinck rigentlich erst durch den meisteehaften Kupferstich Müllers berühmt wurde.

Im Artikel Catharina hätte wohl etwas mehr, sowohl über die zahllosen ältern Vrrmählungsbilder, als auch über die Beerdigungsbilder, die neuerdings häufiger geworden sind, gesagt werden dürfrn. Was die erstern betrifft, so ist es richtig, daß man die alerandrinische Katharina (man schreibt sie wohl besser mit dem griechischen K, als mit dem lateinischen

C) sehr oft mit der sienesischen verwechselt hat. Die Legende berichtet von beiden, daß sich Christus mit ihnen durch einen Ring verlobt habe; allein die Scene ist in der Legende der Katharina von Siena viel ausführlicher behandelt, als in der ältern der Katharina von Alexandrien. Ueberhaupt erhielt die Sieneserin durch den mächtigen Dominikanerorden, dem sie durch ihre Visionen gegenüber dem Franciskanerorden in dem bekannten Streit beider Orden große Dienste leistete, eine ungemeine Popularität und sind daher auch bei weitem die meisten Bilder, welche die Vermählung einer züchtigen Jungfrau oder Nonne mit Christo oder nur dem Christkinde darstellen, von der Sieneserin zu verstehen, zu deren Verherrlichung sie dienen sollten. Zu den im vorliegenden Werke angeführten Bildern hätten noch viele andere von großen Meistern, z. B. von Titian, Sodoma, Paolo Veronese, Agostino und Ludovico Caracci, Andrea del Sarto, Lorenzo Lotti, Carlo Dolce, Parmigianino, Pordenone ꝛc., ferner von Johann von Eyck, Rubens, Lucas Cranach ꝛc. erwähnt werden können. — Die alexandrinische Katharina mit dem Rade hätte dann noch besondere Erwähnung verdient, sofern sie sehr oft und von den größten Meistern gemalt wurde. Außer von Raphael, der sie auf einem jetzt in England befindlichen Bilde in höchster Schönheit malte, haben wir bewunderungswerthe Bilder von Leonardo da Vinci, der sie mit Jasmin bekränzte, und von Murillo (ein Bild, das sich zu Sevilla befindet, verschieden von dem Vermählungsbild in Cadix); ferner von Titian, Domenichino, Giulio Romano und vielen Andern. Ihre höchst liebliche Legende berichtet, Engel hätten ihre Leiche von Alexandria über Meer bis zum Berge Sinai getragen und daselbst begraben. Wie die Engel mit der schönen Leiche über Land und Meer schweben, ist eins der schönsten malerischen Motive, daher schon von ältern Malern benutzt, am glücklichsten ohne Zweifel von Luini in Mailand, dann auch von de Crayer in Brüssel und Gent, von de Ryn und Sandrart im Wiener Belvedere. In neuerer Zeit ist man auf dieses schöne Motiv wieder aufmerksamer geworden und mehrere Maler haben in der Auffassung desselben gewetteifert, Seitz, Blaas, Lehmann, Mücke.

Während im Artikel Katharina doch einige wenige Bilder derselben namhaft gemacht sind, fehlt in den Artikeln Christina und Christoph die Erwähnung der zum Theil hochberühmten und meisterhaften Bilder dieser Heiligen gänzlich.

Im Artikel Daphne ist die Mythe dieser in einen Lorbeer verwandelten Geliebten Apollos, wie in einem mythologischen Wörterbuch erzählt, aber auch nicht ein Kunstwerk genannt, was die reizende Verwandlungsscene darstellt. Eine solche Nachweisung hätte sich doch wohl in ein Wörterbuch der bildenden Kunst gehört, zumal da es einige sehr berühmte und ausgezeichnete künstlerische Darstellungen jener Scene gibt. Schlagen wir den Artikel Apollo im ersten Bande auf, so gibt auch dieser keine genügende Auskunft, denn er spricht einzig und allein von dem Bilde des Carlo Maratti. Des schönen antiken Wandbilds im Hause der Dioskuren zu Pompeji; der berühmten überkünstlich ausgeführten Marmorgruppe Berninis in der Villa Borghese; der Bilder von Domenichino in Frascati, Albani in Paris, Schiavone in Wien, der vier Blätter nach Giulio Romano vom alten Meister mit dem Würfel, der Bilder von Giordano, Nicolaus Poussin, Rubens, Sylvester, Boucher, Vanloo, der Fresko von Cornelius in der Glyptothek ꝛc., ferner der hiehergehörigen Landschaftsbilder von Savary und Waterloo geschieht keine Erwähnung. Wozu nun, muß man fragen, wird Carlo Maratti allein erwähnt und von den andern keiner?

Im Artikel Dejanira heißt es am Schlusse der mythologischen Erklärung nur „zahllose Gemälde stellen Dejanira mit dem Kentauren Nessus dar.“ Aber es ist (das Relief von Thorwaldsen allein ausgenommen) keines derselben genannt. Hier wäre nun doch wenigstens auf die besondere Schönheit des Bildes von Guido Reni in Paris aufmerksam zu machen gewesen, nicht zu gedenken so vieler anderer Darstellungen des, das zarte Mädchen auf seinem rauhen Rücken entführenden und von Herakles Pfeil verfolgten Kentauren, der Bilder von Giulio Romano, Rubens, Paul Veronese, Giordano ꝛc., ferner der Marmorgruppe von Corradini in Dresden, und wohl nicht minder auch der noch vorhandenen antiken Darstellungen, einer Statue des sterbenden Nessus in Florenz, der herrlichen Gruppe des sich mit seiner Last hochbäumenden Kentauren im brittischen Museum, des lebendigen Vasenbildes in Neapel (Gerhard und Panofka Nr. 1514), so wie auch eines pompejanischen Wandbilds, das den Kentauren zu Füßen des Herakles zeigt.

Diese Bemerkungen sind nicht niedergeschrieben, um dem Conversationslexikon irgend einen Mangel an Sachkenntniß vorzuwerfen, denn es enthält einen überschwenglichen Reichthum von kunstgeschichtlichen Notizen aller Art. Wir glauben nur, es hätte nicht gleich dem Nagler'schen Lexikon den Stoff nach den Künstlern, sondern auf eine neue Weise nach den Gegenständen eintheilen sollen. In allen Fällen, wo es dem rathsuchenden Leser darum zu thun gewesen wäre, einen bestimmten Maler und dessen Werke kennen zu lernen, hätte er dann bei Nagler nachgeschlagen; in andern Fällen aber, wo er zu wissen gewünscht hätte, wie ein bestimmter Kunstgegenstand von verschiedenen Künstlern zu verschiedenen Zeiten aufgefaßt worden sey, hätte ihm dann das Conversationslexikon erschöpfende Auskunft gegeben. Daß bei den kunstliebenden Lesern und Künstlern das zweifache Bedürfniß vorausgesetzt werden müsse, läßt sich nicht bestreiten. Ja man darf annehmen, daß der Leser nur in seltenen Fällen gerade ein besonderes Interesse für einen Maler haben wird, um sich genau von ihm zu unterrichten, während er viel öfter Anlaß haben wird, sich nach der verschiedenen Behandlung ein und desselben Gegenstandes zu erkundigen. Ein Künstler z. B. bekommt einen Auftrag, diesen oder jenen Heiligen, diese oder jene Scene aus der biblischen oder Profangeschichte, diesen oder jenen Helden, Gott ꝛc. zu malen; oder er wird selbst durch einen poetischen Stoff dieser Art angeregt, ihn im Bilde darstellen zu wollen. In diesem Fall wird er die früheren Darstellungen desselben Objekts kennen zu lernen wünschen, um daraus etwas zu lernen, wäre es auch nur, um sich durch absichtliche Originalität von andern zu unterscheiden. Er wird also zu einem Kunstlexikon greifen, und befindet er sich in einem Centralpunkt der Bildung, so werden ihm auch Kupferwerke zugänglich seyn, die ihm sogleich eine ganze Reihe von verschiedenen Darstellungen des gesuchten Gegenstandes veranschaulichen, wenn ihm ein Kunstlexikon die erforderlichen Citate und Anweisungen gegeben hat.

Einem dritten Bedürfniß, dem der lokalen Wegweisung, kommt das Lexikon auf befriedigende Weise entgegen, indem es jeder für die Kunst irgend bedeutenden Stadt einen zuweilen sehr ausführlichen Artikel widmet und darin die Kunstmerkwürdigkeiten derselben verzeichnet.

Eingedruckte Holzschnitte enthält auch der zweite Band, wie der erste. Sie dürften wohl als ein Luxus erscheinen. Da es doch unmöglich ist, alles abzubilden, was des Abbildens in einem Kunstlexikon werth wäre, so hätte man sich vielleicht die Kosten ersparen können.

Schließlich bemerken wir, daß sich hin und wieder ein spöttischer Ton in das Werk eingeschlichen hat, der es an wissenschaftlicher Würde fehlen läßt. Gleich im ersten Artikel heißt es, indem von einem augenverdrehenden Madonnenbilde

gesprochen wird, in einer Einschaltung: credite Bavari! Verdient wohl Bayern, das so viel für Kunst gethan hat, eine solche Schmähung in einem Kunstlerikon?

Dichtkunst.

Fliegendes Album für Ernst, Scherz, Humor und lebensfrohe Laune. Von M. G. Saphir. Zwei Bände. Leipzig, Jackowitz, 1846.

Man ist gewohnt, Saphir bloß als Humoristen zu denken; allein er hat auch ernsthafte Sachen geschrieben, zum Theil von einer solchen Zartheit des Gefühls, daß ihr poetischer Werth denjenigen seiner, wenn gleich weit berühmteren humoristischen Deklamationen und Wortwitze dennoch ohne Zweifel übertrifft. Wir rechnen dahin seine Gedichte auf die Rose, die zu dem Schönsten gehören, was je von der Königin der Blumen gesungen worden ist. Auch im ersten Bande der vorliegenden neuen Schriften treten uns wieder zarte Dichtungen der ernsten Gattung entgegen. Z. B die Schöpfung des Traums. Nachdem der erste Mensch von Prometheus aus Thon gebildet worden war, lag er einmal und schlief. Da kamen die drei Grazien und staunten über das neue, scheinbar leblose Geschöpf:

Und die Grazien knieen wieder
Zu dem stillen Steinbild nieder,
Und mit leisem Wohlgefallen
Sehen Sie des Herzens Wallen,
Und das Antlitz, wo die Blüte
Süßen Schlummers dunkel glühte;
Und sie fühlen voller Mildniß
Mitleid mit dem stillen Bildniß,
Und beschlossen, in den Schlaf, vom Zeus gegeben,
Ein schön'res Leben einzuweben,
Eine Welt voll wundersamer Mächen,
Eine Welt voll wundersamer Dramen,
Voll von Elfenprinzen, Nixendamen,
Voll von schönen Sylphen-Pärchen,
Voll von Duft, wie Lindenblütenbäume,
Voll von Glanz, wie Abendwolkensäume,
Kurz: die Welt der wundersamen Träume!

Auch die Legende bot unserm Dichter einige schöne Stoffe, z. B. Maria in der Grün. Aus der Umgebung Wiens eine schöne Sage vom Helenenthale bei Baden. In diesem Gedicht kommt eine prächtige Schilderung der Nacht vor:

Dunkle Nacht! Du mohrengleiches,
Lendenbraunes, lockenweiches,
Wahrsagerisch' Zauberweib!
Schnürst in Dämm'rung die Sandale,
Finsterniß zum weichen Shawle
Schlägst Du um den schwarzen Leib!
Doch das Haupt schmückst Du Dir gerne
Mit Juwelen lichter Sterne,
Und als Kron' im Haar, dem nächt'gen,
Trägst Du hoch den Mond, den prächt'gen,
Und wie Perlen in dem Haar des Mohren,
Trägst Du Stern' um Haupt und Ohren!

Eine ähnliche Schilderung gab auch der Dichter Schirmer. Vgl. unsere Blätter von diesem Jahr Nr. 7. Zu dem Sinnigsten gehört ferner hier das Gedicht vom verkauften Schlaf. Ein Wucherer, den sein Gewissen nicht schlafen läßt, erkauft von einem Armen den Schlaf, aber es hilft ihm nichts:

Was Du kaufest, Dich zu laben und zu letzen,
Werde Dir zum peinlichen Entsetzen!
Nur des Armen Schlaf hast Du errungen,
Aber weiter hast Du nichts bedungen,
Und zu martervoller Strafe
Sollst Du in dem fremden Schlafe,
Unter Röcheln, Stöhnen, Schäumen,
Deine eig'nen Träume träumen!

In weit überwiegender Mehrzahl folgen nun die Humoresken. „Na“, ein einsylbiger Roman. „Ei“, ein Sylbenspiel. Schwimmlektionen auf dem Trocknen. Kein Malheur, jedoch fatal. Der Katzenjammer nach dem Börsenrausche. Die Rebusfresser. Elephanten-Aphorismen. Jungliterarisches mit Reis rc. In der bekannten Manier des Verfassers, an der das durchweg Harmlose und die unverwüstlich gute Laune zu loben, die übertriebene Hinneigung zu Wortspielen aber zu tadeln ist. Am gelungensten sind die kleinen Satiren z. B. auf den Lassingfall, ein Wasserfall, der nur fällt, wenn man bezahlt; auf die deutsche Denkmalswuth rc. Hier ein Musteraufruf. „Die Welt ist ein großes Butterfaß. Was zu melken ist, wird gemolken; obenauf sitzt der Rahm, Crème, und dann mittelst Rühren, Schütteln, Stoßen, Schlagen sondern sich die Theile, und Andere werden in festen Zusammenhang gebracht in einer quabligen Masse, und werden — Butter! Plinius sagt, die Butter sey eine Erfindung der Deutschen — „mit Erlaubniß der Böhmen,“ hätte Plinius sagen sollen. Da Butter durch Schlagen und Stoßen entsteht, so mag Plinius Recht haben, obschon nicht zu läugnen ist, daß es Nationen gibt, die viel früher geschlagen und gestoßen worden sind, als die Deutschen, und die doch die Butter nicht erfunden haben rc. Aber wer war der Erfinder der Butter? Wenn der Mann noch lebte, so wäre es nicht interessant, es zu wissen, denn wenn der Mensch auch nicht von Butter allein leben kann, so gehen uns überhaupt die lebenden Erfinder so wenig an, als überhaupt lebende Verdienste; allein der Erfinder der Butter ist todt, und da er todt ist, so müssen wir wissen, wer er war; nicht etwa, um seiner Wittwe oder seinen Kindern ein Gutes zu thun, sondern um ihm ein — Monument zu setzen; um einen Aufruf an die Deutschen ergehen zu lassen: „An die Söhne Teut's!“ — „An die Enkel Hermann's!“ — „An die Urenkel Odoacer's!“ u. s. w. Dieses „Butter-Monument“ wäre das tüchtigste Vehikel zu der noch immer nicht recht zusammengebackenen „deutschen Einheit,“ indem es eine Veranlassung gäbe zu einem großen „jährlichen Verein aller deutschen Butter-Esser am großen Butter-Monuments-Tage!“ Dieses Monument müßte von Thorwaldsen ganz aus Meklenburger Butter gehauen werden. Die Basreliefs von Schwanthaler aus Vierländer Butter, und der Sockel aus „Lüneburger-Kräuter-Käse,“ unter welchen Kräutern auch Lorbeerblätter gewesen seyn könnten. Inmitten käme aus Antiqua-Quargel-Lettern die Inschrift:

„Nicht Schiller, nicht Guttenberg, nicht Luther,
Bekamen, so lange sie lebten, Futter;
Doch nach dem Tod setzt Germania, die Mutter,
Ein Denkmal dem Erfinder der Butter!“

Dieses große „Deutsche Butter-Einheits-Fest“ müßte jedesmal im Mai stattfinden, wo die Deutschen immer frische Maibutter zusammenschießen, bis das Monument endlich fertig ist“ rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 23. Dienstag den 30. März 1847.

Zur Faust-Literatur.

Doktor Johannes Faust. Zweiter und dritter Band. Unter dem Titel: Das Kloster, 3ter und 5ter Band. Von J. Scheible. Mit vielen Lithographien und Holzschnitten. Stuttgart, Verlag des Herausgebers.

Zu dem starken Band, Faustiana enthaltend, über den wir in Nr. 28 unserer vorjährigen Blätter berichteten, hat Herr Scheible nun in rascher Folge noch zwei andere, ebenfalls sehr dicke Bände herausgegeben, und darin die ganze ältere Faust-Literatur so wie die wichtigsten neuen Kommentare darüber zur vollständigen Uebersicht ausgebreitet. Man kann den Fleiß bei der Sammlung so vieler zerstreuten und höchst selten gewordenen, zum Theil dem Literarhistoriker bisher sogar unbekannt gewesenen Piecen nicht genug bewundern und muß dem Herausgeber Dank sagen.

Eine Ordnung in der Aufeinanderfolge ist auch dießmal nicht eingehalten, wie es scheint, weil sich vieles erst fand, nachdem das erste schon gedruckt war, und der Appetit mit dem Essen kam. Ohne die Ordnung, derzufolge Text und Kommentar hätte getrennt werden und das Spätere dem Aelteren hätte nachfolgen sollen, hier herstellen zu wollen, halten wir uns an das Gegebene und gehen dessen Inhalt in der Kürze durch.

Der zweite Band beginnt mit Christoph Wagners Leben und Thaten, ein vollständiger Abdruck des 1714 in Berlin erschienenen Buchs mit vielen, zum Theil sehr launigen Illustrationen. Das Buch ist nur eine Nachahmung des Widmann'schen Faustbuchs, das im ersten Bande abgedruckt war. Wie es immer zu gehen pflegt, wenn der Meister Glück gemacht hat, so findet er Schüler. Wagner bedient sich nur der Faustischen Zauberbücher und ahmt seinen Herrn in Wollüsten und tollen Possen nach. Ein tieferer Sinn liegt dieser Dichtung nicht zu Grunde, wie der ursprünglichen Faustsage. Statt des Mephistopheles bedient den Wagner der Geist Auerhahn, der bald als Affe, bald als Hahn vorkommt und ihn am Ende holt. Es ist nicht der Mühe werth, in die platten Späße dieses Buches näher einzugehen.

Dann folgen fünfzehn verschiedne Zauberbücher, claviculae Salomonis, Arbatel de magia veterum. Magia alba oder Berufung des Engel Gabriel, das Christophel-Gebet, das Romanusbüchlein, dem Zoroaster zugeschriebener Unsinn rc. Sie sind sämmtlich aus einer verhältnißmäßig späteren Zeit, wohl alle erst nach Theophrastus Paracelsus entstanden, weil sie schon ganz durchdrungen sind von Reminiscenzen der Astrologie, der jüdischen Kabbala und der sympathetischen Medizin. Doch dürfte sich allerdings auch volksthümlicher, ursprünglich heidnischer Aberglaube in einigen Vorschriften jener Bücher erhalten haben, insbesondere wo Thiere in sinnbildlicher Bedeutung vorkommen. Wenn z. B. in den Zaubermitteln gegen Feuersnoth Hühner eine Rolle spielen, so liegt hier wohl noch eine Erinnerung an das alte Licht- und Feuersymbol zu Grunde. Was aber mehrere dieser Zauberbücher besonders interessant macht, und zugleich deren späteren Ursprung beweist, ist der Mißbrauch des Heiligen zu unheiligen Zwecken. Die meisten dieser Zauberlehrer nämlich haben nicht mehr das Herz, sich dem Teufel zu verschreiben, wie Faust gethan; sondern sie verstecken sich feigherzig hinter Gott und hoffen durch Beschwörung der Engel und der Heiligen dieselben Güter und Wollüste auf eine weit gefahrlosere Weise zu erlangen. Es ist empörend zu lesen, wie z. B. im Christophelgebet der h. Christoph unter Anrufung der heiligsten Namen gerade so citirt und zu kommen gezwungen wird, wie der Teufel, und wozu? um dem Beschwörer einige tausend Dukaten zu schaffen. Das nennt man weiße Magie zum Unterschied von der schwarzen. In der weißen zwingt man den Himmel, in der schwarzen die Hölle. Das Buch von Arbatel setzt mit großer Pfiffigkeit alle Vortheile der erstern auseinander, wie man alles erhalten und genießen könne, was sonst der Teufel gewähre, und doch dabei fromm und gottgefällig bleibe. Die Beschwörungsmittel sind übrigens bei den Engeln und Heiligen ganz von der nämlichen Art, wie bei den Teufeln. Sofern jeder Engel einen Stern, ein Land, ein Element, einen Stein, eine Pflanze, ein Thier oder eine bestimmte Zeit und Stunde regiert, faßt ihn der Beschwörer in dem kabbalistischen und magischen Zeichen, das seinem Stern, Element rc. entspricht. Da braucht man nur den Engel des Goldes zu bezwingen, so hat man Geld genug. Oder den Engel eines Landes, so muß er den Beschwörer sogar, wenn er will, zum Herrn des Landes machen. Inzwischen verräth sich wieder, welche armen Tröpfe diese Zauberer waren, in dem Vorherrschen der defensiven Magie vor der offensiven. Der Beschwörungen, welche Unheil des gemeinen Lebens abwenden sollen, kommen viel mehr vor, als solcher, die ein überschwengliches Glück gewähren sollen.

Der h. Christoph wird auf folgende Art beschworen. „Erstlich, wann mann daß Gebeth verrichten will, so muß mann keusch und rein sein, vorhero eine Beicht verrichten, denselbigen Tag in Wasser und Broth fasten, und nach seinem Vermögen ein Allmosen geben. Zweytens müssen ihrer Drey oder Einer sein, jedoch allezeit ungleich sein, und eines Sinnß und Willens sein, daß einer auch waß der ander will, auch einen vesten Glauben haben, und muß mit größter Andacht ohne Umbsehen

und ohne reden darbey verrichtet werden, und so in einem Zimmer oder anderem Orth mann es ansangeth, so muß daß Fenster gegen der Sonnen Auffgang allein offen stehen, und der Vorbetter auch gegen Sonnen Auffgang sein und knyen. Drittens muß darzu haben der allerseeligsten Jungfrau Marie Bildt und deß H. Christophori Bildt, und ein Crucifix haben und gegenwärtig sein, wie auch eine geweyle Liechtmeß-Kertzen oder Wantell-Kertzen, auch darbey ein Liecht in einer veborgenen Latern, darzu ein geweyter Palmen-Zweich, welcher zu Kohlen muß gebrent werden, mit dieser Kohlen müßen die 3. Kreiß gemacht werden, darbey muß auch Weywaßer und Tauffwasser bereith werdten, und damit den Kreyß herumb zu besprengen, ist aber acht zu geben, daß kein Wasser außer dem Kreiß besprenget werdte." Dann heißt es in der Beschwörung: „O H. Märtyrer und Nothelffer, H. Christoph, ich beschwöre dich durch den unergrüntlichen Raath Gobtes undt durch alle Schmertzen deß gecreutzigsten Herrn Jesu Christi, deß wahren lebentigen Sohn Gotteß, und durch alle seine H. Bluthßtropffen, ich beschwöre dich durch alle Streich und Entpfintlichkeithen in seinem gantzem Leib, ich beschwöre und erfortere dich durch alle Wordt, die Gott zu dir gereth und gesagt und unß versprochen, wer dich in meinem Nahmen anruffet, den solstu in meinem Nahmen helffen, ich beschwöre und erfortere dich durch alle Zähren und Seuffzern Jesu Christi, ich beschwöre und erfortere dich durch die wahre und reine Keuscheith der allerseeligsten Jungfrauen Maria, ich beschwöre und erfordtere dich bey Gottes Gewalt, undt Gottes Crafft und Macht und er H. Jungfrauen Maria, der Mutter Gotteß Jesu Christi, bey Gott dem Vatter † bey Gott dem Sohn † und bey Gott dem H. Geist † komme doch eylenth und behendt und also balt zu mir mit deiner grossen Gnath und Barmhertzigkeith, erfreue und begab mich gar reichlich heint in dieser Nacht mit allen glückseeligen Wohlstandt der Seelen und Leibß, mit Guth und Geldt, mit einem reichen Schaatz in Gelt und Golt, in guten unverfälschten Ducaten alß mit 99000 die lantßwähriger und gangbahrer Müntz seynt, auch guth und gangbahr an allen Orthen, eines guten Schlagß durch den allerhöchsten Nahmen Gottes und deiner heiligen Fürbith und deinem Befelch und deine H. Güthe, Werckh, und durch de'ne heillige Verdinsten und durch deine heillige Freuten, Gna..n und Seeligkeithen, welche dir bereith seint, daß bitte ich durch Gott, o du Himmelßfürst undt Nothelffer H. Christoph!" Weiter heißt es „weillen dir übergeben seint o H. Christoph, alle Schetz der Welt, dieselbe den armmen, die dich darumb bitten und außzutheilen und dir gegeben der Gewalt, zu bezwingen die höllische Geister und Hüter der Schetzen."

Von ähnlicher Art, jedoch mehr defensiver Natur sind die Beschwörungen im Romanusbüchlein. Hier eine zur Probe: „O Dieb, ich binde dich bei dem ersten Nagel, den ich dir in deine Stirn und Hirn thu schlagen, daß du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort mußt tragen, es soll dir so wieder und so weh werden, nach dem Menschen, und nach dem Ort, da du es gestohlen hast, als dem Jünger Judas war, da er Jesum verrathen hatte; den andern Nagel, den ich dir in deine Lung und Leber thu schlagen, daß du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort sollst tragen, es soll dir so weh nach dem Menschen und nach dem Ort seyn, da du es gestohlen hast, als dem Pilato in der Höllenpein; den dritten Nagel, den ich dir Dieb in deinen Fuß thu schlagen, daß du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort mußt tragen, wo du es gestohlen hast. O Dieb, ich bind dich und bringe dich durch die heil. 3 Nägel, die Christum durch seine heil. Händ und Füß seyn geschlagen werden, daß du das gestohlene Gut wieder an seinen Ort mußt tragen, da du es gestohlen hast † † †. Die Nägel müssen aber mit Armensünderschmalz geschmiert werden."

Nun folgt eine Untersuchung über die der Faustsage so nahe verwandte Don-Juansage von S. 663 an. Es wird darin der geschichtliche Anknüpfungspunkt der Sage dargelegt. „Don Juan Tenorio, aus einer berühmten Familie der sogenannten Vierundzwanziger in Sevilla, brachte in einer Nacht den Comthur Ulloa ums Leben, nachdem er dessen Tochter gewaltsam entführt hatte: der Comthur ward in dem Kloster San Francisco beigesetzt, wo seine Familie eine Kapelle besaß; diese Kapelle und die Statue des Comthurs wurden etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst verzehrt. Die Franciscaner, welche schon lange dem Uebermuthe des Don Juan eine Grenze zugedacht hatten (denn seine hohe Geburt schützte ihn vor der gewöhnlichen Justiz), lockten ihn eine Nacht unter falschem Vorwande ins Kloster und raubten ihm das Leben, indem sie sogleich das Gerücht verbreiteten, Don Juan habe des Comthurs Statue in der Kapelle insultirt, und sey von ihr in die Hölle gestürzt worden." Vor Tirso de Molina, der den Stoff 1634 auf die spanische Bühne brachte, hat sich bis jetzt keine poetische Bearbeitung auffinden lassen. Dieses spanische Stück ist 1841 von Dohrn ins Deutsche übersetzt worden. Ihm wurde ein italienisches Stück nachgebildet, in welchem der Harlekin als Diener Don Juans die bedeutende Rolle einzunehmen anfing, die ihm noch jetzt unter dem Namen Leporello gesichert ist. Dann erst kam Molière mit seinem französischen, für einen so geistvollen Dichter ziemlich matten Stücke. Hierauf noch ein Franzose, Dusmenil, dann wieder ein Italiener, der berühmte Goldoni. Das Stück des erstern ist nicht näher charakterisirt. Goldoni ließ, was sehr zu verwundern ist, die erschütternde Schlußscene mit dem steinernen Gaste weg. Zu einem Ballet, welches denselben Stoff für die Pantomime ausbeutete, komponirte der berühmte Gluck die Musik. Endlich dichtete der Italiener da Ponte zu Wien für Mozart den Text zu dessen weltberühmten Don Juan, durch welchen diese Sage eben so „ins Bewußtseyn der Zeit" eingetieft wurde, wie durch Goethe die Faustsage. Das Puppenspiel, was auf Winkeltheatern nebenher lief, hat keine poetische Bedeutung. Es wird übrigens zur Vervollständigung der Don-Juanliteratur hier S. 699 mitgetheilt, wie er in Augsburg, Straßburg und Ulm aufgeführt wurde. Folgt noch eine Uebersetzung der beiden Don Juans von Mérimée.

Die Don-Juansage ist der Faustsage allerdings verwandt, doch sind sie einander durch die Dichter näher gebracht worden, als sie sich der Idee nach stehen können. Die meisten neueren Bearbeiter des Faust nämlich haben aus ihrem Helden eben nichts weiter als einen Don Juan zu machen gewußt, und ihn in nichtswürdigen Liebschaften sich herumtummeln lassen, obgleich die Idee des Faust eine viel höhere ist und das alte Volksbuch vom Faust ihn auch schon ursprünglich viel höher faßt. Don Juan ist nichts als Fleisch, Faust vorzugsweise Geist.

Den Schluß des zweiten Bandes bilden Teufelspakte: 1) Des weltberufenen Herzogs von Luxemburg, französischen Marschalls, Pakten oder Bündniß mit dem Satan. Dieser Feldherr wüthete unter Ludwig XIV. mit abscheulicher Grausamkeit in den Niederlanden und sah es gern, daß man glaubte, er stehe mit dem Teufel im Bunde, weil das den Feinden Schrecken einjagte. Seine Soldaten theilten die Wildheit des Führers und so oft ihnen eine Unannehmlichkeit zustieß, schossen sie in den Himmel und schrien: das ist für dich, Gott! Zuletzt soll den Marschall der Teufel geholt haben, was hier ausführlich erzählt ist. Von seinen Grausamkeiten lesen wir noch

viel mehr bei Valckenier, im theatrum europaeum etc. 2) Der Prozeß Urban Grandiers, die berühmte Geschichte der besessenen Nonnen von Loudun, die schon überaus oft neu bearbeitet worden ist und die wir als allgemein bekannt voraussetzen dürfen. 3) Das Leben des Abtes Tritheim. 4) Eines Tübinger Studenten Verbündniß mit dem Teufel (nach v. Mohl).

Im dritten Theile treten uns zuerst sehr umfassende Untersuchungen über die Entstehung, Verbreitung und allmählige Ausbildung der Faustsage entgegen, reichhaltiger als alle früheren, sofern es erst den Bemühungen des Herrn Scheible gelungen ist, das vorhandene, bisher zum Theil unbekannt gebliebene literarische Material zur Uebersicht zu bringen und dadurch manche Voraussetzung, die man früher hegte, zu berichtigen. Im Vorwort wird ein Schreiben des Herrn Oberbibliothekar Prof. Keller in Tübingen abgedruckt, in welchem die geschichtliche Notiz enthalten ist, daß im Jahr 1688 in Tübingen die authores einer historia Fausti bestraft worden seyen. Ohne Zweifel ist damit der 1588 bei Heck in Tübingen erschienene gereimte Faust gemeint, dem jedoch das Faustbuch in Prosa als Original vorausging. — Dann wird hier die gehaltvolle Abhandlung Düntzers mitgetheilt, der zwar nicht läugnet, daß manche Züge aus älteren Sagen von Theophilus, Militarius, Virgilius, Albertus Magnus, Agrippa von Nettesheim, Trithemius, Zyto rc. in die Faustsage verwebt worden seyen, ihr aber doch der Hauptsache nach ihre Originalität sichert. Den Namen Faust hat man bekanntlich vom Buchdrucker Fust herleiten wollen, und die ganze Sage aus einer Mönchsfabel erklärt, derzufolge die Erfindung der Buchdruckerkunst vom Teufel herkommen soll, weil durch sie die klosterfeindliche Aufklärung in der Welt verbreitet worden sey. Andererseits erinnerte J. Grimm an die Uebereinstimmung der Begriffe faustus und fortunatus und insofern an die Fortunatussage. Allein Faust scheint eine historische Person zu seyn, ein Charlatan zu Anfang des 16ten Jahrhunderts. Zuerst gedenkt seiner, als eines lebenden Zeitgenossen, jedoch unter dem Namen Sabellicus der berühmte Abt Trithemius, dann Mutianus, ein Freund Reuchlins und Melanchthons; ferner das Buch index sanitatis von 1539. In jene Zeit versetzt den Faust auch die Tradition von Auerbachs Keller in Leipzig, aus dem Faust auf einem Faß geritten seyn soll, und die Tradition des Klosters Maulbronn, in welchem Faust vom Teufel geholt worden seyn soll. Dieser Strafe durch den Bösen gedenkt übrigens unter den gedruckten Büchern zuerst ein 1554 ausgegebenes Werk von Johann Gast. Weiter erscheint dann die Sage angeführt von Manlius 1562 in dessen locorum communium collectaneis, und zwar behauptet der Verfasser, die Sage aus Melanchthons Munde empfangen zu haben. Unabhängig davon gedenken des Faust auch Hondorf promptuarium exemplorum 1572, und Meiger nucleus historiarum 1597. Eine Erzählung von Luther hat nur Widmann in seinem Hauptwerk über Faust, ohne ihre Echtheit nachzuweisen. Nebenbei wird der Name des berühmten Zauberers Faust auch in einem Briefe von Conrad Geßner 1561 genannt. Ausführlich erzählt die Sage ferner Wierus de praestigiis daemonum 1563. Ein Zeugniß für Fausts Existenz bringt Camerarius 1602 bei; desgleichen der berühmte Schweizer Reformator Bullinger 1575, Motschmann in der Erfurter Chronik und Lercheimers Bedenken von Zauberei 1585, zwei Jahre vor dem Erscheinen des ersten eigentlichen Faustbuchs.

Das Faustbuch in Prosa erschien zum erstenmal 1587 zu Frankfurt am Main. „Der Herausgeber, der Frankfurter Buchdrucker Johann Spies, bemerkt in der Zueignung an den churfürstlich mainzischen Amtschreiber Caspar Kolln und den Rentmeister in der Grafschaft Königstein Hieronymus Hoff, welche „vor lengest dieser Historien fleißig nachgefragt“ hatten: „Nach dem nuhn viel Jahr eine gemeine vnnd grosse Sag in Teutschlandt von D. Johannis Fausti, deß weytbeschreiten Zauberers vnd Schwartzkünstlers mancherlei Abenthewren gewesen, vnnd allenthalben ein grosse nachfrage nach gedachtes Fausti Historj bei den Gastungen vnd Gesellschafften geschicht. Deßgleichen auch hin vnd wider bei etlichen newen Geschichtschreibern dieses Zauberers vnnd seiner Teuffelischen Künste vnd erschrecklichen Endes gedacht wirdt, hab ich mich selbst auch zum offtermal verwundert, daß so gar niemandt diese schreckliche Geschicht ordentlich verfassete, vnd der gantzen Christenheit zur warnung, durch den Druck mittheilete, hab auch nit vnterlassen, bei Gelehrten vnnd verständigen Leuten nachzufragen, ob vielleicht dise Historj allbereit von jemandt beschrieben were, aber nie nichts gewisses erfahren können, biß sie mir newlich durch einen guten Freund von Speyer mitgetheilt vnd zugeschickt worden, mit begeren, daß ich dieselbige als ein schrecklich Exempel des Teuffelischen betrugs, Leibs vnnd Seelen Mords, allen Christen zur warnung, durch den öffentlichen Druck publiciren vnnd fürstellen wolte.“ Am Ende „der Vorred an den Christlichen Leser,“ in welcher vor der Zauberei als der größten und schwersten Sünde vor Gott und aller Welt, mit der Bemerkung, daß, wo die Obrigkeit nicht, wie Gott selbst befohlen, die Zauberer mit dem Tode bestraft, der Teufel selbst sie geholt habe, ernstlich und eindringlich gewarnt wird, lesen wir: „Damit aber alle Christen, ja alle vernünfftige Menschen den Teuffel vnd sein Fürnemmen desto besser kennen, vnd sich dafür hüten lernen, so hab ich mit Raht etlicher gelehrten vnd verstendiger Leuth das schrecklich Exempel D. Johann Fausti, was sein Zauberwerck für ein abscheuwlich End genommen, für die Augen stellen wöllen. Damit auch niemandt durch diese Historien zu fürwitz vnd Nachfolge möchte gereitzt werden, sind mit fleiß vmbgangen vnd außgelassen worden die formae coniurationum, vnd was sonst darin ärgerlich seyn möchte, vnd allein das gesetzt, was jedermann zur Wahrnung vnnd Besserung dienen mag. Das wöllestu Christlicher Leser zum besten verstehen, vnnd Christlich gebrauchen, auch inn kurtzem des Lateinischen Exemplars von mir gewertig seyn!“ Aus dieser letztern Aeußerung sehen wir, daß der Verfasser des Faustbuches ein Gelehrter war, was auch die vielen lateinischen Ausdrücke und die Berufungen auf Joannes Franciscus Picus, Hugo Cluniacensis und Weierus de praestigiis daemonum in der Vorrede zeigen. Wahrscheinlich war er ein protestantischer Theologe, der wohl Wittenberg selbst besucht und dort die Sage kennen gelernt hatte.“ Es ist Schade, daß man den guten Freund in Speyer nicht näher kennt, denn seine poetische Conception gehört zu den genialsten, die je in der Geschichte der Dichtkunst vorgekommen sind. Es sind nachher eine Menge zum Theil Dichter ersten Ranges gekommen, aber sie haben aus der Sage etwas anderes gemacht; die Tiefe der Poesie, die in dem alten Faustbuch liegt, hat keiner erschöpft. Uebrigens verrathen sich in diesem alten Buche zweierlei Redaktionen; an das echtpoetische Ganze, das ein genialer Dichter zum erstenmal im Zusammenhange hingestellt, sind ohne Zweifel eine gute Anzahl fremdartige Zauberpossen von sehr gemeiner Natur angeklebt worden, die zu der Geistesgröße des Faust nicht passen und wahre Eulenspiegeleien sind. Es ist merkwürdig, daß der englische Dichter Marlow, der die Bedeutung der Sage begriff und sie schon 1593 für die englische Bühne bearbeitete, das Hohe und Gemeine ohne Unterschied zusammenwirft, und die feine Kritik nicht übt, welche ihn letzteres hätte ausscheiden lassen müssen. Die Reihenfolge der Ausgaben

und Bearbeitungen ist nun folgende: 1587 erschien das Faustbuch zum erstenmal, 1588 die gereimte Bearbeitung in Tübingen und eine niederdeutsche Uebersetzung, 1589 eine französische Uebersetzung, 1591 eine neue vermehrte Ausgabe des Faustbuchs, 1592 wieder ein neuer Abdruck desselben. In England wurde schon 1597 eine Ballade auf Faust gedruckt, bald darauf eine englische Uebersetzung des deutschen Faustbuchs, 1594 auch schon eine Fortsetzung dazu, worin Wagner, Fausts Famulus, die Hauptrolle spielt; und 1599 die neue, geschmacklose Ueberarbeitung von Widmann, die so viel Schönes aus dem alten Faustbuch wegließ, um es mit platten Eulenspiegeleien und einem unendlich langweiligen Kommentar zu ersetzen. Dieses Werk bearbeitete von neuem Pfitzer 1674, im Auszuge 1717.

So viel zur Orientirung im literarischen Gebiete. Es ist löblich, daß nun auch von S. 112 an auf den Inhalt der Sage eingegangen wird, sofern die Bearbeitungen in einigen Stücken von einander abweichen, in andern einander ergänzen und an den einmal vorliegenden Faden immer mehr poetische Blumen-, Frucht- und Dornenstücke anreihen. Der Geburtsort Fausts wird verschieden angegeben, Roda im Altenburgischen, die Grafschaft Anhalt und Knittlingen im Württembergischen. Ueber seine eigentliche, d. h. geistige Heimath aber herrscht keine Meinungsverschiedenheit. Alle Traditionen sagen, er sey zuerst in Wittenberg als Zauberer aufgetreten, wo er Lehrer war. Schon das muß uns dahin führen, in Faust eine sagenhafte Verkörperung des kühnen Reformationsgeistes in seiner negativen Richtung zu vermuthen. Der Sage tiefster Sinn ist die Empörung des Menschengeistes gegen die göttliche Autorität, und die geistigen Waffen, deren sich Faust bedient, sind die Fortschritte der damaligen profanen Wissenschaft. Er will nicht mehr glauben, er will alles wissen, ja selber sehen; sein unendlicher Wissensdrang ist nicht mehr befriedigt, bis er außer der ganzen Erde auch noch Himmel und Hölle gesehen, ja sogar die geschichtliche Vergangenheit sich vergegenwärtigt hat. In Faust personificirt sich zugleich der Drang seines Jahrhunderts zu großen Reisen und Entdeckungen, die Begeisterung, mit der die humanistischen, d. h. heidnisch-klassischen Studien wiederaufgenommen wurden, die Magie und Chymie, durch die man damals ins Centrum der Natur blicken zu können träumte, und endlich die gegen die Kirche gerichtete Negation. War nun Wittenberg, wenn auch freilich in unsern Augen viel mehr in positivem Sinne die Wiege der Reformation, so befremdet es doch wohl nicht, daß der unbekannte Freund in Speyer dahin auch die Negation verlegte.

Im alten Faustbuch kommt der sehr poetische Zug vor, daß, als Faust sich eine Ader öffnet, um den Vertrag mit dem Teufel zu unterzeichnen, das Blut in seiner Hand die Worte bildet: O homo, fuge! Doch es ist schon zu spät. In der Verschreibung selbst wird der Wissensdrang, der bei Widmann viel weiter zurücktritt, als Veranlassung zu seinem Bündnisse mit dem Bösen hervorgehoben. „Nach dem ich mir fürgenommen, die Elementa zu speculieren, vnd aber aus den Gaaben, so mir von oben herab bescheert, vnd gnedig mitgetheilt worden, solche Geschickligkeit in meinem Kopff nicht befinde, vnd solches von den Menschen nicht erlehrnen mag, so hab ich gegenwärtigen gesandtem Geist, der sich Mephostophiles nennet, ein diener deß Hellischen Printzen in Orient, mich vntergeben, auch denselbigen, mich solches zu berichten vnd zu lehren mir erwehlet.“ Während Widmann den Faust sogleich in gemeine Wollust versinken und dumme Possen, des rohesten Studenten kaum würdig, treiben läßt, schildert das alte Faustbuch, wie eifrig Faust der neuen, ihm durch die Hölle eröffneten Erkenntniß obgelegen, wie er jetzt erst sich in Studien vertieft habe, wie ihn der Teufel in allen Dingen, welche zu wissen den Menschen versagt ist, jetzt unterrichten mußte, obgleich er keineswegs die Wollüste, die ihm die Hölle in unendlicher Abwechslung bot, verachtete, sie aber doch nur nebenbei zur Zerstreuung genoß. Vom Wissen geht er im alten Faustbuch sofort zum Schauen über und läßt sich durch den dienstbaren Geist in alle Länder führen, um überall selber zu sehen. Die Reisen sind freilich nur flüchtig skizzirt, doch kommt darin manches Geistreiche vor, z. B. wie Faust den Papst unsichtbar in seinen Gemächern belauscht, wie er dem Sultan in der Gestalt des Propheten Muhamed erscheint. Die weiteren Reisen durch die Gestirne und zum Paradiese sind noch flüchtiger gehalten und nur Keime, die ein anderer Dichter hätte entfalten sollen. Von nun an geht das alte Faustbuch auf einmal in den gemeineren Ton der Widmannschen Arbeit über und häuft eine Menge Zauberpossen, großentheils fremdartigen Ursprungs, die mit dem Geist der Sage in keinem Zusammenhange stehen.

Erst mit der Erscheinung der schönen Helena gewinnt die alte Dichtung wieder den früheren genialen Schwung und tiefen Sinn. Schon hat Faust einmal um die Neugierde seiner Studenten zu befriedigen, ihnen die größte Schönheit des klassischen Alterthums, Helena, aus dem Grabe heraufbeschworen, dann aber nicht mehr daran gedacht. Plötzlich fällt es ihm wieder ein. Das alte Faustbuch sagt: „Darmit nun der elende Faustus seines fleisches lüsten genugsam raum gebe, fällt jm zu Mitternacht, als er erwachte, in seinem 23. verlossenen Jar, die Helena auß Grecia, so er vormals den Studenten am weissen Sonntag erweckt hat, in sinn, derhalben er Morgens seinen Geist anmanet, er solte jm die Helenam darstellen, die seine Concubina seyn möchte, welches auch geschahe, vnd dise Helena war ebenmässiger gestalt, wie er sie den Studenten erweckt hat, mit lieblichem vnd holdseligem Anblicken. Als nun Doc. Faustus solches sahe, hat sie jhm sein Hertz dermassen gefangen, daß er mit jhr anhube zu Bulen, vnd für sein Schlaffweib bey sich behielt, die er so lieb gewann, daß er schier kein augenblick von jhr sein konnte, ward also in dem letzten Jar Schwangers Leibs von jhme, gebar jhm einen Sohn, dessen sich Faustus hefftig frewete, vnnd jhn Justum Faustum nennete. Diß Kind erzehlet D. Fausto viel zukünfftige ding, so in allen Ländern solten geschähen. Als er aber hernach vmb sein Leben kame, verschwanden zugleich mit jm Mutter vnd Kind.“ Sommer vermuthet, diese Sage habe der Verfasser des Faustbuches von Simon dem Magier auf den Faust übertragen, da Helena durchaus nicht mit einheimischen Ueberlieferungen verschmolzen und zur mittelalterlich-romantischen Gestalt umgebildet worden sey. Aber die Selene oder Helena des Simon ist ganz verschieden von der trojanischen Helena; sie ist die Mondgöttin, mit der sich Simon als Apollo, als Sonnengott, verbindet Die alttrojanische Helena aber war den Deutschen nicht allein aus den poetischen Bearbeitungen, sondern auch aus weitverbreiteten prosaischen Darstellungen als das schönste Weib Griechenlands bekannt.“ Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Erscheinung der Helena ein nothwendiger Theil der Faustdichtung ist, sobald Faust den Geistesdrang der Reformation bezeichnen soll. Die Ausbeute der Humanitätsstudien konnte in keinem treffenderen poetischen Bilde aufgefaßt werden, als in dem der wiederauflebenden Helena.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 24. Sonnabend den 3. April 1847.

Schriften über Nordamerika.

1) Die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach erfolgtem Anschluß der Republik Texas. Mit besonderer Beziehung auf deutsche Auswanderer, von Dr. Fr. Bauer. Bremen, Dubbers, 1847.

Der Verfasser ist nordamerikanischer Bürger und kennt Land und Volk seit beinah dreißig Jahren aufs genaueste. Selber aus Deutschland dahin eingewandert, kennt er auch alle Bedürfnisse der Auswanderer und sein Buch ist bestimmt, denselben nicht nur im Allgemeinen, sondern in den speziellsten Fällen Rath zu ertheilen, so zwar, daß er alle Klassen von Auswanderern berücksichtigt und sogar nach den einzelnen Handwerken unterscheidet, um Jedem sagen zu können, was er in Amerika finden wird und zu erwarten hat.

Ein fleißiger Bauer findet am besten sein Unterkommen. Nächst ihm gewisse Handwerker. Viel schwerer finden es Kaufleute. „Der deutsche, ja ich mag eben so gut sagen, der europäische Kaufmann (denn der junge Engländer hat nichts als die Kenntniß der Sprache, der Franzose seine angeborne Gewandtheit vor dem Deutschen voraus) hat viel zu lernen, ehe er in Amerika seinen Platz ganz ausfüllt. Es ist nicht allein die Sprache, die Waarenkenntniß, die Buchhaltung, dieses Alles läßt sich leicht erlernen, — aber den amerikanischen Handelston, dieses anscheinend leichte Wesen, dieses blitzschnelle Erfassen der Lokal-, der Zeitverhältnisse, dieses immer Sichzuhelfenwissen, diese rasche Wahl und diese, ich möchte sagen, instinktartige Gewißheit des Reüssirens, ohne die Gründe dafür näher erörtern zu können noch zu wollen; dieser rasche Umsatz der Gedanken, wie der Artikel und dabei diese völlige Ruhe beim Gewinne wie Verlust ist es, was den amerikanischen Kaufmann macht. Die Amerikaner sind geborene Hazardspieler, keine Gesichtsmuskel zuckt und wenn ihr Letztes auf dem Spiele stände und wie bei jenem Spieler, der mit der Hand die Brust durchwühlte nach seinem Herzblute — kein Zug des bleichen Gesichtes verräth den inneren Kampf des Spielers — und Spieler (gamblers and swindlers) das sind in der That die stolzen Amerikaner. Und hat einer Hunderte von Familien zu Grunde gerichtet, durch die leichtsinnigste der leichtsinnigen Unternehmungen, so heißts: he is a smart fellow (er ist ein kluger Bursche), und hat er die mit saurem Schweiß verdienten Ersparnisse der hart arbeitenden Klasse, die ihm als Beamter einer Sparkasse anvertraut wurden, in tollen Spekulationen gewagt und verloren, hat er mit dem Ueberrest sich über das Meer auf und davon gemacht, und verpraßt die Tausende in London oder Paris, da lächelt der Amerikaner fein und he is a smart fellow after all (doch) ertönt von den Lippen des Biedermanns, dem es nur leid ist, daß ihm nicht eine gleiche Gelegenheit (chance) zum Schwindeln geboten wurde. Der gütige Leser wolle nachsichtig urtheilen über eine vielleicht etwas exaltirte Schilderung solcher Zustände Amerikas. Wer aber den Räuber seines sauer ersparten Verdienstes in vergoldeter Karosse stolz sich vorbeifahren sehen, wer selbst durch erhöhete Steuern das, durch den gerechten Unwillen des Volkes, zertrümmerte Eigenthum des Betrügers, wieder aufbauen helfen mußte, ohne daß das Gesetz ihm irgend eine Genugthuung zu geben vermochte, der mag wohl solch ein Nacht- und Schauergemälde amerikanischer Smartheit etwas grell beleuchten dürfen. Im Jahr 1834 fallirte die Bank von Maryland (in Baltimore) mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Dollar. Da das Gericht die betrügerischen Direktoren und Anwälde der Bank für unschuldig erklärte, nahm das Volk die Sache in Händen und zertrümmerte für 800,000 Dollar Werth Eigenthum der Betrüger. Im Jahr drauf mußte die Stadt durch außerordentliche Steuern diese 800,000 Dollar als Schadenersatz aufbringen.“

Künstler gewisser Gattung werden in Amerika ihr Glück machen. „Gute Portraitmaler verdienen in den größeren Städten viel Geld, und können dort bedeutend höhere Preise stellen als in Deutschland. Landschaftsmaler finden im Süden der Union eine freundliche Aufnahme, bei den reichen Plantagebesitzern, welche gern eine Zwanzigdollar-Note anwenden, um einige hübsche Ansichten von ihren Anlagen zu bekommen. Ueberdem lebt es sich bei diesen gastfreien, gefälligen Planters sehr angenehm. Jeder Gebildete, besonders aber der gebildete Fremde, ist ihnen hochwillkommen, es herrscht in ihrer Gesellschaft, bei einer wahrhaft deutschen Biederkeit, so etwas echt Ritterliches und natürlich Vornehmes, welches den gebildeten Mann von Welt ungemein anspricht.“

Arbeitsfähige Kinder finden ebenfalls leicht ihr Unterkommen in Fabriken. Doch ziehen es viele eingewanderte Familien vor, sie betteln zu lassen, was völlig gewerbsmäßig betrieben wird. „Ein anderer von den armen deutschen Einwanderern leider nur zu oft eingeschlagener Erwerbszweig ist der des Bettelns, welches in Baltimore und New-York ganz handwerksmäßig getrieben wird. Es haben sich manche Familien, in wenigen Jahren, so viel durch ihre Kinder zusammengebettelt, um eine nette Farm bezahlen zu können. Bei der besseren Klasse dieser Bettler geht der Mann dann in Taglohn, wo er täglich seine 75 Cents oder 1 Dollar verdient, die Frau wäscht und bügelt für Geld, wobei sie auch immer 37—50 Cents verdienen kann und die Kinder gehen von früh Morgens bis spät Abends betteln. Was diese zusammengebettelt haben an Fleisch und sonstigen Lebensmitteln, reicht hin, mehrere Familien zu ernähren, die nun Abends sich einstellen, um für ein Billiges sich die Lebensbedürfnisse für den nächsten Tag von der Bettel-

familie zu erflehen. Geschenke an abgelegter Wäsche, Kleidungsstücken, Stiefel und Schuh wandern zum Trödler, und so verdient eine solche Familie täglich vielleicht 2 und 3 Dollar, ohne irgend eine andere Ausgabe zu haben, als einige Dollar monatlich für Miethe." Aber die Kinder werden unausbleiblich liederlich. Zur Schande deutscher Nation sollen tausende von deutschen Familien diese oder eine noch viel schlimmere Lebensweise gewählt haben, indem nicht jeder Familienvater zugleich arbeiten mag, während Weib und Kinder betteln, sondern das von jenen Gebettelte vertrinkt. — Wer aber eine Handthierung versteht, die in Nordamerika rentirt, und wer fleißig ist, dem kann es dort nicht fehlen. Das Buch des Herrn Baure ist in dieser Beziehung recht tröstlich für die Auswanderer, deren Zahl auch in dem laufenden Jahr wieder eine sehr ansehnliche zu werden scheint.

Es scheint unbegreiflich, daß man in Deutschland noch immer Vorurtheile gegen die Auswanderung hegt und sie zu erschweren sucht. In vielen Gegenden Deutschlands sind alle Stände und Gewerbe dermaßen übersetzt, daß man es nur als eine Gnade Gottes ansehen kann, wenn sich die gedrängten Massen ein wenig lichten, und daß es dringende Aufgabe der Politik seyn sollte, der Uebervölkerung einen natürlichen Ablauf zu öffnen. Man sagt, nur die Wohlhabenden wandern mit ihren Kapitalen aus, die Bettler bleiben zurück. Das ist in gewissem Sinn wahr; allein die Auswandernden machen doch Platz, so daß in ihrem Gewerbe oder in ihrem verlassenen Gute nun wieder ein Anderer gedeihen kann.

2) Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Francis Wyse. Für Deutsche bearbeitet von Dr. Eduard Amthor. Drei Bände. Leipzig, Renger, 1846.

Dieser Engländer spricht sich bedeutend ungünstiger über die Auswanderung aus, hauptsächlich aber, weil er sie aus englischem, oder irischem Standpunkt betrachtet. Die Irländer sind weder sehr fleißig, noch verhalten sie sich ruhig. Sie machen, während sie kaum aus der tiefsten Armuth sich erheben, doch eine Menge Ansprüche und sind überdieß Katholiken; daher der Haß, der sie in Amerika überall verfolgt. Dasselbe gilt nun von den Deutschen nicht. Wyse sagt: „Es ist von einem verstorbenen einsichtsvollen Schriftsteller, dessen Meinungen seiner großen Sachkenntniß wegen ein nicht geringes Gewicht beigelegt werden muß, die Bemerkung gemacht worden, daß unter den Auswanderern aus den verschiedenen Länderstrichen Europas die Deutschen stets die weisesten wären. Sie verdingen sich, sagt derselbe, an begüterte Landleute und erwerben sich in dieser Lehrzeit alle nöthigen Kenntnisse. Sie betrachten mit aufmerksamem Blick den von Glück begünstigten Fleiß Anderer, der dann die Sehnsucht, dieselben Vortheile zu genießen, in ihnen rege macht; durch Mäßigkeit, strenge Sparsamkeit und ausdauernden Fleiß erreichen sie bald ihren Endzweck. Schotten und Irländer haben für gewöhnlich nicht dasselbe Schicksal; man hat die Beobachtung gemacht, das von zwölf Familien jeder Nation in der Regel nur sieben Schottische, vier Irische, aber neun Deutsche vom Glücke begünstigt werden. Die Schotten sind genügsam und fleißig, doch sind ihre Weiber nicht an so harte Arbeit gewöhnt, wie die der Deutschen, welche mit ihren Männern die schwersten Mühen und Beschwerden des Feldbaus theilen, den sie obendrein noch besser verstehen. Die Irländer erreichen lange nicht das Gleiche, sie lieben den Trunk und Streit, sind zanksüchtig und greifen gern zur Flinte, was den Ruin alles Fleißes und aller Wohlfahrt bildet."

Wyse berechnet, daß von den 45,000 Menschen, welche jährlich aus Großbritannien nach Amerika auswandern, nur die Hälfte gedeiht.

Mit gerechter Entrüstung rügt er die Unbarmherzigkeit, mit welcher man in New-York die armen Einwanderer besteuert. Obgleich nur die wenigsten in der Stadt oder im Staate bleiben und die meisten weiter nach Westen wandern, berechnet man die Steuer, die den Einwanderern in New-York abgenommen wird, jährlich zu 300,000 Gulden. Nicht weniger Unwillen drückt der Verfasser aus, indem er von dem Haß der Nordamerikaner gegen die Einwanderer spricht. „Diese unedle und schändliche Gesinnung gegen den europäischen Fremdling ist in der letzten Zeit zu einer solchen Höhe gestiegen, daß sich in vielen Theilen der Republik sogar Gesellschaften zur Bedrückung desselben bildeten, die unter dem Namen der „Eingeboren-amerikanischen" (Native american) oder der republikanischen Partei existiren, und deren allgemein anerkannter Zweck es ist, der Einwanderung durch eine Umstürzung der allgemeinen und municipiellen Gesetze, insofern sie die Fremden betreffen, Einhalt zu thun, indem ihnen auf der einen Seite viele der politischen Rechte, welche sie jetzt genießen, entzogen und auf der andern ihre Ankunft in dem Lande einer strengen Controle unterworfen werden soll. Diese Partei, welche ihre Entstehung als ein besonderer politischer Körper erst von dem Jahre 1836 datiet, gewinnt durch vergrößerte Mitgliederzahl und durch vortrefflichere Einrichtung täglich an Kraft, und die eifersüchtige Besorgniß in den Gemüthern der meisten Amerikaner vor einer ungebührlichen Rivalität der europäischen Auswanderer auf ihrem eigenen Grund und Boden, so wie andere gleich unverständige und selbstsüchtige Gründe empfehlen dieselbe der öffentlichen Meinung. Sie hat ihre Zweige schon in verschiedene Theile des Landes, vorzüglich in die östlichen oder atlantischen Staaten ausgebreitet, wo noch dazu weder ein Mangel an Arbeit, noch Theuerung selten existiet; noch in dem vergangenen und gegenwärtigen Jahre bin ich im Stande gewesen, viele der städtischen Wahlen, vorzüglich in der Hauptstadt New-York, zu beobachten, die sich alle Zeit durch Widerwillen und eine schlechtverborgene Abneigung gegen den fremdem Auswanderer auszeichneten. Welche Zweifel man auch über den Endzweck der früheren Bildung und Pläne dieser Partei gehegt haben mag, man hat in dem öffentlichen Manifeste, in dem sie deutlich die Absicht, die sie verfolgen, kund geben, Sorge getragen, jeden falschen Verdacht in dieser Beziehung aus der öffentlichen Meinung zu entfernen. Die Zwecke derselben sind folgende: 1) Die vollständige Aufhebung der gegenwärtigen Naturalisationsgesetze und die Anordnung eines zwanzigjährigen Aufenthaltes als zukünftige Grenze, wo ein Fremder die Rechte der Bürgerschaft erlangen kann. 2) Die Entziehung des Rechtes, ein Amt zu bekleiden, Gesetze zu geben oder zu verwalten, und zwar zu allen Zeiten und unter all und jeden Umständen. 3) Die Aufhebung des gegenwärtigen allgemeinen Schulgesetzes und Wiedereinführung des öffentlichen Schulgesetzes an seiner Stelle; hiermit gezwungene Einführung der Bibel als eines allgemeinen Schulbuches in den verschiedenen öffentlichen Schulen des Landes, ohne „Noten und Auslegung." — Dieser letztere Punkt, obgleich gegen die römisch-katholische Bevölkerung im allgemeinen gerichtet, soll vorzüglich gegen die irischen Auswanderer und ihre Nachkommen wirken und sie der Vortheile der abgabenfreien und öffentlichen Erziehung berauben. — Zweimal wurde Philadelphia, die zweite unter den amerikanischen Städten, der wilden Unordnung einer ungezügelten Frechheit zum Raube, die in den Kämpfen der eingebornen amerikanischen Partei ihren Grund hatte, und zwischen ihr und dem katholischen oder irischen Theile der Bevölkerung jener Stadt, gegen welchen sich die Volkswuth

mehrere Tage lang richtete, stattfand. Zahllose Menschenleben fielen als Opfer, hunderte von Häusern wurden in Schutt und Asche gelegt, unter ihnen mehrere katholische Kirchen und andere Gottestempel, das Kloster der barmherzigen Schwestern, die Wohnungen und Bibliotheken der katholischen Priesterschaft, so wie die Schulen der katholischen Auswanderer. Dennoch wird jeder Amerikaner, wenn auch das Andenken an diese Vorgänge noch frisch ist, es nie versäumen, von dem glücklichen Zustande dieses gesegneten Landes allgemeiner Güte und Freiheit, dieser Freistatt des Verbannten, dieses Zufluchtsortes des politisch Gedrückten und Verfolgten anderer Nationen zu sprechen; er wird in dem milden Gewande vertrauensvoller Wahrheit von diesem Heiligthume und Asyl gegen alle religiösen Kämpfe und Verfolgungen reden, und seinem Zuhörer den Glauben an die allgemeine Toleranz, die jeder Zeit und an jedem Orte gegen jede Sekte und Religionspartei in seinem Vaterland zu finden, beizubringen bemüht seyn."

Außer ausführlichen Anweisungen und Belehrungen für die Auswanderer enthält das Werk von Wyse auch noch eine Statistik der Vereinigten Staaten.

Zur Faust-Literatur.

Doktor Johannes Faust. Zweiter und dritter Band. Unter dem Titel: Das Kloster, 3ter und 5ter Band. Von J. Scheible. Mit vielen Lithographien und Holzschnitten. Stuttgart, Verlag des Herausgebers.

(Schluß.)

Dann folgen wieder trivialere Späße, unter denen wir nur kurz bemerken wollen, wie Faust einen Heuwagen frißt, wie er mitten im Winter einen schönen Garten zaubert, Jagden in der Luft hält, mit der Hand den Regenbogen ergreift, allerlei Wein aus dürrem Holz hervorkommen, den Weg vor sich durch Teufel pflastern und hinter sich wieder abbrechen läßt, auf dem natürlichen Wege einen Teufel von sich gibt ꝛc. Endlich ist seine Zeit um und der Teufel holt ihn, worüber viele abweichende Sagen. Bald geschieht es in Köln, bald in Maulbronn, bald in Pratau oder Rimlich bei Wittenberg.

In einem zu Köln erschienenen fliegenden Blatt kommen noch einige neue Züge hinzu, wie Faust bei Regensburg auf der Donau Kegel schiebt, wie er den Teufel zwingen will, Gottes Namen zu schreiben, wie er ihn das Bild Christi malen läßt, aber betrogen wird; denn der Teufel malt ihm eine Venus so reizend hin, daß Faust, alles vergessend, sich in ihre Arme stürzt. Auch in der niederländischen Bearbeitung ergötzt er sich, den Teufel auf alle ersinnliche Weise zu plagen. In den späteren willkürlichen Dichtungen von Marlowe an finden sich natürlich der Zusätze noch weit mehr, worauf wir hier nicht eingehen.

Diesen Untersuchungen sind angehängt eine Anzahl Notizen, den Faust betreffend, aus Lercheimer, Rosenkranz, Görres, Neumann, von der Hagen und die Traditionen von Maulbronn, Erfurt, Leipzig.

Dann beginnen die Puppenspiele, die vom Faust handeln. Herr Scheible hat sich eine gute Anzahl derselben zu verschaffen gewußt. Vorangestellt sind die Abhandlungen über jene Puppenspiele von Franz Horn, Stieglitz, v. Leitner, Leutbecher, von der Hagen, Sommer; dann folgen die Puppenspiele selbst und zwar das Geißelbrechtische, das Ulmer, Kölner, Straßburger und zwei Augsburger. Ihnen schließt sich eine Uebersetzung von Marlowes englischem Faust und das Programm des Wiener Balletts Faust an.

Aus dem Aufsatz des ältern Stieglitz in v. Raumers Taschenbuch wird ein Verzeichniß der spätern Bearbeitungen des Faust bis zum Jahr 1834 mitgetheilt. Es beginnt, nachdem von den Puppenspielen, einem Schattenspiel und einer Wiener Pantomime gehandelt ist, mit dem Fragmente Lessings; diesem folgt das Drama eines Ungenannten von 1775, ein Fragment von Lenz, dann die Faustdichtungen von Maler Müller, Reichard, Schreiber, Graf von Soden, Schink, Chamisso, Voigt, Benkowitz, wieder von zwei Ungenannten, von Klingemann, Grabbe, Holtei, Harro Harring. Dazu kommen die Fortsetzungen zu Goethes Faust von Schöne, Rosenkranz, Hofmann, und faustische Scenen von G. Pfizer. In den Studien zu Faust von Eduard Meyer sind noch mehr verzeichnet und noch einige Nachträge dazu gaben wir in unserer Kritik dieses Buches Nr. 90 unserer Blätter vom vorigen Jahre. Die neuen Faustdichtungen sind von Lenau, Marlow (nicht dem Engländer), Julius von Voß, Chilsky, Braun von Braunthal, Bechstein, Baggesen, die Oper von Spohr. Hieher gehören auch die Sagen vom polnischen Faust Twardowsky. Die zahlreichen deutschen Bearbeitungen machen mehr oder weniger aus Faust nur einen Don Juan, indem sie ihn seinen Wissensdrang vergessen und sich nur in Wollüste stürzen lassen. Sie folgen hierin also der geistloseren Auffassung Widmanns und haben keine Ahnung von der poetischen Tiefe des alten Volksbuchs. Die jüngsten Dichtungen lassen vollends fast einstimmig den Teufel als ein lächerlich gewordenes Phantom fallen, befreien den Faust, indem sie seine geniale Selbstbestimmung triumphiren lassen, von jeder Strafe, und wenden auf ihn die moderne Philosophie an, die keinen Gott mehr anerkennt, außer in uns selbst. Daß die neuere Zeit in ihrer philosophischen Entwicklung mit Nothwendigkeit dahin getrieben wurde, die Faustsage so aufzufassen, leidet keinen Zweifel; allein diese Auffassung bleibt immerhin eine total verfehlte, der ursprünglichen Idee der Sage geradezu widersprechende.

Die verschiedenen Fauste haben auch etwas von den auf einander folgenden Dichterschulen annehmen müssen. Wie natürlich. Maler Müller und Klinger machten noch einen Stürmer und Dränger aus ihm. Bei Benkowitz ist er schon ganz kotzebuisirt, ein sentimentaler Philister. Fast allen modernen Faustdichtungen aber ist eine gewisse Verzärtelung ihres Helden gemeinschaftlich. Die Dichter identifiziren sich selbst mit ihm und tragen alle ihre kleinen Schwächen, Eitelkeiten und Koketterien auf ihn über. Indem er nun mit seiner Kühnheit prahlt, ist und bleibt er doch ein erbärmliches Subjekt. Nur die wenigsten dieser Fauste erheben sich über die gemeine Sphäre des Don Juan. Einer der untergeordnetsten, der durch seine frivolen Schriften berüchtigte Julius von Voß schrieb 1823 einen Faust (Trauerspiel mit Gesang und Tanz) und ging darin von dem sehr richtigen Gedanken aus, in Faust den Vertreter der modernen Revolution zu sehen. Er identificirt ihn sogar mit dem Buchdrucker Fust und zeigt die dämonischen Wirkungen der neuen Erfindung in der allen Glauben und alle Autorität zerstörenden Wirkung der Presse. Allein die Idee wird nicht großartig durchgeführt, nur eben angedeutet und in den Hauptsituationen ist Faust auch hier wieder nur Don Juan, immer mit Weibern beschäftigt, und bei seinen neuen Liebschaften durch eine verlassene Geliebte (die Nonne Seraphina) wie Don Juan durch die Elvira gestört. Originell ist unter diesen Scenen nur die eine, wo Faust sich einer Heiligenstatue substituirt und das ihn anbetende Mädchen in dieser Situation verführen will. Am Schlusse holt ihn der Teufel.

In dem 1839 herausgegebenen Faust des F. Marlow hat sich die tollgewordene Philosophie des Stoffes energisch bemächtigt. Die Hoffahrt des Denkens steigert sich hier zu solchem Glaubenshasse, daß der Dichter sagt: wenn sich die Welt denn doch nicht vom Glauben losreißen kann, nun so hole sie auch der Teufel! Aber was nie vom Teufel geholt werden kann, das unzerstörlich Bleibende ist ihm der Geist. Er läßt seinen Faust mit Hinwegsetzung über die alte läppische Gottesfurcht und Sittlichkeit die Lebenslust in vollen Zügen genießen, und die Schalen der ausgesogenen Orange dann verächtlich wegwerfen. Mag Leib und Seele zum Teufel fahren, seinen Geist behält Faust. Das ist ungefähr die Stimmung Kains bei Lord Byron. Ueberhaupt hat dieser Dichter auf die deutschen Faustdichtungen eingewirkt und mit seinem Manfredismus und Kainismus der leidigen Donjuanerie in gewissem Sinne heilsam entgegengewirkt. Denn wenn auch die Trotzköpfigkeit eines Menschen der göttlichen Allmacht gegenüber immer etwas Knabenhaftes behält, dem man vergebens Heroismus andichtet, so ist sie doch einigermaßen würdiger als die Stutzerhaftigkeit, die jeder Schürze nachläuft, und die nur zu sehr bei unsern deutschen Fausten vorherrscht.

Geht man zu weit, wenn man die so übereinstimmende Entstellung der alten Faustsage am Ende des vorigen und im Anfang unseres Jahrhunderts, aus dem unmännlichen Wesen der damaligen deutschen Bildung überhaupt erklärt? Die alte männliche Ehrenhaftigkeit und Treue war verloren gegangen; die ritterliche Demuth, mit der man sich ehemals der göttlichen Autorität unterworfen, war bis auf die Erinnerung verschwunden. Aber auch der kühne Drang der Reformation war abgeschwächt. Alle Kraft des Geistes war in Egoismus isolirt und in dieser Engniß nur noch vertieft in kleinliche Wollüstelei und Eitelkeit. So konnten die weichlichen Dichter das alte Faustbuch gar nicht mehr verstehen, und sie substituirten dem großen Kraftgeist von Wittenberg nun ihr süßes Ich, und errötheten nicht, ihre schwächlichen Gelüste mit kleinen philosophischen Poltronnerien armirt für die poetische Efflorescenz eines Geistesheroismus auszugeben, der ihrer Meinung nach einen viel höheren Rang einnehmen sollte, als der Heroismus, den die alten Helden für Gott, Vaterland, Freiheit ꝛc. geübt. Die uralte Regel der Poesie „es gibt keinen Helden in Privatangelegenheiten", wurde von diesen modernen Dichtern geradezu umgekehrt: „es gibt nur Helden in Privatangelegenheiten." Wenn es Gottes Wille ist, daß die Geister sich wieder ermannen, wird man auf diese bubenhafte Poesie einst nicht ohne Verachtung zurückblicken können. Heutzutage aber wird sie freilich noch gepriesen und über alles geschätzt.

Am Schlusse des dritten Bandes seines großen Sammelwerks über Faust hat Herr Scheible die verschiedenen faustischen Höllenzwänge oder Beschwörungsformeln mit saubern Illustrationen abdrucken lassen; lauter späteres Machwerk, kabbalistischer Unsinn.

Indische Dichtkunst.

Meghaduta oder der Wolkenbote, eine altindische Elegie, dem Kalidasa nachgedichtet und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Max Müller. Königsberg, Ad. Samter, 1847.

Im vorigen Jahr erschien dasselbe Gedicht in einer Uebersetzung von Bernhard Hirzel und wir haben es in Nr. 49 unserer Blätter angezeigt. Der Inhalt ist auf den kürzesten Ausdruck gebracht: ein Diener des indischen Plutus (des Reichthumgottes), hat als Hüter einer goldenen Lotosblume sein Amt versäumt und über seiner geliebten Gattin ganz vergessen. Zur Strafe wird er nun von dieser letztern auf ein Jahr getrennt und seufzt um sie in der Verbannung. Da erblickt er eine Wolke, die nach den Gebirgen zieht, wo er die Geliebte zurückgelassen und er trägt der Wolke nun innige Grüße an sie auf, und verfolgt, der Wolke nachblickend, ihren Zug über die Länder. Wir haben in unserer frühern Anzeige bereits die ausgezeichnete Schönheit dieser Invention bewundert, und es bleibt uns nur übrig, zu bemerken, daß Herr Müller versucht hat, das Gedicht in Reimen zu übersetzen, die uns auch wohlgelungen und möglichst zwanglos scheinen. So ruft der Dichter der Wolke nach:

Wenn dann die Frau'n der Bauern dort mit freundlich, unverstellten Blicken
Dich angeschaut, (denn Du allein kannst reiche Aerntefrüchte schicken,)
Dann magst Du rasch von Mala's Au'n, die voll von frischer Felder Düfte,
Weg lenken Deinen leichten Gang nach West und Norden durch die Lüfte.

Hast Du den Waldbrand ihm gelöscht, gern trägt Dich dann auf seiner Firne,
Wenn müde Du des Weges bist, des Amrakutas breite Stirne;
Ein Nied'rer selbst gewähret uns Schutz, wenn wir ihm Liebes erst erwiesen,
Von ihm, der so erhaben ist, wirst du gewiß nicht abgewiesen.

Der Fluß wird einer lieblichen Nymphe verglichen, die Vögel an seinem Ufer ihrem Gürtel:

Denn geh' auf der Nirvindhya Pfad, sie hüpft einher im leichten Falle,
Ihr Gürtel ist ein Vögelzug, er tönet bei der Wogen Schalle;
Du siehst es, wie ihr Busen wogt, steig' in das Wasser zum Genusse,
Ein süßer Schauer füllt das Herz bei der Geliebten erstem Gekosse.

Sehr schön heißt es ferner; ein Zuruf an die Wolke:

Wenn nächtlich auf dem Königspfad', den dichtes Dunkel rings umhüllet,
Die Frauen zum Geliebten gehn, das Herz von banger Furcht erfüllet,
Bestrahle wetterleuchtend dann, mit goldnem Schimmer hoch von oben
Den dunklen Weg, doch halt zurück den Regen und des Donners Toben.

. . .

Wenn dort der Sturm die Tannen peitscht, wenn Flammen aus den Wipfeln schlagen,
Wenn Büffel mit verbranntem Schweif den Waldbrand weit und weiter tragen,
Dann wirst Du schnell dem Berge dort vieltausend Wasserströme senden,
'S ist ja der Mächt'gen schönster Lohn, Gequälten Hülf' und Trost zu spenden.

Indem die Wolke den hohen Götterbergen dem Himalaya naht, ruft der Dichter ihr zu:

Wie in ein duftend kühles Bad zieh'n Dir die Göttinnen entgegen,
Des Diamantenschmuckes Blitz entlockt Dir frischen Wasserregen;
Doch wenn sie Dich, der Du erhitzt, nicht wieder von sich lassen wollen,
So schrecke Du die Spielenden und laß die wilden Donner rollen.

Eines der reizendsten Bilder der indischen Phantasie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 25. Dienstag den 6. April 1847.

Roman.

Außerhalb der Gesellschaft. Träumereien eines gefangenen Freien von R. W. L. C. von Keudell. Erster Band. Dresden und Leipzig, Arnold, 1847.

Herr von Keudell kündigt sich in diesem kleinen Buche als ein sehr bedeutendes Talent an. Als solches durchbricht er die Schranken der Konvenienz, verschmäht die neueste Mode und versetzt sich sans façon in den üppigen, blüthesch weren, wollustschwülen Mai der romantischen Poesie zurück, in welchem einst die Ardinghellos für das Schöne schwärmten und das Schöne reell genossen. Man fühlt es deutlich heraus, die Pruderie unsrer Damen-, und die Blasirtheit unserer Herrenromane hat ihn angeekelt. Er selbst ist noch eine frische Natur, weder prude noch blasirt; es drängte ihn unwiderstehlich aus der entnervten Salonwelt zur plastischen Fülle schöner Menschheit zurück. Deßhalb führt sein poetisches Buch auch den Titel „außerhalb der Gesellschaft."

Aber jedes solche Rückgreifen in eine frühere Periode der Poesie ist mit Gefahren für den Dichter verbunden; die alte romantische Welt liegt hinter ihm wie ein Traum und nur zu leicht, indem er sich ihren Träumen hingibt, geräth er in die Gewalt der phantastischen Willkür, und ohne daß er es vielleicht selber ahnt, zerstört er, in die glühende Umarmung der Schönheit stürzend, die Naturwahrheit. Unser Dichter hat vollkommen begriffen, wie göttlich die Ruhe in der Poesie ist, und mehrere seiner Bilder haben auch wirklich homerisch-goethe'sche Windstille und Durchsichtigkeit. Doch ist diese Ruhe und Klarheit keineswegs über das Ganze verbreitet, vielmehr flammt es durch das ganze Buch in stürmischer nie zu sättigender Leidenschaftlichkeit. Einen Plan des Ganzen auch nur andeutungsweise zu erkennen, ist in diesem ersten Bande noch nicht möglich. Personen, die unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen, treten auf und verschwinden wieder, ohne daß wir ihre Bedeutung für das Ganze inne werden. Wir hoffen, dieser gordische Knoten wird in den folgenden Bänden sich lösen und was uns hier Willkür scheint, wird alles weise Absicht seyn. Von einer gewissen Willkür können wir aber den Dichter schon jetzt nicht freisprechen, sofern er nämlich äußerst interessante, ja die hinreißendsten Situationen auf eine gar zu leichte, ja zuweilen möchte man sagen, unmögliche Weise motivirt. Hierin ist er zu sehr Maler, der eine bestimmte Situation mit allem Zauber der Natur und Schönheit ausmalt, ohne sich um das vorher und nachher zu bekümmern, oder zu sehr Lyriker, der nur die Stimmung eines Augenblicks mit aller Energie des poetischen Gefühls festhält, und zu wenig Dramatiker, der die natürliche Motivirung und Auseinanderfolge der Scenen überlegt.

Gleich im Eingang fesselt uns die Schilderung eines armen Leuchtthürmers am Strande. „Er war gewöhnt, bei einbrechendem Dunkel zu seiner Warte aufzusteigen, um dort das weithin leuchtende Feuer anzuzünden, hatte er aber dieses Geschäft vollbracht, so warf er sich auf sein Lager dicht unter den Lampen nieder und entschlief sanft in ihrer wärmenden Nähe, ruhig lächelnd beim wildesten Sturme, der ihn, wenn er seinen taubenschlagartigen Lagerort schwanken machte, mit meerüberstreichenden Urmelodien in weichen Wolkenarmen zur Ruhe wiegte und sang. Was die Gewohnheit doch nicht thut! Von hellem Lichtglanze umflossen, lag Hans Sparrmann in holdesten Träumen und erwachte nur bei plötzlich eintretender Dunkelheit, wenn seinem Feuer irgend etwas Feindseliges begegnet war. So lebte er eigentlich in dauerndem Tagesscheine und tauschte wahrscheinlich mit keinem Nachtwächter der Welt, der niemals Licht fühlt, weil er nur in der Nacht die Augen offen hat, am Tage aber schläft. Nachtwächter pflegen deßhalb die Welt sehr einseitig zu betrachten; Hans aber hatte durch seine eigenthümliche Lebensart jene sonderbare Schärfe des Blickes bekommen, welche die meisten Menschen leicht mit der gewöhnlichen Blindheit zu verwechseln pflegen. So lange er nämlich im Glanze schlummernd träumte, sah er die schönsten Bilder vor seinen glücklichen Augen schweben, eine hell durchklungene Welt; wenn er aber von eintretendem Dunkel erwachte, ging er allerdings zerstreut umher und unterschied die Dinge, welche um ihn herum lagen, sehr wenig." Ein altes Mütterchen, das den Träumer gepflegt, starb plötzlich, da verschwand auch er und wir sind ihm im ersten Bande nicht wieder begegnet, wenigstens nicht, um ihn wiederzuerkennen. Der Dichter sagt nur, er habe diesen Hans Sparrmann gekannt und derselbe habe ihm viel erzählt und schriftlich zurückgelassen, was er hier mittheilen wolle. Aber die nachfolgenden Geschichten bewegen sich in so vornehmen Kreisen, daß wir kaum wagen, den erzählenden Helden auf jenen Leuchtthürmer zu beziehen.

Wir werden in das Gemach einer vornehmen Dame, der schönen Gräfin Mathilde geführt, die sich von einem sechzigjährigen, aber sehr schönen Maler eben für ihren Gemahl portraitiren läßt, während ihr junger, gleichfalls bildschöner Liebhaber, dem die ganze Erzählung in den Mund gelegt ist, ihrem Spiegelbilde gegenübersitzt und ihr durch seine interessante Unterhaltung die Grazien auf die Wangen zaubern soll, deren ihr Portrait bedarf. Er erzählt die Geschichte zweier glücklich-unglücklich Liebenden, des italienischen Sängers Ricciardo und der reizenden Cornelia, einer Fürstentochter, die ihm aus Liebe ins Elend folgt. Nun athmen wir italienische Düfte. Der Erzähler findet das schöne Paar schon in der Verbannung, doch noch am Comersee, wo er sie zum erstenmal singen hört.

Er findet sie wieder tief in Kurland, der bittersten Armuth Preis gegeben; sie singen ihm von Italien:

Per me ti saluta la bella
Italia, la lucida stella,
Dov' ognor la fiamma s'accesse
Del canto ed amore, il paese;
In canto ed amore ta vita
Per ma ti saluta, t'invita!

Verdor della speme graziosa
Mi porta fiammante la rosa!
Son' figlio d'Italiá, un fiore,
Del segno d'un fervente amore.
La patria mia gradita
Per me ti saluta, t'invita!

Ma nommi troncar la corona!
No tanger la vita, o perdona!
Lascia mi, ah lascia quel fiore,
Gia nato in paese d'amore:
Alora la brama infinita
Per me ti saluta, t'invita!

Diese Verse in schwachklingender Uebersetzung lauten ungefähr also:

Durch mich grüßt dich das schöne Italien, der helle Stern, das Land, in welchem stets die Flamme der singenden Liebe sich entzündete; das Leben in Liebe und Gesang, durch mich grüßt es, durch mich ruft es dich.

Das Grün der reizenden Hoffnung trägt mir die flammende Rose! Ein Kind Italiens bin ich, ein schönes Blumenzeichen glühender Liebe. Mein liebliches Vaterland, durch mich grüßt es, ruft es dich.

Aber brich mir nicht die Krone! nicht verletze mein Leben, ach vergib! Laß, o laß mir diese Blüthe, die im Lande der Liebe entstand. Dann grüßt und ladet dich durch mich ein unbegrenztes Sehnen in Ewigkeit!

„Ich erfuhr später, daß der Text sich auf einen blühenden Oleanderstrauch beziehe, welchen Cornelia — denn sie war es ja selbst — einst in Ungarn, wohin sie sich zuerst geflüchtet, ihrem Ricciardo mit den Versen zum Namenstage gegeben; er hatte dann gleich in der ersten Begeisterung die Musik dazu gesungen; drum klang das Lied so recht wie aus einer Brust hervorgegangen; außerdem ist es ein wunderbares Ding um das musikalische Zusammenklingen zweier durch Liebesmagnetismus verbundener Seelen!" Der Erzähler riß das unglückliche Paar aus seiner Noth, allein es konnte dennoch seinem grausamen Geschick nicht entrinnen. Indem der Erzähler eine Pause macht, bemerkt der Maler, er habe jenen Ricciardo ebenfalls gekannt, und erzählt die Geschichte vollends aus. Ricciardo wurde, angeblich wegen Ehebruch, von dem beleidigten Ehemann erschossen. Die schöne Cornelia verschwindet aus der Geschichte.

Während Rudolf, so heißt der schöne junge Erzähler, der reizenden Gräfin Mathilde gegenüber gesessen, hat diese ihre innigste Theilnahme nicht verbergen können. Der Maler Grünbaum aber fällt gleich mit der Thür ins Haus, sagt Rudolf und der Gräfin auf den Kopf zu, daß sie einander lieben und bietet sich an, ihnen zu einer heimlichen Entführung behülflich zu seyn. Das ist ohne Zweifel genial, aber nicht gut motivirt. Welche Dame möchte sich einem unbekannten Portraitmaler so rasch verrathen und so unbedingt anvertrauen? Rudolf begibt sich zu dem Maler, um das weitere mit ihm zu verabreden, lernt aber hier dessen schöne Nichte Ninetta kennen, eine Sängerin von Profession, vergißt Mathilden und die Entführung und schwelgt in den Armen der schönen Sängerin. In dieser wunderlichen Nachtscene rettet er auch noch einem armen Harfenmädchen, die sich ins Wasser stürzt, das Leben. Diese Scene scheint beziehungsreich, wir haben aber den fortleitenden Faden in diesem Bande noch nicht finden können. Rudolf besinnt sich inzwischen, schreibt Mathilden aufrichtig alles, was er gesündigt und bittet ab. Sie antwortet milde, sie sey ihm immer treu gewesen, auch schon, ehe er sie kennen gelernt. Er versteht das nicht, der Leser aber erfährt, daß ihr Gemahl sich vor der Hochzeit hat verpflichten müssen, sie niemals zu berühren. Ihr Gemahl, der Graf, erscheint dadurch freilich in einer seltsamen, in gewisser Beziehung unmöglichen Beleuchtung und wie sehr er bloß Maschine in der willkürlichen Hand des Dichters ist, ergibt sich auch daraus, daß er gerade zufällig umkommt, als er nothwendig beseitigt werden muß, damit Rudolf und Mathilde einander ungestört heirathen können.

Mittlerweile erfahren wir, wer der Portraitmaler Grünbaum ist, und wir erstaunen einigermaßen, indem uns gesagt wird, daß ein reicher Graf hinter ihm verborgen ist. Von einem solchen nämlich setzt es doch viel Laune voraus, als Portraitmaler umherzuziehen, da ihn keine Noth dazu zwingt. Wir werden in die Jugend des Maler-Grafen zurückversetzt. Graf Hohentauern kommt aufs Land und geht auf den Anstand. Wir erwarten, er werde einen Hirsch schießen, aber wir werden angenehm getäuscht. Das schöne Abendbild ist folgendes: „Schon sank die Sonne im Rücken des harrenden Jägers, da trat links aus dem Walde der edle Hirsch, am Rande desselben zu vorsichtigem Umschauen sein mit stolzem Geweih geschmücktes Haupt erhebend. Der Lauscher fand die gewohnte Ruhe und eilte unhörbar mit leise gehobenen Läufen zur blauen Fluth. Sah der Jäger ihn nicht, als er auf freier Fläche kaum fünfzig Schritt entfernt langsam an ihm vorüberstrich? Kein Schuß störte die Stille; das schöne Thier löschte seinen Durst; dann lockte ihn das kühle Wasser zum Bade; langsam trat er immer tiefer hinein und ließ sich plätschernd zum Grunde nieder, daß die leisen Wellen über seinen Rücken zusammenschlugen. Von fernen Kirchen läuteten die Abendglocken Ave Maria ein; aber die gewohnten Töne störten das Thier nicht in seiner Sommerlust, und der Jäger gönnte ihm gern das erfrischende Bad. Weit hinein in die Tiefe schwamm das nach Kühlung lechzende Geschöpf; die rückwärts liegenden Stangen seines Geweihes zogen Furchen im Wasserspiegel; erfrischt stieg er wieder ans Land, um auf der üppigen Wiese zu weiden, und entfernte sich so immer mehr vom Jäger, der ihm mit innigem Ergötzen zugeschaut hatte und es ruhig gehen ließ. Tiefer sanken die Abendschatten, kein Mondlicht erhellte die dunkelwerdende Nacht; da warf der Jäger seine Oberkleider ab und stieg selbst nieder zum stillen See. Freundlich empfingen ihn die Fluthen und trugen den sicheren Schwimmer jenem hellen Lichte entgegen, das mit anbrechender Nacht in einem Fenster des Schlosses Klarensee erschienen war. Bald hatte er die Mitte des Sees erreicht, da vernahm sein lauschendes Ohr ein Plätschern des Ruders im Wasser, er hauchte den leisen Erkennungsruf wie fernen Waldhornston über die Fluth; da war der Nachen bei ihm, und er stieg hinein. Weiße warme Arme der Fischerin umfingen den feuchten Schwimmer. O, mein Leander, jauchzte eine Engelsstimme, die unter seinen Küssen erstarb. Die Liebenden waren vereinigt." Aber ein eifersüchtiger Fürst lauscht in der Nähe, besteigt einen Kahn und überrascht die ihm bisher spröde Cäcilia in den Armen eines Andern. Ehe er jedoch etwas weiteres unternehmen kann, stürzt der Graf auf ihn los und erschießt ihn mit seiner eigenen Pistole. Cäcilie starb. Der Graf ging in die weite Welt. Er tröstete sich inzwischen bald mit einer gewissen Giulia, die nachher ins

Kloster ging. Von dieser aber hatte er, ohne es zu wissen, eine Tochter, dieselbe schöne Rinetta, die er bisher nur für seine Nichte hielt, bis ein Brief ihrer Mutter ihm die Wahrheit entdeckte.

Als Rudolf und Mathilde glücklich vermählt waren, verabreden sie mit dem eben so glücklichen Maler und seiner Tochter wieder zusammenzukommen. Rinetta, von Rudolf Mutter geworden, ist nicht wenig gespannt, ihre glücklichere Nebenbuhlerin Mathilde kennen zu lernen, und deren Kind mit dem ihrigen zu vergleichen. Die natürliche Eifersucht, wird hier überwunden von einem rein ästhetischen Interesse. Aber wie sehr auch der Dichter zu loben ist, daß er dem Schönen beständig Rechnung trägt, so sollte er es doch nicht so sehr auf Kosten der natürlichsten weiblichen Empfindung thun. Rudolf zwischen den beiden jungen Müttern ist doch gar zu sehr aus Goethe's Stella und zu wenig aus der Natur hergeholt. Und welche Rolle muthet der Dichter dem alten Grafen Hohentauern, dem Vater der prostituirten Tochter, gegenüber dem jungen Ehepaar zu? Welche Macht auch die ästhetischen Sympathien üben und wie schön diese vier Menschen in Bezug auf Malerei, Dichtkunst und Musik harmoniren, der Graf Hohentauern und seine Tochter spielen dabei keine beneidenswerthe Rolle.

Die Hauptunterhaltung der vier befreundeten Wesen ist das Manuscript eines gewissen Reinhard Klangheld, das dessen Freund Rudolf vorträgt, und das wieder einen neuen Charakter in den Roman einführt. Es handelt von den Gesprächen zweier Freunde, die der Zufall als Festungsgefangene zusammenführt.

Damit schließt der erste Band, der uns viel von dem folgenden erwarten läßt, wenn es dem Dichter gefällt, die angeknüpften Verwicklungen auf möglichst natürliche Weise zu lösen. Seine Sprache ist geistvoll, phantasiereich, warm, wie vom Rosenschimmer des jungen Blutes glühend, ganz das Gegentheil des blasirten Romanstyls, der jetzt Mode ist. Das ist nicht genug zu loben. Man fühlt sich von Leichen und Wachspuppen wieder unter Menschen versetzt und athmet den Hauch des warmen Lebens.

Kunstreise.

Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Von v. Quandt. Leipzig, Hirschfeld, 1846.

Gleich im Eingang knüpft der Verfasser an eine bloße Geschmackssache Bemerkungen an, die von politischem Interesse sind. Indem er nämlich die Geschmacklosigkeit und Monotonie der neuesten Bauweise auf dem Lande in Sachsen tadelt, und dagegen die Schönheit und Bequemlichkeit der Alpenwohnungen preist, frägt er, ob nicht auch auf den Charakter der Bewohner etwas von jener Bauweise übergegangen sey? „Und welcher ist wohl der humaner gebildete Landmann, der, dessen Gemüth fähig ist, sich über seine malerische Hütte zu erfreuen, oder der Kopfrechner; der Tiroler, welcher frohen Sinnes ein altes Volkslied singt, oder der sächsische Bauer, der die Zeitungen ohne Anstoß in der Schenke seinen Nachbarn vorlesen und erklären kann, wo Peking und Pedo liegen?" Wir halten den bigotten Tiroler für unendlich glücklicher und besser als den illuminirten Sachsen, und beklagen tief jene Schulweisheit, die aus dem gemüthreichen und tüchtigen deutschen Bauern jenes Zwittergeschlecht geschaffen hat, welches vom alten Kulturzustand nur die Rohheit beibehalten und vom neuen nur die Seichtigkeit und Korruption angenommen hat.

Unter den vielen glücklichen Gedanken, die dem Verfasser gelegentlich einfallen, findet sich auch eine Vergleichung zwischen den Feuer- und Wasserkräften, deren sich der Mensch bedient. „Es gibt zu wunderlichen Phantasien Veranlassung, wenn man, wie hier bei Nürnberg, einen Kanal und eine Eisenbahn dicht beisammen sieht. Hier schleicht ein Kahn still heran, dort kommt ein Dampfwagen angebraust. Hier zeigt sich dem Menschen das Wasser freundlich behülflich, dort das Feuer unwillig dienstbar. Man glaubt in dem einen Element einen gefälligen Freund, in dem andern einen bezwungenen Feind zu erblicken."

Die Kunstwerke sind es hauptsächlich, welche der Reisende aufsucht und beschreibt. In Straßburg macht er eine interessante Bemerkung über den berühmten Münsterthurm. „Man war von Erwins Plan in vielen Stücken abgewichen, und ich möchte fast glauben, daß der wegen seiner Höhe bewunderte Thurm, so wie er jetzt vor uns steht, nicht so ausgeführt ist, wie ihn der Großmeister der deutschen Baukunst gedacht haben mag. Das Auge verlangt noch ein freistehendes, achtseitiges Stockwerk, ehe die Spitze ihren Anfang nimmt. Durch die vier hohen Treppenthürme wird der Contur der kühn aufstrebenden Spitzsäule verdeckt und die schlankere Form des achtseitigen Baues in einen vierseitigen Thurm verwandelt. Wenn diese vier Thürme, welche den achtseitigen, spitzzulaufenden Thurm umgeben, sich selbst mit Spitzen endeten, so würden sie sich doch noch mehr von dem mittlern Thurme absondern, mit welchem sie jetzt in eine Masse zusammenwachsen. Auch war es wirklich die Absicht des Baumeisters, die vier Thürme mit Spitzen zu bedachen, jedoch blieben diese weg, um Flächen zu gewinnen, von wo aus man allerdings eine unendliche Aussicht hat. Aber fast noch mehr schadet die sogenannte Laterne, welche auf dem Spitzthurme lastet und ebenfalls die schönen aufstrebenden Linien unterbricht. Es kommt daher sehr darauf an, aus welchem Standpunkt man den Münster betrachtet. Aus einer großen Entfernung gesehen, erstaunt man über die Alles überragende Höhe, tritt man näher, wo die einzelnen Theile bemerkbar werden, so sind diese willkürlichen Abweichungen von dem reinen Style mittelalterlicher Baukunst, welche sich der Erbauer des Thurms zu Schulden kommen ließ, sehr störend, und steht man nahe vor dem Münster, so liegt der Thurm über dem Sehwinkel."

Es ist ein großes Verdienst des Herrn von Quandt, daß er durchweg in seinem Reisewerke, so oft er bei Betrachtung alter Kirchen darauf zurückkommt, den rein deutschen Ursprung des Spitzbogenstyls gegen diejenigen vertheidigt, die ihn in Frankreich entstehen lassen. Er beweist bis zur Evidenz, 1) daß Spitzbogen in Frankreich in älteren Zeiten immer nur angewandt wurden, wo es galt, große Lasten zu tragen; und dagegen überall der Rundbogenstyl vorherrschte, wo diese Bedingung nicht eintrat und wo es rein auf den Geschmack ankam; 2) daß es kein altes Gebäude in Frankreich gibt, in welchem der Spitzbogenstyl durchgeführt wäre; 3) daß diese Durchführung des Spitzbogenstyls als eines neuen Geschmacks im Gegensatz gegen den Rundbogenstyl zuerst in Deutschland und zwar an der Kirche zu Memleben aus dem 10ten Jahrhundert vorkommt; 4) daß dieser von den sächsischen Ottonen ausgegangene Geschmack von der römischen Geistlichkeit, die den Rundbogenstyl festhielt, ungern gesehen wurde; 5) daß er sich gleichwohl Bahn brach, davon sind die Dome zu Naumburg 1002—1050, zu Merseburg 1013—1021, zu Basel 1006—1019, zu Bamberg 1003 bis 1012, die Sebaldus kirche zu Nürnberg, der Dom zu Mainz 1100, der zu Worms 1110 ꝛc. sichere Beweise; 6) daß der in Deutschland ausgebildete Spitzbogenstyl sich erst von Deutschland aus nach andern Ländern verbreitete. Herr von Quandt hält sich bei diesen Untersuchungen an die Schriften von Lepsius und Wiegmann und ergänzt dieselben hie und da.

Ueber das französische Volk macht der Reisende einige physiognomische Studien, deren Resultat in Folgendem zusammengefaßt ist. „Die Gesichtsformen der Franzosen sind entschiedener ausgebildet, als bei den Deutschen. Stumpfnasen kommen in Frankreich fast gar nicht vor. Die Hauptarten sind 1) die Dicknäsigen, 2) die Langnäsigen und 3) die Krummnäsigen. 1) Die, welche eine Weltkugel statt der Nase im Gesichte tragen, glauben die Weltherrscher zu seyn und sind anmaßend, roh, egoistisch, phlegmatisch und doch jähzornig. 2) Die Langnäsigen sind kalt, in sich gekehrt und haben etwas Edles in ihrem Betragen. Die Nase gleicht dem Pendul, der, wenn er herabhängt, Ruhe bezeichnet. Sie sind daher auch lieblos. 3) Die Krummnäsigen sind lebhaft, eitel und leichtsinnig. Die Bildung vermag die Kanten der Krystallisation abzustumpfen, aber die Grundform bleibt und meist bildet das Leben nur den ursprünglichen Charakter aus, aber niemals einen andern an."

Auffallend erscheint es, daß im südlichen Frankreich die Elsässer, obgleich sie so gut Franzosen sind, doch als Ausländer gehaßt werden. Herr von Quandt traf auf der Reise nach Avignon im Dampfschiff mit einem jungen Soldaten zusammen. „Als er uns deutsch sprechen hörte, gesellte er sich zu uns. Er erzählte uns viel von dem unglücklichen Zustande der Garnisonen in der Provence. Die Militärs sind als Werkzeuge der Regierung bei den Provençalen, die er Welsche nannte, äußerst verhaßt. Wenn sie sich an einem öffentlichen Orte einfinden, so fangen die Welschen Händel an; sie müssen immer in den Kasernen sich aufhalten, und wenn des Abends etwas einzukaufen oder zu besorgen ist, so müssen immer acht bis zehn Mann zusammen ausgehen, weil der Einzelne ermordet wird. Besonders übel befinden sich in diesen Gegenden die Elsässer und Lothringer Regimenter, die ihre schöne Heimath nicht wiedersehen, noch außer dem Haß auch die Verachtung der Franzosen erdulden müssen, von denen sie als Bastarde betrachtet werden, und es für das größte Glück halten, wenn man sie nach Algier schickt."

Ueber die Kunst in Frankreich sind, wie bekannt, große Zerstörungen gegangen. In Avignon fand Herr von Quandt einen Saal mit berühmten Fresken von Giotto, denen systematisch fast alle Köpfe ausgeschnitten waren. Viel Altes hat sich dennoch erhalten, aber die Franzosen haben ihm noch kein gründliches Studium zugewendet. Man findet alte merkwürdige Bilder, deren Meister noch gar nicht erforscht sind, oder die man unbesonnen einem italienischen Meister zuschreibt. Herr von Quandt meint, das südliche Frankreich habe in Bezug auf seine alten Malereien mehr Einfluß vom Elsaß, als vom nördlichen Frankreich empfangen.

Von Avignon erhalten wir ein sehr lebendiges Bild, eben so von Arles, dessen Bewohnerinnen durch ihre Schönheit berühmt sind. In Niemes tritt uns das antike Amphitheater entgegen und der Reisende erinnert uns, wie einst dieses mächtige Gebäude von Sarazenen besetzt und von den Franken unter Karl Martell belagert war. Noch tiefer in die antike Kunstwelt werden wir eingeführt durch die reizende Venus von Arles, eine der berühmtesten Statuen dieser Göttin, die uns aus dem Alterthum erhalten worden ist. Herr von Quandt vergleicht sie mit den Venusstatuen von Capua und Melos. „Ist nun in der Venus von Capua der Stolz des Sieges und in der von Melos der Liebeszauber der Schönheit veranschaulicht, so hat der Künstler, der die Venus von Arles schuf, die holdseligste Jungfräulichkeit, die sich ihres Daseyns unschuldig selbsterfreuende Schönheit dargestellt, und ihr einen Spiegel in die Hand zu geben, wie Girardon gethan hat, ist, wie mir scheint, eine sehr angemessene Ergänzung." Bei dieser Gelegenheit rügt Herr von Quandt den Leichtsinn französischer Archäologen. Millingen hat z. B. den Venusstatuen von Capua und Melos Schilde unterstellen wollen, in denen sie sich spiegeln sollen; als ob man in einem konveren Spiegel sich anders als verzerrt sehen könnte!

Wir folgen dem kunstsinnigen Verfasser noch nach Marseille, dann zurück nach Grenoble, Genf, Basel, Frankfurt ꝛc. Ueberall ist seine Reisebeschreibung anziehend und belehrend. Man findet gelegentlich manche sehr treffende Bemerkung über einzelne berühmte und durch Kupferstiche allgemein bekannt gewordene Bilder, die bisher nicht die richtigste Erklärung erfahren haben. So z. B. über die Leiche Karls I., welche Cromwell betrachtet, das allbekannte Bild von Delaroche. „Delaroche ist, sagt der Verf. S. 191, in der Wahl der Gegenstände, die er darstellt, oft unbegreiflich, und auch hier, wenn wir das Bild als Darstellung einer Begebenheit betrachten, als man unter einem historischen, monumentalen Kunstwerke im gemeinen Sinne des Worts versteht. Die Begebenheit, der historische Stoff, ja der Charakter einer interessanten Individualität, welchen darzustellen und durch ein Kunstwerk im Andenken zu erhalten Andern ein Hauptzweck ist, alles dieß ist ihm Nebensache. Es scheint, als wenn das, was das Auge sieht, ihm gleichgültig wäre, und sich in das dem Auge Unsichtbare, das Innere zu vertiefen, sein ganzes Streben sey. Daher haben seine Bilder eine exoterische und eine esoterische Seite; jene ist für die Beschauer und diese geht nur denen auf, die in die geheimsten Tiefen der Seele eindringen. Die Erstern sehen hier Cromwell, der bedächtig den Deckel geöffnet hat und mit einer Kälte, kälter als die des Todes, einem Frost, in welchem das Herz erstarrt, dem vom Körper getrennten Kopfe des Königs ins bleiche Angesicht schaut. Es scheint ihnen, wie den Historikern, diese Handlung thöricht oder, wenn sie eine politische Absicht dabei vermuthen, daß sich Cromwell etwa vom Tode des Königs überzeugen wollte, abscheulich und diese Ruhe unnatürlich. Die Esoteriker wissen, daß der Ausdruck des Ungeheuersten, was das Herz zu fühlen vermag, Todesstille und Kälte ist. Eben diese Leblosigkeit der Züge ist das Zeichen, daß das Leben tief ins Innere sich zurückgezogen hat. Der Tod verwandelte den Lebenden zur Leiche und den Todten zum Schlummernden. Das Bild ist still und dunkel, wie Cromwells Gemüth. Hier stehen nicht der König und der Protektor Englands einander feindlich entgegen, Olivier Cromwell nicht Karl I., dessen persönlicher Feind er niemals war; alle äußern Verhältnisse sind aufgehoben, der Lebende hält mit dem Todten Abrechnung und muß die Lösung einer großen Aufgabe übernehmen, welche dieser ihm hinterlassen hat und welche schwerer ist als zu sterben. Dieser Gegensatz von Todesruhe in den Zügen des Königs und Lebensqual Cromwells führen zu einer Versöhnung, die das innerste Wesen dieses Kunstwerks ausmacht. Aber zu dieser Auflösung der Dissonanz gelangt der Beschauer nicht, der vor dem äußern Scheine zurückschaudert und nicht in seine Tiefe eindringt." Diese Bemerkungen scheinen uns sehr gehaltvoll und auf noch manches andere Bild anwendbar. Ganz in derselben richtigen Weise faßt Herr von Quandt auch die allegorischen Kirchenbilder auf, die dem oberflächlichen Beurtheiler so oft widersinnig erscheinen, z. B. ein berühmtes Bild des König René zu Aix, welches Moses vor dem brennenden Busche, in den Flammen des Busches aber die Madonna mit dem Kinde darstellt. Ueberhaupt ist es erfreulich, in Herrn von Quandt einen Kunstkenner zu sehen, der auch gelegentlich auf das Gegenständliche der Kunst eingeht und nicht bloß beim Formellen und Technischen verweilt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 26. Sonnabend den 10. April 1847.

Geschichte.

Wirtembergische Geschichte von Christoph Fr. Stälin, Dr., Oberstudienrath, Oberbibliothekar rc. Zweiter Theil. Schwaben und Südfranken. Hohenstaufenzeit 1080—1268. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847.

Das gründlichste Werk, was je über schwäbische Geschichte geschrieben wurde, und musterhaft für deutsche Spezialgeschichte überhaupt, indem allen Anforderungen, die der heutige Standpunkt archivmäßiger Forschung erfordert, in einer Umsicht, Klarheit und Ordnung genügt ist, welche nur der gehörig zu schätzen weiß, der die erstaunlichen Schwierigkeiten und Verworrenheiten deutscher Provinzialgeschichten, d. h. eines aus Reichs-, Kirchen-, Dynasten- und Stadtgeschichten bunt durcheinandergeworfenen Konglomerates kennt. Wirtemberg bildet nur einen Theil des vormaligen schwäbischen Kreises, aber auch in diesem Theil sondern sich die Geschichten der Bisthümer, der Abteien, der Reichsstädte, der großen Dynastengeschlechter, des kleinen Adels aufs mannigfaltigste von einander ab.

Herr Stälin gibt zuerst eine Uebersicht seiner sehr reichhaltigen Quellen; dann die Reichsgeschichte, so weit sie sich auf Schwaben bezieht. Sie berühren sich aber sehr nahe, weil es sich von einem Zeitpunkt handelt, in welchem die schwäbischen Herzoge zur Kaiserwürde gelangten. So kurz im Allgemeinen dieser Abschnitt gehalten werden mußte, zeichnet er sich doch durch den Reichthum der unten in den Noten meist wörtlich abgedruckten Beweisstellen für die Hauptsachen aus, (eine Methode, die nicht genug zu empfehlen ist, da dem Leser das mühsame Nachschlagen erspart wird), so wie durch die der Geschichte jedes schwäbischen Herzogs angehängten Regesten, endlich durch die vergleichende Uebersicht über alle schwäbischen Bischöfe der damaligen Zeit.

Mehrere einzelne Punkte der Reichsgeschichte erhalten eine nähere Aufklärung, sofern dieselbe nur aus einer gründlichen Lokalgeschichte zu ermitteln war, oder sofern erst in neuester Zeit Quellen dafür eröffnet worden sind. Wir heben einige solche Punkte hervor, die uns von allgemeinem Interesse zu seyn scheinen.

Von den berühmten Parteinamen der Gibellinen und Guelfen wird nachgewiesen, daß der denselben angedichtete Ursprung in deutschen Geschichtsquellen vor dem 15ten Jahrhundert nicht erwähnt wird. Erst in diesem Jahrhundert kommt die Sage vor, die Anhänger der Staufen und Welfen hätten in einer Schlacht bei Weinsberg „hye Welf" und „hye Gibelingen" zum Schlachtruf gewählt und dieser Ruf sey nachher den streitenden Parteien geblieben. Davon findet sich in den Quellen vor dem 15ten Jahrhundert lediglich nichts. Der Name der Waiblinger ist übrigens älter als der der Staufen selbst. „Von ihren fränkischen Vorgängern auf dem deutschen Königsthron, unter denen schon K. Konrad II. † 1039 ausdrücklich von Waiblingen genannt wurde, vererbte sich der Name Waiblinger (Gibellinen) auf die Hohenstaufen und auf deren Anhänger, ein Name, welcher in dem Parteienkampf, der länger als ein Jahrhundert Italien durchtobte, gegenüber von den Welfen (Guelfen) zum Losungsworte diente. Unter den mehreren Waiblingen oder Wiblingen, welche zu dieser Bezeichnung der Hohenstaufen und Hohenstaufischgesinnten Veranlassung gegeben haben konnten, fällt die wahrscheinlichste Vermuthung auf Waiblingen im Remsthale, welches schon in der karolingischen Zeit als Königsgut vorkommt (Bd. 1, 344) und von welchem es ganz ausgemacht ist, daß es im Besitz der Salier war, wie denn auch das nahe Winterbach salisch war (Bd. 1, 523) und dem salischen König Heinrich III. im Jahr 1046 und 1048 zum Aufenthalte diente. Hiezu kommt noch das ausdrückliche Zeugniß der Ursperger Chronik, welche mit dem hohenstaufischen Waiblingen den Ort Beinstein (eine halbe Stunde von Waiblingen, Bajenstein) in Verbindung bringt." Der Verfasser bemerkt nun weiter, daß der Name Gibellinen als Parteiname ohne Zweifel zuerst in Italien gebraucht worden sey. „Aus dem Beinamen von Waiblingen entstand in Italien der Name Gibellinen; vergl. J. Grimm in Schmidt Zeitschr. für Gesch. 5, 457. „Gibellinen und Welfen" als Parteiname ward erst im 13. Jahrh. üblich, wie lange früher schon das salisch-hohenstaufische und das welfische Haus sich befehdet haben mochten. Post obitum Friderici Lombardi inter se divisi sunt in partes duas, quarum una vocatur pars ecclesiae, altera vero pars imperii: modo vero una vocatur Guelfa et alia Gibellina. Chron. Astense cap. 17. bei Muratori SS. 11, 276. Optio Gibolenga vel Guelfa. Hec enim a tempore Friderici II. vocabula duo inseparabilia germina seu potius pestifera schismata pullularunt atque invaluerunt. Alb. Mussati Ludovicus Bav. bei Böhmer Fontes 1, 179. Aehnliche Stellen bei Muratori Antiq. Ital. 4, 609. Die nicht irrthümerfreie, ziemlich junge Summula de Guelfis bei Hess Mon. Guelf. S. 129 sagt dagegen: ego credo, quod sub Heinrico superbo [† 1139], Guelfone ejus fratre [† 1191] et Friderico duce [II. † 1147] nomina hec perniciosissime factionis Guelforum et Gibellinorum indita sunt. In Deutschland drangen die welschen Parteinamen erst im 14. Jahrhundert ein (J. Grimm a. a. O. 459); die ältesten Beispiele sind im Lohengrin (S. 88 Ausg. von Görres): Gibel unde Gelfe, bei Konrad von Ammenhausen (um 1340) in seinem Schachbuch: michel has von Gelfen und von Gibelin und die Gibelinge, die Gelfe (Stellen bei Mone Unters. zur

Gesch. der Heldensage (S. 14). Andreas Presbyter, regulirter Chorherr zu St Magnus bei Regensburg, welcher um das J. 1425 schrieb, kann kein vollgültiges Zeugniß über eine fast dreihundert Jahre vor ihm vorgefallene Begebenheit ablegen, wenn er die oben schon erwähnte Sage von Weinsberg mittheilt. Ganz Aehnliches steht auch in den Zusätzen der Dunzenheimischen Hdschr. zu der elsassischen Chronik von Jac. von Königshoven († 1420) und als spätere Interpolation in einigen Handschr. des Martin. Minorita (cod. bibl. publ. Stuttg. hist. fol. nr. 269. 270, Handschriften des 15. Jahrh.; in Eccards Ausg. im Corp. hist. 1. 1622 fehlt die Stelle, jedoch hat sie der Meuschen'sche s. g. Hermannus Gigas S. 112). Dagegen kennt jedenfalls kein Schriftsteller des 12., 13. und, wie es scheint, nicht einmal des 14. Jahrh., eine solche Veranlassung des Schlachtrufes." — Noch ist zu bemerken, daß dem Hause Este S. 253 der urahnliche Zusammenhang mit dem welfischen Hause abgesprochen wird.

Ein zweiter sehr interessanter Punkt in der schwäbischen Geschichte ist die Schlacht bei Frankfurt im Jahr 1246. Dieß war nämlich der welthistorische Wendepunkt, der mit dem Untergange der Hohenstaufen zugleich die Niederlage des Kaiserthums überhaupt, und mit dem Siege des Pfaffenkönigs Heinrich Raspe zugleich den Sieg und die Allgewalt des Papstes herbeiführte. Dieser Wendepunkt der allgemeinen deutschen, ja man darf sagen europäischen Geschichte, hängt aber aufs genaueste mit der Erhebung des Hauses Wirtemberg zusammen, welches früher wenig hervoragt, von nun an aber in die den Hohenstaufen abgenommene große Rolle in Schwaben eintritt. „Auf einem rebenumkränzten Bergvorsprunge bei dem Dorfe Rotenberg über dem fruchtbaren Neckarthale zwischen Eßlingen und Canstatt erhob sich die Burg, von der sich die Grafen von Wirtemberg benannten. Diese Grafen haben — die fürstenbergische Linie der Uracher Grafen allein ausgenommen — alle ihre Genossen, deren Stammburg auf dem Boden des jetzigen Königreichs Wirtemberg stund, überlebt und ihre und anderer weltlicher und geistlicher Herren Länder, zum Glück des Ganzen, durch Erbschaft, Kauf, Kriegsglück und Unterhandlungskunst überkommen. In großes Dunkel ist der Ursprung ihres Hauses gehüllt; befand sich ja in der Nähe der Stammburg kein Kloster, welches, wie bei manchen andern Geschlechtern, der Träger seiner Geschichte geworden wäre. Auch der Ursprung des Namens, welcher in Urkunden der Hohenstaufenzeit Wirdeneberg, Wirteneberc, am häufigsten Wirtenberc (— g, — ch), sehr selten Wirtemberc (— g, — ch), und noch ein Paar Jahrhunderte später mit i, nicht ü, geschrieben wird, ist noch nicht sicher ermittelt. Die erste urkundlich begründete Begebenheit, welche auf der Burg Wirtemberg vorging, ist die Einweihung einer dortigen Kapelle; diese Einweihung wurde laut der noch erhaltenen Inschrift 1083. Febr. 7. durch Adelbert, Bischof von Worms, vollzogen. Der 28. Dec. 1122 ist das früheste Datum, unter welchem eine noch erhaltene Urkunde niedergeschrieben ist, die einen Grafen von „Wirdeneberg" und zwar Conrad (als Zeugen) enthält, welcher zwar nicht ausdrücklich Graf heißt, aber zwischen lauter Grafen aufgeführt ist. Eine Urkunde, welche drei Jahrzehente früher (schlußweise zwischen 1089—29) ausgestellt wurde, der s. g. Bempflinger Vertrag, hat unter den Zeugen auch Konrad von „Wirtinberc," allein die Urkunde ist nur durch einen Auszug des zwifaltischen Geschichtschreibers Ortlieb (schrieb 1135), worin das Datum nicht angegeben ist, bekannt. Stammverwandte der Grafen von Wirtemberg waren nach Allem die oberschwäbischen Geschlechter der Grafen von Nellenburg und Veringen. Darauf weist hin, außer den in Urkunden selbst enthaltenen Andeutungen, die große Aehnlichkeit der Wappen und der nahe Zusammenhang der oberländischen Besitzungen des Hauses Wirtemberg (besonders Wirtemberg-Grüningen) mit den nellenburgischen und veringischen; erscheint ja die Burg Alt-Veringen selbst in einer, dem Schlusse des 13ten Jahrh. lange vorangegangenen Zeit in gräflich wirtembergischem Eigenthum und nur im pfandschaftlichen Besitze der Grafen von Veringen und war ja der Graf Eberhard, welcher i. J. 1059 eine Grafschaft im Neckargau besaß (Bd. 1, 618), wahrscheinlich ein Nellenburger. Das Wappen des wirtembergischen Grafenhauses bestand in 3 liegenden, von der Rechten zur Linken gehenden, schwarzen Hirschhörnern im goldenen Felde; hievon unterschied sich das nellenburg-veringische nur durch die Farbe der Hirschhörner, welche hier blau sind. (Die Zahl der Zinken, bei welcher späterhin die Zahl 4 für die zwei obern Hirschhörner, die Zahl 3 für das unterste festgehalten wurde, schwankte früher — bei den Grafen von Wirtemberg sowohl als bei denen von Grüningen — zwischen der oben angegebenen Weise und der durchgeführten Dreizahl. Die Grafen von Grüningen ließen ihr Wappen ein Paar Male auch durchgängig vierendig darstellen. Aus all diesem ersieht man die Willkür, welche ursprünglich in Beziehung auf die Zahl der Zinken herrschte.) Wenn es nun nach Obigem wahrscheinlich ist, daß in Zeiten, in welche die sicheren Quellen über unsere Hausgeschichte nicht hinaufreichen, oberschwäbische Grafen sich in die mittleren Neckargegenden gezogen und dort Wirtemberg erbaut haben, so waren doch in den späteren, helleren Zeiten die Grafen von Wirtemberg selbst wieder ein Hauptstamm, aus welchem, nachdem er über ein Jahrhundert ohne besonders benannte Nebenzweige bestanden, für die obern Lande eine neue Nebenlinie ausging, die der Grafen von Grüningen (bei Riedlingen), welche übrigens auch einige neckargauische Besitzungen, namentlich Canstatt, hatte, gleichwie nach Abtrennung dieser grüningischen Linie die alte wirtembergische noch über einzelne Güter in den Donaugegenden verfügen konnte. Graf Konrad der erste Graf von (schwäbisch-) Grüningen nennt sich auf einem Siegel, welches an einer Urkunde vom 15. Sept. 1228 hängt, noch Graf von Wirtenberc, in der Urkunde selbst Graf von Grüningen, nach der damaligen Sitte jüngerer Linien, von den ihnen zugetheilten Burgen sich neue Namen zu schaffen, dagegen in den Siegeln den alten Stammnamen noch geraume Zeit fortzuführen. Daß dieses Grüningen aber das oberländische war, und nicht Markgröningen, wird folgendermaßen bewiesen ꝛc." Wir übergehen diesen Beweis und bemerken weiter. „Gleichfalls von Grüningen zugenannt thut sich, bald nach Abtreten des Grafen Konrad, Graf Hartmann hervor. Er war i. J. 1243 um K. Friederich II. als Gefährte bei dessen italienischen Unternehmungen, als welcher er damals in Capua erscheint und tritt später (wenn dieß ein und derselbe Graf Hartmann ist, S. 476) mit vielem Ansehen in einem weitern Kreise der Geschichte auf, gleichwie sein naher Verwandter, der Graf Ulrich von Wirtemberg (1241—1265), welcher letztere in dem mit ihm genannten Grafen Eberhard von Wirtemberg einen, frühe verstorbenen Bruder hatte. Mit diesen Grafen, Ulrich von Wirtemberg und Hartmann von Grüningen, beginnt die eigentliche Geschichte von Wirtemberg. Beide wußten die Zeitumstände zu Vergrößerung ihrer Macht und ihrer Besitzungen trefflich zu benützen. Das einst so glänzende Gestirn der Hohenstaufen hatte schon zu erbleichen begonnen und von dem K. Friederich II., welcher mit dem römischen Stuhle, der ihn gebannt, in fortwährendem Kampfe lag und dessen schwankende Macht sein Sohn K. Konrad IV. in Deutschland mühsam zu erhalten strebte, hatten die deutschen Fürsten angefangen abzufallen. Auch die Grafen Ulrich von Wirtemberg und Hartmann von Grüningen — wie ein Gerücht ging, durch Versprechungen von Geld von P.

Innocenz IV., dem unversöhnlichen Hohenstaufenfeinde, gewonnen — traten in der Schlacht bei Frankfurt (den 5. Aug. 1246), welche K. Konrad seinem Gegenkönige lieferte, mit 2000 Rittern und Armbrustschützen zu letzterem über und entschieden dadurch den Sieg für diesen Gegenkönig (S. 195. 196). Graf Ulrich befehdete fortan den K. Konrad IV. und zog i. J. 1251, wie bereits (S. 202) erzählt, als Haupt einer schwäbischen Gesandtschaft an P. Innocenz IV. nach Lyon, und Graf Hartmann rühmt noch i. J. 1256 von sich in einer Urkunde, worin er „als Graf von Grüningen oder, wahrhaftiger zu reden, Graf der römischen Kirche" auftritt, „daß im Kriege der heiligen Kirche sein Schild nie ausgewichen sey und daß seine Lanze sich nie abgewendet habe." Manche Vortheile wurden diesen beiden Grafen zu Theil: Graf Ulrich erhielt von dem Gegenkönige Heinrich Raspe (zwischen Aug. 1247 — Febr. 1248) Reichslehen, von dem Gegenkönige Wilhelm deßgleichen und im Juli 1252 den pfandschaftlichen Besitz der Schirmvogtei über Kl. Denkendorf; Graf Hartmann von K. Wilhelm im Juli 1252 Eigengüter und Lehen, welche Heinrich von Wembdingen besessen, und um dieselbe Zeit die Stadt Markgröningen, zu deren Besitz die Reichssturmfahne gehörte, weßhalb sich Graf Hartmann „des heil. Reichs Fahnenträger" nannte (Reg. 1257. Merz 4.)." Dazu kamen bald noch andere Erwerbungen. Der junge Conradin, des bei Frankfurt unterlegenen König Konrads IV. Sohn, mußte dem mächtigen Grafen Ulrich schmeicheln, um seinen Schutz zu genießen und ernannte ihn zum Marschall über ganz Schwaben. Auch König Richard gab dem Grafen Reichsgüter, um sich ihn geneigt zu machen. Erwähnung verdient, daß in jener Schlacht bei Frankfurt ein Hohenlohe sich durch seine Treue und Hingebung für die Staufen auszeichnete.

Von allen den blühenden und mächtigen Grafengeschlechtern, die Schwaben einst zählte und von denen so viele königliche und kaiserliche Kronen gewannen, sind jetzt nur noch drei erhalten, die regierenden Häuser in Preußen und Wirtemberg und die Grafen von Fürstenberg. Andere seitdem erhobene und noch blühende Fürstengeschlechter, die von Waldburg und Hohenlohe, so wie die Grafen von Rechberg, waren damals nur Freiherrn und Reichsdienstmannen. Die Fürstenberge setzen die alten berühmten Grafen von Urach fort. Von allen diesen und den ausgestorbenen Geschlechtern der Grafen von Aichelberg, Berg, Calw, Helfenstein, Hohenberg, Kirchberg, Komburg, Lauffen, Sulz, Tübingen, und der Herren von Langenburg, Neifen, Ueslingen &c. erhalten wir ausführliche Relationen und Regesten. Dann folgt die Spezialgeschichte der Klöster und endlich eine Uebersicht der politischen und Kulturzustände im Allgemeinen, so wie dessen, was für Künste und Wissenschaften geleistet wurde. In jenen Jahrhunderten ragen deßfalls nur die Minnesinger hervor. Die specielle schwäbische Heimath vieler dieser ritterlichen Sänger wird hier nachgewiesen; bei weitem die meisten ihrer Geschlechter sind aber längst ausgestorben. Die wissenschaftliche Literatur Schwabens in jenem Zeitalter ist nur dürftig; das Leben ließ den Gedanken noch nicht aufkommen. Die frische Thatkraft liebte noch nicht, sich in Papier einzuwickeln. Die Schreiberzeiten waren noch nicht gekommen.

Es gehörte eine nicht geringe Begabung und Ausdauer dazu, um ein so gründliches Werk wie dieses zu schreiben und das beinah unermeßliche Detail der atomistischen, an sich trocknen genealogischen Notizen und Regesten mit so unermüdlichem Fleiß zusammenzutragen und in so klare Ordnung zu bringen, daß es sich zu einem organischen Ganzen gestaltet. Je mehr das alte Herzogthum Schwaben sich in einzelnen Territorien der immer unabhängiger werdenden Dynasten, Städte &c. theilt, um so schwerer wird die Aufgabe des Geschichtschreibers, um so größer seine Mühe. Noch liegen dem Verfasser ein Paar an Verwicklungen überaus reiche Jahrhunderte vor, welche jedoch, wie wir nicht zweifeln, seine geübte Kraft mit gleichem Glück bewältigen wird, wie die frühern.

Reise.

Bericht über meine Reise nach Texas im Jahr 1846. Von E. v. Sommer, Hauptmann a. D. Bremen, Heyse, 1847.

Seit einer Reihe von Jahren ist Texas das Feldgeschrei der Auswanderungslust geworden. Die Fiktion, daß dieses Land ein Paradies sey, welches nichts zu wünschen übrig lasse, rühret zuerst von Kennedy her, einem englischen Agenten, welcher jenes Land übertrieben lobte, um den Einwohnern im englischen Interesse zu schmeicheln. Bekanntlich hat sich eine deutsche Gesellschaft gebildet, die Auswanderung nach Texas im Großen auszuführen; aber es sind in jüngster Zeit ziemlich klägliche Berichte von derselben eingegangen. Herr von Sommer wünschte das Wahre an der Sache zu ermitteln, indem er einigen jungen Verwandten ein Unterkommen in Texas zu verschaffen hoffte, und entschloß sich, selbst dahin zu reisen. Dieß gab Veranlassung, daß ihm noch mehrere junge Leute zu gleichem Behuf anvertraut wurden und daß sich auch ältere Personen, ja ganze Familien anschlossen. Man entwarf einen gemeinschaftlichen Plan und beabsichtigte eine eigene Gemeinde auf texanischem Boden zu gründen.

Seit der Ankunft des Schiffs in Galveston, dem texanischen Emporium, erwarteten den Verfasser nichts als Enttäuschungen. Alle Schilderungen, nach denen er sich gerichtet hatte, erwiesen sich als irrig. Vieles hatte sich freilich erst geändert, seitdem Texas sich an die Vereinigten Staaten von Nordamerika angeschlossen hatte. Seitdem nämlich war Galveston mit Waaren aller Art aus den Vereinigten Staaten überschwemmt, und zwar in solchem Uebermaaß, daß ganze Magazine um Spottpreise verschleudert werden mußten. Die vielen von Herrn von Sommer mitgebrachten Utensilien waren also nicht nur vollkommen überflüssig, indem er sie hätte wohlfeiler an Ort und Stelle anschaffen können, sondern er mußte auch noch einen bedeutenden Zoll dafür entrichten. An eine gemeinschaftliche Niederlassung der Kolonisten war übrigens nicht mehr zu denken. Die Gesellschaft hatte schon unterwegs auf dem Schiff Händel bekommen. Ein roher Unteroffizier stellte sich an die Spitze der Opposition und bemächtigte sich mit den Waffen in der Hand alles dessen aus den Gemeindeanschaffungen, was ihm beliebte. An Hülfe von Seiten der Polizei oder Gerichte war nicht zu denken. Der Verfasser erfuhr, daß sich schon viele deutsche Gesellschaften auf diese Weise aufgelöst hätten. Es ist natürlich. Ohne eine enge religiöse oder militärische Verbindung kann sich keine neue Gemeinde organisiren; wo jeder nur Rechte verlangt und keine Pflichten anerkennt, muß die Gesellschaft zerfallen. Der Verfasser erlebte zu seinem Schmerz, daß ein junger Mensch von siebzehn Jahren, der seiner Fürsorge anvertraut worden, ihn zur Herausgabe seines Vermögens zwang, weil die Gesetze in Texas so jungen Leuten schon die freie Verfügung darüber gestatten. Man kann sich denken, wie toll die liebe Jugend unter solchen Umständen wirthschaftet.

Von den unglücklichen Deutschen, die sich dem Agenten des Mainzer Vereins, Herrn Klaener, anvertraut, hörte der Verfasser schauderhafte Dinge. „Ich hörte aus glaubhafter Quelle, daß in Indian-Point, einem Ort, der nur aus einzelnen hölzernen Baraquen besteht, über 2000 Menschen, deutsche Auswanderer nach Braunfels, seit dem Herbste 1845 lägen, dem höchsten Elende Preis gegeben, da weder für ihr Weiter-

kommen noch für ihren Unterhalt gesorgt werde. Mehrere eben von dort gekommene Briefe bestätigen diese Nachrichten. Sie meldeten die große Sterblichkeit der jammernden Menschen, deren Zahl sich noch immer durch Schiffsladungen neuer Ankömmlinge vermehre. Wittwen und Waisen irrten verzweiflungsvoll umher. Hiesige Einwohner behaupteten, daß Herr Klaener diese Leute, als sie noch hier in der Prairie gelegen, schlecht versorgt habe und daß sie ihr in Deutschland deponirtes Geld hier nicht hätten zurück erhalten können, um sich Lebensmittel zu verschaffen. Die Amerikaner fühlten um so weniger den Beruf sie zu unterstützen, als das Geld dieser Leute in Deutschland geblieben und nicht mit herüber gekommen sey. Auch hörte ich hier von mehreren Seiten, daß die Angelegenheiten in Neubraunfels noch armselig ständen, daß es noch lange unmöglich bleiben werde von dort nach dem eigentlichen Vereinslande zu gelangen, da letzteres noch im Besitze der Comanches-Indianer sich befinde, dieses zwar höher und gesund gelegen, aber keineswegs sehr fruchtbar sey, daß für gezogene Produkte kein Absatz, keine Verwerthung vorhanden, und daher die Ansiedler nicht wünschten dorthin zu gelangen. Wie sehr man es nun auch beklagen muß, daß die eben erwähnten Trübsale der in Indian-Point liegenden Menschen, dem Vernehmen nach, aus der mangelhaften Verpflegung derselben fließen, so ist doch auch zu erwägen, mit welchen Opfern die Versorgung so vieler Menschen, wenn sie nichts thun wollen oder können, verbunden ist. Wenn alle in Neubraunfels und Indian-Point befindlichen 5 bis 6000 Menschen lediglich vom Mainzer Verein erhalten werden sollen, so erfordert dieß, den schwierigen Transport der Bedürfnisse mitgerechnet, die große Summe von jährlich etwa 600,000 Rthlr., was wohl Mancher nicht bedenken mag. Ob nun in Neubraunfels schon jetzt durch Ackerbau viel gewonnen wird, darüber weiß man hier nichts Gewisses; soviel steht aber fest, daß die dort befindlichen jungen Leute, welche gebildeten Familien in Europa angehören, sich anderweitig beschäftigen: sie halten Branntweinläden, brauen Bier, setzen auf Fähren über den Fluß und treiben mehrere dergleichen Gewerbe. Der Weg von Indian-Point nach Neubraunfels bringt außerdem noch die größten Beschwerlichkeiten mit sich, wie die Seereise von Galveston nach Indian-Point viele Gefahren, weßwegen auch alle Leute, die es irgend ausführen können, so wie die Agenten des Vereins selbst, den Weg von Galveston über Houston und dann quer durchs Land wählen, obgleich derselbe fast 100 engl. Meilen weiter ist und die größten Mühseligkeiten auch hier zu überwinden sind. Die übrige Küste bietet, wenigstens bis jetzt, keine Gelegenheit dar ins Innere gelangen zu können, was man auch von der Schiffbarkeit der in den merikanischen Meerbusen mündenden Flüsse von Galveston bis Matagorda gefabelt haben mag."

Houston ist die Hauptstadt von Texas, aber wie Galveston nur ein kleines Nest von kleinen hölzernen Häusern. Mauerwerke kennt man hier nicht, weil es keine Steine gibt. Das ganze Land ist eine spiegelplatte Sumpfwiese oder Prairie. An der Küste findet sich außer Galveston kein gangbarer Hafen. Von der Küste ins Innere des Landes findet sich nirgends ein Weg, außer von Galveston nach Houston. Die unermeßliche Ebene, über die sich nicht der kleinste Hügel erhebt, ist durchaus bedeckt mit Schilfgras, das immerwährend naß ist und Wasservertiefungen bildet, in welche die Pferde stürzen. Das Wasser ist zwar in der Regel nicht tief, außer bei Ueberschwemmungen, die sehr gefährlich sind. Ganz Galveston ist schon von Sturmfluthen zerstört worden. Ansiedlungen sind hier, wenn die Ueberschwemmungen auch den Boden noch so fruchtbar machen, unmöglich oder sie werden immer bald wieder verlassen. Alle Bauernbesitzungen, die der Verfasser besucht, fand er ohne Ausnahme käuflich und mehrere freiwillig verlassen. Besitzer großer Güter lebten nicht auf diesen, sondern in den beiden Städten als Gastwirthe, Handwerker rc., weil es ihnen nicht möglich war, aus so weiten Entfernungen und bei so schlechten Wegen die Produkte des Bodens zu transportiren und zu verwerthen. Der Verf. lernte viele kennen, die nur deßwegen noch in Texas bleiben, um irgend einem einfältigen Deutschen, der eben ankäme, die Ländereien, die sie gekauft hatten, wieder zu verkaufen, und also das, um was sie von andern betrogen worden, durch Betrug an Andern wieder zu gewinnen. Ein Hauptübelstand für den Ackerbau in Texas ist die Ebene des Bodens. Wäre derselbe nur einigermaßen geneigt, so könnte man dem Wasser Abfluß verschaffen. Das ist aber nicht möglich.

In einem Magazin zu Houston befinden sich viele Kisten und Koffer von Auswanderern, die nicht abgeholt worden sind, wahrscheinlich von solchen, die in der Prairie verunglückten. Hier ein Beispiel, welche Noth die Auswanderer erwartet: „Vor der Farm bivouaquirten in der Prairie zwei bayerische Auswandererfamilien, die jenseits des Brazos sich hatten ansiedeln wollen; sie waren auf demselben Schiffe mit uns von Europa gekommen und durch einen bestochenen Neger nach der wenig fruchtbaren Gegend von Santerhill geführt. Sie verstanden kein Wort englisch, hatten sich daher unterwegs nicht erkundigen können und gewahrten den Betrug erst an Ort und Stelle. Sie glaubten überhaupt ihre Rechnung in Texas nicht finden zu können und waren auf dem Rückwege nach Houston begriffen, um dann nach den nördlichen Vereinigten Staaten weiter zu reisen. Ihr Wagen stand nicht weit von hier, jenseits des Caneyflusses, und konnte nicht herüber kommen, weil der Strom so hoch und reißend war. Vor einigen Tagen, sagten sie, wären sie noch durchgeschwommen, aber jetzt wäre auch dieses nicht möglich und die Pferde würden vom Strome fortgerissen. Mr. Scott meinte, es könne bei dem jetzt so häufig fallenden Regen noch acht Tage dauern, bis das Wasser wieder sänke."

Auch die Indianer sind für einzeln wohnende Familien schlimme Gäste. Man muß sich wenigstens ihre Gunst durch Geschenke erkaufen. Am schlimmsten sind die Auswanderer daran, wenn sie erkranken, was in diesem Lande des gelben Fiebers sehr häufig eintritt. Der Arzt darf gesetzlich für einen einzigen Besuch 50 Dollars fordern und es ist herkömmlich, daß er nie einen Armen besucht, daß ein Armer auch in der größten Noth ihn nie rufen läßt. Zudem sind die Aerzte so schlecht, daß sie die Kranken eher vollends ruiniren, als heilen, wovon der Verf. einige schreckliche Beispiele erzählt. Die Justiz ist eben so elend beschaffen. Der Reiche verliert jeden Prozeß, weil er allein die Kosten tragen kann. Wie es mit der Kriminaljustiz steht, mag folgendes Beispiel darthun. Ein Mann hatte seinen Schwiegersohn erschossen; als die Konstabler ihn verhaften wollten, trieb er sie mit Gewalt ab und lebte nun ganz ungehindert so lange, bis er Gelegenheit fand, seine Besitzung an einen Deutschen zu verkaufen.

Die Prairie ist nur da von Waldungen durchzogen, wo Flüsse sind, an deren Ufern sich der Wald ansetzt. Die höher gelegenen Theile des Landes mögen kulturfähiger seyn, allein um von der Küste aus bis zu ihnen durch die Prairie zu gelangen, oder die Produkte des höher gelegenen Binnenlandes an die Küste zu bringen, müßten erst Verbindungen hergestellt werden, welche gänzlich fehlen. Die Karten sind ganz unzuverlässig. Unter andern suchte Herr von Sommer eine auf der Karte gegenüber von Galveston verzeichnete Stadt Bolivar, fand aber nur ein einziges Häuschen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

// Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 27. Dienstag den 13. April 1847.

Politische Literatur.

Italien in seiner politischen und literarischen Entwicklung und in seinen gegenwärtigen Zuständen von L. Mariotti. Deutsch von J. B. Seybt. Leipzig, Lorck, 1846.

Was wir unlängst in diesen Blättern über Polen sagten, findet seine Anwendung auch auf Italien. Hier wie dort täuscht sich die revolutionäre Propaganda, indem sie auf die altgläubige ländliche Bevölkerung der Heimath die Mittel anwenden will, die nur für längst indifferenzirte und blasirte Pariser passen. Es ist sehr interessant, zu beobachten, wie die Einsichtsvolleren unter den jetzigen Italienern diese Täuschung nach und nach einsehen. Silvio Pellico hat sie vollständig begriffen, Mariotti fängt an sie zu begreifen, das Urtheil kämpft aber noch in ihm mit dem Wunsche.

Indem er in der Einleitung die Anhänger des klassischen und romantischen Geschmacks in Italien in zwei große Gruppen, als das alte und junge Italien, sich gegenüberstellt, mißkennt er nicht, daß das alte, klassische Italien obgleich entschieden konservativ und servil in politischer Beziehung, doch irreligiös war, so daß nun das junge, romantische Italien, indem es sich jenem in jeder Beziehung entgegenstellt, fast nothwendig auch wieder religiös werden muß. „Jener Geist scholastischer Gelehrsamkeit, der sich schon bei ihrem ersten Beginn in die italienische Literatur einschlich, hatte ihr allmählig allen Einfluß auf den Fortschritt der Gesellschaft geraubt. Die Schriftsteller, in ihren akademischen Reihen festgehalten, entzogen sich dem Leben und lebten in der Vergangenheit. Daher ist durch eine seltsame Anomalie die Literatur hinter der Zeit zurückgeblieben und hat ihren wahren Zweck vergessen. Sie war ein Luxus, ein Privilegium geworden; sie nahm ab in gleichem Verhältniß mit der Volkskraft und kränkelte entweder in den eitlen kontemplativen Spekulationen des einsamen Gelehrten, oder wurde von den schlauen Tyrannen zu einem Werkzeug der Korruption gebraucht. Der Fürst warf dem Dichter Geld zu und der Dichter bückte sich, um es aufzuheben; die Kunst wurde zum Handwerk; Akademien wurden eröffnet und entsendeten Versedrechsler schockweise. Unumschränkt schrieb die Pedanterie ihre Gesetze vor; das Bett des Prokrustes wurde herbeigebracht und jedes Talent ausgereckt oder verstümmelt nach dem akademischen Muster. Dieser beschränkte Classicismus, diese der Vergangenheit zugewendete Literatur hatte ihren Gipfelpunkt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erreicht. Er lehrte, daß die Griechen und Lateiner, frischer aus den Händen der Natur hervorgegangen, frei von aller Beimischung, unbefleckt von der Ueberfeinerung einer künstlichen Kultur, die Natur beschaut und gemalt hätten in ihrer angeborenen Unschuld und Anmuth, lächelnd mit den Rosen, duftend mit den Wohlgerüchen der glücklichen Länder des Ostens; daß ihr angebornes Gefühl für Ordnung, Verhältniß und Ebenmaaß ihnen frühe und gewissermaßen instinktmäßig die Grenzen des Schönen gezeigt und naturgemäß die Regeln der Einheit für ihre Gedichte und Dramen vorgeschrieben habe, mit derselben weisen Beurtheilungsgabe, die sie bei dem Bau ihrer Tempel und Theater geleitet. Er lehrte, daß Italien durch die Rechte der Geburt ein klassisches Land sey, ein ungeheures Museum klassischer Ueberreste und Erinnerungen, daß seine Kinder dieselbe kostbare Organisation und dieselbe maßvolle Phantasie ererbt hätten, durch welche ihre Ahnen sich mit dem Bewußtseyn in gewisse Grenzen beschränkt, Einheit mit Großartigkeit und Mannigfaltigkeit verbunden und Gebäude errichtet hätten, die jetzt noch den Angriffen der Zeit und der Menschen trotzten; daß die Phantasie der nördlichen Völker düster sey, ihre Sagen trübe und traurig wie ihre Wälder, ihre Schöpfungen schwer und nüchtern wie ihr Himmel; daß in Gegenständen aus der neueren Geschichte zu viel alltägliche und prosaische Bestimmtheit sey, als daß sie je ein Vorwurf poetischer Fiktion werden könnten; daß die spekulativen Wissenschaften die moderne Welt ihrer schönsten Illusionen beraubt hätten; daß die Poesie gleich der Malerei in der Ferne verschwimmende und in geheimnißvolles Zwielicht gehüllte Gegenstände zu betrachten liebe. Mit einer wunderlichen Mischung von Heuchelei und Feigheit setzte man noch hinzu, daß die christliche Religion ein zu erhabener und der moderne Patriotismus ein zu zarter Gegenstand sey, um sie durch poetische Träume zu entwürdigen und zu einem Gegenstand unehrerbietiger Profanation oder einer Quelle revolutionärer Aufregung zu machen. Andererseits erklärte die neue Schule — es ist ganz gleichgültig, ob man sie die romantische oder die unabhängige nennt — daß die Literatur aus dem Leben sich erzeugen und im Fortschritt der Gesellschaft die Anführung übernehmen müsse; daß sie der Zeit und dem Volke angehören müsse, für welches sie geschaffen sey; daß sie den Geist der Zeit errathen und ihm vorausgehen müsse; daß Religion Poesie sey, und mehr Kraft aus der wärmsten Begeisterung als aus den subtilsten Argumenten ziehen könne; daß bei den Alten der Typus des Schönen etwas zu Ideales, zu Abstraktes, zu Allgemeines habe; daß ihre Poesie Grabstichel- und Meiselarbeit, nicht Malerei sey; daß ihre Begriffe von Ebenmaaß und Harmonie, ihre Gesetze von den drei Einheiten auf Lokalverhältnissen beruhten, — auf ihrem Rhythmus, auf der Einrichtung ihrer Bühne, aber daß die Ordnung keine Grenze des Maaßes vorschreibe, daß Einheit nicht unverträglich sey mit Unermeßlichkeit, ja daß Unermeßlichkeit der Inbegriff aller Einheit sey; daß die Alten zu der Einbildungskraft

sprächen und zu den Sinnen, aber nicht zum Herzen; daß ihre Empfindungen zu viel Irdisches hätten, während unsere Neigungen durch den Einfluß einer reinen Religion und die zunehmende Verfeinerung der Sitten geheiligt und veredelt worden seyen; daß jedes Zeitalter von seiner eigenen Literatur repräsentirt werden müsse; daß wir die Hinterlassenschaft der Vergangenheit benutzen könnten, da sie glücklicherweise noch vorhanden sey, daß wir aber unsere eigenen Kunstschöpfungen besitzen und jetzt auch für die Nachwelt bauen müßten."

Daraus sollte nun folgen, es sey die erste Aufgabe der neuen Schule, dem heidnischen Geiste wieder den christlichen in seiner ganzen Tiefe und Fülle entgegenzusetzen, die Töne der altitalienischen Musik, die heiligen Gestalten der alttoskanischen Schule wieder zu beleben und Dante's großen Geist zurückzuführen. Aber davon begreift das junge Italien noch wenig oder nichts. Wenn seine Poesie das Gebiet der Kirche betritt, so geschieht es mehr, um die Gegner der Kirche, als um diese selbst zu feiern. Man denke nur an Niccolinis Arnaldo da Brescia. Sogar der fromme Silvio Pellico verfiel nur in eine subjektive pietistische Schwärmerei und bei einigen Andern erscheint die Kirche nur dekorativ wie Victor Hugos Notre Dame. Auch Mariotti zieht aus der Andeutung des Gegensatzes, den er zwischen Classicismus und Romanticismus findet, keine weitern Folgerungen in Bezug auf eine Position, welche der letztere innerhalb der Kirche zu nehmen hätte.

Dieß ist um so merkwürdiger, als er doch den Dante wohl versteht, und in ihm den großen Geist sieht, durch den Italien sich zuerst seiner Selbstständigkeit und seines romantischen Wesens bewußt wurde, während vor und nach ihm eine krankhafte Sucht das Gespenst des für immer untergegangenen klassischen Heidenthums vergebens wieder zu verkörpern suchte. Mariotti bedauert innig, daß Dante von den Italienern nicht begriffen wurde, daß man seine Richtung wieder verließ, daß man abermals in die klassischen Verirrungen fiel, und es erfüllt ihn mit froher Hoffnung, daß in neuester Zeit wieder so viele Liebe zu Dante erwacht ist. „Das Wiederaufleben des Lateinischen im fünfzehnten Jahrhundert zum großen Schaden der Volkssprache, die abgöttische Verehrung Petrarca's unter der zahllosen Menge seiner Nachahmer im sechzehnten, und die allmählige Verschlechterung des Geschmackes und Entartung der Sitten in den zwei folgenden Jahrhunderten hatten am Ende die Wirkung, Dante den Augen der lesenden Allgemeinheit zu entziehen. Nur in dem innersten Heiligthum vereinsamter Geister: in den wetteifernden Bestrebungen einer originellen Phantasie, wie die Michel Angelo's, — in den Sympathien eines durch langwieriges Unglück zerrissenen Herzens, wie das Tasso's, — oder in dem Ungestüm einer strengen, leidenschaftlichen Seele, wie die Alfieri's, konnte Dante Schutz und Liebe finden. Sein Geist liebte nur zu wohnen, wo er verwandte Geister traf; seine Verse waren der Prüfstein für das Vorhandenseyn von wahrer Geisteshoheit und wahrem Herzensadel. Die Reaktion, durch welche die Italiener heut zu Tage die lange Blindheit ihrer Vorfahren wieder gut zu machen sich bestreben, die rührende Andacht, mit der man jugendliche Enthusiasten vor dem Grabe ihres großen Vaters in Ravenna knieen sieht, die erstaunliche Verbreitung seines Gedichtes und der hohe Ruhm, den sein Name wieder erreicht hat, sprechen laut zum Lobe der gegenwärtigen Generation und sind ein Beweis ihrer sittlichen Wiedergeburt und ihrer Reife für ein besseres Schicksal." Aber Dante's Einfluß muß nothwendig ein unfruchtbarer bleiben, wenn er nur auf einige patriotische, aber auf keinerlei religiöse Sympathien trifft.

Der Verfasser denkt klar genug, um sich über das unmännliche Wesen Tassos und über die akademischen Koketterien Petrarcas nicht zu täuschen. Der lascive Boccaccio, der Höfling Ariost, der gottlose Aretino können ihm nicht gewähren, was er von den großen Geistern seiner Nation verlangt. Selbst der treffliche Alfieri ist zu stoisch, antik und steif, weil er des warmen religiösen Gefühls gänzlich entbehrt. An den poetischen Jeremiaden der Neuzeit, die, wenn auch sehr schön, doch unmännlich über Italiens Schicksal seufzen, hat der Verfasser auch keinen Gefallen. Nirgends findet er die Großheit, wie bei Dante, und doch wagt er sich nicht zu gestehen, daß es die christliche Idee ist, die allein den Dante so groß macht, und daß das junge Italien, wenn es dantesk seyn will, auch fromm seyn muß.

Mariotti hat sich ein ungemeines Verdienst erworben, indem er seinen Landsleuten einmal die falsche Sentimentalität ausredet, der sie sich so lange hingegeben haben und ihnen das Schwächliche und Krankhafte in Tasso, so wie das Erkünstelte und Affektirte in Petrarca nachweist, was so unzähligen späteren Schwächlichkeiten, Weinerlichkeiten und akademischen Affektationen bisher zur Entschuldigung gedient hat. Der Verfasser bringt damit sogar die Verunstaltungen des italienischen Charakters überhaupt in Verbindung. „Energie und Männlichkeit der Empfindung, Kraft und Gedrängtheit der Diktion, Kühnheit und Feuer in der Ausführung hatten mit dem Bewußtseyn der Würde und Sicherheit, welche der Genuß bürgerlicher Freiheit gegeben hatte, aufgehört. Da die echten Quellen der Inspiration vertrocknet waren, ersetzten die Dichter und Künstler diesen Mangel an wahrem Gefühl durch Affektation und Gezwungenheit, durch eine unechte Verfeinerung, durch geschraubte Bilder und weit hergeholte Gegensätze; kurz durch alle die Fehler, welche die Schulen Guido's und Marini's charakterisiren. Sie handelten wie ein durch langjährige Schwelgerei Erschöpfter, der zu denselben Getränken, welche ihn geschwächt haben, seine Zuflucht nimmt, als hoffe er, Alkohol könne die Dienste des Blutes verrichten. Wir haben bereits gezeigt, daß die Keime zu diesem falschen Glanze und dieser unmännlichen Krankhaftigkeit schon in den Werken Tasso's und Guarini's zu finden sind. Aber sie sollten bald unter dem Einflusse des großen Verderbers des Nationalgeschmacks, des Ersten der Seicentisti — Giambattista Marini — sich vollkommen entwickeln." Dem tiefen Verfall und der entnervenden Atmosphäre suchten sich hin und wieder kecke Geister zu entringen, aber immer zu ihrem Verderben. Indeß fällt es auf, daß wenn wohl kein Land so viele Dichter und Denker aufzuweisen hat, die in Kerkern oder sonst im Elend starben, wie Italien, doch darunter keineswegs bloß revolutionäre Geister, sondern auch gar viele servile zu verstehen sind, die als Höflinge durch die Ungnade eben so tief stürzten, als die Malcontenten durch ihre Opposition.

Diese traurigen Gegensätze erkennt und bedauert der Verfasser tief. Gegen den politischen Servilismus hätte die Kirche schützen, die Poesie zu höherer Würde erheben sollen und hätte dadurch vielleicht auch den Freigeistern besser gewehrt. Allein es gab keine kirchliche Poesie mehr und die Predigten waren noch schwülstiger und affektirter als die weltlichen Gedichte. Trotz der großen Reaktion, die von Italien aus der deutschen Reformation entgegenwirkte, verfiel die kirchliche Baukunst, Malerei, Musik und Dichtkunst. Wenn in neuerer Zeit der romantische Geschmack zur Vertiefung in den kirchlichen Geist der Vorzeit zurückführte, so geschah dieß doch nur in Deutschland. Im fernen protestantischen Norden erglühte die neue Begeisterung für die alte Poesie der Kirche, während in Italien selbst alles kühl dafür blieb. Auf diesen gewiß merkwürdigen Gegensatz hätte Mariotti wohl aufmerksam machen dürfen.

Allein, wenn er diesen Gegensatz nur zu fassen vermocht

hätte, würde er in vieler Beziehung anders haben schreiben müssen. Er würde dem altkirchlichen Element im italienischen Volk weit mehr Werth beigelegt haben, wenn er es ein einzigesmal mit den Augen eines nichtkatholischen Nordländers hätte ansehen können. Man muß sich auf den entgegengesetzten Standpunkt versetzen können, um vom diesseitigen eine richtige Ansicht zu gewinnen, um überhaupt dafür nur das Interesse wieder zu erwecken, das lange Gewohnheit nothwendig einschläfert. Das ist ein Naturgesetz, aus dem sich sowohl der Puseyismus in England, als umgekehrt die Freigeisterei unter so vielen italienischen Schriftstellern erklärt. — Während man so häufig im germanischen Norden Europas Besorgnisse vor der Wiederkehr des Mittelalters hegt, das doch nothwendig über die Alpen herüberkommen müßte, sind die gebildeten Geister jenseits für alles Hierarchische kalt und fühllos und befinden sich auf einem wesentlich rationalistischen Standpunkte.

Handelt es sich nun von der Zukunft der Literatur, so kann man unmöglich sich eine Vorstellung davon bilden, in welche nicht jener merkwürdige Gegensatz eingreifen müßte. Mariotti ist sich, wie gesagt, darüber nicht klar. Er bedient sich nur der allgemeinen Phrasen, die eine große Katastrophe erwarten oder hoffen lassen. Aber die Dinge ändern sich nicht so schnell als man meint, und man handelt sicherer, wenn man, nichts Wunderbares erwartend, nur das Natürliche fördern hilft.

Dichtkunst.

1) Lyrische und dramatische Dichtungen von Alwin Reinbold. Leipzig, Brockhaus, 1846.

Einige Romanzen, lyrische Sentimens, Gelegenheitsgedichte und zwei kleine Schauspiele. Die erste Romanze, womit das Werk eröffnet wird, zeichnet sich durch ungemeinen Wohllaut aus:

Noch fiel des Mondes silberner Strahl
Auf schimmernde Auen und Felder,
Noch tanzten die Elfen im blumichten Thal
Den Reigen am Saume der Wälder.
Und am Blumenstrand der Quelle,
Wo von dunkler Flut umzogen
Leise flüstert Well' auf Welle,
Scherzen Nymphen in den Wogen;
Tauchen, silberlicht umflossen,
Aus azurner Fluten Rauschen
Brust und Nacken schneeumgossen;
Nur der Ulme Blätter lauschen,
Wo mit schmeichelnd, sanft bewegtem Kräuseln
Mild Zephyre durch die Wipfel säuseln.
Da sprengt's im Galopp den Wald entlang,
Des Hifthorns lustige Weise erklang;
Ein Ritter voran auf schäumendem Rappen,
Frisch hinter ihm d'rein das Geleite der Knappen.
Und es bäumen und schäumen die Ross' in die Zügel,
Und der Schaum spritzt auf Reiter und Roß und Bügel!
D'rob verstummt der Elfen Reigen,
Schüchtern schweigt ihr luft'ger Chor,
Nur von hohem Gipfel neigen
Sich Dryaden scheu hervor.
Und die Nymphe tauchet furchtsam
Bis zum Antlitz in die Wogen —
Bis der Zug im wilden Jagen
Wie ein Blitz vorüber 'flogen.

Der kecke Reiter ist Bretislaw, Herzog von Böhmen, der auszieht, die schöne Kaiserstochter Jutta zu entführen. Inzwischen sind nicht alle Gedichte des Verfassers so schön, wie dieses erste. Nicht selten verschwimmen seine Bilder in Duft und Nebel, wie in den Dichtungen Tiedges. Zum Beispiel in den Versen Seite 49:

Wie ein Engel aus der Ahnung Lande,
Wie ein guter Geist der Feenwelt,
Der mit buntbemaltem Lichtgewande
Uns in sel'gen Phantasien hält,
Legst du dich mit bunter Sternendecke,
Wo das Dunkel sanft dem Licht vermählt,
Auf die Augen, daß sie nicht mehr schrecke
Das Phantom, das sie am Tag gequält.

Es ist von der Nacht die Rede. — Mehrere Romanzen beziehen sich auf die niederländischen Freiheitskriege, auf die Belagerung von Antwerpen, die unüberwindliche Flotte ꝛc. Dazwischen ein Gedicht zur Fahnenweihe eines k. k. österreichischen Regiments. Eine sehr liebreiche Romanze ist die vom jungen Zigeunermädchen:

Rastlos durch die fremden Städte
Treibt's mich, durch die fremde Flur,
Wie wenn ich gefrevelt hätte,
Furien mir auf der Spur!
Und bin doch so frommen Sinnes,
Sündenlust von mir so weit,
Such' im Sange des Gewinnes
Gabe; in der Einsamkeit
Berg' ich mich von neuem wieder,
Und dem Klange meiner Lieder
Horchet auf der weiten Aue
Bald des Waldes Echo nur.
Sagt mir, was im Wald' ich suche
Unter'm Grün der dunkeln Buche?

Dieser Kontrast des unsteten Umherirrens mit der ruhigsten Unschuld im Busen ist sehr reizend. — Schon mit der 75sten Seite beginnen die dramatischen Dichtungen. Die erste „das Opfer“ hat zur Heldin eine gewisse Camilla, eine in Deutschland lebende Italienerin, die einen Deutschen liebt, sich aber, weil er eine Andere liebt, vergiftet. Das zweite Stück „die Verstoßene“, ist fast noch tragischeren Inhalts, wenn es auch glücklicher endet. Es handelt von einer Mutter, welche beschuldigt wird, ihr eigenes Kind umgebracht zu haben und die eben hingerichtet werden soll, als das von fremder Hand geraubte Kind wiedergebracht wird. Die Qual der Mutter im Kerker, die weniger an den schmählichen Tod, der ihr bevorsteht, als an den Verlust des Kindes denkt, von dem sie nicht weiß, wo es hingekommen ist, gehört ohne Zweifel zu den schönsten poetischen Motiven, und ist hier mit sehr lebendigem Gefühl ausgemalt.

2) Ein Mährchen. Gedichtet von Heinrich Ritter von Levitschnigg. Pesth, Heckenast, 1847.

Ein sehr begabter Dichter, der nur noch zu sehr an der Modekrankheit der modernen Poesie leidet, nämlich an der

sentimentalen Donjuanerie. Der Held ist immer ein Lion, der wie Lord Byron dem ewigen Gott selber trotzt und ins Angesicht höhnt, sich in den Hellespont stürzt, sogar den Krater des Aetna nicht scheuen würde, dabei alle Weiber verführt, eine grenzenlose Verachtung der Welt an den Tag legt, am Ende aber weltschmerzlich zu weinen anfängt. Alle diese Helden sind nach dem Vorbild des Don Juan, wenn sie mehr Geist als Körper haben, nach dem des Faust zugeschnitten, und gehen am sentimentalen Schluß gewöhnlich in den ewigen Juden über, um in der Blasirtheit nach dem Genuß mit Anstand seufzen und klagen zu dürfen. Nach diesem einfachen Rezept sind hundert und tausend moderne Dichtungen in England, Frankreich und Deutschland zugerichtet worden. Im Anfange mögen solche Helden durch ihre Genialität überrascht haben; es sind ihrer nun aber so viele geworden, daß es Zeit wäre, der immergrüne Garten der Poesie zeigte wieder einmal andere Gestalten als diese gemein und fade gewordenen Lions.

Der Held des vorliegenden Gedichts besitzt eine Eigenthümlichkeit, die ihn werth machen würde, gar nicht zu jenen abgestandenen Lions gezählt zu werden, wenn es dem Dichter nur gefallen hätte, ihn rein humoristisch aufzufassen. Es wundert uns in der That, daß er das komische Motiv, das sich so glücklich ihm darbot, hat fallen lassen können, um seinen lustig tanzenden Helden in die Schauerlichkeit und Weinerlichkeit hineinrasen zu lassen.

Fürst Alfred, ein Lion ersten Rangs, hat sich vorgenommen, alle schönen Fräulein zu Tode zu tanzen:

Der junge Adel schaart sich um den Fürsten,
Bald hat er sechzehn Fähnleins aufgebracht,
Gediente Tänzer, die nach Rache dürsten,
Und nun entbrennt die heiße Walzerschlacht.

Zwar kämpft voll Muth die parfumirte Garde,
Doch lichtet sich die Amazonenschaar;
Die Herzen klopfen und die Duftkokarde,
Die Blume sinkt aus fesselfreiem Haar.

Schon hört man hier und dort den Ruf Erbarmen!
Nur kurze Rast schnellfüßiger Achill!
Doch Alfred faßt den Feind mit starken Armen,
Und walzt zu Tod, was athemholen will.

Noch steht die Schlacht. Denn eine Atalante,
Breitbusig, rast gewaltig im Salon,
Und eh' der Held zu ihr den Weg sich bahnte,
Bat mancher Tänzer hustend um Pardon.

Sie treffen sich — der Blick dient statt des Speeres.
Nun hab' ich Dich, verruchte Zauberin! —
Du bist? — Der letzte Führer dieses Heeres!
Nimm heil'ge Jungfrau ihn als Opfer hin!

So wechselt Hohn und Spott, dann geht's zum Tanze,
Der Feindin Blut strömt, wie die Schwalbe fliegt,
Doch schlügt sie ihr Leben in die Schanze,
Eh' sie gestände: Fürst ich bin besiegt!

Tour folgt auf Tour. Trüb' werden ihre Mienen,
Sie wankt, sie sinkt und stöhnt: Treuloses Glück!
Die zarte Jungfrau kann sie nicht verdienen,
Nimm deine Kronen Königin zurück!

Er trägt sie sanft zur nächsten Ottomane,
Und blickt umher mit stolzem Angesicht.
Wie Eichenbäume stürzen im Orkane,
So fiel die Garde, sie ergab sich nicht!

Sogar die Taglioni sagt ihm, er sey der beste Tänzer, der sie je umschlungen und verehrt ihm einen kleinen weißen Atlashandschuh. Endlich fordert er die längst verstorbene Atalante auf, sie soll aus dem Grabe steigen, mit ihm einen Tanz zu wagen. Das geschieht nun zwar nicht (warum nicht? könnte man fragen, da man sich hier doch einmal auf mährchenhaftem Boden befindet); allein es kommt anderer Geisterspuck. Seine erste Geliebte Ilona ist gestorben, und lebt als eine Willi (Vampyrin) wieder auf, um mit ihm den Geistertanz zu tanzen. Er tritt unter die Willis und wird von ihnen fortgerissen:

Die Reue selbst, die unterm Henkersbeile,
Im Nu der Hölle Weltmeer Qual ermißt —
Ist nur ein schwacher Abglanz von der Eile,
Mit welcher Paar auf Paar vorüberschießt!

Fort ras't es, fort, als sey die drallste Wade
Vom lähmenden Gesetz der Schwere frei!
Fort stürmt es, fort, als ob vom Zeitenrade
Der dünnste Schenkel eine Speiche sey!

Der Wagling hält sich ritterlich und wacker,
Wie einst auf glatten Dielen im Salon,
So tanzt er jetzt im Moos am Todtenacker
Sturmhastig fort, ein fürstlicher lion.

Und jede Willi lächelt und bewundert
Den flücht'gen Tänzer, dem einst freudenbang
Zurief die Fee im neunzehnten Jahrhundert:
Der beste Tänzer, der mich je umschlang!

Ilona darf nicht weinen, darf nicht sprechen,
Rein muß sich rastlos drehen fort im Kreis
Obgleich sie schwankt, sein Herz ist reif zum Brechen
Und bald erstarren wird sein Blut zu Eis.

Zu seinem Glück geht er nicht zu Grunde, indem zur rechten Zeit ein Hahn kräht und den Geisterspuck vertreibt. Er findet noch einmal Gelegenheit, die todte Geliebte wiederzusehen und schwärmt mit ihr eine Nacht hindurch wie mit der „Braut aus Korinth" in Goethe's bekanntem Gedicht. Dann pflückt er im Garten eine duftende Nelke, in welche die Seele der Todten gebannt war, und siehe, die Todte lebt auf frisch und gesund, und sie werden ein glückliches Paar, wie irgend ein anderes am Schluß eines Iffland-Kotzebue'schen Lustspiels. Man sieht nun eigentlich nicht ein, wozu all der Aufwand von Gruft und Graus, Vampyrismus und Hölle? Zum Ueberfluß tritt aber am Schlusse noch der ewige Jude auf, um das Glück der Liebenden nicht ohne Rührung zu kommentiren. Das ist nun Kotzebue, wie er leibt und lebt und abermals ein tröstlicher Beweis, daß unsere moderne Poesie, sie mag in antiker Nacktheit, wie der belvederische Apoll auftreten, oder den schwarzen Harnisch anziehen, oder in zephyrleichtem Fluge der lieblichen Mährchenwelt gaukeln, oder geisterhaft schauerlich im Vollmond aus Grabesnacht erstehen, — hinten immer den Zopf heraussteben läßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 28. Sonnabend den 17. April 1847.

Länder- und Völkerkunde.

Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig. Nebst einem Anhange „über die skandinavischen Sympathien" von J. G. Kohl. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847.

Eine sehr gründliche Erörterung, die den Leser vollkommen in dem strittigen Sprachgebiet orientirt, in welchem gegenwärtig unsere deutsche Nationalität mit der dänischen in so heftigen Konflikt gekommen ist. Um die Frage auch von der politischen Seite richtig beurtheilen zu können, ist diese Terrainkunde durchaus unerläßlich, und Herr Kohl verdient Dank, derselben so viel Fleiß gewidmet zu haben.

Zuvörderst gibt er uns eine sehr klare Anschauung der dänischen Halbinsel, indem er sie der Länge nach in drei Theile sondert. Der nördliche größte Theil ist das rein dänische Jütland; der südliche, auch noch große Theil ist das rein deutsche Holstein; der mittlere sehr schmale und kleinste Theil ist das so vielfach bestrittene Schleswig, welches der überwiegenden Mehrzahl seiner Bevölkerung nach ebenfalls deutsch ist. Schleswig ist gleichsam nur die schmale Brücke zwischen Holstein und Jütland, auf der aber die Deutschen von Süden her viel massenhafter vorgedrungen sind, als die Dänen von Norden her.

Die Dänen sind nur in dem Heidelande vorgedrungen, das sich mitten durch Schleswig zieht. An der Westküste Schleswigs wohnen seit unvordenklicher Zeit echt deutsche Friesen. An der Ostküste wohnten ehemals Angeln, die nachher von Dänen verdrängt wurden, welche letztere aber bald wieder durch holsteinischen Adel und deutsche Bürger germanisirt wurden. Dieß ging so zu. Schleswig kam unter dem Namen Süd-Jütland zuerst an einen jüngern Zweig des dänischen Königshauses, machte Opposition gegen Dänemark und bediente sich dabei der Holsteiner. Die Grafen von Holstein eroberten Dänemark im vierzehnten Jahrhundert, und erhielten beim Aussterben des dänischen Königsstammes, als die drei nordischen Reiche unter der Königin Margarethe durch die Union von Calmar verbunden wurden, den erblichen Besitz von Südjütland, welches nunmehr unter dem Namen Schleswig mit Holstein eng verbunden blieb. Schon vorher hatte sich viel holsteinischer Adel an der Ostküste Schleswigs angesiedelt; jetzt wurde das dänische Element immer mehr zurückgedrängt. Schon seit 400 Jahren gehört der Grund und Boden in Schleswig Holsteiner Familien, den Ranzau, Rumohr, Ahlefeld, Backdorf, Pogwisch 2c.

Im Jahr 1459 kam das deutsche Haus Oldenburg auf den dänischen Thron und wurde von Holstein und Schleswig nicht eher anerkannt, als bis es die Untrennbarkeit beider anerkannt und den Ständen große Vorrechte bewilligt hatte. In Bezug auf Schleswig ist die Rechtlichkeit dieser Concession allerdings dem Streit unterworfen, denn Schleswig war noch dänisches Lehen. Allein um das vollkommen unabhängige Holstein in die dänische Verbindung zu ziehen, war jene den Schleswigern bewilligte Concession ein geringes Opfer. Die Holsteiner aber huldigten dem Dänenkönig, was sie nicht nöthig hatten, bloß Schleswigs wegen, um nicht wieder von diesem Nachbarlande getrennt zu werden, und weil ihnen der deutsche König in Dänemark als Landsmann keine Besorgniß einflößte. Inzwischen gestalteten sich die Dinge für Holstein-Schleswig ungünstig. Der jüngere Zweig des Oldenburger Hauses opponirte von hier aus gegen den älteren in Kopenhagen wieder ganz eben so, wie früher der jüngere Zweig des altdänischen Königshauses gegen den ältern. Die Verbindung mit Schweden wurde denselben verderblich. Karls XII. Niederlage zog auch die Occupation und Zerstückelung Schleswig-Holsteins nach sich. Im Jahr 1806, als das deutsche Reich aufgelöst wurde, erklärte der König von Dänemark vollends ganz Holstein für einen integrirenden Theil des dänischen Reichs. Allein 1815 wurde Holsteins verhältnißmäßige Unabhängigkeit in der Art hergestellt, daß es zum deutschen Bunde gehören sollte.

Die politischen Ereignisse waren also, wie man sieht, der deutschen Sache im Allgemeinen ungünstig. Die 1459 anerkannte enge Verbindung zwischen Holstein und Schleswig war wieder aufgelöst und kaum hatte Holstein allein eine lose Verbindung mit dem deutschen Gesammtkörper gerettet.

Allein weit günstiger für die deutsche Sache gestalteten sich die bürgerlichen und Kulturverhältnisse in Schleswig. Die deutsche Sprache, Sitte und Bildung gewann dort immer mehr Boden, trotz aller politischen Reaktionen. Herr Kohl unterscheidet dabei mehrfache zusammenwirkende Ursachen. Einmal den Handelsgeist der deutschen Seestädte, der überall an den skandinavischen Küsten Niederlassungen und Städte gründete und dieselben mit rein deutschen Kaufleuten und Handwerkern bevölkerte. Sodann der dem deutschen Adel eigenthümliche Spekulationsgeist, der den Besitz von Grund und Boden zu erwerben und zu behaupten wußte, und der gewöhnlich mit jenem bürgerlichen Handelsgeist in Rapport stand, so zwar, daß entweder die Kaufleute den erobernden Rittern (wie in Preußen), oder die Ritter den kaufmännischen Kolonien (wie in Livland) nachzogen. Drittens bezeichnet Herr Kohl die Reformation als eine Hauptstütze der deutschen Sache in Schleswig. Indem nämlich das Band durchschnitten wurde, was

früher die katholischen Bisthümer der Halbinsel mit dem Erzbisthum Lund in Schonen verbunden hatte, nahm Schleswig auch nicht einmal die neue lutherisch-bischöfliche Kirchenverfassung Dänemarks an, sondern erhielt nun einen Generalsuperintendenten und Probsteien, ganz so wie in Holstein. Dazu kam der alles überwältigende Einfluß der lutherischen Bibel und der oberdeutschen Kirchensprache. Man macht sich einen anschaulichen Begriff von der Bedeutung dieser Sprache, wenn man erfährt, daß schleswig-dänische Bauern bei allen feierlichen Gelegenheiten, z. B. Begräbnissen, von ihren Pfarrern ausdrücklich die Predigt in deutscher Sprache verlangen und es für eine Beleidigung ansehen würden, wenn er sich statt jener heiligen und feierlichen Sprache der gemeinen Volkssprache bedienen wollte. Dazu kam ferner der wissenschaftliche Einfluß von der rein deutschen Universität Kiel aus. Man darf sich daher kaum wundern, daß schon im vorigen Jahrhundert die plattdeutsche, wie die friesische Sprache aus allen Schulen durch die oberdeutsche verdrängt ist und daß auch die meisten Dänen in Schleswig deutsch können. Wenn man daher auch sagt, es leben neben 150,006 Deutschen noch 115,000 Dänen in Schleswig, so ist dieß nicht genau zu nehmen. Man kann Bach für Bach verfolgen, die nach und nach von der deutschen Sprache überhüpft worden sind, so daß, wo noch vor zweihundert Jahren dänisch gesprochen wurde, jetzt kein Wort dänisch mehr gesprochen oder nur verstanden wird. Jeder irgend emporstrebende Däne lernt deutsch, weil er es zum Behufe der Bildung und des Verkehrs unumgänglich nöthig hat; den Deutschen aber fällt es nicht ein, dänisch zu lernen. Einen mächtigen Einfluß übt ferner die Rührigkeit, die bei den Deutschen viel größer ist, als bei den Jüten. „Fast nie kommt es vor, daß ein Jüte sich in den Herzogthümern etabliet oder ankauft, während beständig sich Deutsche in Jütland niederlassen und ankaufen. Der Jüte hat in den Herzogthümern alle Vorurtheile gegen sich, während in Jütland für den Deutschen sehr günstige Vorurtheile existiren. Auch haben die Deutschen gewöhnlich die größeren Kapitalien und treiben den Jüten die Preise in die Höhe.“ Gegen solche Einflüsse nun vermögen Gesetze und politische Maßregeln nichts. Daher erklärt es sich, wie die Germanisirung Schleswigs auch unter den konträrsten politischen Winden immer hat vorschreiten können.

Den Dänen fiel es niemals ein, der deutschen Strömung wirksamere Mittel, als politische Dekrete entgegenzusetzen. Erst im Jahr 1838 wurde von der Ständeversammlung in Schleswig ein Antrag dänischer Bauern zu Gunsten der dänischen Sprache genehmigt, weil es den Deutschen billig schien, die Rechte der Dänen zu achten. Im Jahr 1839 bildete sich sodann in Kopenhagen ein Verein von dänischen Schleswigern zur „Ausbreitung dänischer Lektüre“ im Herzogthum. Im Jahr 1843 endlich bildete sich in Schleswig selbst ein Verein, der direkt feindlich gegen alles Deutsche auftrat, und im Jahr 1844 zu Kopenhagen ein Hülfsverein, um jenen zu unterstützen. Zugleich arbeiteten mehrere dänische Journale, vor allem das 1839 in Kopenhagen gegründete Fädrelandet für denselben Zweck. Die Deutschen verhielten sich bei alledem ruhig und gelassen, bis die Roeskilder Versammlung 1844 darauf antrug, die deutschen Herzogthümer Schleswig und Holstein der dänischen Erbfolge zu unterwerfen. Erst diese politische Demonstration entzündete das ruhige deutsche Blut und erweckte zahllose Sympathien im übrigen Deutschland. Alles Folgende ist zur Genüge bekannt.

Herr Kohl bezeichnet sehr richtig die ganze Agitation als eine ausschließlich dänische Marotte. Während Jahrhunderte lang Dänen, Schweden und Norweger einander haßten und zerfleischten und die Dänen dabei gerade die schlimmste Rolle spielten, sollen sie jetzt auf einmal „ein einig Volk von Brüdern“ seyn und die Dänen sind es wieder, welche diese schöne Lehre zuerst verkünden. Man kann nun durchaus nichts gegen das Bestreben nationaler Einigung haben, wo es auch vorkommen mag, und selbst wenn wir Deutsche dabei gefährdet würden, müßten wir doch das Recht der Skandinavier auf die Wahrung ihrer nationalen Einheit anerkennen. Allein es ist hier etwas Outrirtes wahrzunehmen. Die Sache kommt gar zu plötzlich und wird gar zu hitzig betrieben. „Es ist keine Frage, sagt Herr Kohl S. 341, daß die Dänen die eifrigsten Anhänger des Panskandinavismus sind, und zwar unter andern aus dem Grunde, weil sie sich am meisten von Außen bedrängt und daher auch am meisten eines Anschlusses an Brudervölker bedürftig glauben. Die Dänen haben auf der sogenannten skandinavischen Halbinsel Alles verloren, was sie einst besaßen, erst die schonenschen Provinzen und in neuester Zeit Norwegen. Sie sind dadurch von ihren nordischen Brüdern geographisch getrennt, und Deutschland mit seinem mächtig sich aufschwingenden Handel, mit seinen Eisenbahnen und seiner ausgebreiteten Kultur und Sprache scheint die dänischen Inseln von allen Seiten zu umspinnen. Es hat daher viele Dänen die Furcht ergriffen, ihre ganze Nationalität möchte am Ende in der deutschen untergehen, und sie wenden aus diesem Grunde ihre Augen nach Norden über den Sund hinüber und sind entschlossen, doch lieber noch ihre Selbstständigkeit nach dieser Seite hin aufzugeben, als nach Süden hin. So groß auch für Schweden der Verlust Finnlands ist, so ist er doch mit dem Verluste, mit dem sich die Dänen in Schleswig, das sie für ein skandinavisches Land halten, von Seiten Deutschlands bedroht glauben, nicht zu vergleichen. Die Schweden betreiben daher die gemeinsame skandinavische Angelegenheit mit mehr Gelassenheit und Ruhe, und in Stockholm hat sich noch nicht einmal eine solche skandinavische Gesellschaft gebildet, wie sie in Kopenhagen existirt. Auch werden dort dänische Bücher weder so eifrig gedruckt, noch auch gelesen, wie schwedische in Kopenhagen. — Die Norweger sind für den Panskandinavismus noch weniger enthusiastisch eingenommen, als die Schweden, denn erstlich liegen sie den beiden gefürchteten Mächten, Rußland und Deutschland, ziemlich fern auf der Europa abgewandten Seite Skandinaviens, und fühlen daher den Druck weder des einen noch des andern. Sie haben nichts von dem alten Gebiete, was von jeher ihrem Staate und Volke angehörte, eingebüßt und auch keine ihrer Provinzen wird mit Trennung bedroht. Auch sind sie im Besitze einer politischen Verfassung, die ihnen wenig zu wünschen übrig läßt. Sie glauben, bei einer Veränderung eher verlieren, als gewinnen zu können. Endlich treten bei ihnen zwei Umstände dem patriotischen Auflodern allumfassender skandinavischer Sympathien schnurstracks entgegen. Nämlich erstlich der Umstand, daß sie wirklich schon in einem engen Bündnisse mit einem skandinavischen Volke, welches mächtiger ist als sie, stehen, so daß sie daher gegen dieses Volk und seine möglichen Uebergriffe eher eine eifersüchtige Wachsamkeit, als entgegenkommende Sympathien nöthig zu haben scheinen. Und dann der Umstand, daß sie als ehemalige Unterthanen der Dänen auch mit diesen über den Punkt ihrer Selbstständigwerdung in eine lebhafte Opposition gerathen sind. — Außer diesen besonderen Gründen für einen kühlern skandinavischen Enthusiasmus der Schweden und Norweger, haben aber beide Völker noch einen gemeinsamen Grund, der eine skandinavische Union nicht so vortheilhaft für sie erscheinen läßt, und der zu gleicher Zeit die Dänen um so mehr anreizt, die Sache als wünschenswerth

zu betrachten und darzustellen. Dieß ist der Umstand, daß die Norweger und Schweden fürchten und die Dänen hoffen, daß, auf welche Weise auch immer eine skandinavische Union etwa zu Stande kommen möge, ihnen, den Dänen, in einer solchen Union die erste Rolle zu Theil werden würde. Es ist kein Zweifel, daß das Uebergewicht des Geistes und der Bildung in Skandinavien sich auf der Seite der Dänen befindet. Das Land ist fruchtbar und trägt auf kleinem Raume eine große Bevölkerung. In Schweden und Norwegen lebt auf großen Landstrichen, die zum Theil Felswüsten sind, eine dünn gesäete Bevölkerung und es stehen hier der Kultur zum Theil unübersteigliche Hindernisse entgegen. Die Dänen haben eine weit größere geistige Regsamkeit, die Volksbildung greift bei ihnen tiefer ein, die Wissenschaften und Künste floriren in höherem Grade, und wahrscheinlich könnte das kleine Dänemark allein der skandinavischen Union so viele kenntnißreiche und kluge Männer liefern, als die beiden übrigen Mächte zusammengenommen."

Es ist sehr löblich, daß Herr Kohl bei allem, was sich von deutschem Standpunkt aus gegen die so gar gehässige Agitation der Dänen sagen läßt, doch niemals die germanische Stammverwandtschaft, in der wir mit den Dänen stehen, und eben so wenig die gleichen Interessen, die uns mit ihnen gegenüber von Rußland verbinden, außer Acht läßt. Er sagt darüber am Schluß einige sehr beherzigenswerthe Worte: „In Deutschland kann wohl die Stimmung und das Verhältniß gegen den Skandinavismus nicht anders als gemischter Natur seyn. Denn zum Theil ist dieser Skandinavismus als eine Emancipation des Nordens von deutschen Einflüssen auch gegen uns gerichtet. Dagegen aber verbindet uns mit den Skandinaviern eine nationale Verwandtschaft, die so intim ist, daß man fast eben so gut, wie man daran denkt, alle Skandinavier unter den Panskandinavismus zu vereinigen, eben so gut auch darauf ausgehen könnte, alle Skandinavier und Deutsche zusammengenommen unter der Fahne des Pangermanismus zu vereinigen. Und dann theilen wir mit ihnen den Gegensatz und die Antipathie gegen die Russen, welche die Dänen, die Schweden, die Norweger auf gleiche Weise beseelen, wie die Preußen, die Sachsen und Oesterreicher. Dieser letzte Punkt, diese Antipathie, um kein stärkeres Wort zu gebrauchen, gegen Rußland, ist eigentlich jetzt der Hauptpunkt. Er mußte uns wohl am meisten zu den Skandinaviern hinführen und sie am meisten zu uns hertreiben. Wir sind, wie sie, von Rußland bedroht, wir haben mit ihnen das Alter der Feindschaft gegen Rußland gemein. Unsere Unternehmungen gegen den europäischen Osten gingen mit den ihrigen stets parallel, und wir Deutsche haben bereits wie sie Kolonienländer (Liefland, Curland, Esthland) an die Russen verloren. Nur auf jenem Punkte im Süden der jütischen Halbinsel gibt es zwar allerdings ernstliche Reibung mit den Skandinaviern. Man kann indeß die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß auch hier die Verhältnisse sich zum Frommen und zur Befriedigung der Patrioten beider großen und verbrüderten Völkerstämme ordnen werden, daß Skandinavier und Deutsche trotz ihrer Differenzen mehr und mehr erkennen werden, was sie in ihrem Wesen gemeinsam haben, und was ihnen gemeinschaftlich noth thut, und daß der große germanische Bund zwischen Deutschen und Skandinaviern, der als stille Sympathie schon lange besteht, jenes Streits ungeachtet zu einer größern Entwickelung fortschreiten werde."

Dichtkunst.

Blumen. Erzählungen, Mährchen, Gedichte und Gespräche über die Schönheiten des Blumenreichs. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend. Mit kolorirten, nach der Natur gezeichneten Abbildungen. Leipzig, Kretzschmar.

Ein elegantes Buch mit schönen Bildern, ganz geeignet zu einem Geschenk für Mädchen; doch nicht für zu junge. Es gehört doch schon einiges Sentiment dazu, um die Zartheit der Blumenpoesie zu verstehen, und es ist demnach nicht ganz passend, daß hier einige reine Kindergeschichten mitten unter den Dichtungen stehen, für deren feinen Duft doch nur Erwachsene Sinn haben.

Wie die Bilder so sind auch die Dichtungen glücklich ausgewählt. Das Schneeglöckchen beginnt den Reigen. Alles was von Poesie in ihr liegt, wird hier erschöpft. Es ist ein Bote des Frühlings, aber es muß noch dem Winter zum Opfer fallen. Es ist ein Bild der ersten Unschuld. Es ist trotz seiner Kleinheit ein kühner Held, weil es sich zuerst verwagt gegen den Winter zu kämpfen. Seine weißen Blumen bilden zum Schnee, von dem sie bedeckt werden, einen reizenden Gegensatz, daher Winter und Frühling sich streiten, wem es angehöre. Seine Glocken läuten die schöne Jahreszeit festlich ein rc. Alle diese Gedanken sind in verschiedenen Liedern deutscher Dichter ausgedrückt, welche hier zusammengestellt werden. An das Schneeglöckchen reiht sich Crocus. Dann folgen Veilchen und Tulpe, in denen der Gegensatz von Demuth und Hochmuth ausgedrückt erscheint. Hierauf Vergißmeinnicht und Maiblümchen. Um zu zeigen, wie der Verfasser in den Erzählungen in Prosa, die mit den Dichtungen (meist anderer Dichter) abwechseln, den Stoff behandelt, hier das liebliche Mährchen vom Maiblümchen. Der Wald sah, wie die Wiese voll Blumen stand, er aber war farblos und leer von Blumen. „Da erhob der Wald seine Stimme und rief unter die Feld- und Wiesenblumen hinein: Ihr guten Kinder, wenn doch einige von Euch zu mir kämen, daß es auch bei mir bunt aussähe und Wohlgerüche die Luft durchzögen; sonst zieht alles aus von mir zu Euch auf Feld und Wiese, und ich muß ganz verlassen seyn! Dabei fing der Wald an zu weinen, daß den Wiesenblumen die Tropfen auf die Köpfe fielen, und siehe eine solche Thräne fiel auch auf den Kelch des Maiblümchens. Das hatte gehört, wie beweglich der Wald bat und klagte, und es sprach daher zu den Blumen, die ringsum standen: Wollen wir nicht dem Walde helfen und hineinziehen? Ich glaube nicht, daß es darin so garstig ist, als wir denken. Freilich haben wir keine freie Luft und nicht immer warme Sonne, aber seine Klagen machen mir das Herz weich. Wer zieht mit mir in den Wald? So sprach das Maiglöckchen, welches damals mitten auf einer Wiese stand, von Mitleiden mit dem Walde bewegt, und obgleich nicht viele von seinen Schwestern Lust hatten in dem finstern Walde zu wohnen, so hätten sie doch um keinen Preis die Gesellschaft des Maiglöckchens verlassen, weil es gegen alle so gut und freundlich war. Als daher das Maiblümchen seine Beinchen, eins nach dem andern, aus der Erde zog, um in den Wald zu wandern, da machte sich auch der größte Theil seiner Gespielinnen auf und zogen mit. Der Wald aber nahm sie freundlich auf und sah bald so bunt aus, daß er gar nicht mehr Ursache hatte Felder und Wiesen zu beneiden. Daher blieben auch die Vögel da, und die meisten von denen, die

schon ausgeflogen waren, kamen wieder, und viele Fliegen, Käfer, Schmetterlinge und anderes Gewürm. Und der Wald breitete seine Zweige über das Maiglöckchen, daß es Niemand finden und pflücken möchte, denn es sollte bei ihm bleiben mit seinem herrlichen Wohlgeruche und geschützt vor allem Uebel."

Den Sommer eröffnet die Rose. Unter den ihr gewidmeten Gedichten zeichnet sich eine kleine Legende von der Moosrose aus. Der Heiland übernachtete einst im Freien und ruhte auf Moos. „Als er nun am andern Morgen gestärkt und erquickt vom süßen Schlafe seinen Stab ergriff und weiter ziehen wollte, da sprach das Moos zu ihm: Herr! ich habe Dir ein weiches Lager für diese Nacht gewährt, und Du willst nun weiter ziehen, ohne meine Wohlthat zu vergelten? Was willst Du, daß ich Dir thue? fragte der Herr dagegen. Siehe! sprach das Moos, ich bin ein kleines, verachtetes Kraut, und ein jeder tritt mich mit Füßen. Schenke mir doch zum Schmucke ein Blümchen, wie meine andern Schwestern haben, daß ich mich seiner freuen und künftig nicht so verachtet dastehen möge. Dein Wunsch sey Dir gewährt, erwiederte der Herr, darum, daß Du mich gastlich in dieser Nacht beherbergt hast; und er setzte seinen Stab fürbaß. Und siehe, wo die Blutstropfen aus des Herrn Füßen herausgeträufelt waren, weil sie die Steine zerschnitten hatten, da begann es sich in dem Moose zu regen und zu sprießen. Und in kurzer Weile standen im Moose einige purpurrothe Röslein, die waren bemooset bis an die duftenden Blätter." — An die Rose schließt sich der Mohn, die Lilie rc.

Der Herbst bringt die Aster, von der wieder eine äußerst liebliche Dichtung mitgetheilt wird. Der kleine Täufer Johannes wird täglich von einem Engel besucht. Als der Engel des Abends Abschied nimmt, um unter den Sternen zu schlafen, gibt ihm Johannes einen Blumenstrauß mit. Dafür bringt ihm der Engel am andern Morgen einen Strauß von Sternblumen aus dem Himmel mit und so kamen die Astern auf die Welt. — Weniger einfach ist die Legende vom Stiefmütterchen. Dieses, heißt es, war weiß, bis das Veilchen sein Stiefkind wurde. Indem es nun das Kind liebreich pflegte, wurde es aus Dankbarkeit von ihm umarmt und so färbte sich das Veilchen blau auf ihm ab. So ist es das Bild einer guten Stiefmutter. — Zum Schluß einige Giftblumen, Nachtschatten, Belladonna, Fingerhut.

Novellen.

Lebensfragen in sieben Erzählungen von Victor Strauß. Drei Bände. Heidelberg, Karl Winter, 1846.

Daß man von diesen Erzählungen etwas ganz Anderes zu erwarten habe, als von gewöhnlichen Novellen, erhellt schon auf den ersten Seiten. Da verliert ein zärtlich Liebender seine Geliebte, sie muß einen Andern, der viel reicher ist, als er, heirathen und er ist untröstlich. Indem er aber einem Greise sein Unglück erzählt, fragt ihn dieser ganz ruhig, ob er auch schon Gott gedankt habe? Verduzt sieht ihn jener an: wie er denn in einer solchen Noth noch Gott danken solle? O mein Sohn, antwortet der Greis, wenn es Einem gut geht, ist es keine Kunst, Gott zu danken; man muß es in schlimmen Tagen thun, denn auch, was uns schlimm erscheint, kommt von Gott und dient zu unserm Heile! Das klingt freilich viel anders, als es in hundert Novellen geklungen haben würde. Da würde an Gott gar nicht gedacht, oder er würde angeklagt werden seyn, und der Dichter hätte Wuth und Schmerz austoben lassen. Vielleicht sagt die fromme Wendung dem an solche Dinge nicht gewöhnten Leser auch nicht zu. Doch hat der Verfasser eine überraschende Wahrheit gesagt, die man recht gut auf eine Menge andere Romane anwenden könnte und deren Beherzigung eine Menge unnützen poetischen Jammer abkürzen würde.

Die erste Erzählung bewegt sich in ländlichen, die zweite in vornehmen Kreisen. Die erste schildert die Prüfungen eines Bauern, die zweite handelt von der Entführung und Rettung eines adeligen Kindes, das der Bruder dem Bruder eines reichen Majorates wegen raubte. In der dritten triumphirt in der Ehe das religiöse Pflichtgefühl über die Neigungen des Herzens von einer, und über die Eifersucht von der andern Seite, wodurch auch die schadenfrohe und interessirte Einmischung einer dritten Person beseitigt wird. Dieses Bild aus dem ehelichen Leben hat außerordentlich viel Wahres und zeigt, im Widerspruch mit hundert andern Romanen, wie viel Segen in der Ueberwindung seiner Selbst liege. Denn wenn man die gewöhnlichen Romane zur Richtschnur nähme, würde es scheinen, als besäße der Mensch seinen Schwächen und bösen Neigungen gegenüber ganz und gar keine sittliche Stärke oder religiöse Schutzmittel. Die Dichter wetteifern ja nur in der poetischen Beschönigung aller denkbaren Leidenschaften. — In der vierten Erzählung wird auf ähnliche Weise ein keineswegs unedles, ja ehrenhaftes, doch auch im höhern religiösen Sinne nicht zu rechtfertigendes Gefühl durch den Glauben überwunden.

Die fünfte Erzählung schildert eine Scene aus der Fabrikswelt, einen Arbeiteraufruhr und berührt die kommunistischen Tendenzen der Zeit. Hier tritt die alte Lehre, daß der Mensch ein Sünder sey, der neuen Lehre, daß er überaus vortrefflich, ja das höchste Wesen selbst sey, scharf entgegen. Der Held der Erzählung gibt sich den Ideen des Fortschritts hin, schwärmt für die Menschheit, will das kommunistische Ideal, die glückselige Arbeiterrepublik verwirklichen helfen und schwelgt in der Wonne, die alle Menschen als Brüder umarmen will. Als er diese Brüder aber etwas näher kennen lernt, als er sie vom Branntwein trunken viehisch Mord brüllen und Häuser anzünden sieht, als er in die Physiognomie einer Menge hineinblickt, in der nicht Gott, sondern nur das Thier emancipirt wurde, da entschließt er sich, nicht mehr auf Menschen, sondern auf Gott allein zu bauen. Daran wird die sehr wahre Bemerkung angeknüpft, daß nur die allem Glauben und aller Pietät entsagende Menschheit jene thierische, ja dämonische Physiognomie annehme, und daß keine politische Maßregel und kein noch so glücklicher Wohlstand im Stande seyn werde, die Bestialität zu überwältigen, wenn man fortfahre, dem Untergange alles Glaubens im Volke gleichgültig zuzusehen.

Die sechste Erzählung enthält die Lebens- und Bekehrungsgeschichte eines jungen, anfangs dem Pantheismus verfallenen Theologen bis zu seinem glücklichen Eintritt ins Amt. Die siebente handelt wieder von der Entführung und glücklichen Wiederbringung eines Kindes, woran die Bekehrungsgeschichte eines verworfenen Frauenzimmers geknüpft ist. Wir empfehlen alle diese Erzählungen nicht nur ihrer edeln Tendenz wegen, sondern auch wegen des überraschend Neuen in der Auffassung moderner Lebenszustände.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 29. Donnerstag den 22. April 1847.

Hölderlin's Werke

herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1846.

Hölderlin ist eine der eigenthümlichsten und rührendsten Erscheinungen in unserer Literatur. Studiengenosse und Jugendfreund von Schelling und Hegel, kam er als Dichter schon frühzeitig mit Schiller in Berührung, ließ seine ersten Gedichte unter dessen Auspicien drucken und erhielt durch seine Verwendung eine Hofmeisterstelle in Jena. Bei so viel Geist, Tiefsinn und dichterischem Talent und bei der Anerkennung, die ihm von Seiten der bedeutendsten Männer zu Theil wurde, schien ihm eine glückliche Zukunft gewiß; allein ein dunkles Verhängniß raubte ihm dieselbe, indem er wahnsinnig wurde. Eine unglückliche Liebe zu einer verheiratheten Frau, die er in seinen Gedichten Diotima nennt, der plötzliche Tod dieser Geliebten, die Aufreizung einer weiten Reise *rc.* werden für die äußern Veranlassungen seines Wahnsinns gehalten; inzwischen scheint es uns, daß der Keim dazu in seinem ganzen Wesen lag und sich schon in den Dichtungen seiner gesunden Tage mehr oder weniger verräth. Ein ähnliches Beispiel bietet der unglückliche Lenau dar. Wer möchte verkennen, daß auch bei ihm nicht äußere Veranlassungen allein das Irrewerden herbeigeführt, sondern daß eine innere Disposition dazu in seinen Gedichten sich schon lange verrathen hat. Wenn zur melancholischen Grundlage des Gemüthes eine sanguinische Irritabilität, also ihr absolutes Gegentheil, hinzutritt, liegt die Geistesverwirrung jedesmal nahe, wie die Statistik der Irrenanstallen beweist. Dieß war bei Hölderlin und Lenau der Fall. Dennoch ist ein großer Unterschied zwischen Hölderlin und Lenau. Der Eine suchte über seine angeborne Melancholie hinauszukommen durch Weltkenntniß, Reisen, philosophische und patriotische Erhebung; der Andere war im Gegentheil mehr an Zerstreuung des Lebens gewöhnt worden und versenkte sich absichtlich und nicht ohne eine poetische Wollust in die Schwermuth, mit deren Gefahren er zu spielen meinte, ohne den schrecklichen Ernst zu ahnen, der hinter dem Spiele lauerte. Als Lenau noch seiner vollen Geisteskraft sich erfreute, und als ein allgemein beliebter Dichter überall nur von Rosen ohne Dornen umgeben schien, mußten wir erstaunen, in seinen Gedichten so viel vom Schmerze zu lesen. Wir äußerten in diesen Blättern damals nur scherzhaft, Lenau mache sich viel unnützen Kummer, indem er über die Trennung nicht nur von einer wirklichen Geliebten, sondern auch von einer eingebildeten, noch gar nicht Geborenen, weinte *rc.* Aber diese „Wonne der Thränen," verrieth sie nicht schon das Daseyn einer Seelenkrankheit?

Hölderlin hat sich nie so viel mit sich beschäftigt, nie so viel die Welt auf sich bezogen, wie Lenau; sondern wollte immer für das Allgemeine wirken. Er theilte insofern den Drang der edelsten Geister seiner Zeit. Aber während die meisten Stürmer und Dränger, Weltverbesserer und poetischen Propheten der Revolutionszeit, von den großen Ereignissen derselben getragen, schwärmerischen Hoffnungen und Prahlereien sich hingaben oder in martialischem Zorn alles Alte niederbrechen wollten, konnte Hölderlin niemals eine tiefe Schwermuth unterdrücken. Sein klares und tiefes Auge sah nämlich weiter als Andere. Er hätte sich geschämt, sich mit Scheinerfolgen zu begnügen. Er wollte eine wirkliche Erhebung der Menschheit zum Idealen und sah bald ein, daß eine solche ganz unmöglich sey.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Hölderlins Begeisterung eine patriotische war in einer Zeit, in der alle deutschen Geister nur eine kosmopolitische kannten. Außer etwa Seume hat damals wohl Niemand tief für Deutschland empfunden, während für die allgemeine Menschheit, für Recht, Licht, Freiheit *rc.* ins Blaue hinein alles trunken war. Hier eins der schönsten Lieder Hölderlins an das Vaterland:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus Deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von Dir,
Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
Dich ungestalte Rebe, daß Du
Schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen, ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß Du immer
Blöde die eigene Seele läugnest *rc.*

Ein andermal singt er von den Deutschen:

Spottet ja nicht des Kind's, wenn es mit Peitsch' und Sporn,
Auf dem Rosse von Holz, muthig und groß sich dünkt.
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seyd
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben! so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästerung!

Da ihm inzwischen das damalige Deutschland unmöglich genügen konnte, so suchte er sich das Ideal eines Volks anderswo und zwar in Griechenland. Damals kam die erste Kunde von den Hoffnungsträumen der Neugriechen ins Abendland; wie

sich denn schon an Bonapartes Feldzug in Aegypten poetische Wünsche für die Wiedergeburt des Morgenlandes geknüpft hatten (z. B. in Arnims Halle und Jerusalem). Lange vor Byron faßte unser Hölderlin das poetische Moment im Aufschwunge des neuen Hellas auf, und legte alles Erhabene und Schöne, was irgend von einem idealen Volke geträumt werden kann, in jene Griechen hinein; was an ihm vollkommen entschuldigt zu werden verdient, weil er die slavo-byzantinischen Klephten und Fanarioten nicht näher kannte, während Byron, der sie kannte, absichtlich bei der Lüge verharrte, sie seyen die echten Nachkommen der alten Hellenen. Auch ist sich Hölderlin, wenn er auch in seinem Hyperion ein griechisches Jünglingsideal für die neueste Zeit ersinnt, des dichterischen Irrthums wohl bewußt und weiß recht gut, daß die alten Hellenen todt sind:

Mich verlangt in's bessre Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich schlief' im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es sey die letzte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

Nur in seltenen Fällen gibt sich der Dichter der reinen Freude an der Gegenwart hin. So malt er uns einmal seine schwäbische Heimath im hellsten Sonnenschein und man sollte nicht glauben, daß dieses liebliche Bild einem so melancholischen Auge vorschwebt:

Seliges Land! kein Hügel in Dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft sichel der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebent,
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's schmeichelt in lächelnden Schlaf,
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimathliche Natur! wie bist Du treu mir geblieben!
Zärtlichpflegend, wie einst, nimmst Du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihn die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.

Noch schöner ist das bewundernswürdige Rheinlied, gewiß das schönste unter allen den unzähligen, in denen der Vater Rhein zum Sinnbild des deutschen Volks selbst gewählt worden:

Jetzt aber, drinn im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun, taglang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt',
Und die Mutter Erd' anklagt',
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme war's des edelsten der Ströme,
Des freigeborenen Rheins,
Und Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch
Sein Haus, und dem Thier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen wohin?
In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reinentsprungenes. Auch
Der Gesang kaum darf es enthüllen.

* * *

Nicht liebt er, wie andere Kinder
In Wickelbanden zu weinen;
Und wenn, wo die Ufer sich ihm
An die Seite schleichen, die krummen,
Und, durstig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehn
Und wohl zu behüten begehren
Im eignen Schlunde, lachend
Zerreißt er die Schlangen und stürzt
Mit der Beut', und, wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt,
Ihn wachsen läßt, — wie der Blitz muß er
Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge.

Ein Gott will aber sparen den Söhnen
Das eilende Leben und lächelt,
Wenn unenthaltsam, aber gehemmt
Von heiligen Alpen, ihm
In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.
In solcher Esse wird dann
Auch alles Lautre geschmiedet
Und schön ist's, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Lande
Begnüget und das Sehnen stillt
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.

Aber so unbefangen und heiter faßte der Dichter nur selten die Welt auf. Immer schwebte es wie eine dunkle Wolke über ihm, immer spiegelte sich die innere Melancholie in äußern Bildern ab. Er sah deutlich und nahe aus dem Beispiel der französischen Revolution, wie wenig die Völker fähig sind, einem

sittlichen Ideale zu entsprechen. Er sah in Deutschland ringsum Erbärmlichkeit. Er vertiefte sich (wie Schelling und Hegel) in pantheistische Ideen und war zu poetisch, als daß ihn dieß nicht in die Verzweiflung der indischen Vedantaphilosophie hätte führen müssen, die des Salomonischen „Alles ist eitel" und des Horazischen nil admirari absoluter Gegensatz und doch desselben Ursprungs ist. Wie sehr diese Grübelei seine geistige Gesundheit untergraben, erhellt aus der Thatsache, daß er auch noch im Wahnsinn sich viel mit dem Alleins beschäftigte. Der göttliche Zorn, sich Gott fühlen, und doch Mensch seyn zu müssen, wird von Hölderlin höchst poetisch in Folgendem ausgedrückt:

In's All zurück die kürzeste Bahn: so stürzt
Der Strom hinab, er suchet die Ruh', es reißt,
Es ziehet wider Willen ihn von
Klippe zu Klippe, den steuerlosen,

Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu,
Und, kaum der Erd' entstiegen, desselben Tags
Kehrt weinend zum Geburtsort schon aus
Purpurner Höhe die Wolke nieder.

Und Völker auch ergreifet die Todeslust
Und Heldenstädte sinken; die Erde grünt
Und stille vor den Sternen liegt, den
Betenden gleich in den Staub geworfen,

Freiwillig überwunden die lange Kunst
Vor jenen unnachahmbaren da; er selbst
Der Mensch mit eigner Hand zerbrach, die
Götter zu ehren, sein Werk der Künstler.

Doch minder nicht sind jene den Menschen hold,
Sie lieben wieder so, wie geliebt sie sind,
Und hemmen öfters, daß er lang am
Lichte sich freue, die Bahn des Menschen.

Und wie des Adlers Jungen, er wirft sie selbst
Der Vater aus dem Neste, damit sie sich
Im Felde Beute suchen, so auch
Treiben uns lächelnd hinaus die Götter.

Nicht selten blickt aus den Gedichten auch schon der frühern gesunden Periode des Dichters eine wahnsinnige Angst hervor, z. B.

Zu lang schon waltest über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, Du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ach! wie ein Knabe seh' ich zu Boden oft,
Such' in der Höhle Rettung vor Dir, und möcht',
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Alleserschütt'rer! wo Du nicht wärest.

Einmal träumt der Dichter sich blind und schildert in schauerlicher Vorahnung die künftige Nacht seines Wahnsinns:

Wo bist Du, Jugendliches! das immer mich
Zur Stunde weckt des Morgens, wo bist Du, Licht?
Das Herz ist wach, doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonst lauscht' ich um die Dämmrung gern, sonst harrt'
Ich gerne Dein am Hügel, und nie umsonst!
Nie täuschten mich, Du Holdes! Deine
Boten, die Lüfte, denn immer kamst Du,

Kamst allbeseligend den gewohnten Pfad
Herein in Deiner Schöne, wo bist Du, Licht?
Das Herz ist wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Die zwei größeren Dichtungen, eine dramatische „Empedokles" und ein Roman „Hyperion", zeigen uns, wie Hölderlin bemüht war, sich durch die Macht des Geistes aus seiner Schwermuth herauszureißen. Im Hyperion thut er es mehr noch als Jüngling, im Empedokles schon als Mann. Hyperion ist ein griechischer Jüngling, der für die Befreiung seines Vaterlandes vom Joche der Türken und zugleich für seine Geliebte Diotima glüht, und in kühnstem Jugendmuthe sich selbst vertraut. Empedokles dagegen ist ein schon gereifter Mann, der schon weiß „mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens", der sich aber nicht herabwürdigt, der Gemeinheit zu dienen oder auch nur sie zu seinem Vortheil auszubeuten, sondern lieber in erhabener Einsamkeit untergeht. Sehr bezeichnend ist, was ein Priester über den Empedokles sagt. Es gilt von Hölderlin selbst:

Ich kenn' ihn, kenne sie, die überglücklichen
Verwöhnten Söhne des Himmels,
Die anders nicht, denn ihre Seele, fühlen.
Stört einmal sie der Augenblick heraus —
Und leicht zerstörbar sind die Zärtlichen —
Dann stillet nichts sie wieder, brennend
Treibt eine Wunde sie, unheilbar gährt
Die Brust.

Ahnungsvoll läßt der Dichter den Empedokles selber sagen:

Ihr dürft leben,
So lang ihr Odem habt; ich nicht. Es muß
Bei Zeiten weg, durch wen der Geist geredet.
Es offenbart die göttliche Natur
Sich göttlich oft durch Menschen, so erkennt
Das vielversuchende Geschlecht sie wieder.
Doch hat der Sterbliche, dem sie das Herz
Mit ihrer Wonne füllten, sie verkündet,
O laßt sie dann zerbrechen das Gefäß,
Damit es nicht zu anderm Brauche dien'
Und Göttliches zum Menschenwerke werde.
Laßt diese Glücklichen doch sterben, laßt,
Eh' sie in Eigenmacht und Tand und Schmach
Vergehn, die Freien sich bei guter Zeit
Den Göttern liebend opfern. Mein ist dieß
Und wohlbewußt ist mir mein Loos und längst
Am jugendlichen Tage hab' ich mir's
Geweissagt.

(Schluß folgt.)

Persische Literatur.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Text und arab. Kommentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt und mit Anmerkungen von Karl Heinrich Graf. Leipzig, Brockhaus, 1846.

Schon vor zweihundert Jahren brachte der bekannte Reisende Olearius Sadi's Lehrgedicht mit aus Persien und es wurde durch Uebersetzungen in ganz Europa verbreitet. Viele Anekdoten aus demselben gingen in Sammelwerke und Handbücher für die Jugend über. Indeß ist Sadi später wieder ziemlich vergessen worden, da Lehrgedichte überhaupt aus der Mode kamen, und man darf annehmen, daß es auch unter den Gebildeten heutzutage wohl Viele gibt, die ihn noch nicht, oder nur aus wenigen Sprüchen und kleinen Erzählungen kennen. Sofern nun in der That außerordentlich viel Schönes und

Geistreiches in seinem Werk enthalten ist, verdient es Dank, daß man ihn abermals übersetzt hat.

Der Rosengarten will belehren, Anweisungen der Weisheit und des guten Betragens geben, und thut es theils in gereimten Sprüchen und Sentenzen, theils in anmuthigen Erzählungen, die als Beispiel angeführt werden. Die in dem Buch empfohlene Lebensweisheit hat keine schroffe asiatische Eigenthümlichkeit, sondern ist so durchaus human, daß sie auch für Europäer recht wohl paßt. Nur einige Kapitel machen davon eine Ausnahme, sofern sie sich ausschließlich auf orientalische Sitte und Unsitte beziehen. Der Grundgedanke der ganzen Lebensweisheit Sadi's ist: der Weise soll die Menschen nehmen, wie sie sind, sie bessern, wenn er kann, sich aber nicht zuviel von ihnen versprechen; und sie lieber meiden, wo er sie unverbesserlich findet. Auf Fürstengunst soll er nicht bauen, vergänglichen Reichthum nicht überschätzen, sich über schlechte Menschen nicht ärgern, im nil admirari und in einer gewissen Genügsamkeit werde er sein bestes Glück finden. Sofern Sadi aber seine Lehren auch Fürsten vorträgt, versäumt er nicht, ihnen eine edle Großmuth zu empfehlen und sie zu erinnern, daß ihre hohe Stellung sie auch zu hoher Gesinnung auffordere. Hier eine der schönsten Lehren dieser Art. „Ein König hatte eine schreckliche Krankheit, die es nicht ziemt zu nennen. Einige griechische Aerzte kamen dahin überein, daß es für diese Krankheit kein anderes Heilmittel gebe, als die Galle eines durch bestimmte Merkmale ausgezeichneten Menschen. Der König ließ eine Nachsuchung anstellen, und man fand einen Bauersohn mit den Merkmalen, welche die Aerzte angegeben hatten. Sein Vater und seine Mutter wurden herbeigerufen und durch große Geschenke zufrieden gestellt, und der Kadhi gab das Gutachten, daß es erlaubt sey, das Blut eines Unterthanen zu vergießen, um das Leben des Königs zu erhalten. Als der Henker auf dem Punkte war, ihn zu tödten, wandte der Knabe sein Angesicht gen Himmel und lachte. Wie kannst du denn in einem solchen Augenblicke lachen? fragte der König. Der Knabe antwortete: Das Kind mit Liebe zu pflegen ist die Pflicht des Vaters und der Mutter, die gerichtlichen Forderungen bringt man vor den Kadhi, und Gerechtigkeit verlangt man von dem Könige; nun aber haben Vater und Mutter um des zerbrechlichen Gutes der Welt willen mich dem Tode überliefert, und der Kadhi hat zu meiner Hinrichtung sein Gutachten gegeben, und der Sultan sieht seine Rettung in meinem Untergang; außer Gott sehe ich keine Zuflucht für mich.

Zu wem soll ich vor dir mein Hülfsgeschrei erheben?
Dich bitt' ich, gegen dich mögst du noch Recht mir geben.

Das Herz des Sultans wurde durch diese Rede gerührt, seine Augen füllten sich mit Thränen und er sprach: Es ist besser ich sterbe, als daß ich das Blut eines Unschuldigen vergieße. Er küßte ihm Haupt und Augen, drückte ihn an seine Brust, gab ihm reiche Geschenke und ließ ihn gehn. Man erzählt der König sey in derselben Woche wieder hergestellt worden.

Immer denk' ich an das Wort das einst ein Elephantenführer
Zu mir sagte fernhin an dem mächt'gen Nilesflusse:
Weißt du wie es der Ameise unter deinem Fuß zu Muthe?
Wie es dir unter eines Elephanten Fuße.

Eine der geistreichsten Bemerkungen Sadi's ist die, daß es nur den Fürsten Ehre mache, den Umgang der Weisen zu suchen, nicht aber den Weisen, den Umgang der Fürsten zu suchen; weil die Fürsten dabei nur etwas Gutes, nämlich ihre Veredlung bezwecken, die Weisen aber in der Regel nur Geschenke und Auszeichnungen verlangen, wenn sie sich den Fürsten nähern. „Ein frommer Mann sah im Traume einen König im Paradiese, und einen Klausner in der Hölle; er fragte: Aus welchem Grunde ist jener erhöht und aus welcher Ursache ist dieser erniedrigt worden? wir hatten gerade das Gegentheil gedacht. Ihm wurde geantwortet: Jener König ist wegen seiner Liebe zu den Derwischen im Paradiese, und dieser Klausner ist wegen seines Umgangs mit den Königen in der Hölle."

Eben so geistreich ist, was Sadi über die Korruption sagt, in die alle geistlichen und gelehrten Gesellschaften gerathen, wenn sie nicht mehr streben, sondern schon im Besitze sind. „Einer von den Scheichen in Damaskus wurde gefragt, was denn das wahre Wesen der Sufi sey? Er antwortete: Ehedem war es eine Menschenklasse, in der Welt zerstreut, aber in Wirklichkeit gesammelt; jetzt sind es Leute, äußerlich gesammelt, aber innerlich zerstreut." Das kann nicht bloß auf das abendländische Mönchthum, sondern nicht minder auch auf Universitäten und Akademien bezogen werden.

Wir theilen noch einige der sinnreichsten Sprüche mit. „Abu Horeirah, der Gottgefällige, kam jeden Tag dem Auserwählten, Gottes Gnade und Friede mit ihm! seine Aufwartung zu machen. Einst sagte dieser zu ihm: O Abu Horeirah, besuche mich weniger, daß die Liebe sich mehre. — Ein Mann, dessen Hände und Füße abgehauen waren, tödtete einen Tausendfüßler. Ein Einsichtsvoller der vorüberging sprach: Großer Gott! mit den tausend Füßen die es hatte konnte das Thier, als sein Lebensziel gekommen, dem der ohne Hände und Füße nicht entfliehn. — Wisset, daß sich bei dem Unverständigen hundertmal mehr Widerwillen gegen den Verständigen findet, als der Verständige Abneigung gegen den Unverständigen empfindet. —

Wenn der schlechte Kieselstein zerschlägt die goldne Schaale,
Ist das Gold nicht wen'ger werth und auch der Stein nicht mehr.

Wenn der Edelstein in den Koth fällt, ist er darum nicht weniger edel, und wenn der Staub zum Himmel aufsteigt, ist er darum nicht weniger unedel. — Fähigkeit ohne Erziehung ist traurig, und Erziehung eines Unfähigen ist vergeblich. — Die Asche hat zwar eine hohe Abstammung, denn das Feuer ist ein himmlischer Stoff, aber weil sie durch sich selbst keinen Werth hat, so ist sie dem Staube gleich. — Der Zucker ist nicht um des Rohres willen theuer, sondern wegen seiner eigenen Trefflichkeit. — Die Süßigkeit der Traube kennt die Wittwe, die in Armuth sitzt, besser als der den Weinberg besitzt. —

Sprich zu der groben ungeschlachten Wespe:
Da du nicht Honig gibst, so stich auch nicht.

Bekanntlich ist die Sanftmuth des Kameels so groß, daß wenn ein Kind dessen Zügel ergreift und es hundert Parasangen weit führt, es seinen Nacken dem Gehorsam nicht entzieht; aber wenn es an einen gefährlichen Pfad kommt, wo sein Untergang unvermeidlich wäre, und das Kind aus Unkenntniß dorthin gehen will, so reißt es den Zügel aus seiner Hand und gehorcht ihm ferner nicht mehr; denn zur Zeit wo Härte vonnöthen, ist Nachgiebigkeit tadelnswerth."

Diese kleinen Proben werden am besten den Ton und Geist bezeichnen, in dem das ganze Werk des weisen Sadi geschrieben ist. Beigefügt sind noch erläuternde Anmerkungen und eine Biographie Sadi's.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 30. Dienstag den 27. April 1847.

Indische Literatur.

H. Th. Colebrooke's Abhandlung über die heiligen Schriften der Indier. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ludwig Poley. Nebst Fragmenten der ältesten religiösen Dichtungen der Indier. Leipzig, Teubner, 1847.

Leider ein unvollendetes Werk. Der Verleger erklärt im Vorwort, er habe vom Verfasser nicht mehr Manuscript zu erhalten vermocht, als was hier abgedruckt ist. Inzwischen hat auch das Wenige schon bedeutenden Werth.

Es handelt von den Vedas, den ältesten h. Büchern der Inder. Lange hat man sie nur von Hörensagen gekannt, dann, als man sie auffand, an ihrer Echtheit gezweifelt. Allein ihre Echtheit ist hinreichend erwiesen durch die abergläubische Treue, mit welcher die Inder am Buchstaben der Vedagebete hängen, wie die Juden am hebräischen Text des alten Testaments; ferner durch die ununterbrochene Reihenfolge der Vedakommentare bis auf die ältesten Zeiten zurück. Die Vedas genossen eine zu allgemeine Autorität und wurden im Verlauf der Zeiten zu systematisch erweitert und kommentirt, als daß an ihrer Echtheit irgend gezweifelt werden könnte. Zudem aber liegt ein innerer Beweis dafür in ihnen selbst. Sie bestehen nämlich lediglich aus Gebeten und Gesängen, die aus dem ältesten Kultus der Inder hervorgingen und allmählig gesammelt wurden. Sie charakterisiren sich daher durch eine große Einfachheit zum Unterschied von den phantastischen Ausschweifungen des späteren indischen Polytheismus, und der verwickelten Scholastik der späteren indischen Philosophie. Im Vischnu-Purana III. 4 heißt es, die ursprüngliche Wurzel sey von Vyasa (dem Sammler) in vier Hauptstämme (die vier Vedabücher) getheilt worden, diese aber seyen nachher wieder in unzählige Aeste und Zweige, in einen ganzen Wald auseinandergegangen. Dieß bezeichnet sehr richtig die Echtheit, das Alter und die Einfachheit der Vedas im Gegensatz gegen das, was später hinzuphantasirt und spekulirt worden ist.

Die Vedas enthalten Gebete, Bitten, Danksagungen, wie sie Bedürfniß eines frommen und einfachen Volkes sind. Es sind darin, wie in den Psalmen, ungleich mehr subjektive Stimmungen ausgedrückt, als göttliche Eigenschaften beschrieben. „Die Gegenstände der in dem Veda enthaltenen Gebete und die Anwendungen derselben sind noch mannigfaltiger als die Gottheiten, welche angerufen oder die Namen, womit sie bezeichnet werden. Ueberall findet man Anspielungen auf die indischen Vorstellungen von der göttlichen Natur, auf himmlische Geister und auf eine Mythologie, in der aber nicht etwa, wie in den Puranas, zu Göttern erhobene Heroen gefeiert, sondern die Elemente und Planeten personificirt und Himmel und Erde mit verschiedenen Klassen von Wesen bevölkert werden. Für die zahlreichen Ceremonien, die ein Hausvater verrichten muß, ferner für die vielen Gebräuche, welche fromme Einsiedler zu vollziehen haben, findet sich eine große Anzahl von Gebeten. Am häufigsten sind die Gebete oder Hymnen gerichtet an Indra (das Firmament), Agnis (das Feuer), die Sonne, den Mond, das Wasser, die Luft, die Geister, die Atmosphäre und die Erde. Die mannigfachen und oft wiederholten Feueropfer, das Trinken des milchigen Saftes der Mondpflanze geben auch reichliche Veranlassung dazu."

Die vier Vedas sind: 1) der Rig-Veda, enthält größtentheils Lobpreisungen der Götter, 2) der Yagur-Veda, enthält hauptsächlich Opfergebete, 3) der Sama-Veda enthält Gebete und Gesänge, die gegen die Sünde gerichtet sind und 4) der Athaava-Veda insbesondere Verwünschungen der Feinde.

Den Vedas liegt die Lehre von Einem Gott zu Grunde, und er emanirt sich noch nicht in jener ungeheuren Vielgötterei, welche die spätere indische Mythe kennt, sondern nur in den einfachsten Naturerscheinungen, der Sonne, dem Mond, den Planeten, den Elementen, dem Regen, der Morgenröthe ꝛc. Besonders häufig wird Indra, als Sonnengott angerufen, und Agni, als Feuergott. Hier zur Probe ein Gebet an Indra:

1. Den großen Indra priesen die Sänger des Sama-Veda, die Priester des Rig-Veda mit heiligen Hymnen, und die Priester des Yagur-Veda mit Gebeten.

2. Mit seinen gelben Rossen, die durch ein bloßes Wort mit dem Wagen verbunden sind, ist Indra, der goldstrahlende Träger des Donners, überall.

3. Auf daß sie weithin leuchte, ließ Indra die Sonne im Himmel sich erheben, die mit ihren Strahlen die Welt erleuchtet.

4. Hilf uns im Kampfe, Indra, und in den beutereichen Schlachten, du furchtbarer, der mit furchtbaren Waffen uns hilft.

5. Um großen Reichthum wie um geringe Gaben bitten wir Indra, ihn unsern Beistand, den Träger des Donners.

6. Du Regenspender, der du uns Früchte schenkest und unsere Bitten gewährest, eröffne die Wolke.

7. Alle Lobpreisungen, die wir den andern Göttern gesungen haben, sie alle gehören dem Träger des Donners, nicht finde ich für ihn ein passendes Lob.

8. Er der befruchtende, dem nichts widerstrebt, er schützt mit seiner Macht die Menschen, wie der Stier die Heerde.

9. Indra herrscht über die Menschen und die Reichthümer und über die fünf Kasten.

10. Für euch rufen wir den Indra an, der überall über die Menschen herrscht, möge er für uns allein da seyn.

Hier eine schöne Hymne an die Morgenröthe, worin dieselbe um Reichthum gebeten wird.

1. Auf steigen der Morgenröthe glänzende Strahlen wie gelbe Wogen; sie macht Alles zugänglich und offen, hell ist die hehre Magheni.

2. Glücklich wirst du gesehen und weit strahlend, dein Glanz und deine Strahlen steigen zum Himmel. Offenbar machst du deine Gestalt, glänzende Göttin Morgenröthe, schimmernd in Strahlen.

3. Es fahren sie, die schimmernde, große und gepriesene, die glänzenden, gelben Strahlen. Wie der pfeilschießende Held die Feinde vertreibt, so verjagt sie schnell die Schaaren der Finsterniß.

4. Bahnen hast du und Pfade in den Bergen, und in unwegsamer Gegend; bringe uns, du auf großem Wagen Erscheinende, Speisen zum Genuß, du Tochter des Himmels.

5. Mit Rossen fährst du, unbesiegte Morgenröthe; Reichthum bringst du nach Wunsche, du Tochter des Himmels, welche angerufen wird bei dem Morgengebet.

6. Bei deinem Lichte verlassen die Vögel und die speisegenießenden Menschen ihre Wohnung; dem, der dir nahe ist, gibst du viele Güter, göttliche Morgenröthe, deinem sterblichen Diener.

Die bekannten Gegensätze einmal des Brahmaismus und Buddhaismus, dann wieder in ersterem des Brahma-, Vischnu- und Schiwakultus kommen in den weit älteren Vedas noch nicht vor. „Die wahre Lehre der heiligen Schriften der Indier ist Einheit der Gottheit, in welcher das Weltall begriffen ist. Der scheinbare Polytheismus stellt die Elemente, die Sterne und Planeten als Götter dar. Die drei vornehmsten Manifestationen der Gottheit, nebst andern personificirten Eigenschaften und Energien, sowie die meisten andern Götter der indischen Mythologie werden allerdings in den Vedas erwähnt, aber nirgends findet sich eine Verehrung vergötterter Helden. Es werden auch keine Inkarnationen der Götter erwähnt, obwohl die Kommentatoren zuweilen darauf anspielen. Demnach glauben wir, daß die Verehrung Rama's und Krishna's bei den Vaishnavas, und die des Mahadeva und der Bhavani, bei den Saivas und Saktas allgemein erst seit der Verfolgung der Bauddhas und Gainas eingeführt worden ist. Die Satzungen der Vedas sind älter als Buddha, dessen Theologie von dem System der Kapila erborgt zu seyn scheint und dessen vorzüglichste praktische Lehre die Ungesetzlichkeit des Tödtens der Thiere einschärft, welche, seiner Meinung nach, nur zu oft unter dem Vorwande, Opfer zu bringen, geschlachtet wurden, um ihr Fleisch zu essen. Durch den Sturz und die Vertreibung der Sekte des Buddha in Indien ist indeß die vollständige Wiederherstellung des in den Vedas enthaltenen Religionssystems nicht bewirkt worden. Das Meiste, was in demselben gelehrt wird, ist jetzt veraltet, und an der Stelle desselben sind neue Vorschriften und Formen religiöser Ceremonien eingeführt. Die Satzungen der Vedas sind größtentheils durch Rituale aus den Puranas und durch Gebräuche aus einer noch unlauteren Quelle, den Tantras, ersetzt worden. Besonders haben die Thieropfer vor den Idolen der Kali die weniger blutigen Opfer-Ceremonien (Yagnya) verdrängt und auf die Verehrung der Elemente und Planeten ist die Anbetung des Rama und Krishna gefolgt."

In den Vedas tritt die Spekulation noch so wenig hervor, daß Indra, die Inkarnation des höchsten Gottes in der Sonne, die Hauptstelle einnimmt, Brahma aber, der spekulative Begriff des höchsten Wesens noch kaum erwähnt wird. Erst in den Upanishads, den h. Büchern, die den Vedas nachfolgen, macht sich die neue Spekulation geltend. „Wenn auf der vorangehenden Stufe des Bewußtseyns Indra oder die Sonne als Gott und Schöpfer der Welt und alleinige Ursach galt, so tritt jetzt die Idee einer Weltseele, eines großen, alles durchdringenden und leitenden Geistes, Brahma, auf. Die Gegensätze, welche die Welt darbietet, werden übersetzt in Gegensätze des Bewußtseyns und der Kampf beginnt in der Seele des Menschen, der sich nun als Mikrokosmos faßt. Jene Vorstellung von der Weltseele bildet sich ferner, durch die Reaktion gegen die Abstraktion, zur indischen Trimurti oder zur Dreiheit von Brahma, Vishnu und Siva, als den drei wesentlichsten Attributen oder Agenten der Substanz aus. — Als literarische Kompositionen betrachtet bestehen die Upanishads größtentheils aus Vorträgen, Darstellungen und Erklärungen spekulativer Materien, z. B. über die Schöpfung der Welt und die Motive derselben, über das Wesen Brahma's als allgemeine Substanz, über das Verhältniß des Menschen zur Welt, über den Menschen als Mikrokosmos, über das Gut des Lebens, über den Zusammenhang des Leibes und der Seele, über Ewigkeit und Einheit des Geistes, und über die Unsterblichkeit der Seele. Kurz, wir finden darin ein vollständiges Bild aller der Fragen und Gegenstände, welche die tiefe Denklust des indischen Geistes beschäftigen und seinem Glauben Nahrung und Befriedigung gaben." Die in den Upanishads enthaltene Philosophie führt den Namen der Vedanta (Zweck der Vedas).

Hier tritt nun nicht mehr, wie in den Vedas, das kindliche Volksgefühl hervor, was von dem höhern Wesen Schutz, Wohlstand ꝛc. erfleht, oder dafür dankt, sondern der grübelnde Tiefsinn, der zu dem Resultate gelangt „alles ist eitel." Es wird also hier nicht mehr, wie in den Vedas, Reichthum vom Himmel erfleht, sondern der Reichthum wird ausdrücklich, als etwas Vergängliches verachtet. „Alle diese Gaben, heißt es im Kathaka Upanishad, von denen man nicht weiß, ob sie morgen sind oder nicht sind, o du, der dem Menschen das Ende bestimmt, machen altern die Kraft der Sinne; alles Leben ist kurz; laß deine Wagen, deinen Tanz und Gesang. — Nicht durch Reichthum ist der Mensch zu befriedigen. Sollen wir nach nach Reichthum streben, wenn wir dich erblickt haben," Gott nämlich. In dieser Weise soll man alles Irdische verachten und nur auf Gott sehen. Gott aber, heißt es weiter, ist von uns selbst nichts Verschiedenes. Das Ewige, Unvergängliche, Allwissende, ja Allmächtige ist in uns selbst, wenn wir es nur durch tiefes Denken aufzufinden wissen. Dieß ist am besten ausgedrückt im zweiten Gesange des eben erwähnten Upanishad, Vers 18 ff.

18. Der Weise wird nicht geboren, noch stirbt er, (wegen der ihm inwohnenden geistigen Natur), er kommt nicht irgend woher (anders) noch ist er irgend ein anderer. Ungeboren, beständig, ewig, ist er der Uralte, der nicht getödtet wird, wenn der Leib getödtet wird.

19. Wenn der Mörder ihn zu tödten, und der Gemordete sich getödtet glaubt, so erkennen beide ihn nicht, denn der eine tödtet nicht und der andere wird nicht getödtet.

20. Feiner als das Feine, größer als das Große, ist jener Geist, welcher in der Höhle (des Herzens) des Menschen ruht. Durch die Gnade des Schöpfers sieht der, welcher keine Opfer mehr bringt (und auf die Früchte derselben verzichtet), die Größe des Geistes und sein Kummer schwindet.

21. Sitzend ist er (und doch) wandelt er weit hin; er liegt, (und doch) geht er überall hin. Wer anders als ich vermöchte diesen Geist zu erkennen, ihn der die Freude ist und die Nicht-Freude?

22. Der Weise trauert nicht mehr, sobald er den Geist erkannt hat, den Großen, alles durchdringenden, der, körperlos, dennoch in den Körpern weilt, den Beständigen in dem Unbeständigen.

23. Diesen Geist erreicht man nicht durch den bloßen Unterricht, durch bloßes Studium oder durch bloßes Hören von ihm, der, welchen er sich erwählt, der erreicht ihn, dessen Körper wählt er, der Geist, als seinen eigenen.

24. Der, welcher nicht den Frieden der Seele hat, wegen früherer sündhafter Thaten, der ohne Sammlung, dessen Geist nicht auf einen Punkt gerichtet und dessen Herz unruhig ist, der kann ihn nicht erlangen. Durch die Erkenntniß Brahma's erreicht man ihn allein.

Das geistige Wesen, in welchem die Gottheit und der Mensch identisch sind, wird im weitern Verlaufe der Dichtung Purusha genannt. „Daumengroß steht der Purusha (der Alles erfüllende Geist) in der Mitte (im Herzen) des Körpers, er, der Herr des Vergangenen und Zukünftigen. (Wer dieß weiß) der fürchtet sich nicht mehr." Dann wird Purusha auch wieder Brahma genannt, der Begriff, in welchem alles Geistige sich concentrirt. „Jener nach Belieben gestaltende Purusha (Alles erfüllende Geist), der im Körper der Schlafenden wacht, wird das Reine genannt, das Brahma, das Unsterbliche. In ihm ruhen alle Welten. Niemand geht über ihn hinaus."

In dem Brahmana-Upanishad wird das ursprüngliche Verhältniß des Geistes zu seinen Schöpfungen auseinandergesetzt. „Dieß (Universum) war im Anfange Geist, in Gestalt eines Menschen. Er blickte um sich und sah nichts anderes als sich selbst. Da rief er zuerst aus: „Ich bin" (aham asmi), darauf wurde ihm der Name „Ich" (aham); deßhalb sagt auch noch jetzt Jemand, der angerufen wird, zuerst: „Ich bin es," und dann erst sagt er den andern Namen, der ihm ist. Weil Er (Pragapati) vor (purva) diesem Allen (d. h. bevor dieß Universum geschaffen war) alle Sünden brannte (aushad, verzehrte), deßhalb heißt er Pur-usha (der zuerst Verletzende); und der, welcher so weiß, (brennt) verzehrt den, welcher vor ihm zu seyn (ihn zu übertreffen) wünscht. — Dieser (Pragapati) empfand Furcht, deßhalb fürchtet sich der Mensch, wenn er allein ist; aber er blickte um sich (und dachte): da außer mir nichts Anderes ist, weßhalb sollte ich mich fürchten? Darauf verließ ihn die Furcht; weßhalb sollte er sich auch fürchten, da Furcht nur vor einem Zweiten entsteht. — Er (Pragapati) empfand keine Freude; deßhalb empfindet auch der, welcher allein ist, keine Freude; er verlangte nach einem Andern, und wurde dann so, wie Frau und Mann in gegenseitiger Umarmung sind. — Er theilte seine Person in zwei Theile, daraus wurden Mann und Frau. Deßhalb war dieser (Körper in dieser Trennung) wie eine halbe Erbse oder Muschel, so hat es Yagnyavalkya verkündet, daher wird dieser Aether (des Purusha Körper) von der Frau (Satarupa, die hundert Gestalten habende) angefüllt, mit ihr vereinigte er sich, daraus wurden die Menschen erzeugt. — Sie erwog bei sich: wie kann er sich mit mir vereinigen, da er mich aus sich erzeugt hat? Ich will mich verhüllen! — Sie wurde eine Kuh und er verwandelte sich in einen Stier." Daraus entstanden alle Rinder. Sie verbarg sich in Pferdegestalt, aber er verfolgte sie in gleicher Gestalt. Sie nahm nach einander, immer vor ihm fliehend, alle Thierformen an, aber er erreichte sie in jeder, und so entstanden alle Gattungen von Thieren. In diesen Humoresken liegt ein tiefer philosophischer Gedanke verborgen, der die Lehre vom Sündenfall des Brahma näher erklärt. Die Schöpfung selbst nämlich mußte sich weigern, geschaffen zu werden, weil das Schaffen eine Sünde war, weil die Gottheit eigentlich nie aus ihrer ewigen Ruhe hätte heraustreten sollen.

Es ist sehr zu bedauern, daß das Buch des Herrn Poley so bald abbricht. Wir können daher nichts anderes wünschen, als daß er dessen Vollendung möglichst bald bewerkstelligen möchte.

Hölderlin's Werke

herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1846.

(Schluß.)

Hyperion erinnert hin und wieder an Werther. Ist das Ganze der Dichtung auch etwas zu juvenil schwärmerisch, so enthält es doch in blühender Sprache viele der zartesten und tiefsten Gedanken. Wir geben nur folgende kleine Schilderung der Kinderwelt. „Ja! ein göttlich Wesen ist das Kind, so lang es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist. Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön. Der Zwang des Gesetzes und des Schicksals betastet es nicht; im Kind' ist Freiheit allein. In ihm ist Frieden; es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichthum ist in ihm; es kennt sein Herz, die Dürftigkeit des Lebens nicht. Es ist unsterblich, denn es weiß vom Tode nichts. Aber das können die Menschen nicht leiden. Das Göttliche muß werden, wie ihrer einer, muß erfahren, daß sie auch da sind, und eh' es die Natur aus seinem Paradiese treibt, so schmeicheln und schleppen die Menschen es heraus, auf das Feld des Fluches, daß es, wie sie, im Schweiße des Angesichts sich abarbeite. Aber schön ist auch die Zeit des Erwachens, wenn man nur zur Unzeit uns nicht weckt." — Zuweilen erhebt sich Hyperion zu einem genialen Uebermuth der Lust, gegen den dann die tiefe Melancholie um so schwärzer absticht. „Wie Jupiters Adler dem Gesange der Musen, lausch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, stark und fröhlich, mit lächelndem Ernste, spiel' ich im Geiste mit dem Schicksal und den drei Schwestern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlockt mein ganzes Wesen über sich selbst, über Alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich still und bewegt."

Im Geschmack seiner Zeit polemisirt der Dichter auch häufig gegen den Glauben. Die „Götter Griechenlands" scheinen ihm viel besser, als die „gothischen Frazzen." Je menschlicher die Götter, desto göttlicher der Mensch, meint er. Kleinlich und ungeheuer findet Hyperion die Religion der Aegypter und Gothen, die schöne Mitte des Menschlichen hätten nur die alten Griechen gekannt. Unter den Aegyptern aber versteht er die Katholiken, unter den Gothen die Protestanten. Jenen wirft er zu viel kleinliche finstere Angst, diesen zu viel kaltes Raisonnement vor; die alten Griechen allein hätten das Göttliche auch ästhetisch aufzufassen gewußt. Es ist Schade, daß Hölderlin sich über diese sehr befangene Ansicht seiner Zeit nicht zu erheben gewußt hat. Die Schönheit des Christenthums erscheint hier als gänzlich verkannt.

Der aus seinem Vaterland verbannte Hyperion kommt am Schluß des Romans nach Deutschland und macht davon folgende Schilderung: „So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demüthig kam ich, wie der heimathlose blinde Oedipus zum Thore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing; und schöne Seelen ihm begegneten. — Wie anders ging es mir! Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröster. Es ist ein hartes Wort und dennoch sag' ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre,

wie die Deutschen. Handwerker siehst Du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?"

Der Herausgeber hat mit der ausdauerndsten Liebe alles gesammelt, was aus Hölderlins Papieren erhalten ist, so wie er auch in persönlichem Umgang mit ihm noch Manches erkundet hat, was für seine Charakteristik und Lebensgeschichte von Interesse ist. So erscheinen hier zum erstenmal eine Menge Briefe Hölderlins gedruckt, an seine Mutter, seinen Bruder, seine Jugendfreunde, den Dichter Neuffer, Schelling, Hegel ꝛc., einige Briefe an und von Schiller, worunter insbesondere der Brief im zweiten Theil S. 139 rührend ist. Daran schließt sich eine Biographie Hölderlins vom Herausgeber. Hölderlin ist zu Lauffen am Neckar, nicht wie Waiblinger drucken ließ, zu Nürtingen, noch weniger, wie durch einen Druckfehler ziemlich allgemein verbreitet wurde, in dem gar nicht existirenden Orte Neißlingen geboren, und zwar im Jahr 1770. Er war Hofmeister vornehmer oder reicher Kinder in Jena (wo Schiller sich besonders für ihn verwendete), in Frankfurt a. M. (wo er Diotimen kennen lernte), in Homburg, in der Schweiz und in Bordeaux. Aus dem südlichen Frankreich hat er uns ein schönes Landschaftsbild mitgebracht:

Grüße

Die schöne Garonne,
Und die Gärten von Bordeaux
Dort, wo am schroffen Ufer
Hingehet der Steg und in den Strom
Tief fällt der Bach, darüber aber
Hinschauet ein edel Paar
Von Eichen und Silberpappeln!

Noch denket das mir wohl und wie
Die breiten Gipfel neiget
Der Ulmwald über die Mühl',
Im Hofe aber wächst ein Feigenbaum,
An Feiertagen gehn
Die braunen Frauen daselbst
Auf seidnen Boden,
Zur Märzenzeit,
Wenn gleich ist Nacht und Tag,
Und über langsamen Stegen,
Von goldenen Träumen schwer,
Einwiegende Lüfte ziehen.

Hölderlin erfuhr in Bordeaux den Tod Diotimens und hatte nun keine Ruhe mehr. Die Seinen wußten nichts von ihm, als er plötzlich, im Jahe 1802 als ein Wahnsinniger heimkehrte. Ein Versuch der Heilung mißlang, und er lebte seitdem einundvierzig lange Jahre in irrem Zustand, jedoch friedlich und ruhig, in einem Privathause zu Tübingen.

Auch in der Zeit seines Wahnsinns hat er noch gedichtet und der Herausgeber mehrere dieser Dichtungen mitgetheilt, aus deren Konfusionen doch tiefe Gedanken durchblitzen. Gleich das erste Gedicht korrespondirt mit dem frühern, worin er prophetisch seines Wahnsinns Nacht vorausverkündigt, die nun wirklich hereingebrochen:

Wo bist du, Nachdenkliches! Das immer muß
Zur Seite gehn zu Zeiten, wo bist du, Licht?
Wohl ist das Herz wach, doch mir zürnt, mich
Hemmt die erstaunende Nacht nun immer.

Sonst nämlich folgt' ich Kräutern des Walds und lauscht'
Ein weiches Wild am Hügel und nie umsonst,
Nie täuschten, auch nicht einmal deine
Vögel; denn allzubereit fast kamst du.

So Jülien oder Garten dir labend ward,
Rathschlagend, Herzens wegen; wo bist du, Licht?
Das Herz ist wieder wach, doch herzlos
Zieht die gewaltige Nacht mich immer.

Die meisten dieser wahnsinnigen Lieder halten ein schönes Naturbild fest:

Mit gelben Blumen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
In's heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Eines der klarsten und rührendsten Bilder ist das vom Kirchhof, Seite 343 im zweiten Theile. Doch noch merkwürdiger das Herbstgedicht:

Die Sagen, die der Erde sich entfernen,
Vom Geiste, der gewesen ist und wiederkehret,
Sie kehren zu der Menschheit sich, und vieles lernen
Wir aus der Zeit, die eilends sich verzehret.

Die Bilder der Vergangenheit sind nicht verlassen
Von der Natur, als wie die Tag' verblassen
Im hohen Sommer, kehrt der Herbst zur Erde nieder,
Der Geist der Schauer findet sich am Himmel wieder.

In kurzer Zeit hat vieles sich geendet,
Der Landmann, der am Pfluge sich gezeiget,
Er siehet, wie das Jahr sich frohem Ende neiget.
In solchen Bildern ist des Menschen Tag vollendet.

Der Erde Rund mit Felsen ausgezieret
Ist wie die Wolke nicht, die Abends sich verlieret,
Es zeiget sich mit einem goldnen Tage,
Und die Vollkommenheit ist ohne Klage.

Die hier ausgesprochene Idee von der ewigen Dauer im Wechsel oder von einem ewigen Wechsel in der Dauer lag auch schon früher tief im Geiste des Sängers, daher die eben so kühne, als qualvolle Vorstellung, daß er auch nach dem Tode keine Ruhe finden werde, weil er ringen müsse bis an die letzte Grenze, die dem Menschen gesetzt ist:

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieses Herz!

Leider vermissen wir in dieser Ausgabe, die so umfassende Nachrichten über den Dichter gibt, ein Bildniß desselben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

// Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 31. Sonnabend den 1. Mai 1847.

Kriegsgeschichte.

1) Militärischer Nachlaß des königl. preuß. Generallieutenants, Victor Amadäus, Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler, herzogl. anhalt-dessauischem Hauptmanne. Erster Theil, zweite Abtheilung. Zweiter Theil. Zerbst, Kummer, 1846.

Diese ungemein interessanten Memoiren und Aktenstücke fand der Herausgeber unter den Papieren des Grafen Victor Amadäus bei dessen Sohne, dem gegenwärtig in Dessau lebenden k. preuß. Generallieutenant a. D., Grafen Wilhelm Ludwig Victor, auf. Es ist hier noch nicht alles gegeben, deßhalb auch der erste Theil noch nicht erschienen. Der Graf Victor Amadäus wohnte allen Feldzügen Friedrichs des Großen bei und war der Vertraute des Prinzen Heinrich. Seine französisch geschriebenen, hier aber deutsch wiedergegebenen Tagebücher enthalten daher nicht nur eine große Menge kriegsgeschichtlicher Details mit aktenmäßigen Beilagen, Ordres, Relationen rc., sondern auch ganz besonders werthvolle Nachrichten über die geheimsten Vorgänge im Zelte des Königs und seiner Brüder. Es fällt dadurch auf die Motive so mancher Begebenheit ein neues Licht und die Person des großen Königs wird uns in die lebendigste Nähe gerückt.

Was der Graf aus dem ersten schlesischen Kriege in den vierziger Jahren berichtet hat, steht noch aus und wird in der noch zu erwartenden ersten Abtheilung des ersten Bandes erscheinen. Die zweite Abtheilung enthält Berichte aus dem siebenjährigen Kriege, jedoch nur aus den ersten Jahren desselben. Was darin speziell von kriegsgeschichtlichem Interesse ist, wollen wir hier übergehen und nur hervorheben, was die Charakteristik der vorragenden Personen und die politischen Motive betrifft.

Der Feldzug von 1756 wird in Sachsen eröffnet. Ueber die dortige Miserabilität kann der Berichterstatter nicht genug erstaunen. „Ich halte nicht für uninteressant, hier nachzuholen, daß der König von Polen, als er Herrn von Bellegarde mit der Bitte um Frieden schickte, hierbei seine Hirsche nicht vergessen hatte. Die Jagd war die Leidenschaft, über welche dasjenige gänzlich vernachlässigt worden war, was ihn jetzt aus seiner kritischen Lage hätte befreien können, und diese Liebhaberei verließ ihn selbst in einem Augenblicke nicht, wo es sich um seine ganze Existenz handelte. Die Königin hatte auch ihre Passion. Sie war eine Fromme und ging täglich zweimal nackten Fusses in die Messe, um die Hülfe der Vorsehung anzurufen, nachdem sie sich durch ihre Intriguen und die Verwüstung des schönsten deutschen Landes den Zorn derselben zugezogen hatte." Der gute König von Polen-Sachsen dachte nur an seine Hirsche, nicht an seine Armee, der im Lager von Pirna nur zwischen dem Hungertode und der Gefangenschaft die Wahl blieb. Sie wurde gefangen und unter die preußische Armee gesteckt. Unser Berichterstatter staunt mit Recht über das Unerhörte des Ereignisses, daß eine Armee gezwungen worden sey, dem Feinde zu schwören, sie wolle gegen ihren rechtmäßigen Herrn dienen. Es war in jener Zopfzeit viel mehr Abenteuerlichkeit, als man ihr zuzugestehen pflegt. Dinge wurden in ihr möglich, die keine andere Zeit hätte sehen können. Uebrigens macht der Verfasser die Bemerkung, die Sachsen seyen aufs elendeste angeführt gewesen; er sey erstaunt gewesen, als er ihre Positionen besichtigt habe, zu finden, wie leicht sie sich hätten vertheidigen können und wie unvorsichtig die Preußen gewesen; „aber es stand einmal im Buche des Schicksals geschrieben, daß Alles, selbst das, was gegen alle Regeln der Kriegskunst unternommen wurde, gut gehen sollte." — Eine lustige Anekdote kommt vor in dem Bericht über die Einnahme Dresdens durch die Preußen. „Der König hielt an der Spitze des ersten Gardebataillons seinen Einzug in Dresden und bezog das für ihn eingerichtete Brühl'sche Palais. Er schickte den Herrn von Cocceji sogleich an den französischen Gesandten, Herrn von Broglio, um demselben sagen zu lassen, er möge Dresden verlassen. Da Cocceji diesen nicht zu Hause fand, weil er bei der Königin war, so erhielt er Befehl, sich nach dem Schlosse zu begeben, um dort dem Gesandten den Befehl des Königs mitzutheilen. Im Vorzimmer fand Cocceji einen Pagen, den er für den Gesandten hielt und Französisch anredete. Dieser, ein Deutscher, antwortete auf die Frage Cocceji's, ob er den Gesandten vor sich habe, oui, ohne die Frage verstanden zu haben. Hierauf richtete Cocceji diesem seinen Auftrag aus, als er nun aber mit einem Male die Hoflivree des Pagen bemerkte, wollte er vor Aerger platzen und befahl diesem zornig, den Gesandten sogleich herbeizurufen, welcher auch erschien. Cocceji richtete gleichwohl nicht viel aus, und nach vielem Hin und Her schickte der König Herrn von Broglio endlich den gemessenen Befehl, auf der Stelle abzureisen. Der König ließ auf diese Art dem französischen Gesandten die Behandlung, welche der seinige am französischen Hofe erfahren hatte, entgelten. — Man hat übrigens keinen Begriff von unserem übeln Verfahren hierselbst. Das Porzellanmagazin wurde für 120,000 Thaler an die Juden verkauft. Der sächsische Hof befand sich in der drückendsten Geldnoth. Die Hälfte der Einwohner Dresdens hatte von ihren Zinsen oder den Spenden des Königs von Polen gelebt. Da diese nun aber jetzt ausblieben, so entstand eine große Noth. Der König hatte sich der Bank, Steuer genannt, bemächtigt, die Pensionen waren

sämmtlich gestrichen. Die Theuerung der Lebensmittel war außerordentlich groß. Der Scheffel Roggen kostete einen Friedrichsd'or."

Welcher Geist im preußischen Heere herrschte und wie dadurch vorzüglich die Siege herbeigeführt wurden, erhellt aus dem Eifer, mit welchem in den großen Pausen des Kriegs von Seiten der Preußen sich geübt wurde, während die Gegner alles vernachlässigten. „Die Manövrirwuth, die uns in den Garnisonen beseelt hatte, verläßt uns auch im Felde nicht. Se. Majestät befahlen, fleißig in den Kantonnirungsquartieren zu manövriren. Sie vergnügten sich selbst sehr häufig damit, das geliebte Gardebataillon in Linie avanciren zu lassen. Die Bataillone von Retzow und Bülow marschirten nach Lockwitz, um mit dem Gardebataillon das Lieblingsmanöver gemeinschaftlich auszuführen. Hier lag auch die erste Schwadron der Garde du Corps. Der König zeigte den Cavallerieoffizieren, wie man dem Feinde in die Flanke fallen müsse. Man amüsirte sich also hier mit diesen und ähnlichen Bagatellen, welche jeder intelligente Offizier, der sein Handwerk liebt, wissen muß, während sich ganz Europa das Wort gegeben hatte, uns zu beweisen, daß es, ohne im Frieden manövrirt zu haben und ohne Militärstaat zu seyn, möglich wäre, durch Vereinigung der Kräfte und Interessen, den militärischen Staat der Welt, der durch schlechte Politik sich ohne Verbündete sah, zu demüthigen."

Die geheime Krankheit des preußischen Heeres, die dessen Niederlagen herbeiführten, war die Laune des Königs. Die Truppen waren vortrefflich, auch die Offiziere begeistert und voll Hingebung; aber in der obersten Leitung herrschte ein gefährliches Schwanken. Der König begünstigte damals vor allen den Fürsten Moritz von Dessau und den General Winterfeldt, die ihn gegen seine eigenen Brüder und gegen noch manchen braven General einnahmen. Wie der präsumtive Thronfolger gestellt war, erhellt aus Folgendem: „Ich hatte die Ehre den Prinzen von Preußen nach Reick zu begleiten, wo derselbe beim Prinzen Heinrich speisen wollte. Unterwegs sprachen Se. Königl. Hoheit sehr offenherzig und versicherten mir, daß ihr Entschluß gefaßt sey, im Falle der König nach einem schmachvollen Frieden sterben sollte. Dann würde er die Krone niemals annehmen, alle Anstalten treffen dem herabgekommenen Staate aufzuhelfen, seine Rechte seinem Sohne übertragen und als Privatmann leben. Der gnädigste Herr schienen sehr betrübt zu seyn, sey es nun über die traurige Aussicht, die er hatte, oder über seine Stellung bei der Armee, die in der eines Volontärs bestand und durchaus nicht für den präsumtiven Thronerben und einen Offizier paßte, der sich vorbereitet hatte, eine hohe militärische Stellung mit Ehren einzunehmen." — Nach dem großen Siege bei Prag gab sich der König gänzlich dem Fürsten Moritz hin, der ihn verleitete, die Zeit vor Prag nutzlos zu verschwenden, während Daun sich verstärkte. „Der Fürst Moritz brachte es noch einmal durch seinen Einfluß dahin, daß der König an den Erfolg einer Aushungerung zu glauben schien. Dieses Benehmen des Fürsten entsprang aus der Eifersucht gegen den Herzog von Bevern, den er abermals fürchtete verstärkt zu sehen, wenn die Belagerung aufgehoben würde. Dadurch hätte es leicht kommen können, daß sich der letztere bei der vierten Schlacht befand, während der erstere noch bei keiner in diesen beiden Feldzügen gegenwärtig gewesen war. So mußte denn die gute Sache der Kabale unterliegen, denn Se. Majestät thaten alles Mögliche, um bei Prag, wie im Jahre 1744, ihren Ruhm abermals zu verlieren." Endlich mußte der König Prag aufgeben und sich gegen Daun wenden, der bei Collin in einer unangreifbaren Stellung stand. Auch hier verleitete ihn Moritz zur Schlacht, die so unglücklich ausfallen sollte. „Der König habe lange mit Besichtigung des Terrains zugebracht, wobei er sämmtliche Generale zugezogen, sey auch lange unentschieden über das, was zu thun, gewesen, da alle vernünftigen und das wahre Wohl des Staats vor Augen habenden Männer von dem Angriffe abgerathen hätten, bis ein gewisser Giese, ein Ingenieurhauptmann, der dieses Terrain einmal für den Marschall Schwerin hatte aufnehmen müssen, behauptet habe, daß der feindliche Posten angreifbar sey. Der Fürst Moritz, welcher unter einem einfachen Aeußern einen unbegränzten Ehrgeiz verbirgt, entzückt am Tage einer Schlacht nach dem Könige der Erste im Befehl zu seyn, hatte zum Könige, dessen Ungeduld und Lebhaftigkeit er kannte, indem er ihm den Rock küßte, gesagt: „Wo Ew. Majestät sich befinden, muß es gut gehen!" Hierauf hatte er dem Könige zu dem bevorstehenden Siege Glück gewünscht und den Degen gezogen. Diese Schmeicheleien und Vorstellungen waren die Ursache von dem Verderben der Armee, vielleicht des Staates gewesen."

Graf Henckel berichtet ferner, wie nach der Schlacht bei Collin der König todtmatt und stumpf gewesen sey, während sein bisher von ihm verkannter und zurückgesetzter Bruder Heinrich allein die Besinnung behalten und den Rückzug geleitet habe. „Welch schmerzliches Schauspiel bot sich unsern Blicken dar, als wir den von Schmerz und Kummer gebeugt ankommen sahen, der sich noch vor wenigen Tagen für den Eroberer der Welt gehalten hatte. Seit 36 Stunden saß er auf demselben Pferde und obgleich man deutlich sah, daß er sich vor Ermattung kaum noch darauf erhalten konnte, so zwang er sich doch zu einer guten Haltung. Nachdem er eingetreten war, ließ er den Prinzen Heinrich rufen. Der König lag auf einem mit einem Bettuche belegten Strohsacke, da sein Gepäck noch nicht angekommen war. Er küßte, vielleicht zum ersten Male, seinen Bruder zärtlich, gestand ihm seinen tödtlichen Schmerz und versicherte ihm, daß Alles, was er bis jetzt unternommen habe, nur aus Liebe zu seiner Familie geschehen sey. Er wiederholte zu verschiedenen Malen, daß er zu sterben wünsche und daß er sich das Leben nehmen würde. Der Prinz beschwor ihn, sich zu beruhigen und die ihnen noch bleibenden köstlichen Augenblicke zum Rückzuge zu benutzen, ehe Daun oder Nadasti Zeit gewönne heranzukommen und ihnen noch mehr Schaden zuzufügen. Der König erwiederte dem Prinzen, daß er jetzt zu Allem unfähig sey und daß er Ruhe bedürfe. Er beauftragte den Prinzen die nöthigen Dispositionen zu entwerfen, worauf ihm dieser die bereits fertige, welche der König genehmigte, vorwies." Fürst Moritz fiel eine Zeitlang in Ungnade. Aber noch schlimmer erging es dem Prinzen von Preußen, an dem der König allen Aerger über seine Niederlage ausließ und den er sogar von der Armee jagte, obgleich er völlig unschuldig war. „Der Prinz reiste daher Nachmittags zu Pferde ab, ritt unter den Fenstern des Königs vorbei, sagte allen Offizieren, denen er begegnete, Lebewohl und fügte hinzu, daß er die Armee nicht wie der Dieb in der Nacht verlasse, sondern aus Gründen, die ihn wider seinen Willen dazu zwängen. Die Armee, welche den Prinzen liebte, war indignirt über das Verfahren des Königs, und der Dienst ekelte die Offiziere an." Ob hier nicht einige Parteilichkeit für die Prinzen gegen den König mitspricht, wollen wir unentschieden lassen. Hin und wieder scheint es uns, Graf Henckel zeige den großen König in einem zu nachtheiligen Lichte und deute ihm die Launen seiner genialen Natur zu übel.

Es fiel damals Schlag auf Schlag auf den König. Die Russen drangen in Preußen, die Oesterreicher in Schlesien ein. Breslau, sogar Berlin fiel in des Feindes Hände. Winterfeldt, des Königs Liebling, kam um. Frankreich und das

Reich rüsteten eine große Macht. Es schien unmöglich, daß er, nachdem er schon eine so blutige Niederlage erfahren, so vielen und mächtigen Feinden werde widerstehen können. Zuweilen mochte ihn wohl darüber eine Verzweiflung ergreifen, aber sein Genie, sein Humor waffneten sich dagegen, und er dichtete französische Epigramme auf alle seine Feinde. Während er in allem Ernst Gift zu sich steckte, um seine letzte Niederlage, wenn sie einträte, nicht zu überleben, besang er zugleich in französischen Versen auf eine humoristische Weise seinen Tod, sandte diese Gedichte Voltairen und d'Argens zu; und machte sich zugleich über Tod und Unsterblichkeit lustig. „Der König, den der Krieg zuweilen anekelte, vergnügte sich heute damit, eine Predigt über das jüngste Gericht zu schreiben. Ich habe dieselbe in den Händen des Abbé de Prades gesehen. Sie führte den Titel: Predigt, eines Tages gehalten vor dem Herrn Abbé von Prades von seinem gewöhnlichen Almosenier, dem Philosophen des Unglaubens. Der Nachwelt bleibt es gewiß ein unlösbares Räthsel, wie Jemand am Vorabend des Verfalls seiner ganzen Macht, nachdem er einen Krieg zum Verderben der andern Mächte mit der größten Leidenschaftlichkeit geführt, noch dermaßen Herr seiner selbst seyn konnte, daß er sich mit solchen gleichgültigen und unnützen Dingen beschäftigte." Uns scheint die Sache keineswegs so räthselhaft zu seyn. Sie kommt vielmehr einem lebhaften Naturell und genialen Geiste zu. Bei sehr vielen seiner Getreuen mußte sie aber freilich argen Anstoß erregen, zumal da der König so unwürdigen Personen sein Vertrauen schenkte, da de Prades bald darauf als französischer Spion und Verräther entlarvt wurde, und Voltaire sich unterstund, dem König politische Rathschläge zu geben und die Abtretung Schlesiens dringend anzuempfehlen. Man mißverstand wohl Friedrichs Genie, wenn man glauben konnte, daß er jenen französischen Affen, mit denen er gern zu spielen pflegte, einen Einfluß auf seine Politik gestatten werde.

Was die Selbstmordspläne des Königs betrifft, so zweifelt Graf Henckel, ob sie ernst gemeint gewesen. Prinz Heinrich habe übrigens dafür gesorgt, das Gift, welches der König bei sich trug, heimlich mit einem unschädlichen Stoffe zu vertauschen. Bis hieher gehen die Nachrichten des Grafen. Die Schlacht bei Roßbach gab bekanntlich dem Krieg eine andere Wendung und stellte das Glück des Königs wieder her.

Erwägt man die wirklich große Gefahr, in welcher der König schwebte, und sein hitziges Temperament, so wird man auch die kleinen Härten und Grausamkeiten, die ihn im Unglück anwandelten, zu entschuldigen wissen. Graf Henckel von Donnersmarck erzählt mehrere auffallende Beispiele davon, z. B. die ungerechte Kassation eines Bruders des nachherigen Feldmarschall Kalkreuth, die Härten gegen den verhafteten Herrn von Schomberg, insbesondere aber die oft durch ihre Ungerechtigkeit und durch einen eigenen Zug von Falschheit empörenden Mißhandlungen seiner Brüder.

Der zweite Theil enthält das Tagebuch des Grafen, das er während des russisch-türkischen Feldzugs von 1769 niederschrieb. Der König hatte ihn abgesandt, jenem Feldzug beizuwohnen. Ferner das Tagebuch aus dem kurzen bayerischen Erbfolgekriege im Jahr 1778. Diese Theile des Werkes, obgleich geschichtlich werthvoll, bieten nicht so viel allgemeines Interesse dar, wie die Tagebücher aus dem siebenjährigen Kriege.

2) Aus der Kriegszeit. Erinnerungen von Archibald Grafen von Keyserling, Obersten der Cavallerie a. D. Erste Abtheilung. Der von Thielmann'sche Streifzug. Mit einer Karte. Berlin, A. Duncker, 1847.

Ein alter Cavallerist theilt hier anziehende Erinnerungen aus seinen Kriegsjahren mit, verfehlt aber auch nicht, im Eingange seinem Unwillen über die unritterliche Generation der Gegenwart Worte zu leihen. „Was damals die Cavallerie war, das ergeben die nachfolgenden Blätter. Damals gab es eine Reiterei, aber auch eine Reitkunst; jetzt ist an die Stelle der letztern das fashionable Reiten getreten, bei dem einem alten Cavalleristen, wie ich es bin, das Haar sich sträubt. Die neuen Modereiter schleichen auf allen Vieren des im Halse ungebogenen sogenannten Vollbluts, den langen Zügel wo möglich in der rechten Hand und mit vorgesteckten Beinen im Sattel hangend, nonchalant dahin, und die alte gediegene und dennoch elegante Art zu reiten und das Pferd zu tummeln, ist verbannt. Denn wer jetzt eilen will, der saus't mit Dampf durch die Luft.."

Der Verfasser befand sich bei dem kleinen Cavalleriecorps, welches unter General Thielmanns Befehl im Sept. 1813 in den Rücken der französischen, bei Dresden concentrirten Armee detachirt wurde, um Zuzüge aufzufangen und die Kommunikation Napoleons mit dem Rhein möglichst zu stören. Das Corps bestand nur aus 2200 Pferden, nämlich 1000 Kosaken, vier österreichischen und fünf preußischen Schwadronen. Neben Thielmann glänzt unter den Offizieren besonders der gewandte und vielgeliebte Prinz Biron. Unter den zahlreichen kleinen und größern Erfolgen dieser auserlesenen Reiterei zeichnen sich insbesondere aus: die Ueberrumpelung von Weißenfels, wo 1500 Franzosen mit 3 Generalen und 3 Obersten gefangen wurden (11 Sept.). Ferner die Eroberung von Merseburg (18. Sept.) Thielmann hatte die Weißenfelser Gefangenen und noch andere hie und da gemachte, zusammen 2000 Mann bei sich, die er auf seinem Zuge mitschleppen mußte, als er Merseburg berannte. „Die Ankunft des Corps geschah so unerwartet, daß uns der Feind erst bemerkte, als wir uns dicht vor dem Freiburger Thore befanden. General Thielmann ließ dieß Thor, welches verrammelt war, sofort durch abgesessene Reiter angreifen. Es mußten die beiden Schwadronen von Hohenzollern Chevaux-legers und von Klenau, so wie die neumärkischen Jäger, zu diesem Behufe absitzen, unsere beiden Geschütze aber wurden zweckmäßig verdeckt zwischen den Scheunen der Vorstadt aufgestellt. Der Feind machte einen lebhaften Ausfall mit seiner Infanterie; die braven Reiter hatten sich indessen einiger der am Thore gelegenen Häuser bemächtigt; sie eröffneten und unterhielten aus ihnen ein lebhaftes Karabinerfeuer auf den Feind, worin sie von den beiden unsichtbaren Geschützen kräftig unterstützt wurden. Es war ein schönes Gefecht. Man focht auf beiden Seiten mit großer Unerschrockenheit und Ausdauer; der junge Prinz von Hohenzollern, von Hohenzollern-Chevaux-legers, der sich nebst dem Oberlieutenant Graf von Brühl von Klenau-Chevaux-legers in den ersten Tirailleurlinien tapfer herumschlug, erhielt bei dieser Gelegenheit eine gefährliche Verwundung durch Bajonnetstiche; ein anderer kampflustiger Offizier, der Rittmeister von Bähr vom 2ten schlesischen Husaren-Regiment, wurde, als er mit einem Zug Husaren vordrang und die feindlichen Tirailleurs zurücktrieb, durch den Leib geschossen. Der General ließ nunmehr die Stadt zur Uebergabe auffordern. Es wurde ein Offizier mit einem Trompeter abgesandt, um mit dem Kommandirenden daselbst zu unterhandeln. Der Beauftragte kehrte indessen mit einem feindlichen Offizier zurück, der im Namen des Kommandirenden eine ablehnende Antwort gab. Letzterer ließ erklären, mit einem Cavalleriecorps könne er nicht kapituliren, er habe 800 Mann wohlbewaffnete Infanterie in der Stadt, und werde daher nur dann auf eine Konvention eingehen, wenn er zuvor Infanterie gesehen. Diese Antwort gab dem General eine glückliche Kriegslist ein. Wir hatten nämlich im Ganzen nun wohl schon an 2000 französische

Kriegsgefangene bei uns, die wir als eine schwere Last auf unsern Hin- und Herzügen überall mit uns schleppen mußten. Sofort wurden nun Kosaken beordert, das ganze Corps der Gefangenen, in eine Masse formirt, ein paar tausend Schritte von der Stadt aufmarschiren zu lassen. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit vollzogen die geschäftigen Kosaken diesen Befehl, ihr Paschol, paschol! ertönte von allen Seiten, es fehlte nicht an wohlgemeinten Püffen mit dem Lanzenschafte und an lebendigen Demonstrationen mit dem Kantschu, und so dehnte sich plötzlich in der Entfernung eine dunkle Linie auf dem Felde aus, welche dem feindlichen Offizier mit der Bemerkung gezeigt wurde, es sey die Infanterie, welche unserer Reiterei folge. Der Offizier kehrte in die Stadt zurück, und der Kommandirende zögerte nun nicht länger, sich zu ergeben. Die Kapitulation wurde in der Art abgeschlossen, daß sämmtliche Offiziere, wie in Weißenfels, auf Ehrenwort entlassen wurden und zugleich die Verpflichtung übernehmen mußten, die Gemeinen, die gänzlich entwaffnet waren, über Querfurt nach Erfurt zu geleiten. Wir fanden in Merseburg nicht unbedeutende Magazine, außer der Besatzung von 800 Mann noch 1500 Unbewaffnete und 2000 zum Theil kranke Gefangene der verbündeten Heere, die durch uns mithin ihre Freiheit wieder erlangten." Ein gewiß sehr interessanter Beitrag zur Kriegsgeschichte des Jahrs 1813 und so viel uns bekannt, noch nicht in die Werke eingetragen, die jenen Krieg im Ganzen behandeln.

Der dritte bedeutendere Erfolg des Thielmann'schen Corps war die Wegnahme eines Transports von 200 Wagen an der Brücke bei Kösen, wobei 400 Franzosen umkamen. Dann ein Sieg, den das Corps am 28. Sept. in Verbindung mit zwei andern Streifcorps von Platow und Mensdorf bei Altenburg erfocht, wo wieder 14—1500 Franzosen gefangen wurden. Von diesem Zeitpunkt an wurde das Corps der Augereau'schen Armee, welche Napoleon vom Rhein her zu Hülfe eilte, an die Saale entgegengeschickt, um sie wenigstens beständig zu allarmiren und dadurch in seinem Marsche zu verzögern. Es kam dabei zu einigen schönen und blutigen Reitergefechten, die sich an die rückgängige Bewegung der Truppen an die Kämpfe um Leipzig anschloßen. Nach dieser großen Schlacht wurde das Corps wieder in Eile an den Main gesandt, um dem fliehenden Feinde den Paß verlegen zu helfen. Es hatte sehr anstrengende Märsche zu machen, und in der Nähe von Gelnhausen gelang ihm ein glücklicher Coup, wobei 4000 Franzosen gefangen wurden, doch vereitelte der Sieg Napoleons bei Hanau die Hauptabsicht der Wegsperrung. Man kann sich übrigens von der Verwirrung in der französischen Armee einen Begriff machen, wenn man hier liest, daß vom Thielmann'schen Corps allein in diesen Tagen über 10,000 Gefangene gemacht werden konnten, lauter Zerstreute und Nachzügler.

Romane.

1) Studien von Adalbert Stifter. Zwei Bände. Zweite Auflage. Pesth, Heckenast, 1847.

2) Uli der Knecht. Ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk. Berlin, Springer, 1846.

Eine neue Auflage der vortrefflichen, in unsern Blättern gleich bei ihrem Erscheinen bestens empfohlenen Studien von Stifter, und eine neue Bearbeitung des gleichfalls trefflichen und längst von uns empfohlenen Volksbuchs von Jeremias Gotthelf. Indem der letztere eine Bearbeitung für das deutsche Volk, das heißt mit Weglassung der Berner Mundart, veranstaltete, hat er einem vielfach gefühlten Bedürfniß genügt; da seine Bücher von deutschen Volksschriftenvereinen sehr gesucht sind, aber die Mundart bisher ein Hinderniß ihrer weiteren Verbreitung war.

3) Susanne. Von A. von Sternberg. Zwei Theile. Berlin, Duncker, 1847.

In der Zueignung an seine Schwester legt der Dichter ein merkwürdiges Geständniß ab. Indem er sich nämlich entschuldigt, daß er ihr nicht schon längst ein Buch zugeeignet, gibt er zu: „Was soll ein junges Mädchen, das noch dazu in ländlicher Zurückgezogenheit lebt, mit einem Roman beginnen voll politischer Tendenzen, so wie sie das Bedürfniß des literarischen Marktes heutzutage erfordert? Die Muße und die Freiheit die Dir gegönnt sind, dazu die Einsamkeit und Weltentfernung, geben Dir recht eigentlich Werke in die Hand, die mit jener Wärme des Herzens, mit jenem Schmelz der Empfindung gedichtet worden sind, die sie geeignet machen eine reine Phantasie und ein schutzloses Herz mit lauterer und gesunder Nahrung zu versehen. Solche Erzählungen werden seit einiger Zeit nicht mehr geschrieben. — Unsere Mütter, läßt der Dichter das junge Mädchen selbst sagen, hatten es gut, unsere Großmütter noch besser — wir aber haben es schlecht; man schreibt Bücher die für uns entweder langweilig oder unverständlich sind, oder nennt ihr eure Bücher, die ihr schreibt um die Arbeiterunruhen, das Gefängnißleben und die traurige Versunkenheit des Elends zu schildern, nennt ihr sie für uns geschrieben? Wagt ihr es uns ins Angesicht zu behaupten, daß ihr an uns gedacht habt, als ihr diese düstern und ungefälligen Sammlungen veranstaltet? Nein, ihr habt nicht an uns gedacht; wie ihr im geselligen Verkehr im Salon nicht mehr an uns denkt, sondern euch in eine Ecke setzt und für euch grübelt, so denkt ihr auch nicht mehr an uns." Dann beklagt Herr von Sternberg die Nothwendigkeit (?), sich dem Zeitgeschmack fügen zu müssen und läßt sich noch in das Lob einiger Romane der guten alten Zeit ein, der Clarissa, Pamela, Sophiens Reise rc.

Nach einem solchen Eingange hätte man erwarten sollen, er werde ausnahmsweise einmal eine recht liebliche Idylle bringen und bei den brüderlichen Griffen in die Lyra alle Mißtöne vermeiden. Aber sein Roman Susanne unterscheidet sich durchaus nicht von denen, die, wie er im Vorwort sagt, sich für ein junges Mädchen nicht geschickt haben würden; dieser Roman ist ganz ebenso angefüllt mit modernem Verbrechen, und durch und durch ein Mißton. Die Heldin desselben, Susanne, ein schönes, unschuldiges Mädchen wird ihrer achtungswürdigen Familie durch die Ränke einer Frau und durch die höllische Verführungskunst eines Aventuriers entrissen, von diesem zum Schein geheirathet, aber für Geld an einen Fürsten verkauft. Sie entrinnt zwar dem letztern, aber der Schreck und eine frühzeitige Niederkunft stürzen sie ins Grab. Die Situationen sind empörend, die Charakteristik ist aber vortrefflich. Insbesondere ist der Verführer gut gezeichnet, als ein nichts weniger als imponirender oder liebenswürdiger Mann, der aber durch die einfachsten Mittel von der Welt, durch den Schein von fester Männlichkeit und edler Vertraulichkeit das arglose Herz des Mädchens zu berücken weiß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

// Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 32. Dienstag den 4. Mai 1847.

Zeitfragen.

Zeitfragen aus dem Gebiete der Politik und Volkswirthschaft, von Friedrich Bülau. Leipzig, Hinrichs, 1846.

Eine Sammlung von Aufsätzen mannigfachen Inhalts, über den Begriff des Volks, des Staats, die Souveränität, die Beamten rc., eine Vergleichung des Konstitutionalismus in England, Frankreich und Deutschland, eine Kritik des Staatslexikons, ein Aufsatz gegen Friedrich List, dessen nationales System der politischen Oekonomie betreffend, ein Aufsatz über Pauperismus und einige kleinere liberale Artikel aus früherer Zeit.

Am meisten Beachtung scheinen uns im gegenwärtigen Zeitpunkt die Streitschrift gegen List und der Aufsatz über Pauperismus zu verdienen. Es pflegt leider immer so zu gehen, daß die geschlagene Partei in ihrem Unglück auch noch mit sich selber hadert, während die siegreiche Partei sich neben allen andern Vortheilen auch noch der vollkommenen Einigkeit mit sich selbst erfreut. Wie ruhig, klar, selbstbewußt, konsequent und nie mit sich selber uneins regiert der Czaar, während die emigrirten Polen sich zerspalten, duelliren, einander proscribiren rc. Eben so ruhig sitzt Gott Plutus auf dem englischen Baumwollensack und lächelt über die Fehden der gelehrten Bettler in Leipzig und Augsburg, die sich, noch nicht unglücklich genug durch ihre Armuth, auch noch um den Begriff und um die Kausalität der Armuth herumschlagen müssen. Wie aber unter den emigrirten Polen wohl die Partei das meiste poetische Recht ansprechen darf, die unbedingt gegen Rußland ist, und nicht die, welche im Spiegel des Panslavismus mit Rußland kokettirt; so dürfte auch unter den über politische Oekonomie streitenden Parteien in Deutschland die am meisten für sich haben, die unbedingt gegen das englische System ist, also nicht Herr Bülau, sondern der verstorbene Friedrich List. Die weitere Ausführung dieses Satzes sey, wenn es irgend nöthig ist, einer anderen Gelegenheit vorbehalten.

Der Aufsatz über Pauperismus ist bemerkens- und beherzigenswerth, sofern er eine Uebersicht über die reiche Literatur dieses Gegenstandes und über die in jüngster Zeit deßfalls sich bekämpfenden Meinungen gewährt, und sofern er in der Idee der Genossenschaften das letzte souveräne Heilmittel erkennt, eine Idee, zu der sich die Denkenden immer mehr werden hingetrieben fühlen.

Sehr wahr ist, was der Verfasser über die Presse sagt, die sich des Gegenstandes bemächtigt, um ihn von allen Seiten, aber immer nur einseitig zu beleuchten. „Zahlreich sind die Schriften, welche durch mehr oder minder bedeutende Umgestaltung einzelner Momente dem großen Uebel abhelfen zu können glauben. Gar Mancher, der irgend einen Gedanken gefaßt hat, der ihm wichtig und fruchtbringend scheint, bezieht nun Alles auf diesen Gedanken, sieht Alles in dessen Lichte und will jedes Uebel durch ein Mittel heilen, das vielleicht nicht einmal der Aufgabe genügen kann, für die es zunächst bestimmt ist. Universalmittel gibt es nicht im Leben. Dem Kundigen wird es unbedingt Mißtrauen erwecken, wenn ein Vorschlag sich als Universalmittel gegen jede Krankheit des gesellschaftlichen Körpers ankündigt. Als wäre hier überhaupt mit Vorschlägen etwas auszurichten! — Die Einen — wohl mehr durch politische Interessen getrieben — wollen Erhaltung und Herstellung des großen Grundbesitzes, des grundherrlichen Verhältnisses, das sie in einem aus patriarchalischem Wohlwollen und römischer Patronatstreue gemischten Lichte darstellen. Die Andern fassen bloß die bäuerlichen Verhältnisse ins Auge und wollen durch Einführung des Majorats, oder Minorats, und durch Entfernung des Drucks der Grundsteuern geholfen wissen. Die Dritten hoffen Alles von größter Theilbarkeit und Vertheilung des Bodens. Zünfte, schreien die Einen, Gewerbsfreiheit die Andern. Freizügigkeit wollen diese, beschränkende Heimathsgesetze jene. Viele hoffen Alles von Gewerbsschulen. Der gewöhnliche Schulmann führt Alles auf den Schulunterricht, der Geistliche Alles auf Religiosität zurück. Beschützung ist das Losungswort des Fabrikanten, Handelsfreiheit das des Kaufmanns. Derselbe Mund, der nur in der stärksten Verminderung der Abgaben die Rettung sieht, verlangt doch von dem Staate Anstalten und Leistungen, die viel höhere Kräfte in Anspruch nehmen würden. Sie haben vergessen, daß das Leben sich aus einer Mannigfaltigkeit von Kräften und Erscheinungen zusammensetzt und daß man nie von einem Element Alles erwarten kann. Am wenigsten würde von Vorschlägen zu hoffen seyn, die den Vortheil der Einen auf Kosten der Andern bezwecken. Das Gewöhnlichste ist übrigens, daß diese Staatsärzte entweder nur das materielle, oder nur das immaterielle Leben ins Auge fassen. Jene glauben die Welt durch ihre Banken, ihre Vorschläge zu ganz veränderten Geldsystemen, ihre Eisenbahnen, Dampfwagen und Lufttransporte in einen alle Begriffe übersteigenden Zustand des Glückes versetzen zu können und vergessen, wie unsicher und wenig befriedigend dieses Glück sich darstellen würde, wenn es nicht auf dem Boden eines wahrhaft gesunden Volkslebens ruhte. Die Andern erwarten Alles von vermehrter Frömmigkeit, Sittlichkeit und Bildung; ohne zu bedenken, welche gefährliche Klippen der wachsende Nothstand, die Hoffnungslosigkeit, die aus beiden fließende Verhärtung und Verwilderung des Volks den Bestrebungen für Verbreitung jener geistigen

Güter entgegensetzen. Etwas mehr Recht als ihre Gegner mögen sie jedoch wohl haben."

Hier hätte der Verfasser die Lage der Gegenwart etwas schärfer ins Auge fassen dürfen. Die Frömmigkeit, die empfohlen wird, ist wohl nicht irgend ein pädagogisches Experiment, das man nach Belieben zur Probe vorschlägt, sondern sie ist eine Nothwehr gegen die bereits eingetretene höchste Gefahr, die eben in jener vom Verfasser bezeichneten Verhärtung und Verwilderung liegt. Die Verwilderung ist eine bei weitem mehe künstliche, als natürliche, und es jist unverantwortlich von den Gebildeten und reichen Klassen, daß sie dieselbe auf alle Weise und zu ihrem eigenen Verderben fördern und vermehren. Sind es denn die Proletarier, von denen die Gottlosigkeit der neuern Zeit ausgeht? Keineswegs, es sind Professoren und Privatdocenten, die von den gebildetsten und reichsten Klassen der Gesellschaft Berufungen erhalten und im Triumph eingeholt werden. Sind es Proletarier, welche die Druckerpressen unter gotteslängnerischen Pamphleten und Zeitgedichten seufzen machen? Keineswegs, es sind Schriftsteller aus den gebildeten Klassen. Sind es Proletarier, die in Ständeversammlungen gegen die Kirche wüthen und alles, was die Kirche zerstören kann, unterstützen? Keineswegs, es sind sehr gebildete Advokaten, sehr reiche Kaufleute, Gutsbesitzer, ja die Beamten selbst. Sind es Proletarier, welche Heinzen'sche Aufrufe verlangen, bestellen und verbreiten? Keineswegs, es sind gebildete und reiche Leute, welche die ungebildeten Klassen damit überfallen, überraschen und aus der Ruhe reißen. So widersinnig es klingt, so ist es doch wahr, daß die Gebildeten und Reichen selbst den Proletariern Brandbriefe in die Hände geben, mit der dringenden Bitte: „plündert uns, zündet unsere Häuser an, schlagt uns todt!" So unglaublich es scheint, so ist es doch wahr, daß sogar schwelgerische Zweckessen dazu benutzt werden, kommunistische Gassenlieder zu verbreiten, in denen die Kartoffelesser aufgefordert werden, die Bratenesser, also jene Zweckesser selbst, umzubringen. Die Freude des liberalen deutschen Michels an den Fortschritten des atheistisch-kommunistischen Ungeheuers, das er sich wie ein Hündchen zuzuziehen glaubt und das ihm bereits über den Kopf gewachsen ist, muß jedem Besonnenen wie Blödsinn erscheinen. Aber der Besonnenen gibt es nicht viele mehr. Die Presse, die Tribune, der Klubb, der Katheder, das Kaffeehaus, alles wetteifert, den Verstand zu anathematisiren. Auch die Kanzel selbst ist davon nicht ausgenommen und wir finden weit mehr revolutionäre Gottlosigkeit ausgesprochen in behaglichen Generalsynoden und neu- und freikirchlichen Concilien, als in den Hütten der verzweiflungsvollsten Proletarier. Aber wenn die gebildeten Klassen so sehr aller gesunden Vernunft absagen, muß am Ende das Proletariat die Rolle annehmen, die man ihm zu seinem eigenen Erstaunen von allen Seiten aufdrängt.

Man kann sich eine Agitation der gebildeten Klassen auf mannigfache Weise motivirt und gerechtfertigt denken, z. B. im Sinn der Nationaleinheit gegenüber den nationalen Spaltungen, oder im Sinn einer parlamentarischen Gewalt gegenüber der absoluten Gewalt, oder in einem großen staats- und nationalökonomischen Interesse ꝛc. Aber durch nichts motivirt und rein unsinnig ist die Agitation, durch welche nicht nur alle Religiosität und Sittlichkeit im Volke ausgerottet, sondern der gemeine Mann auch noch speziell zur Beraubung der Reichen, zur Vernichtung aller höhern Klassen aufgereizt werden soll. Diese Agitation ist, sofern sie von den höhern Klassen selbst ausgeht, vollkommen selbstmörderisch, und läßt sich sogar nicht mehr durch die Blindheit eines in seinem Gegenstande sich verirrenden ersten Enthusiasmus entschuldigen; denn das Beispiel der französischen Revolution liegt hinter uns, und Jedermann weiß, was er von der Anarchie, von kommunistischer Gütertheilung, Weibergemeinschaft, Abschaffung des Gottesdienstes ꝛc. zu halten hat.

Wenn es allerdings wahr ist, daß unter den höhern Klassen selbst versteckte Proletarier leben, die ohne Vermögen, ohne Aussichten, ohne Arbeitslust, sich die Agitation zum Geschäft machen; und genug Buchhändler, die „in Radikalismus und Kommunismus machen," bloß weil der Reiz der Neuheit und Grobheit den Büchern Absatz verschafft; so muß man sich immer fragen, warum Andere, die ein solches Interesse nicht haben, ihnen beistimmen? Woher kommt es, daß so viele angesehene Gelehrte auf Universitäten mit dem Radikalismus kokettiren? Sind sie so schwach, um Popularität zu betteln, wo sie doch nur brutale Verachtung zu erwarten haben? Woher kommt es, daß so viele Bureaukraten heimlich mit dem Radikalismus kokettiren und öffentlich wenigstens die Gottlosigkeit zur Schau tragen? Sind etwa auch sie so schwach, die Revolution zu fürchten und sich im Voraus mit ihr abfinden zu wollen? Woher kommt es, daß so unzählige Spießbürger sich unter radikalen Fahnen sammeln, um, wenn auch nur bei Zweckessen, alle Demonstrationen der atheistischen und kommunistischen Presse zu unterstützen? Woher kommt es, daß so viele liberale Schafe sich zusammen hinsetzen, um Wolfslieder zu Ehren des Wolfs, der sie fressen soll, anzustimmen? Wer hat den deutschen Bürgerstand so heruntergebracht, daß ihm so ganz aller natürliche Takt abhanden gekommen ist? Unter allen Mitteln, welche der Mittelstand anwenden kann, um dem Elend der untersten Klasse abzuhelfen, ist die Aufwiegelung zuverlässig das ungeschickteste, zumal, wenn die unterste Klasse selbst nichts davon wissen will und erst in künstliche Hitze versetzt werden muß. Die Mittelklasse hat, weil sie die reichere und gebildetere ist, Pflichten gegen die unterste Klasse. Zu diesen Pflichten gehört aber die Aufwiegelung nicht. Jedenfalls ist der im Recht, der die in der untersten Klasse noch wohnende Pietät und Frömmigkeit geschützt und gewahrt wissen will gegenüber der gottlosen Verzweiflungstheorie, die man ihr einredet.

Uebrigens erkennt der Verfasser sehr richtig in den genossenschaftlichen Bürgschaften das beste Mittel, den aus dem Proletariat und dem Pauperismus erwachsenden Uebeln zu begegnen. Es wird von ihm „als eine mögliche neue Phase des Gewerbslebens die des genossenschaftlichen Betriebs bezeichnet, welcher die richtige Mitte halten würde zwischen dem schroff trennenden Egoismus der Individuen und dem allen Sporn des Sonderinteresses aufhebenden und durch unnatürliche, unweise und unmögliche Vorschläge ersetzenden System der Erwerbsgemeinschaft. Vielleicht erkennt die Zeit allmählig den Werth der Vereinigung zur Erreichung gemeinschaftlicher Zwecke; vielleicht überzeugt man sich mehr und mehr, daß das die geeignetsten Werkzeuge sind, deren eigene Interessen in die unsern verflochten werden. Manche Erscheinungen der Zeit, die Vorliebe für Aktienunternehmungen, das Wirken der schottischen Banken, die erwähnten von Babbage, Nebbien, Mohl gemachten Vorschläge, die Verirrungen selbst des St. Simonismus, des Owenismus und des Fourierismus möchte ich gern als die fernen, ersten Vorzeichen einer Hinneigung zu Formationen betrachten, die sich in mannigfacher Gestalt entwickeln könnten. Ihr nächstes Verdienst würde eine gleichere und wohlthätigere Vertheilung des Eigenthums seyn; die Erhöhung der Produktion durch angestrengteren geistvolleren Fleiß; die Gewinnung von Aussichten für den Proletarier, folglich der kräftigste Sporn zur Aneignung von Kenntnissen, zum Fleiß, zur Sparsamkeit und zur Sittlichkeit; das auf Interesse gegründete und in Freiheit waltende Einwirken Höherer auf Niedere; die Gewöhnung, sein eigenes Interesse in der Beförderung eines gemeinschaftlichen gefördert

zu sehen; die Vereinigung Mehrerer zu einem Bande, dessen Glieder gar bald die Wichtigkeit des Einzelnen für das Ganze erkennen würden. — Vielleicht würde man auch einsehen lernen, wie wichtig die geistige und sittliche Kraft, wie nützlich es auch für das Materielle ist, wenn zu dem materiellen Interesse noch ein Moralisches tritt. Bildeten sich aus kleinen, freien und unprivilegirten gewerblichen Genossenschaften jene festen Vereinigungen, die sich, anfangs um des Interesses willen, und bald in Naturgewalt, mit dem Geiste der Eintracht, Liebe und Treue durchhauchen, ein gegenseitiges Halten und Bilden und Einwirken vermitteln und die Vortheile leisten können, die einst für immer dem Untergange verfallene Institute gewährten, so könnten diese Korporationen eine neue Basis des Volks- und Staatslebens werden, die allmählig seinen ganzen Charakter, sein Recht, seine Aufgaben wohlthätig verändern würden. Sie böten auch dem Christenthum jenen empfänglichen Boden dar, auf dem es schon einmal, in seinen ersten Zeiten, seine schönsten Triumphe gefeiert hat."

Es ist das altgermanische Lebensprinzip, auf das Herr Bülau hier zurückweist, und das in neuerer Zeit insbesondere der württembergische Abgeordnete Schübler in mehreren lehrreichen Aufsätzen der deutschen Vierteljahrsschrift geltend gemacht hat. Wir sind vollkommen damit einverstanden und haben auch früher schon in diesen Blättern jederzeit der organischen Gliederung der Gesellschaft in Stände, Innungen, Korporationen, Nachbarschaften und Familien, deren Glieder sich wechselseitig garantiren und kontroliren, stets das Wort geredet, andererseits aber die atomistische Auflösung der Gesellschaft, die unbeschränkte Gütertheilung, die unbeschränkte Gewerbefreiheit und Konkurrenz, die leichtsinnige Ehescheidung, die laxe Sittenpolizei, die liederliche Emancipation der Kinder und Dienenden, den Krieg Aller gegen Alle als grundverderblich verdammt.

Der Verfasser geht aber zu weit, indem er das Christenthum gleichsam in den Bereich der kleinen Korporationen hinunterzieht. Das könnte so verstanden werden, als ob er das Sektenwesen begünstigen wollte. Was uns betrifft, so glauben wir, für die Kirche sey keine Ausdehnung und Allgemeinheit groß genug. Völlig einverstanden aber wären wir mit dem Satze, wenn damit gemeint ist, daß auch bürgerliche Korporationen der religiösen Weihe nicht entbehren sollen, wie das früher mit der Ritterschaft, mit den Zünften und allen Genossenschaften der Fall war. Allerdings verlangt jede Association und wechselseitige Verbürgung die religiöse Weihe, wie auch in einem gewissen Sinn die Waffenbrüderschaft. Nur solche Korporationen sind haltbar, die ein religiöses und militärisches Band umschlingt. Alle andern werden bald durch Egoismus, Betrug und Prozesse zersprengt.

Dichtkunst.

Elsäßische Neujahrsblätter für 1847. Herausgegeben von August Stöber und Friedrich Otte. Mit dem Porträt Daniel Specklins. Basel, Schweighauser, 1847.

Unsere poetischen Freunde im Elsaß sind unermüdet thätig und kein Jahr vergeht, ohne daß neue Lieder von ihnen über den Rhein herübertönen. Die Neujahrsblätter für das laufende Jahr sind reich an schönen Mittheilungen. Voran steht eine Lebensbeschreibung des Straßburger Baumeisters Specklin, der im 16ten Jahrhundert großen Ruhm, sonderlich durch sein Werk über Kriegsbaukunst erwarb, und der überdieß durch Bürgerstolz, Künstlerlaune und derbe Lebenslust ein interessantes Genrebild darbietet. Dieser Aufsatz ist von Schneegans verfaßt, dem wir schon manche lehrreiche Aufschlüsse über die frühere Geschichte des Elsasses verdanken. — Sodann folgen kleine Gedichte unseres wohlbekannten schwäbischen Sängers Karl Mayer, in seiner unveränderten Weise, liebliche Naturbilder, z. B.:

Wie prunket die Tulipane,
Umgeben von lachendem Grün!
Das Enkelein steht mit der Ahne
Und schauet so lustig sie blüh'n.

Es kehren der Alten helle,
Verblichene Bilder zurück;
Dem Kinde doch fließt noch die Welle
Von ewigem, farbigem Glück.

* * *

Schwerer Käfer wild Geschwärm
Und im Flußbad Knabenlärm!
Doch der Mond, der aufgestiegen,
Macht demnächst die Stille siegen;
Nur sein Licht und Blüthendüfte
Theilen dann sich in die Lüfte.

Dann ein artiger Schwank von Eduard Brauer, zur Warnung und zum Trost allen Badreisenden gedichtet. Einer der ältesten Gasthöfe in Baden-Baden heißt zum Baldreit, welcher Name folgenden Ursprung haben soll. Vor alten Zeiten wurde dem geizigen Wirth dieses Gasthofs ein reicher kranker Pfalzgraf als Gast angesagt, und er berechnete schon, wie viel er von ihm gewinnen wolle, als am dritten Morgen in aller Frühe der Pfalzgraf mit seinem Gefolge frisch und gesund davon ritt. Verblüfft frug ihn der Wirth, was das zu bedeuten habe? Dein Wein war schlecht, aber das Wasser war gut, das hat mich so schnell geheilt.

Eine Zierde der Sammlung ist ferner eine kleine Erzählung von Jeremias Gotthelf, dem Berner, der unter den Volksschriftstellern der Neuzeit unstreitig oben an steht. Dazu elsässische Sagen von August Stöber, Erinnerungen aus Algerien von Karl Bernhard und viele Gedichte von verschiedenen Verfassern; worunter zwei schöne lateinische Kirchenlieder mit Uebersetzung und ein guter Schwank von Schnetzler, den Ursprung des Affenthaler Weins betreffend. Leibaffen des Kaiser Probus, der bekanntlich die ersten Reben am Rhein pflanzte, sollen wegen Traubendiebstahl fortgejagt worden seyn, nun aber, die Menschen nachahmend, selber Reben gepflanzt haben.

Dort schwelgten sie bei Obst und süßem Moste
Von Morgens früh zur tiefen Nacht,
Bis einst von einem deutschen Winterfroste
Sie Alle wurden umgebracht.

Doch ihre Geister geh'n seitdem im Thale
Und in der Nachbarschaft umher,
Und führen oft den Zecher vom Pokale
Irrlichterisch die Kreuz und Quer.

Wer ist so sehr der Kirchenwaffen Meister,
Daß solchem Spuk er trotzen kann?
Versucht hat's Mancher schon; — die Affengeister,
Sie schlossen bald ihn selbst in Bann.

Einer der werthvollsten Beiträge zu den Neujahrsblättern ist der Aufsatz von Wilhelm Wackernagel über den Mönch

Otfried von Weißenburg, den Verfasser der beeühmten altdeutschen Evangelienharmonie. Schon vor ihm gab es eine solche Evangelienharmonie in altsächsischer Sprache, der Heliand; das Bedürfniß, auch einen in oberdeutscher Mundart zu haben, veranlaßte nun die Abfassung des Otfried'schen Werkes im 9ten Jahrhundert. Dasselbe ist in Reimen geschrieben und enthält nicht bloß die in Harmonie gebrachten Evangelienterte, sondern auch didaltische und gemüthliche Erkurse. Es ist von großer Wichtigkeit, weil mit ihm der Reim beginnt, während in allen ältern heidnischen Dichtungen die Alliteration vorherrschte. „Es ist also Otfrieds Evangelienbuch, wenn schon nicht „das älteste hochdeutsche Gedicht" überhaupt, doch das älteste hochdeutsche Gedicht in der Form der Reimstrophe, das älteste wenigstens das bis auf uns gelangt, und sicherlich das erste das von dauerhaft bestimmendem Einfluß auf die Literatur gewesen ist. Es mögen meinethalb schon Andere voe ihm das Gleiche veesucht haben; er selber rühmt sich nicht den Erfinder, er spricht sogar vom Reim als einer bereits üblichen Forderung, aber wir wissen von Andern und Früheren nichts, die Zeitgenossen scheinen ihrer selbst über Otfried vergessen zu haben, und so wird wohl er innerhalb seiner Zeit dieselbe Stellung einnehmen, die innerhalb der neueren Literaturgeschichte Klopstock anspricht. Auch Klopstock, der wiederum ein deutsches Evangelienbuch, nur mit engerer Begrenzung des geschichtlichen Stoffes, und auch er mehr lyrisch reflektirend als rein episch dichtete, auch Klopstock war nicht der erste der in Deutschland Herametee schrieb, abee der erste rechte Dichter der es that, und derjenige dem es gelang durch ein bedeutendes Werk die griechische Form für immer bei uns festzustellen. Ebenso nun Otfried jene kirchlich-römische Form. Und wie neu dieselbe damals noch, wie wenig geübt sie jedesfalls war, das bezeugt uns außer jenen festgehaltenen Ueberresten dee älteren Dichtweise dee ganze stylistische Charakter des Otfried'schen Werkes. — Die Hauptsache aber für die Literaturgeschichte ist, daß mit Otfrieds Evangelienbuche die altnationale Form der Alliteration für immer aufgehoben und beseitigt war, und die unnationale des Reimes und der Strophe für immer eingeführt: alliterirende Lieder hat von da an Niemand mehr gedichtet. Es war das kein unbesonnenes Haschen nach irgendwelcher Neuerung: dergleichen ist dem deutschen Charakter fremd, zumal wo es Dinge der Literatur betrifft; sondern man fühlte jetzt wohl und ward sich dessen bewußt, daß in der bisheeigen Form die Poesie sich überlebt habe, daß sie erstarrt sey, daß sie erlöst werden müsse aus dem Banne feststehender Formeln, die mit der Alliteration unabweislich verbunden sind: mit Bereitwilligkeit wandte man sich zu einer anderen hin, die dem dichtenden Geist einen freieren Spielraum verhieß, die empfohlen war durch solch ein massenhaft imponirendes Beispiel, die zwar in der Fremde entsprungen, aber durch den früheren Gebrauch dee Kirche längst schon in Deutschland eingebürgeet und durch eben denselben gleichsam geheiligt war. Der Reim und die Strophe, beide haben von da an durch die übrige Zeit der althochdeutschen, durch die ganze mittelhochdeutsche, und bis zu uns die neuhochdeutsche Periode hindurch gegolten: das gesammte reiche Formenwesen unserer Dichtkunst, mit Ausschluß lediglich dessen was seit Klopstock den antiken Mustern nachgebildet worden, geht durch eine Reihe entwickelndee und mehr und mehr nationalisirender Mittelglieder zuletzt auf Otfried zurück als seinen Urgrund und Beginn. Und das ist ein Großes, und soll jedem welcher weiß wie viel in der Kunst die künstlerische Form bedeutet, den Namen Otfrieds ehrwürdig machen." Der Name „Krist", den Graff dem Otfried'schen Werke willkürlich gegeben, mißfällt Herrn Wackernagel. Unter den Erkursen seiner Evangelienharmonie kommt unter andern auch ein warmes Lob der Deutschen vor, wobei der Herausgeber mit Recht bemerkt, Herr Gervinus übereile sich ein wenig, wenn er behaupte, den Deutschen des Mittelalters sey das Vaterland ein fremder Begriff gewesen.

Uebrigens eröffnet Otfried nur die Reihe der ältern elsässischen Dichter, welche Wackernagel noch ferner in den Neujahrsblättern zu charakterisiren sich vorgenommen.

Volksbücher.

Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt von Karl Simrock. Vierter und fünfter Band. Frankfurt a. M., Brönner, 1846.

Der vierte Band dieser verdienstvollen Sammlung enthält das auch von Scheible abgedruckte älteste Faustbuch von 1587, und das Puppenspiel von Faust, wie es der Herausgeber aus verschiedenen Quellen und aus eigener Erinnerung zusammengesetzt hat. Ferner Tristan und Isolde (nach dem berühmten großen Gedicht des Gottfried von Straßburg), und die liebliche Legende von den h. drei Königen. Der fünfte Band enthält deutsche Sprüchwörter. Da in der letzten Zeit mehrere große Sprüchwörtersammlungen von Körte, Eiselein &c. erschienen sind, wären denselben wohl alle Volkssagen und Legenden oder voezugsweise Bearbeitungen größerer Dichtungen des Mittelalters vorzuziehen gewesen. Wenigstens wünschten wir, Herr Simrock möchte fortfahren, dergleichen mitzutheilen, da es deren noch viele gibt, die auf eine populäre Behandlung warten.

Die Sprüchwörter sind in großer Anzahl (12,396) mitgetheilt und diese Sammlung sehr befriedigend. Das Einzige was wir dabei vermissen, ist eine Erklärung derjenigen Sprüchwörter, die gar nicht verstanden werden können, wenn man ihren geschichtlichen Ursprung nicht kennt, z. B.:

Sieben und siebenzig Hänse,
Sieben und siebenzig Gänse.
Beißen mich nicht die Gänse,
Was scheeeen mich die Hänse.

Hier hätte ohne Zweifel dem in der Geschichte der Hansa vielleicht unerfahrnen Leser die nähere Erklärung gegeben werden sollen; eben so hätte das Sprüchwort „die Hessen können vor Neun nicht sehen" und „drauf los wie ein blinder Hesse", erklärt werden müssen. Auch einige Sprüchwörter, die mit geschichtlichen Ereignissen nichts zu schaffen haben, bleiben unverständlich, wenn man die Entstehung nicht kennt. So das Sprüchwort „wenn die Pfaffen reisen, so regnet es." Wohl nicht jeder Leser wird begreifen, warum? Der Dichtee Frischlin hat das Sprüchwort in einem seiner wenigen deutschen Gedichte erklärt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 33. Sonnabend den 8. Mai 1847.

Praktische Botanik.

Klima und Pflanzenwelt in der Zeit, ein Beitrag zur Geschichte beider von Dr. C. Fraas, Inspektor und Lehrer der Chemie und Technologie an der k. Centrallandwirthschaftsschule zu Schleißheim. Landshut, Krüll, 1847.

Gleich die Vorrede läßt ein originelles Werk erwarten. Der Verfasser tritt mit unbarmherzigem Sarkasmus der sogenannten exakten Wissenschaftlichkeit, das heißt der pedantischen Minutiosität entgegen, und will die Botanik auf das Nützlichkeitsprinzip zurückgeführt wissen. „Wie selten pflegt die Botanik der Mühe werth zu halten, sich viel um die Fragen der Zeit zu kümmern, die Kohlenstoff will und Nahrungsmittel heischt mit oder ohne Azot, zunächst für ihre Proletarier nach Panaceen sucht und der Botanik mit Recht zumuthet, sie solle den Ingredienzen zum Medikament das Ihrige zusetzen, wie weiland für Universalpflaster und Theriak sie's that, als weniger noch Noth an den Mann ging, wie jetzt. Aber sie selbst, die arme, hat ihr wissenschaftliches Proletariat, ihre Arbeiterklassen, welche in höchster Vertheilung und Veredlung des Pflanzentaufgeschäftes sich bis zur schwindelerregenden Tiefe unentwirrbarer Synonymik hineingearbeitet haben, in Ermangelung anderen Stoffes den einheimischen neu und abermals neu auflegen ꝛc. Um ein Mann der modernen „Liebenswürdigen" zu seyn, muß man zur Zeit nur mit Bedauern von der Oberflächlichkeit der alten und aller Vorgänger sprechen, den wackeren Linneum vor die Thüre und sein eigenes „mihi" in das Haus setzen, das 31ste Synonymum zum 30sten! und so mindestens alljährlich aus zwei alten Species zehn neue machen. „Zehn Mann am Spieß wie Fröschlein!" Nicht zu gedenken hoher grammatischer Wortbildung und Euphonie, wie in Dianthus subdeltoidi-Armeria und Dianthus subarmeriaedeltoides musterhaft zu ersehen."

Indem wir aber glauben, wir werden nun gleich in die Tiefen der praktischen Botanik eingeführt werden und den Verfasser wider oder für Liebigs Erklärung des vegetabilischen Ernährungsprozesses streiten sehen, nimmt plötzlich der Einleitende eine andere Wendung und führt uns nach Griechenland, um uns mit vielem Behagen, nichts von der Botanik, desto mehr aber von der Sitte und Unsitte der Neugriechen zu erzählen. Er verliert sich in die Erinnerungen eines Philhellenen und läßt uns den Gegenstand, über den er sprechen wollte und den der Titel angibt, ganz aus dem Auge verlieren. Auch hier ist er wieder sarkastisch. Zuerst spottet er über den Wahn, es gäbe noch Hellenen. „Wenn man vom Hauptknoten des Metzowogebirges (Pindus) mitten durchs Land gegen Süden bis an den levantischen Golf wandert, — was nebenbei gesagt nicht leichter ist, als von Zeitun nach Belgrad — so kann es jedem Philhellenen begegnen, daß er auf dieser ganzen Strecke mit seinem neugriechischen Sprachschatz, — an den alten ist natürlich nicht zu denken — nicht Brod und Wasser verlangen kann, d. h. von den Bewohnern nicht verstanden wird, es müßte denn irgend ein Städter sich als Ausnahme dahin verirrt haben. Der bei weitem größte Theil der Bevölkerung ist eben albanesisch, gyphtisch, wlachisch — alle sind Rumelioten und Romäer, — Hellenen? — wir sahen die Bürger von Athen selbst den Reichsherold auslachen, der am Tag der Thronbesteigung des Königs Otto sie in den Straßen ihrer Stadt mit „Hellenen" anredete, um ihnen das Ereigniß zu verkünden." Am stärksten hebt der Verfasser hervor, daß alles, was sich hellenisch zu nennen die Anmaßung hat, gerade das allerverdorbenste Volk ist, und daß man eine gewisse Tüchtigkeit, wenn auch nur eine barbarische, einzig bei den anerkannten Nichthellenen, nämlich bei den Albanesen findet. Das sind wenigstens ehrliche Räuber, während die andern auf der tiefsten Stufe der Korruption stehen, alles Schlimme der Kultur mit allem Schlimmen der Barbarei zu einem korinthischen Erz von Niederträchtigkeit zusammenschmelzend.

Nach dieser interessanten Abschweifung führt uns der Verfasser zur Botanik zurück und wir erkennen bald, warum er überhaupt nach Griechenland abgeschweift ist. Er findet nämlich den Zustand der Vegetation in Griechenland höchst charakteristisch und maaßgebend, um daran die Entwicklung seiner Theorie zu knüpfen.

Der Grundgedanke des Werkes ist, daß, wie einst die Kulturpflanzen erobernd in den Urwald eindrangen, so jetzt die Steppe ins Kulturland eindringt. Im ganzen Süden Europas läßt sich das verfolgen. Wo jenseits der Alpen noch zur Römerzeit Pflanzen in Fülle gediehen, die jetzt nur noch diesseits der Alpen vorkommen, hat sich an ihre Stelle die mehr afrikanische Flora gedrängt. Wo sonst üppiges Ackerland war, ist jetzt Steppenland. Von Italien z. B. sagt Herr Fraas Seite 15: „Die Römer hatten zwar Getreide-, Wein- und Obstbau, werden diese wohl auch noch nach undenkbar langen Zeiträumen haben, aber daß jetzt der Weizen in Sizilien der großen baldigen Sommerhitze halber oft nothreif wird (daher sein vieler Kleber — obgleich ohne thierischen Dünger erzeugt! —) daß gerade die vielen Birn- und Aepfelsorten, die Plinius erwähnt, jetzt nicht mehr dort gedeihen, da sie das ihnen günstige, feuchte, etwas kühlere Klima nicht mehr finden, dafür aber Agrumen sich verbreitet haben — das ists, was Differenzen anzeigt, freilich keine so großartigen und ungewohnten, wie wenn Italien jetzt schon bloß vom Teff (Poa

abyss.), Magy und Mohrenhirse sich nähren müßte und statt Oliven und Trauben jetzt schon Bananen und Sebesten verzehrte, obgleich es Agrumen, Datteln und Jujuben bereits in sattsame Erzeugung genommen hat." Noch rascher ist die Austrocknung und Erhitzung in Kleinasien, Palästina, Mesopotamien vorgeschritten. „Am kräftigsten beweiset die großartige Veränderung des Klima und damit veränderte Vegetation zumal die um sich greifende Steppenbildung und der Uebergang zur völligen Wüste da, wo die Alten die fruchtbarsten Länder der Welt kannten. Jener eigenthümliche, lockere, salzhaltige, mit Grus und Schlamm bei jeder Ueberschwemmung bedeckte Boden der fruchtbaren Mesene verfällt, sowie er nicht andauernd bewässert, beschlammt und zugleich ausgelaugt wird, einer eigenthümlichen Veränderung, ähnlich jener Zersetzung des Nilschlammes in Aegypten, wie Russegger dargethan hat, oder an den Küsten Griechenlands, wie wir selbst beobachteten. Salz und Grus werden vorherrschend und die Steppenflora findet sich ein." Aegypten selbst hat dieß trotz seiner ungeheuern Fruchtbarkeit erfahren müssen. „In den bewässerbaren wüsten Strecken Oberägyptens, die an das fruchtbare Nilthal grenzen, war ehemals der vielgebrauchte Sykomorus, die einheimische Akazie und nährende Dattel häufig, wie dieß uns dort Versteinerungen derselben beweisen, — aber die zunehmende Trockenheit verwies sie weiter hinab in das feuchtere Thal, wo damals bei niederer Temperatur noch Oelbaum und Weinstock gediehen, selbst namhaften Ertrag gebend. Wo aber stehen sie jetzt in dem Bilde der Landeskultur, im trocknen Gefilde, nur periodisch durchsumpft, in der trocknen Atmosphäre, von den glühenden Luftströmen aus den Wüsten durchweht? Wo ist der leichte Wein von Coptos nach Athenäus, der vom Nomos Arsinoites nach Strabo, der von Mendes und Moreotis noch zu Kleopatras Zeit, den Horaz noch rühmt? Der heutige schwarze Wein von Alexandrien und der im Meeressande hinkriechende dunkle sind jene gemeinen, die Meeresnähe liebenden Sorten des gewöhnlichen griechischen Bauernweines und kaum nennenswerth. Gleich großer Kälte wirkt große Hitze deprimirend und kürzt anderswo üppig und hochwachsende Pflanzen auf kümmerliche Zwergform ein. So sind denn Weinstock und Oelbaum aus dem Innern des Landes verschwunden und ihr mehr erratisches, als Kulturpflanzen kaum nennenswerthes Vorkommen findet nur mehr gegen die Küste zu statt."

Was Griechenland insbesondere anlangt, so frägt der Verfasser: wohin die fetten Rosse- und Rindertriften gekommen seyen, deren Homer gedenkt? wohin die herrlichen Wälder, die heiligen Haine? „Obgleich uns nun nicht zu läugnen einfallen kann, daß Neugriechenland noch einige grasreiche Weidelandschaften besitze, wie die Gefilde von Lebadia am böot. Cephissus und die Umgegend des Topolias überhaupt, wie die sumpfigen Niederungen um Mesolonghi und Lamia, ein noch großer Streifen der rossenährenden und wasserlosen Argolis gegen das Meer zu, an der Alpheus- und Eurotasmündung überhaupt, so müssen wir doch gleich beifügen, daß, die Ersteren ausgenommen, alle übrigen bereits sehr eingeengt sind — nicht von der vorrückenden Kultur, nein, gerade vom Gegentheil, von einer durch Mangel aller Kultur und klimatischer Aenderung provocirten Steppenvegetation, deren Vorschreiten im Osten Europas und mehr noch in Asien selbst schon öfter wahrgenommen worden ist. Fast alle wahren Wiesenflächen der Ebenen unseres Florengebietes grenzen gegen das Meer zu ab mit meist sandigem und sumpfigem Strande, ziehen sich dann keilförmig schmäler werdend in das Innere des Landes längs der kleinen Flüßchen, die durch sie hinsickern. Vom Innern des Landes her nimmt die Trockenheit immer mehr zu, versiegen immer mehr die Bergbäche und greift die Gestrippvegetation um sich — vom Meere her drängt sich aber die Steppenvegetation vor, verschwinden die Gräser und nützlichen Kräuter, breiten in großer Ausdehnung die Halophilen sich aus, Crassulaceen, Arenaria, Statice, Chenopodien, Salsola und insbesondere Salicorniaarten, von welchen letzteren in Theophrasts Werken sich nicht einmal auch nur muthmaßlich ein Name findet. Um so reicher ist die Jetztzeit daran. Sodann engt sich die Weide ein, verschwinden die Gräser immer mehr und ist der klassische Lotos eine fast mythische Pflanze geworden, vermindert sich die Zahl der doch noch dort weidenden Rinderheerden, und ist unbeschreiblich elend die Race, zu der sie dieser Naturzustand umschuf. Fürwahr! in wenigen Festhekatomben wäre der Rindviehstand des neugriechischen Reiches vernichtet."

Als die Grundursache aller dieser Erscheinungen bezeichnet der Verfasser die Austrocknung und Erhitzung des Klimas, namentlich in Folge der Entwaldung. Sofern die Wälder auch in unserer gemäßigten Zone gerade durch die Kultur und Industrie vielfach gelichtet sind, hat sich auch für unser Vaterland eine Abnahme der Feuchtigkeit ergeben; indeß ist dieselbe doch bei weitem nicht so groß, als in den südlichen Ländern, wo der Wald und die Kulturpflanzen zugleich verschwunden sind und die Vegetation der Steppen über die ausgetrockneten Flußbette gesetzt hat. „Wo Einmal zerstörte Waldvegetation eines größeren Landes, die in ihrer Gesammtheit ebenso nur im geschlossenen Stande gedeiht, wie einzelne Wälder, namentlich wenn es von ebenso verletzten Ländern umgeben ist, läßt sich nicht wieder herstellen, ökonomisch nicht und das ist das Wesen der Frage. Mit der Zerstörung der massenhaften natürlichen Vegetation wird das Klima, vorzüglich in Bezug auf die atmosphärische Feuchtigkeit (— wer kennt nicht die enorme Trockenheit des Klimas Mittelasiens? Humboldt fragm. asiat. l. v. —) so verändert, daß der geographische Bezirk der Florkonstituenten völlig aus seinen Grenzen verrückt wird; einige wandern aus, neue wandern ein, viele suchen das Gebirge, Wasserpflanzen verschwinden, nur Strandpflanzen bleiben treu, denn sie folgen leicht dem vor- oder zurücktretenden Meere. Was aber überhaupt das Klima für einen Werth in Bezug auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes habe, halten wir nach den vorhergehenden Erörterungen für überflüssig zu erörtern. Heißer weht jetzt der Sirokko oder der Südost, der aus den kahlen, wald- und wasserlosen Wüsten Syriens oder Nordafrikas kommt, seltner sind die Wolken, die er bringt, heiß und trocken fährt er über schattenlose Berge mit dürrem Gestripp und findet nicht Quellen, Flüsse und Seen, aus denen er Dünste anziehen könnte und läge das Meer nicht dazwischen, das wohl allein die Hoffnung birgt für einstige, gründliche Restauration, so würde Neugriechenland sich vielweniger von der Wüste Nordafrikas unterscheiden, als seine Entfernung vermuthen ließe, dafür spricht wenigstens sehr die ganze organische Schöpfung daselbst." — Wie auch bei uns der allmählige Abgang der Feuchtigkeit in der Luft und der raschere Wechsel der extremen Hitze und Kälte mancher Kulturpflanze schädlich geworden, weist der Verfasser Seite 132 am Rothklee und Flachse nach.

Endlich wirft Herr Fraas die Frage auf, wie dem aus solchen Aenderungen entstehenden Uebel zu begegnen seyn möchte? „Wird es wohl möglich seyn, diesen durch statistische Verhältnisse beursachten und in die Bodenkultur so mächtig eingreifenden Aenderungen des Klimas durch den konservativen Geist mitteleuropäischer und germanischer Völker insbesondere einen Damm entgegen zu setzen? — Mit Hülfe von künstlicher Bewässerung, Einführung mancher neuer Kulturpflanzen, Aenderung von Kulturmethoden überhaupt, künstlichen Waldbau rc. — wird man dem Uebel kräftig entgegenwirken, aber niemals

es ganz beseitigen, noch gar seine Ursachen völlig heben. Civilisirte stark bevölkerte Staaten brauchen nothwendig jenen die Natur eben so sehr verletzenden Schmuck an Wiese und Wald, brauchen Ackerfelder statt Wälder, trocknen Sümpfe und Moore aus, verbrennen den feuchtigkeithaltenden Torf und die Wälder, kurz, können ohne solche Suppedimente nicht das werden, was sie sind. — Doch aber sollten niemals ohne Noth solche Aenderungen des Naturzustandes, so lange er nicht schädlich wirkt — vorgenommen werden, namentlich niemals Gebirge als am einflußreichsten, ohne höchste Noth entwaldet werden."

Beachtenswerth ist noch insbesondere, was Herr Fraas über die in neuerer Zeit vielfach in Anregung gebrachte Auswanderung der Deutschen nach dem Orient sagt. Er glaubt, gewissen Illusionen begegnen zu müssen. „Seit man in neuerer Zeit so ernstlich und fast systematisch die Regeneration oder auch wohl nur die Kolonisation jener Länder in Angriff genommen hat, die längst entschwundener Herrlichkeit Erinnerungen tragen, seitdem man ernstlich von der Rückkehr hellenischen Völkerlebens, selbst von germanischer Kolonisation in Kleinasien spricht und Fortschritt der Kultur und Industrie vom längst wüsten Numidierlande bis zum ewig fruchtbaren Aegypten auf Aller Lippen ist, seitdem ist uns schon oft der Gedanke gekommen, ob es denn auch so rasch möglich sey, durch einen gemüthlichen Beschluß diplomatischer Konferenzen das zu bewirken, was uns gegen den Gang der Natur zu seyn scheint oder mit anderen Worten, Elemente zur unabhängigen staatlichen Existenz, ja zu Fortschritt und höherer Dignität da zu verleihen oder vorhanden zu wähnen, wo sie längst schon erloschen sind. Wer auch möchte es leicht wähnen, einem solchen neugeschaffenen Staate oder kleinasiatischer Kolonie zum Pathengeschenk jene Dinge einzubinden, wie Fruchtbarkeit des Bodens, günstiges Klima, Wasser- und Brennkraft, welche, wir wagen es zu behaupten, den Fortschritt der Gesellschaften bedingen, nicht zu gedenken jener schätzbaren Imponderabilien, wie Kraft, Muth, Arbeitslust, Vaterlands- und Freiheitsliebe, Religion und Aufopferung für erhabene Ideen!"

Möchten die Befürchtungen des Herrn Fraas auch in einiger Beziehung übertrieben seyn, so ist doch seine Grundanschauung richtig und in einer Zeit, in welcher die Kultur immer summarischer mit der Natur zu verfahren sich gewöhnt, ziemt es sich, an die heiligen Gesetze der Natur zu erinnern, deren Verletzung sich immer selbst bestraft.

Geschichte.

Die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden und ihre ersten ewigen Bünde von Dr. Bluntschli. Zürich, Meyer und Zeller, 1846.

In dieser kleinen interessanten Schrift wird die strittige Frage erörtert, in wie weit die alten Schweizer berechtigt waren, ihren ewigen Bund zu gründen? Bekanntlich hat man früher dieses Recht im ausgedehntesten Maaße vorausgesetzt, später es aber wieder geläugnet und die ganze Schweizer Eidgenossenschaft aus ungesetzlicher Rebellion abgeleitet. Die gründlichste Untersuchung widmete diesem Gegenstand zuletzt Kopp in einem großen Werke. Herr Bluntschli stimmt indeß nicht in allen Punkten mit Kopp überein und hebt neue Momente hervor. Das Resultat der ganzen Forschung ist, ins Kurze zusammengezogen: Die Voraussetzung einer uralten unabhängigen Republik in den Urkantonen ist eine leere Erdichtung. Die Thäler Uri, Schwyz, Unterwalden gehörten zum Zürichgau und mit diesem zum Herzogthum Alemannien. Das Volk der Thäler bestand aus freien Bauern, die größtentheils in Schwyz, und aus Hörigen des Frauenmünsters in Zürich, die größtentheils in Uri wohnten. „Seit dem Ende des 11ten Jahrhunderts besaßen die Herzoge von Zähringen die Reichsvogtei über die Abtei Zürich und somit auch über das immune Land Uri und die gaugräflichen Rechte über den übrigen Zürichgau, somit auch über die Länder Schwyz und Unterwalden. Unter ihnen als Vasallen verwalteten Grafen von Lenzburg und nach deren Absterben die Grafen von Habsburg die Vogtei in den Ländern. Der Hauptbestandtheil dieser war die alte Gerichtsbarkeit des Zentgrafen, aber durch Theile der hohen Gerichtsbarkeit erweitert. Wie bei den Herzogen von Zähringen sogar die Reichsvogtei zur Erblichkeit sich hinneigte und die gaugräflichen Rechte erblich geworden zu seyn scheinen, so konnten auch die abgeleiteten Vogteireichte jener Grafen in den Ländern erblich werden. Durch das Aussterben der Zähringer 1218 aber fielen ihre Rechte an das Reich zurück. Zürich und mit der Abtei auch das Land Uri erwarben von Neuem wieder volle Reichsunmittelbarkeit. Die Grafen von Habsburg waren nie Landgrafen über Uri gewesen, und hatten auch über Schwyz und Unterwalden nie Landeshoheit besessen. Die Länder Schwyz und Unterwalden strebten nun ebenfalls nach Reichsunmittelbarkeit. Diese zu ertheilen, war der Kaiser nunmehr vollkommen berechtigt. Auf der andern Seite mochten auch die Grafen von Habsburg Hoffnungen hegen, ihre älteren abgeleiteten Vogteirechte über die Thäler (die Zentgerichtsbarkeit) nun zu landesherrlichen Rechten zu erweitern und auszubilden. Auch diese Entwicklung war möglich, wenn der Kaiser sie nun mit dem Landgrafenthum belehnte. Kaiser Friedrich II. willfahrte im Jahr 1240 den Wünschen der Landleute, die ihm kriegerische Hülfe gebracht hatten in der Noth, und erklärte auch die Länder Schwyz und Unterwalden wie Uri für reichsfrei und unveräußerlich vom Reiche. Zugleich ernannte er den jungen Grafen Rudolf von Habsburg zum Reichsvogt über die Länder; und dieser, der einzige Herr, dessen Vogteirechte durch diese Aenderung betroffen wurden, erkannte die Verleihung in jeder Weise durch die That an. Er und die Landleute blieben dem Kaiser fortdauernd treu. Die Reichsunmittelbarkeit aller drei Länder hat somit einen staatsrechtlich völlig gesicherten Boden. Als König bestätigte Rudolf von Habsburg die Reichsfreiheit von Uri ausdrücklich. Ueber die Reichsfreiheit von Schwyz und Unterwalden schwieg er mit Absicht. Indessen scheute er sich, dieselbe streitig zu machen, und strebte bloß darnach, in möglichst annehmbaren und die Selbstständigkeit dieser Thäler möglichst schonenden Formen und leisen Uebergängen seinem Hause wieder eigenthümliche Hoheitsrechte über dieselben anzubahnen. Die Länder Schwyz und Unterwalden mit Uri verbunden verfochten ihr gutes, urkundliches Recht, indem sie für ihre Reichsunmittelbarkeit gegen die neuen Herrschaftsgelüste des habsburgischen Hauses den Kampf aufnahmen und die Grundlage zur schweizerischen Eidgenossenschaft legten."

Die nähere Beweisführung für diese Sätze muß man im Buche selber nachlesen. Ohne Zweifel behauptet die hier ausgesprochene Ansicht eine richtige Mitte, denn an einen rein revolutionären Ursprung der Eidgenossenschaft ist eben so wenig zu denken, als an einen utopischen Urzustand jener Thäler. Es handelte sich hier, wie in so vielen andern Gegenden Deutschlands, um strittige Lokalrechte. Es war ein einfacher Prozeß, dem das Faustrecht, wie auch anderwärts, zu Hülfe kam. An diesen Prozeß umfassende Staatstheorien zu gründen und ihn zum Ideal eines Sieges der Freiheit über die Tyrannei zu machen, fiel keinem Zeitgenossen ein.

Epische Dichtkunst.

Der gute Gerhard von Köln. Erzählung von Karl Simrock. Frankfurt a. M., Brönner, 1847.

Nach einem altdeutschen Gedicht des Rudolf von Ems, aber mit Recht frei behandelt, weil das Original etwas zu weitläuftig ist. Es gehört jener eigenthümlichen Gattung von volksthümlichen Idyllen an, in denen das deutsche Gemüth seinen Ausdruck suchte, nachdem die rauhere Heldenzeit vorüber war. Dahin gehört der arme Heinrich des Hartmann von Aue, die Griseldis, die Königin Hildegard &c. Nicht mehr Heldenkraft oder List, wie in den alten Sagen, noch auch Heiligkeit und übermenschliche Askese, wie in den Legenden, sind der Stoff dieser mehr dem Genre sich nähernden Dichtungen, sondern Herzensgüte, Gemüthlichkeit, das rein Menschliche und Nationale.

Im guten Gerhard lernen wir einen reichen Kaufmann von Köln kennen, welcher dem Kaiser durch einen Engel als derjenige bezeichnet wird, der weit größern Ruhm vor Gott genieße, als er, der Kaiser, selbst, obgleich der letztere eine prachtvolle Kirche gegründet hatte und sich einbildete, der Frömmste in seinem Reiche zu seyn. Gerhard selbst mußte herbeikommen und seine Geschichte erzählen. Er berichtet nun, wie er einst mit reichem Gut auf der See geworfen und bei den Heiden gelandet sey. Diese hätten ihn gut aufgenommen, um Handelsverbindungen anzuknüpfen und ihm für seine Waaren zum Preise die Befreiung der hier gefangenen Christensklaven angeboten. Unter den Gefangenen aber waren vierundzwanzig Ritter aus England und fünfzehn reizende Jungfrauen, unter denen die schöne Prinzessin Irene von Norwegen vor allen glänzte, die junge Gemahlin des verloren gegangenen Königs Wilhelm von England:

Wilhelm den König reich,
Den brachten sie gen Bergen
Zu Norweg in dem Reich.
Da ward zu Weib gegeben
Ihm König Reinmunds Kind;
Du sahst sie sitzen eben
Bei vierzehn Frauen lind.

Der Sturm mit Ungewittern
Warf sie an diesen Strand
Mit vierundzwanzig Rittern,
Der Zier von Engelland.

Sie alle kauft nun Gerhard und bringt sie nach Köln. Die Ritter entläßt er, Irenen aber behält er in seinem Schutz, bis König Wilhelm sich wieder finden werde. Aber nirgends ist eine Kunde von ihm einzuholen. Da endlich entschließt sich die schöne Irene, Gerhards blühenden Sohn zu heirathen. Aber am Hochzeittage kommt Wilhelm in Bettlersgewand in sein Haus und gibt sich zu erkennen. Gerhard begrüßt ihn mit Freuden und gibt ihm die Braut zurück, seinen eignen Sohn aber tröstet er:

Da sprach ich: „Sohn, gehabe
Dich nicht so kummerhaft.
Es kann dir Trost und Labe
Wohl schicken Gottes Kraft.
Wenn sie nicht lieb dir wäre,
Was thätest du für ihn?
Nach deines Opfers Schwere
Wird dir der Lohn verliehn."

Er sprach zuletzt mit Weinen:
„Mein Vater, wohl, es sey.
Um deinen Herrn und meinen,
Um dich laß ich sie frei.
Auch soll es Ihr geschehen
Zu Lieb, ob mir zu Leid:
Wohlan, laß mich ihn sehen,
Der meine Liebe freit."

Gerhard thut noch mehr. Er geht voraus nach England, wo alles in Abwesenheit Wilhelms drüber und drunter gegangen ist. Da ihn die vierundzwanzig Ritter nun wiedererkennen und ihren Wohlthäter als weisen Mann kennen, wollen sie ihn selbst zum König wählen; aber er schlägt diese Ehre aus und stimmt sie für den wiedergefundenen König Wilhelm. So stellt er durch seine Großmuth und Güte das Glück des getrennten Königspaares wieder her und begnügt sich mit dem Bewußtseyn, rechtschaffen gehandelt zu haben. Der Kaiser, der die ganze Geschichte mit Rührung angehört, erkennt nun, daß sein großer Kirchenbau allerdings nicht so viel Verdienstliches habe, als die Handlungsweise des Kölner Kaufmanns:

Als ich mich selbst gepriesen
Um meine milde That,
Da hat an dich gewiesen
Mich Gottes süßer Rath.
Von Dir sollt ich erlernen
Was Güt und Milde heißt
Und nimmer mich entfernen
Von reiner Demuth Geist.

Wohl bist du gut, es blühte
Dir wie ein Mandelreis
Das Herz in reiner Güte;
Drum laß ich dir den Preis.
Kein Lohn hat dich bewogen,
Kein Ruhm, kein Lob der Welt,
Dich hat das Herz gezogen:
Das ist was Gott gefällt.

Man erkennt aus dieser lieblichen Dichtung, wie aus dem armen Heinrich und der Griseldis, wie gut sich unsere Vorfahren auf das verstanden, was man eine schöne Seele nennt. Es gereicht unserer modernen Poesie zur Beschämung, daß in ihr der Egoismus mit so viel Dreistigkeit sich hat geltend machen dürfen und daß jene Seelenschönheit des Mittelalters uns so ganz entfremdet worden ist.

Reklamation.

In Bezug auf unsere Anzeige des Werkes: Vaterländische Geschichte des Elsasses von Prof. Strobel, fortgesetzt von der Revolution an bis auf die neueren Zeiten von Prof. L. H. Engelhardt, Straßburg 1846 (Nr. 17 unserer diesjährigen Blätter), bemerkt uns Herr Engelhardt, daß die Voraussetzung, er und Herr Strobel seyen Staatsdiener, eine irrige sey. Wir haben darauf zu erwidern, daß uns doch nur jene unschuldige Voraussetzung die Haltung des Buches erklären zu können schien. Herr Engelhardt hebt ferner hervor, daß sein Antheil an dem Geschichtswerk erst mit dem Jahr 1789 beginnt, was wir auch niemals mißverstanden haben, da es ja auf dem Titel steht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 34. Dienstag den 11. Mai 1847.

Humoristische Literatur.

Die Chronik von Kleefeld, nebst einigen Nachrichten von dem Einsiedler von Sattheim. Von Douglas Jerrold, Herausgeber des Punch, Verfasser der Gardinenpredigten. Aus dem Englischen. Leipzig, Brockhaus und Avenarius, 1847.

Ein geistvolles Buch, aber doch nicht so erquicklich, wie es die Meisterwerke der ältern englischen Humoristen zu seyn pflegen. Das Portrait des Einsiedlers ist sogar abschreckend, nämlich das Bild eines Fressers von der widerlichsten Gemeinheit, aus dem man nachher, wenn man das Buch selbst gelesen hat, vergeblich die feinen Charakterzüge, die der Dichter in ihn hineinlegt, wiederzufinden sucht. Aber warum muß denn überhaupt der Weise, den der Dichter so fein und vernünftig reden und die Thorheit der Menschen so witzig durchnehmen läßt, selbst ein epikuräisches Schwein seyn? Seine Weisheit trieft von britischem Fett, indischen Saucen, Tokaier ꝛc. Er ist in eine Burg von Speisevorräthen, dem Köstlichsten aus allen Welttheilen, eingemauert. Ehe er spricht, muß er erst fürchterlich gegessen haben. Der Geist, glaubt er, muß gedüngt werden, denn er ist eine Blume, die auf dem Mistbeet des Unterleibes wächst.

Doch hören wir den Dichter selbst, wie er seinen Helden abschildert. „Der Einsiedler schien zwischen fünfzig und sechzig Jahr alt zu seyn — aber näher den Sechzigen. Er hätte schlank ausgesehen, wenn ihn nicht seine breiten Schultern und sein dicker Bauch hätten anders erscheinen lassen. Seine Arme waren kurz, stark und sehnig und versehen mit einer Faust, die einen Eber und einen schlauen Advokaten hätten würgen können. Durch und durch war er ein derbes Stück von einem Manne, straff und rüstig. Sein Gesicht war dick und rund mit einem fetten speckigen Schein. Die breiten rothen Backen hatte gutes Leben hier und da mit Diamanten besetzt. Wie die Edelsteine nach einiger Leute Behauptung nichts Anderes seyn sollen als eine Krystallisation der kostbarsten Stoffe, gezogen und destillirt aus der Mutter Erde, so waren die Rubinen, welche auf den Backen des Einsiedlers glühten, nichts als die verhärteten fleisch gewordenen Säfte des schnellen Rebes — die flüchtigen Geister der Rebe. Der Einsiedler hatte keine Nase; keine, verehrte Damen, ganz und gar keine. Es war ein kleiner Knoten Fleisch vorhanden, ähnlich einem kleinen in Wein getauchten Pilz, der bescheiden wie ein Veilchen zwischen des guten Mannes Backen stand und durch den man ihn hat niesen hören. Aber die Unverschämtheit in eigener Person konnte dieses Stück Fleisch nicht eine Nase nennen. Des Eremiten Mund besaß die ganze Geräumigkeit unbegrenzten Wohlwollens; er war groß und breit, wie eine alte Tasche. Die Unterlippe hatte ein Ansehen saftiger Schwere, als sänke sie von Ueberreife wie eine Pfirsich, die in der Sonne platzt. Seine Zähne — nur einen hatte er verloren, wie wir später erfuhren, im aktiven Dienst gegen einen Straßburger Schinken — waren regelmäßig wie eine Linie Infanterie und nicht weniger gefährlich. Die Stirn war breit, das schwarze Haar dämmerte ins Grau hinüber, außer einer einzigen alleinstehenden Locke auf der Stirn, die noch rabenschwarz war. Die Augen waren klein und lagen so tief, daß kein Mensch jemals das Weiße derselben erblickt hat; sie blitzten wie schwarze Perlen aus purpurnem Fleische. Das ist ein schwaches Bild des herrlichen lebendigen Gesichtes: und jedes Fleckchen desselben glänzte, als wäre es mit Opferfett gesalbt.“ Das ist nun der Mann, dessen gefräßigem Munde die witzigen Reden entströmen, die das Buch ausfüllen.

Der Einsiedler erzählt Bruchstücke aus seiner Lebensgeschichte, die durchgängig phantastisch und mährchenhaft gehalten sind. Einmal erzählt er, eine geflügelte Flasche, der er nachgerannt und die er endlich erhascht, habe ihn fortgezogen in das fabelhafte Land „Wieeseuchgefällt“, ein modernes Utopien. „Da gab es einen Herzog von Menschenlieb; einen Marquis von Mitgefühl, einen Grafen von Gutherz, einen Baron von Gastlichkeit u. s. w. Rührend war auch die Heraldik von Wieeseuchgefällt. Das königliche Wappen war die Barmherzigkeit, die ein verwundetes Lamm heilt, mit dem Motto: Dieu et paix. Die Kutschenschläge der Aristokratie habe ich Festtags oft stundenlang betrachtet und die Thränen sind mir in die Augen getreten und mein Herz wurde weicher von dem Anschauen. Da gab es keine Löwen, Greife, Panther, Luchse, — keine Schwerter und Dolche — keine Aufmunterungsworte Menschen zu tödten. O nein! ein Adeliger hatte in seinem Wappen ein großes Weizenbrod mit dem Motto: „Nimm und iß.“ Ein anderer eine Hand mit einem Geldbeutel und darunter die Worte: „Wer will?“ Ein anderer ein Feldbett mit der Unterschrift: „Dem müden Wanderer.“ Wieder ein Anderer ein warmes Kleid mit dem Motto: „Neue Kleider für alte Lumpen.“ O, ich könnte tausend solcher Wappen nennen, die alle auf die liebenswürdigste Weise das sanfte weiche Herz des Adligen verriethen und mit der kurzen Einfachheit wahrer Liebe die Hungrigen, Armen, Müden und Kranken einluden zu kommen, zu essen und frohen Herzens zu seyn. Und diese Leute waren der Adel von Wieeseuchgefällt, und keinem Hunde fiel es ein, ihm seine demokratischen Zähne zu weisen.“ Eben so vortrefflich war das bürgerliche Leben. In Handel und Wandel herrschte die größte Ehrlichkeit. „Ein hübsches Pferd habt Ihr da, sagte der Bauer. — Hübsch genug auswendig, erwiederte der Pferdehändler. — Ich will Euch zehn Stückchen

dafür geben, sagte der Bauer. (Das Stückchen ist so viel wie unser Pfund.) — Nein, das gebt Ihr nicht, antwortete der Pferdehändler, denn das Pferd scheut, stolpert und ist etwas engbrüstig. Bei alledem ist es vier Stückchen werth. — Ihr habt es gesagt, rief der Bauer." Kurz, es ist alles musterhaft in diesem Lande und das Beißende der Satire liegt darin, daß das, was wir alle als recht und gut anerkennen, uns in fabelhafter Ferne steht und im Reich des Unmöglichen liegt, während das, was wir alle als unrecht und schlecht erkennen, unser wirklicher Zustand ist.

Etwas derber ist die Vergleichung der Philosophen mit dem Schweine. „Das Schwein, Herr, sagte der Eremit, ist ein wunderbarer Philosoph. Ein Philosoph! Wir geben ihm häßliche, schmutzige Namen; schimpfen es ein faules und dummes Ding. Das sieht der vorschnellen Unwissenheit des Menschen ähnlich; ich betrachte das Schwein als den Philosophen unter den Thieren, ja als den Diogenes der vierbeinigen Geschöpfe. Ueberlegen Sie, Herr. Betrachten Sie das Benehmen eines Schweines. Sehen Sie es an mit seiner offenherzigen Dummheit oder was oberflächlichen Denkern als Dummheit erscheint. Betrachten Sie es, wie es sich in der schmutzigen Gosse herumwälzt; sehen Sie es an bei den Wohnungen der Menschen, selbst wohin das Fieber gelangt, zuweilen leider der freundlichste Helfer der Armuth. Sehen Sie es an, wie es mit seiner breiten zuckenden Schnauze an der Schwelle der niedrigsten Bettler schnüffelt. Mit welchem Appetit es einen Kohlstrunk zerkaut! mit welchem Grunzen der Dankbarkeit es die Brosamen der Allerärmsten hinnimmt! Nichts, was der Zahn zerreißen kann, wird von diesem guten Schweine verachtet. Es wird fett und wohlschmeckend von einem Düngerhaufen; — ja wühlt sogar mit hoffnungsvoller Entdeckungslust in einem Haufen Asche. Das sind schlechte Gewohnheiten; ekelhafte, häßliche, entwürdigende Sitten. Und doch, was ist die Frucht davon? Nun sehen Sie, Herr, das ist die Frucht — das; und der Eremit schlug mit dem Messer auf eine gewaltige Speckseite. Unser Philosoph betrachtet den Menschen und lernt von ihm, und nur wenn er wißbegierig ist, alles Thun vom edelsten bis zum niedrigsten des Thieres zu erfahren, ist dieser Philosoph seines Namens würdig. Er bearbeitet und läutert seine Erfahrungen, die er auf Landstraßen und in Gäßchen, in Hütten und Wohnungen unter der Erde gesammelt hat, und dann hinterläßt er den Inbegriff dieser verdauten Weisheit als mündliches System oder als geschriebenes Buch. — Nun sehen Sie, Herr, was der Speck im Verhältniß zum Schweine ist, ist Plato's Buch im Verhältniß zu Plato: ein anmuthiges saftreiches Stück, gezogen und geläutert und destillirt aus den abscheulichsten Dingen der Welt zum Nutzen der Weisheit der Welt. Wenn die gnädige Frau den Burschen Schwein im Graben sich wälzen und schnüffeln sieht, so rümpft sie die Nase und zuckt die Achseln über seine Schmutzigkeit Und siehe da, wenn desselbigen Schweines Keule, duftend von Salbei und patriarchalischer Zwiebel, auf dem Tische raucht, schickt dieselbe gnädige Frau ihren Teller dreimal danach. So ist es auch mit den Philosophen und den großen Geistern der Welt. Sie haben gelebt und sind gestorben unbeachtet und verachtet in dunkeln Winkeln; und später erquickt man sich an ihnen in Prunkgemächern."

Eine echte Fabel in klassischem Styl ist das Mährchen von der Wahrheit, die im Brunnen wohnte und davon das Wasser so bitter wurde, daß Niemand mehr davon trinken wollte und alles die Wahrheit gleichsam mit Recht wie ein Gift scheute und verfolgte.

Zu den weniger witzigen Parthien des Buchs gehört die lucianische Abschweifung in die Unterwelt, wo verschiedenen Todten humoristische Strafen oder Beschäftigungen zugewiesen werden. Ein ränkevoller Advokat muß Raupengespinnste zerstören und gefangene Fliegen aus Spinnenweben befreien. Ein großer Feldherr, der viele Schlachten gewonnen, muß jetzt Kegelspielern die Kegel aufsetzen; ein berühmter Minister schnitzt Kindern Kreisel ꝛc.

Unterhaltend, aber nicht originell ist des Eremiten Aufenthalt in Gullivers Riesenland. Er kommt mit mehreren andern eiteln und stolzen Europäern zu den kolossalen Weibern, die mit ihnen wie mit kleinen Kindern spielen und zu ihrem unaussprechlichen Verdruß ihren Rang und Stand, ihre Bildung und Mannheit ignoriren. Das haben wir aber schon in Swifts unübertrefflichem Werk gelesen.

Komisch ist die Beschreibung einer Schlacht: „Die beiden Armeen standen kampfbereit auf der Wahlstatt, als der Gott des Lachens — dessen Altar während der Vorbereitung auf den Krieg arg verachtet und vernachlässigt worden war — der Sache ein Ende zu machen und die Allesumkehrer wieder zu Witz und Verstand zu bringen beschloß. Der Gott sah auf die Heere mit einem trüben Lächeln hinab, dann hielt er sich mit den Händen den Bauch und brach in ein donnerndes Gelächter aus. Auf dieses Zeichen ertönten die Trompeten ein Mal und nur ein Mal, und die beiden Heere kamen zum Handgemenge. Aber es zeigte sich kein Rauch, kein Feuer. Die Kanonen blieben stumm, die Flinten schwiegen; denn Sie müssen wissen, daß die Allesumkehrer damals schon alle Waffen besaßen, die wir seitdem in unserer Miniaturwelt erfunden. Dann hätten Sie sehen können, wie die Soldaten im Sturmschritt vorrückten und ihre Bajonnette harmlos an den Bäuchen der Feinde zerbrachen. Und manche drehten die Waffe um und schlugen mit dem Kolben den Feind in die Zähne, und der Feind blieb erstarrt stehen und leckte sich den Mund. Weßwegen? fragen Sie; ich will es Ihnen sagen. Der Flintenkolben war nicht mehr von Nußholz, sondern durch die Gnade des großen Gott Jocus saftige Fleischwurst, die den Geist des Genusses im Herzen des Menschen wach rief, wie sie seine Nase traf. Auf diese Weise waren alle Dinge verändert. Dort nahm ein Soldat eine Patrone heraus und biß sie mit blutgierigem und todtesgrimmigem Blicke ab. Augenblicklich veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts in Lieblichkeit und Zufriedenheit, denn aus der abgebissenen Patrone floß ein köstlicher Saft dem Krieger in den Mund und durchdrang sein steinhartes Herz und gab ihm menschliche Weichheit. Dort sog ein Grenadier an seinem Bajonnet wie ein kleines Kind an einem Zuckerstengel, und weßhalb? — Der große Gott Jocus hatte die tödtende Waffe in Zuckerkand verwandelt. Die kleinen Trommeln waren zu Geleetöpfen geworden und die kleinen Tamboure aßen davon und bemalten ihre glatten Gesichter mit Johannisbeeren und Himbeeren von mehr als martialischem Roth. Große Trommeln nahmen Form und Geschmack von Rinderstößen an, und in einem Nu waren die Pauken in getrocknete Büffelbuckel verwandelt. Die Pionniermützen wurden zu Weinkühlern und ihre Schurzfelle zu damastenen Servietten. Grauköpfige Offiziere verschlangen ihren Degen, der in Maccaroni verwandelt worden. Ein Beckenschläger verzehrte seine plötzlich zu Ratafiateig gewordenen Becken. Was Pulver gewesen schüttete man als kleine Zuckerplätzchen in den Mund; die Kartätschenkugeln waren Zuckerpflaumen geworden und machten Reiterei und Fußvolk große Freude ꝛc."

Ein gutes Mährchen ist ferner die Geschichte des Krämer Pugwash, der allen Leuten Kredit gab und Niemand etwas abschlagen konnte, daher auch nie reich wurde, bis der Teufel seine Seele in den Geldkasten bannte, von welcher Zeit an er sowohl reich, als schlecht wurde. — Gar anmuthig ist auch

die Liebesgeschichte zwischen zwei alten Jungfern und zwei Taxusbäumen, welche jene zu ritterlichen Gestalten hatten zustutzen lassen.

Am Schluß noch eine gute Humoreske. Der Teufel kommt und beschwert sich aufs bitterste, daß die Menschen ihm alles Böse aufbürden, was sie doch nur selbst ersinnen und aus freien Stücken thun. Wenn es nur das Böse allein wäre, so hätte es nichts zu sagen; aber daß sie ihm auch ihre Dummheiten aufladen, das sey zu arg.

Sternkunde.

Astronomische Briefe. Von Dr. J. H. Mädler, k. russ. Kollegienrath, Prof rc. Mitau, Reyher, 1846.

Die früher in der Allgemeinen Zeitung mitgetheilten Briefe, die sich eines so allgemeinen Beifalls erfreuten, erscheinen hier nochmals überarbeitet und vervollständigt. Vollkommen Meister seines Fachs, und zugleich im Ausdruck klar und allgemein verständlich, legt der würdige Verfasser dem größern Publikum hier alles vor, was die Astronomie an allgemein wissenswürdigen Resultaten aufzuweisen hat.

Wir heben aus diesen trefflichen Erörterungen nur einige Bemerkungen hervor, die ein besonderes Interesse für unsere Zeit darbieten. Seitdem in Physik und Chemie eine großartige Erfindung auf die andere folgt, hat man auch für die Astronomie überraschende Erfolge davon gehofft. Namentlich die neuen Entdeckungen im Gebiet der Optik schienen dafür wichtig zu seyn. Daß sich Daguerre's Verfahren auf die Abbildung der Himmelskörper anwenden ließe, wer konnte daran zweifeln? Herr Mädler schlägt die darauf gegründeten Hoffnungen mit wenigen Worten nieder. „Verfasser dieses wurde von einigen theilnehmenden Freunden alles Ernstes bedauert, daß er sechshundert Nächte an die Anfertigung einer Mondkarte gesetzt habe, die man doch nun ohne alle Mühe und viel genauer werde erhalten können. Meine Hoffnungen in dieser Beziehung sind viel beschränkter: sie bestehen darin, daß es vielleicht noch einst ermöglicht werden möchte, Bilder der Sonnenflecke auf daguerreotypischem Wege zu erhalten. Freilich ist noch manche nicht geringe Schwierigkeit zu besiegen, ehe man an diesen Versuch gehen kann, wenn man nämlich nicht bloß ein Bild à toute condition erzeugen, sondern eine Darstellung haben will, wie die heutige Astronomie sie fordern muß. Ich will nur an das Eine erinnern, daß es nämlich nothwendig ist, dem Daguerreotyp während der Operation eine Bewegung um seine Axe zu geben, welche der gleichzeitigen scheinbaren Bewegung der Sonne am Himmel (die keineswegs eine einfache und gleichförmige ist) genau entspricht. Beim Monde ist die strenge Erfüllung dieser unerläßlichen Bedingung geradezu unmöglich."

Eine zweite sehr praktische Bemerkung betrifft Seite 251 die Lithographien, womit astronomische Werke illustrirt werden. Der Verfasser bedauert, daß sie fast durchgängig ungenau sind und daß erst in ganz neuester Zeit z. B. von den großen Nebelflecken Abbildungen geliefert worden sind, die einigermaßen den Kenner befriedigen. Es wäre höchst wünschenswerth, einen astronomischen Atlas in guten Lithographien erhalten zu können, und Niemand würde sich zu dessen Herausgabe besser eignen, als Herr Mädler selbst, wenn er sich dazu geschickter und gewissenhafter Künstler bediente.

Ueber die Centralsonne, die große Entdeckung, welche Herr Mädler seither gemacht hat, enthalten diese Briefe noch nichts, ja Seite 475 lesen wir sogar: „Schon oben bemerkten wir, daß sich keine Centralsonne finden wolle, die dem Fixsternsystem das sey, was die Sonne den Planeten ist: die gegenwärtigen Betrachtungen dürften zu dem Schlusse führen, daß wir auch nach keiner zu suchen haben." Scherzte der Verfasser, indem er damals schon eifrig nach der Centralsonne forschte, oder wollte er ein Resultat nicht einmal erwarten, bevor er es wirklich gefunden?

Die neuen und originellen Ansichten des berühmten Verfassers knüpfen sich größtentheils an die Untersuchung über die Planeten an. Aus diesem Anlaß reißt der Verfasser seinen Leser auch aus mancher angenehmen Täuschung heraus, indem er viele Behauptungen des ältern Planetenforschers Schröter als unzuverlässig beseitigt. Namentlich sind dessen Höhenbestimmungen der Berge auf der Venus rc. viel zu übertrieben; eben so die Annahme einer ungeheuern Ausdehnung der Atmosphäre bei einigen Asteroiden. Schröters berühmtes großes Fernrohr zu Lilienthal lieferte immer stark fluktuirende Bilder, wie am augenscheinlichsten seine Mondkarten darthun. Da zog sich leicht etwas in die Höhe oder Länge. — Am anziehendsten und originellsten ist, was Herr Mädler über den Saturn sagt. Er gibt eine ganz neue Theorie von dem Verhältniß des Ringes oder der Ringe zum Centralkörper. „Die Ringe des Saturns bestehen aus dem breiten inneren und einer noch nicht bestimmten Zahl äußerer sehr schmaler, die auch zugleich etwas weniger hell als der innere erscheinen. Auf Saturns Scheibe ist das Ringsystem leicht sichtbar durch den Schatten, den es auf ihn wirft, und durch die hellere Farbe des innern Ringes. Nur an der innersten Kante dieses innern Ringes zieht sich gleichfalls eine graue Schattirung rings herum und erschwert beträchtlich die genaue Messung der Ringbreite, so wie seines Abstandes vom Hauptplaneten. Die Farbe dieser grauen Schattirung ist auffallend ähnlich mit der des grauen Streifens auf Saturn. Es sey mir erlaubt, hier einen Erklärungsversuch zu geben. Wenn gleich die geringe Dichtigkeit des Saturn es unmöglich macht, daß unser Wasser in irgend beträchtlicher Quantität auf seiner Oberfläche sich befinde, so hindert dieß doch nicht, das Daseyn einer verwandten und den allgemeinen hydrostatischen Gesetzen unterworfenen Flüssigkeit dort anzunehmen. Nun wird nothwendig Saturn auf seinen Ring, und dieser wiederum auf ihn, eine sehr starke Anziehung ausüben müssen, und zwar wird diese gegenseitige Anziehung ihr beständiges Maximum in der Aequatorzone Saturns und an der innersten Kante des Ringsystems haben. Diese beiden Stellen müssen als eine permanente Fluth zeigen, und zwar eine Fluth, viele tausend Mal stärker als die, welche der Mond auf unserer Erde erzeugt. Ein gewaltiger Wellenring also wird diese beiden Zonen rings umfassen, und leicht ist es denkbar, daß dieser Wellenring die gesammte Masse der Flüssigkeit in sich vereinigt, und die übrigen Theile der Kugel wie des Ringes davon entblößt; wenigstens so, daß alle Flüsse der Kugel ihre Richtung gegen die große Aequatorfluth, und alle auf dem innern Ringe befindlichen sie gegen die innere Kante nehmen. — Die übrigen Ringe sind zu schmal und zu weit vom Saturn entfernt, als daß die Differenz der Anziehung auf ihre einzelnen Kanten sich so merklich machen könnte, und überdieß von der Erde aus nur sehr mühsam zu beobachten. Doch kann man deutlich wahrnehmen, daß die innere Kante des zweiten Ringes — vom Saturn aus gezählt — weit weniger scharf begrenzt erscheint als die äußere des ersten. Die physische Existenz auf den Ringen muß überhaupt eine sehr eigenthümliche seyn. Ueber die höchst sonderbaren Tag- und Nachtwechsel auf ihnen ist schon im Vorigen gehandelt; wir fügen noch hinzu, daß in

Folge der Anziehung der Saturnskugel der Fall der Körper dort eine schräge Richtung annehmen muß, so daß die (physisch) senkrechte Richtung nicht normal auf den Horizont steht. Die Bewegung saturnabwärts muß bei weitem mehr Kraftanstrengung erfordern, als die entgegengesetzte. Allgemein betrachtet, sind übrigens sowohl auf Saturn als auf seinen Ringen alle Bewegungen viel leichter, als auf unserer Erde, und ein Vogel, der es hier nur zum Flattern bringt, würde dort im raschen Fluge sich bewegen können." Was die sonderbaren Tag- und Nachtwechsel betrifft, so bemerkt Herr Mädler darüber Seite 221, der Ring oder die Ringe haben je auf einer Seite $14^7/_{10}$ Jahre hintereinander Tag und auf der andern Seite so lange Nacht; weil aber der Schatten des Centralkörpers auf die Tagseite der Ringe fällt, so ist der Tag innerhalb $10^1/_2$ Stunden jedesmal durch eine kurze Nacht, die jener Schatten bewirkt, von nicht mehr als 2 Stunden 8 Minuten unterbrochen. „Aber den überraschendsten, großartigsten Anblick müßte uns ein Standpunkt auf der inneren Kante des inneren Ringes gewähren. Man denke sich im Zenith eine enorme Kugel, die den achten Theil der Fläche des ganzen Himmelsgewölbes einnimmt und unsere Sonne an scheinbarer Größe zweiundzwanzigtausendmal übertrifft. Die Durchmesser sind 82° in der Richtung des Aequators und 73 in der Polarrichtung. Einen eigentlichen Horizont hat ein solcher Beschauer nicht nach allen, sondern nur nach zwei Richtungen hin, nämlich nach Süd und Nord; nach Ost und West dagegen breitet sich der Boden, auf dem er steht, unbegrenzt aus und zum Himmelsgewölbe empor. Diese beiden Bögen verlieren sich in ungeheuerer Höhe und schließen hinter der Riesenkugel zusammen — ein Himmel mit Landschaften in ununterbrochener Fortsetzung des tragenden Bodens und den eigentlichen gestirnten Himmel in zwei gesonderte Stücke theilend. Zwei Stücke dieses Riesengewölbes, die ihren Ort schnell verändern, leuchten im Sonnenschein, für den übrigen Theil wechseln Saturnsschein, Dämmerung und volle Nacht mit einander ab. Nirgends, weder auf der Erde noch in der gesammten Planetenwelt, gibt es ein Panorama, wie dieses."

Wenn Herrn Mädlers Scharfblick sich einmal in die Sternhaufen vertiefen wollte, in denen viele Sonnen dichtgedrängt beisammen stehen, in regelmäßigen Gruppen, zum Theil mit farbigen Centralkörpern, so würde er uns auch von diesen so klare Anschauungen entwerfen können, wie hier vom Saturn.

Novelle.

Der Kampf des Lebens. Eine Liebesgeschichte von Boz (Dickens). Mit 4 Federzeichnungen. Leipzig, Lorck, 1847.

Dickens hat dieses kleine Familiengemälde in seiner besten Laune geschrieben. Der Eingang überrascht durch poetische Schönheit. „Vor langer, langer Zeit — es kümmert uns wenig wann und wo in England — wurde eine heiße Schlacht geschlagen. Sie wurde geschlagen an einem langen Sommertage, als das wogende Gras grün war. Manche wilde Blume, geschaffen von des Allmächtigen Hand zu einem duftenden Pokal für den Thau, sah an diesem Tage ihren bunten Kelch überschäumen von Blut, und starb schaudernd. Manches Insekt, das seine zarte Farbe von unschuldigen Blättern und Kleidern hatte, wurde an diesem Tage neu gefärbt von sterbenden Menschen und bezeichnete seine hastige Flucht mit einer unnatürlichen Spur. Der bunte Schmetterling trug auf dem Rand seiner Flügel Blut in die Luft. Der Bach fluthete roth dahin. Aus dem zertretenen Erdboden wurde ein Sumpf, wo in trüben Pfützen, die sich in den Spuren von menschlichen Füßen und Pferdehufen gesammelt, die überall vorherrschende Farbe unheimlich in der Sonne schimmerte. Der Himmel bewahre uns vor dem Anblick eines Schauspiels, wie es der Mond auf dieser Wahlstatt sah, als er über den waldumsäumten schwarzen Hügelrücken im Hintergrund heraufkam und auf das Blachfeld herabblickte, besät mit himmelwärtsgerichteten Gesichtern, die voreinst an Mutterbusen Mutteraugen angelächelt oder ruhig geschlummert hatten. Der Himmel bewahre uns vor den Geheimnissen, welche der mit Leichengeruch beladene Wind über dem Schauplatz von dieses Tages Arbeit und dieser Nacht Tod und Leiden flüsterte. Mancher einsame Mond glänzte auf diese Wahlstatt, mancher Stern blickte trauervoll darauf nieder, mancher Wind aus jeder Weltgegend wehte darüber hin, ehe die Spuren dieses Kampfes verschwanden." Dieser Eingang läßt ein etwas düsteres Gemälde erwarten, allein der Dichter wendet sich sogleich den heitern Scenen des Friedens und Glückes zu, die sich lange Zeit nachher auf demselben Schlachtfelde zutrugen. Jede Erinnerung an die alten Kämpfe war erloschen, friedliche Wohnungen, lachende Gärten erhoben sich über den vergessenen Gräbern, und darin lebten frohe Menschen.

Dickens führt uns in die Familie eines Doktors ein, der vergnügt mit seinen zwei schönen Töchtern auf dem Lande lebt, ein wenig Sonderling ist, das ganze Leben bloß für einen Spaß hält, und ein Paar nicht minder an die Karikatur streifende alte Freunde hat. Es ist der Geburtstag seiner Tochter Marion; die beiden Schwestern tanzen unter einem Apfelbaum, der Vater, die Freunde, Alfred, Marions Geliebter, kommen dazu und ein heiteres Mahl endet den schönen Tag. Nun ziehen zwar einige schwere Gewitterwolken am Himmel auf, indem in Alfreds Abwesenheit der schöne und reiche, aber durch liederliche Verschwendung herabgekommene Warren die kleine Marion ver- und entführt; allein das Abenteuer schlägt gut für Beide aus, indem Warren sich bessert und als wackerer Ehemann die schöne junge Frau zum verzeihenden Vater zurückbringt, Alfred aber hinlänglich durch die Liebe von Marions Schwester getröstet wird, die ihn vom Anfang an mehr liebte, als Marion.

Die Federzeichnungen könnten besser seyn. Das sind verzwickte Stellungen, Kopfneigungen, Leibbiegungen und Drehungen besonders auf dem ersten und zweiten Bildchen. Ueberhaupt läßt sich von ästhetischem Standpunkt aus gar viel gegen diese neue Manier der englischen Illustrationen sagen. Wir sprechen nicht von den schlechten Nachahmungen derselben in deutschen Uebersetzungen, bei denen freilich die Schuld des Häßlichen nicht den Engländern zufällt. Allein auch in den englischen Originalen herrscht eine Mischung von koketter Sentimentalität (vorzüglich in den jungen weiblichen Gestalten) und plumper Karikatur (vorzüglich in den männlichen und älteren Gestalten) vor, deren Elemente allzu heterogen sind, als daß sie zusammen paßten. Wir verlangen entweder den Eindruck des Grotesken und Burlesken oder den Eindruck des Edlen und Sentimentalen allein. Wenn Dickens die zärtliche Tochter um den wackern unglücklichen Vater besorgt schildert, so neigt sich das Herz des Lesers zur Rührung; wenn er aber auf dem Bilde daneben ein hinschmachtendes sylphenartiges Wesen neben einer lächerlichen, zuweilen sogar ekelhaften Karikatur sieht, so weiß er nicht mehr, ob er lachen, weinen, oder sich ärgern soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 35. Sonnabend den 15. Mai 1847.

Schriften über die preußische Verfassung.

Anstatt den Cahiers, welche die Wähler in Frankreich den in die erste Nationalversammlung Gewählten als Richtschnur ihres Benehmens mitgaben, sind den preußischen Landtags-Abgeordneten von allen Seiten Broschüren in die Tasche gesteckt worden, von denen wir nicht entscheiden wollen, ob sie gerade die Meinung der berechtigten Wähler enthalten, die aber ohne Zweifel der vollkommene Ausdruck der sogenannten öffentlichen Meinung sind, nämlich das zusammenfassen, was auf allen Straßen theils gründlich, theils ungründlich, theils besonnen, theils unbesonnen, doch ziemlich in einer Richtung gesprochen wird. Alle ohne Ausnahme, selbst die gemäßigtsten, wollen Fortschritt. Allen steht die Rechtsfrage oben an. Die meisten halten sich an sie allein. Nur wenige denken neben dem Recht auch noch an die Wohlfahrt. Alle ohne Ausnahme gehen von der gleichsam unwillkürlichen und instinktartigen Voraussetzung des süddeutschen und französischen Repräsentativsystems aus, in entschiedenem Gegensatz gegen den Sinn des Patents vom 3. Februar und der königlichen Thronrede.

1) Preußen im Januar 1847 und das Patent vom 3. Februar, von Bülow-Cummerow (Berlin, Veit u. Komp.) ist in des Verfassers gewohnter Art einläßlich und rücksichtsvoll geschrieben. Herr von Bülow gehört zu den Wenigen, die in politischen Entwicklungen etwas mehr sehen, als einen Rechtsstreit. Er ist über das gemeine Plaidiren und Zanken hinaus zu der höheren staatsmännischen Bildung erhoben, die eines Staates und Volkes Lage umfassend beurtheilt. Wie es uns aber scheint, so überläßt er der Zukunft und dem Zufall etwas zu viel. Er redet in etwas zu allgemeinen Ausdrücken von der Weisheit des rechtzeitigen Nachgebens und des laisser faire. Indem er z. B. unbedingte Toleranz in kirchlichen Dingen empfiehlt, läßt er alle möglichen extremen Wechselfälle außer Berechnung, und stellt es gleichsam Gott und den Herren Uhlich und Rupp anheim, was weiter werden soll. Die Hoffnung nun, daß alles gut gehen werde, gewährt nicht hinreichende Bürgschaft. Der Fortschritt, von dem man nicht weiß, wo er am Ende ankommen wird, hat etwas Bedenkliches. Sich aufs gerathewohl treiben lassen, gleichsam im guten Glauben die Augen zudrückend, ist gefährlich. Herr von Bülow mißkennt das Abgründliche in dem kirchlichen Kampf, dem wir entgegengehen. Aber auch in Bezug auf die Verfassungsfrage hofft er von der Zukunft mehr Gutes, als er wagt, in festen Linien in sie hineinzuzeichnen.

2) Vier Fragen, veranlaßt durch die Verordnungen vom 3. Febr. (Leipzig, O. Wigand). Eine kleine radikale Schrift, in der ein gänzlich verändertes Regierungssystem verlangt wird.

3) Die neue Lage Preußens seit dem 3. Febr. (daselbst). In diesem Schriftchen wird bereits von einem goldenen Zeitalter geträumt, das durch den Uebergang Preußens in die Reihe der konstitutionellen Staaten für ganz Deutschland hereinbrechen soll.

4) Annehmen oder Ablehnen? Die Verfassung vom 3. Febr. beleuchtet von Heinrich Simon (daselbst). Hier wird dem vereinigten Landtag dringend empfohlen, er solle sich für inkompetent erklären und das Patent vom 3. Febr. gar nicht anerkennen, weil es den früher gegebenen Zusicherungen nicht entspreche. Auf ähnliche Weise verfuhren die Stände in Württemberg 1815 und 1817. Die Umstände gleichen sich aber in diesen verschiedenen Fällen nicht. Das Parlament eines großen Staats kann und muß anders handeln als das eines kleinen. Wir glauben, die rheinischen Deputirten hatten den ostpreußischen gegenüber ganz Recht, die Kompetenzfrage fallen zu lassen. Die Thatsache, daß man beisammen ist; das historische Ereigniß, daß der preußische Thronfolger einem Kaufmann aus Aachen in offener Versammlung Rede steht, ist mehr werth, als die Versprechungen von 1815, 1817, 1820 rc. und das Patent vom 3. Febr. zusammengenommen. Wenn man im Theater sitzt, frägt man nicht mehr, ob das Einlaßbillet blau oder roth gewesen ist?

5) Die preußische Verfassungsfrage, von Franz von Florencourt (Hamburg, Hoffmann und Campe). Herr von Florencourt zeichnet sich durch ein außerordentlich feines und richtiges Gefühl aus, wie er namentlich in seiner berühmten Naumburger Rede bewiesen. Auch hier vermissen wir dasselbe nicht. Er sagt mit sicherem Takt die unzweifelhafte Wahrheit, daß dem kühnen und gewagten Fortschritt, wie dem instinktartigen Zurückhalten, welche beide Momente in derselben Politik zusammentreffen, die Entschiedenheit fehle, und daß demnach dem Zufall viel zu viel überlassen bleibe. Anerkennung des guten Willens, wo er immer sich findet, große Billigkeit, aber auch der Ausdruck einer tiefen Sorge unterscheiden diese Schrift von allen andern, die über den nämlichen Gegenstand geschrieben sind.

6) Die Verordnungen vom 3. Febr. beleuchtet von Nauwerck (Leipzig, Mayer), eine Schrift von 6—7 Bogen, worin die Hauptwünsche der Partei des Fortschritts ziemlich klar zusammengefaßt sind, namentlich in Bezug auf die Rektifizirung des passiven Wahlrechts, auf Periodicität der Versammlungen, auf Steuerbewilligung, Verantwortlichkeit der Minister, Oeffentlichkeit und Preßfreiheit.

7) Die Aufgabe des ersten vereinigten Landtags in Preußen, beleuchtet von K. Biedermann (Leipzig, O. Wigand). Ebenfalls vom Standpunkt der Repräsentativverfassung aus ein Tadel dessen, was im Patent vom 3. Febr. einer solchen Verfassung zuwiderläuft, mit beigefügtem dringendem Wunsche, daß der vereinigte Landtag es sich zur Aufgabe machen möge, die Repräsentativverfassung zu realisiren.

8) Die preußische Verfassung und das Patent vom 3. Febr. von G. G. Gervinus (Mannheim, Bassermann), ist neben der sinnigen Schrift von Florencourt die beste unter allen, die uns vorliegen, durchaus geistreich, lebendig und entschieden. Indem sie alle Uebel, die aus der gewaltsamen Unterdrückung des patriotischen Geistes seit den Jahren 1815—1819 aus der Nichterfüllung früherer Zusicherungen, aus der Stagnation, aus der Wiederlehr des Jesuitismus, aus dem Einfluß der historischen Schule ꝛc. hervorgegangen sind, vortrefflich zu charakterisiren weiß, unterläßt sie andererseits auch nicht, die Beirrungen und Täuschungen der Fortschrittspartei zu bezeichnen. Nun kommt es aber gerade jetzt, indem die Reaktion immer mehr Terrain verliert und der Fortschritt einen großen Sieg erficht, darauf an, der fortschreitenden Partei das rechte Maaß und Ziel zu empfehlen. Wir freuen uns, nachdem Herr Gervinus unlängst in seiner Schrift über den Deutschkatholicismus den Standpunkt lutherischer Gläubigkeit als einen überwundenen bezeichnet hatte, ihn jetzt von den Ueberwundenen wenigstens mit vieler Achtung sprechen zu hören, mit einer Achtung, welcher ein starker Tadel der ungläubigen Partei beigesellt ist. „Ein Blick auf den Geist der Zeit von 1818, wie er sich in den Werken der Literatur, in dem Leben der Jugend, in den Idealen der Dichter und den Ideen der Philosophen zeigt, läßt uns noch vor 30 Jahren in Deutschland ein gesundes Geschlecht erblicken, das in einem religiös-hierarchischen Anflug nach Luthers Gläubigkeit strebte, das in einem ritterlich-aristokratischen Ausfluge Körperkraft und Seelenadel zu verbinden suchte, das in einem frischen konstitutionellen Monarchismus politische Ideale nährte, die mit der Wirklichkeit nicht unversöhnbar waren, das Wissenschaft und reine Sitten in seine Gelübde aufnahm und für Schillers ideelle Dichtung begeistert war. Dieß Geschlecht hat man unterdrückt, und nach 15 Jahren begann unsere Literatur einen andern Charakter anzunehmen, der jetzt in aller Ausbildung fertig steht. Es ist traurig zu sagen, aber nicht minder wahr, daß gegen den Standpunkt gehalten, den ein Theil unserer jüngsten Literatur und Philosophie in sittlicher, religiöser und politischer Beziehung eingenommen hat, die französische Literatur des vorigen Jahrhunderts, die Vorläuferin der Revolution, Voltaire's Deismus und Humanismus geradezu wie eine erbauliche Religion erscheint. Der herrschende Geist in dieser unserer Literatur, der reichsten in Europa, die nicht wie die französische des vorigen Jahrhunderts von Wenigen gepflegt und von Wenigen gelesen, sondern von allen gefördert, Allen zugänglich, von Massen ausgehend und zu Massen eingehend, verderblicher, leidenschaftlicher, ihrer Zwecke bewußter ist, hat sich mehr und mehr auf einerlei Ziel gerichtet: jeden Grundsatz und jede Sitte zu lockern, jedes Vorurtheil, aber auch zugleich jedes gesunde Urtheil zu zerstören, gegen alle bestehenden Dinge zu verstimmen, an die Stelle der Bildung Entsittlichung und Verwilderung zu setzen, die Gemüther mit der Macht des Bösen auszustatten, wo es auf Reformen ankommt das Prinzip aller alten Reformer zu verläugnen, die sich auf Tugend, auf edle Grundsätze und Wahrheiten stützten, schlechtes Leben als ein Zeichen der Kraft, Lüderlichkeit als das Kennzeichen des Genies auszugeben und hier und da gegen besseres Gefühl zu erheucheln. Man hatte der politischen Evolution, als ihre Zeit war, nicht Raum gegeben, und man erntete dafür die moralische Revolution, die sich nun auf einem Boden, wo sie für alle äußere Repression schlechthin unzugänglich ist, zu dem Angriffe, und was schlimmer ist, zur Untergrabung unserer politischen Existenz anschickt. Die Diskussion, die Erkenntnißbegierde, das Denken über den Staat, das Handeln im Staate und für den Staat, einfach auf das politische Gebiet selber verpflanzt, konnte nie gefährlich werden; in der Berathung gab die Partei, in der Presse das Gesetz dem Uebermaaße sein Gegengewicht, und die praktischen Verhältnisse steuerten dem Fanatismus und seinen Chimären. Aber auf dem Gebiete der Literatur wuchsen die Grundsätze des Jesuitismus und die Ausgeburten politischer Phantasien riesengroß auf, und, wie ungefährlich sie zur Zeit noch dem Staate und seinen Ordnungen thatsächlich seyn mögen, sie erstreben das viel Gefährlichere, auf geistigen Schleichwegen allen Staatssinn und Staatsbegriff aufzulösen, eine Operation, nach deren Gelingen der Staat wohl von selbst zu Grunde gehen müßte. In England haben die ähnlichen Bestrebungen keinen Boden, selbst in Frankreich haben sie keine Gefahr; große materielle Interessen lagern sich dort den Phantasmagorien der ideellen Träumer gegenüber, und äußere Kollisionen leiten die ausschweifenden Gedanken ab; bei uns aber fällt all dieser verderbte Geist mit voller Gewalt auf die Niederungen des Privatlebens, auf die innere Existenz und Bildung der Nation, von keinen großen Objekten im Staatsleben aufgewogen oder überwogen, von keinem Widerhalte großer politischer Ideen oder Beschäftigungen gehemmt. Ist es ihm erst vollständig gelungen, allen sittlichen Grundsatz, alle vernünftige Einsicht, allen bürgerlichen Sinn zu zerstören, was wird dann unsere Zukunft seyn, wenn auf dem Kulminationspunkte der Verwirrung die Frucht dieser Literatur und dieser neuen politischen Moral aufgeht! Die furchtbarste aller Zerrüttungen wird aus der Vereinigung der verwilderten Bildung, der moralischen Versunkenheit und des politischen Wahns unausbleiblich hervorgeben."

Wie Herr von Florencourt, so verhehlt auch Herr Gervinus diesen Erscheinungen gegenüber seine große Sorge nicht; doch glaubt er eine leichtere Abhülfe finden zu können, als jener. Herr Gervinus sieht nämlich die Einberufung des vereinigten Landtags nur mit Hoffnungen an, während Herr von Florencourt auch Befürchtungen daran knüpft. Herr Gervinus glaubt, daß die parlamentarische Thätigkeit, die in Preußen begonnen hat, schon an sich die Gemüther von vielen Verirrungen zurückführen werde. „Wir leben, zwar mitten in der politischen Stagnation, wie mitten in der Revolution begriffen, vom Augenblick abhängig, die Hände ruhig, die Geister aber in der lebhaftesten Erregung. Man fühlt die schlimme Bedeutung der Symptome; aber man hat, wie allen Pragmatikern und Materialisten eigen ist, keine Ahnung von der intensiven Gewalt und Natur jener geistigen Kräfte; man trägt sich mit der alten Betrachtung, wie weit von dem Worte zur That ist, und mit den Erfolgen der Repression, die bis jetzt ausgeholfen hat. Wir sehen die Staatsleute nicht, die die unermeßliche Bedeutung der geistigen Umstimmung der Nation erkennen, und das richtige Mittel zu ergreifen wüßten, dem drohenden Unheil zu begegnen. Dieses Mittel kann kein anderes seyn, als den übungsbedürftigen und schaffslustigen Geist des Volks aus den Regionen der Ideen und Ideale auf das praktisch politische Gebiet hinüberzuführen." Damit ist nun jetzt der Anfang gemacht. Hätte Preußen, bemerkt Herr Gervinus Seite 121, schon früher Reichsstände einberufen, so würde es bereits praktische Männer genug herangebildet haben,

die allen Ereignissen gewachsen wären und es wäre den Phantasten, Schwärmern und Ideologen nicht möglich gewesen, eine so große und unnatürliche Aufreizung hervorzubringen, als in welcher wir jetzt leben.

Daran ist nicht zu zweifeln. Allein sofern wir nun einmal dahin gerathen sind, wo wir uns befinden, frägt es sich, ob auch jetzt noch das von Herrn Gervinus gepriesene Mittel, die Einberufung des vereinigten Landtags, schon an sich, vollständig ausreichen wird? Oder mit andern Worten, ob die neue konstitutionelle Partei im Stande seyn wird, die Sekten und das Proletariat, den Religionskrieg und die Anarchie niederzuhalten und die Einheit zu sichern, die den Intriguen des Auslandes widerstehen kann?

Gesetzt die preußischen Reichsstände hätten von der Krone alles erlangt, worauf irgend ein großes nationales Parlament, z. B. das englische, Anspruch zu machen hat; gesetzt die Rechtsfrage, um die es sich jetzt noch streitet, wäre erledigt und man könnte ausschließlich die Wohlfahrtsfrage an die Tagesordnung bringen, was wäre dann zu thun? Dadurch, daß überhaupt ein Parlament eröffnet wird, ist dem Uebel noch nicht abgeholfen, es kommt erst darauf an, wie das Parlament sich benimmt und ob es selbst mit wühlen helfen, oder konserviren will?

Man kann das Aufwerfen dieser Frage allerdings für etwas anticipirt halten, weil wir über die vorangestellte Rechtsfrage noch nicht hinaus sind. Es muß zugegeben werden, daß die Rechtsfrage zuerst zu erledigen ist. Da inzwischen aus dem bisherigen Gange der Verhandlungen in Berlin die erfreuliche Hoffnung zu schöpfen ist, daß das Recht der Stände unter weniger stürmischen Erschütterungen, als man anfangs fürchtete, gegründet werden wird, da sogar, wie wir nicht zweifeln, die Rücksicht auf die Gefahren des Staats einen großen Einfluß auf das wechselseitige Entgegenkommen der konstitutionellen Faktoren übt, so ist es wohl nicht anticipirt, sondern gerade recht an der Zeit, die jenseits der Rechtsfrage liegende Wohlfahrtsfrage von Seiten der Presse jetzt schon aufzunehmen.

Nun denn, so wiederholen wir, es wird die Aufgabe des preußischen Parlaments werden, den Religionskrieg und die Anarchie niederzuhalten, und Preußen, so wie überhaupt dem deutschen Bunde die Einheit zu garantiren, welche nöthig ist, wenn nicht Intriguen, wo nicht Interventionen von außen uns gefährden sollen. Diese Aufgabe ist eine wesentlich konservative. Es scheint aber nicht, als ob man sich das bisher irgend klar gemacht habe. Vielmehr wird vom liberalen Massengefühl die Aufgabe des preußischen Parlaments ohne weiteres mit der des irreligiösen Fortschritts und der Anarchie identificirt. Die tonangebenden Schreier machen hierin durchaus keinen Unterschied und die Tagespresse legt es recht eigentlich darauf an, das Mißverständniß allgemein zu machen. Wie Giftblumen unter Aehren mischen sich die Huldigungen, die man den destruktiven Geistern darbringt, mit denen, die man den Förderern des konstitutionellen Fortschritts zollt. Die wackern Beckerath, Hansemann und Auerswald müssen sich gefallen lassen neben den Ronge, Rupp, Uhlich und Wislicenus, wo nicht gar neben Herwegh, Ruge, Weitling und Heinzen gefeiert zu werden. Das heißt so alles in Bausch und Bogen Fortschritt; wie der Adler fliegt, oder wie der Eber durch die Dornen bricht. Es ist in dieser Beziehung ganz besonders charakteristisch, daß die Regierung in Preußen bisher wegen der Verzögerung der Verfassungsangelegenheit kaum mehr Anfechtung hat erfahren müssen, als wegen des sogenannten Symbolzwangs. Ja man darf behaupten, die Opposition gegen den letzteren sey energischer betrieben worden, als irgend welche konstitutionelle Reklamation.

Unter diesen Umständen wird es überhaupt darauf ankommen, ob nicht allmählig die Mehrheit im preußischen Parlamente dem allgemeinen liberalen Impulse folgen und sich von der Presse und den Zweckessern treiben lassen wird? Gesetzt aber, sie bewährte die gehörige Selbstständigkeit und Einsicht, und sie stemmte sich dem Strom des Unheils entgegen, wie würde sie die von der Presse so lange verführte Nation eines Bessern überzeugen können?

Der jetzigen Regierung gebührt der Ruhm, die Fehler der vorigen erkannt zu haben. Sie that noch mehr, sie hatte den Muth, wieder gut machen zu wollen. Aber unübersteigliche Hindernisse thürmten sich ihr entgegen, man überhäufte sie wegen ihres redlichen Willens mit Verleumdungen und Schmähungen. Wird sich das Parlament einer ähnlichen nationalen Dankbarkeit auszusetzen geneigt zeigen? Wenn es aber dazu keinen Beruf oder Muth in sich fühlte, so würde es von der anarchischen Bewegung unwiderstehlich in den Abgrund fortgerissen werden. Ein Drittes gibt es nicht.

Machen wir uns den Stand der Dinge vollkommen klar. Die vorige Regierung hat der jetzigen ein überreiches Erbe von wiedergutzumachenden Fehlern hinterlassen. Sie wollte das ohne Zweifel nicht, sie glaubte, gut und klug zu handeln, sie war in einem tiefen Irrthum. Man kann alle mögliche Pietät gegen den hochseligen König hegen und muß doch der Wahrheit gemäß sagen, seine Regierung hat sich oft und in den wichtigsten Dingen vergriffen. Wir wollen nicht anklagen, wir gehen nur mit Betrübniß an die Entschleierung solcher lange verhüllten Wahrheiten. Die dabei Betheiligten sind alle todt. Wir gönnen ihnen die ewige Ruhe und wollen ihr Grab nicht beschimpfen, ihre Manen nicht kränken. Aber die Noth der Zeit zwingt, daß wir uns klar machen, was gefehlt worden ist in der äußern wie in der innern Politik. Große Sorgen um die Zukunft machen es unumgänglich, die Vergangenheit scharf ins Auge zu fassen. Da treten uns aus der Regierungszeit des vorigen Königs zwei verhängnißvolle Namen entgegen, Hardenberg und Altenstein, an die sich Alles anknüpft, was schlimm und unglücklich war für Preußen. Wir heben nur die schlagendsten Thatsachen hervor, die einst lebhaft gutgeheißen und vertheidigt wurden, gegen die man kaum etwas sagen durfte, deren unglückselige Folgen nun aber Jedermann vor Augen liegen.

Hätte Hardenberg im Sinne Steins, Blüchers, des Tugendbundes gehandelt, und die ihm dargebotene Hand Oesterreichs ergriffen, so würde Warschau niemals russisch geworden seyn, so würden die Kosaken nicht eine Tagreise von dem offnen Breslau stehen, so würde Ostpreußen nicht durch einen kleinen Marsch die Weichsel aufwärts abgeschnitten seyn, so würde nicht, wie der Verfasser der Pentarchie triumphirend sagte, der russische Keil zwischen Preußen und Oesterreich hineingetrieben seyn, so würde dem Volk wenigstens ein großer Theil der bittern Klagen über die heillosen Folgen der russischen Grenzsperre, und der Regierung eine schwere Sorge erspart worden seyn.

Wenn Hardenberg im Sinne Steins, Blüchers, des Tugendbundes, des rheinischen Merkurs gehandelt hätte, so würde die Rheingrenze geschützt, so würden Straßburg und Metz Bundesfestungen geworden seyn, so würden die süddeutschen Staaten vor Frankreich gesicherter seyn und bei jeder neuen Kriegsgefahr nicht in die Verlegenheit kommen, aufs Neue überlegen zu müßen, ob sie mehr bei der Rheinbundspolitik von 1806, die gegen Preußen gerichtet war, oder bei der

nationalen Politik von 1813, die Preußen zu Gute kam, zu gewinnen haben. Wer sieht nicht ein, daß Preußens Stellung in Deutschland ungemein geschwächt worden ist durch den Leichtsinn, mit dem in den beiden Pariser Frieden Hardenberg Straßburg hat fallen lassen.

Wenn Hardenberg im Sinne Steins und der wahren preußischen Patrioten gehandelt hätte, so würde er das an Preußen so anhängliche Ostfriesland nie haben fahren lassen. Es ist den Zeitgenossen wohl kaum mehr erinnerlich, wie erbittert Stein über diesen Streich war, der den Engländern so wohl gelungen ist. Dagegen begreift jetzt wohl Jeder, daß wenn Preußen sich damals der ostfriesischen Nordseeküste versichert hätte, es sich alle die unendlichen Quälereien erspart haben würde, mit denen es seit Gründung des Zollvereins zu kämpfen hat, und daß der Zollverein jetzt bis zur Nordsee ausgedehnt wäre, bis wohin ihn nicht kommen zu lassen die Engländer mit eben so viel Entschlossenheit als Erfolg kämpfen.

Wenn Hardenberg im Sinne Steins und der wahren Patrioten seiner Zeit das versprochene Verfassungswerk gefördert hätte, so würde der damalige allgemeine Enthusiasmus für Preußen sich noch gesteigert haben, wogegen er durch das entgegengesetzte System, welches Hardenberg einschlug, plötzlich erkalten, in Mißtrauen, Groll und Antipathie umschlagen mußte. Wenn der redlichste Wille, die besonnenste und wohlgesinnteste Politik Preußens in neuerer Zeit der ungerechtesten Verunglimpfung und dem ganzen Mißtrauen der Presse ausgesetzt ist, so trägt davon nur jene ältere Politik die Schuld, von der man noch immer glaubt, sie bestehe fort, obgleich die neue Regierung einen so ganz andern und bessern Weg eingeschlagen hat.

An die Verfassungsfrage knüpft sich die Preßfrage. Wäre die patriotische Presse nicht in Preußen gewaltsam unterdrückt worden, so würde es ganz unmöglich gewesen seyn, daß an ihrer Stelle ein wesentlich auf Haß des christlich-deutschen Elementes gestellte und durch und durch von jüdischen und französischen Tendenzen eingenommene Presse hätte aufkommen können. Ohne Zweifel hat weder Hardenberg noch irgend einer seiner Anhänger an diese Folgen gedacht, als sie die patriotische Presse unterdrückten, aber sie sind nichtsdestoweniger verantwortlich, weil sie sich angemaßt, den guten Geist zu verbannen, ohne die Macht zu besitzen, die Einkehr des bösen zu verhüten. Die Folgen erweisen sich nun für Preußen selbst, dem Hardenberg zu dienen glaubte, als höchst verderblich. Die schlechte Presse ist eine Preußen eben so feindselige als beinah unüberwindliche Macht geworden, weil das Publikum an sie gewöhnt ist, ihrer nicht mehr entbehren kann und viele tausend industrielle Existenzen einmal an sie geknüpft sind.

Es ließe sich nun immer noch die Möglichkeit denken, daß in dem nach den großen Kriegen beliebten Verfahren eine bestimmte Methode verborgen gewesen seyn könnte, etwa eine zärtliche Sorgfalt für das monarchische und aristokratische Prinzip an sich, unbekümmert um patriotische Pflichten und demokratische Wünsche. Allein auch diesen Sinn müssen wir dem System absprechen, denn es sind Maßregeln verfügt worden, die sich von den revolutionären des Konvents kaum unterscheiden lassen. Durch die unbeschränkte Gewerbefreiheit und Güthertheilung, durch die Zulassung von Bettlern und Pfuschern zum Heirathen, zum Gemeindebürgerrecht und zum Gewerbe, durch die laxen Ehegesetze, durch die begünstigte Erschlaffung und sogar gesetzliche Aufhebung aller alten gegen Dienstboten und Gesellen geübten Zucht, durch die bis zur Straflosigkeit gelinde Bestrafung der kleinen alltäglichen, aber die Korruption endemisch verbreitenden Laster und Verbrechen wurde die alte Grundlage der Gesellschaft um und umgewühlt. Adel-, Bürger- und Bauernstand wurde mehr oder weniger nivellirt und statt ihres alten Gegensatzes machte sich der zwischen Geldaristokratie und Proletariat geltend, welches letztere vor keiner Autorität mehr Respekt hat und durch die Noth wie durch Sittenlosigkeit dermaßen verwildert ist, daß ihm der Gedanke an Unruhe und Unordnung offenbar näher liegt, als der an Ruhe und Ordnung. Das drohende Gespenst des Kommunismus würde nie aus dem Dampf der gährenden Zeit emporgestiegen seyn, wenn die experimentirenden Minister nicht so heftig den Hexenkessel umgerührt und alles Stände- und Korporationswesen wie altes Eisen in den Vitriolsud geworfen hätten.

Der Kommunismus hat eine gewisse weltgeschichtliche Berechtigung, sofern er der Ausdruck eines dunkeln Strebens ist, das verloren gegangene Gleichgewicht der Gesellschaft wiederherzustellen. Er verlangt Theilung der Arbeit und Theilung des Arbeitlohns, mit Ausschluß des Reichthums, der ohne Arbeit erworben wird, und der Arbeit, die einen zu geringen Lohn findet. Er verlangt im Grunde dasselbe, was längst im Kleinen und Einzelnen durch Associationen erzweckt wird, und wodurch die Garantien ersetzt werden sollen, welche durch Aufhebung der Zünfte und Innungen verloren gegangen sind. Er ist nur insofern in ein Extrem gerathen, als er nicht bloß eine naturgemäßere Vertheilung der Arbeit und des Lohns, sondern überhaupt eine Gütergemeinschaft und die Aufhebung alles Privateigenthums will. Auf das Aeußerste aber verfällt man leicht, wenn die Wege richtiger Vermittlung abgeschnitten sind. Hätte man Korporationen, so würde Niemand an die kommunistische Universalkorporation denken. Ist der natürliche Organismus der Gesellschaft zerrüttet, und sind die Glieder aller Stände in eine Summe atomistischer Einheiten aufgelöst, so wird generalisirt und man macht unwillkürlich mechanische Baurisse zu einem neuen monströsen und chimärischen Gesellschaftsbau.

Deßwegen bilde man sich nicht ein, daß sich die kommunistische Bewegung so leicht wird unterdrücken lassen. Ihre Kraft muß naturgemäß wachsen mit der Zahl derer, die dem Proletariat anheimfallen, mit der Bevölkerung überhaupt und mit der immer größern Schwierigkeit, dieselbe in theuren Zeiten zu ernähren. Wohlfeiler sind die Zeiten aber bekanntlich nie geworden, sondern abgesehen von den vorübergehenden Fluktuationen ist die Steigerung der Preise im Ganzen eine wenn auch sehr allmählige, doch stetige. Sofern nun unläugbar in gleichem Verhältniß der Bedürftigen mehr und der Mittel ihrer Befriedigung weniger werden, ist der Erfolg leicht vorauszusehen. Wahrscheinlich ist das, was wir von Fabrikemeuten und Theurungsunruhen erlebt haben und noch erleben, nur ein kleiner Anfang.

In keinem germanischen Staate sind die uralt deutschen, der germanischen Race ureigenen Korporationen in dem Grade aufgelöst, wie in Preußen; ausgenommen in Nordamerika. Dieses republikanische Konglomerat von Gemeinden aller Art hat aber theils in seinen Sekten einen Ersatz für die Korporationen, theils in seinen Urwäldern und Prairien eine immerwährende Ergänzung von ertraggewährendem Boden. So lange dort die Religion in Ehren ist und dem Ueberfluß der Bevölkerung neue Wohnplätze und Aecker offen stehen, ist dort trotz der atomistischen Auflösung der Gesellschaft keine Gefahr. Das alles verhält sich aber in Preußen anders.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 36. Dienstag den 18. Mai 1847.

Schriften über die preußische Verfassung.

(Schluß.)

Zur Zeit der Korporationen und ständischen Gliederungen waren gesicherte Existenzen die Regel, ungesicherte nur die Ausnahme; die Zeit der Gewerbefreiheit und Gütertheilung hat dieß Verhältniß umgekehrt. Ist es dem Glück und Talent, oder der List und der Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel jetzt auch möglich, durch Ueberwältigung jeder fremden Konkurrenz ein ungeheures Vermögen zusammenzuhäufen, und übertreffen hierin Bankiers und Fabrikanten die gewiegtesten Dynastien der Vorzeit; so wird eine solche fabelhafte Ueberschüttung aus dem Füllhorn doch nur Wenigen zu Theil und auf Kosten aller andern. Um Einen zu bereichern, werden Tausende zu Proletariern, deren Existenz von heute auf morgen unversichert ist. Der einst so wackere, in Zünfte gegliederte, auf wechselseitigen Schutz angewiesene Bürgerstand verfällt jetzt immer mehr dem Proletariat, weil alle kleinen Gewerbe durch die Fabrikation und das Magazinwesen, und alle kleinen Betriebskapitale durch die großen ruinirt werden. Die Mittelklassen hatten ehemals einen beschränkteren, aber gesicherten Wohlstand; jetzt haben sie nichts als gleichsam Lotterieloose, von denen unter zehntausenden Eines alles gewinnt, was unter die übrigen vertheilt seyn sollte. Dem Landvolk droht immer mehr gleiches Verderben durch Gütertheilung und Güterhandel. Das Proletariat ist nicht mehr auf die Städte beschränkt, es greift auf erschreckende Weise auch in den Dörfern um sich, und die ehemaligen Leibeignen sind ersetzt durch freie Bettler, deren Loos ein noch viel schlimmeres ist. Das Proletariat rekrutirt sich endlich auch noch aus den höhern Ständen. Der güterlose Adel nimmt überhand und bald werden alle Staats- und Armeedienste nicht mehr ausreichen, die Ansprüche seiner sich mehrenden Nachkommenschaft zu befriedigen. Die bürgerlichen Staats-, Kirchen- und Schuldiener erzeugen ebenfalls eine so reichliche Nachkommenschaft, daß es nicht mehr möglich ist, sie alle mit den erledigten Stellen ihrer Väter zu versorgen. Also fallen alle Jahre in immer größerer Anzahl junge Männer, welche studirt haben, dem Proletariat anheim, sofern sie keine Anstellung finden. Diese sind es dann, die als Literaten dem Staate gegenüber ihr feindliches Lager aufschlagen und als Verfechter des Proletariats dasselbe zum Bewußtseyn seiner Stellung und Stärke bringen und es zum Kampf gegen alles Bestehende aufrufen.

Die Treibhaushitze, in der man die Geister in Preußen zu einer systematischen Frühreife herangezogen, hat auf den frechen und revolutionären Uebermuth des Proletariats nicht wenig eingewirkt. Indem die große Mehrheit der Existenzen unsicher wurde und eine immer wachsende Menge derselben der trostlosesten Armuth anheimfielen, lehrte man sie nicht mehr, durch fromme Demuth oder sittliche Erhebung das Unglück des Lebens ertragen, sondern man nährte in ihnen den Verstandesdünkel, das Absprechen, die frechste Verhöhnung jeder göttlichen und menschlichen Autorität.

Die Schmeichler der vorigen Regierung suchten den höchsten Ruhm derselben in der Pflege des Geistes und des Unterrichts und noch jetzt hört man oft wiederholen, Preußen sey der gebildetste Staat der Welt und Berlin die Metropole der Intelligenz. Aber wenn der Geist dem Staate, der ihn pflegte, so viel verdankt, warum empört er sich jetzt gegen denselben? oder, wenn der Geist ein so gefährlicher und revolutionärer ist, warum hat ihn der Staat so unvorsichtig gepflegt? Faßt man das weitausgedehnte Lager der Radikalen ins Auge, die in Staat und Kirche alles um und umstürzen wollen, so muß man sich in der That fragen, ob die Treibhäuser, worin man solche Geister heranzog, eine große Wohlthat für den Staat gewesen sind?

Der Geist ist weit über die Grenze hinausgegangen, in der er sich gesund entwickeln und wohlthätig wirken kann. Anstatt sich auf das praktische Volkswohl zu richten, hat er sich in die Spekulation über sich selbst vertieft, ist überschnappt, und hat den pantheistischen Wahnsinn ausgeboren. Aber wie in die Tiefe, so hat er auch in die Breite seine Grenzen überschritten, und ist, wenigstens stückweise, ins Bereich derer gerathen, die eigentlich von geistigen Dingen sich ferne halten sollten. Menschen, deren Bedürfniß und Gabe es durchaus nicht ist, zu philosophiren oder Gott und die Welt zu kritisiren, sind gleichwohl mit der Schule in Rapport gesetzt worden und phosphoresciren nun in den ihnen angeflogenen Phrasen als sogenannte Lichtfreunde. Die gemeinsten Köpfe werfen sich zu Reformatoren auf, wie kaum in der wildesten Zeit der Reformation und der englischen Revolution, wo die Schwärmer doch mehr selbst gedacht haben, während sie jetzt nur die abgedroschenen Gedanken Anderer mit prahlerischer Deklamation denen vortragen, die noch beschränkter sind. Diese Früchte der in Preußen so üppig blühenden und vielgepriesenen Intelligenz sind nun doch etwas recht Bedauerliches.

Das demnach voreilige und unbesonnene Rühmen der Geistigkeit datirt sich lediglich von Hegel her. Vor ihm war man in Berlin ungleich bescheidener. Der Staat that Unrecht daran, sich das Lob anzueignen, was die Hegel'sche Schule weniger ihm, als sich selber spendete. Ueberhaupt hat diese Schule mit dem Vertrauen, das ihr von Seite des Staats gewährt wurde, den gröbsten und unverschämtesten Mißbrauch getrieben.

Sehen wir zu, woher das Gespenst des Atheismus, das

jetzt eben so furchtbar und drohend wie das des Kommunismus, aus dem Sumpfe der Zeit sich erhebt und wie ein riesenhaftes Nilpferd die Zähne fletscht?

Das Ministerium Altenstein hat es groß gezogen. Um die jungen Leute von Arndt, Jahn, Görres, den Tugendbundideen, der nach dem großen Kriege nachglühenden Begeisterung und der christlich-deutschen Tendenz der Burschenschaft abzuziehen, wurde Hegel nach Berlin berufen und statt des patriotischen Banners empfing der deutsche Student das pantheistische. Während alle patriotischen Talente in Kerkern begraben oder des Landes verwiesen waren, nisteten die Hegelianer sich auf den preußischen Universitäten ein, und verbreiteten sich, hauptsächlich durch die außerordentliche Gunst Altensteins, binnen einem Vierteljahrhundert über die ganze Monarchie. Anfangs nur im philosophischen Gebiete herrschend, bemeisterten sie sich bald auch des theologischen und führten, was in der kläglichsten Zeit nationaler Verkommenheit und despotischer Regierungsformen im vorigen Jahrhundert der Rationalismus unter dem Einfluß der französischen Mode begonnen hatte, rasch und wiederum in inniger Sympathie mit französischen Tendenzen zum Ziele.

Der ungeheure Abfall der Gemüther von Gott im preußischen Staate ist nicht allein der Hegel'schen Schule zuzuschreiben, denn es war ihm durch den Rationalismus und Indifferentismus lange schon vorgearbeitet. Aber ohne die Hegel'sche Schule würde sich die seichte Auffassung des Christenthums, die nur bis zur Gleichgültigkeit führte, nicht bis zum Haß gegen dasselbe gesteigert haben. Jene Schule erst erzeugte das korrosive Gift, durch welches das Christenthum im innersten Kern der Lehre zerstört werden sollte. Die Rationalisten legten, indem sie die Theologie und den Religionsunterricht in den Schulen von allem specifisch Christlichen entleerten, doch einen hohen Werth auf die Moral. Die Hegel'sche Schule aber abstrahirte davon, stellte die Intelligenz über die Moral und hob sogar den Unterschied von Gut und Böse für das absolute Bewußtseyn auf. Dieß lieh einem Theil ihrer Anhänger, die es unternahmen, die neue Philosophie ins praktische Leben einzuführen, und den sogenannten jungdeutschen Journalisten und Dichtern, die sich an sie anlehnten, den erwünschten Vorwand, mit dem Christenthum zugleich auch die Moral anzugreifen und die ganze sittliche Grundlage der Gesellschaft umzuwühlen. Durch diese Bundesgenossenschaft aber kam die Schule in nahe Berührung mit der destruktiven Literatur des jungen Frankreich und setzte, mit ihr wetteifernd, die große Arbeit Voltaire's fort. War diese letztere durch die Weltereignisse unterbrochen und aufgehalten worden; hatten die Greuel der französischen Revolution zur alten Kirche zurückgeführt, war auch in Preußen durch die große Erhebung im Jahr 1813 die fromme Gesinnung wieder gestärkt und die Frivolität verbannt worden; so kam jetzt die irreligiöse und unsittliche Bewegung aufs Neue in volle breitwogende Strömung.

Das preußische Ministerium war weit entfernt, in diesem Treiben eine Gefahr für den Staat heranwachsen zu sehen. Wußten doch seine nächsten Räthe und Vertraute geschickt die christliche Maske vorzunehmen und unter ihr immer sicherer in der Kirche selbst die Minen anzulegen, durch die sie auseinandergesprengt werden sollte. Dieses böse Spiel trieb man insbesondere unter der Maske der Unionsangelegenheit. Während man der Regierung glauben machte, es handle sich um eine Stärkung des kirchlichen Geistes, war es doch grade auf eine Schwächung desselben abgesehen, denn man konnte nun die Symbole der beiden ältern Kirchen unter dem Vorwand, sie seyen auf dem Standpunkt der neuen Unionskirche als veraltet, überwunden und beseitigt zu betrachten, auf die bequemste Weise los werden. Deßhalb wehrten sich die gläubigen Lutheraner mit so richtigem und tiefem Gefühl gegen die Union, und eben deßhalb jauchzten ihr alle zu, die dem Glauben längst abgesagt hatten. Die frechsten Geister stellten sich damals servil, kreuzigten sich vor den Lutheranern als vor Rebellen, und legten geschickt ihre immer weiter gehende Entfernung vom Christenthum so aus, als ob es ihnen nur darum zu thun wäre, sich von jenen majestätsverbrecherischen Lutheranern zu unterscheiden. Damit war nun das Ministerium vollkommen zufrieden und merkte nicht, wozu das alles noch weiter führen werde.

Doch gilt das nur vom protestantischen Gebiete; das katholische Gebiet wurde, wie durch ein Wunder, vor dem verkehrten Gebaren geschützt. Dasselbe Ministerium, dessen Alleinbegünstigte in den Kirchen, auf den Universitäten und Seminaren des Protestantismus den Unglauben anbauten, pflegte eben so unerwartet als inkonsequent, den kirchlichen Geist im katholischen Westen der Monarchie und stellte hier vorzugsweise ultramontangesinnte Lehrer an, welche die von den alten Kurfürsten, von der Revolution und von Napoleon her geerbte Frivolität verbannten, eine ernste, strenge Gesinnung zurückführten, eine neue Generation für ihre Religion begeisterter Priester erzogen und so allmählig den Schatten des h. Anno von Köln in die Gegenwart heraufbeschworen. Lange scheint man gar nicht daran gedacht zu haben, welche Folgen jenes doppelschlächtige und sich selbst widersprechende System des Ministeriums nothwendig herbeiführen mußte. Da öffnete das Kölner Ereigniß im Jahr 1837 und bald darauf das stürmische Treiben der Lichtfreunde von 1844 endlich den Verblendeten die Augen. Aber in dem Moment, in dem man die Gefahr erkannte, war sie schon zu weit gediehen, um noch abgewendet werden zu können. In der ersten Ueberraschung sah man überdieß die Gefahr am unrechten Orte. Man bereute nur, die katholische Kirche begünstigt zu haben. Man war noch nicht so klug geworden, einzusehen, daß man vielmehr zu bereuen hatte, die protestantische durch den Atheismus zerrüttet zu haben. Man hätte Gott danken sollen, daß sich wenigstens in den katholischen Landestheilen noch die alte Frömmigkeit erhalten habe. Statt dessen bekämpfte und verleumdete man diese Frömmigkeit und machte eine Zeitlang sogar Miene, sich mit dem Radikalismus gegen sie verbinden zu wollen.

Die neue Regierung bewies eine tiefe Einsicht und erfüllte eine heilige Pflicht, indem sie das bisherige Verfahren, als zum Verderben führend erkannte, die schon gethanen Schritte möglichst noch desavouirte und dem kirchlichen Geist der Katholiken Rechnung tragend, zugleich in den protestantischen Landestheilen diesen tiefgesunkenen, fast erstorbenen Geist wieder zu beleben suchte. Aus einigen Andeutungen schien auch hervorzugehen, daß sie nicht weniger die großen Uebelstände, die aus der Desorganisirung aller alten Korporationen und aus der Auflösung der Gesellschaft in Geldaristokraten und Proletarier hervorgegangen, zu berücksichtigen sich vorgenommen. Allein ihr guter Wille ist überall verkannt und verhöhnt worden, und alles, was sie zum wahren Wohl des Volks unternahm, fand bei der Ausführung unerhörte Schwierigkeiten. So wie die Regierung die Frage der Korporationen nur leise berührte, hieß es, sie trachte zur alten Feudalaristokratie zurück. So wie sie mit der katholischen Kirche Frieden machte, hieß es, sie sey schwach, wo nicht gar kryptokatholisch. So wie sie durch das Ehegesetz nur dem gröbsten Skandal der öffentlichen Ehebrüche steuern wollte, schrie man über eine neue Inquisition und vertheidigte die Unzucht mit einer Begeisterung, als ob es das Palladium der Nation gelte. So wie die Regierung den Gustav-Adolphsverein als ein Mittel,

wie es schien, die alten protestantischen Gefühle wieder zu erwecken, begünstigte, wurde diese kirchliche Hoffnung sogleich vereitelt durch die Rupp'sche Agitation und durch den Terrorismus der Lichtfreunde. So wie sie die Generalsynode berief, um durch dieselbe auf den Trümmern der lutherischen und reformirten Kirchen den Neubau der Union auszuführen, riß auch dieses Concilium nur vollends nieder, was noch aufrecht stand, und baute nichts Neues, sondern planirte nur den Schutt.

Wir wollen damit Niemand zu nahe treten, der es mit Vermittlungsversuchen und Nachgeben wohlgemeint hat. Das Resultat ist aber für den Glauben eben so niederschlagend, als für den Unglauben aufmunternd gewesen, und die gute Meinung, die Lichtfreunde würden sich durch so viel Entgegenkommen mit der Staatskirche aussöhnen, ist vollständig getäuscht worden.

Welche Stellung aber nahm die Presse zu der neuen Regierung? Anerkannte sie, daß ein ernstes Streben vorherrschte, die mannigfachen Fehler der vorigen Regierung wiedergutzumachen? Erleichterte sie dem König das schwierige Werk der Reformen? Sie that das Gegentheil. Sie fingirte, das ganze alte System herrsche fort und äußerte ein so gehässiges Mißtrauen, daß nur die Reformfeinde triumphirt haben würden, wenn sich der König hätte irre machen lassen. Was irgend von Seite des Auslandes, dem der Uebergang Preußens in die Reihe der parlamentkräftigen Staaten angst und bange macht, der Presse Feindseliges insinuirt werden konnte, ist von Seite des einheimischen Radikalismus an Gehässigkeit noch überboten worden. Die Zeitgedichte und Gassenlieder, die Maipamphlete und revolutionären Pasquille waren nie wilder und tobender, als seitdem das Verfassungswerk in Preußen begonnen hat. Die wohlgezogenere Presse nahm zwar daran keinen Theil, aber sie handelte nach dem Worte Mirabeaus: „das Schweigen der Völker ist eine Lehre für die Könige." Sie drückte mehr schweigend, als redend, ihr Mißtrauen aus. Der Versuch, eine große neue Zeitung zu gründen, in welcher die guten Absichten der preußischen Regierung Jedermann klar gemacht werden sollten, scheiterte, wie es scheint, an der Furcht vor jenem Mißtrauen, und man hat in der That wohl gethan, nicht viele Worte zu machen, sondern die Handlungen voranzuschicken, in denen, wenn sie gut sind, ihre Rechtfertigung von selber liegt.

In dieser schwülen Zeitstimmung nun ist das preußische Parlament geboren worden, ein Gewitterkind, von mehr Furcht als Hoffnung begrüßt. Bei seinen ersten Berathungen hat es sich mit Form- und Rechtsfragen aufhalten müssen; aber es wird, wenn diese, wie zu wünschen, bald sich erledigen, an die Wohlfahrtsfragen kommen müssen — und dann? — Wir haben Vertrauen zu dem vereinigten Landtage, sein bisheriges Benehmen fordert dazu auf. Wir setzen nicht voraus, daß er von der destruktiven Zeitrichtung beherrscht sey, noch sich beherrschen lassen werde. Seine Zusammensetzung aus dem güterbesitzenden Adel, aus Kaufleuten und Bauern ist eine günstige. In ihre Lebenskreise dürfte die Gottlosigkeit nicht so tief und systematisch eingedrungen seyn, wie in die der gelehrten Stände, die Theologen, Schulmänner, Juristen und Literaten. Im Allgemeinen ist es nicht gerecht, die letztern Stände von der Vertretung auszuschließen und jene erstern allein dabei zu betheiligen. Allein in diesem besondern Fall darf man die Anomalie als ein Glück betrachten. Auf dem Lande und im großen Handelsverkehr hat sich ein praktischer Sinn und gesunder Menschenverstand erhalten, wie er allein noch das Vermögen besitzt, dem Wahnsinn der Philosophie zu trotzen. Auch kennt man dort das Volk und seine wahren und bleibenden Bedürfnisse besser, als in den Studirstuben.

Setzt man aber auch die größte Tüchtigkeit beim vereinigten Landtage voraus, und vertraut man ihm, er werde es unternehmen, den bösen Dämon der Zeit, der das Vaterland an den Abgrund geführt hat, zu bewältigen, ehe es zu spät ist; so darf man doch nicht glauben, daß ihm dieser Kampf leicht werden wird. Die Fehler der vorigen Regierung waren zu groß und in ihren Folgen zu tiefgreifend, als daß sie so leicht wieder gut gemacht werden könnten. Die Versuche dazu von Seiten der neuen Regierung sind fast alle am Mißtrauen, an der Indolenz, am Unverstande der Einen, an der wohlberechneten Bosheit der Andern gescheitert. Die Macht des Bösen in der Zeit ist zu mächtig. Es wäre ein Wunder, wenn sie nicht auch ins Parlament selbst eindringen sollte, um dort schon im Keime die heilige Kraft zu ersticken, von der das Vaterland die segensvolle Wiedergeburt hofft. Wenn aber auch die Mehrheit des Landtages fest bliebe und das Beste wollte, wie könnte sie der Wühlerei, den Wahlumtrieben und der feindseligen Presse widerstehen? Man muß sich erinnern, daß es sehr wackere Männer waren, die in der ersten französischen Nationalversammlung saßen, daß sie aber von bornirten und fanatischen Schreiern und diese von Bösewichtern verdrängt wurden. Wie sehr die gemeinen Tröpfe und wilden Wühler auch in Deutschland geneigt sind, sich den bessern Männern zu substituiren, sehen wir an den neuesten Vorgängen in Baden. Hat es doch sogar Hecker nicht mehr aushalten können! In der Schweiz wurden die Aristokraten von Gemäßigten, diese von Liberalen, diese von Radikalen verdrängt, und unter den letztern selbst wurden wieder die einigermaßen Gesitteten und Verständigen von den rohesten und unfähigsten Schreiern überholt. Einen ganz ähnlichen Gang nehmen die Gustav-Adolphsversammlungen; immer tiefer in die untersten und unreinsten Schichten des Radikalismus hinein fällt der Schwerpunkt der Majoritäten. Das sind keine guten Vorzeichen.

Die Presse, wie sie nun einmal ist, wird sich nicht leicht der Geistes- und Gesinnungsüberlegenheit des preußischen Landtages unterwerfen wollen, am wenigsten, wenn derselbe in irgend einer Richtung konservativ verfährt. Denn die Presse ist gewohnt, sich als die Amme und Schulmeisterin der deutschen Tribunen zu betrachten; die Journalisten wollen immer alles besser wissen, als die Redner, und überhaupt will heutzutage jeder nur lehren, nicht lernen, und die, welche das letztere am meisten bedürften, maßen sich das erstere am lautesten an. Wir haben zu viele, zu kleine und zu schlechte Blätter. Die zahllosen Literaten, die dabei beschäftigt sind, haben eine einseitig radikale Bildung und ihr politischer Verstand reicht selten über gewisse Phrasen hinaus. Haben die Leute einmal in dem radikalen Modeton zu schreiben angefangen und ihre kleine Existenz daran geknüpft, so ist es ungemein schwer, sie auf einen andern Ton zu stimmen. Sie werden wie ein allzu schwerer Ballast das Schiff der deutschen Preßfreiheit, auch wenn es flott wird, noch im Laufe hemmen. Knüpfen wir z. B. an die preußischen Reichsstände die Möglichkeit einiger großen, unter der Aegide der Preßfreiheit, mit überwiegendem Talent von Staatsmännern selbst geschriebenen und die wahren Fragen unseres nationalen Interesses besprechenden Zeitungen, so wäre das der blasse Tod aller radikalen Winkelblätter. Aber noch leben sie und werden sich für das Panier ihres kleinlichen Neides gegen jede große patriotische und konservative Idee mit aller möglichen Tapferkeit herumbeißen.

Was auch der preußische Landtag unternehmen möchte, so wie er nicht der gemeinen Strömung des Radikalismus folgt, wird er die Presse und den radikalen deutschen Michel unbefriedigt lassen. Eine einzige Maaßnahme zu Gunsten der gefährdeten Religion könnte ihm alle Popularität kosten. Nur

dann würde ihm tausendstimmiger Beifall werden, wenn er sich für Rupp und Ronge erklärte. Tausend Schmeicheleien werden ihn zu verlocken suchen, sich zuerst mit dem sogenannten Pietismus und der Krone, dann mit den Katholiken zu überwerfen und sich rücksichtslos für Licht und Fortschritt ins Blaue hinaus zu erklären. Tausend Kollisionsfälle werden den Muth und die Geistesgegenwart der Ständemitglieder erproben, wenn ein konservatives Benehmen ihnen von zwei Seiten her, hier mit ministerieller Abhängigkeit, dort mit Unpopularität droht und ihnen doch ihr Gewissen sagen muß, daß ihre Aufgabe die konservative ist und bleibt. Doch einer hohen Gesinnung, einer unerschütterlichen Festigkeit und der Gewalt der Wahrheit kann viel gelingen!

Auch ist Preußen ein großer Staat und seine Deputirten vertreten ein großes Interesse und eine Macht. Sie sind nicht verdammt, wie ihre Kollegen in den kleinen Staaten, immer auf das unerträgliche Gefühl ihrer Ohnmacht zurückgeführt zu werden, und, wie der Dichter sagt:

Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Doch gerade das große Preußen ist innerlich von Parteien mehr zerrissen als jeder andere deutsche Staat. Hier Arnoldi, dort Ronge; hier Hengstenberg, dort Rupp; hier Gustav-Adolph-, dort Borromäusvereine. Wie sollte der Landtag fähig seyn, so bald die getrennten, einander absolut nicht mehr verstehenden Geister zu vereinigen?

Den Abgrund der kirchlichen Aufregung zu schließen ist dem Concilium nicht gelungen; werden es Laien vermögen? Kann es eine paritätische Versammlung? Der Riß geht zu tief und hat bereits die untersten Schichten der Gesellschaft ergriffen. Davon droht der preußischen Einheit die erste und größte Gefahr. Die Hoffnung, durch den Landtag würde die allgemeine Theilnahme von den Kirchensachen abgelenkt werden, ist illusorisch. Dem Landtage werden gerade aus dieser Angelegenheit die schwersten Sorgen erwachsen. Leider lehrt die Geschichte, daß Krankheiten der Völker, wenn sie einmal so weit gediehen sind, selten durch gelinde Mittel geheilt werden, und daß in solchen Fällen immer gern der alte finstere Arzt sich einfindet, der Eisen und Feuer anwendet. Wenn die Völker deliriren, so kommt gewöhnlich der Schrecken, die Anarchie, der Nationalbankerott, der Krieg und die Fremdherrschaft. Dann werden die Rasenden wieder besonnen. Dieser traurige Trost bleibt uns gewiß, aber einen bessern ersehnen wir von der in Preußen begonnenen großen Entwicklung, von der Weisheit des einem wohlwollenden Fürsten zur Seite getretenen Parlamentes. So schwierig seine Aufgabe ist, indem es die Fahne des Vaterlandes entfaltet, weht es uns mit froher Hoffnung an wie die reine Frühlingsluft von 1813.

Man wird uns einwerfen, der Landtag habe sich in das kirchliche Gebiet gar nicht einzumischen und könne daher auch bei einer der Hauptfragen der Zeit sich gar nicht, weder konservativ noch mit radikaler Tendenz betheiligen. Allein wir brauchen nur auf den Berliner Magistrat hinzuweisen, der mit ungleich geringerem Beruf sich doch angemaßt hat, vor dem Thron eine lichtfreundliche Vorlesung zu halten. Wie können von der Wirksamkeit der Landstände keine Frage ausschließen, die das Wohl des Landes betrifft. Nur das können wir hoffen, daß die schlimmen Fragen vielleicht beseitigt werden durch Fragen besserer Natur, über die eine Einigung der Gemüther leichter möglich ist.

Man wird uns überhaupt einwerfen, wir beschäftigen uns mit allzu fern liegenden Dingen, das Nächste sey die Rechtsfrage, kaum mit dieser würde der Landtag zu Ende kommen, dann würde er erst in vier Jahren wieder einberufen, wie könne er also jetzt schon an Fragen denken, wie wir sie ihm vorlegen? Dieser Einwurf macht uns aber nicht irre. Wir glauben, es gehört keine Prophetengabe dazu, um voraus zu sagen, daß der Landtag früher einberufen werden wird. Die Reife der Zeit beschleunigt sich und fragt nicht nach vierjährigen Pausen. Es wird im dringenden Interesse der Krone liegen, die Stände früher um sich zu versammeln. Die Stände müssen für sie werden, was der Generalstab in der großen Zeit, in der Preußen sich den äußern Feind vom Halse schaffte. Sie müssen einen neuen Tugendbund erzeugen, der die Würdigsten der Nation mit der Krone vereinigt, dießmal um den innern Feind zu überwältigen. Dieses Bedürfniß wird sich mit der wachsenden Noth immer bestimmter zu erkennen geben. Wie aber in jener großen Zeit der Gefahr, auf die wir zurückweisen, die Krone dem Generalstab und Tugendbunde die Freiheiten gewährte, ohne die er nicht so segensreich hätte wirken können, so hoffen wir, sie werde auch dem Landtage mit Rechtsgewährungen nicht zu unrechter Zeit karg seyn.

Wir haben absichtlich nur vom innern Feinde gesprochen, obgleich wir recht wohl wissen, wie viele Gefahren auch von außen drohen. Aber die Lage der Dinge ist so, daß jene äußern Gefahren erst eintreten werden, wenn es der innern Korruption gelingt, durch Parteiung und Anarchie die Glieder des Staats aufzulösen und von einander zu trennen. Namentlich würde es der Korruption erwünscht seyn, wenn Krone und Stände in der Rechtsfrage zerfielen und an die Stelle des so schön begonnenen Vertrauens wieder Mißtrauen und Kränkung träte. Die Korruption und mit ihr alle auf Preußens Verderben lauernde Feinde von außen haben kein näher liegendes Interesse, als zu verhüten, daß die Wohlfahrtsfrage zur Tagesordnung komme. Daraus folgt für Preußens König und Stände, daß sie ihrerseits alles anwenden müssen, die Rechtsfrage friedlich beizulegen, um recht bald an die Wohlfahrtsfrage zu kommen.

Unter der friedlichen Beilegung verstehen wir noch nicht einen definitiven Abschluß für ewige Zeiten. Das Rechtsgebäude des englischen Parlaments ist auch nicht an einem Tage gebaut worden. Es wäre voreilig von den Ständen, wenn sie schon im ersten Moment das Aeußerste verlangten; es wäre aber eben so unweise von der Regierung, wenn sie sich darüber täuschte, daß sie noch mehr als das Bisherige zu gewähren haben wird. Sie täuscht sich aber auch, wie aus Allem hervorzugehen scheint, nicht und sie will nur, wie billig, die Fehler der Unvorsichtigkeit vermeiden. Ihr Entgegenkommen ist einer zarten Berücksichtigung werth.

Auch die Differenz über das Prinzipielle der Rechtsfrage scheint ausgeglichen werden zu können. Das Volk dürfte sich einstweilen dabei beruhigen, daß jedenfalls eine große Anzahl der tüchtigsten Männer im vereinigten Landtage sitzen, die seines Vertrauens vollkommen würdig sind, gleichviel ob sie nur Stände vertreten, oder als Repräsentanten des Volks überhaupt gewählt wären. Ueber eine Reform in Bezug auf die Wahlen kann man später immer noch ins Reine kommen. Die Regierung aber wird sich auch ihrerseits nicht verhehlen können, daß es nicht sowohl darauf ankommt, ob die Landtagsabgeordneten auf altdeutsche Weise aus den Ständen gewählt sind, als vielmehr darauf, ob sie in gutem deutschen Sinne reden und handeln. Wir würden es für das größte Unglück halten, wenn man über die Rechtsfrage nicht hinauskäme, wenn man sich in ihr gleichsam verbisse, und wenn nicht die große Sache des Nationalwohls, sondern der Streit um Paragraphen allein ins Auge gefaßt würde. Mit tiefem und feinem Gefühl drückte der König ein Grauen vor dem Papier aus. Eben deßhalb aber sollte das Papier, dessen es nun doch einmal bedarf, befriedigend seyn und den Ständen keinen Anlaß mehr geben, als Advokaten für ihre Rechte zu plaidiren, sondern sie verpflichten, als Staatsmänner das Wohl des Landes zu berathen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 37. Sonnabend den 22. Mai 1847.

Romane.

1) Diogena. Roman von Iduna Gräfin H. H. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Soweit dieser satirische Roman gegen ein bestimmtes Individuum gerichtet ist, geht er zu weit und überschreitet die Grenze, innerhalb welcher es erlaubt ist, das andere Geschlecht zu persifliren. Der Scherz hätte sich ja wohl auch ohne eigentliche Kränkung durchführen lassen.

Sehen wir davon ab und denken uns die Heldin als ein fingirtes Musterbild für die femmes de lettres und femmes libres unserer Tage überhaupt, so genießt man den Roman mit Behagen, denn er ist sehr witzig und treffend.

Diogena beginnt ihre Lebensgeschichte, denn das ist der Roman, mit dem Preise ihrer aristokratischen Stellung. „Wie anders gestattet sich unser Loos, die wir nie arbeiten, die wir nie hungern und die wir von dem Erdendaseyn Nichts kennen, als die Salons und die daran stoßenden Bowlinggreens, die Reisekalesche und die eleganten Hotels: die Armen, denen wir mit graziöser Nonchalence ein Almosen zuwerfen, die Dienerschaft, welche wir mit vornehmer Impertinenz ignoriren und die Frauen unsers Standes — Rivalinnen, mit denen wir eine Lanze brechen — und die ebenbürtigen Cavaliere, Sklaven unserer hochadeligen Capricen, Spielbälle unserer phantastischen Herzensunersättlichkeit. O! das Leben ist schön auf diesen Höhen der Existenz! Wie die ewig lächelnden, leichtlebenden Götter des Olymps leben wir, und heißen Dank sollte das bürgerliche Gros der Menschheit Denjenigen zollen, die ihm in ihren Romanen ein Abbild unseres Daseyns gewähren, die ihm vergönnten die Portieren zu lüften, hinter denen sich unsere aristokratische Existenz, unsere nobeln Passionen verbergen." Diogena leitet ihren Stammbaum bis auf den Diogenes zurück, dessen Laterne seit einigen tausend Jahren in ihrem Wappen glänzt, alle Frauen des Hauses auffordernd, einen Menschen und zwar „den Rechten" zu suchen. Auch ihre Mutter suchte schon den Rechten, fand ihn aber nicht, sondern nur einen Grafen Astrau, der sie bloß des Geldes wegen heirathete, sich bald von ihr trennte und sie ihren besondern Passionen überließ, um auch den seinigen nachzugehen.

Diogena selbst erfuhr ganz das nämliche Schicksal vornehmer reicher Erbinnen. „Je näher mein Hochzeitstag kam, je mehr stieg meine Beängstigung. Da fiel ich in meiner Angoisse darauf, mich an Rosalinde zu adressiren, die mir die ersten Details über die Liebe in den höhern Sphären gegeben hatte. Die gute Dorneseld konnte mir nicht helfen, das fühlte ich klar. Ihre blöde, borniete Weiblichkeit lag ganz außer den Grenzen einer Diogena; aber Rosalinden klagte ich meine Noth. Sie hörte mir schweigend zu und sagte: „Meine Comtesse! Wie Sie ein adorables, schuldloser Engel sind! Aber wer denkt denn daran in der vornehmen Welt, seinen Mann zu lieben? Darauf konnte nur ein so candides Geschöpf kommen, wie meine holde Comtesse! Man heirathet seinen Mann, man wird die Mutter seiner Kinder, aber man liebt ihn nicht; im Gegentheil, man findet ihn unerträglich ennuyant und er ist es auch; denn er denkt an materielle Interessen, er will sich ein Sort machen, das Sort seiner Kinder sichern, den Namen seines Hauses erheben und dergleichen. Er will ein Staatsbürger, ein Landstand, oder gar ein Kosmopolit seyn. — Solch ein Wesen kann man ja nicht lieben. Solch ein Wesen hat einen Schlafrock." — „Auch in der Aristokratie?" fragte ich mit Entsetzen. — „Auch in der Aristokratie!" bekräftigte Rosalinde unerbittlich, und fügte hinzu: „Einen Schlafrock und oft sogar Pantoffeln, und es raucht Cigarren am Morgen und gähnt bisweilen am Abend, und liest Journale und ist in unserer Zeit, da er gewöhnlich Landbesitzer und Landstand ist, der öffentlichen Meinung des bürgerlichen Pöbels unterworfen." — „Aber das ist ein Horreur!" rief ich und schlug schaudernd die Händchen zusammen." Gleichwohl ging die Hochzeit vor sich mit einem jungen Grafen, der Diogenen nur um des Geldes und der Verbindung willen nahm und sie dann um eine Tänzerin wieder fahren ließ. Diogena aber gewann dadurch Muße, ihren „Rechten" zu suchen.

Nun beginnen die Abenteuer der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalierin. Den Höhepunkt ihrer Stellung erreichte sie in Paris. „Der Ruf meiner Schönheit war mir vorausgegangen. Alle books of beauty und keep sakes brachten mein Porträt; ich war der Gegenstand der stupendesten Erwartung. Ich hatte bei den ersten Putzhändlerinnen so enorme Bestellungen gemacht, daß man sie selbst in Paris surprenirend fand und gespannt war, mich, diese vielgepriesene Frau, zu sehen. Der Fürst, mein treuer Cavalier auf der ganzen Reise, war nach Paris vorausgeeilt, um mir ein Hotel einrichten zu lassen und empfing mich mit der Nachricht, wie sehr man mir entgegenharre." Aber Diogena bekam auf einmal die Caprice, mitten in Paris die Einsiedlerin, die La Valière zu spielen, und ein schöner junger Geistlicher, mit dem sie dadurch in Berührung kam, schien ihr „der Rechte" zu seyn; allein — er machte keinen Gebrauch davon. Entgegenkommender fand sie einen bildschönen Deutschen, der freilich nur ein Bürgerlicher, aber eine gute Zeit hindurch unbestritten ihr „Rechter" war. Allein was konnte bei ihr Bestand haben? Sie gab auch ihm den Abschied und wandte

sich wieder dem Fürsten zu, der ihr wie ein treuer Pudel immer wieder aufwartete, so oft sie ihn auch mit den Füßen von sich stieß. Er hoffte, sie werde ihm nun wohl treu bleiben und Ruhe finden. Aber vergebens. „Sie fragen mich, lieber Fürst! wann ich Ruhe und Genügen finden würde? Sehen Sie das Leben meiner Mutter und meiner Tante Faustine an und antworten Sie sich selbst. Wir sind die Incarnation der Rastlosigkeit, der Leere, des Müßigganges unserer Tage; wir sind die weiblichen ewigen Juden, auf uns ruht ein Fluch, wir sind tragische Gestalten, Vampyrnaturen — und doppelt destruktiv, weil wir das Bewußtseyn davon haben, weil eine Eiseskälte des starrsten Egoismus uns unverwundlich macht. Sehen Sie denn nicht, Alles um mich her geht zu Grunde, die Herzen brechen und verbluten sich, wohin ich wandernd komme, und ich muß fort, immer weiter fort — o, darin liegt aber ein furchtbares Malheur!“ rief ich, und warf mich in Verzweiflung dem Fürsten an die Brust, in heiße Thränen ausbrechend. — Der Fürst hatte mich nie eblouirender gesehen, als in diesem Momente. Er schloß mich an sich und sagte: „O, meine Diogena! dürfte ich Dich ewig so halten, dürfte ich meine Arme einen Talisman seyn lassen, der Dich einfriedete in eine andere Welt!“ — Die enorme Liebe machte ihn fast beredt. Eine Weile ruhte ich an seinem Herzen, dann richtete ich mich empor und sagte: „O, wiegen Sie mich nicht ein in Reverien von Glück und Ruhe, die für mich nicht existiren; meine tragische Mission ist noch lange nicht beendet; ich muß fort und suchen, wo ich den Rechten finde. Und nun lassen Sie uns eilen, zu dem Ball bei dem Ambassadeur, ich bin zu allen Contretänzen engagirt.“

Die Unruhe treibt sie auf immer weitere Reisen, bis in den Orient. Sie begegnet ihrem Gatten wieder, der darüber verlegen und bestürzt ist. Sie selbst aber bleibt vollkommen gleichgültig. „Ich nahm mein Lorgnon und blickte hinüber, da saß Graf Bonaventura, mein Mann, mit Aurora Eisleben, die er geheirathet hatte, wie ich wußte. Bonaventura schien überrascht und bewegt; Aurora war in sichtlicher Unruhe, man sah Beiden die Emotion ihres Innern an. Mich ließ es ganz kalt. Ich dachte an das Begegnen von des Fürsten Mutter, Gräfin Cornelie, mit ihrem frühern Geliebten Lenor Brand, und richtete mein Lorgnon, als ob es gleichgültige Bekannte wären, freundlich grüßend, fest auf die mir Gegenübersitzenden. Und in der That, was ist uns ein Mann, den wir nicht mehr lieben? Warum haftet man an Impressionen des Herzens mit so ridikuler Konsequenz? Männer sind für Frauen meines geistigen Ranges Mittel, sich durch die Langeweile des Lebens zu kämpfen. Wer aber ist thöricht genug, ein Ding festhalten zu wollen in der Pietät des Andenkens, das ihm Nichts mehr ist, weil er einmal glaubte, es könne ihm Etwas seyn? Dieß sind Schwächen kleinlicher Naturen, die mir vollkommen fremd sind.“ — Immer unbefriedigt reist Diogena endlich auch in die Urwälder Nordamerikas, kostumirt sich aus Bizarrerie wie eine Wilde, läßt sich sogar tätowiren und glaubt schon in einem indianischen Häuptling von straflosestem Wuchse „den Rechten“ gefunden zu haben, als sie — als eine krankhafte Weiße von ihm verschmäht wird.

Schluß im Irrenhause. „O! sagte der Doktor, dieß ist die einst durch ihre Schönheit in den Sälen der Gesellschaft bewunderte Gräfin Diogena. Ihr Wahnsinn ist das Produkt einer Geistesrichtung unter den müßigen Frauen der vornehmen Welt, die kaum ein anderes Resultat zuläßt. Unkluge Nachbeter der geistreichen George Sand haben in gänzlichem Mißverstehen Dessen, was diese große Frau meinte und bezweckte, eine Theorie der weiblichen Selbstsucht geschaffen, deren Höhepunkte in der deutschen Frauenliteratur jetzt erreicht sind. Die Frauen bilden sich ein, Ausnahmwesen zu seyn und unfähig, etwas Anderes zu lieben, als sich selbst; sich für den Mittelpunkt der Welt haltend, fordern sie einerseits, wie die verderbten römischen Kaiser, göttliche Anbetung, und klagen andererseits, daß sie keinen Mann fänden, den sie zu lieben vermöchten. Sie verstehen ihren Egoismus nicht, und behaupten, nicht verstanden zu werden; sie sind unfähig zu lieben, und jammern, daß Niemand die Leere ihres Herzens und ihrer Seele fülle.“

Es liegt sehr viel Wahres in diesen Worten, doch hätte in einem so gelungenen Sittengemälde auch die leiseste Andeutung von Personalsatire vermieden werden sollen.

2) Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz. Von Jeremias Gotthelf. Erste Abtheilung. Zwickau, Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften, 1846.

Voraus müssen wir bemerken, daß die Anschaffung und der Vertrieb der Volksschriften von Jeremias Gotthelf durch Volksschriften-Vereine etwas äußerst Löbliches und Zeitgemäßes ist. Kein deutscher Erzähler kennt das Volk besser und weiß besser von und zu ihm zu sprechen. Die Erzählung aber, die uns hier vorliegt, hat noch ein ganz besonderes Tagesinteresse. Sie schildert nämlich das Treiben deutscher Handwerksburschen in der Schweiz (wo der Verfasser selbst lebt) mit einer Naturwahrheit, die in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig läßt. Während man die Lebendigkeit des Pinsels bewundert, der solche Genrebilder entwerfen kann, muß man zugleich den politischen Verstand hochschätzen, der die Nutzanwendung berechnet.

Jakob ist ein ganz gewöhnlicher deutscher Handwerksbursche, guter Leute Kind, fromm, wohlgezogen, wird aber bald, so wie er in die Welt tritt, durch böses Beispiel verdorben, und geräth immer tiefer ins Verderben, je mehr er in das tobende Meer des schweizerischen Radikalismus hineingerissen wird. Die deutsche Bundesgrenze überschreitend ist er in Basel noch erträglich besonnen, fleißig, anhänglich. Bald aber schwillt ihm der Kamm und die Grobheit, mit der er den gerechten Vorwurf seines Meisters zum erstenmal beantwortet, bildet den Wendepunkt in seinem Leben. Von nun an dünkt er sich ein Held zu seyn und steigert sich in Renommisterei. Nun hat er auch keine Ruhe mehr, ist überall und mit Allem unzufrieden und wechselt Meister und Städte.

In Zürich wird er tiefer in das radikale Treiben eingeweiht. Hier ist sein Meister selbst radikal; eine unübertrefflich wahr gezeichnete Figur, wie man sie auch schon außerhalb der Schweiz antrifft. Der Meister ist leichtsinnig, mischt sich in Politik, anfangs vielleicht nur, um einen Vorwand zu haben, lieber im Kaffeehaus, als in der Werkstatt zu seyn, bald aber, um wirklich radikalen Groll auszuschütten. „Denn allgemach begannen ihm die bessern Kunden untreu zu werden, er merkte mit dem größten Verdruß fremde Arbeit da, wo er sonst seinen besten Brodkorb gehabt. Er schimpfte anfangs über Aristokraten und Pfaffen und verfluchten Brodneid, daher kämen Verleumdungen und seine Freisinnigkeit, Liberalität ließe man ihn entgelten, was grenzenlos schlecht sey und von der niederträchtigen Gesinnung zeuge. Daß er läßig sey bei der Aufsicht der Arbeit, daß er Gesellenarbeit liefere, der das Auge des Meisters fehle, daß er die Arbeit läßig liefere, verspreche, nicht halte, über Gebühr die Leute hinschleppe, daran dachte er nicht, an die eigenen Fehler dachte er überhaupt nicht. Aber

nach und nach wurden ihm sogar politische Freunde abwendig und zwar die, welche gut zahlten. Sie liebten denn doch prompte Arbeit, welche sich gut konservirt; ihre politischen Freundschaften erstreckten sich einstweilen noch nicht über die Gesinnung hinaus, und wenn ein Meister gut arbeitete, so war ihnen nachgerade an seiner Gesinnung grundwenig gelegen. Eine solche Gesinnungslosigkeit machte den Meister fast krank, solche abtrünnig gewordene Kunden nannte er fortan geheime Pfaffen und Aristokraten und wie radikal sie reden mochten, so sagte der Meister: wenn die Leute wüßten was er wüßte, sie würden solchen Afterradikalen nicht mit solcher Andacht zuhören, er wüßte besser, was man von ihnen zu halten hätte. Freilich blieben ihm viele seiner politischen Freunde treu, nämlich die, welche auf bezahlen nicht viel hielten ꝛc." Das Ende vom Liede ist, daß er zuletzt die Gesellen nicht mehr zahlen kann, und so wandert unser Jakob, der ihn im Ganzen gern gehabt, nach Bern aus.

In Bern wird er in eine etwas härtere Schule genommen. Sein Mitgesell, der große und starke Peter, ein „geborner Schweizer," der Soldat gewesen, behandelt ihn, trotz des kommunistischen Fanatismus, den sie theilen, mit Verachtung. „Der Peter war also vertheilenden Grundsätzen und Ideen durchaus zugänglich, sie leuchteten ihm so klar in seine Seele wie nie eine Frage aus dem Katechismus, aber daß so ein Hallunke von Fremden an der Theilung Antheil nehmen solle, das war nicht seine Meinung. Brauchen könnte man sie wohl, als Kanonenfutter, bis die Sache durchgesetzt sey, dann setze man ihnen den Schuh hinten an und jage sie zum Lande hinaus, dann könnten sie seinethalben draußen probiren, obs bei ihnen ginge, und was sie abkriegen könnten draußen. So war Peters Meinung, welche er auch äußerte sonder Hehl und Furcht, denn zu Intriguen und Verschwörungen hatte er durchaus keine Anlage und was fürchten sey, wußte er nicht. Prügeln und Tolles treiben war einmal seine Lust, ward nun er geprügelt oder prügelte er andere, er drehte kaum die Hand um. In solchen Fällen hatte er sich wirklich fast zur reinen Objektivität erhoben. Kemod war dieses für ihn, denn zu Prügeleien kam er oft, nicht wegen den Grundsätzen, sondern eben wegen ihrer Anwendung. Er meinte, die deutschen und welschen Lumpe sollten ihre Theile draußen in ihren Ländern abkriegen, kurioser Weise aber wollten die nichts davon hören, sondern wollten in der Schweiz probiren wie es gehe und einstweilen die besten Theile für sich behalten. Sey es einmal hier angefangen, so gehe es draußen bei ihnen auch, dann lasse sich auch für die Schweizer sorgen, meinten sie; aber gerade so meinte es Peter nicht. Sie prügelten sich daher zuweilen um das Fell des Bären, dieweilen er noch nicht geschossen war, sondern einstweilen noch ganz unvertheilt das Leben munter sich behagen ließ." — Der Meister, bei dem Beide arbeiten, charakterisirt eben so glücklich die wohlhabende Klasse der Berner in ihrem Verhältniß zu den kommunistischen Umtrieben: „Mit seinem Meister stand Jakob ganz in neutralem Verhältniß, der Meister bekümmerte sich nicht um Jakob und Jakob nicht um den Meister. Der Eine arbeitete, weil er mußte, der Andere zahlte, was er schuldig war. Oft fluchte der Meister über die verdammten Lumpenhunde von Fremden, mit welchen man beständig Verdruß hätte, bald so, bald anders. Wenn dann Peter, der alte Gardist, sagte: Es nehme ihn Wunder, daß er doch immer wieder Fremde anstelle, und wenn er wüßte, wie sie erst gesinnet seyen und was sie im Schilde führten, er ließe keinen über die Schwelle, so antwortete der Meister: Meinst du etwa, ich hätte nicht davon gehört? aber das ist ein dumm Gestürm. Man muß sie reden lassen, wenn sie Freude daran haben, und singen lassen und vereinlen, so viel sie wollen. Wenn sie Freude haben, sich den Speck durchs Maul ziehen zu lassen und wohl daran leben, so mag ich es ihnen wohl gönnen. Probiren werden sie nichts und probiren sie es, so werden sie schon erfahren, wer Meister ist, die Tröpfe. Aber haben müssen wir sie. Warum will keiner von unsern Buben das Handwerk recht lernen und Meister seyn, wenn er seine Nase noch nicht selbst putzen kann. So sah der Meister die Sachen an und dachte nicht daran, daß auch der Peter von den gleichen Grundsätzen angesteckt sey, bloß feindselig den Fremden, die er haßte, als sey jeder ein Neapolitaner. Auch vor den Fremden selbst packte der Meister ungenirt seine Meinung aus und lachte über das Gestürm. Die Gesellen schwiegen dazu und dachten: Warte du nur, du wirst es schon einmal erfahren! Unter sich lachten sie über den alten Philister und was der mal für Augen machen werde, wenns losgehe."

Es geht nicht los. Jakob verläßt Bern, nachdem er dort um vieles an Rohheit zugenommen, und geht nach Freiburg, bald darauf nach Genf, wo es wirklich losgeht, wo er aber die Revolution nur als ein dummes, vorgeschobenes und hinterdrein verächtlich weggeworfenes Werkzeug mitmacht, und von wo er im größten Aerger getäuschter Hoffnung wieder abzieht. — Soweit dieses ganz aus dem Leben gegriffene Bild, dem wir eine möglichst allgemeine Wirkung wünschen.

Kulturgeschichte.

Der Mensch in der Gesellschaft oder die Kunst des Umgangs mit Menschen von dem heutigen Standpunkt der Kultur- und Civilisation als Lehr- und Lesebuch ꝛc. von Dr. Christian Birch. Stuttgart, Verlags-Bureau, 1847.

Seitdem Knigge sein berühmtes Buch über den Umgang mit Menschen schrieb, hat sich vieles in Deutschland verändert. Herr Birch macht auf diese Veränderungen aufmerksam und erinnert insbesondere an die Schilderungen, die Knigge von den Fürsten und Höfen Deutschlands zu seiner Zeit entwarf und die in keiner Weise mehr auf die Zustände der Gegenwart passen. Ebenso ist auch andererseits von der ehemaligen Demuth und Kriecherei im Volk nicht mehr viel übrig geblieben. Nur in den Mittelständen haben sich gewisse Grundzüge nicht verändert. So sind z. B. die Gelehrten, obgleich sie keine Zöpfe mehr tragen, doch immer noch ziemlich pedantisch; die Geistlichen, die Juristen, die Kaufleute, die Handwerker ꝛc. haben alle noch immer die eigenthümliche Physiognomie ihres Standes, die sich gerade dann am meisten verräth, wenn sie sich hinter die allgemeinen Welt- und Konversationsmienen zu verstecken wähnt. Ueberhaupt, um es kurz zu sagen, hat der Mittelstand bei uns, wie viel ehrenvoller auch seine Stellung und wie ungemessen seine Ansprüche geworden sind, das Linkische noch keineswegs verloren, was ihm ungefähr seit der Reformation, d. h. seit dem Zeitpunkt anklebt, in welchem die deutsche Nation aufhörte, eine Nation zu seyn und sich in spießbürgerliche Pferche absonderte. So lange nun dieses linkische Wesen an uns haftet, müssen Lehrbücher, wie das vorliegende, willkommen seyn, indem sie den Zweck haben, nicht nur dem betheiligten Individuum ein wenig aus der Verlegenheit zu helfen, sondern auch im Ganzen das deutsche Publikum auf seine Schwächen aufmerksam zu machen und

ihm zum Bewußtseyn zu bringen, was ihm an nobler Natürlichkeit noch fehlt.

Die absolute Besserung wird, davon sind wir überzeugt, nicht eher erfolgen, als bis wir wieder eine große und einige Nation sind. Denn das Linkische unseres Wesens hängt mit den kleinlichen Zuständen, in die wir gerathen sind, und hauptsächlich mit der Nachahmung des Fremden, zu der wir uns heruntergewürdigt haben, aufs genaueste zusammen. Mit der Ursache wird auch die Wirkung wieder aufhören. Das Linkische ist der deutschen Natur nicht angeboren, sondern nur anerzogen, oder vielmehr angezüchtigt. In der deutschen Natur liegt ursprünglich neben dem Edelsten allerdings auch etwas sehr Rohes, eine massive Grobheit, ein unbarmherziger Zerstörungstrieb, ein unflätiges Uebermaaß im sinnlichen Genuß, ein humoristisches Behagen im Schmutz, mit einem Wort, das, was man schon vor Alters die Bärenhäuterei nannte, und was sehr charakteristisch in den altdeutschen Dichtungen des 12ten und 13ten Jahrhunderts, z. B. in der Jugendgeschichte des Parcival, in der Sage vom Mönch Ilsan, in der Legende vom h. Christoph, und noch früher schon in den nordischen Thorssagen hervortritt. Allein dieser barbarische Zug unserer alten Nationalität ist nicht das Linkische der letzten Jahrhunderte, ja gewissermaßen das Gegentheil davon. Die alte Barbarei war nämlich eine übertriebene Furcht- und Schamlosigkeit; während das Linkische der Neuzeit viel übertriebene Aengstlichkeit und falsche Scham in sich schließt.

In der alten barbarischen Zeit stand man fest und war seines Bodens nur zu sicher. In der Neuzeit geht man wie auf einem schwankenden Boden, jeden Augenblick in Angst, man werde fallen. Diese Angst kommt aber nur zum Theil auf Rechnung des Abhängigkeitsgefühls, in welchem der Niedere vor dem Höhern zittert; großentheils ist sie eine Frucht der falschen Stellung, in welche sich der Deutsche gesetzt hat, indem er fremde, gar nicht für ihn passende Sitten angenommen. Nun ängstigt sich auch der freie unabhängige, ja selbst der höhergestellte Mann ganz unnöthig und in kleinlichen Dingen, ob er es auch recht mache, ob er sich nicht gegen die alle Augenblick sich ändernde Mode verfehle.

Eine in Paris ausgeheckte Mode, sie sey noch so unsinnig, wird doch den Parisern selbst gut passen. Es ist ihr Naturell, beständig zu wechseln, und sie treiben alles, auch das Unvernünftigste, mit Grazie. Nun blicke man aber hinüber nach Deutschland, wie ungraziös wird da alles, was in Paris graziös war. Man braucht nur auf die Kleider zu sehen, um zu wissen, welches hier das tonangebende Volk ist, das seiner Natur und guten Laune folgend aus sich macht, was es will, und welches das einfältige, abgeschmackte Nachbarvolk, das seine eigene Natur verläugnend, das Fremde mit Affenplumpheit nachahmt? Noch auffallender wird aber der Kontrast, wenn man von den Kleidern ab auf das Benehmen sieht; wenn der derbe und gutmüthige Deutsche fein und rasch wie ein Franzose seyn, wenn der Bär die zierlichen Bewegungen der Katze nachahmen will.

Was wird der guten deutschen Natur nicht alles zugemuthet, wenn sie die Mode mitmachen soll. Vor der Revolution und noch in ihr und lange nach ihr wurde das schöne Geschlecht in Paris vergöttert und die Adoration desselben bis zum Lächerlichwerden der Männer übertrieben. Seit einigen Jahren ist es dagegen in Paris Mode, dem schönen Geschlecht eine studirte Geringschätzung angedeihen zu lassen, in seiner Gegenwart den Hut auf dem Kopf zu behalten, zu rauchen, sich mit den Stiefeln aufs Sopha zu legen, sich zu stellen, als ob man die Damen nicht sehe, auf eine Frage, die sie thun, nicht zu antworten ꝛc. Was sind wir Deutsche, daß wir uns auf die Nachahmung solcher Extreme einlassen, die uns so durchaus fremd sind?

Herr Birch läßt sich auf die unnatürlichen Forderungen einer sich ewig selbst widersprechenden Mode nicht ein, sondern gibt nur solche Lehren, die zu allen Zeiten anwendbar sind und die nicht sowohl aus einer Konvenienz, als aus dem Wesen des Schicklichen und Sittlichen selbst hervorgehen. Mit besonderer Feinheit erörtert der Verfasser die schonenden Rücksichten, die der Höhere gegen den Niedern, der Gebildetere gegen den Ungebildeteren zu nehmen hat und die so gar häufig, und zwar oft in der besten Absicht, verletzt werden. So wird die Herablassung und das Nachfragen nicht selten beschämend für den, welchen man dadurch zu ehren glaubt. Eine Wohlthat, eine Hülfe wird beleidigend durch die Art, wie sie geleistet wird. Nicht minder fein sind die Bemerkungen des Verfassers über die geselligen Annäherungen und Ausweichungen z. B. auf Reisen, im Streite ꝛc. Es ist nicht zu läugnen, daß es die Deutschen gar sehr an Urbanität fehlen lassen, wo sie sich im Fall glauben, sich nicht geniren zu dürfen. Man nimmt aber einen merkwürdigen Unterschied wahr zwischen Nord- und Süddeutschen. In Norddeutschland hat man sich mehr vor der Zudringlichkeit, in Süddeutschland mehr gegen das abstoßende Stillschweigen des unbekannten Nachbars zu waffnen. In Norddeutschland erhitzt man sich im Streit, in Süddeutschland erkältet man sich mehr. Im Norden kann man in den unangenehmen Fall kommen, wegen einer Kleinigkeit einen Gegner im heftigsten Zorn aufbrausen zu sehen. Im Süden kann man den noch unangenehmern Fall erleben, daß man durch irgend eine Aeußerung unwissend Jemand verletzt, der dann schweigend die Sache Jahre lang nachträgt und sich feindlich bezeugt, wo man auch nicht den entferntesten Grund dazu ahnen kann. Solche einander widersprechende Nationallaster müssen nun auch durch verschiedene Methoden des guten Umgangs bekämpft werden. Im Norden muß mehr Nachsicht, im Süden mehr Vorsicht angewandt werden. Dort muß man nicht alles übel nehmen; hier muß man sich hüten, daß Einem nicht alles übel genommen werde.

Zu dem Unterhaltendsten, was man im vorliegenden Buche liest, gehört die Ironie, mit welcher die gelehrte Eitelkeit und Pedanterie, die Erbkrankheit unserer Universitäten, gezeichnet ist. Auch sie ist, wie das Linkische des Bürgerstandes, etwas Modernes und war der deutschen Natur in den früheren Zeiten unserer Nationaleinheit und Größe fremd. Wären wir eine große einige Nation geblieben, so würde es wohl unmöglich gewesen seyn, daß die Gelehrten sich mit so viel Widersinnigkeit unter einander, und doch alle mit dem gleichen Eifer aus ihrer Nationalität hätten hinausklügeln und spekuliren können. Unmöglich hätten wir die Gräcomanie, Gallomanie, Anglomanie, Indomanie, Amerikomanie, unmöglich den Kosmopolitismus und Pantheismus erleben können. Der deutsche Gelehrte würde sich vor dem Geist seiner Nation haben beugen, ihm treu bleiben müssen, und das würde ihm eine natürliche Würde gegeben haben, statt deren er sich jetzt seine übertriebene Wichtigkeit nur anlügen kann. Die Zeiten waren erbärmlich, in denen die Gelehrten sich angemaßt haben, aus der deutschen Nation etwas zu machen. Groß aber werden die Zeiten seyn, in denen die Nation einmal etwas aus ihren Gelehrten machen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 38. Donnerstag den 27. Mai 1847.

Nordische Mythologie.

Die Mythologie des Nordens. Von K. F. Wiborg. Aus dem Dänischen von Anton von Etzel. Verlag von Morin, in Berlin, 1847.

Ein mit viel Geist geschriebenes Werk, wenn auch voller Verirrungen und Täuschungen. Welchen Illusionen der dänische Verfasser sich hingibt, erhellt schon aus der Einleitung. Er bedauert, daß bis jetzt die antike und christliche Kunst allein vorgeherrscht haben, hofft aber, eine nationale nordische Kunst werde sich entwickeln und zur Herrschaft gelangen, wenn erst die nordische Mythologie (natürlich durch sein Werk) so bekannt geworden, daß sie den Konversationsgegenständen als etwas Allbekanntes einverleibt seyn werde. Wir ehren sein ästhetisches Gefühl. Es ist ohne Zweifel ungemein viel Schönes in der nordischen Mythologie enthalten, was wohl verdiente, allgemein gekannt und beachtet zu seyn. Allein es ist nicht möglich, auf solche poetische Fragmente einer längst verschwundenen Vorzeit eine ganze neue Kunst zu gründen. Das Christenthum, in dem wir leben, war dazu fähig; das klassische Alterthum, in dessen Sprachen die lehrreichsten Werke geschrieben sind und dessen Geschmack etwas allgemein menschliches hat, war dazu fähig. Die nordische Mythologie aber ist, troß des Schönen, was sie enthält, dazu nicht fähig, so wenig wie die indische, die doch des Schönen ohne Zweifel noch mehr enthält.

Ueberdieß müßte, um den Inhalt der nordischen Mythologie dem Zeitbewußtseyn einzuverleiben, derselbe so populär als möglich gemacht seyn. Aber gerade Herr Wiborg ist davon am weitesten entfernt, denn er macht, was im nordischen Heidenthum dunkel ist, noch viel dunkler durch seine Auffassung. Er hat nämlich den traurigen Einfall gehabt, die Edda auf das Prokrustesbette der Hegel'schen Philosophie zu legen. Die alten ungeberdigen Asen und Hrymthursen mögen sich wehren, wie sie wollen, der junge Däne (der wahrscheinlich einmal in Berlin studiert und das sonst so wohl organisirte Hirn an der Philosophie verbrannt hat), zwängt und drückt sie unbarmherzig in die Schulsprache Hegels hinein. Man kann sich kaum etwas Widersinnigeres denken, als Othin und den gewaltigen Thor und Starkother im Berliner Frack.

Herr Wiborg sagt nicht, was die alten Skandinavier vom Allvater, von den Asen, Riesen, Vanen, Zwergen, Elfen, von der Schöpfung und Weltregierung rc. gedacht haben, sondern er sagt, was sie davon hätten denken müssen. Er schreibt es ihnen vom Standpunkt der allwissenden Philosophie aus vor, und drückt eine herablassende Freude darüber aus, daß die Wirklichkeit der Thatsachen seinen Vorschriften gemäß erfolgt ist. Das ist die gewöhnliche Selbstbefriedigung jener Schule. Sie befiehlt, es soll vor ein-, zwei-, dreitausend Jahren so und nicht anders gewesen seyn, und siehe, es war so. Eine Schöpfung a posteriori, auf die sich der Philosoph aber nicht weniger zu gute thut, als wenn er der Schöpfer a priori gewesen wäre. Ein gewisser Professor lange vor Hegel pflegte zu sagen: hier stimmt Aristoteles wieder auffallend mit mir überein. Die Hegelianer gehen noch weiter und befehlen ganzen Nationen und Zeiträumen mit ihrer Ansicht übereinzustimmen und so gewesen zu seyn, wie sie gewesen sind.

Inzwischen sind die nordischen Asen, Riesen, Vanen, Zwerge, Elfen rc. doch nicht ganz genau so gewesen, wie Herr Wiborg ihnen gewesen zu seyn befiehlt. Denn er setzt, völlig willkürlich, eine Geistesrichtung bei ihnen voraus, wie sie gegenwärtig in der Hegel'schen Schule vorherrscht, eine Richtung, die zwar in der Geschichte menschlicher Thorheit einmal vorkommen mußte, die aber nie die Grundrichtung irgend welchen Volkes seyn kann oder konnte. Aller Völker Religion, auch die heidnische, beruht auf Gottesfurcht, die durch das egoistische Prinzip der Hegel'schen Philosophie von vorn herein ausgeschlossen ist. Herr Wiborg nimmt an, die Gothen hätten nur ihre eigene Wirklichkeit als solche vergöttert, nur sich selbst und außer sich nichts als göttlich gelten lassen. Eine solche Hoffahrt war dem germanischen Gemüth gewiß vollkommen fremd. — Indem der Verfasser die Hauptreligionen des heidnischen Alterthums vergleicht, schließt er: „Es ergibt sich hieraus, daß die drei Hauptmythologien, die indische, griechische und gothische, drei Phasen in der pantheistischen Sphäre der religiösen Ideen bezeichnen, daß es also auf einem vollkommenen Mißverständniß von dem Wesen des Mythicismus beruht, alle Mythenkreise zu einer bei allen Völkern wesentlich gleichen Naturvergötterung ausgleichen zu wollen. Im Gegentheil! Brahma ist das Symbol von dem substantiellen Naturgeist, Zeus von dem subjektiven Bewußtseyn, Odin von der Weltgeschichte, d. h. dem Geist des Menschengeschlechts." Es wäre allerdings sehr fehlerhaft, wenn man die Unterschiede der Völker und Kulturstufen in den verschiedenen Mythologien nicht beachten wollte; aber dieser wirkliche Unterschied ist ein ganz anderer, als der eingebildete, den Herr Wiborg aufstellt. Es ist dem guten Zeus gewiß niemals in den Sinn gekommen, das Symbol des subjektiven Bewußtseyns seyn zu wollen; so wie auch Brahma sehr weit davon entfernt ist, nur das Symbol vom substantiellen Naturgeist zu seyn. Wenn irgend die moderne Spekulation sich in mythischen Begriffen der Vorwelt nachweisen läßt, so ist es gerade in Brahma, der unendlich viel mehr bedeutet, als nur den substantiellen Naturgeist;

während andererseits der nordische Othin sicher viel weniger bedeutet, als Herr Wiborg aus ihm macht. In Indien hat die spätere Philosophie alle alten Mythen durchgearbeitet und überhaupt alles mögliche Denken so erschöpft, daß auch die moderne Hegel'sche Philosophie mit in ihr Platz genommen. Von den Indern kann man daher sagen, daß sie bis zur Verschlingung des Objekts im Subjekt, und bis zur Identificirung aller Abstrakta mit dem denkenden Ich durchdrungen sind. Dasselbe kann man aber nimmermehr von den Skandinaviern sagen.

Namentlich ist die Behauptung, diese Gothen hätten ihr Volksthum mit Bewußtseyn personificirt und als solches angebetet, in dem Sinn, wie der Hegelianer jetzt sein eigenes Ich anbetet, und in der französischen Revolution Anacharsis Cloots das Volk aufforderte, sich als peuple-Dieu selber anzubeten, eine ganz irrthümliche. Jedes Volksthum spiegelt sich in der Mythologie des betreffenden Volks ab, das ist ganz natürlich und geschieht unbewußt. Othin, Thor, Freyr, Balder ꝛc. sind echt nordische Gestalten, wie Zeus, Apollo, Bacchus echt hellenische, und wie Brahma, Wischnu, Indra ꝛc. echt indische; aber deßwegen sind sie noch keineswegs das vergötterte Volk selbst.

Herr Wiborg erklärt S. 63: „Die Gothen sahen es als ihre Lebensaufgabe an, dem Gebote und dem Willen der Asen nachzuleben; indem sie dieselben in sich als den Ausdruck des eigenen Willens fühlten, begeisterte er sie, und so weihten sie sich mit dem Dienste der Asen dem Dienste des Lebens und der Wirklichkeit; denn die Asen waren eben die Genien der Wirklichkeit, die Grundsätze des Lebens. Wenn aber nun in dieser Weise der eigne Geist der Gothen zu den Göttern wurde, so mußten auch alle die historisch hervortretenden Kräfte, die sich der Lebensart der Gothen entgegenstellten, als böse Götter Geltung erlangen, als boshaftvolle Dämone, die wohl physische Stärke besitzen konnten, von der sie jedoch nur Mißbrauch gegen die guten Götter machten. Dieses sind die Jätten oder Thursen, die geborenen Feinde der Asen." Und S. 77: „Die Asen, welche die Hauptgötter der Gothen waren, waren in der Wirklichkeit Bilder von dem eigenen objektiven Geiste der Gothen, Produkte ihrer eigenen unmittelbaren Selbstanschauung; und während sie also in Einem subjektiv und objektiv waren, geben sie gerade dem Gothicismus sein Gepräge, als eine Einheit des Gräcismus und des Orientalismus." — Wir hatten diese ganze Behauptung für aus der Luft gegriffen. Sie läßt sich durch nichts beweisen. Im Gegentheil liegt der nationale Egoismus, in dem sonach die ganze nordische Religion wurzeln müßte, durchaus nicht in der germanischen Natur. Die nordischen Germanen haben die großen Naturkräfte und nachher die das Schicksal der Völker und Individuen bestimmenden sittlichen Kräfte personificirt und verehrt, wie mehr oder weniger alle andern heidnischen Völker. Ihr Sonnengott erhielt bei ihnen, wie bei den Griechen und Indern, allmählig eine immer mehr sittliche Bedeutung; ihr Donnergott deßgleichen und so fort. Die Naturkraft, welche physischen Segen spendet, wurde nach und nach als sittlicher Ordner oder gnädiger Mittler; die schreckliche und zerstörende Naturgewalt nach und nach als Vollstreckerin eines sittlichen Gerichts aufgefaßt ꝛc. Das ist der natürliche Weg, auf dem sich alle heidnischen Mythologien, so auch die nordische, ausgebildet haben. Damit soll nicht gesagt seyn, daß der älteste Naturkultus schon ein ausgebildeter auf Kalender und Agrikultur angewendeter Sabäismus gewesen wäre, wie in Aegypten; aber die Sonne und der Donner, diese so sehr in die Sinne fallenden Naturkräfte, sind gewiß eher angebetet worden, als irgend eine Reflexion noch weitere sittliche Begriffe in sie hineinlegte, oder die Einbildungskraft sie in Heldengestalten personificirte. Daß alsdann, nachdem eine solche Personificirung aufkam, die nationale, lokale und historische Richtung der Einbildungskraft ihr Recht behauptet, versteht sich von selbst, und wenn demnach Othin einem nordischen Könige, Zeus einem peloponnesischen und Indra einem indischen Rajah ähnlich sah, so ist das natürlich genug und man braucht dabei nicht an tiefsinnige Selbstbespiegelung des nationalen Bewußtseyns zu denken. Jedes Volk gibt seinen Göttern die Physiognomie und das Kostüm, die es zunächst selber hat, aber es verehrt in ihnen keineswegs sich selbst, sondern außerhalb des Volks und hoch über ihm stehende Gewalten. So malte Paolo Veronese zwar die Personen der heiligen Geschichte in venetianischen Kostümen, allein es fiel ihm nicht ein, damit eine Selbstvergötterung des Volks von Venedig zu bezwecken.

Herr Wiborg ist der natürlichen Auffassung der Dinge so entschieden abgeneigt, daß er es S. 55 für „kraß" erklärt, in der Göttermutter Frigg die fruchtbare Erde sehen zu wollen, da sich die alten Skandinavier darunter vielmehr „den Weltgeist in seinem Uebergange zur Wirklichkeit" gedacht hätten. Wir wetten das zweite noch nicht erblindete Auge Othins, daß die Skandinavier weit davon entfernt waren, einen solchen Begriff zu fassen, und daß sie zwar nicht die Erde allein unter der Frigg verstanden haben, sondern auch die Feuchte, die Nacht und alles, was auch bei den Griechen und Indern als mütterliches Element erscheint, daß sie aber ganz gewiß unter der Frigg sich die den Sinnen greifbare Natur, und nicht ein Abstraktum gedacht haben.

Ganz in derselben Weise findet Herr Wiborg S. 57 in dem berühmten Donnergott Thor (Dunnar, Donner) keineswegs einen Naturgott, dem man später eine sittliche Bedeutung und eine nationale Physiognomie gab, sondern er findet in ihm wieder nur einen fein ausgedüftelten philosophischen Begriff. „Wie nämlich Frigg als Allegorie für die daseyenden Formen gilt, so bezeichnet Thor die Wahrheit dieser, denn er allein war es, der dem Einzelnen seine Weltbedeutung und objektive Realität gab. Er ist also die Wahrheit im Leben oder die Realität." Deßwegen ist auch sein berühmter Hammer Mjölnir nicht der Blitz, sondern „die zerschmetternde Kraft der Wahrheit." Wir erinnern unsere Leser an die vortreffliche Abhandlung Uhlands über den nordischen Thor, die den Gegenstand in jeder Beziehung anders und zwar natürlicher erklärt, als Herr Wiborg. Uhland sah im Donnerer zunächst den Bekämpfer des Winters, weil die Gewitter erst im Frühjahr kommen, sodann den Befruchter, weil Gewitter die Erde fruchtbar machen, und endlich den Repräsentanten der Kultur, weil der Mensch mit seinen Metallgeräthen die Erde bearbeitend gewissermaßen den Donnerer in Bekämpfung der winterlichen und unfruchtbaren Naturgewalten nachahmt. So kommt auf ganz natürliche Weise zur ursprünglichen rohen Vorstellung einer Naturkraft eine höhere sittliche Bedeutung hinzu. Herr Wiborg aber kehrt den natürlichen Gang der Dinge um und behauptet, wenn Thor mit den Riesen kämpft, so sind unter den letztern nicht die Dämonen des Winters, Eises, der Nacht ꝛc., welche der Frühling, noch auch die Dämonen der Felsenwüste, des Waldstroms, der Meeresfluth ꝛc., welche die menschliche Kultur und Kunst bekämpft, gemeint, sondern alle jene Ungeheuer, mit denen Thor kämpfen muß, sind „die Irrealität, weil er die Realität ist" (S. 116).

Daß der Verfasser nun auch in den lieblichen Elfen nicht mehr poetische Belebungen der Elemente oder Personifikationen reizender und schauerlicher Naturstimmen und Stimmungen, landschaftlicher und jahreszeitlicher Eindrücke ꝛc., sondern wieder philosophische Begriffe sehen würde, ließ sich erwarten. Er sieht in ihnen nur die Genien des Lichts, sofern das Licht

selbst Vernunft ist, also denkende Kräfte, den scharfen Verstand, das Kunsttalent; und glaubt, erst spät, als der tiefere Sinn der Mythen verloren gegangen, habe man den Eisenbegriff an Naturgegenstände geknüpft (S. 71).

Nun darf es uns auch nicht mehr Wunder nehmen, daß Herr Wiborg den Gothen sogar zutraut, sie hätten sich bereits ihre eigene Gemüthlichkeit deutlich gemacht, und nicht sowohl objektive Götter ausgedacht, als ihr subjektives Bedürfniß nach etwas Göttlichem selbst vergöttert. Wie die Vanen überhaupt diese gemüthliche Seite der Gothen bezeichnen sollten, so Njördr insbesondere die Sehnsucht des Gemüths nach Religiösem (S. 135).

Der Scharfsinn unseres Verfassers dringt noch tiefer in die Räthsel der nordischen Mythenwelt ein. Die Baldersmythe ist ihm S. 163 „das Bild von dem Wachsthum des Volksbewußtseyns, durch welches das Verlangen nach dem verlorenen Ideale im Volk lebendig wurde, ist ein mit Thränen gemischter Rückblick auf die verschwundene Herrlichkeit.“ Das ist alles nicht wahr und sofern es dem Grundcharakter alles Mythischen widerstreitet, auch ganz unwissenschaftlich gedacht. Wenn nämlich in heidnischen Mythen und Volkssagen einer glücklichen Vergangenheit erwähnt wird, so geschieht es stets unter dem Bilde eines goldenen Zeitalters, das zwar für uns zunächst verschwunden sey, aber irgendwo in einer Höhle noch schlafe um wieder zu erwachen, oder auf einer fernen Insel unserer Ankunft harre. Bei allen alten Völkern kehrt diese Vorstellungsweise wieder, die auch in den deutschen Sagen vorherrscht. Es ist durchaus modern, über ein untergegangenes goldenes Zeitalter zu weinen und zu jammern, als ob es nie wiederkehre. Die mythenbildende Zeit empfand niemals so sentimental, sondern knüpfte stets die Hoffnung der Wiedergeburt an die Vorstellung des Verlornen. Wenn ferner in den Mythen ein schöner jugendlicher Gott sterben muß, so bedeutet es niemals und in keinem Fall etwas anderes, als den Tod, den jedes Jahr die Vegetation und mit ihr gleichsam auch die Sonne stirbt. So Osiris, Dionysos, Zagreus, Adonis 2c. wie Balder. Wenn so bestimmte Vorstellungsweisen durch die Mythen fast aller Völker durchgreifen, ist es nicht erlaubt, eine aus der Reihe herauszureißen und willkürlich zu deuten.

Es wird nicht nöthig seyn, noch näher auf die übrigen Erklärungen einzugehen, z. B. daß Starkother das heroische Selbstbewußtseyn des Volks in seiner Gegenwart, daß der lahme und boshafte Schmied Völundr „die Anschauung der Gothen von sich selbst im Dienste der Schönheit“ (S. 227) sey 2c. Ueberall läßt sich der Verfasser von denselben Voraussetzungen mißleiten und trägt in die nordischen Mythen Begriffe der modernen Philosophie über, an welche die alten Gothen auch nicht im Traume gedacht haben. Gleichwohl ist das Buch sehr anregend und in seinen Irrthümern unterhaltend.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Matthias L. Schleifer. Herausgegeben von K. A. Kaltenbrunner. Wien, Haas, 1847.

Schleifer gehörte noch der ältern Generation österreichischer Dichter an, war über die Grenzen Oesterreichs hinaus wenig bekannt, innerhalb derselben aber als Dichter, wie als Mensch und Beamter sehr geehrt. Schleifer war im Jahr 1809 Oberbeamter zu Ulmerfeld, als welcher er sich beim Herannahen des Feindes rühmlich auszeichnete: „Marschall Davoust hatte auf den 18. Mai die Oberbeamten und Pfarrer des Viertels Unter-Wiener-Wald nach St. Pölten in den Bischofhof beschieden. An die Versammelten stellte nun Davoust die Forderung, Napoleon zu huldigen. Im Namen Aller nahm Schleifer das Wort, wies die Anmuthung zurück, als unverträglich mit Unterthanenpflicht und Amtseid, und verweigerte in seinem und Aller Namen den Gehorsam. Unter Anderm sagte Schleifer: „daß sich kein Beamter zu diesem Schritt bequemen werde; sollte es aber dennoch einen solchen geben, so könne derselbe nicht mehr auf seine Amtsstation zurück, ohne vom erbitterten Landvolk erschlagen zu werden.“ Der Marschall hörte ihn stillschweigend an, nickte mit dem Kopfe, und entließ die Versammelten. Es ist wahrscheinlich ein Versuch gewesen, ob und wie weit der Kaiser von Oesterreich sich auf die Treue der Unterthanen, Beamten und Geistlichen verlassen könne. Wiederholt ist aber das Experiment nicht worden. — Minder ernst, man möchte sagen komisch, war Schleifers Zusammentreffen mit Vandamme. Dieser nahm in Wallsee Quartier beim Pfleger, also bei Schleifer. Die französischen Marschälle theilten sich schon in die österreichische Monarchie, und Vandamme lud Schleifer zu sich, wenn er Herzog von Melk (!) seyn werde. Der Liqueur, den Schleifer dem Franzosen bot, behagte diesem nicht. Wie nun Vandamme Wallsee verließ, schenkte er dem Pfleger einen kleinen Flaschenkeller mit den Worten: „Aber nicht Du sauf; muß aufheben, bis wieder französischer Marschall kommt.“ Es kam aber keiner mehr!“ Es läßt sich denken, daß Schleifer als Dichter seinem patriotischen Herzen oft Luft gemacht hat. Wir finden unter seinen ältern Gedichten schon eins auf den Einzug des Erzherzogs Karl in Wien im Februar 1797. Darin spricht sich eine edle Indignation über den Basler Frieden und über die Neutralität Preußens aus, welches unthätig blieb, als Deutschland vom Reichsfeind überfallen wurde und Erzherzog Karl allein die Ehre des Reichs rettete:

> Als jüngst der Feind in zwei ergrimmten Scharen
> Das Volk, deß' Hirt im Norden schläft, verschlang,
> Und Flur und Wald vom Moderuf der Barbaren,
> Vom Wiehern ihrer Roß' erklang
>
> Da führt' er hohen Muths, — wie der Alcide,
> Den ganzen Busen voll Unsterblichkeit, —
> Sein Heldenheer im hellen Siegesliede
> Hinaus zum wundervollen Streit,
>
> Und wie ein Bergstrom stürzt, und furchtbar flutend
> In Thäler stürmt, traf seine Rächerhand
> Die Rotte, die, aus tiefen Wunden blutend,
> Nur Schmach und Tod im Schlachtfeld fand.
>
> Ob sie auf ihrer Flucht sich hinter Wälle
> Von Bergen jetzt, von Strömen jetzt verbiegt —
> Ein neues Hochstätt wird ihr jede Stelle,
> Wo sie des Cherubs Schwert erwägt.
>
> Gepeitscht mit Hohn, flieht sie von Land zu Lande;
> Von Fahnen, Rossen, Leichen liegt gethürmt
> Ein Wall an jedem Felsen, jedem Strande,
> Der ihre Flucht umsonst beschirmt 2c.

Wie richtig der Dichter die Lage des Vaterlandes am Anfang des neuen Jahrhunderts beurtheilt, erhellt aus folgenden Strophen eines Liedes „an Deutschland“ aus jener Periode:

Du strebst umsonst, den Riesen zu erliegen,
  Der deine Donner listig täuscht,
Gehst du zuvor der Hydra nicht entgegen,
  Die still dein Inneres zerfleischt!

Du sterbst umsonst, dir einen Wall zu bauen,
  Dem deines Feindes Muth erbebt,
Wenn die Verrätherin mit güldnen Klauen
  Daheim ihn tückisch untergräbt!

Wach' auf, wach' auf! der Sturz der Zeiten dräuet,
  Der Missethaten Strom geht hoch! ꝛc.

Im Verfolge dieses ernsten Strafliedes schildert der Dichter die greuliche Sittenverderbniß, die zu Anfang des Jahrhunderts auch in Deutschland, das hierin Frankreich nachahmte, eingerissen war, mit juvenalischer Kraft:

Das Heiligste, was die Natur gebunden,
  Das Band der Gattentreu' zerbrach,
Und Zärtlichkeit und Liebe sind verschwunden
  Vom freudenlosen Brautgemach.

Unzüchtig lacht das Weib im Buhlerkreise;
  Der bessern Mutter Himmelslust
Höhnt es, und legt sein Kindlein — ach, die Waise! —
  An eines fremden Weibes Brust.

Die Tochter, früh nach Kuß und Liebe lüstern,
  Gräbt scherzend ihrer Unschuld Grab,
Und locket schlau mit buhlerischem Flüstern
  Der Mutter ihren Liebling ab.

Der Sohn, entnervt und muthlos, glühet nimmer
  Beim theuern Namen: Vaterland!
Und fröhnt der Afterehre falschem Schimmer,
  Und buhlt um schnöden Liebestand.

Die hell und rein in schönern Seelen lodert,
  Die Freundschaft, kennt er nicht! er zollt
Nur dem Idol des eignen Ichs, er fodert
  Nur feile Miethlinge in Sold.

Mit Edelmuth und Ehre fremd, vermiethet
  Er Geist und Arm an seinen Feind,
Wenn der mit Gold die Thränen überbietet,
  Die Vaterland und Menschheit weint.

Und er soll, wenn des Feindes Heerschar dräuet,
  Dem Kampfe für sein Volk sich weih'n?
Und — das so bang, so bang um Rettung schreiet! —
  Das Vaterland soll er befrei'n?

Seume hat nicht besser gesungen, und Schleifer verdient neben ihm künftig unter den Sängern, die in der Zeit der Schmach dem Vaterlande treu blieben, rühmlichst genannt zu werden.

Neben seinen patriotischen Dichtungen finden sich eine große Menge lyrische Herzensergießungen, die durchweg ein zärtliches und edles Gemüth zu erkennen geben. Das längste Gedicht ist ein liebeschmachtender Brief Heloisens an Abälard, frei nach Pope und Colardeau. Einige Liedchen sind in der freien und anmuthigen Weise Anakreons, die in Deutschland einst so beliebt war, z. B.:

Am frischen kühlen Wiesenplan
  Ruht' eine Schäferin;
  Ein Rosenbusch ihr Baldachin,
Ihr Bettchen Thymian.

Ein emsig Bienchen flog heran,
  Und flog der Schäferin
  Gerade auf die Lippen hin,
Und wählt' und sog daran.

„Vergib mir — sprach die Biene dann —
  Mit froh getäuschtem Sinn
  Sah ich dein Mündchen, Schäferin,
Für eine Rose an."

Zum Schönsten in der Sammlung gehört ein Gedicht an die verstorbene Gattin des Dichters, deren Grab zu Gmunden er besuchte. Nur einige Dichtungen Justinus Kerners, worin dessen Empfindungen für die lebende Gattin ausgedrückt sind, lassen sich in edler Einfachheit und Gefühlstiefe damit vergleichen:

Vernimmst du wohl mein freundlich Grüßen
Im Garten, wo zu frommer Rast
Du, dem Gekreuzigten zu Füßen,
Dein Bettchen dir bereitet hast?

Dich sucht mein Aug' mit stillem Weinen,
Und du — was hab' ich dir gethan?
Du senkst, du schließest fest die deinen,
Und blickst mich Armen gar nicht an!

Die Hände reich' ich dir entgegen,
Der alten Lieb' und Treu bewußt; —
Verschränkt in's Kreuz, wie Nonnen pflegen,
Drückst du die deinen an die Brust.

Und wenn ich frage, wenn ich zitt're:
Ist dir nun wohl? — so schweigest du!
Weh! weh! dir schloß der Tod, der bitt're,
Den süßen Mund auf ewig zu! ꝛc.

Mehrere Dichtungen erinnern an Schiller, z. B. an die Frauen, Lob des Columbus ꝛc. Einige enthalten Sagen und Legenden, z. B. die gar anmuthige Legende von einem Hirtenmädchen, die vom reichen Kirchenschatz der Jungfrau Maria eine Handvoll Schmuck entwendete, um sie der Mutter derselben, der h. Anna, in ihre ärmliche Kapelle zu tragen. Mehrere Gedichte sind frommen Inhalts, zum Lobe des Erlösers gedichtet. Auch finden sich neue Uebersetzungen des dies irae und stabat mater.

Sind die Gedichte nicht alle von gleichem Werth, so befinden sich doch so viele treffliche darunter, daß es gewiß sehr ungerecht wäre, diesen ältern Dichter nicht zu ehren, wie ihm gebührt. Mit den Reimen hat er es leider gar zu leicht genommen und namentlich die kurzen und langen Vokale und Diphthongen gern verwechselt, z. B. mit Genossen auf Gestoßen, mit sehn auf schön, mit Seele auf Kehle, mit zusammen auf Namen ꝛc. gereimt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 39. Dienstag den 1. Juni 1847.

Geschichte.

1) Der römische Grenzwall von der Altmühl bis zur Jart, in Verbindung mit den römischen Heerstraßen und Alterthümern 2c. nach Archivdokumenten und neuern Forschungen beleuchtet von Hofdomainenrath v. Gok. Stuttgart, Köhler, 1847.

Ein neuer werthvoller Beitrag zu den Untersuchungen über den Zustand Schwabens zur Römerzeit. Bekanntlich ist schon außerordentlich viel darüber geforscht und geschrieben worden und dreht sich der Streit insbesondere um die auf der berühmten Peutinger'schen Tafel angegebene Hauptstraße von Vindonissa (Windisch in der Schweiz) durch Schwaben nach Regensburg. Herr von Gok bemerkt Seite 25 sehr mit Recht, daß der Streit so lange unmöglich definitiv entschieden werden könne, als nicht noch weitere Merkmale in Denkmälern selbst aufgefunden werden. Bis dahin aber kommt es nur darauf an, das Terrain überhaupt im Detail so genau als möglich kennen zu lernen und sich der ganzen römischen Geographie in Schwaben zu versichern, so weit sie aus den erhaltenen Steinresten noch jetzt erkennbar ist.

Zur Norm dient, daß die Verbindung des west- und oströmischen Reichs durch eine Straße zwischen Mainz und Augsburg oder Regensburg die Hauptaufgabe bei den römischen Befestigungen in Schwaben war, daß nur zur Sicherung dieser Straße der berühmte Grenzwall gegen Nordosten aufgeworfen wurde, und daß alle übrigen Straßen nothwendig nur zum Zweck hatten, theils von andern bedeutenden Punkten des Römerreichs, z. B. von der Schweiz und vom Oberrhein her in die westöstliche Hauptstraße einzulenken, theils die wichtigsten Befestigungspunkte am Grenzwall mit der Hauptstraße zu verbinden. Weiter dient als Norm, daß die Straßen vorzugsweise auf Bergrücken geführt wurden und die Thäler vermieden, und daß größere Römerkolonien immer auf die Durchkreuzungspunkte mehrerer Hauptstraßen und in die Nähe der stärksten Befestigungen fallen, wo ein zahlreiches Civil sich an das Militär anschloß.

Damit stimmen nun auch alle noch so zahlreich im Land erhaltenen römischen Mauerreste, Straßen, Denksteine und Gräber überein, und es schwebt nur noch Ungewißheit über den Namen, ob dieser oder jener Ort, an dem man römische Ueberreste gefunden, diese oder jene auf der Peutinger'schen Tafel bezeichnete Station seyn soll. In mehreren Fällen hat darüber der noch jetzt erhaltene Name des Orts oder ein römischer Denkstein mit Inschriften entschieden. In andern Fällen weiß man nichts Bestimmtes und streitet. Bis entscheidendere Merkmale gefunden werden, ist es am besten, man nimmt streckenweise das ganze Terrain auf, und dafür ist von Seiten der würtembergischen, bayerischen und badischen Alterthumsforscher schon sehr viel geschehen. Den tüchtigsten Arbeiten dieser Art reiht sich aber die vorliegende besonders in Bezug auf die Strecke von der Altmühl bis zur Jart an. Auch fügt Herr von Gok in den Beilagen ein sehr reichliches Verzeichniß von Lokalnamen aus den Lagerbüchern des Landes an, die auf alte Römerkolonien und Straßen hinweisen. Sofern man an sehr vielen Orten, an welche sich die alten Namen von Straßen (Hochstraße, Heerstraß, Heerweg, Hemweg, Breitenweg, Steinweg 2c.), von Befestigungen (Mauer, Stein, Burg, Thurm, Landgraben, Pfahl, Hagen), von zerstörten Gebäuden (Rotten, Wüste), von heidnischen Bewohnern und heidnischem Kultus (Heidenheim, Teufelsmauer, -brunnen, -wiese, Schelmenacker, -feld, -zelge, Saustraße, Götzenrain, -berg, -weg, -häusle 2c.) anknüpfen, wirklich römische Alterthümer gefunden hat, ist der Schluß zu ziehen, daß auch an den unsäglich vielen andern Orten, welche jene landüblichen Namen führen, Römer gehaust haben.

Die hier angegebenen sehr häufig vorkommenden Uebelnamen scheinen zu beweisen, daß die Römer ihren deutschen Nachbarn einen sehr tiefen Haß eingeflößt haben, womit auch die Wildheit übereinstimmt, mit welcher von den Alemannen alles Römische zerstört und ausgerottet wurde. Auf der rechten fränkischen und auf der linken gothischen Flanke fand mehr Entgegenkommen zwischen Deutschen und Römern Statt; im alemannischen Centrum dagegen wüthete unversöhnlicher Haß in fast ununterbrochenem Kriege. Den Römern mußte alles daran liegen, eine Verbindungsstraße zwischen Rhein und Donau zu behaupten; die Politik der Deutschen mußte eben deßhalb dahin gerichtet seyn, diese Verbindung um jeden Preis zu unterbrechen und den Keil zwischen Rhein und Donau hineinzutreiben. Man nimmt gewöhnlich an, die Deutschen seyen ein rohes, immer mit sich selbst uneiniges Volk gewesen und die Kämpfe in Schwaben hätten nicht mehr zu bedeuten gehabt als die an andern Grenzen; allein es scheint doch, als wäre der Krieg ziemlich national und planmäßig geführt worden. Es kommen darin mehrere großartige und staunenswürdige Momente vor.

Zuerst der überaus merkwürdige Rückzug der Markomannen und Sueven aus Schwaben nach Böhmen, sobald die Römer sich aller Alpenpässe und der kritischen Niederungen am Oberrhein und an der Donau bemächtigt hatten. Marbod, ihr König, wollte wahrscheinlich das Schicksal des Ariovist vermeiden, den die Römer besiegt hatten. Damals sieht man noch durchaus keinen Plan einer wirksamen Vertheidigung von ganz Deutschland. Nur Niederdeutschland wurde unter dem

großen Arminius eben so erfolgreich als genial vertheidigt; Oberdeutschland aber nicht. Dieser einzige Umstand schon beweist, daß Oberdeutschland damals noch gar nicht von Deutschen dauernd bewohnt gewesen war, sondern daß nur der Vortrapp der suevisch-gothischen Völker von Osten her erst vor Kurzem in die keltische Bevölkerung eingedrungen war, um sich wieder zurückzuziehen, sobald er auf die Uebermacht der Römer stieß. Wären diese Völkerschaften schon länger in Schwaben einheimisch gewesen, so hätten sie ohne Zweifel den Boden auch damals schon hartnäckiger vertheidigt.

Auch fällt in der nächstfolgenden Zeit der Nachdruck des Widerstandes von Seiten der Markomannen und Gothen ausschließlich in den Osten, an die obere Donau, und erst im dritten Jahrhundert nach Christo dringt der unter dem neuen Namen der Alemannen berühmte Zweig des gothischen Stammes westwärts im Süden der bis dahin vorzugsweise berühmten Katten vor, welche letztere ihrerseits mit andern kleinen niederrheinischen Völkern im neuen Namen der Franken verschwinden. Das Vordringen der Alemannen von Osten her war massenhaft, während die Katten bisher von Norden her nur gelegentlich ins römische Gebiet Streifzüge gemacht und sich wieder zurückgezogen hatten. Auch schon die neuen Namen der germanischen Völkerbünde deuten auf eine innere Erhebung der Nation und auf großartige Plane des Vertheidigungs- und Eroberungskrieges. Den Alemannen war dabei der schwerste Posten angewiesen; sie mußten den Keil zwischen Rhein und Donau treiben, wo die Römer alle ihre Macht aufboten und alle ihre Kunst anwandten, sich zu behaupten.

Leider sind uns von den Kämpfen, die im dritten und vierten Jahrhunderte hier wütheten, nur spärliche Nachrichten erhalten. Einzelne Charakterzüge aber verrathen den furchtbaren Haß der Alemannen gegen die Römer. Von Krokus, einem ihrer jungen Fürsten, heißt es, er sey ausdrücklich darauf ausgegangen, alle Städte der Römer, so viel er deren erreichen konnte, der Erde gleich zu machen und keinen Stein auf dem andern zu lassen. Auch wurde die sämmtliche keltisch-römische Bevölkerung nicht nur Schwabens, sondern auch des Elsasses und der Schweiz von den Alemannen ausgerottet und alles ausschließlich hier auf deutschen Fuß gestellt, während Franken, Burgunder und Gothen in den von ihnen eroberten Ländern die römische Sprache und Sitten schonten.

Der große Grenzwall, limes, Pfahlgraben oder Teufelsmauer genannt, war ein tiefer Graben mit einer hohen Mauer, an deren Stellen an passender Stätte Pfahlwerk, Pallisaden, spanische Reiter oder dergleichen angebracht waren. Sonst ließe sich der doppelte Name Pfahl und Mauer nicht wohl erklären. Je alle 100 bis 500 Schritt war ein Wachtthurm angebracht; an den wichtigsten Punkten aber befanden sich Burgen oder befestigte Lager. Wie es scheint, wurde der Wall zuerst im äußersten Westen durchbrochen, wo er mehrmals und in verschiedener Richtung erneuert worden ist, so daß man ihn hier überhaupt noch nicht so genau kennt, wie weiter ostwärts. Der Taunus, der Spessart und Odenwald begünstigte schon die Angriffe der Katten, ehe noch die Gewaltmassen der Alemannen nachdrangen. Wie die Römer selbst, so scheinen auch die Deutschen den Gebirgszügen nachgegangen zu seyn und alles daran gesetzt zu haben, um die Römer erst aus dem Taunus und Odenwald, dann aus dem Schwarzwald zu vertreiben. Wie ein scharfes Messer durchschnitten sie die Verbindungen der Römer jenen schwarzen Bergrücken entlang, an denen jetzt die Bergstraße von Frankfurt bis Freiburg läuft, während weiter östlich die ganze Donau noch für die Römer frei blieb. Kaiser Julian z. B. konnte, nachdem er die Alemannen im Schwarzwald vergebens bekämpft hatte, doch noch in ihrem Rücken vom Bodensee aus an die Donau gelangen und diese hinabziehen.

Vielleicht hilft dieser Umstand auch die Bedeutung der großen Peutinger'schen Straße erklären. Diese nämlich mußte für die Römer immer wichtiger werden, je unsicherer und unterbrochener die Verbindung mit Mainz und Straßburg wurde. Alles, was früher von Köln, Trier, Mainz und Straßburg den nächsten Weg über Pforzheim nach Augsburg und Regensburg nehmen konnte, mußte später den weiten Umweg über die Schweiz und den Bodensee einschlagen, weil der Odenwald und der Schwarzwald nicht mehr zu passiren waren. Nun verzeichnet die Peutinger'sche Tafel zwei Straßen, eine südlich vom Bodensee nach Augsburg, eine andere nördlich vom Bodensee nach Regensburg. War die erstere ohne Zweifel für die große Verbindung der Donauprovinzen mit Gallien die wichtigste und sicherste, so war dagegen die zweite, obgleich wegen der Nähe an den Grenzen unsicherer, doch gerade für die Verbindung sämmtlicher hier so wichtiger Grenzbefestigungen um so nothwendiger. Dabei nehmen wir mit Herrn von Gok und fast allen neuern Erklärern an, daß diese zweite Straße im Norden der Donau lief und es nur ein Versehen des Zeichners sey, wenn auf der Peutinger'schen Tafel die Straße im Süden der Donau und gleichsam der Augsburger Straße parallel angegeben ist. Es wäre an der Augsburger Straße genug gewesen und hätte keiner zweiten bedurft, wenn diese letztere gleichfalls im Süden der Donau hätte laufen müssen. Das Daseyn der zweiten Straße wird durch nichts besser motivirt, als durch das Bedürfniß, eine große Kommunikation zwischen allen noch erhaltenen Kolonien und Befestigungen im Norden der Donau zu haben. Doch wollen wir auch die Möglichkeit nicht läugnen, daß beide Straßen im Süden der Donau gelegen haben können. Jedenfalls muß uns das von größter Bedeutung seyn, daß eine dritte Hauptstraße mangelt. Eine dritte Straße, die ohne Zweifel von noch weit größerer Wichtigkeit gewesen wäre, nämlich eine direkte Verbindungsstraße zwischen Mainz oder Straßburg und Regensburg oder Augsburg fehlt auf der Peutinger'schen Tafel gänzlich, ein sicherer Beweis, daß eine solche Straße seit dem dritten Jahrhundert gar nicht mehr existirte und durch das Vordringen der Alemannen im Odenwald und Schwarzwald abgebrochen war. Es kommt sonach eigentlich nicht mehr viel darauf an, ob die Römer nun schon ganz über die Donau zurückgedrückt waren, oder ob sie noch die Straße nach Regensburg, im Norden der Donau angenommen, auf kurze Zeit behaupteten.

Was nun die zweite Straße, die von Vindonissa nach Regensburg, im Norden der Donau angenommen, betrifft, so hat Herr von Gok die Stationen derselben nach dem neuesten Stand der Forschungen und nach seinen eignen möglichst bestimmt zu bezeichnen gesucht, ohne sich im geringsten zu verhehlen, daß im Betreff mehrerer derselben noch gegründete Zweifel obwalten. Auf dieses Detail von nur lokalem Interesse wollen wir hier nicht näher eingehen.

Dagegen scheint uns eine andere Seite seiner lehrreichen Forschungen von sehr allgemeinem Interesse für deutsche Geschichte überhaupt zu seyn, nämlich die Untersuchung über die Grenzen der Alemannen und Burgunder im Nordosten in der Zeit, ehe die Burgunder über den Rhein gingen. Er stimmt denen bei, welche die Salzquellen, um die sich bekanntlich Alemannen und Burgunder gestritten haben, bei Schwäbisch Hall und nicht an der Saale suchen, und macht es höchst wahrscheinlich, daß wirklich keine andern zu verstehen seyen. Den letzten Aufschluß über die Grenzen der einzelnen deutschen

Stämme unter einander, so wie der Germanen und Kelten im Großen werden wohl nur die Gräber geben, wenn es nach und nach gelingt, dieselben gründlich genug zu untersuchen und über die Funde umfassende Vergleichungen anzustellen.

Römergräber haben schon lange die Beachtung gefunden, die sie verdienen; keltische und germanische Gräber aber erst seit Kurzem, und noch wissen viele Gelehrte nicht einmal, wie sie dieselben unterscheiden sollen und es war noch im letzten Jahe möglich, daß man darüber in erbitterten Streit gerathen konnte. Hier ist es nun wahrscheinlich nicht angemessen, zu streiten; man sollte sich vielmehr liebreich unterstützen, um nur erst umfassend zu sammeln und treu und genau zu beschreiben. Aus der Vergleichung wird sich dann später das jetzt noch zweifelhafte Resultat von selbst ergeben. Wir wagen es, hier die Hoffnung auszusprechen, daß es gelingen werde, aus einer vollständigen Gräberkunde nach und nach die Grenzen zwischen Kelten und Germanen, vielleicht auch die Grenzen einiger innerhalb einer der beiden großen Nationen selbst wieder charakteristisch sich unterscheidender Stämme zu ermitteln. Dabei fürchten wir nicht, daß allzu grobe Irrthümer durch Mißverstand der Zeitalter werden eintreten können, denn schon ist es gelungen, aus der Art, wie die in den Gräbern gefundenen Metalle zubereitet sind, auf das Alter derselben zu schließen. Die Metallkunde der römischen Welt ist hinlänglich aufgeklärt, die des heidnischen Nordens durch die große Kopenhager Sammlung ebenfalls. Was nun von keltischen und germanischen Metallen in der Mitte liegt, wird darnach beurtheilt werden können.

2) H. Conscience Geschichte von Belgien. Aus dem Flämischen von O. L. B. Wolff. Leipzig, Lorck, 1847.

Conscience ist der beste Novellist Belgiens. Wir haben schon öfters in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, seine Lebensbilder aus der Heimath zu preisen, indem sie eben so sehr durch sittliche Grazie wie durch Naturwahrheit ausgezeichnet sind. Ob er aber zum Geschichtschreiber geboren ist, dürfte die Frage seyn. Wir fürchten, sein berühmter Name ist von buchhändlerischer Spekulation ausgebeutet worden. Auf Ihren Namen hin, scheint man ihm gesagt zu haben, wird man das Buch kaufen, es mag seyn, wie es will.

Das Werk ist des geistreichen Dichters nicht würdig. Es ist nicht einmal kunstgemäß angeordnet. Die ältere minder interessante Zeit ist viel zu weitläuftig, die neuere seit den großen Religionskriegen viel zu kurz behandelt. Die vorliegende Uebersetzung hat 420 Seiten. Davon umfassen mehr als drei Viertel die ältere Zeit. Der Name der Geusen findet sich zum erstenmal auf Seite 328 und hier erst beginnt die Geschichte der Kämpfe mit Philipp II. Es bleiben also für diese großartigen Kämpfe, so wie für die späteren so interessanten Ereignisse unter Joseph II., während der Revolution, Napoleons und im Jahr 1830 nur noch 92 Seiten übrig, was im ärgsten Mißverhältniß zur Ausführlichkeit der Anfänge steht. Zudem vermissen wir die Rücksicht, die der Verfasser nothwendig auf die Kulturgeschichte hätte nehmen müssen, wozu namentlich er als geistreicher Dichter und Maler berufen war. Außer einigen sehr dürftigen Notizen über die berühmtesten Künstler und Gelehrten finden wir lediglich nichts, wodurch Styl und Geschmack und die eigenthümliche Geistesrichtung der Niederlande charakterisirt worden wäre. Das gehört denn doch auch zur Geschichte. Die Brabanter und Vlämingen waren tonangebend in Bezug auf den Geschmack, bis auf die Trachten hinab. Kunst und Mode blühten bei ihnen am frühesten. Wenn die gothische Baukunst auch nicht von ihnen ausging, wurde sie bei ihnen doch aufs herrlichste gepflegt. Eine ganz neue Technik und ein eben so neuer Geist und Styl der Malerei ging von ihnen aus; eben so der Musik, worüber Kiesewelter ein eigenes wichtiges Werk geschrieben hat. Nicht zu gedenken der Eigenthümlichkeit altniederländischer Dichter. Da hätte der poetische Geschichtschreiber wohl in der Charakteristik der alten Kunst und Poesie ein reiches Gemälde entwerfen können und sollen. Dann hätte er nicht weniger den ganz veränderten Geschmack seit der Reformation, die wunderlichen Auswüchse der Renaissance im Kunstfleiß und Phlegma der Niederländer, und andererseits den Natursinn charakterisiren müssen, der dem niederländischen Geschmack auch mitten unter den klassischen Verirrungen treu blieb. Mit einem Wort, Conscience hätte nicht bloß den Faden der sogenannten pragmatischen Staatsgeschichte abspinnen, sondern Geist und Gemüth des Volks in seinen Thaten und Werken abspiegeln sollen.

Philosophie.

Giordano Bruno und Nicolaus von Cusa. Eine philosophische Abhandlung von Dr. Clemens, Privatdocent in Bonn. Bonn, Wittmann, 1847.

Unser Zeitalter verlangt, daß in ihm alle gotteslängnerischen oder dem Christenthum irgend feindlichen Bücher aus dem Schutt der Vergangenheit wieder ausgegraben werden, um die Heeresmacht des Dämons zu verstärken, den man gutmüthigerweise den Fortschritt nennt. Die Vorliebe für solche Studien wird wenigstens durch das wissenschaftliche Interesse nicht allein erklärt; sie liegt vielmehr in der ganzen Richtung der Zeit.

Unter den Christusfeinden des Mittelalters ragt Jordanus Brunus durch die Größe und Kühnheit seines Hasses mächtig hervor. Nicolaus von Cusa dagegen erscheint als ein eben so großer Held der Kirche. Daß sie hier zusammengestellt sind hat lediglich seinen Grund in der Uebereinstimmung beider im Gebrauch gewisser scholastischer Formeln und dialektischer Voraussetzungen. Im Resultate ihrer Forschungen, wie in ihrer Intention weichen sie weit von einander ab.

Nicolaus von Cusa spielte bekanntlich als Kardinal auf dem Concilium von Basel eine große Rolle und war der eifrigste Beförderer aller derjenigen Maßregeln, durch welche die Einheit und Würde der zerrütteten Kirche wiederhergestellt werden sollte. Das hoffte er anfangs vom Concil, konnte es aber später nur vom Papste hoffen. Daher der Wechsel, der in seinem politischen Benehmen eintrat, ohne daß er irgend von seinen Grundsätzen sich entfernt hätte. „Für Cusa waren die Fragen, welche auf dem Baseler Concilium verhandelt wurden, die Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern von innen heraus, die Beilegung der böhmischen Angelegenheiten, die Wiedervereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche, also vor Allem die Wiederherstellung der Reinheit, des Friedens und der Einheit in der allgemeinen Kirche, Lebensfragen der Christenheit, die es galt, um jeden Preis zur Lösung zu bringen, und von welchen er hoffte, daß sie durch das Baseler Concilium zur Lösung würden gebracht werden. Kein Wunder also, daß des Papstes Auftreten gegen das Concilium, wodurch die Lösung jener Fragen schien erschwert und vereitelt werden zu wollen, ihn, der sich zwar

die Einheit der allgemeinen Kirchen schlechterdings nicht ohne den Papst und die Verbindung mit Rom und dem Stuhle Petri denken konnte, aber auch das Concilium als eine eben so berechtigte Gewalt in der Kirche anerkannte, veranlaßte, mit aller Wärme die Sache des Concils zu ergreifen und für dasselbe so viele Rechte und Befugnisse dem Papste gegenüber in Anspruch zu nehmen, als nur immer möglich war. Als aber später, bei der Wendung, welche die Verhandlungen zu Basel nahmen, die Sachlage sich geradezu umkehrte; als nach Erledigung der böhmischen Angelegenheiten und vieler wesentlichen Reformationspunkte theils im Zusammenwirken des Concils mit dem Papste, theils im Zwiespalte mit demselben, die Baseler Väter den Geist des Widerspruches gegen den h. Stuhl und die Entzweiung untereinander so weit trieben, daß die gewonnenen Ergebnisse wieder aufs Spiel gesetzt wurden, und durch ihre, und nicht durch des Papstes Schuld, die Erfüllung der dritten nach dem Ermessen Cusa's wichtigsten Aufgabe des Concils, nämlich die Wiedervereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche, nicht bloß gefährdet, sondern unmöglich gemacht wurde; da wäre Cusa der Sache, die er einzig und allein im Auge hatte, untreu, er wäre wahrhaft von sich selbst abtrünnig geworden, wenn er länger den Baseler Vätern treu geblieben, und nicht viel mehr mit derselben Entschiedenheit, womit er früher das Concil verfochten hatte, nun auf die Seite des Papstes getreten wäre; wenn er nicht die Rechte und Befugnisse der päpstlichen Gewalt dem Concil gegenüber eben so scharf hervorgehoben hätte, als er es früher mit der Macht des Concils gegenüber dem Papste gethan. Sollte er hiebei mit manchen seiner früheren Behauptungen in Widerspruch gerathen seyn, so ist die Ursache davon nicht in einem Gesinnungswechsel, sondern lediglich in der Verschiedenheit des Standpunktes zu suchen, von welchem aus er für Eine und dieselbe Sache zu kämpfen genöthigt war.“ In ganz ähnlicher Weise ist später Melanchthon verunglimpft und verdächtigt worden. Es ist ein Verdienst des Herrn Clemens, große Männer gegen die unbesonnenen Vorwürfe, die ihnen in Bezug auf konsequentes Benehmen von Leuten gemacht werden, die nichts von ihrer Größe verstehen, in Schutz genommen zu haben.

Die treffliche Charakteristik Cusa's schließt Seite 251 sehr schön: „So erscheint der Kardinal von Cusa wie eine geistige Riesengestalt am Schlusse der mittleren und am Eingange der neueren Zeit, und wie ein getreuer Eckard für sein Vaterland, das glücklich gewesen wäre, wenn es die Mahnungen und Winke, die es von ihm in politischer und kirchlicher Beziehung erhalten hatte, begriffen und befolgt hätte. Mit ihm bricht jene „goldene Kette“ von Denkern ab, welche den Glauben mit dem Wissen nicht bloß zu vermitteln, sondern in der Identität ihres Prinzips aufzufassen, und die Vernunft mit der Autorität und Erfahrung nicht bloß zu versöhnen, sondern die letzteren als einen wesentlichen Bestandtheil der erstern zu erkennen verstanden.“

Jordanus Brunus dachte die Kirche, welche Cusa durch äußere Einigkeit und innere Reinigkeit erheben wollte, im Gegentheil zu zerstören. Er war ihr, wie dem Christenthum überhaupt, entschieden feindselig und durch und durch ein Heide. Das tiefer liegende Motiv dieser Erscheinung sucht Herr Clemens mit Recht in der unbändigen Sinnlichkeit dieses Italieners. Seine Schriften strotzen von Obscönität. „Da aber, bemerkt unser Verfasser, die christliche Sittenlehre auf das engste mit der christlichen Glaubenslehre zusammenhängt, ja ganz auf dieser erbaut ist, so darf es uns nicht wundern, wenn Bruno's Widerspruch mit der ersten ihn auch zum heftigsten Widerspruche mit der zweiten führte, oder vielmehr sich von vornherein damit verband. — In der umfassendsten und heftigsten Weise, hat Bruno seinen Haß und seine Verachtung des Christenthums in den beiden Schriften: Spaccio della bestia trionfante, und Cabala del Cavallo Pegaseo, coll' aggiunta del' Asino cillenico ausgesprochen. In der ersten dieser Schriften greift er unter verschiedenen Bildern, deren Bedeutung aber nicht mißverstanden werden kann, das Christenthum gegenüber dem Heidenthum, die Sendung Christi, die Gottmenschheit desselben und das Abendmahl an; die zweite ist eigentlich ihrem ganzen Inhalte nach nichts Anderes, als die Verhöhnung des von dem Christenthum gelehrten demüthigen und frommgläubigen Sinnes.“ Proben aus beiden werden mitgetheilt. — Uebrigens konnte sich Brunus noch nicht zur Höhe unseres modernen pantheistischen Standpunkts erheben, weil seine Zeit noch nicht weit genug vorgerückt und namentlich die Naturkunde noch sehr dunkel war. Daher fiel er in allen Wahn des Heidenthums zurück und glaubte an Magie, Seelenwanderung rc. Das ists, was seine sonst unerquickliche Erscheinung poetisch, wir möchten sagen faustisch macht. „Wir begreifen zuletzt, sagt Herr Clemens, warum Bruno die Offenbarungen und Wunder des Christenthums verwarf, und dagegen jedem heidnischen Aberglauben um so blinder ergeben war. Denn wiewohl des Nolaners Angriffe auf das Christenthum und die Stellung, die er demselben gegenüber einzunehmen trachtete, allerdings die größte Verwandtschaft mit jenem modernen philosophischen Standpunkte zeigen, der das Christenthum als etwas Ueberwundenes hinter sich zu haben meint, so würde man sich doch gar sehr irren, wenn man ihn für einen sogenannten aufgeklärten Kopf, einen Freidenker und Ungläubigen im heutigen Sinne halten wollte. Kaum mag es seit den Neuplatonikern einen Menschen gegeben haben, der an Magie und Zauberei, an Genien, Dämonen und Seelenwanderung mit so aufrichtiger Selbstüberredung glaubte, als Bruno. Wie nämlich die Gottheit für denselben zwar nicht mehr die freischöpferische und über alle Schranken des von ihr in eigener Substanz gesetzten Endlichen unendlich erhabene, darum auch ihr Verhältniß zum Menschen in der Geschichte freibestimmende persönliche Ursache der Welt war, wie im Christenthum: so war sie ihm doch auch noch immer nicht zu einem bloßen Begriffe oder einer künstlichen Selbsttäuschung des menschlichen Geistes herabgesunken, sondern lebendige Wirklichkeit, die ihr Wesen in der Natur entfaltet hatte, deren Erscheinungen sie als die einzige Substanz zu Grunde legt. Und wie die nächste Folge aus dieser Annahme ist, daß in der unendlichen, göttlichen Substanz der Natur nothwendig Kräfte verborgen sind, welche über die gewöhnlichen, endlichen Erscheinungen derselben weit hinausreichen: so bezweifelte Bruno keinen Augenblick die Möglichkeit für den Menschen, durch die wahre Erkenntniß und die damit verknüpfte innigere Vertrautheit mit der Gottheit, diese Kräfte sich dienstbar machen, ein Mitwirker mit der Natur werden, und Zwecke erreichen zu können, die auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu erlangen. So läßt sich, wie er meint, die Magie begreifen rc.

Tiefer in die Einzelheiten seines und des cusanischen Systems einzugehen, ist hier nicht der Ort. Genug, wenn wir unsere Leser überzeugt haben, daß es sich hier von zwei der originellsten und größten Geister aus der Zeit handelt, in welcher das Mittelalter zu Ende ging, um einer neuen Zeit Platz zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 40. Sonnabend den 5. Juni 1847.

Roman.

Arm und Reich oder die Geschichte von St. James und St. Giles von Douglas Jerrold. Ins Deutsche übertragen von A. Kretzschmar. Mit Illustrationen. Grimma, Verlags-Comptoir, 1847.

Douglas Jerrold ist Herausgeber des Punch, dessen geistreiche Karikaturen allbekannt sind. Hier erhalten wir von ihm einen größern Roman, in welchem der Kontrast der Geldaristokratie und des Proletariats greller als in irgend einem andern aufgefaßt ist. Im ersten Augenblick fällt es auf, daß Jerrold, dem doch viele Phantasie nicht abzusprechen ist, sich hier so ganz nur innerhalb der Scenerie hält, die von Bulwer, Ainsworth, Warren, Dickens rc., deßgleichen von den Franzosen, Eugen Sue rc. längst ausgebeutet ist und kaum noch irgend eine neue Seite darbietet. Er führt uns nämlich in die Winkelgassen Londons, in die Höhlen des Verbrechens und Elends und stellt diesen tiefen Schatten einen Lordpalast in glänzendem Sonnenlicht gegenüber. Man könnte das dem Punch als Armuth an Erfindungsgabe, wohl gar als fabrikmäßige Nachahmerei auslegen, allein man würde ihm damit Unrecht thun. Jerrold wählt mit Absicht dieselben Gegenstände zur Darstellung, wie seine Vorgänger, um sie noch bedeutsamer zu markiren. Er will das Publikum nicht bloß unterhalten, sondern warnen. Im leichtfertigen Humor seiner Darstellungen entdecken wir bald tiefeinschneidende Satire. Je weiter wir uns in sein Werk hineinlesen, desto mehr überrascht uns die Schärfe des Blicks, mit der alle Unnatur in den Zuständen Englands aufgefaßt und in Meisterzügen hingezeichnet ist. Wir vergessen nun, was uns anfangs nur eine Wiederholung der Gruppen aus Dickens zu seyn schien und erkennen das eigenthümliche Genie des Verfassers bis in die kleinsten Züge seiner Charakterzeichnungen an.

St. James ist der patricische, St. Giles der plebejische Brennpunkt der großen Ellipse London. Jener ist Gold, dieser ist Koth. Jener ist Ehre, dieser ist Schande. Beide werden von Jerrold personificirt als zwei in London geborene Kinder. „Schon St. Giles' Nacktheit macht ihn zu St. James' älterem Bruder. Wenn wir ihn betrachten, so ist er um so viel der ältere, als die bloße Haut des Menschen älter ist als die Seide und der Sammet, die ihn später einhüllten. Er kann ein gebrandmarkter Vagabund seyn, aber nichts desto weniger ist er doch immer der ältere Bruder. Wenn wir ihn betrachten, so sehen wir in seiner Entbehrung — in seinem durch diese Entbehrung erzeugten Grimme — den aus den Grenzen des Paradieses dieser Welt Verbannten. Man sehe die Geschichte der Menschheit an. Der Vagabund verliert sich in die Schatten der Nacht des Alterthums, der feine Herr ist ein Gemeinplatz von gestern. Nach diesem philosophischen Grundsatze stellen wir St. Giles vor St. James." Dieß ist der Schlüssel zum Geheimniß des ganzen Romans. Die Menschen seyen gleich geboren, sagt der Dichter; nur die Erziehung, nur die Umstände machen ihn gut oder schlecht. „Auf diese Weise hoffen wir St. Giles und St. James vorzuführen und ihre Brüderschaft — die Identität ihres Materials darzuthun. Wir kratzen vielleicht hier und da bei dem einen ein wenig von der Vergoldung ab, bloß aber um die verwandte Natur beider zu zeigen. Daher wird St. James zuweilen nur als ein besser genährter und schöner gekleideter St. Giles erscheinen."

Man muß hier sogleich einwenden, der Dichter gebe sich einer falschen Konsequenzmacherei hin, indem es durchaus nicht wahr ist, daß Erziehung und Umstände allein den Menschen machen, aber der Dichter spielt nur mit dem Leser. Im Verfolge des Romans führt er uns mehr als einen Armen vor, der im Elend die edelste Tugend bewahrt, und mehr als einen Reichen, den das Glück verdorben.

St. Giles wird als ein unbekanntes Kind bei Nacht in einer Straße Londons bei einer erfrornen Frau noch lebend gefunden und von einer armen Fackelträgerfrau zu sich genommen, weil sie sehr gutherzig ist und meint, das Kind sehe ihrem eigenen gestorbenen Kinde ähnlich. Als ihr Mann heimkommt, geniet ihn das Kind anfangs sehr, denn er glaubt sich zu arm, es aufziehen zu können. Aber das gute Herz siegt in ihm. „Ein kleiner munterer Bursche," sagte Jem, und ließ das Kind auf seinen Knieen tanzen und schnippte mit den Fingern und das Kind sprang empor, lachte und krähte. Und dann blickte Jem das Kind wehmüthig an, und sagte: „Und er sieht wirklich gerade wie der arme kleine Dick. Jetzt sehe ich es, Susanne, er sieht wirklich wie Dick." — Mrs. Aniseed gab keine Antwort, sondern lief geschäftig im Zimmer umher, und bereitete das Abendbrod. Mit dieser Zubereitung war sie bald fertig. „Nun will ich ihn wieder nehmen, Du kannst nicht essen, wenn er Dir auf dem Schooße sitzt," sagte sie. — „Laß ihn nur, ich will es schon machen — ich habe es ja sonst auch gethan. Na, es hilft nichts: hin ist hin. Durch Grämen wird nichts ausgerichtet, nicht wahr, Susanne? Wenn die Zeiten jetzt nicht so schlecht wären, allerdings jetzt wird er noch nicht viel brauchen, aber er wird doch mit der Zeit größer und dann —" — „Er würde uns gewiß viel Freude machen, er sieht ihm ganz ähnlich." — „Da schläft er schon wieder — lieber Gott!" rief Jem das Kind betrachtend; „wer sollte wohl glauben, wenn man ein schlafendes Kind ansieht und dann bedenkt, was für Dinge alle Tage in der Welt passiren, daß alle Menschen einmal schlafende Kinder gewesen sind. Lege ihn zu Bett, Su,— warte

noch einen Augenblick," — und Jem küßte das Kind aufs Zärtlichste. Dann drehte er sich herum, blickte in das Feuer und sagte zu sich selbst: „Er sieht wirklich wie der kleine Dick." Wir theilen diese Stelle mit, um zu zeigen, wie gemüthlich Jerrold schreibt.

Die Liebe dieser beiden guten Menschen schien dem Kinde eine glückliche Zukunft zu sichern. Da plötzlich stürzt ein krankes und verdorbenes Weib aus der Hefe des Pöbels herein und reklamirt St. Giles als ihr Kind. Sie hatte es der Erfrorenen geliehen, um damit betteln zu gehen, und wollte es jetzt wieder haben zu demselben Zweck, und St. Giles „der unbewußte Bettler" wurde seinen liebreichen Pflegeeltern entrissen und im Triumph in die Bettlerherberge gebracht. Hier wuchs er nun ohne Unterricht, ohne Religion, in der schlechtesten Gesellschaft auf und übte sich in nichts als im Absingen schlechter Lieder, Betteln, Lügen, Betrügen und Stehlen.

Wenige Monate nach St. Giles Geburt war im Hause des Lord St. James ebenfalls ein junger Sohn geboren worden, der zur Feeude seiner Eltern heranwuchs und die trefflichste Erziehung erhielt. Jems Frau hatte eine Schwester, Kitty, welche in diesem adeligen Hause als Kammerjungfer diente und als alte Jungfer aus Ermangelung eines bessern Abnehmers ihr Herz einem galanten und demüthigen Neger geschenkt hatte, der in demselben Hause Bedienter war. Dieses köstliche Paar sehen wir bei Jem zum Besuch, in Gesellschaft einer sehr alten Jungfer, die sich vom Verkauf von Erfrischungen und Theaterzetteln ernährt, aber eine herabgekommene Lady ist und in ihrer tiefen Erniedrigung immer noch den ganzen Stolz ihees Standes bewahrt. Wie sie genöthigt wird, neben dem schwarzen Bedienten in der Theevisite zu sitzen, ist eine der köstlichsten Scenen des Romans. Diese Scenen haben aber nicht bloß den Scheez zum Zweck. Sie sind durch die geheime Absicht des Romans bedingt, alle Unnatur, die aus dem Kontrast der Wirklichkeit mit den ständischen Illusionen, Voruetheilen und Ansprüchen entspringen, in einem großen Gemälde zusammenzustellen. In der Theegesellschaft spielt der Wirth, Jem, wieder die ehrenwertheste Rolle, indem er durchaus nicht duldet, daß von dem kostbaren Thee getrunken werde, den Kitty aus der Theebüchse ihrer Herrschaft entwendet und mitgebracht hat. Die Herrschaft ist ins Theater gefahren, wohin auch die Dienerschaft geht. Auf dem Heimwege verliert der junge St. James seinen prächtigen Fiberhut aus dem Wagen, der junge St. Giles ergreift ihn und will sich damit fortstehlen, wird aber ertappt und als Dieb verhaftet. Das ist die erste Begegnung der beiden Helden des Romans.

Durch die Gutherzigkeit des Semmelbeckers Mr. Capstick, der dem armen St. Giles aus Mitleid einen kleinen Verdienst durch Semmelverkauf in den Straßen gewährt hatte, und des ehrlichen Jem wird nun der kleine Dieb gerettet. Capstick ist zufällig Wähler in einem verrotteten Flecken, wo der Lord St. James zum Parlamentsglied gewählt zu werden wünscht, und dieser Umstand öffnet dem schlichten Bäcker und Fackelträger plötzlich alle Thüren im Palast des Lords und macht alle seine Bedienten geschmeidig. Ohne diesen Umstand würden sie grob und mit Hohn abgewiesen worden seyn. Auch hierin wieder bewährt der Dichter seine reiche Menschenkenntniß und beweist, daß es seine Absicht ist, alle Seiten und Punkte, in denen Berührungen zwischen den einander entgegengesetzten Ständen möglich sind, hervorzukehren.

St. Giles kommt mit einer Tracht Hiebe davon, die ihn aber nicht bessert, sondern nur noch verstockter macht. Sein böser Dämon aber ist ein gewisser Tom Blast, ein ausgelernter Spitzbube, der ihn in Gassenhauern und Bänkelsängerliedern unterrichtet und sich viel mit seiner Mutter zu thun macht, da der Vater nicht mehr lebt. Einst befindet sich St. Giles eben bei einer guten Frau, die ihn mit Thee erquickt, als der junge St. James diese, seine frühere Bekannte, besucht und den zerlumpten St. Giles bittet, ihm unterdeß vor der Thür sein Pferd zu halten. Das thut St. Giles, nun aber kommt Blast, verführt ihn, lockt ihn vom Hause weg und — das schöne Pferd des jungen Lord wird gestohlen. Aber auch dieser Diebstahl wird entdeckt; Blast lügt sich heraus, auf St. Giles allein haftet aller Verdacht; die Jury entscheidet und er wird nach englischen Gesetzen zum Galgen verurtheilt.

Seine Schutzgeister, Capstick und Jem, eilen zu dem großen Advokaten Tangle, der hier allein helfen kann. „Es war ganz wahr, daß Mr. Tangle den hohen Ruf verdiente, den Jem ihm zuschrieb. Sein Büreau in Clifford's-Inn ward als ein heimlicher Weg aus Newgate betrachtet. Viele, viele Male, wo der verhängnißvolle Strick unvermeidlich zu seyn schien, hatte er durch einen geschickten Kniff die Schlinge in eine sich wieder lösende Schleife verwandelt, und der Henker war durch den Gesetzverdreher um seine Beute betrogen worden. Mancher Straßenräuber war durch Mr. Tangle, nach kurzen Studien in Newgate, seinem frühern Gewerbe wiedergegeben worden, der jetzt auf seinen einsamen mitternächtlichen Gängen sich mit Dankbarkeit des Meistergenies in Clifford's-Inn erinnern mochte." Aber Mr. Tangle ist ein frommer Mann, und es ist Sonntag. Da lebt er ganz dem Himmel. „Nichts Irdisches heute", antwortete er, wie dringend auch die beiden Männer ihn bitten. Da plötzlich fährt der junge St. James mit seinem Hofmeister vor. Auch er kommt, um Tangle zu vermögen, den unglücklichen St. Giles zu retten, und — da es ein Lord ist, welcher bittet, thut Tangle alles, was man von ihm verlangt, läßt die Kirche Kirche seyn und nimmt den Prozeß vor.

Unterdeß bemüht sich der Schlleßer im Gefängniß den jungen St. Giles zu bekehren, der ihm aber die unbeugsamste Verstocktheit, gepaart mit Leichtsinn, entgegensetzt. Alles, was ihm der Schließer von Gott sagt und aus der Bibel vorliest, ist ihm fremd, gleichgültig. Er versteht nichts davon. Erst die Gerichtsscene erschüttert ihn. Er wird nach Botany-Bay begnadigt.

Nach neun Jahren entflieht er von dort und trifft, als ein scheuer Vagabunde im abgerissensten Zustand, auf einer Landstraße in Kent mit St. James zusammen, der als blühender Jüngling einem zärtlichen Abenteuer in der Grafschaft nachgeht. Beide kennen einander nicht wieder. Der Lord beschenkt den armen Bettler reichlich. In der folgenden Nacht aber wird St. James schwerverwundet in das Haus des Mr. Snipeton gebracht, des häßlichen und niederträchtigen Mannes, dessen schöne und edle Gemahlin Clarisse des verwundeten Jünglings heimliche Geliebte ist. Kaum aber ist die erste Schreckensscene vorüber, als St. James auf einmal spurlos verschwindet. Die Nachricht, er sey ermordet worden, ist unterdeß nach dem Wirthshaus gedrungen, in welchem St. Giles einkehrte. Auf ihn, den scheuen abgerissenen Fremdling fällt der Verdacht des Mordes. Er wird gefesselt. Aber noch ein zweiter Mord ist in derselben Nacht begangen worden. Ein reicher alter Mann wurde von dem jungen Willis, der ihn gern bald beerben wollte, erschossen. Willis war in Verdacht, aber ein bestochener Advokat erwies seine Unschuld und klagte St. Giles als Mörder an. Indeß verrieth sich Willis, sobald er auf freien Fuß gestellt war, in der Trunkenheit und St. Giles kam los. St. James nahm sich seiner an und gab ihm eine kleine Anstellung.

Als St. Giles zum erstenmal wieder nach London kam, fand er alles verändert. Seine Mutter, nach der er sich nur

schüchtern erkundigte, lebte nicht mehr, hatte aber einen unehelichen Knaben hinterlassen, einen Buben eben so gottlos, wie er einst selber gewesen war, das Ebenbild, das ihn nun angrinste und das im ersten Augenblick ihres Zusammentreffens ihm das Sacktuch aus der Tasche stahl. Tom Blast gab zu verstehen, daß er dessen Vater sey, und hatte ihn bereits in allen Diebskniffen unterrichtet. Von Capstick und Jem wußte Niemand mehr etwas. Kitty lebte noch, tyrannisirt von einem jungen Mulatten, den sie dem unterdeß ebenfalls gestorbenen Neger geboren hatte. St. Giles sah mit Schaudern alle Winkel und Häuser wieder, die Zeugen seiner verdorbenen und elenden Jugend gewesen und eine schauerliche Vision ließ ihn zu fünfzehn armen Sündern, die eben von Newgate zum Galgen geführt wurden, sich selbst als den sechzehnten sehen.

Von London wieder aufs Land zurückkehrend mußte er sich der Wahlangelegenheiten des jungen Lords annehmen. Dieser wollte um jeden Preis gewählt seyn und hatte dem Mr. Tangle eine schwere Kiste mit Gold zugestellt, die zu den üblichen Wählerbestechungen benutzt werden sollte. Blast aber hatte davon Wind bekommen, schlich sich mit dem jungen Bruder St. Giles in Tangle's Schlafzimmer und stahl die Kiste, während der Knabe dem Schlafenden zwei Pistolen vor den Kopf hielt. Am andern Morgen traf der Bestohlene mit dem Diebe in einer Barbierstube zusammen, ohne daß der erstere den zweiten kannte, was eine überaus ergötzliche Scene veranlaßt. Die Bosheit Blasts wird aber bestraft, denn die Kiste mit Gold, die er in einen Teich versenkt hatte und ganz sicher glaubte, wird durch zufälliges Ablassen des Teiches entdeckt und er ist darum betrogen.

Bei den Wahlangelegenheiten kommen nun auch Capstick und Jem wieder zum Vorschein. Der erstere hat sich ein Landgut erkauft und Jem ist zu ihm gezogen als Gärtner. Capstick wird jetzt erst in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erkannt. Unter den Redensarten des Menschenfeindes verbirgt er das beste Herz und die aufopferndste Menschenliebe, wie umgekehrt Tangle unter frommen Formen das eigennützigste Gemüth verbirgt. Das Abhandenkommen der Goldkiste hat die Wahl irritirt; statt des Lords wird ganz unerwartet Mr. Capstick zum Parlamentsglied gewählt. Beide Kandidaten sind die Zielscheibe der Wuth ihrer Gegner. „Zufällig flog dem jungen Lord ein Ei ins Gesicht, welches höchst wahrscheinlich für das Antlitz des siegreichen Kandidaten bestimmt war. Es war klar, daß Capstick dieß selbst glaubte, denn er drehte sich um, zog sein Taschentuch heraus, trat auf den Lord zu und bemerkte auf die höflichste Weise: — „Mylord, dieß Ei war ohne Zweifel bestimmt, mein Eigenthum zu werden, wollen Sie mir erlauben zu reklamiren, was mir gehört?“ — und mit diesen Worten entfernte Capstick mit seinem Taschentuche die anstößige Materie aus dem Gesichte des Lords, während die Menge — auf welche die Höflichkeit des neuen Mitgliedes den günstigsten Eindruck machte — ein unbändiges Beifallsgeschrei und Gelächter erhob. Mr. Capstick trat sodann vor an die Schranken. In demselben Augenblicke fiel eine Kartoffel dicht neben ihm nieder. Darauf zog das Parlamentsglied den Degen, spießte die Kartoffel an und hielt sie hoch empor. Neues Gelächter — neues Beifallsgeschrei begrüßte die That. „Ruhe! Er ist ein durchtriebener Kauz — laßt uns hören, was er sagt,“ schrie man, und binnen nicht ganz zehn Minuten war die Ruhe in so weit hergestellt, daß das neue Parlamentsmitglied anfangen konnte zu sprechen. Er begann darauf mit den Worten: „Meine Herren — denn die Herren unter einem Pöbelhaufen zeichnen sich allemal durch ihre Eier und Kartoffeln aus — meine Herren, ich würde der Ehre, womit Sie mich überhäuft und überschüttet haben, in der That unwürdig seyn, wenn ich mich nur im Mindesten über die Art und Weise beklagte, auf welche Sie die Privilegien ausgeübt haben, die ich hier um mich liegen sehe. Ich weiß sehr wohl, meine Herren, daß es das angeborene Recht der Engländer — mögen sie es niemals vergessen! — ist, Jeden mit Koth zu werfen, der die Ehre genießen will, sie im Parlament zu vertreten. Es ist recht, daß es so ist. Denn wie untauglich muß der Mann zu den Pflichten seines Amtes — zu den Prüfungen seyn, denen er sich im Hause der Gemeinen zu unterziehen hat — wenn er nicht anständig und ehrerbietig aus den Händen einer erleuchteten Wahlbürgerschaft jede beliebige Quantität Dreck, jede beliebige Anzahl Eier oder Kartoffeln empfangen kann, womit sie ihn in ihrer Weisheit heimzusuchen für angemessen erachtet? Ich würde mich selbst als einen Verräther an dem in mich gesetzten Vertrauen betrachten, wenn ich in diesem Augenblicke des Triumphs Einwendungen gegen Ihre Eier oder Ihre Kartoffeln machte.“ (Sehr lauter Beifall; eine Stimme ruft: „Ihr seyd der rechte Mann für uns!“) „Nein, meine Herren, ich sehe in Eiern und Kartoffeln, so zu sagen, die Ecksteine der Konstitution.“ („Ein dreimaliges Vivat für die Konstitution,“ brüllte Rasp, und die Gelben bellten gehorsam.) „Nichts desto weniger gestatten Sie mir einige Worte darüber zu sagen. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, daß Sie stets das Recht ausüben, Ihre Kandidaten mit Eiern und Kartoffeln zu werfen, erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich nicht glaube, die heilige Sache werde gefährdet seyn, daß ich nicht glaube, die Basis der Konstitution werde im leisesten Grade erschüttert werden, wenn Sie bei allen künftigen Wahlen, so oft Sie sich aufgefordert fühlen, Ihr hohes Vorrecht, Ihre Kandidaten zu werfen, in Ausübung zu bringen, dazu Eier wählen, die noch frisch sind, und Ihre Kartoffeln erst stampfen.“ Lautes Gelächter und Beifallsgeschrei bezeugte die Angemessenheit dieses Vorschlags.“

In diesem sehr guten Humor und mit dieser scharfen Rüge der Mißbräuche in England ist der ganze Roman geschrieben, dessen zweiter Band hier abbricht. Von der armen Clarisse erfahren wir hier weiter nichts mehr, als daß sie aus dem Hause ihres abscheulichen Mannes flüchten wollte, aber durch ihre Haushälterin davon zurückgehalten wurde. Diese letztere nämlich gibt sich ihr unerwartet als ihre eigene Mutter zu erkennen, die früher ein ganz ähnliches Schicksal erlebt hatte, ihrem Mann entflohen und dadurch in Schande gestürzt worden war, welche zu vermeiden sie nun ihr Kind aufs dringendste anfleht. Da ergibt sich Clarisse seufzend in ihr Schicksal. Diese Scene ist von außerordentlicher Schönheit. Es thut wohl, unter den satirischen und karrikirten Zügen des Gemäldes auch so edle und rührende Züge zu finden.

Ehe wir diesen interessanten Roman verlassen, wollen wir noch auf einen feinen Wink desselben aufmerksam machen. Indem der Verfasser berichtet, wie der Stadttheil St. Giles durch die moderne Polizei Londons reformirt, gelichtet, gereinigt worden, bemerkt er, daß eine solche Ausgleichung für den Stadttheil St. James nicht ganz ungefährlich sey. „Jetzt soll St. Giles ganz und gar reformirt werden. Seine Keller, wo seine Verbrecher für das Verbrechen erzeugt und für den Kerker aufgefängt werden, will man zerstören und vernichten. Der dämonische Typhus soll durch frische Luft und gutes Wasser getödtet werden. Die Brüderschaft von St. Giles soll nicht mehr der gesegnete Orden des Schmutzes seyn; sie soll Hemden tragen und sich Hände und Gesicht waschen. Obschon nun diese äußerlichen Veränderungen keineswegs die Brüderschaft von St. Giles der Brüderschaft von St. James gleich-

machen werden, so wird sich doch der fürchterliche Unterschied zwischen beiden nichts destoweniger etwas vermindern. Der Schmutz ist als die natürliche Livree des äußersten Mangels — wenigstens denken das Manche — eine stumme nothwendige Huldigung für den Glanz und die Schönheit des Geldes. Nimmt man daher dem gemeinen Volke den Schmutz, so entfernt man (so parador es auch klingt) zugleich ein sehr heilsames Unterscheidungszeichen. St. James hat sich seit Jahrhunderten die Nase zugehalten und St. Giles gewinkt, auf der dem Winde entgegengesetzten Seite zu bleiben. Wird daher nicht St. James für seine Würde fürchten müssen, wenn St. Giles im vollen Bewußtseyn seiner Sauberkeit dichter an seinen westlichen Bruder heranrückt?"

Die äußere Ausstattung ist eines so guten Romans nicht ganz würdig; besonders hätten die Illustrationen besser seyn können.

Psychologie.

Ueber Ahnen und Wissen. Ein Vortrag im Museum zu München von Dr. G. H. von Schubert. München, Lit.-art. Anstalt, 1847.

Der ehrwürdige Verfasser, dem wir schon so viele interessante Schriften über die Nachtseite der Natur verdanken, faßt in diesem Vortrage kurz die Thatsachen zusammen, die neben dem Wissen durch Wahrnehmung des bereits Seyenden ein Ahnen des erst Künftigen als im Organismus begründet nachweisen. Bei gewissen Thieren tritt dieses Ahnungsvermögen auffallend hervor, beim Menschen äußert es sich, wenn seltener doch um so energischer und in seiner Bestimmtheit in Bezug auf die Details höchst wunderbar. Der Grundgedanke des ganzen Vortrags ist aber, daß im Menschen, als der kleinen Welt (Mikrokosmus) Beziehungen zu allen Theilen und Gliedern der großen Welt (Makrokosmus) enthalten sind, und daß er mit allem dem Raum, wie der Zeit noch in geheimnißvollem Rapport steht, woraus jenes wunderbare Ahnungsvermögen sich eben so erklären läßt, wie der Instinkt; indem nicht alle naturgemäßen Beziehungen, obwohl sie vorhanden sind, uns zum klaren Bewußtseyn kommen.

Herr von Schubert drückt diese anerkannte Stellung des Menschen im Naturganzen durch ein sehr glückliches Bild aus. „Wir bewundern mit Recht an den hehren Meisterwerken der deutschen christlichen Baukunst, namentlich an solchen wie der Dom zu Freiburg, zu Köln, oder wie an den schönen, alten Kirchen zu Bamberg, Nürnberg, Regensburg, ein gewisses, sinnvoll harmonisches Verhältniß aller Theile, im Kleinen wir im Großen, vom Mauerwerk am Boden bis zum Giebel des Gebäudes; ein Verhältniß, das auf unser Gemüth einen ähnlichen Eindruck machet, wie das Vernehmen eines großartigen Gedankens, der über ein ganzes, mit ihm verwandtes Gebiet des Erkennens ein erhellendes Licht verbreitet, weil wir das, was sein innerer Sinn und Hauptinhalt ist, nach allen Seiten hin sichtbarlich entwickelt und ausgeführt finden. Es wird uns bei der längeren Betrachtung eines solchen erhabenen Kunstwerkes deutlich, daß ein feststehendes Gesetz da seyn müsse, nach welchem die Verhältnisse der Größen wir der gegenseitigen Abstände seiner einzelnen Theile abgemessen sind. Und dieses Gesetz ist mit vollkommener Sicherheit aufgefunden worden. Es gibt für jedes jener erhabenen Bauwerke der älteren christlichen Kunst eine gewisse Einheit, ein Grundmaaß. Ein einzelner verhältnißmäßig kleiner Theil im Innern des Baues, man hat ihn an dem gegen Osten vom Eingang stehenden Hauptaltar gefunden, stellt diese Grundgröße dar, welche dann zum quadratischen, zum cubischen oder zu anderweitigen geometrischen Verhältnissen sich erhebend, allen Theilen so wie dem Gesammtganzen des Tempels das festbestimmte Maaß gibt. Wem jene Einheit bekannt wäre, der könnte aus ihrer Größe es herausberechnen, welche Höhe z. B. selbst der Giebel über dem Thurme haben, wie lang, wie hoch, wie breit das Schiff der Kirche, wie groß der Abstand seiner Säulen, von welchem Umfang der Haupteingang seyn müsse. Es ist keine einzige zinnenartige Zierrath am Dache oder an den Seiten des Gebäudes zu sehen, deren Größe nicht in einem harmonisch-geometrischen Verhältniß mit der Grundeinheit stünde. Mit diesem Altarstein aber im Innern eines Kirchengebäudes vergleichen wir den Menschen inmitten der beiden Reiche des Sichtbaren und Unsichtbaren."

Wie Herr Schubert niemals eine Theorie aufstellt, ohne sie durch Beispiele aus dem Leben zu erörtern, was seine Schriften so anziehend macht, so finden wir auch hier eine Menge merkwürdiger Thatsachen aus dem Gebiet der Ahnungen, Sympathien und Antipathien erwähnt.

Zu den seltsamsten Räthseln der Natur gehört der Polwechsel in den Neigungen und Trieben, dessen Herr von Schubert S. 23 in einem höchst charakteristischen Falle gedenkt. Ein Ehemann sehnte sich mit ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit nach einem Sohne, als ihm aber seine Gattin endlich einen gebar, und er den Neugebornen mit heißer Liebe in die Arme schließen wollte, verwandelte sich seine vorige Liebe plötzlich in Haß und in eine solche Abneigung, daß er das Kind nicht ansehen, nicht in seiner Nähe weilen konnte und auch später noch ohnmächtig wurde, als der erwachsene und von ihm unerkannte Sohn sich unvermerkt ihm nahte. Es wäre der Mühe werth, diesen Kontrasten der leidenschaftlichen Richtung weiter nachzudenken. Sie kommen besonders häufig in dem Verhältniß der Geschlechter vor, wie schon die Kinder Davids, Ammon und Thamar, in der Bibel beweisen. Sie kommen ferner im religiösen Gebiete vor; die härteste Ascese wechselt nicht selten mit der wollüstigsten Ueppigkeit ab. Sie finden sich endlich mehr oder weniger überall, und wir es uns scheint, beruhen sie auf dem Bedürfniß der Natur, überall ein Gleichgewicht herzustellen und ein Extrem durch das andere zu neutralisiren, wenn es einmal bis zum Extrem gekommen ist. Bei jedem Volk, Stand oder Individuum, das sich einer allzu einseitigen Richtung hingegeben, finden sich solche Ergänzungsmittel und Gegengewichte in den Sitten und Gewohnheiten. Wo die lasterhafte Richtung vorherrscht, überrascht nicht selten eine Tugend, die man in dieser Gesellschaft nicht erwartet hätte; und umgekehrt wo Heiligkeit vorherrscht, drängt sich unwiderstehlich ein Laster auf, das so üppig nicht in unheiligem Boden wuchern würde. Wo Phlegma und große Einförmigkeit im täglichen Geschäft vorherrscht, macht sich die Natur oft auf überraschende Weise durch eine phantastische Richtung Luft, und umgekehrt fallen Komiker leicht in melancholische Grübelei. — Würde es Herrn von Schubert, der anerkannte Meister in diesen Gebieten, wohl verschmähen, einmal diesen Kontrasten eine eigene Abhandlung zu widmen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 41. Dienstag den 8. Juni 1847.

Kirchliche Literatur.

Die Kultusformen der evangelischen Kirche Württembergs. Von Pfarrer Dr. Wullen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847.

Im nördlichen oder fränkischen Theil von Württemberg herrscht von Alters her die rein lutherische Form des Kultus, im größern südlichen oder schwäbischen Theil aber die Brenzische Form, die sich mehr der schweizerischen oder reformirten nähert. Für einzelne Gestaltungen des Kultus gibt es dann wieder in besondern Gegenden besondere Unterschiede. Indem der Verfasser alle diese Formen zur Uebersicht bringt, unterwirft er zugleich den gesammten Zustand des Kultus einer Kritik und macht einige gewichtige Vorschläge zu Reformen.

Der Geist, in welchem diese Kritik gehalten ist, verdient die achtungsvollste Anerkennung. Der Verfasser vermeidet jede Einseitigkeit und Schroffheit. Er will weder gutes Alte niederreißen, noch dem Volksgefühl irgend eine Gewalt anthun; noch mißkennt er, daß in Württemberg die kirchlichen Zustände im Allgemeinen befriedigender sind, als in vielen andern deutschen Staaten. Er glaubt, wo er Aenderungen wünscht, mit Guizot, daß der Rückschritt zum Guten auch ein Fortschritt sey. Aber er erklärt sich eben so bestimmt und mit triftigen Gründen gegen das Beibehalten solcher Formen, die gar zu bedeutungslos geworden sind.

Wie billig stellt er gewisse Mängel voran, an welchen nicht nur Württemberg allein, sondern die ganze protestantische Welt leidet. Dieß ist zunächst die Verkümmerung des Kultus und der Verfassung unter der Tyrannei der allein vorherrschenden Lehre und Predigt. Die kirchlichen Gebräuche und Ceremonien sind entweder immer mehr verschwunden oder immer mehr zu bedeutungslosen Handlungen und ihrer ursprünglichen Schönheit entkleidet werden, und das durch die Kirchenverfassung bedingte kirchliche Leben ist seit drei Jahrhunderten erstarrt. Dagegen hat die Theologie sich in ihren wissenschaftlichen Entwicklungen wie die Vegetation in tropischer Gluth übergeilt und droht in der Ueberfülle ihres Wachsthums zu verfaulen. Der Verstand allein dominirt und hat sich zuletzt fast ausschließlich darin gefallen, das Dogma, nachdem er es in die extremsten Richtungen ausgebildet, plötzlich wieder im innersten Keime zu vernichten. Mit dem Luxus des Unterrichts hängt nun auch der des Predigens genau zusammen. Der alles beherrschende Verstand will auch nur auf den Verstand der Gemeinde wirken durch die Predigt, alles andere ist Nebensache.

Wird nun einmal der Werth kirchlicher Feierlichkeiten und Andachten, auch neben der Predigt geltend gemacht, so heißt es gleich, das sey katholisch und mithin vom protestantischen Standpunkt aus verwerflich. Die Kunst aber, welche den nach einem etwas ästhetischeren Kultus Verlangenden mit Rath und That beistehen sollte, läßt sie in den meisten Fällen im Stich, weil sie selbst in viel zu weltlicher Richtung befangen ist, oder weil die Regierungen, welche den Aufwand bestreiten sollen, ganz andere Sorgen haben. So, um nur Eins anzuführen, bemerkt Roth in seinen Grundzügen des evangelischen Kirchenbaues sehr wahr: „Man errichtet vier Wände mit der gehörigen Anzahl Fenster und dem Raum, für $^{5}/_{12}$ der Gemeindemitglieder einen bequemen Sitzplatz zu verschaffen, füllt den Raum mit Kirchenstühlen aus, klebt an drei Seiten die Emporbühnen wie Schwalbennester an, setzt die Orgel vis à vis von dem Haupteingang, um unter dem Portal gleich einen schönen Prospektus zu haben, stülpt über das Ganze ein Dach, und die evangelische Kirche ist fertig: eine Kirche, die wenn der Altar in einen Schreibtisch verwandelt und die Orgel beseitigt wird, eben so gut zu einem Versammlungssaal für Landstände, oder mit erhabener Bühne zu einem Schauspielhause, oder mit beseitigten Stühlen zu einem Tanzsaale oder einer Reitschule benützt werden könnte. Evangelische Heiligthümer, in diesem Style aufgeführt, finden sich in unserem Lande z. B. in Zwerenberg, OA. Calw, in Walddorf, OA. Nagold und sonst an manchen Orten. Wohlfeilheit ist der Gedanke, welcher bisher bei unsern Kirchenbauten vorherrschte, eine Vorherrschaft, die große Schattenseiten hat, und zu mißlichen Vergleichungen anreizt. Leider blieb es nicht dabei, daß neue Gotteshäuser in dieser kläglichen Gestalt an das Tageslicht traten; alte, würdige Gebäude sind vielfach auf das Traurigste entstellt worden. Man sah häufig eine Verschönerung darin, daß die weiße Tünche, die Farbe des Winters, die Farbe des Todes über die Wände ausgegossen wurde. In Weitheim ist mit Mühe der wundervoll schöne Rosenkranz gerettet worden. Manches herrliche, kirchliche Denkmal verfiel einer beklagenswerthen Verwahrlosung, oder verlor sich gar. In Klein-Bottwar eignete sich erst vor einiger Zeit ein Jude ein werthvolles gemaltes Fenster an. Staub und Moder, Mangel an Licht und frischer Luft, schadhafte Böden und fahle Wände, kümmerliche Bekleidung von Kanzel, Taufstein und Altar machen den Eindruck der Verödung und Verlassenheit." Wir könnten aus eigener Erfahrung noch manches hinzufügen, wie z. B. in einer nicht unbedeutenden Stadt noch vor wenigen Jahren nicht nur Freskobilder, sondern auch Oelbilder, die an der Wand einer Kirche hingen, mit Kalk überweißnet worden sind. Im Allgemeinen aber müssen wir doch auch bemerken, daß gerade im protestantischen Württemberg mehr Kirchen in ihrem alten Zustand und mit allen ihren altkatholischen Schnitzwerken und Bildern erhalten sind, als in

katholischen Ländern, in denen der Jesuitenstyl mit seiner Geschmacklosigkeit alles Erhabene und Schöne des ältern gothischen Styls verdrängte. Hat man also auch den unästhetischen Sinn manches Ortsvorstandes, Kameralverwalters und sogar Oberbauraths zu beklagen, durch welche gutes Alte zerstört und schlechtes Neue hergestellt wird, so verdient doch an der weit überwiegenden Mehrheit der Gemeinden und ihrer Behörden die Pietät gerühmt zu werden, welche sie für das Alte hegen.

Der Verfasser betrachtet es als einen Mißstand, daß die protestantischen Kirchen außer der Zeit des Gottesdienstes geschlossen und nicht immer offen seyen, wie die katholischen. Wir theilen diese Ansicht, allein wir fürchten, man werde sie uns als eine zu wenig streng protestantische auslegen, da bei den Protestanten nicht die Handlung durch den Ort, sondern nur der Ort durch die Handlung geheiligt wird.

Ungleich weniger kann die rein protestantische Natur dessen bestritten werden, was der Verfasser nächst jenem Offenlassen der Kirchen verlangt, nämlich die aktive und nicht bloß passive Theilnahme der Gemeinde am Gottesdienst. Bekanntlich ist die lutherische Kirche im Norden, so wie die Unionskirche in Preußen hierin dem Gottesdienst der ersten Christen viel treuer geblieben, und manche unsrer Leser, die den süddeutschen Kultus nicht kennen, werden kaum begreifen, worüber der Verfasser klagt. Eigentlich entspräche es dem katholischen Prinzip allein, die Aktivität ausschließlich dem Priester, die Passivität der Gemeinde zuzuweisen. Im Protestantismus ist es ein Widerspruch gegen das Prinzip. „Die Natur der Sache fordert für die Feier des evangelischen Festes den gegliederten Altargottesdienst. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Hauptmomente, welche das Wesen des Altargottesdienstes und das des evangelischen Festes bilden, mit einander zu vergleichen. Der Altargottesdienst besteht nämlich darin, daß er das todte Gegenüber der Kanzel und der Kirchenstühle aufhebt, daß er eine Gegenseitigkeit, eine Wechselwirkung des Geistlichen und der Gemeinde hervorruft. Ebenso hat das Fest seine tiefste Eigenthümlichkeit darin, daß es vor Allem über die Widersprüche des zeitlichen Daseyns erhebt, daß es bindet, einigt, Herzen und Geister zusammenschließt, sey es nun durch die Gewalt einer Thatsache, oder durch die Gewalt einer Lehre. Dieser Auseinandersetzung reihen sich zwei weitere Gründe an, welche Beachtung zu verdienen scheinen. Schon die christliche Urkirche, das protestantische Ideal, hatte die Wechselrede, den Wechselgesang. Plinius sagt in seinem bekannten Bericht an Trajan von den Christen, stato die ante lucem convenire, carmenque Christo, quasi Deo, dicere secum invicem. Auch Justin berichtet Apol. II. c. 28 *ὁ λαὸς ἐπευφημεῖ, λέγων τὸ ἀμήν.* Unsere Kirche würde also, wenn sie den Altargottesdienst in ihren Dienst aufnähme, einen Faden wieder anknüpfen, der, nicht zu ihrem Besten, mehrfach abgerissen wurde. Sodann findet sich der Altargottesdienst in mehreren Landeskirchen Deutschlands, z. B. in der sächsischen, preußischen."

Die thätige Theilnahme der Gemeinde am Kultus entspricht vollkommen der Idee des Protestantismus, wie dem Beispiel der ersten Christengemeinde. Daß diese Theilnahme nur im Singen bestehen soll, wer möchte das behaupten? zumal wo nicht für gehörigen Gesangunterricht gesorgt ist. Gott lobsingen soll man in den Kirchen doch wohl nicht, wie einem der Schnabel gewachsen ist, oder wie der Frosch im Teiche, sondern es soll Harmonie darin seyn, es soll Gesang, nicht Geschrei seyn. Daneben wäre die Gemeinde noch zu andern andächtigen Handlungen beizuziehen. „Der Geistliche grüßt die Gemeinde. Ist es nun nicht wieder ein Mißstand, daß die Gemeinde den Gruß nicht erwiedert? Der Geistliche heißt sie willkommen mit dem Wort: „Der Herr sey mit Euch;" warum sollte sie nicht auch betend zurückwünschen, „und mit deinem Geiste." — Im Buche Nehemia wird erzählt: als Esra den Herrn lobte, den großen Gott, antwortete das Volk: Amen, Amen, mit ihren Händen empor, und neigten sich und beteten den Herrn an mit dem Antlitz zur Erde. Diesen Formen dürfen wir wohl urbildlichen Werth beilegen, als treuen Darstellungen einer von tiefster Andacht bewegten Seele."

Warum überhaupt hat der Protestantismus so viel aufgegeben von dem, was die Urkirche auszeichnete? Man fällt nicht mehr aufs Angesicht vor Gott, man erhebt seine Arme nicht mehr zu ihm. Man sieht die Gemeinde in keiner großen malerischen Gruppe mehr. Der nächtliche Kultus, so tiefergreifend, hat aus polizeilichen Gründen abgeschafft werden müssen. Auch die Jahreszeiten gehen vorüber, ohne dem Hause des Herrn ihren Tribut und der Gemeinde bei feierlichen Handlungen ihren Schmuck darzubieten. Nur nach großer Noth und Theurung überwindet man die katholischen Antipathien und schmückt auch wohl einmal einen protestantischen Altar mit den ersten reifen Aehren. Vor einiger Zeit sah man noch bei der Frühjahrskommunion die jungen Leute, die zum erstenmal zum Tisch des Herrn gingen, beide Geschlechter mit Blumen geschmückt. Diese schöne Sitte kommt immer mehr ab, ist an vielen Orten ganz verschwunden. Dagegen sieht man die Konfirmanden in Fracks und Hüten, die auf ihr künftiges Wachsthum berechnet, viel zu groß sind und ihre Jugend schmählich karikiren. So geht der Geist des Häßlichen um den Altar um, wo nur der Geist des Schönen thronen sollte. Feierliche Einzüge in die Kirche, die so erhebend sind und die Gemeinde im schönsten Lichte zeigen, sind unter dem verhaßten Namen der Prozessionen proscribirt und finden höchstens bei weltlichen Anläßen, z. B. bei Eröffnung von Ständeversammlungen Statt. Warum führt man nur die neugewählten Stände, warum nicht auch einen neugewählten Minister, namentlich den des Kultus, feierlich in die Kirche und ermahnt ihn an seine Pflichten gegen die Kirche?

Die Bemerkungen des Verfassers über die Feste der Protestanten verdienen alle Beherzigung. Daß jeder vierte Freitag ein Bußtag sey, findet er nicht mehr zeitgemäß. „Die Feier besteht darin, daß Vormittags ein Gottesdienst Statt findet, in welchem über eine biblische Stelle, deren Wahl frei steht, gepredigt wird. Die Geschäfte der Woche gehen indeß ununterbrochen fort. Der Laden des Kaufmanns ist, wie sonst, geöffnet, in der Werkstätte tönt der Schlag des Hammers, das Rad der Mühle klappert und auch die Feder, die ewige thätige Feder ruht nicht. Der Verwaltungsaktuar, der Notar, der Oberbeamte selbst, kümmert sich nicht um das rothe Kreuz des Kalenders, bestellt im Amtsorte Geschäfte auf diesen Tag, setzt während des Gottesdienstes mit Gemeinderath und Bürgerausschuß seine Verhandlungen fort, und ladet einen Theil der Bürger, oder alle zu dieser Zeit auf das Rathhaus. Die Kirchenbehörde sah sich genöthigt, durch einen Erlaß vom 12. April 1842 gegen diese Entweihungen sich auszusprechen. Gleichwohl bleiben die Kirchen zum größeren Theile leer und der Bußprediger ist häufig der einsame Redner der Wüste." Eine Verschärfung der Feier, eine befehlsweise Heilighaltung derselben wird nicht helfen. Besser also, man hebt diese vielen Feiern auf und läßt nur einen großen Bußtag im Jahre, wozu sich dann aber noch außerordentliche Bußtage gesellen müßten, die in unglücklichen Zeitereignissen ihr zureichendes Motiv fänden. Dann würde man doch wieder wissen, daß und warum man Buße thun soll. Sehr treffend ist ferner die Bemerkung Seite 50, daß der in Preußen eingeführte Bußtag am Mittwoch nach dem Jubilatesonntag ganz unpassend gewählt

ist, da die Zeit von Ostern bis Pfingsten die Freudenzeit der Kirche sey, in welche die Buße am wenigsten passe. Den Aschermittwoch verwirft er, weil ohnehin zu viel Feste in die erste Hälfte des Kirchenjahres fallen und er wünscht den Bußtag in die letzte Zeit desselben versetzt. Wir sind nicht dieser Meinung. Wir glauben, die Buße gehöre in die große Fastenzeit vor Ostern.

Mit Recht verlangt der Verfasser neben dem Bußfest auch ein allgemeines Todtenfest, wie es im Preußischen auch schon gefeiert wird. Ueber die Wahl des Tages sollte kein Zweifel seyn. Warum wollten wir nicht den Allerseelentag der Katholiken wählen in den trüben Novembertagen, die zu einer so melancholischen Feier passen? Ueberhaupt sind wir Protestanten ja immer noch Katholiken, minus dessen, wogegen wir protestiren, aber gegen etwas Vernünftiges und Gutes zu protestiren, zwingt uns Niemand.

Ferner empfiehlt der Verfasser die Feier des allgemeinen Bibelfestes, woran sich auch das Missionsfest knüpfen soll, weil die Bedeutung beider nahe zusammenfällt. Dieses Festes haben sich die Protestanten in der That gegenüber den Katholiken zu rühmen und sollten daher großen Werth darauf legen. Dagegen sind wir über den Vorschlag S. 64, auch das Fest des Gustav-Adolphsvereins zu einem protestantischen Kirchenfest zu erheben, wahrhaft erschrocken und haben hier den verehrten Verfasser nicht zu begreifen vermocht. Ein Parteifest, ein Fest der kriegerischen Drohung und des feindseligen Hasses, welche böse Dinge nun einmal vom Namen Gustav Adolph unzertrennlich sind, soll und darf nie zu einem allgemeinen Kirchenfest der Protestanten werden. Ueberhaupt ist der Verein, gesetzt auch, der böse Name fiele weg, viel zu jung und hat viel zu viel von der Rupp'schen Agitation gelitten, als daß ihm die Ehre werden könnte, die Kirche mit einem stehenden Feste zu beschenken.

Wieder sehr mit Recht bemerkt der Verfasser, die meisten Aposteltage, etwa die des Petrus, Paulus und Johannes ausgenommen, eignen sich zur Feier nicht, weil wir von diesen Aposteln zu wenig wissen und als Protestanten die katholische Legende von denselben nicht gelten lassen. Zudem werden meistens die Jahrmärkte auf Aposteltage verlegt und an die Stelle kirchlicher Feier und andächtiger Sammlung tritt wildes Gewühl und Marktgeschrei. Ueber die Feiertage des Stephanus und des Täufers sagt der Verfasser: „Der (erste) Märtyrer wie der Täufer sind geschichtlich klare Gestalten, sie leuchten immer noch helle zu uns aus dem fernen Thale der Vergangenheit herauf. Allein die weiteren Gründe machen sich gegen sie nicht minder entschieden geltend, als gegen die andern. Dieß liegt eben so sehr am Tage, als es gewiß ist, daß noch besondere Umstände gegen den Stephanstag, wie gegen den Johannistag sprechen. Bei dem Tage des ersten Blutzeugen läßt sich die Frage nicht abweisen, warum soll er allein gefeiert werden aus der langen leuchtenden Reihe der heiligen Dulder bis herunter auf Huß und Savonarola? ja bis auf die Sendboten der neuesten Zeit, welche auf der ganzen Erde umher von den Südseeinseln und China bis nach Amerika, von Labrador und Grönland bis nach Neuholland für die Sache des Glaubens kämpften und starben? Sodann springt in die Augen, daß seine Stellung in der Nähe des Christfestes etwas Unangemessenes und Mißliches hat. Bei dem Tage des Johannes aber drängt es sich auf, daß der unter allen vom Weibe Geborenen größte Rufer zur Buße bereits an jedem Bußtage seine Feier hat, wie auch in der Adventszeit.“ Das ist sehr wahr.

Was den gewöhnlichen Gottesdienst betrifft, so bedauert der Verfasser, daß der Sonntagskultus nicht feierlicher sey, wogegen er manchen nur schlecht besuchten und abgehaltenen Wochengottesdienst lieber aufgeben möchte. Es ist wahr, der Wochengottesdienst ist entweder ein opus operatum, ein alter Schlendrian, wobei kaum ein Paar alte Weiber sich einfinden, oder er trägt den Charakter einer exklusiven, fast sektenartigen Frömmigkeit. Ein Gleichmaaß findet sich darin nicht. An der Sonntagsfeier aber tadelt der Verfasser insbesondere, daß der Geistliche gleichsam nur wie ein Schauspieler, wenn seine Rolle anfängt, auftritt und dann wieder abgeht, und nicht von Anfang an die Gemeinde empfängt und bis zuletzt bei ihr bleibt. Diese schöne altlutherische Gewohnheit kennt man in Schwaben nicht. Da singt die Gemeinde für sich; auf einmal steht alles auf, und das große Geräusch kündigt an, der Herr Pfarrer bewege sich mit dem Buch unter dem Arm, wie der Professor in einem Auditorium, zur Kanzel. Nun predigt er und geht eben so unter dem Aufrauschen der Sonntagskleider wieder ab. Dann singt die Gemeinde noch einige Verse und verliert sich. Wie viel würdiger ist nicht im Norden die lutherische Entlassung der Gemeinde durch den Priester vom Altar aus mit dem schönen Recitativ des Segens. Der Priester soll der erste und letzte in der Kirche seyn. Eine weitere sehr richtige Bemerkung S. 70 scheint uns die, das feierliche Gebet gehöre, zum Unterschied von der Predigt, vor den Altar und nicht auf die Kanzel.

Noch etwas hätte hier erwähnt werden dürfen, die Kleidung nämlich. Es läßt außerordentlich feierlich und würdig, daß in der reformirten Schweiz alle Kirchgängerinnen in weißen Schleiern dasitzen; und von diesem kirchlichen Anstande sind die modernen Damenhüte, die man in den protestantischen wie katholischen Kirchen sieht, gewiß sehr weit entfernt. Wenn der Priester nicht im Ballanzug erscheinen darf, sollte es die Gemeinde auch nicht. Wir wollen deßfalls nicht zu viel verlangen, aber die Schleier der reformirten Schweizerinnen wollen wir doch empfohlen haben. Auch scheint uns das Kleid und Instrument der Arbeit einer kirchlichen Feier nicht unwürdig zu seyn. Es wäre sehr schön, wenn wenigstens bei großen gemeinsamen Arbeiten die Arbeiter vorher in die Kirche zögen und ein Gebet daselbst verrichteten, wie dieß auch Herr Wullen in einem besondern Falle S. 90 gutheißt.

Noch bleiben die Sakramente und die individuellen Einsegnungen übrig. Von der Taufe sagt der Verfasser, sie sey wohl gar zu schlicht und einfach und dürfte wenigstens etwas Gesang damit verbunden werden, um sie feierlicher zu machen. Auch sollte dahin gewirkt werden, „daß die nicht sehr seltene Unsitte abkäme, ganz junge, oft kaum der Schule entwachsene Pathen zu wählen, namentlich bei Kindern, welche außerehlich geboren wurden.“ Von der Konfirmation wird bemerkt, sie sey in ein Examen ausgeartet, wobei viel mehr das Gedächtniß der Kinder als ihre Andacht in Anspruch genommen werde. In der That macht das seelenlose Herplappern auswendig gelernter Sätze den Eindruck nicht, den das freie tiefgefühlte Bekenntniß machen sollte. — Bei der Feier des Abendmahls bedauert der Verfasser, daß die Einsetzungsworte so oft, nämlich jedem Empfänger, also etliche hundertmal von demselben Geistlichen nach einander hergesagt werden. Indeß, müssen wir ihm einwenden, wie sollte es anders seyn? Jede Generalisirung des Aktes würde zu etwas der katholischen Messe ähnlichem zurückführen. Auch haben wir gerade an der Wiederholung jener feierlichen Worte niemals Anstoß genommen, ihre Monotonie erschien uns vielmehr überaus feierlich und machte uns den vollen Eindruck des Heiligen. Doch hat Herr Wullen vielleicht Recht, als Geistlicher die Sache anders anzusehen, denn anders ist wohl die Empfindung dessen, der immer dasselbe sagt, als dessen, der es nur hört.

Sehr im Widerspruch mit dem Zeitgeist, der die Ehegesetze

immer laxer und die Trauungen immer weltlicher haben will, verlangt Herr Wullen, die Hochzeiten sollen mit mehr kirchlichem Ernst gefeiert und es sollte wo möglich, wie in alter Zeit, der Genuß des Abendmahls damit verbunden werden. Er vergißt indeß zu bemerken, daß für diesen Fall die alte Sitte den Brautleuten eine dreitägige Frist vor der Vollziehung der Hochzeit vorschrieb, weil vom Genuß des h. Mahles Nüchternheit und Keuschheit nicht zu trennen war. Auch die Ordination und Investitur wünscht Herr Wullen feierlicher.

Endlich äußert er auch mancherlei Bedenken über die Begräbnißfeier. Der Arme wird oft allzu unfeierlich, der Reiche allzu pomphaft begraben. Ein sehr großer Uebelstand sind die Grabreden. Faßt man alle seit drei Jahrhunderten in der k. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart gesammelten (nur für die Genealogie wichtigen) Leichenreden zusammen, so erfährt man, daß Württemberg seit drei Jahrhunderten von den allervortrefflichsten Menschen, ja von Engeln bewohnt gewesen ist. Da war auch nicht Einer, und nicht Eine, die nicht das ungemessenste Lob erhalten hätte. Während der protestantische Glaube die eigene Gerechtigkeit gerade am strengsten verwirft und die Menschen alle zu argen Sündern macht, werden die Verstorbenen doch nirgends so über alle Gebühr gepriesen, als gerade von protestantischen Geistlichen in den Grabreden. Und nun vollends die Biographien und Titulaturen. Am Grabe, wo das Irdische alles weggeworfen werden soll, wird es gerade erst aufs sorgfältigste zusammengeklebet und zur Schau gestellt.

Wir möchten auch noch ein Wort über die Kirchhöfe anführen. Welches wüste Gedränge um das neue Grab, worin Einer eingesenkt werden soll! Alle älteren Gräber umher werden von den Zuschauern erstürmt, die hölzernen Kreuze umgestoßen oder verbogen, die kleinen Zäune durchbrochen, die Blumen zertreten. In der Mitte des Kreises hält der Geistliche seine lange Rede und weinen die Verwandten. Hinten schreien die kleinen Kinder auf den Armen neugieriger Mägde und heulen die Hunde. Passirt man aber die langen Gräberreihen, so stößt man auf ägyptische Pyramiden und griechische Rotunden, kleine Obelisken und kleine Altärchen, große eiserne Kreuze und antike Genien aus Marmor und Sandstein, kleine hölzerne Kreuze und große Steinplatten mit Inschriften, und die Inschriften sind bald Bibelstellen, bald Stellen aus Schiller, bald pomphafte Titulaturen. Man sucht den Ernst des Todes und man findet alle Lächerlichkeiten menschlicher Eitelkeit und neuer Moden.

Sind wir nun auch nicht in allen Punkten genau mit dem würdigen Verfasser einverstanden, so können wir ihm doch nicht genug danken, daß er einen so wichtigen und zeitgemäßen Gegenstand mit so viel Freimuth zur Sprache gebracht hat.

Lyrische Dichtkunst.

Balladen und Lieder. Von —r—, S—h, C. Glitsch, A. W. v. Wittorff, C. Stern. Dorpat, Kluge, 1846.

Einige artige esthnische Sagen, die schon durch die Dorpater Jahrbücher bekannt geworden sind; die nordische Sage von Harald Hildebrand; Sagen aus der Vorzeit der livländischen und preußischen Ordensritter; ferner Frühlings- und Liebeslieder, und eine poetische Charakteristik der Blumen (von Glitsch). Wenn auch nicht alles in dieser Sammlung von ausgezeichnet poetischem Werth ist, so muß man es doch loben, daß unsere Stammgenossen im hohen Norden noch immer den Garten der deutschen Dichtkunst bebauen. Es findet sich aber auch viel Schönes und Tiefempfundenes darin, z. B. das Gedicht des Herrn von Wittorff:

Der Regen stürzt mit Schauern
Auf meinen umnachteten Weg:
Johanniswürmlein kauern
Auf feuchtem Kraut im Geheg.

Solch hold Johannisfeuer
Hat sonst mein Aug' entzückt:
Das lästige Wetter heuer
Mir alle Lust erdrückt.

Wie düster glimmen die Funken,
Wie rauscht es um und um:
Als wären Sterne gesunken,
Als weinte der Himmel darum!

Und ein „Abschied" von Glitsch:

Ein öder, weiter Käfig, eisenfest, —
Viel kalte Luft darin, viel kalte Herzen, —
Von Lieb' und Treue nur ein kleiner Rest —
Fast Alles Lüge, — wahr nur sind die Schmerzen! —

Hier lebt der Stein, den unter hartem Schlag
Zum stolzen Kunstgebild' ich seh' erblühen;
Doch jene selbe Hand versteinte, ach!
Das Menschenherz, das so schön kann ergühen.

So wie das Blatt dem kranken Baum entfällt
Im Herbste, wenn die Nahrungssäfte stocken,
Und vor dem Nordwind über's kahle Feld
In Angst dahintreibt, zitternd und erschrocken:

Dem Vogel gleich, der aus dem kalten Land,
Wenn Winterstürme durch die Steppeln sausen,
Den schnellen Flug gewandt zum wärmern Strand,
Mit lautem Schrei entflieht dem nahen Grausen. —

So an der Hand des Schreckens eil' ich fort rc.

Roman.

Drei Erzählungen von Heinrich Conscience. Mit Holzschnitten. Münster, Aschendorff, 1846.

Conscience wird vielfach bei uns übersetzt, verdient es aber auch, denn seine Schriften sind geistreich und offenbaren zugleich ein tiefes Gemüth von in unseren Tagen seltener Reinheit. Seine niederländischen Genrebilder opponiren der französischen Schule. Er setzt überall die vlämische, d. h. deutsche Ehrlichkeit der französischen Korruption entgegen. Unter den hier mitgetheilten drei Erzählungen ist die erste „Siska von Roosemael" ein abschreckendes Beispiel, wie gute vlämische Bürgermädchen durch französische Erziehung verdorben werden. Die zweite ist ein Gemälde der bittersten Armuth, gepaart mit Tugend, die endlich belohnt wird. In der dritten „wie man Maler wird" beschreibt der Verfasser seine eigene rührende Geschichte. Unsere Blätter haben sie schon früher besprochen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 42. Sonnabend den 12. Juni 1847.

Keltische Mythologie.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums. Für Lehrer, Studirende und die obersten Klassen des Gymnasiums. Von Dr. Karl Eckermann. Dritter Band, zweite Abtheilung. Die Kelten. Halle, Schwetschke und Sohn, 1847.

Dieses Werk führt die bisher noch nicht weit gediehene Erforschung der keltischen Vorzeit um eine gute Strecke dem Ziele näher. Noch in keinem Werke ist deutschen Lesern der Blick in die keltische Literatur so weit geöffnet worden, als in diesem. Doch liegt leider noch der größte Theil der zahlreichen keltischen Sprachdenkmäler ungedruckt und ist kaum den Engländern, geschweige uns, seinem Inhalt nach bekannt.

Die allgemeine Statistik dieser Literatur gibt der Verfasser in Folgendem: „Die heidnischen irischen religiösen Denkmäler sind verloren gegangen, weil der heilige Patricius in einem übermüthigen Augenblicke aus Freude über seinen Triumph die poetischen, juristischen und philosophischen Werke der Druiden verbrennen ließ. Doch sind einige Fragmente der irischen Theologie und des Rituals in Manuscripten erhalten, welche zerstreut liegen und noch ungedruckt sind. Dann aber auch in dem Buche des Lecan, jetzt Eigenthum der irischen Akademie, in welchem sich noch der druidische Lehrsatz von der Metempsychose allegorisch ausgesprochen findet; und damit hängt auch die Sage von Ruanus zusammen, welcher von den Zeiten des Pythagoras an gelebt haben soll, bis er von St. Patricius getauft wurde. Auch in dem irischen Buche Mac Firbis sind verschiedene Gedichte aufbewahrt und zwar eines von 892 Versen über die Familien von Tireragh und Tirawley, ein altes Gedicht von 160 Versen über die Familien Oriels, ein Gedicht von 108 Versen über die schottischen Könige bis auf Malcolm, und ein altes Gedicht von 320 Versen über die Könige von Ulster, dazu ein topographisches Gedicht von 72 Versen über die Delvins. Als das Christenthum nach Irland kam, erlitt das Bardenwesen natürlich eine große Veränderung. Auf St. Patricius Betrieb wurde in einer Versammlung von Königen, Barden und Geistlichen die irische Literatur, Geschichte und Genealogie durchgesehen und Alles weggeworfen, was unwahrscheinlich und zweifelhaft und eine Mischung von Christenthum und Heidenthum war. Diese verbesserte und umgearbeitete Literatur wurde aber in das große Buch der Alterthümer, Seana chas more eingetragen, wovon nach Walkers Meinung noch theilweise Abschriften übrig sind. Was die gälischen Gedichtsammlungen anbelangt, so ist Macpherson nach Pott's Urtheil ehrlich zu Werke gegangen, und hat, wenn auch äußerst frei, wirklich vorgefundene Gedichte übersetzt und nicht etwa eigene untergeschoben. Gälische Handschriften gibt es viel weniger als irische, wie sie denn auch unendlich jünger sind, da keine über das 15te Jahrhundert hinausreicht. Was die welschen Denkmäler anbelangt, so rechnet Owen gegen 1000 in welscher Sprache gedruckte Bücher, von welchen jedoch die meisten auf dem Kontinent so gut als unbekannt sind. Viele alte Handschriften sind aber noch gar nicht ans Licht gezogen. Ein Hauptwerk ist hier die Myvyrian archaeology. Dazu kommen die Mabinogion Erzählungen zum Unterrichte der Jugend in der Mythologie der Barden. Die bretonischen Gedichte hat Villemarqué gesammelt."

Es versteht sich von selbst, daß die noch erhaltenen Schriften der Kelten selbst die besten Quellen sind, aus denen man die Kunde ihres Kultus und ihrer Mythe schöpfen kann; denn was uns die Römer von den Kelten berichtet haben, ist sehr unzuverlässig, weil die Römer gar nicht in den Geist des Druidenthums eindrangen, und weil sie in den keltischen Ländern, die sie eroberten, sehr bald ihre eigenen Götter einführten oder doch ihren Kultus dem einheimischen vermischten. Aus diesem Gesichtspunkt sind die vielen Götterstatuen, Votivsteine, Inschriften 2c. aus der römischen Periode Galliens zu beurtheilen. Sie gehören einem Polytheismus an, der ursprünglich im keltischen Wesen nicht liegt. Es sind nur die disjecta membra des unter verschiedenen Namen ins Römische übersetzten Einen keltischen Gottes und der Einen keltischen Göttin.

Das nämlich ist das wichtigste Resultat der vorliegenden Forschungen, daß die Kelten keinen Polytheismus, sondern nur den Dualismus eines Weltgottes und einer Weltgöttin, des Hu und der Ceridwen gekannt haben. Sofern man in der christlichen Zeit alle älteren heidnischen Gottheiten zu Teufeln machte, bezieht sich der allbekannte Ausdruck „der Teufel und seine Großmutter" ohne Zweifel auf jene uralt dualistische Vorstellung der Kelten.

Herr Eckermann concentrirt alle sogenannten gallischen Götter im Hu, dessen verschiedene keltische Namen doch nur dasselbe Wesen bedeuten und den die Römer bald mit Jupiter, bald mit Mars, bald mit Merkurius 2c. vergleichen. Er ist das höchste Wesen, der Schöpfer und Erhalter, der Herr alles Lebens, der Lenker des Schicksals, endlich der Seelenführer aus dem Leben hinaus in die Unsterblichkeit. Die Druiden (keltischen Priester) faßten ihn theils monotheistisch auf, wie die Juden ihren Jehovah, theils pantheistisch. Einmal nämlich steht er offenbar frei über der Natur und dem Leben, rettet die Arche mit einem einzigen Menschenpaare aus der Sündfluth, steuert das Weltschiff durch den Thierkreis, lenkt die

Schlachten, erfindet die Dichtkunst und schenkt sie den Menschen ꝛc. Ein andermal dagegen ist er selbst die Natur und welkt und stirbt mit ihr im Winter, um im Frühling wieder aufzuleben, ganz so wie der griechische Dionysos oder Adonis, dem Hu sogar im Namen gleicht, sofern er als sterbender Gott Aeddon heißt. Daß sich vorderasiatische Begriffe mit nordkeltischen vermischt haben, erklärt sich leicht aus den weiten Fahrten der Phönizier in die Nordsee. Allein es wäre sehr übereilt, die keltische Religion von der phönizischen herleiten zu wollen. Eher möchten wir glauben, in die Dionysusmysterien der Alten sey ein überwiegend keltisches Element eingedrungen, nämlich die Unsterblichkeitslehre.

Die wichtige Schiffsmythe, die sich an Hu knüpft, wurde von den Druiden dreifach gedeutet, einmal als Schöpfungsmythe, sofern Hu das Schiff des Menschen aus dem Chaos an das Ufer der neuen Erde lenkte; zweitens als kalendarische Mythe, sofern Hu das Schiff der Sonne jährlich durch den Thierkreis steuert und alle Jahre nach der Frühlingsüberschwemmung die Natur gleichsam neu hervorbringt; drittens als Unsterblichkeitsmythe, sofern Hu das Schiff des Menschen über die Wässer des Todes zum Ufer der Wiedergeburt steuert. Das jährliche Erblühen und Absterben der Natur wurde angewandt auf das Reifen und Hinsterben des Menschen, aber an die Erneuerung der Natur im Frühling auch die Hoffnung der Wiedergeburt und Unsterblichkeit des Menschen geknüpft. Wir deuten dieß nur an und müssen es dem Leser überlassen, die Ausführungen im Buche selber nachzulesen. Eben so die Erörterungen, aus denen hervorgeht, daß die bekannten gallischen Götter Teutates, Hesus, Belinus ꝛc. alle im Hu enthalten, nur Phasen desselben seyen.

Eben so gehen Herrn Eckermann alle keltischen Göttinnen in der einzigen Ceridwen auf, so zwar, daß er selbst die zahlreichen Feen nur Phasen derselben seyn läßt. Sie erscheint daher außerordentlich verschieden, bald als Königin, bald als liebreiche Mutter, bald als reizendes Mädchen, bald als Amazone, Furie und altes Weib, wie die indische Bhawani. Auch hat sie sehr viele Sinnbilder, unter denen das Schwein, das Pferd und die Henne besonders häufig vorkommen. In der Gestalt einer gejagten Sau gebiert sie in verschiedenen Gegenden alle die Cerealien und Thiere, die seitdem dort gefunden werden und bezeichnet zugleich die Verbreitung ihres Kultus. Man ersieht daraus, daß die Kelten, bei denen sich noch jetzt eine große Vorliebe für Schweinezucht findet, keineswegs so unedle Begriffe mit dem Thiere verbanden, wie die meisten andern Völker. Daher auch das Schwein der Gallier hauptsächlichstes Feldzeichen war und unzähligemal auf ihren Münzen sich wiederholt. Das Sinnbild der Sau bezieht sich auf die Fruchtbarkeit der Natur. Ob das Sinnbild des Rosses sich auf die schnelle Bewegung alles Lebens in der Natur bezieht, wollen wir nicht entscheiden. Das Sinnbild der Henne aber ist vorzugsweise auf die Wiedergeburt zu beziehen, so daß also diese drei Hauptsymbole der Ceridwen ziemlich wieder den drei Hauptbedeutungen des Hu entsprechen.

Die Mythe von der Henne charakterisirt den Geist und Styl der keltischen Mythologie überhaupt aufs beste, daher wir sie hier kurz wiedergeben. Ceridwen hatte einen häßlichen und blöden Sohn Avagddu, richtete daher einen Kessel zu, um darin Weisheit für ihn zu brauen und stellte den kleinen Gwion an, das Feuer zu schüren. Da spritzten einmal drei Tropfen aus dem Kessel auf Gwions Finger; da es ihn brannte, steckte er den Finger in den Mund und siehe mit den drei Tropfen empfing er die Gabe der Weisheit und sah in die Zukunft. Ceridwen aber, über diesen Zufall erbost, verfolgte den Knaben durch die ganze Welt. Beide nahmen allerlei Thiergestalten an, jener um sich zu verstecken, diese, um seiner dennoch habhaft zu werden. Endlich wurde er in Gestalt eines Weizenkorns von ihr in Gestalt einer schwarzen Henne gefressen, und nach neun Monaten von ihr als der weise und wunderschöne Sänger Taliesin wiedergeboren.

Damit hängt nun auch die Symbolik des berühmten Druideneis zusammen. Das Ei ist Sinnbild der Wiedergeburt, zugleich aber auch des Druidenthums überhaupt, sofern die Einweihung in die Mysterien einem neuen Leben gleichkam. Daher die Glaskugeln als das mystische Ei, das bedeutsamste Kennzeichen der Druiden. „Ceridwen ist die Beschützerin des Lebens. Das häßliche ungeistige Kind Avagddu erzieht sie durch jahrelanges Kochen zur Geistigkeit heran. Aber der erwachte Geist Gwion der Kleine entflieht der Materie, weil er ihre Nachstellungen kennt, und in die Zukunft sieht. Gwions Verwandlungen sind ebenso viele Reinigungen der von der Materie entfesselten Materie, ebenso viele Proben, welche der angehende Priester zu bestehen hat. Endlich nimmt ihn die Erde als reines Weizenkorn auf. So stirbt die Seele den Tod der Natur, so der Priester den mystischen Tod, und bei der Wiedergeburt tritt jene an die Schwelle der Wahrheit und der Seligkeit, dieser in einen höhern Grad geistiger Wirksamkeit.“ Das alles erhellt aus dem Buche Hanes Taliesin. Die Ceremonien der Druidenweihe entsprachen dieser Symbolik. Man führte den Priester in einen Sitz zwischen Steinen (Cromlech). „Der den Priester umschließende Mutterleib war durch einen Cromlech dargestellt, die strengere, tiefere Forschung erheischte größere Abgeschiedenheit. Die zweite Geburt geschah durch feierlichen Austritt aus dem Cromlech, welcher bildlich mit dem Kamme einer Henne verglichen wird. Die dritte Geburt des Jünglings knüpfte sich an das Wiedererwachen des Frühlings, an das Maifest. Der Hanes Taliesin enthält also eine Menge tiefsinniger Gedanken über die Wanderung und Reinigung der Seele. Vielleicht gaben sich die Druiden das Ansehen, als seyen sie in der That gestorben, und wiedergeboren als geläuterte Seelen zur Erlösung des Menschengeschlechts.“

Aus der nämlichen Symbolik erklärt Herr Eckermann die keltischen Münzen, indem er bemerkt, daß die ältern vorrömischen Geldmünzen Talismane der Druiden, oder von ihnen in gefahrvollen Zeiten den Kriegern übergeben worden seyen. Besonders häufig finden sich auf den Münzen Darstellungen, die in Folgendem erklärt werden. „Das Roß mit dem Vogelkopfe und Schiffsbauche muß aber Ked oder Ceridwen seyn, welche Taliesin als Henne, als Stute und als Schiff auf dem Wasser beschreibt. Statt des Hintertheils des Rosses findet sich auf mehreren dieser Münzen ein Cromlech, ein Maen arch, Maen Ketti mit dem Mondviertel, also die Zelle der Gottheit selbst, oder auch zirkelförmige und ovale Tempel. Neben dem Schiffsbauch findet sich ein Zweig von Immergrün und das muß die Zauberruthe Hudlath, Hundwyth seyn. Kopf und Schnabel verrathen deutlich die Henne, und die Beine des Rosses beweisen durch ihre Form, daß sie eine Darstellung der Stäbe oder Loose sind, welche Taliesin so oft erwähnt. Also der ganze mystische Ideenkreis der Ceridwen ist auf diesen Münzen ausgeprägt, der Bauch ist ihr heiliges Schiff, der Rücken das Mondviertel, das Hintertheil ihre heilige Zelle, das Steinschiff, der Mutterleib der Göttin, aus welchem ihre Novizen wiedergeboren wurden, der Nacken der mystische Stab, die Beine die Loose, welche in Krystallkugeln (gleinian) endigen, und Kopf und Schnabel bezeichnen die Augurialvögel des Taliesin und Merddin.“ Die sehr mannigfach mit Attributen ausgeschmückten Rosse der keltischen Münzen werden S. 225 näher specificirt; dann heißt es von einem besonders phantastischen Pferde, welches auf Münzen als Talisman den Kriegern

gegeben wurde. „Es wird in dem altkeltischen Gedicht des Aneurin Guarchan Cynvelyn (der Talisman des Cynobelinus) beschrieben „als ein Abschnitt bei den Hüften, also wieder ein unterscheidendes Merkmal auf den Münzen von Karnbré und andern. Es wird Carn Gaffon genannt, Huf, der aus dem Stabe besteht, der sich in ein Band oder einen Ring endet, oder auch Stab der Furcht, also entweder das divinirende Loos, oder der Augurialstab, welche beide auf den brittischen Münzen erscheinen. Das talismanische Roß hatte kleine abgesonderte Beine (Esgyrn), oder, wie das Original der welschen Archäologie liest, Schenkel (Esyrn), jedenfalls wiederum ein Kennzeichen der Figur auf den mystischen Münzen. Das Roß hatte ferner kurze, kleine Anhängsel, die Glaskugeln und die Kleeblätter, welche sich so oft auf den brittischen Münzen finden, namentlich auf dem Nacken des Pferdes. Und um das Bild des talismanischen Rosses zu vollenden, hat es wie auf den brittischen Münzen einen Vogelschnabel. Zur Erzeugung des talismanischen Rosses bedient sich der Barde zunächst der Ceremonie der Brechung der Ruthen, also der Bildung der Loose, worauf er das Roß vollendet, welches nun den einzelnen Kriegern überliefert wurde, und zwar zusammen mit dem Nagel oder Niet, dem Ringe, dem hochbordigen Schiffe, und dem Edelstein oder der Glaskugel, also lauter Figuren, welche auf den alten Münzen leicht wieder erkannt werden. Diese Figuren wurden ihnen aber eingehändigt auf dem unter sie vertheilten Golde. So ist es klar, daß diese Charaktere des Talismans auf einem Goldstück ausgeprägt waren, oder mindestens auf vergoldetem Metall, und daß eine hinreichende Anzahl für alle diejenigen, welche auf den Besitz eines Exemplars ein Recht hatten, geprägt worden war."

Das Druidenthum erlebte übrigens mehrere Phasen, es gab Sekten, die einander verdrängten, und auch das spiegelt sich in den Mythen und Sinnbildern ab. Von den wichtigsten Druidenverbindungen sind uns ziemlich genaue Nachrichten erhalten. „Der nach dem Waschbecken der Ceridwen (d. i. das Meer) benannte Bardenorden war aber folgendermaßen eingetheilt. Der Meister vom Stuhl hieß Bardd Cadair oder Cadeiriawg Barde des Präsidentenstuhls, und die Mitglieder waren Barden oder Druiden, oder beides zugleich. Hier unterschied man nun vier Grade, und zwar hieß zuvörderst Disgibliysbas wer drei Jahre lang Dichtkunst und Musik gelernt hatte, nach einem sechsjährigen Zeitraum Disgibl (discipulus), nach neun Jahren Disgibl pencerddiaidd (master of the science of song), nach zwölf Jahren aber Doctor Pencerdd oder Athro (Akademiker). Dann zerfiel der Orden in verschiedene Stände, und zwar zuvörderst in Prududd, fürstliche Barden aus hohem Stand, dann in Teluwr, Sänger und Mittelstände, und endlich in Clerwr, Bänkelsänger. Nach der Wissenschaft zerfiel der Bardenorden einmal in Priveirdd, Barden der Gründung und Erfindung, und zwar erstens in eigentliche, welche nach den Rechten der Gewohnheit und Volksstimme in der Volksversammlung ihr Ansehen geltend machten, dann in die Owydd, die ihrem Geist, der Uebung und den Umständen folgten, und deren Pflicht es war, sich den Meisterwerken anzuschließen und nicht davon abzuweichen. Endlich in die Druiden, welche sich der Ergründung der Natur und der Nothwendigkeit der Dinge widmeten, und deren Amt es war zu lehren. Ihre Kleidung war weiß. Dann kommen die Posweirdd, die Fortpflanzer der Kunst, aber ohne Erfindung und Aufstellung neuer Lehren. Endlich die Arwyddveirdd, die Herolde und Fähnriche für Krieg und Schlacht. Das waren die hochgestellten Prydyddion, welche sich durch die Farbe der Kleidung von einander unterschieden, und von welchen namentlich die Arwyddveirdd häufig Hofämter bekleideten. Der innern Rangordnung nach zerfiel der Bardenorden in Lehrlinge Avenyddion, welche noch im 12ten Jahrhunderte als Weissager und Traumdeuter befragt wurden, dann in Verzückungen geriethen und in dunkelen aber wohlgebildeten Versen antworteten, und zuletzt durch Zauberschriften, eingeflößten Honig oder Milch aus ihrem ekstatischen Zustande geweckt werden mußten, worauf sie von dem Vorgefallenen keine Erinnerung mehr hatten. Der Bardenpräsident für einzelne Landschaften hieß Bardd Taleithiawg, welcher natürlich graduirt seyn mußte und als solcher auch Bardd wrth vraint a devawd Beirdd ynys Prydain heißt. Der Bardd ynys Prydain so viel als Bardd Caw, Bardd Braint, Cadair Vardd und Barrd Cadeiriawg (spätere Namen) ist die höchste Stufe, er trug ein himmelblaues Kleid als Sinnbild des Friedens und der Treue, war unverletzlich bei Freund und Feind, trug eine Waffe, und kein Schwert durfte in seiner Gegenwart entblößt werden."

In Spanien läßt sich das gallisch-brittische Druidenthum nicht nachweisen. Allgemein aber gilt von den Kelten, daß sie keine Tempel noch Götterbilder hatten, ehe sie mit den Römern bekannt wurden. Sie hatten nur offene Steinwälle, Steinkränze, Steintische, Steinstühle als heilige Stätten, keine geschlossenen Gebäude, und nur eine Menge Sinnbilder, aber keine Götterfiguren. Außerdem verehrten sie heilige Bäume, Quellen ꝛc. Von diesen heiligen Stätten gibt der Verfasser eine sehr reiche Uebersicht.

Besonders dankenswerth sind die eingestreuten Uebersetzungen aus keltischen Gedichten. Der poetische Werth derselben ist nicht gering. Wir wollen nur die wunderschöne Mythe vom Regenbogen hervorheben in dem Gedicht „die Jagd des Pwyll." Pwyll, der Laie, setzt sich unvorsichtig auf den Stuhl, auf dem das Haupt der Druiden gesessen, und wird nun für seine Kühnheit dadurch bestraft, daß ihn die Weisheit des Druidenthums ewig flieht, denn eine Botin des ihm befreundeten Druiden erscheint, von der er eine wichtige Nachricht zu erhalten hofft, aber er kann sie nicht erreichen. Wie er athemlos nach ihr jagt, immer steht sie scheinbar ruhig vor ihm und er holt sie doch niemals ein. Das ist der Regenbogen. Uebereinstimmend damit heißt es in einem andern Gedicht, Gwion, der oben geschilderte Knabe, der das herangebildete Druidenthum bedeutet, habe sich aus Blumen ein wunderschönes Weib geformt, welches wieder der Regenbogen ist, als Bild himmlischer den Laien unerreichbarer Weisheit.

Auch auf die noch jetzt in Frankreich erhaltenen und in christlicher Zeit umgebildeten Sagen, welche alte mythische Stoffe enthalten, wird hingewiesen. Merkwürdig ist „die Sage von Milles, dessen zwei Kinder Anceaume und Florisell der Obhut eines Affen anvertraut werden. Nachdem nun Lubiane die Wittwe des Amys, Milles treusten Freundes, welcher mit ihm zusammen bei Desiderius den Märtyrertod starb, die Mutter der Kinder getödtet und ins Meer geworfen hat (Druidenweihe), da rettet sie der Affe nicht allein, sondern kämpft auch noch siegreich in einem Gottesurtheil gegen Lubiane's Ritter; eine Geschichte, welche bis 1618 ein Wandgemälde des damals abgebrannten Palais de justice zu Paris darstellte. Mitunter spielt auch ein Hund die Stelle des Anklägers, und das ist die angeblich erst 1371 unter Karl V. (oft von der Sage mit Karl dem Großen verwechselt) in Frankreich vorgefallene Geschichte vom Hunde des Grafen Aubry von Monthidier, welcher den Mörder seines Herrn öffentlich bekämpfte, wie ein Wandgemälde des großen Schlosses von Montargis sie darstellt."

Da die Kelten theils von Römern, theils von Deutschen unterjocht wurden, dürfte sich von ihren phantasiereichen Mythen wohl sehr viel in die Sagen der Sieger eingeschlichen haben.

Das keltische Element in der klassischen Mythologie auszuscheiden, wäre sehr der Mühe werth, ist aber noch kaum versucht worden. Nur andeutungsweise wollen wir den Mythenkreis des Eridanus als einen solchen bezeichnen, der ursprünglich keltisch zu seyn scheint. Unter den deutschen Sagen sind es aber vorzüglich die vom Rhein, auf die wir als auf Reste keltischer Mythe aufmerksam seyn müssen. Wir ersuchen Herrn Eckermann, den Spuren nachzugehen, die das Roß Bayard bezeichnet.

Auch auf Volkssitten, Volksfeste, Volksaberglauben wird Rücksicht genommen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir von Herrn Eckermann S. 249, daß das berühmte Wort Carneval nicht, wie man bisher angenommen, von carne vale, sondern von carn (Hügel, heiliger Steinhaufen) und Wales herkomme und ein altheidnisches Fest bedeute.

Zu den vielen interessanten Bemerkungen dieses mythologischen Werkes gehört ferner S. 127 die Vermuthung, daß auf den in der Kirchengeschichte so berüchtigten Pelagianismus das keltische Druidenthum eben so eingewirkt habe, wie die orientalischen Philosopheme auf Gnosis und Manichäismus.

Dichtkunst.

Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern von Gottfried Kinkel. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1846.

Eine liebliche Dichtung, ganz in dem Ton des altdeutschen kurzzeiligen Epos, z. B. des Tristan, des armen Heinrich ꝛc. gehalten, ein höchst ansprechender heimathlicher Ton, den wir nie gegen den romanischen und antiken hätten vertauschen sollen.

Der Gegenstand des Gedichts ist der auch schon durch andere poetische Bearbeitungen bekannte Fürstensohn, der in der Verbannung von der Heimath als ausgezeichneter Schütz in den Dienst eines fremden Fürsten tritt, dort unerkannt die Liebe einer Prinzessin sich erwirbt und durch Entdeckung seines ebenbürtigen Geschlechts den fröhlichsten Ausgang des Abenteuers herbeiführt. Der Dichter hat den lebendigen Scenen dieser Sage einen landschaftlichen Hintergrund von hoher Schönheit gegeben, und besonders die Jagdbilder mit malerischer Meisterschaft ausgeführt. Hier eine Probe:

O edles Waidwerk, hoch im Preise!
Durch Flur und Eichenforst und Tann
Lockst du aus täglichem Geleise
Zur kühnen That hinaus den Mann.
Es prangt der Wald in bunter Schöne,
Wie eine neue reiche Welt,
Es gibt das Horn die muntern Töne,
Und froh die wilde Meute bellt.
Da blitzt des Greisen Aug' im Feuer,
Sein Arm wird Stahl am schweren Schaft,
Und in Gefahr und Abenteuer
Erneut sich ihm die Jugendkraft.
Es richtet sich des Jünglings Seele
Gesammelt auf das Eine Ziel;
Sey's Leid, sey's Freude, was sie quäle,
Vergessen wird's im kühnen Spiel.
Der Wildniß Thier mit Mordgelüste
Und die Gefahr ist nimmer weit:
Drum ziemt ihm, daß er stets sich rüste
Mit männlicher Besonnenheit.
Doch aus den windbewegten Zweigen
Rauscht mild ihm zu des Waldes Geist,
Der ihn im tiefen grünen Schweigen
Von Mannestugend unterweist.
Was er gelitten und genossen,
Es zeigt sich dämmernd nur von fern;
Die bunte Welt ist zugeschlossen,
Er fühlt sich seines Schicksals Herrn.
Er spürt, wie neu der Becher mundet,
Wie drinnen ihm das Herz gesundet,
Wie klein die Welt, die ihn versehrt,
Wie groß Natur, die ihn ernährt.

Den männlichen Gestalten steht eine weibliche zur Seite:

Daneben eilt sein Töchterlein
Auf einem Zelter rasch und fein,
Der weit ausschritt in schlanker Hast,
Als wär' er stolz der schönen Last.
Weiß war er ganz, ein leichter Traber
Vom edeln Blute der Araber:
Sein Ahn ward einst aus Morgenland
Von einem Kreuzesmann gesandt.
Leicht hub sein Haupt er, drauf mit Nicken
Die Reiherbüsche Grüße schicken.
Das Fräulein trug ein lang Gewand
Von blauer Seide, golddurchwirkt;
Auf ihrer Stirn ein köstlich Band
Hielt ihrer Locken Schwall umzirkt,
Daß wie auf Marmor die Rubinen
Gleich hellen Blutestropfen schienen.
Darüber schmuck der kleine Hut,
Drauf in des Demants klare Glut
Gefaßt sich weiße Federn wiegen
Und leicht im Morgenwinde fliegen.
Sie hielt den Speer in ihrer Rechten
Gleich einer Kriegerin zum Fechten;
Doch auf der zarten linken Hand
Verhüllten Haupts der Falke stand,
Der hatte seine scharfen Klauen
Im Lederhandschuh eingehauen,
Und in der Schellen hell Geläute
Schrie laut er nach der nahen Beute.

In dieser malerischen Weise ist das ganze Gedicht durchgeführt und es schwebt darüber ein harmonischer Silberton, eine durchsichtige Klarheit wie auf den Bildern des Ruysdael. Dabei ist aber dem lyrischen Gefühl, dem innigen Ausdruck der romantischen Stimmung sattsame Rechnung getragen, und die Dichtung wird, wenn man so sagen darf, eben so oft zur Musik, wie zur Malerei, was epische Dichtungen dieser Art immer sollen. Glücklich ist der Dichter insbesondere im Ausdruck heimathlicher Gefühle, wenn er von seinem schönen Rheinlande singt, und in der Bezeichnung eigenthümlicher Stimmungen, z. B. des wollüstigen Schauers, der das liebende Herz in einer warmen Sommernacht und in der Nähe des Geliebten beschleicht, Seite 32.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 43. Dienstag den 15. Juni 1847.

Armenwesen.

Die öffentliche Armenpflege, von dem Herrn von Gerando. Im Auszug übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Hofrath Prof. Dr. Buß in Freiburg. Dritter und vierter Theil. Stuttgart, Steinkopf, 1846.

Dieses umfassende Werk verbreitet sich über alle Theile des Armenwesens und seiner Abhülfe. Der dritte Theil (über die frühern vergl. unsere Blätter von 1845 Nr 45) handelt von der öffentlichen Unterstützung der Armen durch Arbeitshäuser, in denen man ihnen Arbeit gibt, von Armenkolonien, von Auswanderungsbeförderungen, von Unterstützung der Hausarmen, von Hospitälern und Irrenanstalten; der vierte Theil von der Gesetzgebung und Verwaltung der Armenpflege.

Da Herr von Gerando vom Prinzip des Selbsthülfe ausgeht, legt er natürlich auch auf die Arbeit das größte Gewicht und sucht das zweckmäßigste, d. h. ergiebigste und zugleich humanste Verfahren bei der Wahl und Ausführung der Arbeit zu ermitteln. Es kommt darauf an, daß jeder, auch der Schwächste, sofern er nur etwas arbeiten kann, diese Arbeit finde, und daß er gern arbeite. Der Staat sollte daher die Armen nicht bloß bei Staatsbauten mit grober Handarbeit, sondern auch in Staatswerkstätten mit feinerer Handarbeit beschäftigen. Nur müßte eine Konkurrenz mit den bürgerlichen Gewerben vermieden werden, denn es kann unmöglich frommen, wenn Arbeits-, so wie auch Zuchthäuser armen Handwerkern ihren Verdienst nehmen und dieselben gleichsam zwingen, am Ende auch nur noch in den Arbeits- und Zuchthäusern mitzuarbeiten. — Die Ackerbaukolonien scheinen dem Verfasser weniger empfehlenswerth, weil viele schlimme Erfahrungen gegen sie sprechen. Auch können sie nie in einem hinreichend großen Maaßstab ausgeführt werden, weil es am Boden dazu fehlen würde. Nur in andern Welttheilen gibt es noch Boden genug für unsere Armen. Aber Herr von Gerando ist kein unbedingter Freund der Auswanderungen. Er gibt zu bedenken, daß es fast ausschließlich wohlhabende oder wenigstens arbeitskräftige Leute seyen, welche auswandern, daß also der Heimath durch sie viele Kraft entzogen werde. Allein es scheint, der Verfasser habe als Franzose nicht so viel Anlaß gefunden, über die übeln Folgen der Uebervölkerung nachzudenken, als wir in Deutschland. Wer zusieht, wie sich in mehreren Gegenden unseres deutschen Vaterlandes die Menschen drängen, wie alle Staatsdienste und Gewerbe übersetzt sind, wie viele Individuen aller Stände nebenausfallen, wie viele Mädchen sitzen bleiben, wie viele Jünglinge ihr Glück auswärts versuchen müssen, wie die zurückgebliebene Masse sich anstaut und in die gährende Fäulniß übergeht, das Proletariat sich mehrt, die Gefängnisse sich füllen, und eine einzige Mißernte das schreckliche Mißverhältniß des Bedürfnisses der Massen mit den Mitteln der Befriedigung aufdeckt, der wird sagen müssen: hier ist Auswanderung um jeden Preis zu empfehlen!

In dem Abschnitt, der von der Unterstützung der Hausarmen handelt, wird Seite 304 sinnig auf eine Methode aufmerksam gemacht, die demjenigen des mittelalterlichen Lehnwesens ähnlich ist. Die Armen sollen nämlich auf Wohlverhalten mit der ihnen nöthigen Unterstützung gleichsam nur belehnt werden. „Gewisse Fahrnisse können den Armen auf eine mehr oder minder lange Zeit geliehen werden, wie Betten, Zimmergeräthe, Handwerkszeug, Weißzeug, also solche Gegenstände, welche eine gewisse Dauer haben. Das Leihen dieser Art bietet in gewissen Rücksichten Vortheile, welche denen der Vertheilung um einen mäßigen Preis ähnlich sind; sie haben aber auch ihre eigenthümlichen Vortheile. Das Leihen eines Fahrnißstücks an den Armen schont besser seine Würde, als die unentgeltliche Ueberlassung desselben an ihn; der Arme erkennt besser die Verpflichtung, die er übernommen hat; er muß das ihm Ueberlassene zurückgeben, und jede Erfüllung einer Pflicht ist nützlich; diese Verantwortlichkeit führt ihn zum ernsten Nachdenken; er fühlt sich aufgefordert, seine Lage zu verbessern, um seine Unabhängigkeit zu behaupten, und das als Eigenthum zu besitzen, was er einem Andern schuldet. Manches ist ihm übrigens nur augenblicklich ein Bedürfniß, wie z. B. Weißzeug im Fall der Erkrankung. Dieses System entspricht mehr der Grundregel der Armenpflege, welche fordert, daß die Unterstützung nur in unerläßlicher Form und Menge gereicht werde. Bei einem Fahrnißstück nun, welches sich erhält, bedarf der Arme nur des Gebrauchs, nicht des Eigenthums. Endlich bietet dieses System das Mittel, mit derselben Auslage eine größere Anzahl Armer und dazu sie noch besser zu unterstützen. Es verlangt allerdings Sorgfalt, Vorsicht, Wachsamkeit. Man muß nicht nur die Fahrnißstücke stempeln, sondern auch dafür sorgen, daß sie nicht zerstört, beschädigt, veräußert werden. Schon dieses führt dahin, der Sittlichkeit der Armen sich mehr zu versichern, sie schärfer zu überwachen, und dieses ist ein Vortheil weiter."

Sehr interessant sind die Erörterungen über die Hospitäler und Irrenhäuser. Der Verfasser geht auf die älteste Geschichte derselben zurück und umfaßt im weitesten Umfange die Heilanstalten aller Länder. Das erste Verdienst erwarben sich dabei die Mönche und noch jetzt stehen die von barmherzigen Brüdern und Schwestern bedienten Krankenhäuser im besten Rufe. Nach und nach, wie das Ansehen der Kirche sank, nahm ihr der Staat, wie fast alles, so auch die Sorge für Arme und

Kranke ab. In der bureaukratischen Zeit wurden Medizin und Chirurgie wesentlich verbessert, doch wäre zu wünschen, daß diese neuen Vortheile mit den alten der geistlichen Brüderschaften überall verbunden werden könnten. Denn die Kunst, Erfahrung und Gewissenhaftigkeit der Aerzte vorausgesetzt, hat die fromme Liebe und Geduld, mit welcher religiöse Körperschaften die Armen und Kranken pflegen, mehr für sich als der Dienst bezahlter Laien.

Man kann heutzutage der Kirche freilich nicht mehr zumuthen, sich der Armen- und Krankenpflege wieder vorzugsweise anzunehmen, denn sie ist bekanntlich durch den Staat ihrer Güter beraubt und selbst nur kärglich vom Staate besoldet. Schwer zu begreifen aber ist, daß in einigen Staaten sogar darauf hingearbeitet wird, da wo sich die Kirche noch der untersten Klassen einigermaßen anzunehmen im Stande ist, ihr diese Wirksamkeit zu entziehen und überhaupt den Einfluß der Geistlichkeit auf die Massen so viel als möglich einzuschränken und indirekt die irreligiösen Tendenzen der Presse gegen die „Pfaffen“ zu unterstützen. Das kann einem oder dem andern vergänglichen Ministerium zum augenblicklichen Vortheile gereichen, aber es heißt die ganze Existenz des Staats untergraben. Löset erst die unteren Schichten der Gesellschaft von der Kirche ab und ihr werdet Dinge erleben, von der sich die kirchenfeindliche Bureaukratie nichts träumen läßt.

Neben der Kirche waren es ehemals auch die weltlichen Korporationen, welche sich des Armenwesens annahmen. In alle bürgerliche wie adelige Korporationen durften nur unbescholtene Personen aufgenommen werden, und Ehrenhaftigkeit, ehrbarer Lebenswandel, gute Zucht waren eben so nothwendige Bedingungen dazu, wie die Meisterschaft in betreffenden ritterlichen oder bürgerlichen Werken. Kam der Genosse einer Körperschaft oder Zunft diesen ehrenhaften Anforderungen sein Lebenlang nach, so hatte er auch sein Lebenlang nicht zu sorgen, denn in Unglücksfällen unterstützte ihn seine Genossenschaft aufs treueste. Es wäre eine Schande für die Zunft gewesen, der Gemeinde Arme, Bettler oder Liederliche zu liefern. Man hielt daher streng darauf, daß nicht zu viel Zunftgenossen sich zusammendrängten und einander wechselseitig durch Konkurrenz ruinirten, sondern daß Jeder Arbeit bekam. Wen aber unverschuldetes Unglück traf, den schützte und pflegte seine Zunft.

Auch diese trefflichen alten Einrichtungen, wie die Organisation und Fonds der kirchlichen Armenpflege hat die Bureaukratie zerstört und allein alle Last der Armenpflege auf sich genommen. Aber diese Last ist ihr bald zu schwer geworden. Der Staat hat unvermerkt wieder gestatten müssen, daß auch Leute, die keine Bureaukraten, Juristen oder Schreiber sind, sich um die Armenpflege bemühen. Sehr mit Recht bemerkt Herr von Gerando, daß unter allen Methoden der Armenfürsorge die rein bureaukratische die fehlerhafteste ist, weil sie am Ende nur durch förmliche Armensteuern zu helfen weiß. „Jede nominal dem Wohlhabenden zum Vortheil des Nothleidenden auferlegte Steuer ist Beiden gleich schädlich: sie entartet, vergiftet die Wohlthat. Man ersetze die freiwillige Gabe nicht durch eine Zwangssteuer. Man glaubt die Selbstsucht zu strafen, und zerstört die Güte. Man erwecke die Wohlthätigkeit, erzwinge sie aber nicht!“

Die Summe seiner Forderungen an eine verbesserte Armenpflege drängt der Verfasser am Schluß in Folgendem zusammen. Sie gehen dahin:

1) Einen engern Bund zwischen der öffentlichen und der Privatarmenpflege zu schließen, so daß, wenn auch eine jede derselben in ihrer eigenen Sphäre sich bewegt, sie doch eine gegenseitige, allgemeine und stetige Unterstützung sich leihen.

2) In dem System der öffentlichen Armenpflege den ersten Rang den Maßregeln anzuweisen, welche das Elend in seinen Ursachen verhüten; vor Allem dem Inbegriff dieser Schutz- und Gegenmittel durch die Erziehungs- und Fürsorgeanstalten eine vollständigere Entwicklung zu geben.

3) Zu diesem Behuf ein Schutzsystem für die Industrie zu gründen, welches, indem es die Freiheit der Arbeit sichert, ihr die nützlichsten Anleitungen gibt; welches die Freiheit des Verkehrs aufrecht erhalten soll, so sehr es die gerechte Lohnung der Dienste fördert.

4) Sich zu bemühen, endlich eine sichere und unbedingte Trennung zwischen der künstlichen und der wirklichen Armuth einzuführen.

5) Genauer und sorgfältiger, als bisher, durch gute Klassifikationen die Natur der Bedürfnisse, ihren Grad, ihre Dringlichkeit zu bestimmen.

6) Den Armen mehr in den Stand zu setzen, dadurch sich selbst zu helfen, daß man ihn lehrt, von den ihm erübrigenden Hülfsquellen und Kräften einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen.

7) Besser die Unterstützung nach den Nothfällen zu bemessen; ihr Uebermaaß zu verhüten, den Mißbrauch zu berichtigen, aber zugleich auch zu wissen, sie zu vervollständigen, um sie wirksam zu machen, nicht nachzulassen, bis sie den Unglücklichen rehabilitirt hat, wenn sein Unglück nicht heilbar ist; die Wohlthat erst dann für vollständig zu halten, wenn sie hinlänglich consolidirt ist, um dauernde Erfolge zu haben.

8) In der Verbesserung der Volkssitten das mächtigste Mittel zu suchen, die Armuth zu verhüten, und in der Verbesserung der Sitten der Armen das, die Unterstützung wirksam zu machen.

9) Zwischen der gebildeten und der ungebildeten Klasse, zwischen den Reichen und den Armen, zwischen den Sittlichen und den Mindersittlichen die Beziehungen eines Schutzes zu gründen, welcher unter tausend Formen den Charakter eines wohlwollenden und freiwilligen Patronats annehmen soll.

10) In den Operationen der Armenpflege den Apostolat der christlichen Liebe zu pflegen, mit den Gefühlen, welche ihn beseelen, die Kenntnisse fortzupflanzen, welche ihn leiten sollen; ihm eine Pflanzschule ergebener, tüchtiger Jünger durch einen Noviciat im Dienst der Wohlthätigkeit anzulegen.

11) Nach Kräften die verschiedenen Bande, welche die Menschenfreunde für Werke der Wohlthätigkeit einigen, dadurch zu vermehren, zu befestigen, zu erweitern, daß man die Ortsvereine, die Verbindungen, den brieflichen Verkehr und die Bildung einer universellen Konföderation begünstigt.

12) Endlich zwischen den verschiedenen Arten und Zweigen der Anstalten die Uebereinstimmung zu begründen, welche am geeignetsten ist, die Einheit der Ansichten und Handlungen darin zu erhalten, sie unter sich zusammen zu ordnen, so daß sie zu demselben Zweck zusammen wirken, ohne sich in ihrem Gang zu durchkreuzen, so daß, durch eine heilige Verbrüderung verbunden, sie *ein* Werk, das große Werk der öffentlichen Armenpflege, vollführen.“

So schätzenswerth diese Ansichten und Wünsche sind, finden wir sie doch nicht zureichend. Sollen nämlich vor allem die Ursachen der Armuth verhütet werden, so ist damit durch Erziehungs- und Fürsorgeanstalten, wie der Verfasser verlangt, durchaus nicht genug gethan. Die Armen, die aus verwahrlosten Kindern erwachsen, sind eine sehr geringe Zahl; die weit überwiegende Mehrzahl der Armen besteht aus zurückgekommenen Handwerkern und arbeitslosen Proletariern, deren Noth ganz andere Quellen hat, als die Erziehung. Ueberdieß möchten wir der herkömmlichen Erziehung in Staatsanstalten nicht überall das Wort reden. Oft wird den jungen Pensionären

des Staats eine Aufklärung beigebracht, die ihre Ansprüche steigert und sie für den niedern Beruf, der ihrer wartet, untauglich macht. In mehr als einem Lande sehen es die Juristen, die im Ministerium sitzen, ungemein gern, wenn die Schulmeister alles thun, was nur in ihren Kräften steht, um den Einfluß der Geistlichen auf den Volksunterricht zu neutralisiren, wo nicht zu vernichten. Da wird denn ein vermeintlich aufgeklärtes, aber in der That nur gottloses und gegen den Staat selbst undankbares Geschlecht herangebildet.

Mit Erziehung überhaupt können, wie schon gesagt, die Quellen der Noth nicht verstopft werden. Herr von Gerando empfiehlt nun weiter seine neue Idee eines Patronats von Seiten der Reichen und einer Clientel von Seiten der Armen. Allein ein solches Verhältniß scheint zu unsern Zuständen nicht ganz zu passen und das Beispiel Englands, wo die reiche Aristokratie zu den Pächtern, Handwerkern und Dienern aller Art in einem ähnlichen Verhältniß steht, erweckt keine guten Hoffnungen. Wenn allerdings hin und wieder, vielleicht auch oft, ein herkömmliches patriarchalisches Band zwischen einem großen englischen Hause und seinen zahlreichen Clienten durch die Jahrhunderte fortbesteht, so erblicken wir auf der andern Seite, namentlich in Irland, die abschreckendsten Beispiele vom Gegentheil, von der unbarmherzigsten Härte hier und wildem Aufruhrgeist dort. Ueberdieß ist das ganze Verhältniß eines Patronats von der Art, daß es nicht zugleich allgemein und freiwillig seyn kann. Soll es allgemein eingeführt werden, so muß es zwingend und bindend seyn und die Freiwilligkeit hört von selbst auf.

Warum hat Herr von Gerando nicht gewagt, auf das viel natürlichere Verhältniß des wechselseitigen Schutzes in Korporationen zurückzukommen? Von gleichverpflichteten und gleichberechtigten Genossen ist ein viel sicherer Schutz zu erwarten, als von einem zweifelhaften Patrone. Auch ist die Gliederung des Volks in Genossenschaften uralt germanisch und den von Germanen gegründeten Neustaaten angemessener, als das aus dem altrömischen Staat entlehnte Patronat. Wenn man sich entschlösse, eben so wohl die Güteranhäufung in einer Hand als die Theilung der Güter in zu kleine Portionen zu verbieten, ein Maximum und Minimum aller Güter festzustellen, diese Güter sodann als geschlossene auf einen Erben forterben zu lassen, beziehungsweise als unveräußerliches Majorat zu erklären, und solchen Güterbesitzern dann genossenschaftliche Rechte einräumte und genossenschaftliche Pflichten auflegte, den Bauern wie den Baronen, so würde man einen tüchtigen, ehrenwerthen und wohlhabenden Bauernstand wie Güteradel haben, und somit wäre der eigentliche Kern des Volks erhalten, während gegenwärtig der Güterhandel den Adel sowohl wie die Bauern ruinirt und die guten Kleider überall in Fetzen reißen. — Wenn man gleichermaßen in den Städten die Zünfte und Innungen, versteht sich ohne ihre wohlbekannten Mißbräuche, wiederherstellte, so würde man auch wieder ehrbare und wohlhabende Bürgerschaften erhalten, und dem Proletariat wäre ein fester Damm entgegengesetzt. Es würden ein paar Güterspekulanten und Fabrikanten weniger seyn, aber es würden viele tausend wohlhabende Bauern und Handwerker mehr seyn. Die gleichmäßigere Austheilung der Arbeit und des Lohns würde sich hier auf die einfachste Weise von selbst ergeben. Eine so große Masse gesicherter Existenzen in den adeligen und bäuerlichen Erbbesitzungen und in den zünftigen Kundschaften würde dann dem noch übrigen Proletariat das Patronat, das Herr von Gerando verlangt, am besten gewähren können. Das natürlichste und humanste Patronat ist nämlich das des Familienältesten gegenüber den Verwandten. Ist er wohlhabend und in gesichertem Besitz, so kann er auch für die Seinigen etwas thun. Auf den geschlossenen Gütern in Oberschwaben z. B. sieht man den reichen Bauer umgeben von Brüdern und Schwestern, Vettern und Basen, die ihm zum Theil dienen; aber auch der nicht verwandte, fremde Knecht, die fremde Magd hat es so gut, wie die Familienglieder, ist wohlgekleidet und genährt und trägt die Behaglichkeit des patriarchalischen Verhältnisses zur Schau; während im Unterlande, wo die Güterteilung überhand genommen, die gleich erbenden Brüder und Schwestern in gleiche Armuth, gleiches Elend versinken.

Uebrigens würde auch bei der besten innern Vertheilung die Uebervölkerung doch ein Uebel bleiben, das allmählig bis zur Unerträglichkeit anwachsen müßte, wenn man ihr nicht durch Auswanderungen Abfluß verschaffte. Die letzteren sind etwas dem deutschen Volke schlechthin unentbehrliches. So lange man die deutsche Geschichte kennt, hat die deutsche Uebervölkerung Abfluß gesucht. Wer die absolute Nothwendigkeit einer geregelten Auswanderung in Deutschland nicht zugeben will, beweist damit nur, daß er die Vergangenheit seines eigenen Volkes nicht kennt, also auch über dessen Zukunft mitzurathen nicht berufen ist.

Biographie.

Agrippina, des M. Agrippa Tochter, August's Enkelin ꝛc. Drei Vorlesungen von Prof. Dr. C. Burkhard. Mit einer artistischen Beilage. Augsburg, Rieger, 1846.

Die Lebensgeschichte einer der würdigsten und unglücklichsten Frauen des Alterthums, deren tragisches Schicksal ihr schon längst Biographen und Dichter hätte erwecken sollen. Herr Burkhard hat mit großer Liebe alles, was uns in alten Schriftstellern und Denkmälern von ihr erhalten ist, zusammengetragen und zu einem schönen Ganzen abgerundet. Sein Buch genügt dem Gelehrten und ist zugleich gefühlvollen Frauen als eine für sie besonders interessante Lektüre zu empfehlen.

Wir bemerken hier nur kurz, daß Kaiser Augustus den berühmten Agrippa, den großen Staatsmann, dem er so viel zu verdanken hatte, mit der Hand seiner einzigen Tochter Julia belohnte. Aus dieser Ehe stammte die nach dem Vater benannte Agrippina. Denselben Namen erhielt fast gleichzeitig die von Agrippa gegründete römische Kolonie am Rhein, Colonia Agrippina, das seitdem weltberühmte Köln. Natürlicherweise hatte Agrippa nunmehr als nächster Verwandter des Kaisers und zugleich wegen seiner großen Talente die Anwartschaft auf die Thronfolge, und nach ihm seine Söhne. Aber Livia, des Augusts Gemahlin, hatte aus erster Ehe mit einem Claudier zwei Söhne, Drusus und Tiberius, denen sie vor dem Agrippen die Thronfolge sichern wollte. Diese Umtriebe der Livia, die Claudier zur Kaiserwürde zu erheben, erfüllten den Palast schon des ersten Kaisers mit Greueln, welche kaum von der spätern verdorbensten Zeit übertroffen wurden. Die Summe alles Unglücks aber häufte sich über dem Haupte der armen Agrippina. Schon frühzeitig verlor sie den edeln Vater durch den Tod, die Mutter durch Schande, indem Julia ihrer ruchlosen Ausschweifungen wegen auf eine Insel verbannt werden mußte. Ihre Brüder Cajus und Lucius, von August schon zu Nachfolgern im Reiche ernannt, starben jung an Livias Gift. Ihre Schwester Julia erlag den

Ränken der Großmutter und der eigenen bösen Neigung, wie ihre Mutter und wurde wegen der gleichen Ausschweifungen auf gleiche Art verbannt. So erreichte Livia ihren Zweck, und machte nach des Augustus Tode ihren zweiten und Lieblingssohn Tiberius zum Kaiser. Der erste, Drusus, war schon todt. Mit dessen Sohn Germanicus wurde unsere Agrippina vermählt. Germanicus aber, der den großen Kampf mit den Deutschen unter Arminius bestand, und lange mit Agrippina in Köln lebte, zog durch seine große Talente und durch die Liebe des Volks seines Oheims Tiberius Eifersucht auf sich und wurde auf Befehl desselben heimlich vergiftet. Aus Furcht, seine Wittwe und Söhne möchten diesen Mord rächen, ließ er dieselben verhaften. Die Söhne hießen Nero, Drusus und Caligula. Nur den letzten verschonte Tiberius und behielt ihn zum Nachfolger auf, weil er selber keine Söhne hatte und Caligula ihm durch frühzeitige Ruchlosigkeit, die der seinigen glich, das Herz abgewann. Die beiden andern Brüder und die Mutter mußten verderben. „Agrippina ward, ein unschuldiges Opfer von Tyrannenlaune und herrschsüchtigen Gelüsten, auf dieselbe Insel Pandataria an der campanischen Küste verwiesen, auf welcher ihre Mutter Julia mehrere Jahre ein verschuldetes Exil getragen hatte. Nero wurde nach Pontia geschafft, einer andern kleinen Insel unfern Pandataria. Der zweite Sohn, Drusus, wurde gleichzeitig, oder etwas später, wir wissen das nicht genau, ebenfalls gefangen gesetzt und im kaiserlichen Palaste in Rom, wahrscheinlich in einem unterirdischen Gemache oder Gewölbe bewahrt und strenge bewacht. Nachdem dieses unglückliche Kleeblatt, die Mutter und zwei ihrer Söhne, verurtheilt waren, ließ sie Tiberius nie mehr anders als in Ketten und in einer dicht mit Tuch verhüllten Sänfte von einem Orte zum andern bringen; Soldaten gingen nebenher und erlaubten nicht einmal, daß die absichtlich oder zufällig ihnen Begegnenden stehen bleiben und sich nach ihnen umsehen durften. Agrippina, die hohe Frau ungestümen Charakters — und welcher Charakter möchte bei solcher Behandlung ruhig bleiben! — konnte zuletzt ihren Zorn, ihren Grimm nicht mehr zurückhalten. Auf Pandataria brach sie in Schmähungen und Verwünschungen gegen Tiberius aus; da ließ sie der Hauptmann, der sie bewachte, körperlich züchtigen, wobei ihr ein Auge ausgeschlagen wurde. Nero, der älteste Sohn, mußte zuerst sterben; nach Andeutungen der Geschichtschreiber etwa zwei Jahre nach seiner Verbannung. Sein schändlicher Großoheim wollte noch den Schein erwirken, als hätte sich Nero selbst getödtet. Er erreichte dieß durch eine List. Der Henker mußte mit seinen schrecklichen Mord-Attributen, mit Strick und Haken, vor ihn hintreten: der unglückliche Jüngling, überzeugt, daß seine letzte Stunde gekommen sey, tödtete sich selbst, um wenigstens der Schmach der Hinrichtung zu entgegen. Den Höhe- und Gipfelpunkt erreichte indeß die Grausamkeit des Tyrannen in der Behandlung des Drusus. Mehrere Jahre hindurch saß er in einem unterirdischen Gemache des kaiserlichen Palastes in Rom, stets schwebend zwischen Furcht und Hoffnung, aufs strengste bewacht, gefangen. Der Kaiser ließ während dieser ganzen Zeit über die Behandlung und das Betragen des Gefangenen ein genaues Tagebuch führen, vermöge dessen er Jahre lang die stets steigenden Qualen, wie die stets sich mehrende Angst und Verzweiflung seines Schlachtopfers beobachten konnte. Dadurch erfuhr man selbst die Namen des Centurio, des Freigelassenen und der Sklaven, die ihn bewachten, man erfuhr, wie seine Wächter untereinander wetteiferten, den armen Gefangenen in Wort und That zu verhöhnen, zu mißhandeln und in Schrecken zu setzen. Sklaven rühmten sich, daß sie ihn, wenn er sein Schlafgemach verließ, geschlagen und ihm die fürchterlichste Angst eingejagt hätten. Zuletzt wurde ihm die Nahrung in immer kleineren Portionen gereicht, endlich ganz entzogen. Da riß der Unglückliche — es ist dieß unbezweifelte geschichtliche Thatsache — die Polster seines Lagers auf, und fristete noch neun Tage mit dem Inhalte derselben, — sie waren mit dürren Gräsern und Binsen gefüllt — sein elendes Daseyn. Als seine Kräfte immer mehr schwanden, stieß er, einem Wahnsinnigen gleich, unverständliche, verworrene Verwünschungen gegen seinen Großoheim, gegen den Tiberius aus; in den letzten Augenblicken jedoch kehrte ihm die klare Besinnung zurück und er klagte ihn noch laut und vernehmlich als den Mörder seiner Schwiegertochter, seines Neffen, seiner Enkel, ja seines ganzen Hauses an; er forderte das erlauchte Geschlecht der Ahnen wie der Nachkommen zur Rache wider den greulichen Mörder auf. Tiberius trieb die Schamlosigkeit so weit, daß er dieses Tagebuch, das alle diese Mißhandlungen, diesen fortgesetzten Todeskampf wie die gräßlichen Verwünschungen gegen ihn selber enthielt, öffentlich im Senate vorlesen ließ. Die feigen Senatoren lärmten und tobten, gleichsam als wollten sie diese Vorwürfe und Verwünschungen gegen den Kaiser nicht hören; aber mochten sie lärmen so viel sie wollten, sie mußten hören: ein gräßliches Gespenst richtete sich vor ihren Sinnen auf; es thaten sich gleichsam die Wände des Kerkers von einander, und mit Widerstreben mußten sie den Jüngling sehen, wie er unter den Mißhandlungen des Centurio, unter den Peinigungen der Sklaven verschmachtete, sie mußten sein verzweiflungsvolles Gestöhn hören, wie er um die elendesten Lebensmittel — vergebens flehte. Noch war dieser Schlag nicht verschmerzt, als die Nachricht nach Rom kam, auch Agrippina sey gestorben. Als sie die grausame Behandlung, die sie erfuhr, nicht länger ertragen konnte, faßte sie den Entschluß, durch freiwilligen Hungertod ihrem Leiden ein Ende zu machen. Der Geschichtschreiber Suetonius erzählt, auf des Tiberius Befehl wäre ihr mit Gewalt der Mund geöffnet und Speise hinuntergestoßen worden. Tacitus neigt mehr zu der anderen Ansicht hin, daß auch ihr die Lebensmittel allmählig entzogen worden wären, um so wenigstens den Schein zu gewinnen, als wäre sie natürlichen Todes gestorben."

Geschichte.

Geschichte Friedrichs des Großen von Franz Kugler. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Lorck, 1846.

Dasselbe Buch, welches früher mit den Illustrationen von A. Menzel erschien und welches wir seiner Zeit unsern Lesern als eine der klarsten und übersichtlichsten Geschichten des großen Königs vor vielen andern empfohlen haben. In der zweiten Auflage, die auch ein kleineres Format hat, sind die Illustrationen, bis auf ein gutes Titelkupfer (das Bildniß des Königs) weggeblieben und dagegen ist im Text einiges nachträglich verbessert worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 44. Sonnabend den 19. Juni 1847.

Kriegswesen.

Von einem deutschen Soldaten. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Dem „verabschiedeten Lanzknecht" von einem gleichgesinnten „deutschen Soldaten" zugeeignet. Von diesem letztern erfahren wir nichts weiter, als daß er in österreichischen Diensten stand oder noch steht, daß er so viele Dienstjahre zählt, als Erzherzog Karl im Jahr 1796 Lebensjahre zählte, und daß er noch dem Korporal näher steht als dem General.

Das Buch ist in einem trefflichen Humor, und was noch mehr sagen will, in einem sehr edeln Geist geschrieben. Es mahnt mitten in unserer faulen Friedenszeit an die Poesie des Kriegs. Es erinnert an die heroische Begeisterung der letzten Kriege mit einem Feuer, als ob es nächstens wieder los gehen sollte. Und in der That gehört vielleicht dieses Buch zu den Vorzeichen einer sturmbewegten Zukunft. Wie in langer Sommerschwüle plötzlich bei heiterem Himmel ein leiser musikalischer Luftzug entsteht und unmerklich an Stärke und Dringlichkeit wachsend durch Fenster und Thüren wie wehklagend zieht, worauf wieder eine tiefe warme Stille eintritt, des andern Tages aber unfehlbar Sturm und Regen kommen, so machen sich auch in der Literatur zuweilen unerwartete Stimmen vernehmlich, die etwas Prophetisches zu haben scheinen.

Der deutsche Soldat sagt Seite 28: „Krieg ist die Sehnsucht des jungen Soldaten — und jeder Soldat ist jung, dem es frisch und muthig unter der Rockwatte klopft, sey er nun bartlos wie das Heldenmägdlein von Orleans, oder eisgrau wie der hundertjährige Otto von Haßlau, als er das österreichische Banner am Marchfelde gegen den Löwen Ottokar von Böhmen trug. Krieg ist der Stoßseufzer und die ewig wiederkehrende Endbitte der Litaneien, die von uns, Kasernen-Kapuzinern, auf Parade- und Exercirplätzen mit Trommel- und Trompetenschall zum Himmel geschickt werden. Wenn in Frankreich oder England ein Ministerium purzelt; wenn in den Abruzzen irgend ein versprengter Jung-Italiener unerlaubte Kohlen brennt; so oft in Polen (diesem gewaltsam eingeimpften Weichselzopf dreier Mächte) die Vaterlandsfreunde ihre Polizeibeamten prügeln; ja, sobald nur ein türkischer Schiffnagel am nordischen Magnet hängen bleibt, heben wir hoffend die Köpfe, wie Frösche aus ihrem Teich, und quaken: Was gibt's? Hat man uns gerufen, braucht man uns viel, leicht? Aber da stehen die Kammer-, Land-, Hof- und geheimen Räthe am Ufer und bombardiren uns die vorlauten Schädel zurück in den Kasematten-Schlamm und flüstern: „Ums Himmelswillen Friede, ihr großmäuligen Schreier! Quakt leiser, ihr unnützen Fresser! ihr Brummfliegen ohne Stachel! ihr müßiges, überflüssiges Paradevolk! Die Ohren der fünf Geld-Gewaltigen erstrecken sich von Rom bis London und von Wien über Frankfurt nach Paris; sie wünschen keinen Krieg, sie haben großmüthig Gemacht einen Verein gegen Blutvergießerei, sie können nicht hören das barbarische Hurrah, und wenn sie vernehmen eure wilde Kampflust, so werden sie euch geben das Gnadenbrod ganz und gar, auf daß die alten Jungfern, die man Armeen nennt, friedlich ab- und aussterben mögen, in ihren martialischen Klöstern, den Kasernen." Wer weiß, ihr Herren Finanztyrannen und Börsedespoten, wie die Aktien in der Zukunft stehen werden und ob nicht wieder eine Zeit kommt, in welcher Patronenhülsen die gesuchtesten Papiere sind?"

Die Hauptabsicht des Verfassers geht nun dahin, seine Standesgenossen an das zu erinnern, was beim Wiederbeginn des Kampfes von ihnen gefordert werden wird. Man hat das im langen Frieden viel zu sehr vergessen. Jeder Friede erschlafft den Degen. Das geht nun einmal nicht anders und es wäre thöricht darüber allzubittere Klagen zu führen, oder allzuherbe Vorwürfe darauf zu gründen. Das will auch der Verfasser nicht. Tadel ist nicht seine Absicht, wenn er auch tadeln muß. Er will nur den Geist heraufbeschwören, ohne den man keinen Krieg führen kann, und der dem Frieden eben fremdgeworden ist.

Daher das Thema: „Heutzutage hat das Militär (in Deutschland nämlich, wo keine Kabylen und Tscherkessen zu bekämpfen sind) kaum noch einen andern Feind als — den Frieden."

Der lange Frieden erschlafft und unterdrückt den echten Kriegergeist. An die Stelle der Praxis tritt die Theorie, das ist das erste Uebel. „Die gelehrte Lust wirkt entnervend auf den Kriegergeist, die Ueberpfropfung mit Kenntnissen hindert den freien Ueberblick und knechtet die Selbstständigkeit des Denkens; die ewige Federfuchserei drückt und knickt den kühnen, feurigen Soldatensinn an der Wurzel und die Pedanterie, diese Riesenangel für alle gelehrten Stockfische, fängt endlich den gesunden Menschenverstand ganz und gar ab. Wenn uns einerseits die Geschichte lehrt, daß kein großer Feldherr die Theorie vernachlässigte, so zeigt uns doch die Erfahrung, welch ein Kapital-Konfusionsrath so ein überkluger Herr seyn kann, der auf der Schulbank Strategie und Hämorrhoiden, militärischen Ueberblick und vollkommene Kurzsichtigkeit sich abgeholt. Kriegskunst ist allerdings eine Art Schachspiel nach gewissen Gesetzen und Regeln, aber das Schlachtfeld ist kein Damen-Bret; die Theorie ist noch verdammt wenig ohne natürlichen Verstand und militärischen Geist und diese beiden Gaben lassen oft den Mangel jener verschmerzen. Die Theorie hat tausend mögliche Fälle berechnet und ist gegen eben so viele Zufälle gepanzert, aber der Zufall ist eine Schlange und windet sich plötzlich durch die Regel und nun steht der Theoretiker — am Berge, wenn er nicht noch etwas hat, das er

nur von seiner Frau Mutter ererbt haben kann, den gesunden Menschenverstand nämlich. Militärischer Geist aber ist Selbstgefühl und Energie, Entschlossenheit und Kriegsehre; er ist jene gemüthliche Treue, die uns die Schicksalsneckereien des Friedens ertragen läßt, jene kühne Zuversicht, die uns im Kriege aufrecht erhält in Noth und Tod; militärischer Geist ist die erste Tugend des Soldaten und steht hoch über alle Theorie."

An die Stelle des kriegerischen Enthusiasmus tritt der Schlendrian und die Pedanterie. Nachdem der Verfasser ein höchst lebendiges Bild der Kriegsbegeisterung entworfen, fährt er fort: „Und solcher Poesie gegenüber steht die spießbürgerliche, hausbackene Prosa unsers jetzigen Thun und Treibens und der lange Friede schleppt auch den Fluch nach sich, daß alle schöneren Ideen fast verpönt unter uns sind, daß diejenigen, die dem alltäglichen Schlendrian entspringen möchten, als Schwärmer und Rappelköpfe verlacht werden. Das Alter, mit seinen glorreichen Erinnerungen, sieht geringschätzend auf die Jugend herab und diese, mit den paar durchgelaufenen Schulen, dünkelhaft zu ihm auf; aber bei beiden ist die höhere Harmonie unsers Standes im täglich abzuleiernden Frohndienste verklungen. Leider scheint der Enthusiasmus überhaupt aus einer Welt gewichen, die durch Maschine und Dampf regiert wird, in welcher nur Mechanik und Technik einigen Werth gewinnen und man bei neuen Ideen nüchtern fragt: was bringen sie ein? Nüchtern wird die Jugend erzogen, weder Geist noch Gemüth wird ergriffen und der Verstand nur wie ein Gimpel abgerichtet, um sich das Futter heraufzuziehen. — Das sind recht fleißige Hofräthe, unermüdliche Aktenwiederkäuer, pünktliche Präsidenten, die sich nach dem Gabelfrühstück ins Bureau räuspern und erst zur Essensstunde wieder nach Hause hüsteln; das sind vielleicht prächtige Erblandhofleibschüssel- und Schlüsselträger, gefällige Kapitalisten (diese Alchymisten der neuesten Zeit), das sind Nacht- und Zienswächter, Diplomaten, Prälaten und Advokaten, aber keine Soldaten. Blut muß der Soldat haben, wenn er es gern verspritzen soll, Kraft muß ihm klopfen in den Adern, Feuer und Energie zucken in jedem Nerven, Gesundheit strotzen im Kopf und Herzen, mit einem Worte: jung muß er seyn und bleiben weit über das Grauwerden hinaus und bis zur ersten Kugel, die ihm zur letzten wird. Hat er dann Leidenschaften, desto besser! Leidenschaften sind moralische Wetter, sie stürmen, sie schlagen ein, sie stürzen um, aber sie fegen, sie reinen, sie räumen auf, sie elektrisiren unsere ganze Natur und machen sie fähig das Höchste zu leisten und am Ende dämmt und beherrscht sie doch ein eherner Wille und die Vernunft bringt Alles wieder ins Geleise der Ordnung."

An die Stelle des Verdienstes drängt sich die Gunst. „Es wäre eine erbärmliche Katzenbuckelei des „deutschen Soldaten", der seinen Rücken niemals genug zu beugen verstand, wenn er die Thatsache bestreiten wollte, daß gerade Diejenigen, mit dem Degen an der Seite, die höchsten Stellen erstürmen, die ihn niemals ziehen, d. h. daß man schneller im Hoflager als im Feldlager vorwärts kommt; daß man am meisten Ehre erwirbt, wenn man oft die Ehre hat auf die Gesundheit Sr. Excellenz zu trinken und daß man niemals reichlicher belohnt wird, als wenn man ganz und gar nichts thut und friedlich Tabak dazu raucht." Allein der Verfasser ist weit entfernt von der Grämlichkeit eines Zurückgesetzten und wettert tüchtig auf die Malcontenten los, indem er ihnen sagt: habt ihr Neid, seyd ihr interessirt, so seyd ihr schon keine gute Soldaten mehr. „Wenn du zu den Unglücklichen gehörst, die mit dem Panzerhemd auch ein Nessus-Hemd angezogen, das sie entzündet und verzehrt vor Wuth nach Vorwärts, so lege es schnell wieder ab, denn es liegt im Geiste des blinden Gehorsams, daß der Soldat willenlos abhängig ist von oben und daß er keine Rechenschaft von jener heiligen Vehme fordern kann, die am grünen Tische über sein Wohl und Wehe richtet. Der Soldat ist seinem Fortkommen nach ein Sklave (der Offizier wenigstens ein freiwilliger, da er seinen Mantelsack zu jeder Stunde schnüren kann), und wie auch sein Verdienst anerkannt werden mag, das Glück, diese Parteilichkeit des Zufalls, hebt ihn doch schneller und höher. Deßhalb suche deine Ehre nicht im athemlosen Wettlauf nach Achselbändern, Borten und Stickereien, er lähmt nur deinen Eifer, er nimmt deiner Ausdauer den Muth und deinem Charakter alle Kraft und Energie zur That. — Als unsere Eisenhandthierung noch im bessern Schwunge ging, hatte gleichwohl manch wackerer Degen kargen Verdienst von seinen Verdiensten, manch ehemaliger Geselle mag ihm plötzlich als Meister entgegengetreten seyn und er konnte bitter lächeln, wenn er die gold- und ordenbedeckte Brust eines unschuldig Gekreuzigten mit seiner verglich, an der nur Narben saßen; und dennoch focht und schlug und stürmte er das nächste Mal nicht mit weniger Muth und Freudigkeit. Was war es denn, das ihn tröstete, das ihn die Zurücksetzung vergessen ließ? Sein Selbstgefühl, das beruhigende Bewußtseyn seines Werthes, die Sicherheit seiner überaus theuern, unantastbaren heiligen Ehre. Beim Himmel! gekränkter Hauptmann von Kapernaum und Major in Partibus, und solltest du so lange in deiner Charge bleiben als Etienne, der tapfere Tambour von Arcole, dem die Ehrentrommelschlägel Napoleons auf den Sarg gelegt wurden, werde nicht muthlos, Freund! Manches Verdienst geht unerkannt verloren und Glück und Unglück gehören zu unserm Stand und zu dessen poetischen Seiten. Es war einmal eine französische Marketenderin, die hatte zwischen zwei verliebten Sergeanten zu wählen, heirathete aber einen dritten, der ihr am besten gefiel. Das Weib wußte damals nicht, daß es einen Herzog und einen König verschmäht hatte; ihr Ehegemal blieb Sergeant bis zum Tode, aber jene Beiden waren Augereau und Bernadotte. Du vermagst nicht zu bestimmen, was du von heute in fünf oder sechs Jahren bist, vielleicht noch Hauptmann, vielleicht schon an der Spitze eines Regiments, Gott verhüte, begraben, d. h. pensionirt oder verheirathet. Glück ist die leichtsinnige, nichtsnützige Schöne des Soldaten, heute mein, morgen dein; wenn es dir lächelt, fasse es kühn; dreht es dir den Rücken, so sey auch du zu stolz ihm nachzulaufen, aber alle ehrgeizigen Wünsche ertränke dann in dem Bewußtseyn: dein ganzes Leben als Ehrenmann hingebracht, deine Pflicht gethan zu haben und eines glänzendern Schicksals würdig gewesen zu seyn." Das ist eine herrliche Lehre, die jeder Soldat sich tief ins Gemüth prägen sollte.

An die Stelle der Kameradschaftlichkeit tritt nicht selten Neid, Verdrängen und Angeberei. „Ein ängstlicher Vorgesetzter sucht gerne nach Zuträgern, ein erbärmlicher Untergebener bietet sich willig an und dieß Naderer-, Spürer- und Schnüfflersystem untergräbt allmählig die Einigkeit, den guten Ton, das gegenseitige Vertrauen, den ganzen Geist einer Truppe. Dieß Schlangengezücht, das überall herum füchselt und wölfelt, windet sich selbst zwischen ein Offizierkorps und seinen Kommandanten und ist eine Pest. Hinaus mit dem Spionir- und Ohrenbläserpack aus ehrenvollen Reihen! Den Abschied auch dem Kommandanten, der solch heimtückischem Geflüster horcht, oder gar es fordert! Er ist kein Mann, kein Soldat, kein Vorgesetzter; er weiß nicht zu befehlen; er hat dem Körper, an dessen Spitze er steht, das frische, lebendige Blut mit fressender Jauche vergiftet, er hat den Gemeingeist seines Regiments durch den gemeinsten geschändet und ist auf dem Wege, aus dem Rittersaale ehrenwerther Männer eine

Spinnstube voll schwatzender alter Weiber zu machen.“ Nicht weniger thut der Kameradschaftlichkeit der Unterschied des Reichthums Eintrag. Ehemals theilte Jeder mit dem Andern, jetzt trennt man sich. „Die sogenannten gebildeten Kameraden finden keinen Geschmack mehr im Umgange mit den Söhnen der Pike; der unverhältnißmäßig steigende Luxus läßt das Fürstenkind und des reichen Wechslers Buben, als Lieutenant schon, einen Wallenstein'schen Hofstaat halten, während dem mittellosen Offiziersohn sein Pfund Fleisch vom Fourierschützen angerichtet wird (freilich ist der Unterschied, daß des Einen Vater gerade da am Bette der Ehre starb, wo der alte „Baron“ seine erste Million erwarb). Kein Humpen ehrlichen deutschen Weines versammelt mehr die ehrlichen Kumpane um sich, Champagnerstöpsel nur knallen für die Auserwählten und wer zu stolz ist ein Schmarotzer zu seyn, der bleibt einsam bei seinem Glas Bier und seinem Schwarzrettig.“

Das alles sind natürliche Folgen des Friedens und wenn Krieg kommt, stellen sich alle die vermißten Tugenden von selbst wieder ein. Die Praxis tritt wieder in ihr Recht, eben so das Verdienst, eben so die Kameradschaftlichkeit und der kriegerische Geist.

Bedenklicher erscheinen dem Verfasser die Reformen, die von liberaler Seite empfohlen worden sind, namentlich die Identificirung des Volks mit dem Heere. Ist eine solche Identificirung bei gebildeten Völkern möglich, so doch gewiß nicht bei solchen, die sich auf einer noch roheren Stufe befinden. Ist sie räthlich in Staaten, die einer einzigen Nationalität angehören, so ist sie doch wieder ganz unpassend, ja unmöglich in Staaten, welche verschiedene Nationalitäten in sich begreifen. Ist sie ungefährlich in Staaten, die keine starken Nachbaren haben, z. B. in Nordamerika, so wird sie doch sehr gefährlich in Staaten, welche vom stärkeren Nachbar mit disciplinirten Armeen umgeben sind. Daher hat Frankreich selbst, das doch in der Identificirung des Heeres mit dem Volk am weitesten gegangen ist, niemals daran gedacht, neben der Nationalgarde die Linie abzuschaffen, vielmehr ist das stehende Heer dort ein vorzugsweise begünstigtes Institut geblieben. Die Neigung der Bürgermiliz, in Erschlaffung zu versinken, und die Nothwendigkeit, wenigstens den Generalstab, die Artillerie und die Kavallerie in Uebung zu erhalten, so wie einen Stamm von Offizieren und Unteroffizieren für Kriegsfälle zu erhalten, macht die Fortdauer der stehenden Heere unumgänglich.

Als alter Soldat erklärt sich der Verfasser aufs bestimmteste auch gegen die Forderung, das Militär solle Verfassungseide leisten. Er sieht darin nur eine Nährung der Insubordination. Der Soldat muß gehorchen. So wie er wählen, protestiren, den Gehorsam verweigern kann, ist er nicht mehr Soldat. Die Verantwortlichkeit muß auf den Befehlshaber fallen, nicht auf den Gehorchenden. Darf der Gehorchende den Befehlshaber kritisiren und sich besinnen, ob er zu gehorchen hat oder nicht, so ist der ganze Zweck des Soldatenstandes verfehlt, und es genügte vollkommen am Volke selbst. Also kann es sich nicht darum handeln, das Militär Eide leisten zu lassen, die ihm Ungehorsam gegen seinen Befehlshaber erlauben; sondern nur, ob es überhaupt noch Militär geben soll, oder ob man es nicht lieber ganz abschaffen will.

Endlich vertheidigt der Verfasser auch noch die körperlichen Züchtigungen wenigstens in so weit, als die Rohheit des betreffenden Kriegsvolks sie unentbehrlich macht. Wo Ehrgefühl vorhanden ist, soll man den Stock nicht brauchen; wo es aber gänzlich fehlt, kommt man (selbst im freien England) nicht ohne den Stock aus. Jedenfalls aber zieht der Verfasser die öffentliche Bestrafung den heimlichen Peinen der Lattenstrafen und des Krummschließens vor, die auch der Gesundheit viel nachtheiliger sind. Man hat beim Militär denselben Fehler begangen, wie in der bürgerlichen Justiz. Um menschlich zu scheinen, um dem Zeitgeist Concessionen zu machen, hat man die körperlichen Züchtigungen abgeschafft. Um aber doch verstockte Verbrecher zähmen zu können, hat man heimliche Strafen, langwierige und grausame Einsperrungen ersonnen, boshafte Martern, die sich verstecken lassen und die doch eigentlich noch schlimmer sind als die vormals öffentlichen Züchtigungen.

Das ganze Buch wimmelt übrigens von Anekdoten aus der Kriegsgeschichte aller Zeiten, was seine Lektüre doppelt angenehm macht. Hier nur zwei zur Probe. Ein Beispiel von militärischer Justiz. „Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oesterreich, Bischof zu Passau, Straßburg, Olmütz und Breslau, Hoch- und Deutschmeister und kaiserl. Generalissimus, stellte im Jahre 1642 ein grauenhaftes Beispiel militärischer Gerechtigkeit auf. Er hatte die Schweden aus Schlesien und durch die Lausitz bis nach Sachsen gedrängt; hier war es, wo in der blutigen Schlacht bei Breitenfeld seine Truppen sich „des abscheulich spöttlichen Lasters des Ausreißens“ theilhaftig machten, namentlich das Madlov'sche Reiterregiment zuerst das Feld verließ und weder durch das heldenmüthige Beispiel des Feldherrn, noch durch seine und anderer ehrlichen Generale und Obersten Bitten und Drohungen zum Stehen gebracht werden konnte. Einige Zeit nach der Schlacht ließ der Erzherzog sämmtliche Fähnlein ausrücken, nahm das Madlov'sche Regiment in die Mitte und befahl ihm abzusitzen und die Waffen niederzulegen. Darauf wurden die drei Stabsoffiziere dem Kriegsrecht übergeben, die Fahnen durch den Scharfrichter verbrannt, die Degen zerbrochen, aus den Regimentskanonen Galgennägel geschmiedet, die Rittmeister und Lieutenants mit dem Schwerte hingerichtet, die Cornets, alle Unteroffiziere und von den Gemeinen jeder zehnte Mann auf freier Landstraße aufgeknüpft, die Uebrigen für offenbare Meineidige, Schelme und Bösewichter erklärt und der Name dieses Regiments aus der löblichen Armee vertilgt und ausgerottet.“ — Dazu ein Beispiel des edelsten Heldenmuthes. „Das Regiment des Prinzen Karl von Lothringen hatte im Feldzuge gegen die Türken schon einige Male zweideutige Beweise von Tapferkeit gegeben und selbst die Leibstandarte verloren; als nun in der Schlacht bei Mohacz die feindlichen Reiter mit ihren Lanzenfähnlein vor den Kaiserlichen herumplänkelten, stürzte sich der Prinz plötzlich mit dem Ausruf: „Ich muß meinem Regimente eine Standarte holen!“ auf einen derselben und obwohl ihm dieser die Lanze in den Leib stieß und mehrere seiner Gefährten zur Hülfe herbeisprengten, hieb ihn der junge Held doch vom Pferde und flog zu seinem Regimente zurück. Hier erst zog er sich das Fähnlein aus dem Leibe, überreichte es seinem Fähndrich und sagte: Bewahre die neue Standarte besser, sie ist mit meinem Blute gezeichnet.“

So sey denn dieses Buch und der gute Geist, der in ihm lebt, herzlich willkommen geheißen in unserer schlechten Zeit.

Heilkunde.

Die Wuthkrankheit der Thiere und des Menschen, mit Benutzung der Akten des k. württemb. Medizinal-Kollegiums. Dargestellt von Dr. W. E. Faber, Oberamtsarzt in Schorndorf. Zwei Theile. Karlsruhe, Macklot, 1846.

Eine sehr umfassende und gründliche Monographie, worin die sogenannte Hundswuth zuerst bei den Thieren, dann beim Menschen nach allen Arten ihres Vorkommens und der Heilmethoden untersucht wird. Wir heben daraus nur einige Momente hervor, auf die es vorzugsweise ankommt.

Erstens wie entsteht die Krankheit bei den Hunden und wie ist ihr vorzubeugen? Man hat über die Entstehung vielerlei Meinungen. Am meisten durch die Erfahrung bewährt ist aber die Ansicht, daß immerwährend aufgeregte und doch *unterdrückte Mordgier und Geschlechtslust* die Hauptveranlassung der Krankheit sind. Am häufigsten kommt nämlich die Wuth bei Schäfer- und Metzgerhunden vor, die immerwährend Thiere vor sich haben und anbellen, die sie am liebsten fressen würden, aber nicht fressen dürfen, und bei Hunden, deren Naturtrieb lange gereizt, aber nicht befriedigt worden ist. Lebt der Hund in einem natürlichen Zustande ohne Herrn und heerdenweise, so bricht niemals die Tollheit bei ihm aus. Aegypten wimmelt von wilden Hunden, aber die Hundswuth ist unter ihnen völlig unbekannt, weil sie naturgemäß leben und nicht durch die Menschen unnatürlich aufgereizt oder eingeschränkt sind. Die Krankheit ist also, wie so viele andere in der Welt, lediglich eine Folge der Kultur und eine künstliche Abweichung von der Natur, nicht ein Fehler der Natur an sich.

Der gelehrte Verfasser verbreitet sich mit seltener Belesenheit über die Physiologie, Natur- und Krankheitsgeschichte des Hundes überhaupt, so daß sein Werk nicht bloß Aerzten, son- auch Hundeliebhabern sehr zu empfehlen ist. Dem ungemeinen Reichthum concreter Fälle, die er aus den verschiedensten zuständigen Werken und Zeitschriften entlehnt, gesellt er auch noch eine ganze Sammlung von Fällen zu, in welchen auch andere Thiere, als Hunde, ähnliche Krankheitserscheinungen darboten. Inzwischen dreht sich das Hauptinteresse immer um die Hunde und die von denselben gebissenen und mit der Wuth angesteckten Menschen. An beiden werden die Krankheitssymptome und Stadien in ihrer Normalität, wie in ihren Abweichungen aufs umfassendste nachgewiesen.

Die zweite wichtige Frage ist: was für eine Krankheit ist die Hundswuth? Der Verfasser erörtert sehr ausführlich die Gründe, welche dafür sprechen, daß sie keine Nervenkrankheit, auch keine Geisteskrankheit, auch keine örtliche Entzündung und keine chronische Krankheit, sondern ein *Fieber* sey. Die wissenschaftlichen Nachweisungen möge der geneigte Leser sich im Buche selber suchen.

Die dritte Frage ist: wie kann man dem Tollwerden der Hunde am besten vorbeugen? Antwort: durch natürlich angemessene Behandlung der Hunde. Man hat deßfalls viele Verordnungen, zum Theil sehr veraltete, noch von allerlei früherem medizinischen Aberglauben abhängige. Allein auch die besten Verordnungen können nicht verhindern, daß die Tollheit dennoch hie und da bei besonders geplagten Hunden ausbricht. Es kann sich eigentlich nur davon handeln, wenn sie ausgebrochen ist, den Hund schnell zu tödten, ehe er Schaden anrichtet.

Die vierte und wichtigste Frage ist endlich, wie heilt man die Wuth am Menschen, wenn er von einem tollen Hunde gebissen ist? Ein souveraines Mittel ist noch nicht entdeckt, so viele deren auch vorgeschlagen wurden. Als die beste Methode empfiehlt Herr Faber: 1) die Wunde, welche der tolle Hund gebissen hat, auf der Stelle zu exstirpiren, am besten mit glühendem Eisen; 2) ist die Wunde schon vernarbt, dieselbe wieder zu öffnen; 3) ist man ungewiß, ob die Wunde wirklich von einem tollen Hunde herrühre, alsdann zu beobachten, ob in der Wunde eine Farbenveränderung, so wie auch in der Empfindung und Stimmung des Patienten Veränderungen eintreten, und wenn dies geschieht, schleunig die Exstirpation vorzunehmen; 4) reichlich und bis zur Ohnmacht zur Ader zu lassen; 5) den Schweiß zu treiben. Was endlich die eigentlichen Arzneimittel betrifft, so sagt der Verfasser S. 585: „Die Behandlung der Wuthkrankheit bestünde somit in der Lokalbehandlung der Bißstelle, in Blutentziehungen aus der Jugularis und in der Beförderung einer allgemeinen Hautausdünstung, entweder direkt durch Diaphoretika, oder indirekt durch die Anwendung des kalten Wassers. Das einzige Mittel, das allenfalls als Spezifikum betrachtet werden könnte, sofern es unmittelbar auf diejenigen Organe wirkt, in welchen das Kontagium wieder reproduzirt erscheint, ist der Merkur, und da seine innerliche und äußerliche Anwendung keine Kontraindikation findet, und durch denselben, namentlich das Kalomel, weder die Hautausdünstung noch die Diurese, noch die Darmsekretionen gehindert werden, so dürfte immer neben den Narcoticis und Diaphoreticis auch dieser seine Anwendung finden. Nach den oben angeführten Fällen scheint es von Wichtigkeit zu seyn, daß, mittelbar oder unmittelbar, ein Eindruck auf das Nervensystem geschieht, wodurch ein an allgemeine oder partielle Lähmung gränzender Zustand hervorgebracht wird. Sey es nun durch starke galvanische Wirkung oder durchs Untertauchen ins Wasser, durch V. S., durch große Dosen Belladonna, Nicotiana, Plumbum aceticum, Veratrin, Blausäure, Maiwürmer etc.“

In Bezug auf die Behandlung der Kranken bestätigt Herr Faber alles, was der neueste württembergische Ministerialerlaß von 1841 deßfalls vorschreibt. „So ist zu beachten, daß alle Anordnungen auf die schonendste Art für den Kranken getroffen werden, und daß durch theilnehmendes und furchtloses Benehmen bei Bewachung und Pflegung desselben, jede Veranlassung, die ihn in Angst und Besorgniß versetzen, und die dieser Krankheit eigenthümlichen Krampf- und Wuthanfälle hervorbringen könnte, entfernt werde. Der Zutritt von unberufenen und neugierigen Zuschauern ist nicht zu gestatten. Ebensowenig aber darf der Kranke auch nur einen Augenblick sich selbst überlassen bleiben, vielmehr ist derselbe mit verständigen, und über ihre Leistungen durch den Arzt wohl unterrichteten Wärtern zu versehen. Diese sind insbesondere anzuweisen, die Furcht, in welcher der Kranke sich befindet, durch freundliches Zusprechen und durch kluges, ruhiges Benehmen zu mildern und zu beseitigen, ihm Ruhe zu empfehlen, und diese so viel als möglich durch thätige Unterstützung zu verschaffen, und selbst bei den, meistens nur kurze Zeit dauernden Wuthanfällen ihm so viel Freiheit des Körpers zu gestatten, als zur Sicherung desselben und anderer Menschen zuläßig ist. Insbesondere ist es verwerflich, solche Unglückliche, wie es noch hie und da der Fall war, mit Stricken in das Bett zu fesseln, oder ihnen die englische Zwangsjacke anzulegen, durch welches Verfahren der an sich schon qualvolle Zustand solcher Unglücklichen durch Steigerung der großen Athemsnoth, in welcher sie sich in ihren Paroxysmen befinden, nur noch vermehrt werden muß. Würde aber ausnahmsweise eine Befestigung des Kranken für nöthig erachtet, so dürfte diese nur mit Schonung und Vorsicht, etwa durch leinene Tücher, geschehen. Die Wärter selbst haben keine Gefahr für sich zu besorgen, sobald sie nur den Speichel oder Geifer des Kranken, mit dem sie etwa in nähere Berührung gekommen seyn sollten, sogleich durch Abwaschen von sich entfernen.“

Aus der Statistik der Wuthkrankheiten geht hervor, daß, wenn es auch noch nicht möglich war, in jedem Fall die Heilung zu sichern, doch die Zahl der Gestorbenen in einem geringen Verhältniß steht zu der Zahl der Geheilten, ja sogar derer, bei denen sich die Natur selber geholfen hat. Inzwischen bleibt es immer noch als ein schönes Problem zu lösen, wie dem Wuthgift unfehlbar entgegengewirkt und der Gebissene in jedem Falle gerettet werden könne? Es ist nicht unmöglich, daß in der Natur noch ein Medikament existirt, dem deßfalls die absolute Heilkraft inwohnt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 45. Donnerstag den 24. Juni 1847.

Zeitgeschichte.

Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe von E. M. Arndt. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann, 1847.

Durch den königl. preußischen Staatsminister, Herrn von Kamptz, ist im 129sten Heft der Jahrbücher für preußische Gesetzgebungs-Rechtswissenschaft 1846 Seite 237 eine Stelle aus den 1819 in Bonn mit Beschlag belegten Papieren Arndts wieder aufgewärmt worden, ohne daß derselben die Erklärung beigefügt worden wäre, die ihre vollkommne politische Unschuld darthut. Herr Arndt nimmt davon Veranlassung, die Stelle in ihrem Zusammenhange zu erklären. Es handelt sich nämlich von einigen Noten, welche der hochselige König Friedrich Wilhelm III. zu einem älteren Entwurf eines Landsturmedikts gemacht, und worin derselbe seine Zweifel ausdrückt, ob der Plan ausführbar sey. Unter andern schreibt der König, ein paar Exekutionen würden der Sache ein Ende machen; wenn ein Pfarrer erschossen würde, hätte die Sache ein Ende, d. h. das Volk, an Widerstand gegen die bewaffnete Macht nicht gewohnt, würde sich bald verlaufen. Das war 1812 geschrieben, also ehe man noch die Erfahrung von 1813 hatte. Diese von Arndt abgeschriebenen Noten des Königs wurden aber, als man ihn im Jahr 1819 zur Untersuchung zog, in dem Grade mißverstanden, daß man annahm, er selbst habe jene Worte und zwar in aufrührerischer Absicht geschrieben, das Volk zu Exekutionen, Tödtung der Pfarrer rc. aufreizen wollen Diesen baren nonsens seiner Inquisitoren deckt Herr Arndt nun auf und hält es für zeitgemäß, bei dieser Gelegenheit überhaupt die damals confiscirten und schwer beanstandeten Papiere abdrucken zu lassen und dem öffentlichen Urtheil anheimzugeben.

Was Arndt für die deutsche und speziell preußische Sache in den Jahren 1813 und 1814 geleistet hat, kennt die Welt. Daß er zugleich immer ein sehr warmer Royalist gewesen, darüber hat ihm der Haß und Hohn der jüngern radikalen Presse vollgültiges Zeugniß ausgestellt. Man begreift also eigentlich nicht, wie dieser so hochverdiente und loyale Mann in so schwere Ungnade fallen und von einer so grausamen und langwierigen Kabinetsjustiz herumgezogen werden konnte. Er selbst konnte es nicht begreifen und gibt hauptsächlich seinen Privatfeinden Schuld. In einem Schreiben an den Fürsten Staatskanzler beschwert er sich, daß ihm solche Feinde zu Richtern gegeben seyen. „Die Unglaublichkeit (der Untersuchung überhaupt) wird dadurch noch vermehrt, daß ich in mehreren Mitgliedern einer Hohen Ministerialkommission zugleich meine Ankläger und Verfolger vermuthen muß, wie ich in ihnen, namentlich in Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Wittgenstein (von welchem sein Vetter, der verstorbene Graf von Solms-Laubach, schon in den Jahren 1817 und 1818 mich versicherte, ich habe einen tüchtigen Feind in ihm) und dem Herrn Geheimen Oberregierungsrath von Kamptz, meine bittersten Feinde kenne und weiß. Was könnte ich nicht erwarten, wenn also auch zuletzt kurz abgebrochen und durchgebrochen werden dürfte? wenn — was in Preußen bisher unerhört war — die Feinde und Ankläger zugleich die Richter seyn dürften?" — Inzwischen legte Arndt diesem Privathaß einiger Personen vielleicht zu viel Wichtigkeit bei. Jene Personen konnten nur seine Lage noch verbittern, aber nicht sie herbeiführen. Die gegen Arndt getroffenen Maßregeln hingen zusammen mit andern, die andere Männer betrafen. Es war einmal System geworden, die patriotische Partei zu unterdrücken, den Jugendmuth von 1813 abzukühlen. Die zweckmäßigsten Mittel wurden dazu gewählt, das läßt sich nicht läugnen. Arndt schrieb im Jahr 1822 an den Minister Altenstein: „Wohlfeil mag es seyn, sich auf dem reichen Lehnstuhl des Glückes und der Behaglichkeit wiegend, der Welt Lügen vorzugaukeln, von Gerechtigkeit, Milde und Ordnung zu rühmen, wo das Ungesetzliche, Grausame und Unordentliche geschieht; Zeiten mag es geben — es hat ja solche gegeben — wo es leicht ist, unter dem Titel von Staatsgefahr und von Sorge und Treue für den Thron und seine geheiligten Rechte das Ungeheure hervorzubringen, eine Gestalt von Thaten zu erlügen, wo selbst die Schatten davon fehlen, und unter dem Heuchelschein, wie ungern man das Harte und Außerordentliche ergreife, die Ehre und Würde der Majestät in ihrem Heiligsten zu verletzen, und das Glück und die Ehre der Einzelnen und alles Recht und Gesetz mit Füßen zu treten — aber die Geschichte hat solches nie gelobt noch verschwiegen, und dem Unschuldigunterdrückten haben selten die Zeugen gefehlt." Arndt hatte sehr Recht, sein tief gekränktes Gefühl legte ihm die bitterste Wahrheit in den Mund, allein er vergaß, wann und wem er das alles sagte? Hat sich je ein Minister um das Urtheil der Nachwelt bekümmert, wenn es galt, eine Maxime durchzuführen, die augenblicklichen Vortheil zu gewähren schien? und war es nicht Altenstein, welcher gleichzeitig den Pantheismus in Berlin inthronisirte, um ihn systematisch in die Köpfe der studirenden Jugend einzufüllen, nachdem dieselben der patriotischen Ideen entleert worden?

Weit entfernt, durch seine Herzensergießungen bei den Ministern etwas auszurichten, mußte Arndt den Kelch der Untersuchungskommission bis auf den letzten Tropfen ausleeren. Ein gewisser Herr Pape wurde sein Hauptinquisitor, der ihm über alle seine in Beschlag genommenen Papiere, Concepte, Briefe, ja sogar über gedruckte Werke selbst von

einem viel frühern Datum als 1813 und sogar, wenn sie gar nicht einmal Deutschland, sondern z. B. Schweden oder Spanien betrafen, hunderte von Fragen vorlegte, deren Unverschämtheit ganz motivlos erscheinen würde, wenn nicht Herr Arndt bemerkte: „Statt dieser in vielfacher Hinsicht schmerzenvollen und verletzenden und, da sie ohne rechtlichen Halt und Gegenstand sind, gleich zwecklosen und erfolglosen Fragen, wäre es nicht besser gewesen, die Vergangenheit still ruhen zu lassen und zuzudecken, was in jener zu traurigen Zeit erlebt, erlitten und gefehlt war? Oder meinte man, ich sollte niederträchtig genug seyn, mein innerstes Leben und Streben aus jenen Jahren gleichsam abzuleugnen, und für ein Verbrechen zu erklären, was in Unglück und Elend, in der Heimath und in der Fremde mein Trost und Stolz gewesen war, daß ich meine Liebe festgehalten und meine Treue nie aufgegeben hatte? Nein das konnte ich nicht! — Aus solchen und ähnlichen Fragen, zumal über etwas so ganz Unschuldiges als eine Niemand mitgetheilte Handschrift, sollte daraus nicht folgen, daß nur ein in Geschichte und Politik Unkundiger sie thun konnte, oder einer, der sich einbildete, daß über alles, was ihm nicht klar war, gefragt und geantwortet werden müßte? — eine Folgerung, die sich mir weiterhin bei den Verhören sowohl über die Bücher als über die Papiere und Briefe nur zu oft aufgedrungen hat — oder soll ich das Schlimmere glauben, daß ich verleitet werden sollte, mich durch die zu gebenden Antworten und Erklärungen zu verstricken, da aus der Handschrift selbst keine Schuld gegen mich gezogen werden konnte. Zu viele Zeichen von Feindseligkeit und Leidenschaftlichkeit, die in diesem außerordentlichen Prozesse erschienen sind und die auch mein Herr Specialuntersuchungsrichter mir offenbart hat, würden eine solche Voraussetzung fast verzeihlich machen."

Ueber die Plackereien, denen er sich jahrelang ausgesetzt sah, schreibt Herr Arndt Theil I. S. 104: „Ich gehöre gewiß nicht zu denen, welche vor einer Noth und Gefahr leicht erbleichen, aber ein Schauder überläuft mich, wenn ich an die fortgesetzten Verletzungen, Anschwärzungen und Verfolgungen von drei Jahren, ein kalter Schauder überläuft mich, wenn ich an den Sommer von 1821 und an seine Verhöre denke. Meine Sache hat damit angefangen, daß ich aus dem Rechte und Gesetze gesetzt bin, daß man mir meine Gesetze und Gerichte genommen und mich Polizeikommissionen und Ministerialkommissionen und andern Außerordentlichkeiten unterworfen hat. Schon die erste Polizeikommission, die gewaltsam in mein Haus eindrang, hat alles Maaß und alle Schonung überschritten und mich gleichsam von vorn herein behandelt, als wenn sie auch Zeichen von Raub und Diebstahl bei mir zu suchen hätte. Ihre Instruktion berechtigte sie nur, meine Papiere zu untersuchen; aber Herr Bretzing hat auch alte Lumpen von Hemden, Beinkleidern und Halsbinden weggenommen, die zufällig in meinem Bücherzimmer unter alten Makulaturpapieren lagen, da ich sie Stiefel, Schuhe und dergl. drein zu wickeln vor nicht lange bei einer Reise nach Köln gebraucht hatte; er wollte auch ein in meinem Pulte gefundenes blutiges Ueberhemd mitnehmen, worin eine Kugel gewickelt lag, die mich vor manchen Jahren in einem Zweikampfe fast auf den Tod getroffen hat; was er nur auf die dringendste Bitte von meiner Seite wieder zurückgab. — Darauf folgte in den sogenannten, in der königl. preußischen Staatszeitung gelieferten aktenmäßigen Nachrichten die öffentlichste Ehrenschändung meines menschlichen und schriftstellerischen Charakters — Dann, 6—8 Monate später, die Suspension von meinem Amte — Wieder ein Vierteljahr später die Ankündigung einer außerordentlichen Specialuntersuchungskommission, die ich aus vielen Gründen zum großen Theile von meinen Feinden und Anklägern angeordnet und geleitet glauben mußte. — Meine Weigerung, mich diesem unbehörigen und formlosen Gerichte, das mir nach solchen Grundsätzen angeordnet scheinen mußte, welche die Engländer unter dem Titel High-Commission-principles, High-Government-principles und die Deutschen und auch Preußens glorreichste Herrscher unter dem Namen Kabinetsjustiz von jeher verdammt haben, zu unterwerfen, meine Berufung auf meine ordentlichen gesetzlichen Gerichte verachtet und abgewiesen, und ich endlich durch Drohung von Kerker und Banden gezwungen mich der Gewalt zu fügen, die jeden ordentlichen Rechtszustand für mich aufhob. — Dann in den begonnenen Verhören wieder Verletzungen mancherlei Art, welche mir zum Theil bis über die Höhe spanischer Inquisitionsfragen scheinen hinausgegangen zu seyn; Demüthigungen und Quälereien über Nichtigkeiten und Kleinigkeiten, über Gefühle und Gedanken, über Theorien und Meinungen, worüber wohl nie ein Professor so spanisch und schulknabenmäßig befragt worden ist. — Alles dieß in einer Lage völliger Hülflosigkeit und Rechtlosigkeit, indem ich kein Forum finden konnte noch finden durfte, bei welchem ich meine nur zu gegründeten Klagen und Beschwerden hätte anbringen und von welchem ich Hülfe und Abstellung hätte gewinnen können. Denn meinen Gerichten war verboten, meine Klagen anzunehmen und die Hohen Kommissionen schoben mich die eine der andern zu; alle meine gehorsamsten und unterthänigen Bitten um Hülfe, alle meine gegründetesten Klagen über Verletzung aller Rechtsformen und Grundsätze in den Verhören, die ich durch alle Instanzen bis zu dem Allerhöchsten Thron gebracht habe, blieben unerwiedert oder unberücksichtigt: meine Lage, meine Behandlung, die Untersuchung blieben unverändert. — Zeichen von Willkür, Leidenschaftlichkeit, Feindseligkeit von allen Seiten."

Allein wie mochte es auch Herrn Arndt einfallen, unter den damaligen Umständen Gerechtigkeit und Anerkennung seiner Loyalität zu verlangen? Daß er und seine Korrespondenten sich in den confiscirten Papieren öfters hart ausgelassen über den allgemeinen Gang der Regierungen und über die Bureaukratie, liegt am Tage. Darauf nun sah man allein, ohne sich darum zu kümmern, daß Arndt ja, wenn überhaupt einer Opposition, doch nur einer de bonne foi angehörte und daß er nur des Königlichen Hauses und des Staates Wohl im Auge hatte, wenn er manche Maßregeln der Beamten tadelte. Es liegt in der menschlichen Natur, wenn man sich beleidigt fühlt, nur die Beleidigung zu rächen, ohne nach dem edeln Motive, nach der Rechtfertigung derselben zu fragen. Allein es kam nicht einmal auf die sich beleidigt fühlenden Bureaukraten an. Das Verfahren gegen die Patrioten von 1813 war ein durchgreifend allgemeines. Sie sollten um jeden Preis abgeschätzt und außer Kredit gesetzt werden. Je unschuldiger nun einer war, um so nothwendiger erschien es, ihn zu verdächtigen. Auch schon, um nicht den Vorwurf der Undankbarkeit von Seiten des Staats gegen so überaus verdiente Männer, wie Arndt und Görres auf sich zu laden, mußten diese Männer sich selbst vergangen haben. Mit einem Wort, wie sie die Staatsraison 1813 als Patrioten gebraucht hatte, brauchte sie sie 1819 als Rebellen, und hätten sie sich auf die Höhe versetzen können, auf welcher sich der ideale Unterthan stellen muß, so hätten sie mit der nämlichen Loyalität sich in die ihnen neuangewiesene Rolle fügen müssen, wie früher in die patriotische. Dem Staate muß man sich unbedingt hingeben, wie einst dem Alten vom Berge die Assassinen; befiehlt er dir: rette das Vaterland, so rette es! befiehlt er dir: scheine Rebell, damit man dich einsperren kann, so scheine!

Der zweite Band enthält die confiscirten und auch einige nicht confiscirte Briefe von den bedeutendsten Männern der Zeit an Arndt und von diesem an sie. Wir finden darunter Gneisenau, Stein, Schleiermacher, Eichhorn, Justus Gruner, von Schön, von Vincke 2c. Unter andern schreibt der Minister Stein im Jahr 1818 über die preußische Verfassungsangelegenheit: „Die wahren Widersacher der guten Sache sind das Beamtenheer. Diese wünschen, gut besoldet mit Bequemlichkeit, durch pensions pragmatiques für das Leben gesichert, ihr geheimnißvolles Schreiberwerk fortzutreiben; sie ahnen es, daß durch eine repräsentative Verfassung für sie eine wahre Verantwortlichkeit, nicht eine Schein-Verantwortlichkeit wie jetzt, gegen ihre 70 Meilen entfernten überladenen Oberen, vorhanden seyn wird, und daß ihre Zahl sich verringern muß. Statt nun die aus diesem Zustand der Dinge entstehenden Hindernisse zu beseitigen, spricht man gegen die Aristokraten, die ohne wahren Einfluß sind, und predigt den reinen Demokratism, begeht Narrheiten wie die (ein unleserlicher Name) Oken und Jahn, und gibt den Widersachern Gelegenheit, das Ganze verdächtig und den Fürsten gehässig zu machen. So gehen wir blind in der Irre und hetzen uns auf die tollste Art gegen einander; der eine will das Volk in einen großen Brei auflösen, alle Gliederungen und Absonderungen zerstören, der andere will die Bauern in Taglöhner, die Bürger in patentisirte Pfuscher, und das Ganze in ein Aggregat von Gesindel, Juden, neuen Reichen, phantastischen Gelehrten verwandeln u. s. w. Der gegenwärtige Moment ist wichtig und verhängnißvoll. Männer, wie E. Wohlgeboren, die im Getümmel des praktischen Lebens und in mannigfaltiger Bewegung und Berührung gelebt, sollten ihre Stimme erheben und ihren Einfluß geltend machen. Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, wir müssen also das Alte nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowohl den demokratischen Phantasten als den gemietheten Vertheidigern der fürstlichen Willkür widersetzen. Beide vereinigen sich, um Zwietracht unter den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft zu erregen, in entgegengesetztesten Absichten, die einen, um alle Versuche eine repräsentative Verfassung zu bilden, zu vereiteln, die andern, um eine unhaltbare ins Leben zu bringen. Dieser Haß unter den Ständen, unter Bürgern und Adel, bestand in den blühendsten Zeiten der deutschen Städte, im 13ten und 14ten Jahrhundert nicht; jeder Stand hatte seine Ehre, zwischen ihnen bestand ein wechselseitiges Band der Dienstleistungen, des Umgangs, durch Verfassung und Sitten geknüpft. Diese Stände müssen neben einander bestehen, nicht durch einander gemengt, ein Geschlechts- und Güteradel, kein Dienst-, Briefadel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbstand, ein ehrsamer freier Bauernstand, kein Tagelöhnergesindel: und so steht der alte durch den Lauf der Zeit geschwächte Stand der Freien wieder da, erscheint in der Gemeinde, am Amts- oder Kreistage, auf dem Landtage, auf dem Reichstage zum Berathen und Beschließen, und greift in gemeinsamer Noth zu Wehr und Waffen.“ Stein hat hier einen tiefen Blick in die Zukunft gethan. In der That ist Alles geschehen, um das Aggregat von Gesindel, Juden, neuen Reichen und phantastischen Gelehrten zu verwirklichen.

General Gneisenau schreibt im Jahr 1814 an Arndt unter Anderm: „Gern würde ich mit nach Wien gehen, wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme gehört würde. Aber ich würde dort so wenig durchdringen, als es in Paris geschehen ist. Ich würde von den fremden und selbst von den eignen Diplomaten nicht gehört werden. Oesterreich ist gleichgültig gegen die deutschen Angelegenheiten und richtet seine Erwerbungsplane nur gegen Italien und sein Mißtrauen gegen Rußland. Rußland trachtet ganz Polen zu vereinigen und als Nebenreich sich anzueignen, dabei aber Oesterreichs Vergrößerung zu hindern und die von Preußen etwa nur zu dulden. England sorgt nur für die Festigung des neuen niederländischen Staats und würde von Deutschland gern noch mehr abreißen, um die neue Schöpfung zu verstärken. Wer sollte sich noch um Deutschlands Wohl bekümmern, auf dessen abermalige Unterjochung die in Frankreich mit wenigen Ausnahmen immer noch herrschende Aristokratie der Verbrechen noch nicht verzichtet hat? Bei uns weiß Knesebeck seinen Ausgeburten durch Systematisiren den Anschein von Tiefsinn zu geben und trägt über mich den Sieg davon. Der Staatskanzler hört mich zwar an und scheint überzeugt von dem, was ich behaupte, aber nie habe ich erlebt, daß er meinen Rathschlägen gefolgt wäre. Was soll ich also dort machen? So habe ich gerathen, lieber halb Belgien Frankreich zu lassen als den Elsaß. Man wollte davon nichts hören, und entschuldigte sich mit England; und wirklich würde dieses gegen eine solche Vertauschung sich durchaus gesetzt haben. Das Einzige ist mir gelungen, daß ich Mainz vor der Hand wenigstens gerettet habe; denn ohne mich war es durch Bayern besetzt, was ich verhindert, indem ich das Glück hatte, zeitig von dem mit Metternich verabredeten Vorhaben unterrichtet zu werden und den Staatskanzler zu warnen, der ungläubig und ärgerlich war. Aber ich fürchte, daß dennoch Mainz Bayern wird zugesprochen werden, obgleich diese Festung der Schlüssel zum nördlichen Deutschland und nicht zum südlichen ist: denn alle von da ausgehende Straßen führen in das nördliche Deutschland und nur eine einzige in das südliche, nämlich die über Frankfurt und die Bergstraße, auf welche indessen der Feind kommen kann, ohne Mainz zu besitzen, indem er nur oberhalb dieser Festung über den Rhein setzen darf, um nach wenigen Stunden auf diese Straße zu kommen. Die Nothwendigkeit, Preußen bald, sogleich eine Konstitution zu geben, habe ich mündlich und schriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dieß. Es gibt kein festeres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsere älteren zu knüpfen, als eine gute Konstitution. Ueberdieß müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat: der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften — ist es allein, der uns zwischen den mächtigeren Nachbarn aufrecht erhalten kann.“

Im Jahr 1815 schreibt derselbe General: „Wir sind in Gefahr, einen neuen Utrechter Frieden zu schließen, und die hauptsächlichste Gefahr kommt abermals aus derselben Gegend wie damals. England ist in unbegreiflich schlechten Gesinnungen und mit seinem Willen soll Frankreich kein Leid geschehen. Nicht Land, höchstens etwas Kontribution soll man von ihm nehmen. Wenn Rußland eine solche Sprache führt, so begreift sich das durch dessen selbstsüchtige Politik, die nicht will, daß Preußen und Oesterreich gefahrlos in ihren westlichen Grenzen dastehen, und an Frankreich immer einen bereiten Bundesgenossen sich zu erhalten gedenkt; wenn aber England auf der Integrität des französischen Gebiets besteht, so kann man in einer solchen Verkehrtheit nichts als das Bestreben erblicken, den Krieg auf dem Kontinent zu nähren und Deutschland von sich abhängig zu machen. — Am schlechtesten benimmt sich Wellington, er, der ohne uns zertrümmert worden wäre, der uns die Zusagen, zu unserer Hülfe am 16. (Juni) in Bereitschaft zu seyn, nicht gehalten hatte, dem wir, uneingedenk des durch seine Schuld erlittenen Unglücks, am 18. ritterlich zu Hülfe gekommen sind; die wir ihn vor Paris geführt haben: denn ohne uns wäre er nicht so schnell gekommen; die wir

ihm durch unser schnelles Verfolgen eine zweite Schlacht erspart haben: denn wir haben den Feind aufgelöst und kein Britte hat seit der Schlacht am 18. ein Gefecht bestanden. So viele Verdienste um ihn vergilt der Mann durch den schnödesten Undank." So schrieb der edelste Waffengefährte Blüchers schon acht Wochen nach der Schlacht bei Waterloo.

Wir begnügen uns mit diesen wenigen Citaten, welche den Werth der ganzen Briefsammlung anschaulich zu machen am besten geeignet sind. Es kommen auch literarische Angelegenheiten vor. Schleiermacher z. B. spricht sich im Jahr 1818 in einem Briefe über Steffens und August Wilhelm von Schlegel folgendermaßen aus: „Noch, lieber Bruder, bin ich nicht dahin gekommen, die Steffen'schen Bücher zu lesen. Denn zu den Karikaturen ist nun noch das Turnziel hinzugekommen, das Du wohl seit Deinem Briefe auch wirst erhalten haben. Das Ganze ist eine unselige Geschichte. Daß die Strafe nicht ausbleibt für das, was in guter Meinung gefehlt wird, und für die Verunreinigungen, welche menschliche Schwachheit in das Gute hineinbringt, das ist ganz in der Ordnung; daß dabei aber nicht, wie gewöhnlich, die Schlechten die Werkzeuge sind, sondern wieder treffliche und wohlgesinnte Männer, wie Steffens einer ist, und zwar auf eine solche Weise, daß auch ihnen wieder die Strafe für das, was sich dabei Unreines hineinmischt, nicht ausbleiben kann, das ist eine betrübte Geschichte, und es wird schwer, dabei frischen Muth und kräftige Haltung zu bewahren. Steffens thut mir leid und wird gewiß härter dafür gestraft werden, als er verdient. Hab ich die Sachen gelesen, so will ich ihm recht ehrlich meine Meinung schreiben. Helfen wird es auch nicht. — Euern Schlegel grüße zwar von mir, wenn er nach mir fragt, aber beneiden thue ich ihn Euch nicht. Die Keime zu dieser Vereitelung waren zwar schon vorhanden in jenen früheren Zeiten, als ich ihn viel kannte, aber sie so völlig ausgewachsen und zum Gipfel gesteigert zu sehen, wäre mir doch ein zu unangenehmer Anblick. Auch glaube ich nicht, daß er hier ein gutes Element wäre. Darum will ich es ihm auch gönnen, wenn er gegen das Ministerium seinen Willen, in Bonn zu bleiben, durchsetzt." x.

Sehr anziehend sind die Briefe vom schlesischen Grafen Gesler, von Trinius, und einigen andern minder berühmten Personen. Sie versetzen ungemein lebendig in die Zeit und geben über vieles Aufschluß, was der jüngeren Generation mehr oder weniger ein Geheimniß geblieben ist, namentlich über die bösen Dämonen, die mitten in der Zeit des kriegerischen Glückes und Ruhmes heimlich in unsern deutschen Hof- und Feldlagern umherschlichen, um, wie der hochherzige Blücher sagte, mit der Feder zu nichte zu machen, was das Schwert errungen.

Unter den Bruchstücken aus Arndts Tagebüchern am Schluß des ersten Theiles befindet sich auch eine bisher noch nicht gedruckte Reiseschilderung desselben aus dem Jahre 1812. Arndt reiste damals nach Schlesien und von da nach Rußland, um sich an die dort wirksamen deutschen Patrioten anzuschließen. Hier ein kleines Abenteuer aus Adersbach im schlesischen Gebirge. „Ich sitze bestäubt an Lenden und Füßen an einem Schöppchen Ungrischen; zwei preußische Offiziere mit wehenden Federn auf dem Hute kommen auf prächtigen Pferden, einen Diener hinter sich, angaloppirt, befehlen Wein und Brod und beginnen mich als Handwerksburschen mit vornehmen Einfällen und Fragen zu foppen. Ich bin sehr dumm und lasse mir die kavalierige Fopperei gefallen: Antworten tief unter dem Handwerksburschen, Spaß und Gelächter." Am andern Tage kam der Reisende nach dem Badort Kudowa. „Und wie ich heraus kam auf den Brunnenplatz, begegnete mir sogleich ein glückliches Zeichen, die herrliche Gräfin Julia; und ihr Sft. Adelbert ließ sich in einem Wägelchen neben ihr karren; und bald kam auch ihr lieber Vater Scharnhorst, und ihr lieber Mann, der ritterliche Graf Dohna, herzu, und der Oberst von Götzen und Major Berresford. Und wir lebten hier recht glückliche und schwungreiche, ja geschwungene und geflügelte Tage; und ich schlief nur in meinem Bauerhäuschen und war immer des Generals Gast. — Zweiter Spaß mit meinen Adersbacher Offizieren. Sie kommen den zweiten Tag hier an, sich dem General zu verneigen, treten ein, als wir zu Tische sitzen: ihr Erstaunen, daß der Handwerksbursch zur Rechten des Feldherrn sitzt."

Novellen.

Gesammelte Schriften von Rudolf Töpffer. Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. Genfer Novellen. Erstes Bändchen. Leipzig, Brockhaus und Avenarius, 1847.

In den geistvollen Zeichnungen Töpffers herrscht der Humor und die Satire, in seinen Schriften dagegen mehr die Gemüthlichkeit vor. Wenigstens ist der Karikaturist in den Novellen kaum wieder zu erkennen. Töpffer ist wie Conscience eine erfreuliche Erscheinung der neuen französischen Literatur. Beide sind eigentlich deutsche Naturen und bringen an den Grenzen Frankreichs in die Korruption des französischen Dichterblutes wieder gesunde Frische, der eine in Genf, der andere in Brüssel.

Der Held der Genfer Novellen ist ein verwaister Knabe, der von einem strengen und pedantischen Hofmeister in einer Art Gefangenschaft gehalten wird und in derselben eine Menge tragikomische Abenteuer erlebt. Die Elasticität seiner Phantasie und seiner jugendlichen Triebe wächst in der Absperrung und bricht durch die Schranken. Man wird unwillkürlich bei der Charakteristik des jungen Menschen und den seltsamen Situationen, in die er geräth, an Jean Pauls gemüthreiche und unerfahrne Jünglinge erinnert. Der Eingesperrte verliebt sich in eine junge Engländerin, die ein Maler gegenüber porträtirt. Eines Tages hat er aus Langeweile einen Maikäfer ins Dintenfaß getaucht und dirigirt den Lauf desselben auf dem Papiere so, daß des Käfers Spuren seinen Namen bilden müssen. Seine Aufmerksamkeit wird aber abgelenkt und unterdeß fällt der Käfer ins Dintenfaß, krappelt wieder hervor und läuft über eine kostbare Elzevirsche Ausgabe, dem Augapfel des Hofmeisters. Um das Porträt seiner geliebten Engländerin zu sehen, steigt er durchs Fenster in das Zimmer des Malers und richtet hier durch einen ungeschickten Fall noch größeres Unheil an, als mit dem Elzevir. An demselben Tage begeht er auch noch die Unvorsichtigkeit, einem Kriminalgefangenen dicht daneben auf dessen dringende Bitte aus Mitleid eine Feile zuzustecken. Alles wird entdeckt und er entgeht dem schrecklichen Ungewitter, das sich über seinem Haupt zusammenzieht, nur durch eine rasche Flucht. Unterwegs findet er durch Zufall die Engländerin und wird von ihr wohlbehalten zu seinem reichen Oheim in Lausanne gebracht. Das ist ein gelehrter, aber sehr gutmüthiger Sonderling, bei dem unser junger Held die besten Tage hat und den er zuletzt beerbt, nachdem er eine gewisse Henriette, nicht ohne abermalige gütige Vermittelung der unterdeß verheiratheten Engländerin erworben hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 46. Dienstag den 29. Juni 1847.

Badeliteratur.

1) Physiologie de Bade-Bade. Par Louis de Carbonnel. Deuxième édition, avec deux gravures. Stoutgard, J. B. Müller, 1847.

Es existiren bereits eine Menge Handbücher für Badegäste in Baden-Baden mit ausführlicher Analyse des Heilwassers, Beschreibung der Brunnen- und Badeanstalten, der Vergnügungsanstalten, der malerischen Umgegend, ihrer Sagen 2c. Das vorliegende kleine Buch unterscheidet sich von jenen gründlich deutschen Beschreibungen durch den leichten echtfranzösischen Ton, in dem es nur die Haupteindrücke schildert, die Badens Gesellschaft auf den Verfasser gemacht hat. Er entwirft von einer großen, jedenfalls dem interessantesten Theil dieser Gesellschaft flüchtige, aber gut gezeichnete Skizzen.

Vor allem bemerken wir, daß die Introduktion uns Deutschen zu nicht geringer Beschämung gereicht. Der Reisende kommt aus Frankreich, wie aus dem Lande der Unschuld, und ist neugierig zum erstenmal in seinem Leben eine Spielhöhle zu sehen, wovon man ihm so viel erzählt hat. Frankreich kennt diese Höhlen und Höllen nicht mehr. Durch ein weises Gesetz sind sie schon vor Jahren in Frankreich aufs strengste verboten worden; aber Deutschland immer gut genug, das aufzufangen, was Frankreich ausspeit, hat sich beeifert, das aus Paris verbannte Laster bei sich zu beherbergen und ihm sogar seine reizendsten Paradiese eingeräumt. Wenn auch Herr von Carbonnel nur scherzt und mehr Lebensunerfahrenheit fingirt, als er besitzen mag, so liegt doch ein tiefer Ernst in seinen Worten. Er darf als Franzose sagen, er habe in Deutschland ein Laster offen thronen sehen, welches Frankreich verabscheut und nicht duldet.

Er geht in den Spielsaal, staunt über die Pracht desselben, fühlt unheimlichen Schauer und wagt es endlich, sich an den Roulettisch zu stellen, nicht um zu spielen, sondern nur, um ein wenig zuzusehen. Aber er begreift von alle dem nichts, was hier geschieht. Er wagt bei einem Nachbar bescheiden anzufragen. Dieser antwortet: si vous jouez — supposition, sur le Noir — vous n'y verrez pas plus clair que dans un four. — Si vous mettez sur le Rouge — vous n'y verrez que du feu; si c'est sur le Manque, votre argent vous manquera: si c'est sur le Passe, votre argent passera dans la caisse du banquier.

Nun folgen in langer Reihe die Charakteristiken der industriellen Ritter und Damen, die in Masse nach Baden strömen, um dort ihre Glücksumstände zu verbessern, vermischt mit den Charakterbildern einiger Aristokraten und Parvenus, die dort ihr Geld verschwenden und die beste Beute der erstgenannten sind. Wir begnügen uns, nur ihre Nomenclatur anzugeben. Zuerst die Spieler von Profession:

Le comptable, der ausgelernte, wenigstens fünfzigjährige, vorsichtige, methodische, zehn Stunden lang am Tisch ausdauernde Spieler.

Le caroteur, der lauernde, anscheinend nur zuschauende und zerstreute, nur nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wenn z. B. lange roth gefallen ist, auf schwarz setzende, im Glücksfall mit seinem Gewinn verschwindende und nie einem großen Risiko sich aussetzende Spieler.

Le tapissier, der wie eine Bombe plötzlich auf den Tisch fällt und auf einmal eine Menge Nummern besetzt, gewöhnlich ein reicher Russe oder Engländer.

Les associés, eine schon viel gemeinere Klasse von eigentlichen Rittern der Industrie, die als gesetzte Herren ankommen, scheinbar um das Bad zu brauchen und sich von angestrengten Berufsgeschäften zu erholen, aber Spieler von Profession sind.

L'indifferent kommt immer mit Damen und stellt sich, als verstünde er das Spiel nicht, oder, wenn er spielt, als sey ihm Gewinn und Verlust vollkommen gleichgültig.

Le joueur magnifique, der Fürst, Prinz, große Herr, der wirklich gleichgültig ist und mit der nobelsten Kälte von der Welt das Geld zum Fenster hinauswirft.

Le casse-cou, der leidenschaftliche Spieler, der gewöhnlich alles verliert und, wenn er könnte, Weib und Kind, seine eigene Freiheit und sein Leben aufs Spiel setzen würde.

Le joueur invisible, gewöhnlich ein reicher junger Erbe, der aber noch aus Scham oder Rücksichten einen Andern für sich spielen läßt.

Die spielenden Frauen glaubt der Verfasser schicklicher übergehen zu müssen, weil ihr Laster nicht einmal eine liebenswürdige Seite darbietet. — Nun kommen die Glücksritter anderer Art an die Reihe:

Le faux noble, der mit einigen tausend Francs (oft von zweifelhafter Herkunft) zu einem Banquier kommt, sich einen vornehmen Namen gibt, sich einen Kreditbrief geben läßt und nun in der Gesellschaft als Graf oder Baron glänzt. Ferner der wohl allzukurz bezeichnete cosmopolite, les ex-militaires, les officieux de haut parage et de bas étage, dann die galanten Damen. Hierauf wieder eine Reihe von Herren, die cancaniers, les faiseurs de nouvelles etc. Wegen dieser gleichsam naturgeschichtlichen Klassifikationen und Bestimmungen hat der Verfasser geglaubt seinem Buch den anfangs etwas überraschenden Titel einer Physiologie geben zu dürfen.

Er schweifte von Baden weiter nach Württemberg und sah in Stuttgart den Einzug des Kronprinzen und der Kronprinzessin im verwichenen Herbst. Ueber die deutschen Eisenbahnen-

macht er eine gute Bemerkung zur Beschämung seiner Landsleute. Während nämlich in Frankreich die Eisenbahnen durchaus nur gebaut und betrieben scheinen, um die Habsucht der Unternehmer und Aktionäre zu befriedigen und diesem Privatinteresse das Leben und die Gesundheit der Reisenden aufs leichtsinnigste aufgeopfert wird, bewundert der Verfasser das in Deutschland allgemein herrschende System der Vorsicht und strengsten Pünktlichkeit, welches beweise, daß die Eisenbahnen des Publikums wegen da seyen und nicht dieses wegen jenen.

2) Aurelias Zauberkreis. Die schönsten Geschichten, Sagen und Legenden der Stadt Baden und ihrer Umgebung. Herausgegeben von August Schnezler. Karlsruhe, Nöldeke. Taschenbuchformat.

Nicht vom Verfasser selbst geschrieben, sondern (nur mit Einschluß einiger eigenen Poesien) aus den vorzüglichsten Dichtern und Sagenwerken zusammengetragen, wie das zu einem solchen Zweck erlaubt und passend ist. Wir empfehlen diese sehr reiche Sammlung nicht nur Badereisenden, sondern auch allen Freunden deutscher Sagenkunde.

Naturwissenschaft.

1) Die Naturlehre, als kurzer Inbegriff der Sternkunde, Physik, Chemie und der Lehre von der Erdbildung. Calw, in der Vereinshandlung. Stuttgart, in Kommission bei J. F. Steinkopf, 1847.

2) Die Naturgeschichte der drei Reiche. Ein Handbüchlein für Schulen und Familien. Daselbst, 1847.

Wahre Volksschriften, in denen sich der Geist und die Sprache des ehrwürdigen G. H. von Schubert nicht verläugnen kann, obgleich sein Name nicht auf dem Titel genannt ist. Bekanntlich verbindet Herr von Schubert mit der tiefsten Naturkenntniß zugleich die Gabe, sich auf die populärste Weise verständlich zu machen, und die noch höhere Gabe, die Naturwissenschaften der Religion zu vermitteln. Volksschriften dieser Art von ihm sind daher in jeder Weise meisterlich und dringend zu empfehlen. Das innerste Gefühl empört sich, wenn man bedenkt, wie viele Handbücher der Naturlehre und Naturgeschichte den Kindern und dem Volk in die Hand gegeben werden, in denen von gemeinen Kompilatoren, die keineswegs in die Wissenschaft eingeweiht sind, auf die seichteste und frivolste Weise unter dem Vorwand, den Aberglauben zu bekämpfen und die Aufklärung zu befördern, gegen das Christenthum direkt oder indirekt polemisirt wird.

Wie lebendig und durchaus populär die Auffassungsweise und Sprache der vorliegenden Bücher ist, möge aus einigen Beispielen erhellen. Die Geschwindigkeit der Erde in ihrem Umlauf um die Sonne macht der Verfasser seinen Lesern in Folgendem klar: „Die Kaiserin Maria Theresia hatte einen Reisewagen, darin sie, wenn sie dieß wollte, sich zu Bette legen, und an einem schnell aufschlagbaren Tische speisen oder sonst sich beschäftigen konnte; und dergleichen, mit allen Bequemlichkeiten des Hauses versehene Reisewägen besitzen viele hohe Herrschaften. Das Fuhrwerk aber, welches ich vorhin meinte, ist doch noch viel vollkommener; da können der Bettler wie der Bürger, der Bauer und Fürst darauf liegen oder stehen, reiten und fahren. Jeder kann mit Haus, mit Hof und Feld, mit Weib, Kindern und Gesinde darauf seinen Platz nehmen, ohne für diese wunderherrliche Fuhrgelegenheit jemand Anderem einen Dank schuldig zu seyn als seinem Gott und Schöpfer, durch dessen Macht dieselbe bestehet. Ich darf es wohl nicht erst sagen, was das für ein Fuhrwerk sey, auf dem wir Alle, wie mögen wachend oder schlafend im Bette liegen, die Reise durch die Welt machen; meine Leser wissen es schon, daß es die große, schöne Erde ist, welche wir bewohnen. Mehr denn 24,000 Mal schneller als ein Mann, der in gutem Schritte gehet, 1600 Mal geschwinder als der Dampfwagen, 1000 Mal denn der Adler, 100 Mal als die Flintenkugel des Jägers, die den Adler in seinem Flug ereilt, durchläuft die Erde den Weg ihrer Jahresbahn; wir sprechen kaum drei Worte zu unserem Freund oder Nachbar und sind indeß, ohne es gewahr zu werden, zehn Meilen weit durch den Weltenraum dahin gerückt werden; denn in jeder Minute legt unser Weltenfuhrwerk eine Strecke von nahe 250 Meilen zurück." — Dieselbe Anschaulichkeit herrscht durchgängig in den Beschreibungen. So in der eines Kometen. „Die Schriftsteller der älteren Zeiten erzählen uns von Kometen, deren Scheibe so groß als die der Sonne und des Mondes gewesen seyn sollte. So wird dieses von dem Kometen berichtet, der im Jahr 146 vor Christi Geburt zum Schrecken der damals lebenden Völker am Himmel erschien, und eben so von dem, der im Jahr 1066 nach Christi Geburt am Himmel stand. Abgesehen von diesen beiden, so wie von vielen anderen früher gesehenen Kometen, darunter mehrere waren, deren Strahlenschweif über einen sehr großen Theil des Himmels hinüberreichte, war unter allen denen, die seit der Anwendung der Fernröhre auf wissenschaftlich genauere Weise beobachtet worden sind, jener der im Jahr 1680 erschien, der bei weitem augenfälligste und größeste. Das Licht seiner Scheibe, so bleich es auch war, erhellte dennoch das Dunkel der Nacht in demselben Maaße als der Mond, wenn er in Sichelform am Himmel stehet; an seine Dunsthülle schloß sich ein Strahlenschweif an, der sich fast über die Hälfte des Himmelsgewölbes ausstreckte. Dieser Komet kam auf dem Laufe seiner Bahn der Sonne so nahe, daß er nur noch 32,000 Meilen von ihrer Oberfläche abstand. In solcher ungeheurer, für den Bestand eines planetarischen Körpers unerträglichen Nähe mußte ihm jene leuchtende Welt als eine Scheibe erscheinen, welche mehr als die Hälfte des Himmelsgewölbes einnahm, ihre erleuchtende und erwärmende Kraft mußte hier auf ihm, unseren Berechnungen nach, einige hunderttausend Male stärker sich äußern als auf Erden, und dennoch bemerkte man, als er auf dem Rückwege von der Sonnennähe abermals an unserem Planeten vorüber kam, an seiner Gestalt und Beschaffenheit gar keine wesentliche Veränderung."

Bei Gelegenheit knüpft der Verfasser gute praktische Bemerkungen an. So ist ungemein treffend, was er über die langsame Verbreitung der Kartoffeln in Vergleich mit der schnellen Verbreitung des Tabaks in der Naturgeschichte S. 172 sagt. „Was half es damals (im 16ten Jahrhundert) den europäischen Ländern, daß dieser Schatz (die Kartoffeln) von unermeßbarem Werthe in ihrer Mitte war, blieb er doch lange Zeit nur eine Kuriosität der botanischen Gärten, mit dessen Beschauen man sich begnügte, ohne an eine Benutzung zu denken. Wie lehrreich ist in dieser Hinsicht die Geschichte des europäischen Kartoffelbaues. Als nach einer jener muthigen Seefahrten, welche die Engländer nach den spanischen Besitzungen in Amerika unternahmen, wie man glaubt, im Jahr 1586, einige dieser siegreichen Seehelden mit Tabakspfeifen und Cigarren in der Hand, munter rauchend bei ihren

Landsleuten in Europa ankamen, da fand die Sitte des Tabakrauchens so raschen Eingang, daß alsbald Hunderte und dann Tausende der Bewunderer und Liebhaber neuer Dinge sie annahmen, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Dampfen des Tabaks über ganz Europa, ja von da in das westliche Asien. Dagegen setzte man sich bei uns in Deutschland dem allgemeinen Anbau der Kartoffeln, die doch seit 1600 in den Gärten gezogen wurden, so hartnäckig, mit allerhand Vorurtheilen entgegen, daß in Württemberg erst im Jahr 1710, in Sachsen 1717 die Kartoffeln auf das Feld der verständigeren Bürger und Landleute kamen, und daß dieses jetzt so allgemein beliebte Gewächs erst kurz vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts in ganz Deutschland ein Gegenstand des Feldbaues im Großen wurde. Nur die Noth, bei dem Eintreten mehrerer Hungerjahre, hatte die Leute dazu zwingen können, eine Gabe Gottes, die ihnen umsonst zum Gebrauch hingelegt worden war, nicht mit Füßen von sich zu stoßen, sondern sie anzunehmen." — Wir könnten noch viel Aehnliches aus den beiden Büchern anführen, die wir für die Jugend und für Volksschriftenvereine dringend empfehlen. Der Subscriptionspreis jedes Werkes ist nur 24 Kreuzer.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Johannes Nordmann. Leipzig, J. J. Weber, 1847.

Daß der Dichter ein schönes Talent bewährt, würde ihn vielleicht weniger auszeichnen (denn es gibt viele schöne Talente), als die Thatsache, daß sich in seinem Gemüth der Kampf des guten und bösen Dämon unserer Zeit so gar naiv und klar abspiegeln.

Das erste Gedicht, mit dem die Sammlung eingeleitet wird, läßt einen vielerfahrnen Greis, gleichsam einen politischen Ossian erwarten:

Der müde Baum trug keine Frucht —
Zertrümmert an der Friedhofmauer
Liegst du vergessen und verflucht
Du arme Weide, Baum der Trauer.

Verfolgtes Unglück sieh dein Bild,
Verjährtes Leid mit Silberhaaren,
Und laß die frechen Stürme wild
Durch deine Zweige brausend fahren.

Zertreten wird das Blatt im Sand,
Es weht, vergeht das Wort im Winde,
Ins Feuer wirft der Jugend Hand
Erfahrung, deine dürre Rinde.

Allein bald werden wir inne, daß der Dichter keineswegs ein so alter gebrochener Greis ist, sondern daß sein Herz noch von allen Stürmen junger Leidenschaft und Unerfahrenheit herum getrieben wird. Er wetteifert in politischen Liedern mit den jüngsten unserer Zeitdichter. Hier nur ein paar Pröbchen:

Der Arme sät, und erntet Fluch
Für seiner Arbeit reiche Saaten,
Nagt kummervoll am Hungertuch
Für bluterkaufte Heldenthaten.

Er schleppt die Steine zum Pallast,
Und steht ein Bettler vor der Pforte —
Ihr gebt dem unwillkommnen Gast
Vom reichen Mahl den Abhub: Worte.

Versprechen, die der Meineid klug
Geprägt; werft ihr ihm hin für echte,
Und sprecht am Zahltag von Betrug,
Will fordern er dafür die Rechte.

* * *

Du sollst nicht mit den hohen Fürsten rechten!
Das ist das elft' Gebot, das sie gegeben:
Besiegelt mit der Völker Blut und Leben,
Das merke dir — und stell dich zu den Knechten.

* * *

Es hämmern Meister und Gesellen,
Es tobt die Kraft, die Adern schwellen,
Gar lustig tönt es in der Esse,
Sie hämmern an der freien Presse.

Solch Werk lohnt doch die Müh dem Meister,
Es preisen solch ein Werk die Geister,
Die endlich ihrer Haft entbunden,
Vom Drucke durch den Druck gefunden.

Es ist ziemlich rührend wahrzunehmen, wie das innerste Gemüth des Dichters doch diesem forcirten Moderadikalismus widerstrebt. Denn Seite 242 lesen wir ein ganz altgläubig frommes Gedicht:

Der echte Glaube.

Das Dorf, wo meine Wiege stand,
Ward einst geplündert von Feindes Hand,
Geplündert der Bewohner Habe,
All ihre Hoffnung ging zu Grabe.

Sie sahn es schmerzvoll, standen vereint
Mit Thränen im Auge — Jeder beweint
Ein theures Gut — kahl waren die Wände —
Sie drückten sich stumm die treuen Hände.

Doch, als man die Glocke rauben wollt',
Da haben sie finster und wild gegrollt,
Um die Glocke, die zum Gebet geklungen,
Haben sie wildverzweifelnd gerungen.

Und Kinder und Greise eilten zum Thurm
Und schlugen zurück des Feindes Sturm;
Die Glocke ward ihm nicht zu Raube —
Das war doch der echte, rechte Glaube.

In mehreren Dichtungen läßt uns der Dichter zweifelhaft, ob er sich des wiedererwachten frommen Gefühls schämt und es zu unterdrücken sucht, oder ob es, trotz aller Unterdrückungsversuche, doch unwiderstehlich erwacht. Er bekennt selber auf die naivste Weise, welchen Gang seine Bildung genommen habe. Indem er seinen Verführer besingt, sagt er:

Du warst ein Mann — ich in der Kindheit Tagen —
Und fertig warst du mit dem Leben schon —
Ich stellte noch ans Leben manche Fragen.

Es klang in mir der Wiegenlieder Ton
Noch nach — du warst allein des Geistes Ritter —
Ich glaubte an den Vater und den Sohn.

Dein Wort traf wie aus nächtigem Gewitter
Der Blitz — in meinen Tempel fuhr sein Strahl —
Das Kreuzbild fiel zur Erd' in tausend Splitter.

Nun tanze mir nicht länger um den Baal! —
Dein Ruf — ich war zu Willen dem Befehle —
Und ließ in Thränen weinen nicht die Qual.

So fuhr der Sturm durch meine junge Seele,
So fuhr er brausend durch den grünen Baum —
Es schwieg in banger Furcht der Vögel Kehle.

Ich war so jung — noch vierzehn Jahre kaum,
Und hatte schon verlernt den frommen Glauben —
Doch blieb zurück aus jener Zeit ein Traum.

Ich ließ am Tag den jungen Baum entlauben
Und zürnte nicht der grausam starken Hand,
Die alle seine Blüthen wollte rauben.

Im Traum wars, da ich auf dem Kirchhof stand,
Die Gräberblumen wiegten sich im Winde —
Mein Herz verzehrte wilder Feuerbrand.

Ihr Eltern träumt wohl nicht von eurem Kinde,
Das traurig stehe an eurem düstren Grab,
Dem man vom Auge riß des Glaubens Binde.

Hab fortgeschleudert einen guten Stab,
Und bin so müd und kann mich kaum erhalten —
So jung — und fällt vom Zweig die Jugend ab.

Der Dichter schildert ferner, wie er erwacht und verzweifelt sey:

So weit ich blicke — nirgend, nirgend Land!
Die Kraft erlahmt — so mag ich denn ertrinken!
Und lässig ließ ich ruhen schon die Hand.

Da seh ichs aus der Ferne winken, blinken —
Das hohe Kreuzbild ragt allein empor — —
Hab Dank, hab Dank! — ich werde nicht versinken.

Aber am Schluß dieser langen Herzensergießung gibt der Dichter dem Zeitgeist wieder nach und tadelt sich, daß er sich ans Kreuz gehalten:

Du gläubigschöner Kindertraum entweiche,
Versinke in die Zeit, die längst verklang —
Ich thäte nicht, wie damals, heut das Gleiche.

Was heut ich wagte? — fragt nicht, fragt nicht lang —
Ein Jeder mag, wie er es wolle halten —
Ein jedes Herz hat seinen eignen Hang.

Der singt: Wer nur den lieben Gott läßt walten —
Ein Andrer kämpft, vertraut dem eignen Muth
Und will sein Leben selber sich gestalten.
Klagt nicht den Menschen an — klagt an sein Blut!

Das charakterisirt das Schwanken der heutigen Jugend außerordentlich gut. Das böse Prinzip scheint zwar in unserm allzuschwachen Dichter den Sieg behaupten zu wollen, aber wie die bessere Natur sich wehrt, ist höchst erfreulich und mit seltener Wahrheit eingestanden.

In einer seiner besten Stunden sang der Dichter:

Laßt frei ein Kind gewähren nach dem Drange
Der jungen Seele, nach des Herzens Zug,
Und hemmt es nicht auf seinem raschen Gange.

Stört nicht des schönen, bunten Falters Flug,
Der schnell von Blüthe will zu Blüthe fliegen,
Und sprecht nicht immer mürrisch: werde klug!

Es ist so schön, im Blumenduft sich wiegen,
Es wehn der Kindheit Frühlingslüfte lind,
Es thut so wohl, im hohen Gras zu liegen. —

Ein unbeschrieben Blatt ist noch das Kind —
Ihr schreibt die Schuld darauf mit blut'gen Lettern,
Gebt euren Irrthum ihm zum Angebind.

Das drückt wohl am wahrsten das eigentliche Verhältniß des Dichters zu der radikalen Philosophie aus, die ihn verführt hat, wie hundert Andere, die bei weitem nicht so richtig fühlen und mit so feinem Sinne gegen den Verstandeszwang, der ihrem Gemüth angethan wird, sich sträubten.

Roman.

Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von Friedrich Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Vierter Band der sogenannten Volksbibliothek, aber die Belehrungen in einen Roman eingekleidet.

Eine Gesellschaft Deutscher mit einem braven Prediger wandert nach Nordamerika aus, um daselbst eine Kolonie zu gründen. Sie fallen amerikanischen, namentlich auch deutsch-amerikanischen Spitzbuben aller Art in die Hände und werden aufs kläglichste in ihrer Gutmüthigkeit betrogen. Statt des theuer erkauften Ackerlandes finden sie wilden unwegsamen Urwald. Im Unglück gibt es Streit, die ganze Kolonie löst sich auf. Dem Prediger soll seine schöne Tochter entführt werden, aber dieses Verbrechen wird glücklicherweise vereitelt und das schöne Mädchen erhält am Schluß einen wackern und wohlhabenden Farmer zum Manne.

Die Darlegung amerikanischer Schurkereien ist sicher nicht übertrieben, weil sie mit allem übereinstimmt, was auch andere Reisende berichten. Wenn inzwischen durch Werke dieser Art etwa Auswanderungen verhindert werden wollten, würden wir eine solche Politik nicht billigen. Deutschland muß seiner überflüssigen Bevölkerung sich entledigen, wenn nicht mehr nach Amerika, dann anderswohin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 47. Sonnabend den 3. Juli 1847.

Philosophie.

Philosophie eines Dilettanten von Fr. L. Bührlen. Stuttgart, J. B. Müller, 1847.

Herr Bührlen stellt sich der Schulweisheit, bei aller Achtung für dieselbe, doch insofern mit Absicht entgegen, als er gefunden hat, sie setze zu viel voraus, sie führe große Gebäude auf, wovon der Laie den Grund nicht sieht. Er will nun von seinem natürlichen Rechte Gebrauch machen, über sich selbst und die Welt um sich her nachzudenken, und legt insbesondere großen Werth darauf überall den Anfängen seines Denkens und Wahrnehmens nachzugehen und sich so an seinem eignen Beispiel klar zu machen, wie man denn eigentlich überhaupt zum Denken und Philosophiren komme. Dabei hegt er die Hoffnung, es werden viele Laien denselben Weg einschlagen wollen wie er, vielleicht auch „denkfrohe Damen," für die er gewiß nicht zu hoch schreibe. Denn auch schon die klare und deutliche Sprache, glaubt er, sey ein Recht des philosophischen Dilettantismus im Gegensatz gegen die dunkle Schulsprache. Er wirft den Schulphilosophen ihre Unverständlichkeit vor. „Das Denken ist schwer und die Neigung dazu selten genug; es braucht nicht noch abschreckend, beschwerlich und peinlich gemacht zu werden." Aber er vergißt, daß es eben die Politik des philosophischen Handwerks ist, seichte Gedanken in dunkle Worte zu hüllen, damit sie tiefsinnig erscheinen, oder alte Gedanken in neue Ausdrücke, damit der Schüler und Nachahmer originell erscheine. Die Philosophen würden alle recht gern klar schreiben, wenn sie etwas wirklich Tiefes und Neues vorzubringen wüßten.

Die Methode des Verfassers führt, wie man leicht denken kann, in die erfahrungsmäßige Seelenlehre der vorkantischen Periode zurück. Indem er der Entwicklung seines Denkens vom Kindesalter an nachgeht, zieht er auch die geistigen Fähigkeiten der Thiere in Betrachtung, überhaupt alle ersten Keime und Anfänge des Denkens. Der Geist des Kindes wird auf allen Stufen seiner Entwicklung scharfsinnig analysirt. Viele feine Bemerkungen gelten auch dem Thierreich. „Wir wollen nur an den Haushahn denken. Er hat eine Zahl ganz verschiedener Rufe. Den allbekannten läßt er als Nacht- und Frühwächter vernehmen, auch jedesmal, wenn er auf eine höhere Stelle hinaufsteigt; mit einem andern ruft er seine Hühner zusammen. Bei vorgeworfenem Futter gluckt er sie wieder in einem andern Ton herbei; anders zürnt er mit ihnen; wieder anders herrscht er einen zudringlichen Rival an. Mit einem lang von oben herab gezogenen Ton warnt er seine Weiber, wenn ein großer Vogel oben in der Luft über ihnen wegfliegt; kürzer faßt er sich, wenn kleinere Vögel vorüberfliegen und einen vierfüßigen Feind deutet er wieder anders an. Man kann sich aus der Sprache der Thiere ein eigenes Studium machen. Ihre Wärter und Liebhaber kennen diese animalischen Wörterbücher und Sprachlehren mehr oder weniger genau. Ueber die Kunsttriebe der Thiere sind von Naturforschern viele Beobachtungen gemacht worden; weniger meines Wissens über ihre Sprache. Wer als Naturfreund auf die lauten Aeußerungen der stimmfähigen Thiere, wenn auch nicht in methodischer Forschung seine Aufmerksamkeit richtet, der findet, daß die Geselligkeit Liebenden in einer fast unausgesetzten Konversation mit einander leben, in einem selten ganz verstummenden Dialog, der, obwohl in nicht artikulirter Sprache geführt, dennoch ein reicheres Lexikon hat, als der Nichtbeobachter glauben möchte."

Außer dem, was der Verfasser von den Anfängen des Denkens beibringt, zeichnet sich sein Buch hauptsächlich durch den Scharfsinn aus, womit es das Ungenügende der schulmäßigen Begriffsbestimmungen nachweist. Die verborgene Pointe ist hier eigentlich immer, daß die Natur doch reicher sey, als der Mensch, der sie nur wahrnimmt und denkt. Artig ist das Beispiel vom Apfel, hinter dessen Geheimniß der Mensch zu kommen sucht, den er bis aufs letzte Atom untersucht und der ihm doch immer nur Oberflächen von Atomen, nicht deren Inhalt zeigt. Eben so ergötzlich ist der Beweis, daß das Pferd doch etwas ganz anderes sey, als es sich irgend in einen philosophischen Begriff fassen lasse. In diesem geistreichen Dilettantismus werden uns noch mehrere Paradepferde der Schule zur behaglichen Unterhaltung vorgeritten, z. B. auch die angebliche Identität des Denkens mit dem Seyn, in Bezug auf welche unser Verfasser deren gänzliche Unmöglichkeit nachzuweisen bemüht ist.

Die Form des Werks ist so zwanglos als möglich, fast zu aphoristisch. Das Intelligible bleibt darin überall die Hauptsache, auf das moralische Gebiet werden die Fragen nicht hinübergeführt. Nur gelegentlich äußert sich der Verfasser über Zustände der Gegenwart, die ihn schmerzlich berühren. So spricht er Seite 5 von dem Schmerz des Daseyns und von der Beschränkung der bessern Naturen in ihrem Streben. „Das Schöne ist uns fern; sein leibhaftes Anschauen ist uns nicht vergönnt. Uns beunruhigt nur sein durch die Zeit tönender Name; uns reizen Miniatur- und Zerrbilder von ihm. Das Belehrende ist von uns abgeschlossen; seine Gegenwart würde hundert Irrthümer mit Einem Schlage berichtigen. Das Erhebende wird uns nicht zu Theil und unser Sinn kann sich nicht aus eigener Kraft zu ihm erweitern. Er gleicht dem zum Weltumsegler und Entdecker gebornen Jünglinge, der, mit den Wogen des großen Oceans sich zu messen berufen, an dem Wellen-Geplätscher eines Landsees verkümmert. Geburt,

Stand, Verhältniß, Gelegenheit, Parteilichkeit des Glücks, Unsinn des Zufalls scheinen sich oft gegen unser Wachsthum, unsere Ausbildung verschworen zu haben. Jetzt schwebt ein ersehntes Gut flüchtig an uns vorüber, in dessen Reichthum und Tiefe wir uns versenken möchten. Dann kehrt es wieder und findet uns stumpf, krank, geistesmatt. Das Leben ist voll der schönsten, interessantesten Erscheinungen, und doch kann der überall bedingte und eingeengte Mensch klagen, daß ihm kaum das Nächste nahe genug sey, und daß ihm manches Nahe ewig fern bleibe."

Am Schluß aber macht der Verfasser eine vortreffliche Bemerkung über die falschen Hoffnungen unserer Tage. Alles spricht von einer bevorstehenden großen Wiedergeburt. Man thut, als ob wenigstens das tausendjährige Reich kommen müßte, und doch stehen wir nur am Abgrund der Korruption und es steht uns nur eine bittere Erfahrung bevor, wie sie die Völker zu machen pflegen, wenn sie den sittlichen Boden verlieren. Das Thema, über welches der Verfasser spricht, ist einfach: Blasirte Völker haben die Kraft zu neuen großen welthistorischen Geburten nicht. „Ein allgemeiner Blick in die Geschichte lehrt uns, daß die Wiedergeburt der Nationen nie aus einem Ueberfluß von leiblichen und geistigen Mitteln, nie aus Schwelgerei in den aufgehäuften Schätzen des Lebens, nie aus Ueberreiz und Sattheit, nie aus freier Wahl unter den verschiedenartigsten Tendenzen der Zeit, nie aus einer Kombination überspannter Kräfte, nie aus raffinirter Berechnung und weltkluger Absichtlichkeit hervorgegangen ist. Eine Restauration des Menschenthums war noch jederzeit das Ergebniß eines ursprünglichen, rein menschlichen Bedürfnisses, begann in einem frischkräftigen Keim mit unendlicher Bildungsfähigkeit, wurde durch verbreitete Nationalkräfte zum einfach-großen Stamm aufgezogen, der sich dann auf natürlich-geschichtlichem Wege zum Baum mit weitem, durchleuchteten Wipfel ausbildete und als eine eigenthümliche vegetative Welt von Zweigen, Blüthen, Früchten schattend, erquickend, nährend darstellte. Welche der jetzigen National-Institutionen, welche Entwicklung des Völkerlebens soll nun auf eine solche Wiedergeburt hindeuten? Welcher Entfaltungsprozeß soll zu einer Zeit-Anastomose hinleiten? Welches der vielen Wassergeschosse unseres Jahrhunderts, welcher Ableger eines wirklich oder vermeintlich überständigen Stammes verspricht ein solcher hochstämmiger, breitwipfliger Baum zu werden? Was wir etwa für den besten Fall hoffen könnten, möchte seyn, daß von den Institutionen derjenigen Vorzeit, welche Justus Möser das goldne Zeitalter germanischer Nation nennt, die in der allgemeinen Verflächung aller Verhältnisse untergegangen, deren Namen wir zum Theil vergessen haben, sich einige, von der Noth, dem Selbsterhaltungstrieb, dem Eigennutz und edlern philanthropischen Motiven hervorgerufen, durch freie Vereinigung wieder zeitgemäß organisch ausbilden und für anderweite zweckmäßige Vereinbarungen zu Abwendung des Zerfalls bürgerlicher und sittlicher Zustände das Beispiel geben werden. Wollen wir aber nicht mit phantastischen Hoffnungen uns Etwas vorspiegeln, so möchte das Kultur-Ergebniß unserer geschichtlichen Aera ein mittleres werden, das man, freilich mit nicht eben erhobenem Gemüth nach seiner Schattenseite so bezeichnen könnte: Allgemeine Verbreitung einer encyklopädischen Erkenntniß; Eklektizismus im ganzen Gebiet der Wissenschaft, der Kunst, des Geschmacks, auch des Lebens; Steigerung der geistig-sinnlichen Genüsse zu frappanten Effekten und drastischen Reizen; Jagen nach materiellen Genüssen, um im Rausche des Augenblicks den mahnenden Ernst des Daseyns zu vergessen; Herabsteigen der genialen Größen zu den Rücksichten der Konvention, der idealen Höhen zu der Niederung des Realen; Taxirung der geistigen und künstlerischen Produktion nach den Marktpreisen der Fabrikation; Herrscherthum der Mode von den niedrigsten bis zu den höchsten Regionen, Liebäugeln mit dieser Herrin um ihre einträgliche Gunst; Verabredung zum Berühmtmachen, Berühmtwerden; verbreiteter Sinn für ein möglichst heiteres, reinliches, bequemes, sinnliches Leben, allgemeiner Anspruch an ein solches; versuchte Ausgleichung aller Standes- und Kasten-Unterschiede, äußerliche Gleichstellung bei innerlich fortlebendem Nepotismus und Koteriengeist; Förderung aller Mittel der Produktion, der Industrie und des Weltverkehrs und hiedurch Herstellung der Möglichkeit eines erleichterten Daseyns, eines verbreiteten Wohlstandes, hinwieder jedoch sich immer mehr steigernder Gegensatz des Reichthums und der Armuth, des Luxus und des Mangels am Nöthigsten; Emporkommen der gut Fundirten, der Begünstigten, der Raffinirten, der Schlauen, der Betriebsamen; Verarmung der Mittellosen, der Niedrigen, der Beschränkten, der Zauderer, der Lässigen. — Endlich und im Allgemeinen: Erkältung jedes Enthusiasmus fürs Höhere, Ueberschwängliche, jedes Vertrauens auf nationelle Anerkennung im Gebiet treuer Forschung und natürlich-reinen Geschmacks, Untergrabung des Glaubens, Schwächung der Liebe, Hinsterben der Hoffnung; Verbreitung des unverholensten Egoismus vom Verkehr der Staaten herab bis zum Kleinkram des täglichen Lebens."

So findet sich denn sehr viel Wahres und trefflich Gesagtes in diesem Buche, dessen sinniger Verfasser als ein alter Meister im erzählenden Fache, insbesondere in feinen und treuen Genrebildern, wohl allen unsern Lesern schon bekannt ist.

Kirchliche Literatur.

Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen. Von einem deutschen Theologen. Frankfurt a. Main, Brönner, 1847.

Der ungenannte Verfasser sagt sehr beherzigenswerthe Dinge und bemüht sich vor Allem, seinen protestantischen Glaubensgenossen ihre Weltstellung klar zu machen.

Die Berechtigung der deutschen Reformation erkennt er in der Nothwendigkeit, daß das sittliche Moment im Christenthum wieder stärker geltend gemacht werden mußte, nachdem man es allzusehr vernachlässigt hatte. Er sagt insofern vom Katholicismus. „Seine, besonders im Süden hervortretende Anbequemung an nationale Sitten, Gewohnheiten, Lieblingsneigungen, seine Condescendenz gegen die selbst in der Form des Trivialen, Burlesken, Gemeinen auftretende Volkslaune, ja seine Nachsicht sogar in Beziehung auf das Frivole und Sittengefährliche, was sich nicht selten dieser Laune beimischt, ist nur Folge seiner mangelhaften Sittenlehre, die im Grunde nur das eine Gebot des Gehorsams gegen die Kirche kennt, mit ihrem ganzen Schwerpunkt dorthin zieht, zur Entschädigung dafür aber die ernstere Pflicht der Heiligung in aparte klösterliche Lebenskreise verlegend, dem gewöhnlichen Menschen das ganze Gebiet des ungereinigten sinnlich natürlichen Lebens mit seinen vermeintlich unschuldigen Concupiscenzen frei läßt, ja in diesen Gebieten mehr die Religion durch die Volkslust, als die Volkslust durch die Religion weihen läßt." Und von Luther: „So beugte Luthers Reformation auf die gleiche teleologische Basis, auf jene warme sittliche Liebe zum Volke zurück, von welcher einst in den Zeiten des Urchristenthums

die evangelische Verkündigung ausgegangen war. Hier wie dort sollten aus todten Instrumenten der Hierarchie freie ethische Subjekte geschaffen werden; hier wie dort beruhte die Liebe zum Volke auf der wahren sittlichen Schätzung auch des Allergeringsten. Und hierin eben liegt das Unterscheidende der Reformation als einer That des deutschen Geistes, hierin die Gewähr ihres Bestandes, wodurch sie alles, was in andern Ländern mehr oder minder Verwandtes geschah, weit überdauerte, an Umfang der Wirkung bei Weitem übertraf."

Bekanntlich ist der Protestantismus aus der Art geschlagen. Die Subjektivität festhaltend, hat er sich ganz in die Intelligenz gesetzt und die Moral vernachlässigt, ja ihr sogar in seinen jüngsten Verirrungen geradezu widersagt. Dieß erkennt der Verfasser an, aber um so mehr dringt er darauf, mit der Entartung des Protestantismus nicht seine ursprüngliche Natur zu verwechseln. Er unterscheidet beides in Folgendem: „Man appellirte an die Freisinnigkeit, Fortschrittsfähigkeit und an den subjektiven Charakter des Protestantismus, ohne zu erwägen, daß die Freisinnigkeit, wie jede Sinnigkeit, etwas wirklich Reelles von Gesinnung voraussetzt, daß der Fortschritt nie ein impotenter Abfall vom Prinzip, der Protestantismus aber allerdings eine Religion der Subjektivität ist, aber einer vollen, tiefen, kräftigen, klaren, in sich zusammengefaßten, mannesmuthigen, nicht einer einseitig verschränkten, verworrenen, abgeschwächten, überreizten, leichtfertigen, einer solchen Subjektivität, welche aus der Gesammtheit und lebendigen Harmonie der Geistes- und Gemüthskräfte heraus die christlichen Glaubensobjekte ergreift und sich zu eigen macht, nicht aber einer schulmeisterlich verständelnden, welche ein bloß gelerntes Christenthum mit rother Tinte korrigirt und die Schnitzer am Rande anstreicht; einer Subjektivität, welche thatendurstig und thatengewohnt auch die Thaten Gottes und erleuchteter Gottesmänner versteht, aber nicht bloß bekrittelt und sich ihrer Pfiffigkeit freut, wenn sie glaubt ihnen hinter die Schliche gekommen zu seyn."

Aus der allgemeinen protestantischen Aufgabe leitet der Verfasser auch die Idee des christlichen Staates her. Während der Katholicismus den Staat der Kirche unterordnet oder entgegensetzt, will der Protestantismus den Staat ganz mit der christlichen Idee durchdringen und die christliche Sittenlehre zum Staatsprinzipe machen. Allein bekanntlich haben in den letzten Jahrhunderten die protestantischen Staaten diese Anforderungen mißkannt. „In die Gesetzgebung drangen viele Elemente ein, durch welche das wohlberechtigte ethische Element des altprotestantisch konfessionellen Staates eine bedauerliche Abschwächung erfuhr, z. B. in Behandlung der Ehe, des Eides, der Einrichtung des Schulwesens und der Kirchenverwaltung. — Erst in unsern Tagen wieder scheint der Bureaukratie ein Licht aufzugehen über die, während ihrer Alleinherrschaft und des Aufgegangenseyns der Kirche im Polizeistaat, angewachsenen Folgen des Mangels an rechter sittlicher Volkspflege. Diese Folgen lassen sich nicht mehr verdecken, noch viel weniger ist ihnen irgend eine bloße „administrative Maßregel" gewachsen. So wenig man es laut gestehen mag, so sehr wünscht man es im Stillen, daß die Kirche mit demjenigen Maaße von innerer Lebensmacht, die man ihr etwa noch zutraut, diese Arbeit an die Hand nehme; so wenig man die lebendiger gewordenen Glieder derselben mag, so sehr die Welt ihre Organisation in freien Vereinen bespöttelt und haßt: so gern läßt man es geschehen, so sehr wünscht man heimlich, daß sie an diesem wenig ansprechenden, fast verzweifelten Werk anfasse."

Anstatt daß der Staat von der sittlichen Idee des Christenthums durchdrungen worden wäre, ist die protestantische Kirche beinahe ganz in die Bureaukratie aufgegangen. „Die Kirche wurde, wie J. Müller sagte, das steinerne Haus mit einer Kanzel, auf der ein Beamter der höhern Polizei steht und predigt, und eine sehr große Anzahl von Geistlichen ließ sich am Ende auch dieß gefallen, zufrieden das Concretum: Pfarrer in das Abstraktum: Pfarramt mit dem vorgesetzten Prädikat: königlich, fürstlich, herzoglich umsetzen und das schwarze Amtskleid als eine Art von, wenn auch nur Subaltern-, Uniform betrachten zu dürfen, um die sie jedoch häufig nicht der unterste Schreiberknecht beneidete." Dazu kam, daß der geistliche Stand mit allen gebildeten Klassen sich immer mehr dem Volk entfremdete. Nur die Pietisten stellten die innige Verbindung mit dem Volke wieder her.

In dem Maaße, wie die Theologen mit allen übrigen Gebildeten sich vom Volk abwendeten, verloren sie auch den Begriff der christlichen Pflicht, und wenn ehemals der größte Geist sich der Gottesfurcht und Demuth nicht geschämt hatte, so wurde es jetzt auch von Seiten der seichtesten Geister Mode, sich dieser Dinge zu schämen. Die tiefsten mit dem Dogma zusammenhängenden sittlichen Wahrheiten des Christenthums wurden mißkannt und verachtet, indem man den strengen Begriff von der Sünde und der ewigen Gerechtigkeit gleichsam kotzebuisirte, und die unerbittlichsten Härten der Bibel in einer sentimentalen Brühe aufweichte. „Die religiösen Ueberzeugungen des philosophischen, für die natürliche Güte des menschlichen Herzens schwärmenden, auf eine gesunde Vernunft so sicher vertrauenden, alles nach Nützlichkeits- und Glückseligkeitsrücksichten bemessenden, von Sympathie für die Seligkeit der Heiden lebhaft bewegten, in dem endlichen Kreis seiner Subjektivität sich gefallenden, in dem Lichte der neuen Aufklärung selbstgefällig sich spiegelnden und damit dem Ziele der Menschheit sich so nahe wähnenden Jahrhunderts — gestalteten sich eben so sehr aus dem Gang, den unser deutsches Leben überhaupt nahm, als durch die besondern Konjunkturen auf dem theologischen Gebiete selbst. Zwar die Symbole und die auf ihnen ruhende formelreiche Dogmatik schaffte man nicht gleich im Beginn und durch einen lauten, förmlichen Akt ab, sondern beschränkte sich darauf, sie stehen zu lassen, wie man auch das Reich nicht abschaffte, sondern stehen, so gut es eben konnte und mochte, d. h. verfallen ließ."

Der furchtbarste Verfall ist nun eingetreten und hat Folgen gehabt, welche die gebildete Klasse so wenig, als die Bureaukratie erwartete. Die Konvenienz nämlich, welche die christliche Sittenzucht bei den Gebildeten einigermaßen ersetzt, findet keine Anwendung auf die untern Schichten der Gesellschaft, und indem diese entchristlicht werden, öffnet sich vor den erstaunten Blicken der bisherigen Aufklärer ein Abgrund der Korruption und Anarchie. Daher man sich instinktartig wieder nach der verlornen Kirche umsieht, ob sie nicht etwa die Zucht im Volk herstellen könnte?

Andere gibt es, die vor der Anarchie nicht erschrecken, sondern sie als einen vielleicht nothwendigen Durchgangspunkt zu neuen Zuständen sich gefallen lassen. Diese sind es dann, die eifrig arbeiten, unter dem Namen des Symbolzwangs vollends das ganze Christenthum, so weit es im Protestantismus noch besteht, über den Haufen zu werfen. Gegen sie vertheidigt der Verfasser die Symbole, als etwas jeder Kirche unentbehrliches, was aber insbesondere die protestantische Kirche bedürfe, sofern sie ihren Zusammenhang mit dem apostolischen Urchristenthum nachweisen müsse.

Der Verfasser ist überzeugt, die deutsche Nation werde sich wieder sammeln und fassen, in ihrer sittlichen Natur liege es, den protestantischen Geist wieder in seiner ganzen Reinheit sich anzueignen. „Wir können von dem Satze nicht lassen, daß der Protestantismus als solcher der Vollziehung des deutschen

Staatslebens in der Form der Nationalität keineswegs Eintrag thut oder gethan hat, derselbe vielmehr für diese, wie jede andere Richtung, in welcher sich Deutschland einer hoffnungsreichen Zukunft zubilden mag, vollgültige Bürgschaften in sich trägt. Ja wir tragen kein Bedenken es auszusprechen, daß wie der Protestantismus als religiös sittliches Prinzip nach langer Vorbereitung aus den edelsten Regungen und Kräften des deutschen Nationalgeistes geboren worden ist, eine spezifische Substantilität deutschen Geisteslebens in größerem Sinne in der neuen Zeit erst geschaffen hat, so auch die Zukunft Deutschlands uns unzertrennlich an die Entwicklung des Protestantismus geknüpft, durch dieselbe bedingt scheint, freilich aber eines Protestantismus, der uns Deutsche an Gewissen und religiös sittlicher Füllung nicht ärmer, sondern immer reicher macht, und der durch keinerlei äußern Zwang an allseitiger, harmonischer Selbstentfaltung gehindert und zu innern Mißbildungen getrieben wird."

Die Frage ist nur, ob man sich in Bezug auf die Masse nicht verrechnet. Diese sucht, wenn sie in einem anarchischen Zustand ausgetobt hat, ihren Herrn wieder, leidet dann aber keinen schwachen mehr. Endlich ist auch der Erwägung werth, daß die protestantische Kirche, sofern sie vorzugsweise auf Sittlichkeit gestellt ist, wenn sie einmal fällt, viel tiefer fallen muß, als jede andere Kirche, die mehr auf Aeußerlichkeiten gestellt ist. Wir zweifeln nun nicht im geringsten, daß das Uebel in seinem ganzen Umfang und in seiner ganzen Tiefe gegenwärtig erkannt ist und daß es treffliche Männer gibt, die gern helfen möchten. Aber wir wissen auch, daß diese letztern nicht die allergeringste Aussicht auf Erfolg haben.

Novellen.

1) Russisches Novellenbuch. Herausgegeben von Robert Lippert. Zwei Bände mit den Porträts des Fürsten Odojeffski und des Nicolai Gogol. Leipzig, J. J. Weber, 1846.

Von verschiedenen russischen Dichtern. Zuerst „Streifzüge von Marlinsky," Kampfbilder aus dem Anfang des 17ten Jahrhunderts, der Zeit, in welcher die Russen das polnische Joch gebrochen, voll Hingebung für das Haus Romanow. Dann „Dubroffsky von Alexander Puschkin." Dubroffsky ist ein russischer Rinaldini und Karl Moor, ein edler Räuberhauptmann, der ein schönes Fräulein liebt und dieselbe einem verhaßten Bräutigam zu entreißen hofft, aber zu spät kommt. Man muß sich übrigens viel hinzu- oder hinwegdenken, um einem solchen russischen Räuberbilde Geschmack abzugewinnen. Das Klima, der Schmutz, die Rohheit, Ungeziefer und Branntwein zerstören hier allzusehr die Illusion, die das romantische Publikum von dem liebenswürdigen Banditen Italiens, Guitarre spielend unter Orangen und Lorbeeren, in der Erinnerung behalten hat. „Das Hohngelächter eines Todten vom Fürsten Wladimir Odojeffsky" soll ein Capriccio in der Callot-Hoffmann'schen Manier seyn, und hat wirklich etwas Frappantes. Eine Weltdame fällt in einer Abendgesellschaft, worin nur Langweile und Konvenienz herrschen, in Ohnmacht und hat in diesem Zustand einen furchtbaren Traum, der ihr das Bild eines gefühlvollen Jünglings, dessen Liebe sie zurückgewiesen, im Sarge und mitten in den Fluthen einer Ueberschwemmung zeigt. Schon glaubt sie des Todes zu seyn, als sie erwacht und alles in gewöhnlichem Gleise findet.

Die ächteste russische Nationalphysiognomie trägt die Erzählung „der Sergeant Iwan Iwanoff Iwanowitsch von Nestor Kukolnik," obgleich sichtbar liberale Ideen von Westen her hinüberspielen. Iwan liebt die schöne Martha, Beide sind aber Leibeigene und ihr junger Herr Wolodomir stellt dem Mädchen nach, während er zugleich als Junker in einem Regiment Iwan als gemeinen Soldaten unter sich hat. Ja Iwan selbst soll auf des Junkers Befehl ihm das Mädchen bringen, was jedoch durch Zufall verhindert wird. Nun fügt es sich, daß Iwan wegen seiner Verdienste Sergeant wird und als solcher das Soldatenrecht gegen den faulen Junker braucht, den er, da er nicht gehorchen will, mit Stockschlägen aus dem Bette jagt. Zufällig kommt der Kaiser selbst, der von dem Fall Notiz nimmt, dem Sergeanten Recht gibt, sogar die Prügelei in seiner Gegenwart wiederholen läßt und dafür sorgt, daß Martha frei und des Sergeanten Weib wird. Die poetische Gerechtigkeit erscheint in dieser Novelle übertrieben, die Strafe des Junkers wird mit gar zu viel Wohlbehagen ausgemalt. Wenigstens hätte die zweite Prügelei vor der Person des Kaisers wegbleiben sollen, als absolut unzart.

Im zweiten Theile „kleinrussische Genrebilder von Gogol," worin die unversönliche Feindschaft zweier sonst gutmüthiger alter Männer, von denen der eine den andern einmal aus Unvorsichtigkeit beleidigt hat, als ein nationaler Charakterzug gut durchgeführt wird. Dann „die Apothekerin vom Grafen Sollagub," die Geschichte eines bürgerlichen Mädchens, die durch die treulosen Bewerbungen eines Edelmanns unglücklich gemacht wurde und obgleich sie mit einem Bürgerlichen gut verheirathet war, aus Kummer starb. „Der Kosak vom Ural von Wladimir Dohl" ein ländliches Genrebild. Endlich „der Stern von Alexander Kudriaffzoff" wieder die Geschichte eines unglücklichen Bürgermädchens, die ein Edelmann durch Untreue bis auf den Tod gekränkt. Als er sie endlich noch heirathen wollte, war es zu spät, sie starb an gebrochnem Herzen.

2) Meines Bruders Leben. Eine Erzählung von Johannes Harring. Aus dem Dänischen von Jul. Reuscher. Berlin, Schultze, 1847.

Der Roman beginnt mit einem sehr gut ausgemalten Genrebilde. Ein Ehepaar wartet mit beiderseitigen Verwandten in der peinlichsten Ungeduld auf den Geistlichen, der den Scheidungsakt vornehmen soll. Der unmündige Sohn aber, der die Bedeutung der Sache noch nicht faßt, ist Berichterstatter über den ganzen Vorgang. Dann reiht sich ein Genrebild ans andere. Die Schilderungen der handelnden Personen sind alle aus dem Leben gegriffen und der Verfasser bleibt streng in den Schranken dieser, das Ideale, Romantische und Abentheuerliche verschmähenden Manier. Nur am Schluß wird der Roman einigermaßen kühn und romantisch, indem sich der sterbende Johannes noch auf dem Todtenbette mit der schönen Mathilde, die er verführt hatte, trauen läßt, um das von ihr geborne Kind und sie selbst wieder zu Ehren zu bringen. Das blühende Mädchen im Brautschmuck und der sterbende Sünder im Bett kontrastiren schön. Der Bruder aber, der die ganze Scene veranstaltet hat, ist bereits zweiter, lebendiger Bräutigam Mathildens in spe, und tritt nach vollendeter Trauerzeit in die Stelle seines Bruders ein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 48. Dienstag den 6. Juli 1847.

Geschichte.

Capefigue 1814 und 1815. Der Wiener Kongreß und das heutige Europa. Nebst aktenmäßiger Darstellung der preußischen Decimation des sächsischen Heeres. Grimma, Verlags-Comptoir, 1847.

Capefigue rekapitulirt alle Vornahmen der europäischen Kongresse vom Wiener Kongreß bis zur Aufhebung des Freistaats Krakau. Da es ihm einzig darum zu thun ist, gegen die letztere in französischem Interesse zu protestiren, muß man sich wundern, warum er sich so tief in die Vergangenheit eingelassen hat, in Vorgänge der Diplomatie, welche nur zu oft darthun, wie Frankreich, so oft es sein Interesse erheischte, sich an Verträge nicht kehrte. Wir brauchen hier nicht ausführlich zu wiederholen, was die politischen Tagesblätter rechtzeitig zur Genüge geltend gemacht haben. Um des Friedens willen gaben die Ostmächte zu, daß Belgien vom Königreich der Niederlande abgetrennt wurde, ein unermeßlicher Vortheil für Frankreich und in gewissem Sinn allerdings von Frankreich ertrotzt, und ausdrücklich gegen die Wiener Verträge. Mit welchem Recht beschwert sich nun Frankreich über die Einverleibung des winzigen Krakauer Gebiets in die österreichische Monarchie, wodurch das französische Interesse nicht den hundertsten Theil so viel verliert, als das der Ostmächte durch die Theilung der Niederlande verloren hat. Man rechne dazu, was sich die französische Politik in Spanien erlaubt hat, und man wird an den Fuchs erinnert, der mit heuchlerischen Thränen sich über Rechtsverletzung beschwert.

Capefigue ignorirt, daß 1814 und 1815 Frankreich das besiegte und für die Frevel, die es an Europa begangen hatte, zu bestrafende Volk gewesen ist. Nur einen verächtlichen Blick auf die nichtfranzösischen Diplomaten werfend, die aus einer solchen Sachlage keinen Vortheil zu ziehen wußten, nimmt er an, Talleyrand, der Botschafter des besiegten und zu bestrafenden Volkes, sey der eigentliche Lenker und dem Wesen nach der Präsident des Wiener Kongresses gewesen. Nicht Deutschland habe auf Frankreich eingewirkt, sondern Frankreich auf das Schicksal Deutschlands. Nicht die Sieger hätten bestimmen dürfen, welche Ordnung im Lande der Besiegten eintreten solle; sondern umgekehrt die Besiegten hätten die bestimmt, welche sie für das Land der Sieger passend gefunden hätten. Leider hat er in vieler Beziehung Recht. Während es nach Capefigue sich von selbst verstand, daß die französische Nationalität unangetastet bleiben mußte, nimmt er an, es habe sich eben so von selbst verstanden, daß die Deutschen keine Nationalität haben durften. Trotz der Aufrufe, trotz der nationalen Kriegslieder, trotz der einmüthigen Volksbegeisterung, welche den Sieg errang, verstand es sich von selbst, daß es gleichwohl kein Deutschland und keine Deutschen geben durfte. Capefigue bezeugt daher Seite 107 seine volle Zustimmung zu den Maßregeln, welche namentlich in Preußen zur Unterdrückung der deutschen Patrioten getroffen wurden. Aber wie würde wohl dieser Herr Capefigue aufbrausen, wenn sich die beiden Nachbarvölker umgekehrt verhielten, und ein deutscher Publicist vermöchte sein Vergnügen darüber auszudrücken, daß im Jahr 1819 in den verschiedenen Herzogthümern von Burgund, Normandie, Bretagne ꝛc. die Franzosenthümelei, für die einige hirnverbrannte Professoren und ein Theil der verführten Jugend schwärmten, mit geringer Mühe und unter den Beifallsbezeugungen aller getreuen Burgunder, Normannen, Bretagner ꝛc. unterdrückt worden sey?

Obgleich Herr Capefigue die Schwächen seiner Nachbarn sehr genau kennt, täuscht er sich doch einigemal über das Charakteristische unserer Nationalität und ihrer Vertreter. So bringt er S. 109 einen angeblichen Brief Blüchers, der nichts als ein französischer Galimathias ist und mit Blüchers Geist auch nicht das mindeste gemein hat.

Der Franzose schreibt nichts, ohne ein Interesse dabei zu haben. Bloß zu protestiren, um zu protestiren, würde ihm unpraktisch scheinen. Deßhalb waren wir schon beim Aufschlagen des Buches darauf gefaßt, hinter den Fuchsthränen der Beschwerdeführung werde ein listiger Fuchsrath hintendreinkommen. So ist es nun auch. Herr Capefigue setzt sich in Positur, wie der Fuchs, wenn er Gänsen predigen will. Seit der Einverleibung Krakaus, behauptet er, hat alles in Europa sich verändert. Seit diesem ungeheuern Ereigniß ist das schwarze Frankreich plötzlich weiß geworden. „So lange Frankreich, sagt er S. 169, unter der Revolution und dem Kaiserreich als der Mittelpunkt der Gewaltthätigkeiten (Propaganda und Eroberung) galt, war der Schutz des Rechtes, in seiner absolutesten Bedeutung genommen, auf die verbündeten Mächte Europas übergegangen. Wir gehen sogar noch weiter; nach der Julirevolution waren die Störungen noch lange Zeit Folgen unserer Ideen und des Geistes unserer Politik; bis zu einem gewissen Punkte blieb also auch da noch die Ueberwachung der Verträge den übrigen Mächten Europas übertragen. Unter den jetzigen Zuständen aber sind die Rollen gewechselt; die Gewaltthätigkeiten, um nicht zu sagen die Revolutionen, gehen nicht mehr von Frankreich, sondern den bisherigen Schutzmächten Europas selbst aus. Von jetzt an fällt also der Schutz der Schwachen, des Rechtes, der Gerechtigkeit und der Verträge vollständig an uns zurück. Die Folgen dieses Verhältnisses sind ungeheuer, weil Europa aus starken und schwachen,

aus großen und kleinen Staaten besteht, und nach der Natur der Dinge und in Folge jenes Systems der Gewalt, das durch die Einverleibung Krakaus zur Herrschaft gelangt, ist von nun an die Beschützung der schwachen Staaten Frankreichs politische Aufgabe. Wer schützt z. B. im Orient die Türkei vor den Eroberungsgelüsten Rußlands nach der Moldau und Wallachei, und den noch geheimern Intriguen Oesterreichs mit Bezug auf Bosnien und Servien? Konstantinopel wird fernerhin nur in Frankreich und England noch Schutz und Hülfe finden. Ja der Umstand, daß Lord Palmerston sich bei der Krakauer Frage so schwach und lau benimmt, daß er sich beinahe zum Mitschuldigen der drei Mächte macht, dürfte leicht Veranlassung werden, daß die Türkei einzig und allein an Frankreich sich wendet. Und wahrlich, wir waren es nicht selbst, die die Veranlassung zu diesem Protektorat gegeben. Wer wird in Zukunft Italien, den Kirchenstaat gegen die Absichten Oesterreichs schützen? Neapel, Piemont und alle die andern kleinen Staaten, haben sie einen andern Beschützer, wie Frankreich? Von allen Seiten her werden die Schweiz, Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, kurz alle die kleinen Staaten und freien Städte Deutschlands sich unter unsere mächtigen Flügel begeben; und fürwahr, es ist eine schöne, eine großartige Stellung, die wir dann einnehmen! Da zeigt es sich denn, welch eine ungeheure Macht in Allem ist, was gerecht ist. Alle die kleinen Staaten hegen Besorgnisse vor dem revolutionären Frankreich, und nun kommen sie zu diesem nämlichen konservativen Frankreich, das in den glorreichen Erinnerungen der großen Vergangenheit, sich zur Beschützerin der Schwachen erklärt, und hier seine natürliche historische Stellung wieder einnimmt."

So weit die Fuchspredigt. Wir hörten vor acht Jahren eine ganz ähnliche von Seiten des russischen Pentarchisten. Protektorate werden uns von allen Seiten angeboten. Aber dieses Angebot ist beleidigend. Wir wollen euch nicht.

Die deutsche Uebersetzung hätte wohl von patriotischen, recht stolzen Noten begleitet seyn sollen. Statt dessen hat man ihr eine Jeremiade über die allerdings nicht zu rechtfertigende Mißhandlung der Sachsen in Lüttich angehängt, gleichsam zur Genugthuung für Herrn Capefigue und zum Beweise, daß er Recht hat, wenn er uns Deutschen jede Fähigkeit zur Einheit abspricht und wenn er hofft, die Kränkungen, die Deutsche von Deutschen erfahren haben, werden den Franzosen immer wieder Thür und Thor, zunächst wenigstens die Herzen bei uns öffnen.

Dichtkunst.

Gedichte von Eduard Mautner. Leipzig, Georg Wigand, 1847.

Vom Dichter seinem Freunde Alfred Meißner zugeeignet und auch ganz in Meißners Geist, d. h. im jungösterreichischen gedichtet. Dieser Alfred Meißner sang vor Kurzem erst, daß sein Geist sich an dem der Madame Dudevant hinaufranke. Uns hat es niemals so vorkommen wollen, als ob jene Madame Dudevant, die tabakrauchende Amazone, deren Romane alle gegen die Ehe gerichtet und auf Vertheidigung absoluter Unzucht berechnet waren, eine Anwartschaft darauf hätte, die keusche Muse der Deutschen zu ersetzen. Wenn sie dennoch den deutschen Michel zum Lakaien bekommen hat, so ist das der unergründlichen Gutmüthigkeit zuzuschreiben, mit welchem die Deutschen jedes ausländische Laster für eine Tugend ansehen, und sogar dem Koth jene Strahlenefflorescenz zu entlocken wissen, die nur die Hostie umgeben sollte. Herr Meißner ist nun wegen seines Hinaufrankens an der Madame Dudevant vielfach gepriesen und bewundert worden, nicht bloß von seinem Freunde Mautner. Des Lobens der jungen Schule wird kein Ende. Es dürfte daher auch von unserer Seite nicht überflüssig seyn, diesen jungen Dichtern wiederholt zu sagen, daß sie Abwege betreten haben, vor denen die echte Muse erröthend umkehren würde. Ihrem Talente muß man alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; schade, daß ihre Tendenz nicht besser ist.

Das erste Gedicht des Herrn Mautner „im Prater" wirft dem Kaiser Joseph vor, dem Volke einen großen Vergnügungsort eröffnet zu haben, weil derselbe ja doch nur diene, das Volk wollüstig und feig zu machen. Dann mustert er die vorüberfahrenden Damen und sagt S. 23 über sie das Roheste, was sich irgend sagen läßt:

Ihr seyd so stolz nur, wenn ihr schön und blühend
Euch buntgeschmückt dem süßen Pöbel zeigt;
Sonst sah ich oft euch sinnenheiß und glühend,
Das Haupt herunter auf die Brust geneigt;
Ein Künstlerauge kann euch unterjochen,
Wenn es magnetisch dunkel auf euch weilt!
Doch ein Triumph ist's nicht, den man in Wochen —
Vielleicht noch eher — mit Lakaien theilt.

Wenn wir in den Zeiten Juvenals lebten, wäre eine solche Sprache vielleicht erlaubt, doch nur einem Juvenal, oder einem Cato oder Tacitus, den strengsten Sittenrichtern. Wie kommt aber unser Dichter zu so einer tiefen Verachtung von Lastern, die er der Aristokratie vorwirft, wenn er andererseits sich selbst in der Rolle eines blasirten Löwen wohlgefällt, und neben Revolution, Freiheit, Gleichheit ꝛc. seine Phantasie mit wollüstigen Wirbeltänzen, Orgien, gürtellosen Schönen und verlornen Kindern bevölkert?

Ha, wenn die starken Arme schmiegend
Umfassen einen vollen Leib,
Da schwingt die rothe Fahne siegend
Die Wollust, stolz als Königsweib!

Und Brust an Brust, und Wang an Wange,
Schnell wie des Sternes Niederflug,
So braust's dahin im heißen Drange,
Bis daß die Geige singt: genug!

Die Locken wirr, den Busen wallend,
Im Auge einen Aetnabrand,
Die Arme weit herniederfallend,
So geht sie an des Tänzers Hand. —

Und wie die Nachtigallen girren
Von Liebeslust und Liebesschmerz,
Sinkt sie in flammenheißen Wirren
An ihres Tänzers wildes Herz.

* * *

Ein wüster Zecher, hab' ich mich berauschet
Im zaub'risch glutenvollen Lebenswein,
Den Melodien der Welt hab' ich gelauschet
Und mitgetanzt in ihren tollen Reih'n.

Hab' Nächte an dem grünen Tisch verschwärmet,
Die Morgensonn' beim Glas herangewacht,
An sünd'ger Liebe Gluten mich gewärmet ꝛc.

* * *

Dann eine Orgie voll wildem Tosen,
In den Pokalen Weinesflammenblut,
Mit schönen Weibern, üppig gürtellosen,
Im dunklen Blick der Wollust heiße Glut.

Mit einem so guten Geschmack, wie dieser, hat man nun doch kein Recht, den guten Geschmack irgendwelcher Damen im Prater zu tadeln.

Wir wollen diese Geschmacksfachen auf sich beruhen lassen. Wichtiger ist vielleicht die politische Tendenz, die der Dichter durch seine Anfechtung der Damen im Prater nur nebenbei unterstützen zu müssen glaubt. Wir haben uns bemüht, zu erfahren, für welches Volk denn eigentlich dieser junge Völkerfrühlingsdichter schwärmt; aber es ist uns nicht gelungen, darüber vollkommen klar zu werden. Da kündigt er uns Seite 51 an, er sey eigentlich kein Deutscher, sondern ein Ungar, und Seite 62 schwärmt er für sein ungarisches Vaterland wie nur irgend ein Magyar bei einer blutigen Komitatswahl. Schlagen wir aber ein paar Seiten um, so kündigt er uns an, er sey durch Sprache und Gesinnung ein vollkommen Deutscher, und schwärmt für die deutsche Freiheit und will Seite 52 seine Arme mit den viel tausend andern wackern Dichterarmen vereinigen, um an der deutschen Freiheit Dome mit zu bauen. Schlagen wir abermals einige Blätter um, so schwärmt er für Polen und will glauben machen, die polnische Sache sey, wie die ungarische, ganz die nämliche wie die deutsche, und eifert Seite 185 bitterlich über die Verleumder, welche vorgeben, der Pole hasse den Deutschen. Solche Behauptungen sind wunderlich, wenn man die Thatsachen von Gallizien und Krakau kennt und weiß, wie überhaupt die Polen und auch viele Ungarn in der Regel von Deutschland denken. Wenn der Dichter sich nicht besser auf Völkerkunde versteht, sollte er mit seiner politischen Poesie lieber zu Hause bleiben. Jedenfalls aber hätte er sich entscheiden sollen, ob er ein Deutscher seyn will oder nicht, und wollte er es, so hätte er den ungarischen und polnischen Patriotismus dahinten lassen sollen.

Da das Gebiet des poetischen Radikalismus schon von ganzen Heerden jungdeutscher Dichter abgeweidet ist, müssen die Nachzügler sich mit manchem ärmlichen Hälmchen begnügen. Dahin gehört Seite 71 die Koketterie mit einem schrecklichen Zorn gegen die Deutschen, sofern sie ihren ersten Frühlingsdichter Schiller in eine Fürstengruft begraben hätten. Man sollte das, meint Herr Mautner, nicht dulden, das warme Herz des Dichters vom kalten Fürstenherzen wegreißen ꝛc. Hat wohl der gute Großherzog von Weimar für seine innige Anhänglichkeit an die beiden berühmten Dichter, die neben ihm im Grabe ruhen, einen so plumpen Undank, vom Munde eines deutschen Dichters ausgesprochen, verdient? Wenn Schubart seinen poetischen Blitz auf eine Tyrannengruft schleuderte, hatte es Sinn; aber jene stille Gruft in Weimar würde auch Schubart geehrt haben.

Wie sich unser Dichter zu seiner Kirche verhält, möge folgendes kleine Gedicht darthun:

Auf den Knieen wallen sie hinauf die Kirchenstufen,
Wunderbar Marienbild, dich gläubig anzurufen.

Und als Opfer bringen sie buntgemalte Kerzen,
Und von purem Silber auch Arme, Füße, Herzen.

Jeder Kranke, der allhier durch Gebet genesen,
Opfert silbern jenen Theil, welcher krank gewesen.

Bin zwar auf den Knieen nicht fromm heraufgeschritten,
Doch du hold Marienbild! höre meine Bitten:

Mach', o du Marienbild! daß in bösen Tagen
Alle Arme sey'n bereit, muthig d'reinzuschlagen.

Mach', o du Marienbild! daß in unseren Zeiten
Alle Füße sey'n bereit, rüstig fortzuschreiten.

Mach', o du Marienbild! daß auch alle Herzen
Fühlen innig, tief und wahr Vaterlandes Schmerzen.

Warum hat der Dichter seiner Madonna nicht lieber gleich die rothe Mütze aufgesetzt?

Einiges hat Herr Mautner aus Beranger übertragen, in mehreren Gedichten preist er Lord Byron und gerirt sich als dessen Geistesverwandter. Wir finden das alles an einem süddeutschen Dichter unnatürlich und krankhaft; wir halten es für eine bösartige Infektion des gesunden oberländischen Blutes durch ausländische Sünde. Byron hatte Unrecht, für Griechenland, Polen ꝛc. zu schwärmen und sein eignes England zu verachten. Er hatte Unrecht, die Völker wie ein Prophet meistern und strafen zu wollen, und doch zugleich wie ein Don Juan zu leben. Was aber dem englischen Lord einmal als originelle Laune zu verzeihen ist, wird unerträglich, wenn es sich in seinen deutschen Nachahmern tausendmal wiederholt.

Die poetische Gabe, die Mautner besitzt, erscheint hier an Nichtiges und Verwerfliches vergeudet, der edle Pegasus wird vom besoffenen Sansculottismus einem Abgrunde zugejagt. Ganz eben so wie bei Meißner und so vielen Andern. Aber da hilft keine Warnung, kein Bedauern mehr. Der Beifall, den die radikalen Poeten in der Gegenwart ernten, verblendet sie. — Das sogenannte junge Oesterreich, dessen poetische Werke aber nicht in Oesterreich selbst erscheinen, sondern eine Art Emigration der Presse bilden, hat bedeutende Talente aufzuweisen; allein sie treiben offenbar Mißbrauch mit dem Vorrecht der Jugend, da zu stürmen und zu drängen, wo das Alter ruhig bleibt. Insbesondere fehlt ihnen die jugendliche Unschuld, die allein sie berechtigen würde, in den Kampf der Zeit mit so viel Zuversicht einzutreten, als sie thun. Ihre Waffen sind nichts weniger als rein. Und wäre es auch nur aus Kokketterie, sie prahlen mit dem Schmutz des Sansculottismus. Wenn der deutsche Jüngling als Freiheitssänger auftreten will, so muß er wie ein Engel vom Himmel kommen; dieses schöne Vorurtheil hat er für sich, das erwarten auch andere Völker von ihm. So wie er aber verräth, daß er nur in der engen Sackgasse zwischen dem Jakobinerklubb und dem Bordell, oder zwischen dem Geiste Berangers und der Madame Dudevant zu Hause ist, so erscheint er auch nothwendig nur als ein Nachäffer ausländischer Laster und ist somit aller Nimbus deutscher Unschuld von ihm abgestreift. Wenn man nicht, wie es lächerlicherweise hie und da geschehen ist, auch bereits einen jeden Dichter noch mit zum jungen Oesterreich zählt, sondern die jüngste, rein radikale Emigration allein unter diesem Namen begreift, so wird man unsern Vorwurf nur vollkommen begründet und gerecht finden. Der Radikalismus hat gute Ursache, sich über so zahlreiche Rekruten zu freuen, aber im Namen der Poesie möchten wir sie doch nicht willkommen heißen. Auch möchten wir sie nicht, wie man jetzt pflegt, mit den Lerchen vergleichen, denn die Lerche war von jeher ein Sinnbild andächtigen, gottgetreuen, aus der Demuth sich nur zum Lobe des Höchsten erhebenden Dichtkunst; eher möchten sie mit Sturmvögeln, zum Theil aber auch mit Raben zu vergleichen seyn, die in der sittlichen Verwesung der

Zeit ihre Lieblingsnahrung suchen. Es ist etwas Dämonisches, Wüstes und Abscheuliches in diesen Dichtermeergengefühlen. Sie erinnern ungleich mehr an den schwülen Zimmergeruch, der von nächtlichen Orgien zurückbleibt, als an die reine Frühlingsluft des Feldes, in welcher die fromme Lerche aufsteigt. Sie entbehren alle des Heiligen und Reinen, das da berufen ist, der Korruption unserer Zeit entgegenzutreten.

Sagen.

Volksmährchen aus der Bretagne. Für die Jugend bearbeitet von H. Bode. Mit Bildern von Richter, T. Johannot u. A. Leipzig, Otto Wigand, 1847.

Frei bearbeitet nach dem foyer Breton, traditions populaires par Emile Souvestre. Paris, Coguebert. Das französische Original enthält mehr Mährchen und in anderer Ordnung, doch sind in der deutschen Uebersetzung die passendsten zweckmäßig ausgewählt, und die Illustrationen von Richter, die der Uebersetzung ausschließlich beigegeben sind, haben sogar einen Vorzug vor vielen nicht in der Uebersetzung aufgenommenen Illustrationen des Originals.

Die Hauptrolle in diesen Mährchen spielen die Elfen. Gleich im ersten „Hans Rothkehlchen (Jean Rouge-Gorge) ist es ein solcher Elfe, der in Gestalt eines Rothkehlchens einem armen, aber frommen Mädchen statt der verlornen mageren Kuh eine Wunschkuh verschafft, die alle Gefäße mit ihrer Milch anfüllt. Aehnliche Wünschkühe kennt besonders die indische Sage. Das Rothkehlchen aber ist überall auch im deutschen Volksglauben von guter Bedeutung.

Ziemlich phantastisch ist das zweite Mährchen. Die verlassene Braut eines gewissen Allan wird, da derselbe auf einer Reise ermordet worden, vom Gespenst desselben abgeholt und in eine Gruft mit dem Gerippe eingeschlossen. Bis hieher ist es ungefähr dieselbe Sage wie die deutsche von der Lenore. Nun fährt aber die bretonische Sage fort, das Mädchen habe einen Raben und eine Maus um Rettung angefleht, und diese hätten ihr Hülfe zugesagt, unter der Bedingung, daß sie ihnen entweder ihre Seele gäbe, oder dem Raben vier Füße und der Maus Flügel verschaffe. Das Mädchen aber habe den Raben dann verlockt, die schlafende Maus zu fressen, die Maus habe sich dann aus dem Magen des Raben wieder herausgebissen und ihre vier Füße herausgestreckt, und so habe der Rabe Füße und die Maus Flügel gehabt. Das neue Thier aber sey die Fledermaus geworden und geblieben.

Das dritte Mährchen hat die größte Aehnlichkeit mit unserm Blaubart. Im vierten wird ein barmherziger Mensch durch die kleinen Thiere gerettet, denen er einst Mitleid bewiesen, ebenfalls ein in Mährchen oft wiederkehrendes Motiv. Im fünften tritt wieder ein wohlthätiges Rothkehlchen auf. Im sechsten erweist sich der Geist eines Bettlers, den ein gutherziger Mann auf seine Kosten ehrlich hat begraben lassen, gegen diesen dankbar und rettet ihn aus großer Gefahr.

Das siebente Mährchen „die wandernden Steine" hat einen rein lokalen Charakter. Hier werden nämlich die heiligen Steine, deren Zusammenstellung im freien Felde bekanntlich die, vorzüglich zahlreich in der Bretagne vorkommenden keltischen Tempel bildeten, bei der Nacht lebendig und wandeln fort, ihrem Vergnügen nach. Unterdeß kommt ein Zauberer mit einem jungen Mann, um die unter jenen Steinen verborgenen Schätze zu heben und den jungen Mann als Opfer an seiner Statt zurückzulassen. Aber der Zauberer läßt in der Hast, das Gold fortzuschleppen, das Kleeblatt fallen, das den Zugang eröffnet, der junge Mann ergreift es und entflieht, der Zauberer aber bleibt eingeschlossen.

Das achte Mährchen ist eine Nixensage, ähnlich der unseres Donauweibchens. Auch hier nämlich wird ein Jüngling, der daheim eine Braut hat, derselben durch eine schöne Nixe entführt. Nun fährt die bretonische Sage aber weiter fort: die Braut fand einst zufällig in einem Nest einen Zwerg sitzen und über steinernen Eiern brüten. Das war der unglückliche Gemahl der Nixe, den sie verflucht hatte, nicht eher aufzustehen, bis er die Eier würde ausgebrütet haben. Von diesem empfing nun die Braut guten Rath und ihrem Komplott gelang es, den Jüngling aus der Gewalt der Nixe zu befreien.

In der neunten Sage muß ein Musikant dem ihm begegnenden Elfenschwarm zum Tanz aufspielen, was auch in deutschen Sagen vorkommt. In der zehnten begegnet der junge Zauberer gespenstischen Waschfrauen, frägt sie, was sie waschen? und erfährt: sein eigenes Todtenhemde. In der eilften wird ein guter Bauer durch freundliche Elfen seiner Häßlichkeit und seines Buckels los, und ein hoffärtiger Schneider wird zur Strafe mit derselben Häßlichkeit und demselben Buckel beladen. Auch das wiederholt sich in deutschen Sagen.

Eines der originellsten Mährchen ist das vom Teufel und Christus, das zwölfte. Christus begegnet dem Teufel und kauft ihm einen ganzen Sack voll Seelen ab, die er eben zur Hölle führen will, wofür er ihm gestattet, einmal einen Tag lang, frei von aller Höllenpein und ganz wie ein Mensch zu leben. Dabei soll er sogar alle seine Macht behalten dürfen, jedoch unter der Bedingung, nur Gutes zu thun. Der Teufel wird nun Kantor (recteur) und — thut Gutes nach seiner Art. Er schenkt nämlich zuerst einem frommen Ehepaar einen Zauberteller, der ihnen alle köstlichen Speisen darbietet, die sie nur wünschen; aber leider ist es gerade ein strenger Fasttag und der barmherzige Teufel labt sich an der Qual der armen Leute, die fastend lange vor dem Teller sitzen, bis die Lust in ihnen siegt und sie das Fastengebot brechen. Dann schenkt der Teufel einem armen Mädchen einen Zauberring, durch den sie die Liebe jeder Person erringt, die sie wünscht, und das schwache Herz wünscht einen Edelmann, der sie verführt. Endlich schenkt er noch drei Brüdern einen Talisman, unter der Bedingung, er soll nur Einem gehören, und nun fallen, die sonst friedlich zusammen gelebt, über einander her.

Den Schluß bildet das Mährchen von einer um ihrer Ueppigkeit willen versunkenen Stadt und vom blöden Peter, der mittelst des schwarzen Füllens zur Glasburg gelangte und am Ende eine Königstochter heirathete, so blöd er auch anfangs war. Eine Geschichte, die an die wallachischen Mährchen, sogar dem Namen nach erinnert, denn ein dummer, aber glücklicher Peter ist eine Hauptperson in den wallachischen Mährchen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 49. Sonnabend den 10. Juli 1847.

Weltgeschichten.

1) F. C. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Erster bis sechster Band. Frankfurt a. M., Varrentrapp, 1844—1847.

Unter den neuesten Bearbeitungen der Weltgeschichte nimmt die von Schlosser-Kriegk wie billig die erste Stelle ein, nicht nur weil unter ihren Verfassern Schlosser ohne Zweifel der berühmteste ist, sondern auch weil das Werk gediegener und vom Ueberarbeiter aus dem größeren weltgeschichtlichen Werke Schlossers zum mehr populären Gebrauch sehr zweckmäßig zusammengezogen ist. Herr Schlosser verwahrt sich in der Vorrede zum fünften Bande feierlich gegen den Verdacht, als sey das neue Werk eine auf Gewinn berechnete literarische Spekulation. Er glaubt, „daß gerade durch die große Verbreitung des Buchs ihm eine größere und heiligere Verpflichtung auferlegt ist. Er will daher alles, was ihm die Jahre an Kraft übrig lassen, die ganze Muße, die ihm sein sehr eingezogenes Leben verschafft, dazu anwenden, um seinen Landsleuten zu beweisen, daß er wenigstens im Kabinet die Pflichten eines sein Vaterland über Alles liebenden Bürgers erfüllen will, wenn er sie auch im Lichte des Lebens und im praktischen Geschäft nicht leisten kann." Niemand wird auch dem greisen Schlosser die Anerkennung versagen, daß er mit einem für seine Jahre ungemein rüstigen Geist fortgearbeitet hat und immer fortarbeitet, und daß in seinen Werken nicht die Kälte eines der Welt überdrüssig gewordenen Verstandesmenschen, sondern das Feuer einer immer noch mit jugendlicher Hoffnung den Bewegungen der Welt folgenden Gemüthes vorherrscht. Herr Kriegk hat die Arbeit praktischer Abkürzungen und Abrundungen für den populären Gebrauch übernommen, ohne dem Geist des Werkes Eintrag zu thun, und Herr Schlosser rühmt unbefangen, daß der jüngere Mann ihn auch hin und wieder in Einzelheiten verbessert habe.

Was dieses Geschichtswerk besonders charakterisirt, ist erstens sein Ursprung aus einem unermeßlichen Detailstudium, zweitens die Rücksicht auf die geistige Bewegung in der Weltgeschichte und auf die Literatur neben der politischen Geschichte. Herr Schlosser hatte in seinem größeren weltgeschichtlichen Werke nicht wenig Mühe, das Material zu bewältigen. Indem er sich vornahm, die ganze Weltgeschichte zu schreiben, konnte er sich doch nicht an allgemeine Umrisse halten oder wollte diese Umrisse erst aus specialgeschichtlichen Studien genauer ermitteln. Das Interesse des Einzelnen riß ihn aber überall mit sich fort und so erhielt sein Werk eine unverhältnißmäßig lange Ausdehnung. Aber der Geist, der ihn trieb, war der rechte Geist. Nur wer sich ins Einzelne der Völker und Zeiten versenkt, kann sie recht begreifen. Schlosser ist eine lebendige Protestation gegen jede geistreiche, synthetische Oberflächlichkeit, wodurch Schüler so leicht verführt und von dem abgehalten werden, was man „die harten Bretter bohren" nennt.

Unendlich gediegener als Rottecks Weltgeschichte, ist die von Schlosser doch einigermaßen in der liberalen Richtung jener verwandt. Auch Schlosser nämlich ist ein Mann des Fortschritts und wie er in der ganzen Weltgeschichte bisher den Fortschritt wahrnahm, so vertraut er auch fest auf die immer weiter gehende Entwicklung der Menschheit zum Bessern. Sein Optimismus ist indeß nicht schwärmerisch, im Gegentheil trägt er dem Schlechten der Menschennatur und aller Zeiten zur Genüge Rechnung und hält es nicht für eines Historikers unwürdig, gelegentlich auch einen echten Grimm darüber auszudrücken. Seine Grundanschauung der Weltgeschichte gibt er in folgenden Worten der gedachten Vorrede Preis, leider nicht ganz vollständig: „Der Gottheit Wesen erscheint nach der Idee des Verfassers dem Geiste des Sterblichen auf dieselbe Weise in der moralischen Welt im Kreislauf der Civilisation, wie sie sich ihm in der physischen in den Ellipsen der Planetenbahnen und in deren Wirkungen offenbart. Diesen Gedanken hat er nirgends geltend zu machen gesucht, weil er fürchtete, er möchte eine Grille seyn; er hat sich aber bei seinen mühseligen Studien des Orients eben so sehr daran erfreut, als wenn er erwiesene Wahrheit wäre. Der Verfasser ging von der Idee aus, welche Dante aufs Kaiserthum anwendet, wenn er von ihm oder, was einerlei ist, vom Reichsadler sagt, daß er zuerst seinen Sitz im Orient hatte, dann mit Aeneas nach Alba Longa und von dort nach Rom flog, unter Constantin in den Orient zurückkehrte und unter Karl dem Großen den Occident wieder zu seiner Wohnung erkor. Alle menschliche Civilisation, Religion, die höchste Höhe einer ganz eigenthümlichen Bildung, Künste und Wissenschaften waren Jahrtausende hindurch allein dem Orient vorbehalten. Diese Blüthe des Orients verwelkte seit Cyrus Zeit. Von der Zeit an blühte Griechenland auf. Unter Alexander und unter seinen Nachfolgern erleuchtete dann das Licht des Occidents auch den Orient wieder, und es erblühte dort eine griechisch-orientalische Bildung. Diese Civilisation blieb die des römischen Reichs. Als das römische Reich unterging, ward die Kultur des Menschengeschlechts im Orient wiedergeboren, während der Occident in Barbarei versank. Die Geschichte der Blüthe des von Mohammed aufgeregten Orients muß daher der früheren Geschichte der neuen christlichen Reiche und der römischen Hierarchie vorangehen; dadurch wird dann das Wesen des Ritterthums, wie

es sich abgesehen von normännischer Feudalität gestaltete, und die Bedeutung der Kreuzzüge ohne alle Weitläufigkeit oder gelehrte Demonstration dem gesunden Verstande durch Geschichte und Thatsachen anschaulich werden. Das Ritterthum war Heroismus, Poesie und Begeisterung, so lange Christenthum und Islam kämpften, die Kreuzzüge riefen alse eine neue Civilisation hervor; später machte der Stolz des Feudaladels aus Rittern rohe Räuber. Man verdankte damals dem Christenthum eine neue Bildung. Die Wohlthaten des Christenthums und die Poesie, Künste, Civilisation des Mittelalters wurden allerdings von der europäischen Menschheit während und durch die Kreuzzüge theuer erkauft; denn der eine Theil der Menschheit ward aufgerieben, der andere gleich Thieren zum Werkzeuge des Adels und der Pfaffen gemacht; aber wann war das je anders? Wir Menschen würden den Weg nicht wählen dürfen, den die Vorsehung wählte; wir seufzen; aber wir erkennen in Demuth, was auch gegenwärtig den Polen, Spanier und Italiener tröstet, daß des Menschen Wege nicht Gottes Wege sind, oder mit anderen Worten, daß die Wege des Herrn wunderbar und seine Rathschlüsse unerforschlich sind. Dieß hindert aber nicht, daß sie nicht jeder, der Lebenserfahrung hat, um so mehr im Glauben verehrt, je weiser er ist."

Schlosser stellt sich zwischen die Extreme. Er will den guten Gottesglauben festhalten gegenüber den zügellosen Freigeistern, aber er haßt zugleich aufs tiefste alle hierarchischen Tendenzen, Aberglauben und Heuchelei. Deßhalb erkennt er den Segen, den das Christenthum über die Welt brachte, an, macht es aber Theil IV. Seite 469 dem Kaiser Constantin zum schweren Vorwurf, daß er dem Klerus Einfluß auf das Volk und „eine Vormundschaft" über dasselbe gestattet habe, „welche der Staat nie aus den Händen geben sollte." Diese Aeußerung ist ein wenig einseitig. Von den alten Propheten an, die sich immer wiederholt gegen die weltliche Tyrannei und Korruption erheben mußten, bis auf Pius des Siebenten Protestation gegen Napoleon waren die Geistlichen die natürlichen Volkstribunen im Namen Gottes, des höchsten Herrn, gegen die Tyrannei der kleinen und großen Erdenherren. Dieses Verhältniß weist ihnen die Weltgeschichte an. Herr Schlosser kann nicht mit Recht sagen, der Geistlichkeit habe niemals eine Vormundschaft über das Volk gebührt. Mit dieser offenbaren Verkürzung der kirchlichen Mission auf Erden hängt auch das Vorurtheil zusammen, was Herr Schlosser zu hegen scheint in Bezug auf die Furchtbarkeit hierarchischer Einflüsse in unsern Tagen. Er äußert sich unter anderm, „Religion und Moral seyen in unsern Tagen (nur) bedroht, weil man sie schändlich mißbraucht" (S. VIII der nämlichen Vorrede). Also wäre der irreligiöse und unsittliche Muthwille unserer Tage nur eine natürliche Reaktion? Wir glauben das nicht. Die Religion wurde in der Zeit mißbraucht, in der Luther möglich und nothwendig wurde. In unsern Tagen aber ist sie eine längst abgeschätzte Sache; selbst ihre Heuchler sind ohnmächtig. Die ganze Macht und furchtbare Gewalt der Majoritäten ist auf die un- und antichristliche Kirche gefallen. Der schwachen Kirche stehen die Staaten in voller Kraft gegenüber und hinter der Staatsgewalt erhebt sich eine noch riesenhaftere Gewalt in dem Radikalismus der Massen. Dem Blick eines Historikers sollte das nicht entgehen, und wenigstens der Historiker sollte begreifen, daß in unsern Tagen eine Stärkung und nicht eine Schwächung der Kirche das wünschenswertheste sey.

2) Die Geschichte der Welt vor und nach Christo mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt von Dr. Heinrich Dittmar. Zweiter Band. Heidelberg, Carl Winter, 1847.

Dieses Werk hält mit größter Entschiedenheit den christlichen Gesichtspunkt fest und unterwirft ihm das Ganze der Weltgeschichte. Und zwar mit hellem und freiem Geist, ohne irgendwelche pietistische Kopfhängerei oder Vernachlässigung und Verunglimpfung des Großen und Schönen in der heidnischen Vorwelt. Auf der Höhe historischer Bildung stehend, hat der Verfasser der Wissenschaft nichts vergeben, indem er dem Christenthum die höchste Bedeutung und die centrale Weltstellung vindicirt. Nur die gänzliche Verkommenheit der christlichen Bildung unserer Tage macht es erklärlich, daß man sich wundert, wenn sich einmal ein Geschichtschreiber auf den christlichen und nicht den indifferenten oder heidnischen Standpunkt stellt. Je mehr sich aber die Gegenwart des christlichen Bedürfnisses wieder bewußt werden ist und je mehr Eltern wünschen, der Jugend Bücher in die Hand zu geben, aus denen sie wissenschaftliche Bildung ohne die Zuthat unchristlicher Gesinnung einsaugen können, um so dankbarer muß ein Werk, wie das von Dittmar anerkannt werden. Im Uebrigen berufen wir uns auf unsere Anzeige seines ersten Bandes in Nr. 61 unserer vorjährigen Blätter.

3) Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen von Dr. J. W. Löbell, Prof. in Bonn. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1846.

Dieses Werk ist wieder in ganz anderer Art aufgefaßt und zwar sind die Umrisse desselben mit der künstlerischen Meisterschaft behandelt, die sich von dem langjährigen Freunde und Geistesgenossen Ludwig Tiecks erwarten ließen.

Zuerst gibt der Verfasser eine kurze, aber klare Uebersicht über die einander entgegengesetzten Erklärungen der Erdbildung und Urgeschichte unseres Planeten, dann über die gleichfalls einander entgegengesetzten Meinungen vom Ursprung des Menschen und der Trennung der Gattung in untergeordnete Racen. Ferner über die streitenden Ansichten, ob die Menschheit sich aus ursprünglicher Thierheit und absoluter Rohheit allmählig durch eigene Geisteskraft herangebildet oder ob sie von oben herab, durch göttliche Einwirkung ihre ersten geistigen Fonds empfangen habe. Der Verfasser hält überall die Mitte zwischen den extremen Ansichten. Indem er aber diese letzteren in ihrer ganzen Einseitigkeit auseinanderhält, orientirt er den Leser am besten über die sämmtlichen unerläßlichen Vorfragen der Weltgeschichte. Sodann erklärt er die mythisch-poetische Auffassung aller ältesten Geschichte, aus deren Nebeln der Historiker die Wahrheit heraussuchen müsse, bezeichnet aber diejenigen menschlichen Institute, die als uralt angenommen werden müssen und deren Ursprünge bestimmt schon in die mythische oder vorhistorische Zeit fällt, z. B. Sklaverei, Eroberung und Tyrannei, Polygamie, Kastenwesen, Hierarchie. Eben so ist der Hauptunterschied der Völker und Sprachen ein längst gegebener. Der Verfasser gibt nun eine Uebersicht über die vorherrschenden Menschenstämme, den indo-germanischen und semitischen, im Gegensatz gegen die untergeordneten Racen, und er macht auf den Einfluß aufmerksam, den die Völker vom Boden und Klima empfangen haben. Dieser Einfluß erstreckt sich sogar auf die Geistesrichtungen, selbst auf die Religionen.

Um ein Beispiel zu geben, wie Herr Löbell die Dinge

auffaßt, und wie geistvoll und klar er schreibt, heben wir hervor, was er über die Lichtlehre der alten Perser S. 137 sagt: „Ueber den Stufengang in den Religionen gibt es zwei entgegengesetzte Ansichten. Die eine läßt die reinere Erkenntniß vorangehen, den Polytheismus und seine Entartung als allmählige Verdunklung und Verderbniß derselben entstehen; nach der andern entwickelt sich umgekehrt aus unvollkommenen und irrigen Vorstellungen allmählig die reine Erkenntniß. Keine von beiden Ansichten ist ausschließlich wahr; vielmehr leitet die Beobachtung der Thatsachen dahin, anzunehmen, daß beide Bewegungen in verschiedenen Zeiten Statt gefunden haben, daß unter manchen Völkern die Erkenntniß gesunken, gestiegen und wieder gesunken ist. Die Ormuzdlehre scheint, als sie sich unter dem Zendvolke ausbreitete, den zweiten jener Wege gegangen zu seyn; sie scheint zunächst zu stammen von dem über einen großen Theil von Asien verbreitet gewesenen Dienst der Gestirne, der Himmelslichter, der großen wie der kleinen, von welchen das Licht auf die Erde fließt. Wenn das Licht sich der einfachsten Betrachtungsweise schon überall der Finsterniß gegenüber als das heilsame, belebende, beruhigende, erfreuende Lebenselement darstellt, so war es doppelt der Fall in Iran, wo der wolkenlose Himmel in wunderbarer Klarheit und Bläue prangt und die ganze Natur in einem eigenthümlichen Lichtglanz erscheinen läßt. So sehen wir denn hier wieder die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes auf die Entwicklung der Volksvorstellung bedeutend einwirken, wir sehen aus dem unmittelbaren Naturgefühl Verehrung des Lichts hervorgehen und seiner Quellen, vor allem der Sonne, des großen Lichtbringers für die ganze irdische Welt, ohne welche kein Geschöpf würde dauern können, ohne deren Aufgang die im Dunkeln hausenden Devs die Oberhand behalten und die ganze Erde zerrütten würden. Verehrung genoß daher auch das Feuer, als das irdische, Licht in sich tragende und ausströmende Naturelement; nach bestimmten Vorschriften gereinigt und geweiht, wurde es an besondern Orten als heiliges Feuer stets unterhalten. Bei dieser materiellen Ausbildung des Lichtdienstes blieb es aber nicht. Zur Ormuzdlehre gestaltet, bekam es erst seinen geistigen Charakter. Das Licht war nun nicht mehr bloß das physisch Gute, es bedeutete sinnbildlich auch das höhere, das moralisch Gute, und Licht und Feuer wurden nicht bloß als sinnliche Naturkräfte, sondern auch als Sinnbilder höherer, geistiger Mächte verehrt. Diese Verehrung sinnlicher Wesen hielt sich lange Zeit ganz an die erscheinende Natur und ging nicht über sie hinaus. Die Einbildungskraft that nichts hinzu, sie gab den göttlichen Wesen weder Gestalten noch eine mythische Geschichte, nur in einigen phantastisch zusammengesetzten Thiergestalten sprach sich eine gewisse halbreligiöse Symbolik aus. Unmittelbare Berührung mit der freien Natur schien für den Gottesdienst so unerläßlich, daß man auf Anhöhen opferte, nicht in Tempeln. Herodot bezeugt, daß die Perser seiner Zeit weder Bildsäulen noch Tempel noch Altäre hatten. Doch blieb die Religion nicht auf dieser Stufe, wir werden weiter unten sehen, daß noch während der Dauer des altpersischen Reiches eine Verehrung göttlicher Wesen in Abbildern eingeführt wurde. Später verschwand diese wieder, dagegen vergröberte sich der Lichtdienst zu einer ganz materiellen Anbetung des Feuers, und in dieser Gestalt des Verfalls hat sich die Ormuzdlehre erhalten bis auf den heutigen Tag.“

In ähnlicher Art nun, stets einläßlich in die Spezialgeschichten und doch unverbrüchlich den Faden des Ganzen festhaltend, sind auch die übrigen Charakterbilder der alten Völker und ihrer geistigen Entwicklungen in Herrn Löbells Werke, dessen erster Band mit dem Heroenalter der Griechen schließt. Der Anhang enthält gelehrte Ausführungen von Streitfragen deren Aufnahme in den Text die Illusion des Lesers gestört haben würde.

Wir sind begierig zu sehen, wie der Verfasser nach demselben Schema die neuere Zeit behandeln wird, besonders in Bezug auf die großen Streitfragen der Gegenwart, deren Beantwortung so wunderbaren Widersprüchen unterworfen ist. Einer der merkwürdigsten dieser Widersprüche ist wohl der, daß es nicht selten die frivolsten und am meisten unsittlichen Geister sind, die mit optimistischen Verheißungen prahlen und eben so die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur behaupten, als die Zuversicht aussprechen, alle Menschen werden einst in gleich hohem Grade vortrefflich, gebildet und glücklich seyn; während umgekehrt gerade die reinsten und edelsten Naturen gegen jene gepriesene Vortrefflichkeit der Menschen Zweifel erheben und eher geneigt sind, an eine Verschlechterung zu glauben. Wahrscheinlich wird Herr Löbell auch in dieser Beziehung sich einen mittleren Standpunkt wählen und ein allmähliges Fortschreiten der Menschen gern zugeben, ohne auf der andern Seite zu verkennen, daß noch alle Völker von ihrer Höhe durch Korruption herabgestürzt sind, und daß demnach auch wir nicht allzu vermessen unserer hohen Kultur uns rühmen sollen, wenn wir ihr den sittlichen Nerv entschwinden lassen, der ihre Gesundheit und Dauerbarkeit verbürgte. Das neue Geschlecht rühmt sich sündenlos zu seyn, während es tief in Sünde versunken ist. Es erinnert auffallend an die klägliche und elende Zeit, in welcher die Wiedertäufer in Münster, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, sich als alleinige Inhaber des heiligen Geistes, als die allervortrefflichsten Wesen proklamirten und das tausendjährige Reich der Freiheit und Gleichheit, Brüderschaft und Einheit, Weiber- und Gütergemeinschaft gründen wollten. Wir sind auf derselben Stufe des sträflichsten Optimismus angelangt. Was aber damals eine vereinzelte Thatsache blieb, scheint in unsern Tagen immermehr einen allgemeinen Charakter annehmen zu wollen. Glaubt nur, sagt der Dichter, meiner Muhme der Schlange, euch wird gewiß noch einmal bei eurer Vortrefflichkeit bange.

4) Allgemeine Geschichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage. Von Professor Henne zu Bern. Erster Band. Schaffhausen, Brodtmann, 1846.

Herr Henne stellt eine neue, gewiß originelle Hypothese auf, indem er das Paradies oder den *Ursitz der Menschen an den Oberrhein und in die Schweiz* verlegt. Hören wir ihn selbst: „Ich fand das Mittel in meiner gleichzeitigen Entdeckung: die Chronologie Aegyptens sey dieselbe mit der biblischen, nur älter; ferner dieselbe mit der im alten Babylon und Assyrien, und sie wurzele nicht allein am Nile und in Manetho, sondern das älteste Europa habe ihre Hauptzahlen ebenfalls besessen und aufbewahrt; mit einem Worte: die alten Register in Sikyon, Argos und sonst in Hellas seyen Fragmente derselben ältesten Tradition, und ihr Zusammenhang über allen Zweifel nachweisbar, eine Idee, deren Fruchtbarkeit, falls sie richtig ist, klar vor den Augen liegt. Ferner fiel mir, der ich nicht Stubengelehrter, sondern in und mit dem Volke geboren und erzogen, mit seiner Denk- und Gefühlweise vertraut bin und früher fast ganz der Poesie lebte, längst auf: nicht nur die überraschende Aehnlichkeit seiner Sage mit der griechischen, sondern die Thatsache, daß die unsrige, heimische, fast in Allem die viel ältere, ursprüngliche, und auch die hellenische epische hier daheim sey; daß jene Hyperboreer, Atlanten an unserm Rheine, auf unseren Höhen wohnten, die

nordischen Thursen die räthselhaften Tyr-rhener der alten Welt, des Homeros Tag- und Nachtseite unser Muspel- und Niselheim, die Titanen, Kabeiren, Kyklopen, Amazonen unsere Schlangengötter, Zwerge, einaugigen Asen, Walkyren gewesen seyen, die wir nicht mit dem geschätzten Würzburger Hermann Müller in Britannien zu suchen brauchen, da ihre Gräber sich in unseren Alpen, wie im Breisgaue, Bayern, Tyrol, Salzburg, Steier, Oesterreich und im Norden seit mehreren Jahren öffnen und ihr Erz-, Gold-, Kupfer-, Eisen- und Zinnschmieden, ihren Verkehr mit Glas und Bernstein und eigene Schrift beurkunden; daß jene, kindisch aus Phönizien und Aegypten hergeleiteten Danaos, Kekrops, Kadmos ureinheimischen Stammes waren — kurz: daß Afrika und Asien wohl die Wiegen der äthiopischen und mongolischen, nie aber der weißen Menschenart, der Japhetiden, seyn können, welche dem europäischen Hochlande angehört. — Einer der ältesten und ehrwürdigsten Zeugen, der Grieche Herodot, fragte über 400 Jahre vor Christus zu Memfis in Aegypten die Priester, und vernahm, das älteste Volk der Erde seyen die Phryger, die berühmteste Nation Kleinasiens, nach den Phrygern jedoch die Aegypter. Diese Phryger aber, sagt er ferner, haben ursprünglich in Europa, neben den Makedonern gewohnt, Briger geheißen, und seyen später nach Asien übergegangen, wo auch die Armenier von ihnen stammen. Ihnen gehörte ehemals die Landschaft in Makedonien am Fuße des Bermion oder Bermios, welche man die „Gärten des Midas" hieß, weil dieser mythische König, Gordios Sohn, hier herrschte, und, als die Götter noch auf Erden wandelten, des Dionysos Erzieher und Begleiter, Silenos, gefangen nahm. So waren auch die thrakischen Bithyner nördlich von den kleinasiatischen Phrygern, ehemals echte Europäer, wie sie selbst angaben, dort Anwohner des Strymon im thrakischen Makedonien, und aus Europa durch Teukrer und Mysier vertrieben; und die kleinasiatischen Kaunier und Lykier südlich kannte Jedermann als anfänglich in Kreta gesessen. Noch entschiedener berichtet ein Kleinasiate selbst, und dadurch desto unbefangener, der Geograph Strabo: „Von den Mysiern an beiden Seiten des Ister (der Donau), die gleichfalls Thraker sind, und die man jetzt Mösier heißt, stammen jene Mysier, die jetzt zwischen den Lydern, Phrygern und Troern wohnen. Die Phryger selbst sind Briger, ein thrakisches Volk, so wie die Mygdonen, Bebryker, Mädobithyner, Bithyner, Thyner, und (glaube ich) die Mariandyner. Alle diese haben Europa gänzlich verlassen; nur die Mösier sind geblieben." So sind, wie die Phäaker aus Italien vor den Kyklopen, auch die Dolioner bei Kyzikos vor Riesen aus Thessalien entwichen, und nach Asien. Herodot nennt Kar, Lydos und Mysos Phryger von Stamm und Brüder. — Auf merkwürdige Weise stimmt damit, nach ganz anderen Quellen, überein Justinus, indem er den Streit zwischen den Aegyptern und den sogenannten Skythen über ihr Alter erzählt, und dann sich für die frühere Bevölkerung des gemäßigten Norden und die spätere des erst in jüngerer Zeit trocknenden Nillandes ausspricht. Welche Skythen er meine, nämlich nicht etwa Mongolen, sondern weiße, edelgebildete Nordmenschen, sagt er dadurch klar, daß er von ihnen die Parther, Baktrer und die Amazonen stammen läßt, wie er auch der Meder Reich und Namen und die Albaner am Kaukasos aus Europa ableitet. Auch Diodor wußte, wie ein Sohn des in Italien und um das adriatische Meer herrschenden Sonnengottes Helios nach Aegypten auswandernd, dort Heliopolis gebaut rc. — Somit führt sowohl die Beobachtung der jetzigen Sitze der verschiedenen Racen, als das Zeugniß aller Alten entschieden zur Annahme, der Ursitz der weißen Menschheit sey von jeher Europa gewesen, und dieselbe erst von daher nach Asien eingewandert, wo von Anbeginn an die Heimath der gelben Skythen, wie im Süden der dunkeln Aethiopier und Malayen war, welche der klügere Japhetide überall verdrängte und überlistete, zu Parias machte. Daher rührt es, daß der Weiße Europas Mitte und Höhe in ganzer Ausdehnung von jeher bewohnend, mit Europa verwachsen, in Afrika nur die Nordseite, in Asien gerade den südwestlichen Streif aus Europa her besetzt und jetzt noch inne hat. Was aus Asien binnen Menschendenken nach Europa eingewandert, war nie anders als finnisch, tschudisch, hunnisch oder gemischt sarmatisch (slavisch)." In näherer Erörterung, auf die hier einzugehen freilich nicht der Raum ist, identificirt Herr Henne den deutschen Stammvater Mannus mit dem kretischen Minos, dem ägyptischen Manes, dem indischen Menu rc., die Nephilim der Bibel mit den Nibelungen, leitet auch den Bergbau und die ältesten Erfindungen aus den Alpen her und glaubt, das schwarze Meer sey erst später ins atlantische ausgebrochen und habe Länder überschwemmt, welche früher die Verbindung zwischen unsern Alpen einer- und Kleinasien und Aegypten andrerseits erleichterten. Indem identificirt er auch, wie aus dem bereits Angeführten hervorgeht, eine Menge Männer und Ereignisse der verschiedensten Völker, um die chronologische Einheit der Weltgeschichte herzustellen, z. B. gilt ihm der ägyptische Sethosis und Sesostris und der assyrische Ninus und Nimrod für eine Person; eben so Moses und Musäos rc.

Ohne den Beruf oder auch den Apparat zu besitzen, um eine genügende Kritik so scharfsinniger Hypothesen zu versuchen, wagen wir es dem Verfasser nur einige Bemerkungen entgegenzuhalten. Vom Standpunkt der physischen Geographie aus scheint Hochasien, wo die höchsten Gebirge der Erde und alle Nahrungspflanzen und Hausthiere einheimisch sind, ein geeigneterer Ursitz und Ausgangspunkt der Menschen gewesen zu seyn, als unser Alpenland. Vom Standpunkt der Sprachforschung aus scheint das Sanskrit, das ebenfalls in jenem Hochasien zu Hause ist, die ursprünglichere, unsere deutsche, so wie die keltische und römische Sprache nur die abgeleitete zu seyn. Vom Standpunkt der Archäologie und speziell der Gräberkunde aus scheint durchaus nichts für das hohe Alter der Kultur in den Alpen gefolgert werden zu können. Denn die Grabfunde, auf welche sich der Verfasser bezieht, unterscheiden sich in nichts von andern keltisch-römischen Funden in andern von den Römern besetzten ehemaligen Keltenländern. Ueberall geben sich in diesen Gräbern rohere keltische Elemente zu erkennen, auf welche die feinere griechisch-römische Kultur eingewirkt hat; und nicht selten mischen sich damit auch orientalische Elemente, denn die asiatischen und afrikanischen Kohorten der Römer, die in den keltischen und germanischen Norden versetzt wurden, brachten ägyptische und syrische Kultur mit. Endlich war ja Rom selbst schon vom Kaiser Hadrian an ein Pantheon aller antiken und orientalischen Götter und die weite Verbreitung des Mithras- und Isiskultus im römischen Reiche sollten allein hinreichen, die Entdecker von orientalischen Alterthümern auf deutschem Boden gehörig zu warnen, daß sie nichts, was von den orientalisirenden Römern herkommt, für altorientalisch halten möchten. Wobei es sich von selbst versteht, daß es noch viel weniger erlaubt ist, solche Funde für einheimisch deutsch zu halten und die orientalische Kultur deßfalls aus Deutschland herzuleiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 50. Dienstag den 13. Juli 1847.

Dichtkunst.

Ludwig Achim von Arnim sämmtliche Werke. Erster bis dritter, fünfter bis neunzehnter Band. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags, 1846.

Eine schöne Ausgabe, in denselben Lettern gedruckt, in welchen Arnims einzelne Werke noch während seines Lebens erschienen, und mit großer Liebe von seinen nächsten Angehörigen und Freunden besorgt. Der vierte Band fehlt noch.

Daß Arnim einer unserer begabtesten Dichter gewesen, wird ihm nun wohl allgemein zugestanden. Dabei pflegt sich aber die klassische und moderne Schule gewöhnlich gegen ihn, als gegen einen Romantiker zu verwahren und ihm einen falschen Geschmack vorzuwerfen. Deßhalb, sagt man, konnte er auch nie populär werden und ist jetzt, wie die ganze romantische Schule, fast verschollen. Es war schade um seinen Geist, seine Phantasie, sagt man, aber er hat nun einmal nicht den angemessenen Gebrauch davon gemacht. Einen Romantiker im vollen Sinne des Worts möchten wir indeß Arnim nicht nennen. Dazu war er viel zu protestantisch, und das phantastische Element des Nordens machte sich in zu hohem Grade bei ihm geltend. Er steht insofern dem Callot-Hoffmann näher, als Tieck und Friedrich Schlegel. Mit den eigenthümlichen Romantikern theilte er nur jene gewisse Vornehmigkeit des Geistes, welche den gemeinen Modedichtern, den Kotzebues rc. so unausstehlich wurde, und in der sich in der That ein kleines aristokratisches Gelüsten verbarg. Allein wenn auf der einen Seite die Poesie tief in die platteste Alltäglichkeit hinabgezogen wurde, wie hätte sie nicht auf der andern Seite exklusiv werden, sich in vornehme Abgeschlossenheit gleichsam retten müssen! Ein Aeußerstes rief hier das andere hervor. Sobald die falsche Muse mit dem Publikum buhlte und sich zu allen seinen Schwächen und Rohheiten erniedrigte, mußte die echte, wie Asträa, sich dem Haufen entziehen.

Das ironische Verhältniß zu einem bornirten und verführten Publikum erklärt und rechtfertigt sehr viel in den Schriften Arnims und der Romantiker. Wie in Shakespeares Sturm der zarte Ariel mit dem groben Kaliban, so spielte ihr feiner Geist mit der rohen Menge und ließ dieselbe den Abstand fühlen, in welchem die für Kotzebue und Seinesgleichen Begeisterten sich von der wahren Poesie befanden. Ein edler Stolz wählte hier oft muthwillige, je geistreicher um so tödtlicher beleidigende Formen und gab sich entweder wirklich einer aristokratischen Ungenirtheit hin, die sich gehen läßt und keine Kritik mehr achtet, oder legte es absichtlich darauf an, gar nicht verstanden zu werden. Zu andern Zeiten würde eine solche Stellung der Dichter zum Volk bizarr und unerlaubt erscheinen; in der betreffenden Zeit aber war sie nur allzunatürlich; die Vornehmigkeit des Geistes wurde, wo sie noch vorhanden war, sich als solche zu zeigen, von der Gemeinheit des Geistes herausgefordert.

Das vornehme Wesen hatte nun Arnim mit den Romantikern gemein. Dagegen unterschied ihn von der gothischen, mittelalterlichen, katholisirenden Tendenz, wie von dem südlichen, italienischen und spanischen Element der Romantik sein durchaus nordisches Naturell. Dieß gibt sich hauptsächlich in der Neigung zum Phantastischen zu erkennen. Die südliche Dichternatur wird unter allen Umständen mehr zu plastischer Klarheit der Gestalten neigen, die nordische gefällt sich dagegen in der abenteuerlichsten Bilderfülle oder in einem geheimnißvollen Dunkel. Dazu gesellt sich ferner in der nordischen Natur eine vorherrschende Subjektivität, welche den Geist fast immer mit sich selbst beschäftigt und mit sich selbst in Zwiespalt bringt, während der südliche Dichter sich mehr ans Objekt verliert und entweder Leben und Natur in reiner Objektivität auffaßt oder doch den Menschengeist nur mit äußern Gewalten, nicht mit innern Gegensätzen in sich selbst ringen läßt. Die christlich romantischen Dichter unterscheiden sich hierin von den antiken nur wenig, ja die katholischen Dichter Spaniens geben sich an die Objektivität ihrer Kirche vielleicht noch unbedingter hin, wie die klassischen Dichter des Alterthums an Natur und Schicksal; während es immer nur die nordischen, vorzüglich deutschen und englischen Dichter sind, die sich in das Innere ihrer Subjektivität versenken und die innern Geburten und Kämpfe in wunderbaren Traumgebilden abspiegeln. Der südliche Dichter will die Wirklichkeit idealisiren und hält sich an die Natur; der nordische will eine ganz neue Welt innerlich erschaffen. Der südliche ist zufrieden mit der Welt oder klagt nur über wahres Unglück; der nordische ist oft auch mit der besten Welt unzufrieden und hadert mit dem Glück.

Muß sonach den südlichen Dichtern ein allgemeiner Vorzug des Natürlichen zugestanden werden, so wird doch dieser Vorzug, wenn er nur Gewohnheitssache ist und wenn ihn nicht ein besonderer Dichtergeist adelt, etwas Gemeines, eine akademische Trivialität, und die nordische Natur in ihren stürmischen Phantasiegeburten und in ihrem heißen Ringen mit sich selbst, erscheint interessanter, auch da, wo sie ausschweift. Am anziehendsten aber ist die letztere, wenn sie das, was ihr fehlt, aus der südlichen Natur sich zu ergänzen sucht und dennoch nicht vermag, weil nie, am wenigsten eine starke und reiche Natur sich selber ganz verläugnen kann. Diesen Reiz finden wir nun in hohem Grade bei Arnim und wenn er im liebetrunknen Kosen mit der südlichen Natur, dennoch nimmer seine nordische verläugnen kann, so rechnen wir ihm das höher

an, als wenn er in der fremden Form den eignen Geist mehr verloren hätte.

Was gewiß jedem Leser zuerst bei Arnim auffällt und den Meisten auch einen ausschließlichen Eindruck zurückläßt, ist die Ueberfülle der Phantasie, die der Dichter nicht bemeistern zu können scheint, die ihn von der Hauptsache unwillkürlich zu Nebendingen fortreißt, ja ihn den Faden der Erzählung oft ganz verlieren läßt. Kaum haben wir ein Bruchstück klarer Geschichte wie ein altes Marmorwerk studirt, so drängt sich ein dichtes Gewirr von Schlingpflanzen arabeskenartig hervor, umhüllt die Fortsetzung und läßt uns keine Aussicht mehr. Aber diese Arabesken selbst sind im Detail unendlich geistreich und voll Reiz.

Durch den Phantasiereichthum hindurch blickt indeß aus Arnims Dichtungen stets und vorherrschend die poetische Gefühlstiefe und Gluth hervor, die einer Lava unter der Fülle der von ihr hervorgetriebenen Reben gleicht. Im Leben der Gräfin Dolores ist das menschliche Herz mit seinen Ansprüchen auf poetisches Glück, mit seiner Fähigkeit zur Wonne, mit seinen Verirrungen und mit seinen Reinigungen am ruhigsten und besonnensten von Arnim geschildert worden. In Halle und Jerusalem dagegen mit dem jugendlichsten Feuer; in der Päpstin Johanna mit der raffinirtesten Kunst und Liebhaberei. Am objektivsten dagegen, nur an den mährchenhaften Scenen des Lebens sich ergötzend, erscheint der Dichter in den Kronenwächtern.

Die „Gräfin Dolores“ ist eine moderne Dame, ihr ganzes Leben bewegt sich in modernen Kreisen, und doch ist ein unendlich poetischer Reiz über sie, namentlich über ihr Jugendleben ausgegossen, wie wir es wohl in keinem der unzähligen modernen Damenromane wiederfinden, mit denen die Welt jetzt überschwemmt ist. Der Zauber liegt auch nicht in etwas Wunderbarem, sondern einzig in der Natureinfalt, in der liebenswürdigen Naivetät, mit der alle Zustände der mit ihren Schwestern in einem öden Schlosse in tiefster Armuth lebenden, dann plötzlich durch ihre Schönheit und durch eine glückliche Heirath in den vollen Glanz der vornehmen Welt hineingerissenen Gräfin hier aufgefaßt sind. Eine solche Naturtreue und ein so warmes Kolorit in einer so anmuthvollen Sprache findet man wohl nur in Goethe's Wilhelm Meister wieder, der uns übrigens, weil er so gar sehr berechnet ist, doch nicht so wohl thut, als die ganz unberechnete und anspruchslose Naivetät Arnims. Unter den größern Dichtungen Arnims ist die Gräfin Dolores auch das am meisten in sich abgerundete; weßhalb zu erwarten steht, dieser Roman werde auch bei unserm so sehr verwöhnten Zeitgeist noch Anklang finden. Indeß ist der Geschmack gegenwärtig so tief gesunken und durch die sittenlosen Romane der französischen Schule in dem Grade verdorben, daß wir fürchten müssen, nur der Ehebruch der Gräfin Dolores, und nicht das Poetische in ihrer Erscheinung, werde ihr in unsern Tagen noch Liebhaber und Leser zuwenden.

„Halle und Jerusalem“ ist ein Schauspiel, nicht von eigner Erfindung, sondern nach Andreas Gryphius bearbeitet. Immermann hat später eine zweite Umarbeitung versucht, die aber tief unter der Arnim'schen geblieben ist. Es ist, wenn man will, verwandt mit Romeo und Julie. Das Recht der Liebe in der Blüthezeit der Jugend wird hier vom Dichter gegen alle Konvenienzen der Welt und gegen die Macht der Hölle selbst vertheidigt. An natürlicher Schönheit der Charaktere und süßer Gluth der Gefühle gibt dieses alte Gedicht dem Shakespear'schen in der That wenig nach. Arnim hat in seiner Umarbeitung mit dem muthwilligsten Humor alle möglichen fremdartigen Elemente, die Universität Halle, die Halloren, den ewigen Juden, Napoleon, Sir Sidney Smith &c. hineingebracht, und eine Fülle lyrischer Ergüsse und doch leidet das Schauspiel keineswegs an einer Ueberladung, durch welche der poetische Grundgedanke verhüllt würde, sondern wie viel Blumen auf Blumen auch der Dichter hier zusammenhäuft, um scheinbar das poetische Feuer auf dem Herde des Gedichts zu ersticken, die Gluth dringt durch alles hindurch mit ihrem schönen Purpur, ohne irgend eine Blüthe zu verletzen.

Wieder ganz eigenthümlich sind die „Kronenwächter oder Bertholds erstes und zweites Erwachen.“ Es geht in die Vorzeit zurück. Berthold wird als neugebornes Kind mit dem Todtenkopf seines ermordeten Vaters dem Mörder desselben, einem alten Thurmwächter, in Waiblingen übergeben, wächst hier in Armuth auf, verliebt sich in die schöne Apollonia, des Bürgermeisters Tochter, und schwärmt in einem (in den sonst Jedermann unzugänglichen Ruinen eines Palastes des Barbarossa) verborgenen Garten, wo er erfährt, daß er selbst ein Hohenstaufe sey. Die verlornen Kronen seiner Väter werden von einem geheimnißvollen Bunde bewacht. Sein Vater habe sie einst geraubt, als ihm rechtmäßig gebührend, aber dafür den Tod erlitten. Berthold findet auch seine Mutter wieder, verliert aber die Geliebte, denn der Bürgermeister muß wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt mit seiner Tochter fliehen. Berthold wird an seiner Statt Bürgermeister und altert. Da kommt der Wunderdoktor Faust und macht ihn wieder jung, indem er ihn sein Blut mit dem des Knaben Anton tauschen läßt. Der verjüngte Bürgermeister reist nach Augsburg, um den Kaiser Maximilian I. empfangen zu helfen. Es regnet heftig. Er begegnet der bildschönen Anna, die ihre Festkleider beschmutzt hat und steht ihr bei. Beide gefallen sich und er heirathet sie, als er entdeckt, daß sie Apolloniens Tochter ist. Er lebt lange glücklich mit ihr, aber ein geheimnißvolles Band knüpft sich nun zwischen Anna und Anton an, weil es doch eigentlich Antons Blut ist, das in ihres Gatten Adern fließt. Die Geschichte nimmt aber keine frivole Wendung, sondern endet tragisch, indem Anton bei einem Aufruhr schwer verwundet wird und in Annas Armen stirbt, Berthold aber, der Blutsympathie wegen, abwesend, gleichfalls in demselben Augenblick sterben muß.

Man sieht, dieser Roman ist in der Erfindung unglücklich. Wie zwei quer durcheinandergewachsene Krystalle stehen sich hier die eine Geschichte, deren Mittelpunkt die Krone der Hohenstaufen ist, und die andere, deren Mittelpunkt der Bluttausch ist, wechselseitig im Wege, ohne zu einem organischen Ganzen verschmelzen zu können. Die große Erwartung, die uns die geheimnißvoll bewahrte Krone erweckt, wird am Ende durch nichts befriedigt. Aber alles Einzelne in diesem Roman ist meisterhaft; das Stillleben des Knaben auf dem Wachtthurm und in den Trümmern des Hohenstaufenschlosses ist eben so löblich, wie das der jungen Dolores im öden Palast und Garten ihrer Ahnen. Man kann sich vom Reiz dieser Gemälde kaum losreißen und vergißt sie nie.

Der neunzehnte, bis jetzt letzte Band enthält „die Päpstin Johanna.“ Dieses wunderbare Werk aus dem Nachlaß des Dichters zeigt uns Arnim in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Wir werden auf die eisbedeckte Insel Island geführt. Dort im Innern des Hekla sitzt Lucifer als höllischer Chymist in seinem Laboratorium unter hundert krummhalsigen Retorten und will aus denselben einen Homunculus destilliren, um Gott gleich auch einmal einen Menschen zu machen. Das gelingt ihm nun zwar nicht, aber die schöne Melancholia, die vom Riesen Oseeus wider Willen schlafwachend ein Kind empfangen, entledigt sich dieses kleinen Bastardes und thut es in die Retorte des Lucifer. Dieser glaubt nun, es sey das von ihm glücklich geschaffene Kind und ist seelenfroh darüber.

Allein nun soll er das Kind warten, stillen, reinigen ꝛc. und in solche Muttersorgen weiß sich der Teufel schlechterdings nicht zu fügen. Da kommt zum Glück der deutsche Schulmeister und Allwisser Spiegelglanz; der ist gerade recht, des Kindes Jugend zu leiten. Lucifer hofft, dieses Kind, ein Mädchen, werde als Teufelskind den reinen Gegensatz zum Heiland bilden, welcher Gottes Kind war, und alles wieder zerstören, was Christus auf Erden gegründet. Deßhalb will er dieses Mädchen auch durch seine höllischen Künste zum Papst machen. Spiegelglanz bringt das Kind zuerst auf die hohe Schule von Paris, wo der Dichter uns mit einer Episode beschäftigt, der Liebe des jungen Schülers Raphael zu einem reizenden Mädchen, welches lebensfrische Genrebild den Gegensatz zu der düstern Schulbeengniß bildet. Da kommt unter andern ein sehr launiges Champagnerlied vor:

Raphael (singt).

Aus der Schule schlich ich gestern,
Wollt im Keller ganz verstohlen
Mir vom frischen Moste holen,
Doch der Keller war verschlossen.
Und der Kellner sprach verdrossen:
Spiritus Sylvester hauset,
Horch wie's in den Fässern brauset.

Chor der Schüler.

Was begeistert hat gebrauset,
Wenn der Sturm im Meer gehauset,
Bald nach Perlen untertaucht! —
Seht wie der Champagner raucht,
Wie feurig er strebt
Und Perlen er hebt!

(Sie trinken.)

Spiegelglanz.

Heda! — nun kenn ich Euch, Ihr Buben! —
Wohin? bleibt doch auf Euren Stuben,
Heut ist kein Feiertag zum Saufen,
Ihr werdt den Schlägen nicht entlaufen.

Raphael (singt).

Nach der Kammer meiner Schwestern
Ging ich dann um Milch zu trinken,
An der Thüre mußt ich klinken,
Ganz umsonst, sie blieb verschlossen,
Und das hat mich erst verdrossen; —
Doch als ich recht eifrig lauschte
Hört ich daß es drinnen rauschte.

Chor.

Was beim Weine der Sylvester
Wird zum Liebsten bei der Schwester,
Es ist kohlensaures Gas,
Sprach ich zum Champagnerglas;
Was Liebe hier sey
Vergaß ich dabei.

Raphael.

Und ich konnt nicht länger warten,
Neugier trieb mich zu den Höhen
Diesen Spiritus zu sehen,
Und bald brauste da im Herzen
Mir ein Geist mit süßen Schmerzen,
Aus dem Herzen, aus dem Munde
Drang der Spiritus Sylvester.

Chor.

Was begeistert hat gebrauset,
Was im Sturm durch Wälder hauset,
Auch im Duft der Blumen spielt,
Selig wer es mit uns fühlt.
Ein ahnender Geist
Die Wege ihm weist.

Nach dieser Episode kommt Spiegelglanz mit dem Kinde an den Rhein und findet hier des Kindes unbekannten Vater Oferus als Fährmann. Oferus hat früher dem Lucifer gedient, weil er ihn für den Stärksten gehalten; aber ein Kind, das er einmal über den Fluß trug, erwies sich ihm als noch stärker, indem es ihn unter seiner ungeheuern Last beugte und im Flusse taufte, mit einem Wort das Christkind. Oferus nahm davon den Namen Christophorus an und ist Niemand anders als der bekannte große Christoph. Bei dieser ersten Begegnung kannte er sein eigen Kind, das Spiegelglanz mit sich führte, nicht wieder. Er weist sie aber zu Hallo, dem Wärter des jungen Pfalzgrafen Ludwig in einem Schloß am Rhein, mit welchem nun auch das Kind von Island unter dem Knabennamen Johannes erzogen wird. Die Kinder lieben sich sehr und Johannes ahnt nichts von seiner Bestimmung, obgleich ein episodisch eingeflochtenes Mährchen von der Fischersfrau, die zuletzt Papst wurde, seltsame Ahnungen in ihm erweckt. Zugleich ist Phantasia bemüht, dem Kinde in Träumen zu ergänzen, was dem allwissenden Schulmeister bei Tage etwa noch zu seinem Unterricht gefehlt hat. Staunend sieht der letztere einmal die lieblichen Traumgestalten vor dem schlafenden Kinde auf dem Bette gaukeln. Auch im Freien spricht die ganze Natur mit dem Kinde, jeder Baum, jeder Schmetterling hat eine freundliche Rede bereit. Von den liebreichen Gespielen plötzlich losgerissen, muß es dann sein Studium in Mainz vollenden, wo sich auch Lucifer als griechischer Gelehrter Chrysoloras, und andererseits Raphael wieder einfindet, der aber, weil er sich der Seele des Johannes bemächtigt, von Spiegelglanz erstochen wird.

Nach allen diesen Vorgängen kommt Johannes seinem Ziele näher; Lucifer läßt ihn durch Spiegelglanz nach Rom bringen und so allgemein beliebt werden, daß ihm wirklich die Tiare in Aussicht gestellt wird. Zu gleicher Zeit wird er aber auch in den Zauberkreis der Fürstin Reinera gezogen, welche die Frau Venus spielt und alle altheidnischen Mythen in ihrer Umgebung zu verwirklichen trachtet. In diesem poetischen Kreise findet Johannes die reizende Stephania und, seiner eignen Weiblichkeit sich noch nicht bewußt und ganz in die Rolle des Jünglings eingelebt, die ihm schon zur andern Natur geworden, widmet er ihr seine zärtlichsten Gefühle und kauft ihr einen goldnen Ring. Wie zierlich der Dichter auch alle Nebenpartien seines Werks ausmalt, mögen folgende Reden des Goldschmiedgesellen darthun, der ihm den Ring verkauft:

Der eine faßt in Gold der Liebsten Schuhe,
Der andre legt ihr Haar ins goldne Herz hinein,
Der dritte bringt das Maaß von ihrem Fingerlein,
Da laß ich mir zum Spaß die schönen Dinger
Erst selber kommen, sag, das Maaß vom Finger
Das könne gar zu leicht betrügen,
Dann kommen sie mit gar verschämten Zügen
Und strecken mir das Fingerchen hinaus,
Ich fang es mir wie eine kleine Maus,

Und klemm es zwischen meinen Fingern ein,
Bis dann die Jüngferchen recht artig schrein
Und zeigen mir der Zähne Elfenbein,
Und manche ward dadurch schon mein.

Sobald Spiegelglanz hinter die Liebschaft des präsumtiven Papstes kommt, geräth er außer sich, besinnt sich aber schnell auf das beste Mittel, den tollen Johannes zu heilen und — macht ihn mit seinem Geschlecht bekannt. Nun kommt das Außersichseyn an Johannes:

Ich starre, ich bin vernichtet; weh, was sagst du mir?
O nimm mich Tod in deine Arme von hier,
Ich bin eine Jungfrau, bin auch vom Geschlecht,
Das alle Welt verführet zu dem Unrecht,
Und bin verführt, und habe verführt,
Eine Jungfrau mit wildem Verlangen berührt.
Widernatürliche, unmögliche Sünde,
O wenn ich je von dir mich entbinde,
Was könnte ich lieben, was wär mir eigen,
O Gott, du konntest die Welt erzeugen,
Verwandle mich, laß mich werden ein Mann,
Treu will ich dienen, wenn ich lieben kann,
Verwandle oder vernichte mich,
Vermagst du's nicht, so verfluche ich
Nicht meine Mutter, die mich geboren,
Nicht Spiegelglanz, der mich in Trug erkoren,
Nein dich, den Gott, den Weltregierer,
Du liegst im Herzen als ein Verführer,
Daß du dem Mädchen mich hast geschenkt,
Daß du sie in mein Herz gesenkt.

Sie wird durch eine wunderschöne Apollostatue abgezogen, die ihr das Bewußtseyn ihrer Weiblichkeit noch bestimmter weckt und schwankt nun in zwitterhaften Gefühlen zwischen der Liebe zu Stephanien und deren Zauber, den jene Statue auf sie übt. Zum Glück löst sich alles befriedigend auf, indem nun noch Stephania ihrerseits die Entdeckung macht, daß sie keine Jungfrau, sondern ein Jüngling sey, und zwar der nämliche Pfalzgraf Ludwig, der mit Johannes seine ersten Kinderjahre am Rhein zubrachte. Auch der todtgeglaubte Raphael kehrt wieder. Unterdeß stirbt der alte Papst und Johannes wird sein Nachfolger. Raphael und der Pfalzgraf sind seine beständige Gesellschafter. Auch die Fürstin wird viel besucht. Daß dabei die Angelegenheiten der Kirche nicht sonderlich besorgt werden, läßt sich denken. Es laufen allerlei Gerüchte von Ungehörigkeiten im päpstlichen Regimente um, bis Kaiser Otto in Rom erscheint, den flüchtigen Pabst ab, und statt dessen den frommen Riesen Oferus einsetzt. Johannes behagt sich unterdeß in sicherm Zufluchtsort mit dem geliebten Pfalzgrafen und hat die Bestimmung, die ihm Lucifer zugedacht, längst vergessen. Die Expäpstin hat zwar erfahren, sie sey des Teufels Machwerk, in einer Retorte geboren; allein das plagt sie nicht viel, denn das überströmende Menschengemüth straft diese chymische Fabel Lügen. Ueberdieß kommt auch Melancholia wieder herbei und erklärt, wie das Kind in die Retorte gekommen. Das Ende vom Liede ist, daß der Pfalzgraf und die Päpstin ein ganz ehrbares Pärchen werden. Lucifer aber, der in Menschengestalt unvorsichtig den Faden durchgeschnitten, der ihn an die Unterwelt band, ist dadurch sterblich geworden und wird umgebracht.

Wenn man dieses phantastische Mährchen nach klassischen Regeln beurtheilen wollte, würde man sehr unrecht thun. Es läßt sich von diesem Standpunkt aus freilich alles Mögliche dagegen sagen. Ein geschichtlicher Stoff ist hier mit grenzenloser Willkür behandelt, der traditionelle Charakter der Päpstin völlig umgeändert; die Bildungsgeschichte des zwitterhaften Geschöpfes ist im höchsten Grade unwahrscheinlich; das Verhältniß des mädchenhaften Jünglings zur männlichen Jungfrau ein unnatürliches Raffinement; das Kommen und Gehen des Raphael, des Oferus, der Melancholia immer unmotivirt, wie man zu sagen pflegt, bei den Haaren herbeigezogen. Aber auf all das kommt es nicht an. Der Dichter wollte die Regeln gar nicht anerkennen und braucht es auch nicht. Ihm kam es in seinem phantastischen Mährchen nur darauf an, den Sieg des Blutes und der Jugend über alles, was es in der Welt irgend geben kann, ja über Himmel und Hölle selbst zu feiern. Die süße Schwärmerei des jungen Herzens darzustellen ist ihm nun meisterhaft gelungen, und die abenteuerlichen Gestalten und Scenen, die das Gedicht herbeijagt, verhalten sich nur wie Träume zum Blut. Das alles liegt im Orgiasmus der ersten Lebensmaiwonne, und selbst das Zwitterhafte hat hier seine natürliche Rechtfertigung. Mit einem Wort, das Gedicht muß subjektiv genommen werden und läßt keine Regel klassischer Objektivität zu. Das ganze Mährchen ist ein lyrischer Erguß, wie schon die glühende Sprache und das Vorherrschen langer Monologe darthut. Trotz seiner reichen Phantasie ist fast noch mehr musikalisches Element in ihm, als bildliches.

So viel von den größern Dichtungen Arnims. Ganz eigenthümlich sind seine Schauspiele, meist kurz und in dem trocknen, aber köstlich humoristischen Ton der altdeutschen Fastnachtsspiele, nur wenige etwas ausführbar. Sehr mit Recht bemerkt Wilhelm Grimm in der Vorrede, wenn man sie von gewissen Auswüchsen reinigte, würde manches von ihnen Glück auf der Bühne machen können.

Die meisten Bände enthalten Novellen, deren viele in der engeren Umgränzung auch abgerundeter und weniger phantastisch ausgeschweift erscheinen, wie die größeren Dichtungen, in denen aber durchgängig derselbe Geist, dasselbe innige Gemüth sich ausspricht. Vergleichen wir sie mit den Novellen von Tieck, so gleichen sie mehr nur den ältern desselben, nicht den neueren. Tieck ging in späterer Zeit immer mehr zu der Weise des Cervantes über und der geschichtliche Hintergrund seiner Novellen tritt wie eine Dekoration vor dem Interesse des Gesprächs zurück, das den ganzen Vordergrund einnimmt. Arnim blieb dagegen dem ältern mährchenhaften Style treu. Wenn er sich deßfalls zuweilen Callot-Hoffmann nähert, so wird er doch nie so bizarr, wir möchten sagen, wahnsinnig wie dieser, sondern behauptet auch mitten im Humor noch den vollen Adel des Bewußtseyns. Auch in den verwandtesten Erzählungen beider gibt sich der ältere Meister zu erkennen. Die Novelle Isabella von Aegypten z. B. hat viel Aehnlichkeit mit Doge und Dogeressa von Callot-Hoffmann, aber eine tiefere Färbung, eine ursprünglichere Naivetät. Man sieht, welche vor der andern gedichtet ist.

Drei Bände, der 13te, 14te und 17te, enthalten des Knaben Wunderhorn, jene reiche, wenn auch nicht ganz diplomatisch treue Sammlung altdeutscher Volkslieder, welche Arnim gemeinschaftlich mit Brentano herausgab und die mit so wunderbarem Erfolge zur Wiedergeburt des vaterländischen Geistes in der Zeit der Fremdherrschaft mitwirkte.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 51. Sonnabend den 17. Juli 1847.

Geschichte.

1) Grundriß der Kulturgeschichte. Für seine Zuhörer von W. Drumann. Königsberg, Gebrüder Bornträger, 1847.

Ein kleines aber inhaltreiches Buch, worin ganz kurz die Hauptumrisse der Kulturgeschichte der Menschheit gegeben sind, jedem Satz aber ein Verzeichniß der Werke nachfolgt, aus dem der Leser oder Zuhörer weitere Belehrung über das Einzelne schöpfen kann. Wenn das Buch in einer zweiten Auflage erscheinen sollte, empfehlen wir dem Verfasser, das von Rückert übersetzte chinesische Buch Schi-king nicht mehr unter die Religionsschriften der Chinesen (Seite 22), sondern unter die Werke der Dichtkunst (Seite 21) zu setzen, und auch noch einige andere treffliche chinesische Dichtungen hinzuzufügen, die in Frankreich und Deutschland übersetzt sind, z. B. von Abel Remusat, von Kurz, Weise, Adolph Böttger. Auch zur poetischen Literatur der Inder hätte noch sehr viel des Trefflichsten hinzugefügt werden dürfen, was von v. Bohlen, Bopp, Brockhaus, Dalberg, Dursch, Hiezel, Höfer, Holtzmann, v. Humboldt, Max Müller, Rückert, Schott, Schütz rc. übersetzt ist. Je weniger im Allgemeinen von jenen kostbaren Denkmälern des asiatischen Geistes ins Deutsche übertragen ist, um so mehr verdient dieses Wenige vollständig zusammengestellt zu werden. So wären auch die Reisewerke über Indien noch mehrfach zu ergänzen. Statt des Pseudo-Ezour-Vedam wären Anquetils Oupnekhat, Menu's Gesetzbuch, die Asiatischen Originalschriften, Paullinus, Hotwel, das Bhagavad-gita, das Gesetzbuch der Gentoos, die begonnenen Vedaübersetzungen rc. zu citiren.

Da das Buch die ganze Kulturgeschichte umfaßt, ist es interessant zu wissen, was sich der Verfasser am Ende vom Ziele und Ausgangspunkt aller Kultur denkt? Weislich hält er seine Vermuthungen zurück und begnügt sich, an der Kultur, bis zu welcher wir es gegenwärtig gebracht haben, einfach die Licht- und Schattenseiten einander gegenüber zu stellen. Gleichwohl blickt ein optimistischer Grundgedanke hindurch. Es scheint dem Verfasser, als ob der Fortschritt doch die Hindernisse, die ihm theils die konservative Partei, theils die Korruption der Fortschrittsmänner selbst in den Weg legt, zuletzt überwinden werde. „Die sittlichen Anlagen der Menschheit verändern sich nicht; sie sind aber einer immer größern Entwicklung fähig, an welche die Edelsten und Besten zu allen Zeiten geglaubt haben. Es ist eine Folge der religiösen und wissenschaftlichen Bildung, daß das Leben mehr als früher von Ideen geleitet wird, welche den sittlichen Fortschritt bedingen, und als öffentliche Meinung eine Herrschaft ausüben. Vieles Schlechte, welches sonst in der Ordnung war, ist durch sie geächtet. Sie stecken das Ziel, und sind die Merkzeichen des rechten Weges, daß man nach Verirrungen einlenken kann, deren man sich früher nicht einmal bewußt wurde. Die Gesetze aus der Zeit einer grausamen Rechtspflege werden bei der Vollziehung durch sie gemildert; sie richten, wenn die Gesetze schweigen, und bewirken, daß diese zu dem gesellschaftlichen Zustande stimmen. Sie fordern Gleichheit vor dem Gesetz, gleiche Vertheilung der Rechte und Pflichten, Anerkennung des persönlichen Verdienstes, gleiche Berechtigung zu Aemtern und Ehren bei gleicher Würdigkeit, und Oeffentlichkeit, um das Leben in allen Beziehungen zu überwachen. Als ihr Hauptwerkzeug erscheint die Presse, sofern sie ihrer Aufgabe eingedenk bleibt, gute und gereifte Ideen zu verbreiten. Statt unfruchtbarer metaphysischer Grübeleien verlangen sie einen Glauben, der durch die Liebe thätig ist. Eine warme Theilnahme an den Angelegenheiten der Menschen bezeugen die Einrichtungen für Arme, Dienende, Waisen und Wittwen; die Aufsicht über die Kinder der arbeitenden Klassen; die Sparkassen; Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine; die Anstalten für leiblich und geistig Kranke und für Verwahrloste; die Verbesserung der Gefängnisse; die Sorge für entlassene Sträflinge; die Maßregeln gegen Sklaverei und Leibeigenschaft, und ein günstigeres Loos der Juden, deren Glaubenslehren und Ritualgesetze es am meisten erschweren, sie mit gleichen Rechten in die bürgerliche Gesellschaft aufzunehmen. Es darf nicht irren, daß jene Ideen sich noch nicht überall wirksam zeigen, und da, wo es der Fall ist, Widerstand finden; die Versöhnung zwischen ihnen und der Wirklichkeit kann verzögert, aber nicht für immer verhindert werden."

Demnach wäre eigentlich der Kulturzustand der Vereinigten Staaten in Nordamerika derjenige, auf den es auch in der übrigen Welt hinauslaufen sollte, vorausgesetzt, daß dort nur noch das leidige Vorurtheil, welches die Sklaverei in Schutz nimmt, beseitigt werden könnte. Allein wir bekennen aufrichtig, ein solcher Zustand scheint uns der vollkommenste und würdigste für die Menschheit noch nicht zu seyn. Auch ist er unnatürlich, denn das Bedürfniß der Gleichheit ist nicht so ausschließlich, daß Herstellung der Gleichheit allein das Wohl der Menschen ausmachen könnte. Im Gegentheil werden hier einem politischen Abstraktum die konkretesten Dinge aufgeopfert.

2) Geschichte der Griechen, für die reifere Jugend von Gustav Pfizer. Mit einem Titelbilde. Stuttgart, S. G. Liesching, 1847.

Nachdem Herr Pfizer bereits die Geschichte Alexanders des Großen in ähnlicher Weise mit Glück behandelt hatte, konnte er

nicht unterlassen, auch die Geschichte des eigentlichen Griechenland nach wie vor Alexander im Ganzen zu schildern. Der Verfasser war durch klassische Studien, wie durch die ihm als Dichter angeborene Gabe schöner Auffassung und Darstellung gleich sehr geeignet, die griechische Geschichte für die Jugend zu bearbeiten. Je seltener sich solche Eigenschaften eines populären Bearbeiters der alten Geschichte beisammen finden, um so mehr ist das vorliegende Werk der heranreifenden Jugend zu empfehlen.

3) Gregor der Siebente, dargestellt von Professor Dr. Söltl. Leipzig, Fleischer, 1847.

Unsere Geschichtschreibung bietet die wunderbarsten Gegensätze dar; die protestantischen Historiker sind vor einiger Zeit guelfisch geworden, die katholischen ghibellinisch. Gregor VII. ist als ein großer, höchst genialer Mann und sittlicher Reformator seiner Zeit von Protestanten anerkannt worden, dagegen haben Katholiken die alten Vorwürfe des Hildebrandismus erneuert. Hier der romantische Zug im protestantischen Norden zur alten Kirche zurück; dort der josephinische Zug aus dem katholischen Süden zur Aufklärung. Unter den Akten dieses merkwürdigen Prozesses nimmt vorliegende Schrift auf der josephinischen Seite einen nicht unbedeutenden Rang ein. Herr Söltl ist nicht geneigt, die Erfolge Gregors einer tiefen Ueberzeugung und allüberwältigenden Begeisterung, sondern mehr der List zuzuschreiben. „Betrachten wir den persönlichen Charakter Gregors, so erscheint er gefällig und einschmeichelnd, wenn er Jemanden für seine Sache gewinnen wollte, wie anfangs selbst gegen die ihm abgeneigten Bischöfe der Lombardei. Wie wußte er die Markgräfinnen, wie die Kaiserin-Wittwe an sich zu fesseln, daß diese um des Papstes willen ihren eigenen Sohn aufgab; wie zweideutig und wahrhaft falsch zeigt er sich dagegen im Streite um den Thron Ungarns gegen die kaiserliche Tochter und Gemahlin des Königs Salomon, an welche er Trostbriefe schreibt und der er seine Verwendung verspricht, während er schon mit dem glücklichen Gegenkönige unterhandelt und diesem seine Hülfe zusagt! In Deutschland weiß er zuerst den jungen König Heinrich durch Briefe und Gesandte dahinzubringen, daß derselbe ungehindert Rechte und Ansehen der deutschen Bischöfe beugen und brechen ließ, und dann bot er Geistliche und Weltliche gegen ihn auf; in Frankreich reizte Gregor dagegen zuerst die Bischöfe und Edlen gegen den König, dann aber rief er diesen gegen die ungehorsamen Bischöfe auf, und je nachdem es die Umstände zu fordern schienen, war er gefällig und freundlich oder herrisch und stolz. Wie er in jenen beiden Ländern stets die Einen durch die Andern sich zu unterwerfen und jede Eintracht zu lösen bemüht war, um desto leichter seine Pläne durchzusetzen: so zeigte er dieses am offensten in seinen Briefen über die Angelegenheit mit den Normannen: daher seine Zögerung, ihnen Frieden und Versöhnung zu gewähren, bis der für ihn selbst vortheilhafte Augenblick gekommen wäre; daher seine offene Freude über ihre Uneinigkeit. Wie zeigt sich sein Starrsinn im Festhalten dessen, was er einmal beschlossen hatte; wie unbillig trotzig erscheint er gegen die mailändische Kirche, wie unchristlich streng in der Billigung der Grausamkeit gegen die Mönche von Tremiti, in der feierlichen Entsetzung des Papstes Benedikt, der sich doch seiner Würde schon begeben hatte, und in jener berüchtigten Buße Heinrichs IV.! Wie schmiegsam benimmt er sich aber gegen den gewaltigen Wilhelm, den Eroberer, gegen dessen Tyrannei in England er kein hartes Wort hatte und sie nicht zu mäßigen suchte, und gegen den Normannenhäuptling, Robert Guiscard! Sein Haß war unversöhnlich, und selbst da er den Tod schon vor Augen sah, wollte er weder dem Erzbischofe von Ravenna, Guibert, noch dem Könige Heinrich verzeihen. Und diesen Mann mit diesen Eigenschaften, wie er sich selbst in seinen Briefen und Thaten gab, nicht etwa wie seine Feinde ihn schildern, — diesen Mann wollten Einige zum Helden, Heiligen und Wohlthäter der Menschheit stempeln!"

4) Populäre Geschichte der christlichen Religionskriege. Von Theodor Oelckers. Leipzig, Hinrichs, 1846.

Die Menschen seyen arge und unverbesserliche Thoren, meint der Verfasser, daß sie sich um einen bloßen Wahn streiten und herumschlagen. Das Christenthum sey die Lehre der reinen Bruderliebe gewesen, was man drum und dran noch weiter hätte unter dem Christenthum verstehen wollen, sey ja ganz gleichgültig, entweder ein Wahn und Aberglaube, oder Pfaffentrug gewesen, weßhalb man sich nicht hätte die Hälse brechen sollen. Am meisten aber tadelt er unsere Zeit, die immer noch dem Wahn anhinge. „Der subtile Aberglaube des 19ten Jahrhunderts ist doch eben so gut Aberglaube, wie jener im plumpen Gewande, dem die ersten Jahrhunderte anhingen. Die Intoleranz, welche nicht mehr so schroff und anmaßend auftreten darf, wie ehedem, ist doch immer dieselbe Intoleranz. Auch die Erfolge der Streitigkeiten sind dieselben, wie vor Alters: Stoff zu neuen und immer wiederholten Streitigkeiten. Das Volk ist noch immer, wie in den alten Religionskriegen, bereit, sich — nicht um klare Ueberzeugung, — sondern um Mythen und Eingebildetes todt zu schlagen. Das Christenthum, wie es Priester lehrten, begann mit Streit über die Mythe und deren Auslegung, und derselbe Streit waltet noch heute." — Gewiß eine höchst oberflächliche Ansicht von der Bedeutung der Dogmen, leider aber eine gegenwärtig sehr populäre Ansicht. Das Volk wird dadurch zu Gleichgültigkeit oder gar zum Haß gegen alles Positive in der Religion abgerichtet, ohne auf der moralischen Seite zu gewinnen, was es auf der dogmatischen verliert. An Schriften dieser Art ist Leipzig ganz besonders fruchtbar.

Man muß den guten Willen achten, aber den Irrthum solcher Bücher bekämpfen. Ohne Zweifel meinen es die Verfasser ganz ehrlich, wenn sie unbedingte Toleranz empfehlen. Aber sie vergessen dreierlei, einmal, daß man bereits vollkommen gleichgültig gegen seinen Gott geworden seyn muß, wenn man das erste Gebot verletzen und andere Götter neben ihm dulden kann; zweitens, daß diese Gleichgültigkeit sich immer unfehlbar bestraft, indem Andersdenkende unsere Toleranz nur benutzen, um ihren Glauben an die Stelle des unseren zu drängen; und drittens, daß auch der Toleranteste am Ende wieder intolerant wird, wenn er gar zu arge Dinge toleriren soll. Oder um bestimmter zu reden, die sächsischen Rationalisten beweisen mit ihrer Toleranz gegen jeden fremden Glauben zunächst nur, daß ihnen der eigene sehr wenig am Herzen liegt; sodann müssen sie sich gefallen lassen, daß die katholische Kirche sich all die Glaubenskraft aneignet, welche der protestantischen entgeht und wahrlich nicht zum Vortheil der letztern; endlich aber werden sie sich recht bald in die Verlegenheit gebracht sehen, selber wieder intolerant zu werden. Denn wie ausgedehnt auch ihre Duldsamkeit seyn mag, so wird sie sich doch nicht auf alles erstrecken können, was die neuesten Sekten verlangen. Die Pantheisten verlangten Denk-, Rede-, Lehr- und Preßfreiheit. Daß ihnen dieselbe werde, dazu hat der tolerante Rationalismus redlich mitgeholfen. Nun wurde aber der Pantheismus in Kommunismus übersetzt. Wie wir aus den Untersuchungen in der Schweiz und aus Marrs Denkwür-

digkeiten erfahren haben, wurden Schriften der Hegel'schen Schule von Feuerbach, Bruno Bauer 2c. zum Theil in eigends darauf berechneten beispiellos wohlfeilen Auflagen unter den deutschen Handwerksgesellen verbreitet, und das kommunistische Plünderungssystem in seinen letzten Berechtigungen zurückgeführt auf die Grundsätze der Hegel'schen Philosophie, derzufolge wir alle Götter, mithin gleich und zu gleichem Genuß der irdischen Güter berechtigt sind. Was denken nun die sächsischen Rationalisten von der Sache? Wie, wenn die Kommunisten ihnen im Namen ihrer neuen Religion den Rock ausziehen, die Schränke leeren und das Haus anzünden? Werden sie dann immer noch tolerant bleiben?

5) Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite 1483—1517. Von Karl Jürgens. Leipzig, Brockhaus, 1846. 8.

Eine sehr fleißige Arbeit. Hier ist reichlich alles gesammelt, was die unumgängliche Nothwendigkeit der Reformation erweist. Man hat in unseren Tagen keinen Begriff mehr von der heillosen Korruption des Klerus am Ende des 15ten und im Anfang des 16ten Jahrhunderts, und man muß diese in ihrem ganzen Umfang kennen, um zu begreifen, daß eine Reaktion nothwendig geworden und gewiß erfolgt wäre, selbst wenn nicht einmal ein so tüchtiger Mann wie Luther sie geleitet hätte. Was man nun auch Erhebliches gegen den weitern Verlauf der Reformation vorbringen kann und wie ungenügend man am Ende die protestantischen Zustände in Vergleich mit dem Ideal der Kirche finden kann, so wird doch kein besonnener Mensch in der Welt zweifeln können, daß die Reformation, d. h. das sittliche Strafgericht über die Schändlichkeit der Pfaffen, und das natürliche Strafgericht der Deutschen über den welschen Trug nothwendig und unausbleiblich war. — Was nun aber Luther betrifft, so hat sich Herr Jürgens nicht bestrebt ihn wie er es verdient und ganz so, wie er war aufzufassen. Vielmehr hat er sich vom Standpunkt unserer nichtigen und tiefverlogenen Zeitphilosophie aus verleiten lassen, allerlei Ausstellungen an dem trefflichen Doktor Martin zu machen. Während Luther nur den Glauben und die daraus hergeleitete sittliche Kraft retten und sichern wollte, muthet ihm Herr Jürgens zu, er hätte die Wissenschaft, die Philosophie, den Geist von den Banden des Glaubens emancipiren sollen. Während die weltgeschichtliche Mission Luthers keine andere war als eine rettende, sühnende, wiederherstellende, mit einem Wort eine konservative, verlangt unser radikales Jahrhundert von ihm, er hätte ein Rousseau, wo nicht gar ein Feuerbach und Bruno Bauer seyn sollen. Solche Vorstellungsweisen von unsern Reformatoren sind aber in Sachsen und Preußen so gewöhnlich, daß man sie keinem Einzelnen besonders zurechnen darf. Dagegen reden hilft auch nichts. Man muß die Wogen des Wahns vorüberrauschen lassen. Luther wird noch rein und groß in der Weltgeschichte dastehen, wenn alle Trübniß unseres philosophischen Radikalismus längst in den Lethe geflossen seyn wird.

6) Philipp Melanchthon nach seinem äußern und innern Leben, dargestellt von Karl Fr. Ledderhose. Mit des Reformators Bildniß und Wappen. Heidelberg, Karl Winter, 1847.

Mit wie vieler Liebe und Ehrfurcht auch der Verfasser Philipp Melanchthons Verdienste hervorhebt, ist er doch gerade gegen ein Hauptverdienst des Reformators ungerecht. Er sagt von ihm Seite 313. „Wenn Melanchthon auch in manchen Punkten (den Katholiken) fälschlich nachgegeben hat, so blieb ihm doch der Kern der Wahrheit stehen. Die augsburgische Konfession war sein Bekenntniß. Wenn daher die Grundlehren des Christenthums, wie sie in den Bekenntnissen der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche niedergelegt sind, angetastet wurden, so war er sehr aufgebracht und hatte die Ansicht, daß man solche Leute bestrafen müsse. Daher kam es, daß er die Verbrennung des Michael Servet, der die Lehre der heiligen Dreieinigkeit verwarf und verlästerte, entschieden billigte. Er ging damit ganz von dem alttestamentlichen Standpunkte aus und vergaß, daß wenn solche Leute auch nicht für Glieder der christlichen Kirche angesehen werden können, sie doch in Geduld getragen werden müssen. So war er auch für die strengsten Maßregeln gegen die Wiedertäufer und andere Schwärmer und Irrlehrer. Wenn er auch hierin gewiß nicht neutestamentlich sieht, so beruhte seine Ansicht doch auf einem warmen Eifer für Reinerhaltung der christlichen Kirche; darum war es ihm hauptsächlich zu thun. Freilich könnte man hierbei einwenden, daß er alsdann selber nicht so wetterwendisch in manchen Lehren hätte seyn dürfen.“ Melanchthon verlor nie aus den Augen, daß die Kirchentrennung ein Unsegen sey und wünschte daher sehnlichst, die Katholiken zu versöhnen, von der Nothwendigkeit der Reformation zu überzeugen und ihnen, wo es irgend seyn konnte, ohne das Prinzip aufzuopfern, entgegenzukommen. Er legte auf einige Nebensachen, auf welchen die Lutheraner bestanden, bei weitem keinen so großen Werth, als auf eine Vereinigung mit den Katholiken, wodurch der großen abendländischen Kirche ihre Einheit erhalten worden wäre, und er war daher bereit, bei den Unterhandlungen solche Nebendinge aufzuopfern. Das hat man ihm nun zum Vorwurf gemacht, und „wetterwendisch“ genannt, obgleich er nur weise war und nicht genug zu rühmen ist. Wie unsäglich viel Unheit, das über unser Vaterland gekommen ist, wäre vermieden worden, wenn man Melanchthon gefolgt wäre. Dieß näher zu bedenken verschmäht aber unser Verfasser und gesellt sich denen zu, welche dem Reformator aus seiner Nachgiebigkeit einen Vorwurf machen. — Melanchthon hat sich ferner, scheinbar im Widerspruch mit seiner allbekannten Sanftmuth und Milde, aufs entschiedenste für die gewaltsame Unterdrückung der kirchlichen Wühler und Anarchisten, der Selbstvergötterer und Gottesläugner, der Wiedertäufer und Servets erklärt, und damit seinen großen Verstand und richtigen Takt bewiesen, denn ohne die rasche und gewaltsame Unterdrückung jener Schwärmer wäre die Reformation in einem Abgrund von Revolution untergegangen. Aber auch das läßt unser Verfasser nicht an ihm gelten, sondern macht es dem Reformator zum Vorwurf, indem er sich denen zugesellt, die da meinen, die Verdammung auch der gefährlichsten Schwärmer, Aufwiegler und Gotteslästerer sey unchristlich, man müsse alle in Geduld ertragen. Beides, die Starrheit und Unversönlichkeit gegenüber der katholischen Kirche und die Geduld und Nachgiebigkeit gegenüber den kirchlichen Anarchisten gereicht der protestantischen Kirche zum Verderben und wer es wohl mit ihr meint, muß es auch mit Philipp Melanchthon halten.

7) Ulrich von Hutten, der Ritter, der Gelehrte, der Dichter, der Kämpfer für deutsche Freiheit. Dargestellt von August Bürck. Mit einem Bildniß Ulrichs von Hutten. Dresden und Leipzig, Arnold, 1846.

Ulrich von Hutten hat durch die außerordentliche Verehrung, die ihm in neuerer Zeit von Seite des vulgären und Pseudo-Liberalismus gezollt wird, leider nicht viel an Größe gewonnen, wohl aber ist er noch langweiliger gemacht worden,

als es seine Schriften ohnehin sind. Einen solchen Charakter muß man möglichst kurz zusammenfassen um ihn anziehend zu finden. So wie man ihn in der ganzen Breite seiner Sprache auseinanderlegt und dann noch die modern sentimentale Brühe eines Ernst Münch und ähnlicher Spiegelfechter des Liberalismus darüber gießt, so wird er für Geister von nur einigem Geschmack völlig ungenießbar. Wir dürfen dem trefflichen Ritter nicht zurechnen, was ihm seine Bewunderer geschadet haben; doch sind seine zahlreichen Flugschriften und Gedichte bei weitem nicht mit den Lutherischen an Kraft und Tiefe zu vergleichen, und indem er beständig die Ritterlichkeit vorkehrt, statt des Schwerts aber doch eigentlich immer nur die Feder führt, nehmen seine großen Worte hin und wieder einen Schein von Prahlerei an, und gerade diese seine schwache Seite hat ihm, scheint es, das Herz unserer liberalen Maulhelden gewonnen. Zu den letztern wollen wir jedoch Herrn August Bürck keineswegs gerechnet haben, den wir vielmehr als einen sinnigen Romantiker schätzen und von dem wir uns nur wundern, wie er sich an einen für das romantische Interesse so unergiebigen Stoff hat wenden mögen

8) Korrespondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel, mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus, 1846.

Höchst werthvoll für die Geschichte Karls V. und der Reformation, ein Material von mehr als tausend Briefen der bedeutendsten Personen jener Zeit. Freilich aber auch mühsam durchzulesen, daher sehr zu wünschen wäre, dieses und ähnliches Material möchte bald zu einer vorzüglicheren Geschichte Karls V., oder Ferdinands I. benutzt werden, als wir bis jetzt besitzen. Buchholtz hat sich viel Verdienst erworben, aber er ist zu weitläuftig und in einiger Beziehung parteiisch. Es ist unendlich schwer, hier das unermeßliche Detail der Geschichte kurz zusammenzudrängen, allein es muß doch geschehen, wenn uns die Reformationsgeschichten nicht immer langweilig werden sollen. Wie viel gute und meisterhafte Revolutionsgeschichten haben die Franzosen, während unsere Reformationsgeschichte noch nie in klassischer Weise zusammengefaßt worden ist.

9) Nicolo Machiavelli's florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred Reumont. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1846.

Unter den Werken des großen Florentiners eines der berühmtesten, und hier in einer vortrefflichen Uebertragung wiedergegeben. Es bedarf nur der Erwähnung, daß Herr Alfred Reumont, eines der bedeutendsten Talente für Geschichtskunde und Sprachen in der Gegenwart, und durch die Gunst des Zufalls Italien eben so innig wie Deutschland angehörig, vor allen berufen war, ein Meisterwerk wie das vorliegende, unserer Sprache anzueignen. Im Vorwort wird die Bedeutung des Buches für seine Zeit näher erörtert. Es war die Zeit der Reformation, der gewaltsamsten Krisen, in denen die sittlichen und unsittlichen Kräfte der Menschen auf eine ganz ungewöhnliche Weise aufgeregt waren. Machiavelli beherrschte diese bewegte Zeit mit seinem Geiste, unterlag ihr aber mit seinem Charakter. Das ist wohl der Schlüssel zu seiner richtigen Beurtheilung. Man hat ihn schwer beschuldigt, und andererseits entschuldigt und gepriesen, und auch die jüngsten Historiker sind noch nicht einig über seine Schätzung. Allein es ist ganz klar, daß er wie Tacitus in eine korrupte Zeit versetzt, mit allem Geist des Tacitus, doch nicht dessen Gesinnung oder wenigstens nicht die Stärke besaß, das Sittengesetz der Weltklugheit unbedingt und offen überzuordnen.

Berichtigung. *

In der Einleitung zu Laube's Karlsschülern findet sich irrigerweise eine Mlle. Baumann, nachherige Gattin des Kapellmeister Ritter, als erste Darstellerin der Louise in Kabale und Liebe angeführt. — Dem war nicht so, sondern Schiller schrieb diese Rolle eigends für die Geliebte seines Freundes, Heinrich Beck, eines damals sehr gefeierten Schauspielers, dem er den Ferdinand bestimmte. Diese war eine Tochter des Hofkammerrath Ziegler in Mannheim, eine schöne Blondine von 18 Jahren, die Schiller ganz von Außen und Innen kopirte, und sie auch der Leonore im Fiesko anpaßte. Sie hatte eine entschiedene Neigung für das Theater und für Beck; beidem aber widersetzten sich ihre Eltern, da sie katholisch waren und Beck Protestant, und damals die Schauspieler noch eigentlich exkommunizirt waren. — Endlich aber siegte die Liebe, und Caroline Ziegler debütirte als Louise und Becks Braut, mit ungeheurem Beifall. Man denke sich in den beiden Rollen zwei junge liebenswürdige Leute, die sich leidenschaftlich liebten, und durch Schiller und Iffland eingeschult waren, und man wird sich den Effekt denken können, sie wäre gewiß unter dieser Leitung und bei ihrem natürlichen Talent eine der ersten Schauspielerinnen geworden, aber ihr glücklicher, schwer errungener Ehestand dauerte kaum ein Jahr, wo sie, allgemein bedauert, im Wochenbett starb. Schiller litt damals viel für seinen Freund Beck, da es bei dem Begräbniß noch so viele Unannehmlichkeiten mit der katholischen Geistlichkeit gab, wie früher bei der Heirath. Damals sollten weder Schauspieler noch Wöchnerinnen bei andern Christen ruhen, und Caroline Beck wurde endlich ganz in der Stille auf den lutherischen Kirchhof begraben. — Ich habe noch eine dunkle Idee von Versen, die Schiller bei diesem Ereigniß an seinen Freund Beck gedichtet hat, die aber wie ich glaube nicht veröffentlicht wurden. Vielleicht finde ich solche einmal noch in einer Schublade meines Gedächtnisses.

Nach Carolinens Tod erhielt erst die Mlle. Baumann die Rolle der Louise, und da es sehr schwer war, die Nachfolgerin der Beck zu seyn, so nahm sich Schiller so wie auch Iffland sehr um sie an, und suchten sie zu heben, was auch theilweise gelang. Von einer besondern Neigung zu ihr war aber nichts zu bemerken, da er sich damals ausschließlich mit meiner Schwester beschäftigte. Später huldigte er in Dresden der liebenswürdigen Sophie Albrecht, die für dasselbe Rollenfach ganz vorzüglich war.

Schiller las jedesmal, wenn ein Bogen von Kabale und Liebe aus der Druckerei kam, denselben am Abend meinem Vater vor, weßhalb alles was darüber gesprochen und verhandelt wurde, mir noch sehr erinnerlich ist, besonders da Herr von Dalberg meinen Vater immer bei Vertheilung der Rollen zu Rath zog. — Es leben vielleicht in Mannheim wohl noch Menschen aus jener Zeit, aber sicher Niemand, der in den Verhältnissen war, wie ich.

* Der Redaktion von einer hochachtungswürdigen Dame mitgetheilt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 52. Dienstag den 20. Juli 1847.

Reise.

Briefe aus Indien. Von Dr. W. Hoffmeister, Arzt im Gefolge Sr. königl. Hoheit des Prinzen Waldemar von Preußen. Aus dessen nachgelassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Dr. A. Hoffmeister. Mit einer Vorrede von C. Ritter und sieben topogr. Karten. Braunschweig, Westermann, 1847.

Das ruhmvolle Ende des unglücklichen jungen Deutschen, mit dem viele schöne Hoffnungen zu Grunde gingen, ist aus den politischen Zeitungen allgemein bekannt. Er fiel an der Seite des Prinzen Waldemar in der Schlacht bei Ferozeschah unter dem mörderischen Artilleriefeuer der Sikhs, am 21. December 1845.

Hier erscheint gesammelt, was von seinen interessanten Reiseberichten übrig ist. Er war ein wissenschaftlich gebildeter Arzt und Naturforscher und liebenswürdiger Gesellschafter. Seine Schilderungen sind eben so belehrend, als gut geschrieben.

Prinz Waldemar von Preußen, den der Verfasser als Arzt begleitete, nahm seinen Weg über Griechenland und verweilte kurze Zeit am Hofe zu Athen. Hoffmeister beschreibt die glänzenden Feste und Landparthien, welche bei diesem Anlaß Statt fanden, und rühmt besonders die Kühnheit Ihrer Majestät, der griechischen Königin, die zu Pferde über das schwierigste Terrain zu fliegen liebe. „Ich kann Dich nur versichern, daß der König und die Königin von Griechenland ganz charmante Leute sind, die wohl verdienten glücklicher zu seyn, als sie sind; denn das undankbare Volk, dem zu Liebe der König ungeheure Summen jährlich verwendet, wird nie zur Erkenntniß kommen. Welches Vergnügen herrschte am Hofe, als der Prinz durch seine Gegenwart die Hoffeste verherrlichte, an deren keinem ich gefehlt habe; ich glaube, es mag für gewöhnlich recht langweilig zugehen; denn es fehlt ein hoffähiger Adel, alle Deutschen sind verbannt. Die Gesellschaft ist also einförmig genug, bestehend aus vier oder fünf Hoffräulein der Königin, von denen nur eine deutsch spricht, mehreren griechischen Kavalieren, unter denen mir Herr Mauromichalis, der Ordonnanzoffizier des Königs, sehr gefallen hat; dann Professor Roß, ein sehr gelehrter Alterthumsforscher, früher an der griechischen Universität, von welcher der dritte September manchen verdienten Mann, manche Hauptstütze entfernt hat. Daß also die Freude groß war, als ein so höchst liebenswürdiger Prinz mit seiner Begleitung etwas Mannigfaltigkeit in dieß einförmige Leben brachte, ist wohl natürlich; daher drängte ein Fest das andere, und der Vergnügungen war kein Ende. Zwar mußte man etwas fest auf den Knochen seyn, um nach einem sechsstündigen Ritte über Stock und Stein im Galopp, zu Fuß vielleicht noch zwei Stunden mit dem Pferde an der Hand über steile Wände und Felsblöcke herabklettern zu können, wobei selbst die griechischen Pferde mitunter ausgleiten, und dann am Ende des Festes noch die halbe Nacht unermüdlich zu tanzen in einem Klima, wo die Abendkühle einem warmen Vermittage bei uns gleicht. Das Alles habe ich aber mitgemacht und was vielleicht noch mehr zu bewundeen ist, Ihre Majestät die Königin war dabei immer voran, führte den Zug im Galopp über die Steinfelder hin, wo mancher, z. B. ich, nicht an Galoppiren gedacht haben würde, gab nach der Tafel neue angreifende Spiele an und ließ ihren Hoffräulein, die gewiß oft lieber das Kanapee gesucht haben würden, als im Blindekuh- und Reifenspiel handlend einzugreifen, nicht viel Ruhe. Kurz die Parthien nach dem Penthelikon, wo der köstliche Marmor gebrochen wied und wo eine Gruppe von Pappelbäumen als Seltenheit in Griechenland es allein der Mühe werth macht, Tänze im Mondenschein mit schönen Damen im prachtvollen griechischen Kostüme aufzuführen, die Parthien nach dem Hymettus und der Nymphengrotte waren köstlich und haben sich mir unvergeßlich eingeprägt."

Der weitere Weg führte unsere Reisenden zur See nach Aegypten. Hoffmeister schildert die ersten Eindrücke des Orients, die Ufer von Alexandria, das von Menschen wimmelnde Kairo, dessen herrliche Moscheen, die Pyramiden ꝛc. mit großer Lebendigkeit. Dann folgen wir ihm auf einem rauhen Dromedar durch die Wüste nach Suez, wo die Reisenden sich einschiffen, um durchs rothe Meer in die indischen Gewässer zu fahren. Nach einem nur kurzen Anhalt in Aden, an der Südspitze Arabiens, wurde nicht mehr gelandet, als auf der Insel Ceylon, in der vollen Ueppigkeit des Tropenlandes.

Schon von weitem duftete den Reisenden auf dem Meer die Insel entgegen mit ihren, wenn auch nicht Zimmet-, doch andern zauberischen Blüthengerüchen. Am Ufer selbst entfaltete sich die so fremde, so reizende und überschwenglich reiche Vegetation. Der Verfasser schwelgte zum erstenmal in dieser Fülle der Natur und kann nicht laut genug sein Entzücken ausdrücken. „Es gibt nichts Graciöseres als diese hoch geschwungenen, zart gebogenen, schlanken Palmen mit ihren buschigen Kronen; wie plump erscheint dagegen schon die afrikanische Dattel, geschweige jeder andere europäische Baum. Der tiefblaue Himmel und die hochspritzende Brandung an den schwarzen Felsen der Seeküste bildet dazu einen wunderschönen Kontrast. Es ist kaum zu sagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropischen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende, schwere Luft, die feenartige

Beleuchtung, streifig aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reisenden macht. Dichtes Gebüsch von gelb, roth und blau blühenden Glockenblumen umgibt die reinlichen Wohnungen, welche nach holländischem, alterthümlichen Style mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Colombo einfassen, ohne einen besondern Namen zu führen. Alte holländische Inschriften finden sich überall an halb verwitterten, mit grünem Moose überzogenen Backsteinmauern wie in einer längst von Menschen verlassenen Gegend. Alles macht den Effekt des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in Gärten eingeschlossen stehen, bedeckt dichtes Strauchwerk den Boden, um so niedriger je näher dem Meere zu. Unter dem Gesträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; köstlich gefärbte Krabben laufen über die Steine hin und verkriechen sich verfolgt mit eiligen Seitensprüngen unter die dichten Ranken der schönen, rothblühenden Geißfußwinde. Die Ananas und der Pandang gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genähet, wie es scheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Lust sich hier niederzusetzen und die prachtvollen Gruppen von Brodfrucht-, Mangobäumen und Palmen zu zeichnen; oder soll ich erst meine Kapsel mit den prächtigen Liliengewächsen und Schlingpflanzen füllen, oder den 3' langen Eideren auf dem schwarzbemoosten Felsboden nachstellen, den schwarzen Teufel von Skorpion unter dem Steine hervorholen, oder lieber diese handbreiten, schwarzgeflügelten, buntäugigen Schmetterlinge fangen. Hier ist Priamus und Helenus; hier ist Aristippus und Agamemnon." Auch die Menschen fand der Reisende angenehm, wohlhabend, sehr gefällig, des glücklichsten Friedens sich erfreuend. Hier stieß er schon auf die ersten Spuren des chinesischen Komfort, ein Beweis, wie verführerisch der chinesische Luxus für die indische Welt ist und wie China im Stillen Eroberungen macht, die England nicht hindern kann.

Hoffmeister besuchte auf Ceylon die Städte Colombo, Kandy, den berühmten Adamspick rc. Besonders interessant waren hier die Elephantenjagden, denen er mit dem Prinzen beiwohnte. Der Prinz selbst schoß Elephanten. Ihr Führer, Major Rogers, hatte schon über 1400 Elephanten getödtet, war aber selbst einmal von einem fast umgebracht werden, so daß ihm alle Rippen und der Arm zerbrochen worden waren. Trotz so ergiebiger Jagden sind die Elephanten noch in ungeheurer Anzahl vorhanden und scheinen sich eher zu vermehren, als zu vermindern. Aus mancher Gegend haben sie den Menschen vertrieben, denn es ist sehr gefährlich, in ihrer Nähe zu wohnen. An den meisten alten und großen Bäumen, die ein Elephant nicht umreißen kann, sind Leitern angebracht, auf die man sich schnell retten kann, wenn ein Elephant kommt.

Von Ceylon segelte Prinz Waldemar mit seinem Gefolge nach Madras, von da nach Calcutta. Hier gefiel es dem Verfasser nicht so gut, wie auf Ceylon. Besonders genirte ihn die steife Etikette der Engländer und das zahllose Bedientenvolk. In einem so heißen Klima braucht man Bequemlichkeiten, aber die Sitte gestattet dieselben nicht. Man wünscht weite, orientalische Gewande, aber man muß im Frack, Halsbinde, Glacéhandschuhe und darf nie anders erscheinen. Man hofft, von so vielen Bedienten auch alles zu erlangen, was man will, aber jeder hat nur ein bestimmtes Geschäft zu besorgen und thut nie ein anderes. Einer bringt nur Wasser, der andere nur Wein, der dritte nur die Kleider rc. Ist nun der rechte nicht da, so kann man zwanzig Kerlen vergebens befehlen; obgleich sie herumstehen, thun sie nichts.

Eben so wenig war der Verfasser mit dem Komfort der Reise ins Innere Bengalens zufrieden. Er mußte sich in einer Palankine tragen lassen. „Man denke sich einen hölzernen Kasten mit einer weiten Oeffnung an jeder Seite; oben ist der Länge nach ein starker Baum befestigt, dessen Enden auf den Schultern der vier Träger liegen. Man liegt ausgestreckt in dieser Maschine, steht eine unerträgliche Hitze aus, oder erstickt vor Staub, wenn man versucht die Thüren offen zu lassen; denn das Gewicht des Kastens ist bedeutend und die armen Kulies können die Füße nicht allzuhoch heben, rühren also allen Staub der seit vier Monaten unberegneten Straße beständig auf. Dabei singen diese armen Geschöpfe einen stöhnenden Gesang, der zuerst jämmerlich anzuhören ist, wie eine qualerpreßte Klage, bis man sich daran gewöhnt wie an das Knarren eines Rades, und auf ihre zerschundenen Schultern und die Risse an ihren nackten Füßen mit derselben Gleichgültigkeit, wie auf den wundgeriebenen Rücken eines Pferdes herabsieht." Doch sah der verdienstliche Reisende auf seinem Wege bald interessante Genrebilder. „Erst bei Gaya sahen wir wieder Felsen und Berge, die etwas Mannigfaltigkeit in die dürre Wüste bringen. Die Veränderung in der Bevölkerung, in Tracht und Sprache war uns schon am zweiten Tage auffallend. Am dritten begegneten wir zahlreichen Pilgern. Die Trachten waren malerisch, nicht mehr das einförmige weiße Tuch um Schultern, Brust und Schenkel vielfach geschlungen wie in Calcutta, sondern hier entfaltete sich ein reicher himmelblauer Kaschmir, hier ein dunkelgelber Mantel, hier eine goldgestickte, schwere seidene Tunika; die Kopfbedeckung verwandelt sich aus dem wulstigen Turban in ein flaches Barett von eleganter Form und Farbe. Wir sahen einen kräftigen Menschenschlag. Die Leute trugen meist enge Beinkleider und gingen bewaffnet mit einem eisernen Schilde auf dem Rücken und einem langen Schwerte an der linken Seite. Hin und wieder schleift ein gewaltiger Elephant seine Säulenfüße und trägt eine ganze Familie auf seinem Rücken, die eines reichen Priesters oder eines Rajah, mit sämmtlichem Hausgeräthe, bestehend aus einigen Decken, die zugleich als Mäntel dienen, Messinggefäßen zum Trinken und einem Kessel zum Kurriekochen. Die ganze Pracht des Kostüms wird stets zur Schau getragen; wozu also noch Koffer oder anderes Hausgeräth? Ein persischer Kaufmann mit grünem Turban, behaglich die Hukapfeife brodelnd, rollt im leichten Fuhrwerk vorüber, einem kleinen, viereckigen Thurm sammt Baldachin, der auf zwei Rädern ruht und dessen Deichsel an einem ledernen Höcker mitten über dem Rücken des Pferdes befestigt ist. Sein schwarzbrauner Begleiter treibt das arabische Pferdchen. Von einem langen Kameelzuge sah ich in Folge der niedrigen Stellung des Palankin nur die Beine." Gaya fand Hoffmeister sehr schön. Unter einer hohen Tamarinde erfreute er sich des indischen Lebens. „Welch ein Genuß, an einer schroffen Klippe auf der knorrigen Wurzel eines solchen Baumes sitzend, die ganze lange Stadt mit ihren spiegelhellen Teichen, deren breite Stufen mit waschenden Frauen und deren Bassins von badenden Elephanten belebt sind, mit ihren mannigfaltigen Thürmchen und den weißen Moscheenkuppeln, kurz mit ihrer ganzen orientalischen Eigenthümlichkeit so aus dem Sammtgrün der indischen Vegetation hervorragen zu sehen. Welch ein Leben unten auf den bestaubten Straßen, welches bunte Gemisch von Fuhrwerken, Palankinen, Chaisen, Gigs, Elephanten mit ihren Baldachinen; Frauen mit großen Goldringen im Nasenflügel und einer Menge dicker Armringe von Silber, große Krüge auf dem Kopfe tragend, bunte Nativsoldaten, Männer in ein schmutziges weißes Tuch eingewickelt, große Schnabelschuhe an den Füßen." Die große Stadt Patna fand Hoffmeister weniger schön.

Von hier machten die Reisenden einen Abstecher nach Kathmandu, der Hauptstadt des Rajah von Nepaul, um diesem indischen Herrn einen Besuch abzustatten. Der Rajah

ist noch jung und soll nicht besser, wie ein Spitzbube, aussehen. Er verspricht ein Wütherich erster orientalischer Qualität zu werden. Dieser Fürstenpöbel mit seiner Diamantenlast bedeckt und unter seinem gräßlich lärmenden Gefolge machte auf unsere Reisenden einen weniger erfreulichen Eindruck, als der erste Anblick des Dhawalagiri und der höchsten Gebirge unserer Erde, wovon, wie Hoffmeister sagt, die Erinnerung an die Schweizer Alpen als kleinlich in Nichts verschwinde. Nachdem die Reisenden in Sigaulih noch einer Tigerjagd beigewohnt, kamen sie nach dem prachtvollen Benares, das Hoffmeister sehr rühmt, und machten von hier wieder einen Absprecher nach Lucknow zum Rajah von Aude. Das ist ein gutmüthig, schrecklich dicker Herr mit hängenden Hamsterbacken, also ebenfalls Zeuge einer entarteten Race. Er hat die abendländische Kultur an seinem Hofe mit der morgenländischen zu vereinigen gestrebt. Nicht zum Vortheil des guten Geschmacks. „In Lucknow herrscht eine wahre Manie, lebensgroße Statuen aus Marmor oder Stuck zu Dutzenden in jede Ecke hinzustellen, gänzlich ohne Rücksicht auf die Wahl der Figuren; diese scheint vielmehr dem Fabrikanten überlassen zu werden, welcher nach uralten französischen Modellen, deren Originale wohl schon längst verschollen seyn mögen, für ein Billiges Schäfer und Schäferinnen, englische Soldaten, einen Neptun oder farnesischen Fechter, Pudel, Löwen und andere Thiergestalten anfertigt und aufstellt. Mitunter sieht man Büsten von Jean Jacques Rousseau, d'Alambert, Napoleon am Boden zwischen Faunen und den Ungeheuern der indischen Mythologie zur Einfassung eines Beetes in großer Eintracht versammelt. Was diese Kunstwerke der Skulptur noch in ein glänzenderes Licht setzt, ist eine Erfindung, welche gewiß in Europa Beachtung verdiente, nämlich der Gebrauch, die Haare, Augen und Füße, mögen sie nackt oder beschuht seyn, mit dicker, schwarzer Rußfarbe anzustreichen. Aeußerst vortheilhaft nimmt sich bei dieser Verbesserung die mediceische Venus aus. — Man sah ein paar schöne Salons, rund umher an ihren Wänden mit Sammt und Brokat überzogene Divans und wiederum eine Auswahl erbärmlicher französischer, bunt gemalter Kupferstiche, auch verschiedene Spieluhren, welche recht nach indischen Begriffen von Musik alle zugleich in Bewegung gesetzt wurden.“ Um die Geschmacksmengerei zu vervollständigen, sangen unsere Landsleute hier „was ist des Deutschen Vaterland?“ — Weiter reisten sie über das prächtige Agra und Bhurtpur, wo wieder ein Rajah besucht wurde nach dem weltberühmten, aber arg verfallenen Delhi.

Von hier an unternahmen sie die große, mühselige, aber herrliche Gebirgsreise von den Quellen des Ganges zu denen des Sutledsch, an der Grenze von Tibet. Das nächste Ziel der Reise waren die heiligen Tempelorte an den Gangeswasserfällen und Quellen Gaurikund, Kedarnath, Gangotri. Hier erheben sich riesenhafte Tannen bis zur Höhe von 200 Fuß. Viele Bäume des Gebirgs erinnern an Deutschland, nur hat alles größeres Maaß. Einen Haselnußbaum sah der Verfasser, so groß, wie bei uns die Eichen. Auf diese hohen Gegenden an den Gangesquellen beziehen sich die topographischen Karten, die dem Werke beigelegt sind. Nächst der Schilderung der wilden Gebirge, der brausenden Flüsse und der majestätischen Vegetation beschäftigt den Verfasser vorzüglich die Beschreibung der heiligen Tempel und Badorte, wo die indischen Pilger sich von ihren Sünden reinigen. — Auf dem weitern Wege von hier über die höchsten Gebirge bis an den Sutledsch und die Grenzen Tibets standen die Reisenden die äußersten Strapazen und Gefahren aus. Hier, so weit vom englischen Gouvernement entfernt, hörte die Botmäßigkeit auf. Der hohe Reisende sah sich plötzlich unter einem fremden Volke wie verrathen und verkauft. Selbst der Engländer, der bisher sein Führer gewesen, komplottirte gegen ihn und mußte entfernt werden. Nur durch große Energie, namentlich Prügel, gelang es, die nöthigen Kulies (Träger) zu bekommen und festzuhalten. Diese Menschen verzweifelten bei jedem Abhang, und auf der allerdings höchst gefährlichen Reise über die Gletscher mußten die Deutschen, anstatt von den Indern geführt zu werden, immer selber voran seyn und durch ihr Beispiel den verzagenden Eingebornen erst Muth machen. So brachten die Reisenden drei Monate bei unerhörten Anstrengungen zu. Ihre zerrissenen Kleider mußten durch das seltsame Kostüm der Gebirgsbewohner ersetzt werden, das ebenfalls bald wieder zerriß. Ihre Schuhe hatten keine Sohlen mehr. So kamen sie nach Tschini, der ersten Station der Civilisation, die sie wieder erreichten. „Trotz aller Unbequemlichkeiten, sagt Hoffmeister S. 268, stelle ich diese Bergreise als den interessantesten Theil der ganzen Tour oben an. Wir haben viel Mühseligkeiten überstanden, haben wochenlang unter den nassen Zelten geschlafen, und sind ganze Tage hindurch im halbgeschmolzenen Schnee fortgewandert, haben bis an die Knie im eiskalten Wasser stehend mit steifgefrornen Händen Brücken über die reißenden Bergströme gebaut und Abhänge erklettert, an denen eine Ziege Schwindel bekommen hätte, und dabei von zähem Bocksfleisch und hartem Schiffszwieback oder zähem Schipatti (Kuchen aus Gerstenmehl) gelebt, wozu, da der größte Theil des Weinvorrathes verloren gegangen war, ein Schluck Branntwein vorzüglich gefunden wurde. Dabei ging die gute Laune nie aus; denn es war nie ein ernstlicher Grund vorhanden, sich Sorgen zu machen, auch fehlte die Zeit dazu. Kaum ist der letzte Berg mit Mühe erstiegen und der Zeltplatz ausgewählt, so ist das erste Geschäft, das Zelt zu errichten. Alle legen Hand an und in wenigen Minuten steht das Zelt; die Mäntel werden aufgerollt, die Decken ausgebreitet, und das Nachtlager ist fertig. Allein draußen steht auf ihren Lohn wartend die Schaar der Kulies; die armen Teufel dürfen nicht zu lange auf das sauer verdiente Stück Geld harren. Dazu müssen mehrere Stricke aufgebunden und wieder in künstliche Knoten verschlungen werden, welche die Stelle der Schlösser vertreten. Plötzlich fallen mir die gesammelten schönen Pflanzen ein; wie schade, wenn sie verwelkten! Auch das feucht gewordene Papier muß in der Sonne ausgebreitet und getrocknet werden. Die in verschiedenen Flaschen wimmelnden und zappelnden Geschöpfe von ihren Leiden zu erlösen und auf die Nadeln zu reihen, ist ebenfalls ein unaufschiebbares Geschäft. Während ich diesem obliege, drängen sich verschiedene Leute mit flehender Geberde zu mir heran. Der Eine zeigt jammernd auf seinen Magen, der Andere bringt ein krankes Kind und legt es mir ohne Weiteres vor die Füße. Andere tragen einen Unglücklichen mit zerschmetterten Beinen herbei. Da gilt es, nicht zu zaudern. Man muß wenigstens seine Bereitwilligkeit zeigen, wo man nicht helfen kann, und wie selten kann man leider in dieser Eile wirklich helfen. Es ist hart, wenn man die armen Leute, welche meilenweit hergekommen sind und zuversichtlich von dem Bara Doktor Schahib ihre Heilung erwarten, mit leidigem Rathe entlassen muß. Ist nun endlich die Wunder wirkende Arznei aus dem tief verpackten Kasten genommen, ist der Verband, nicht ohne große Lücken in dem Reste der leinenen Hemden zu machen, angelegt, so denkt man endlich der Ruhe zu pflegen. Da gießt plötzlich ein Regen herab und droht den trocknenden Pflanzen den Untergang. Man eilt hinaus und flüchtet die Schätze. So geht der Rest des Tages hin; unerwartet rasch tritt die Dunkelheit ein, und die einfache Mahlzeit wird mit Heißhunger verzehrt. Kaum sind die Schüsseln fortgeräumt, so erstirbt die Unterhaltung, und die Augen drohen

zuzufallen; doch nein, Sperrhölzer her! denn das Tagebuch muß noch geschrieben werden, ehe sich die Eindrücke des am Tage Erlebten verwischen. Ein düsteres Licht, durch eine künstliche Papierglocke gegen den Zugwind geschützt, damit es nicht zu oft auslösche, leuchtet zu der Arbeit. Wie geistreich und interessant, in welcher poetischen Stimmung spricht man sich da über Gesehenes und Erlebtes aus! — Endlich ist es erlaubt, auf das harte Lager von kratzendem Wollstoffe zu sinken, und man würde herrlich darauf schlafen, wenn die beständigen Aderlässe, von Mücken und Stechfliegen und anderen stechenden und saugenden Thierchen veranlaßt, den traumvollen Halbschlaf zum festen Schlummer werden ließen. Nach kurzer Ruhe graut der Morgen wieder, und ein lärmender Sklave erscheint, der durch unbarmherziges Fortreißen der Bettstücke zwingt, in die vom gestrigen Regen noch feuchten Kleidungsstücke zu fahren. Das Zelt verschwindet eben so rasch und man steht schauernd im kalten Morgenwinde."

In diesen Gebirgen macht sich der Einfluß Tibets in den Physiognomien, wie in der Tracht bemerkbar. Besonders eigenthümlich sind die Frauen gekleidet. „Ein runder Filzhut deckt den Kopf; daneben haben sie aber am Hinterkopfe einen großen Busch von rother Wolle befestigt, unter welchem eine Fülle dicker Flechten, jedoch nicht von ihrem eigenen Haare, sondern ebenfalls aus der rothbraunen Wolle geflochten, hervorquellen. Es ist eine Art Perrücke, der ähnlich, welche die Fakire tragen. Auf dem Hute steckt ein Immortellenstrauß. Ein Stück rothes, braunes, oder weißes, von ihnen selbst gewebtes Wollenzeug wird über die linke Schulter und zweimal um den Oberkörper geschlagen und bildet auf dem Rücken über der Taille einen Knoten, von wo es in Falten wie eine Schärpe bis zu den Knöcheln hinabfällt. Die rechte Schulter bleibt bloß; eine seltsam geformte, messingene Spange befestigt das Zeug an der linken. Das untere Ende wird, mehrfach zusammengelegt, mittelst eines Bandes um die Taille befestigt. Der ganze Anzug ist eben so anständig als elegant; man kann nicht mehr mit so einfachen Mitteln bewirken. Er gleicht fast einer altfranzösischen Schäfertracht." Zum großen Erstaunen der Reisenden erhielten sie so gekleidete Mädchen als Träger und wurden viele Tagereisen weit von solchen begleitet, indem es dort Sitte ist, Mädchen statt der Männer als Kulies zu verwenden. Die Hauptnahrung besteht hier aus Aprikosen, von denen alle Dörfer und Wege wimmelten. Unter diesem Volk lebte lange Zeit der berühmte Ungar Csoma de Körös und befand sich wohl. — Von hier aus unternahm Prinz Waldemar nun sogar eine kleine Reise ins tibetanische Gebiet selbst und wurde auch wirklich nirgends aufgehalten, da keine Grenzbeamten in der Nähe waren. Das Volk fand er dem Gebirgsvolk auf der indischen Seite sehr ähnlich in Tracht und Sitte, aber von viel verdorbenerem Charakter. Doch hörte er hier schöne Volksgesänge und sah einige sehr ehrwürdige Priester und kirchliche Handlungen der Buddhisten.

Nach diesem kurzen Ausflug kehrte der Prinz nach Indien zurück und reiste immer den wildschönen Ufern des Sutledsch nach, von denen Herr Hoffmeister eine prachtvolle Beschreibung macht. In Kothpur fand er zwei deutsche Missionäre, beides Preußen, die Herren Rudolph und Prochnow in sehr glücklicher Lage. Dem erstern hob der Prinz ein Kind aus der Taufe. In Simlah fand man wieder die erste noble englische Gesellschaft, aber auch eben so steif, wie in Calcutta. Es kostete unsere Reisenden Mühe, die abgehärteten und sonnenverbrannten Hände wieder in die Glacéehandschuhe zu bringen. Nachdem sie sich hier erholt, reisten sie behaglich weiter, und waren schon in Ferozepur, als plötzlich die Nachricht kam, die Sikhs seyen im Anmarsch. Der Prinz zog sich nun mit seinem Gefolge schleunig nach Ludiana zurück, aber nur, um sich der englischen Armee anzuschließen und den Feldzug mitzumachen. In seinem letzten Briefe erzählt Hoffmeister noch, wie er nach der ersten Schlacht Verwundete habe aufsuchen wollen, aber von den Sikhs verjagt worden und auf der Flucht in der äußersten Gefahr gewesen sey. Aus der zweiten Schlacht kam er nicht lebend zurück. „Am 21. December rückte die englische Armee von Ferozepur aus und traf bei Ferozeschah auf die Sikhs, welche ihre Hauptmacht in einem dichten Jungle zusammengezogen hatten. Es kam zu einer blutigen Schlacht. Die englischen Truppen griffen, in geschlossenen Gliedern vorrückend, den Feind an; das mörderische Gewehr- und Kartätschenfeuer brachte sie zum Stehen. Da ritt der Generalgouverneur Lord Hardinge selbst vor die Fronte, um sie zum Vordringen anzufeuern. Der Prinz begleitete ihn, umgeben von seinen Reisegefährten. An der Seite des Prinzen reitend, den er in dieser äußersten Gefahr nicht verlassen wollte, wurde der Dr. Hoffmeister dort von einer Kartätschenkugel getroffen, die in die Schläfe eindrang. Er sank vornüber zu Boden. Der Prinz sprang augenblicklich vom Pferde und richtete ihn auf; aber das Leben war schon entflohen. In demselben Augenblicke nöthigte das Vordringen der Feinde zum Rückzuge. Die Leichen mußten auf dem Schlachtfelde zurückgelassen werden. Erst zwei Tage später konnten sie beerdigt werden. Ein Grab deckt ihn mit vielen seiner an diesem blutigen Tage gefallenen Freunden, und ein Stein auf dem Kirchhofe zu Ferozepur, vom Prinzen dem treuen Arzte und lieben Begleiter errichtet, bewahrt das Andenken an das Ziel und Ende seiner Reise."

Ein naturwissenschaftlicher Anhang bringt noch Notizen über die geographische Verbreitung der Coniferen am Himalayah, über die Vegetation und die Vögel dieses Gebirgs, nebst Temperatur- und Höhen-Angaben.

Novellen.

Novellen von F. Brunold. Zwei Theile. Berlin, Quien, 1847.

Die drei ersten Erzählungen betreffen das Proletariat und sein Elend, das in Romanen zu schildern jetzt Mode geworden ist. In der vierten muß zum Schluß der junge Held vor dem Hause seiner Geliebten gerade an ihrem Hochzeitabend Schildwacht stehen. Die sechste Erzählung ist ein noch tragischerer Pendant dazu, indem hier ein verführtes Mädchen sich am Hochzeittage ihres untreuen Liebhabers ins Wasser stürzt. Die fünfte Erzählung ist eine Scene aus dem Leben Winkelmanns und handelt von einer jungen Künstlerin, die den edeln Deutschen heimlich liebt und ihm entsagt. Unter den folgenden Novellen macht sich noch eine gar tragische bemerklich von einem jungen Künstler, dem aus grausamer Eifersucht, damit er für Niemand anders mehr arbeite, die Augen ausgestochen werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 53. Sonnabend den 24. Juli 1847.

Werke über die französische Revolution.

1) Geschichte der Girondisten. Von A. von Lamartine. Aus dem Französischen von Diezel und Fink. Drei Bände. Baden, Zehnder, 1847.

Nur ein großes Bruchstück aus der Geschichte der Revolution, aber in sich zusammenhängend, ungemein geistvoll aufgefaßt und in gewissem Sinn auch besonders beziehungsreich auf unsere Zeit und lehrreich für die, welche gegenwärtig die öffentliche Meinung bemeistern. Denn die Partei der Gironde vertritt in der französischen Revolution die sogenannte Bourgeoisie, also den Stand, der jetzt in Deutschland wie in Frankreich, auch ohne Revolution, der überwiegende geworden ist. Die Tugenden und Schwächen des Standes bleiben ungefähr die nämlichen, ob sie sich, wie damals in der Revolution geschah, wie im Treibhause rasch und plötzlich entfalten, oder, wie es jetzt geschieht, bei kühlerer Temperatur langsamer heranwachsen. Die politische Tragweite des Standes hat, wie es scheint, eine natürliche Grenze. Auch seine Stellung zwischen der Aristokratie, gegen die er stößt, und dem vierten Stande, von dem er gestoßen wird, bleibt sich immer gleich. Mitten im Frieden erleben wir gegenwärtig die plutonische Erhebung der unteren Gesellschaftsschichten, ganz so wie in der französischen Revolution, nur daß alles langsamer sich anläßt. Die liberale Fraktion des Adels, mit den geistigen Sommitäten des Bürgerstandes verbunden, bildeten bei uns bisheran die konstitutionelle Partei, wie sie in der Revolution durch Mirabeau, Lafayette, Sieyes, Bailly ꝛc. vertreten war. Jetzt aber ist diese konstitutionelle Partei im Begriff, von einer jüngern Generation überholt zu werden, oder ist zum Theil schon überholt, und diese Jüngern, das adelige und geistig vornehme Element von sich ausschließend, lassen sich zum vierten Stand herab oder nehmen die, welche aus jenem Stande sich vordrängen, in sich auf, und ihr konstitutioneller Liberalismus verwandelt sich je mehr und mehr in Radikalismus. Auf der nämlichen Stufe politischer Entwicklung fand die Revolution einst die Gironde.

Herr von Lamartine beginnt sein schönes Werk mit dem Tode Mirabeaus. Erst nach dem Hinscheiden dieses großen Mannes war es den radikalen Mittelmäßigkeiten der Nationalversammlung möglich, einen erfolgreichen Kampf gegen die konstitutionellen Talente zu beginnen. Vor Mirabeaus Genie waren sie alle erlegen. Von nun an beginnt erst das Treiben der Partei, die ein wenig später in den Girondisten ihre Häupter fand, und die sich berufen wähnte, die Revolution leiten, beendigen und beerben zu können, während sie nur dazu diente, die Pöbelherrschaft herbeizuführen, der nothwendig die Soldatenherrschaft folgen mußte.

Mirabeaus häßliches, aber höchst interessantes Portrait eröffnet die Reihe anderer von Herrn von Lamartine meisterhaft entworfener Portraits aus der Revolution, unter denen sich wieder besonders die des Königs und der Königin auszeichnen, ferner die von Maury, Cazalès, Lafayette, Robespierre, die alle schon in der ersten Nationalversammlung saßen. Hierauf geht der Verfasser zu dem unglücklichen Fluchtversuch des Königs über, welcher wesentlich dazu beitrug, die gemäßigte Partei der Konstitutionellen zu kompromittiren und unpopulär zu machen, während die Radikalen und Anarchisten dadurch einen erwünschten Vorwand erhielten, das Volk bis auf den untersten Grund aufzuwühlen.

In diese Periode fällt die Thätigkeit der Fraktion Barnave, Lameth ꝛc., welche den Uebergang von der konstitutionellen Partei zur Gironde bildet. Diese Männer hat Herr von Lamartine besser charakterisirt, als es noch von irgend einem französischen Geschichtschreiber geschehen ist, indem er den wahren Werth ihrer Leistungen aus dem Nimbus ihres Ruhms herausschält. Sie waren weder große Männer, noch vertraten sie eine große Idee oder Partei. Nur aus Neid gegen Mirabeau ersetzten sie, was ihnen zu dessen Genie fehlte, durch revolutionäre Hitze und Uebertreibung, die ihnen nicht Ernst war. Barnave wurde sogar, als er die königliche Familie von ihrer Flucht zurückbrachte, durch die Königin so bezaubert, daß er von Stund an nur ihrem Interesse diente, was ihn denn bald um allen Kredit brachte. Das Feuer aber, das er vorher unbedacht hatte schüren helfen, brannte fort und schlug über seinem eigenen Haupte zusammen. Eine furchtbare Lehre für politische Redner, die aus persönlichem Ehrgeiz sich steigern und einen Zorn erkünsteln, den sie nicht hegen. Es geht ihnen wie dem, der sich als Teufel maskirte und den der wirkliche Teufel dafür in Anspruch nahm.

Herr von Lamartine bewährt sich in seinen Schilderungen überall als Dichter, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Die Flucht nach Varennes, die Angst der königlichen Familie, und die verzweiflungsvolle Rückfahrt ist überaus malerisch geschildert. Nur in einem Punkt scheint den Verfasser seine Einbildungskraft zu weit geführt zu haben. Er läßt nämlich in Varennes die blonden Haare der Königin in einer einzigen Nacht bleich werden. Das ist unhistorisch. Die Haare der Königin bleichten erst allmählig unter den Schrecken des Temples.

Mit großer Freiheit schildert der Verfasser die von der konservativen und gemäßigten Partei begangenen Fehler, so wie die Täuschungen, denen sich die liberale Partei hingab, indem sie hoffte, die radikale hinter sich stets zügeln zu

können. Der größte aller Fehler war, daß die ganze Nationalversammlung freiwillig abtrat, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß keiner aus ihrer Mitte zunächst wieder wählbar seyn solle. Ein Akt der Großmuth und Uneigennützigkeit, der den größten politischen Unverstand in sich schloß. Mit Recht sagt Herr von Lamartine: „Es war eine Preisgebung des Vaterlandes; es hieß, die Ueberlegenheiten verbannen und den Mittelmäßigkeiten den Triumph sichern. Eine Nation, so reich sie auch seyn mag an Geist und an Tugend, besitzt keine unbegrenzte Anzahl großer Bürger. Die Natur ist mit Ueberlegenheiten geizig. Die gesellschaftlichen Bedingungen, welche nothwendig sind um einen öffentlichen Mann zu bilden, finden sich nicht so leicht zusammen. Bildung, Einsicht, Tugenden, Charakter, Unabhängigkeit, Muße, Vermögen, Achtung bei den Menschen und Hingebung, Alles dieß vereinigt sich selten in einem Menschen. Man beraubt eine ganze Gesellschaft nicht ungestraft ihrer Häupter. Die Nationen sind wie ihr Erdreich; nachdem man den Pflanzenboden weggenommen hat, stößt man auf Tuferde, und diese ist unfruchtbar. Die konstituirende Versammlung hatte diese Wahrheit vergessen, oder vielmehr ihre Abdankung hatte einer Rache geglichen. Die royalistische Partei hatte für die Nichtwiederwählbarkeit gestimmt, damit die Revolution den Händen Barnaves entgleite und den Ausschweifungen der Demagogen preisgegeben werde. Die republikanische Partei hatte dafür gestimmt, um die Konstitutionellen zu vernichten. Die konstitutionelle stimmte dafür zur Strafe für die Undankbarkeit des Volkes und damit das Schauspiel der Unwürdigkeit ihrer Nachfolger Bedauern über ihren Abgang erwecke."

Wir haben im Eingange bemerkt, daß uns die Geschichte der französischen Revolution in einem gedrängten Bilde zeigt, was sich in unserer Gegenwart, nur in breitere Zeiträume auseinandergezogen, wiederholt. So sind wir denn auch jetzt wieder bei dem Stadium angelangt, auf dem sich die Revolution befand, als die Nationalversammlung abdankte. Unsere Landsleute geben sich ganz dem nämlichen Irrthum hin, den Herr von Lamartine an den seinigen tadelt. Auch sie wähnen, die Zahl der parlamentarischen Tugenden und Capacitäten sey unbegrenzt, und wenn wir auch noch mehr Deputirtenkammern damit zu versehen hätten, als es überflüssigerweise ohnehin geschieht, und man alle bisherige Koryphäen daraus verdrängte, um Neulingen Platz zu machen, so würden sie alle doch gleich begabt seyn und der gute Same würde doch niemals ausgehen. In friedlichen Zeiten, wie es die unsern sind, werden die parlamentarischen Tugenden und Talente meistens durch phrasenreiche Mittelmäßigkeiten und Eitelkeiten noch ziemlich unschuldig ersetzt. In bewegten Zeiten aber drängen sich an die Stelle der eiteln Mittelmäßigkeiten die Leidenschaften, und die geistreichen Solons- und Aristides-Köpfe auf den Bänken der Volksvertreter verwandeln sich unmerklich in Rachen der Hunde, Wölfe und Hyänen.

Wahrscheinlich würde die Verthierung und Verteufelung des Konvents einen noch raschern Verlauf genommen haben, wenn nicht ein edleres und reineres Element in den Girondisten, die noch unverdorbene Provinzialen waren, hinzugetreten wäre. Was schon die Pariser Schule durchgemacht hatte, dem fehlte, trotz aller Affektation, doch die Würde, die nur redliche Ueberzeugungen und reine Sitten begleitet. So wären Brissot, wie Pethion, die den ersten Kern der nachherigen Girondistenpartei bildeten, unfähig gewesen, eine so große Rolle zu spielen, hätten sie die Flecken ihres Charakters nicht unter dem Glanz der Tugenden verbergen können, die ihre Bundesgenossen aus der Provinz mitbrachten.

Diese Reinheit, die Harmlosigkeit und das naive Vertrauen, mit welchem die Girondisten nach Paris kamen, ist rührend. Wir möchten sagen, es war in ihnen etwas Kleinbürgerlich-Deutsches, was kaum zum Pariser Wesen paßte, eine Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit und Unvorsichtigkeit, die gewiß liebenswürdig erscheint gegenüber all den menschlichen Ungeheuern, die der Abgrund der Anarchie in Paris gebar. Weit von Paris zu Hause, wußten sie nichts vom Hofe, waren sie demselben gänzlich fremd, kannten seine Korruption nur vom Hörensagen und verabscheuten dieselbe nicht etwa aus einem damals noch keineswegs ausgebildeten republikanischen Fanatismus, sondern aus sittlichem Ekel der unverderbenen ländlichen Natur. Zugleich brachten sie eine kleinstädtische Ueberschätzung der monarchischen Gewalt mit und bedurften erst einer längeren Erfahrung, bis sie die gänzliche Ohnmacht und Mitleidwürdigkeit des anfangs so sehr von ihnen gehaßten Hofes begriffen. Während sie durch ihre jungfräuliche Begeisterung und Reinheit dem verdorbenen Paris imponirten und es zum Theil mit sich fortrissen, staunend über das Ansehen und die Macht, zu der sie so unerwartet sich erhoben sahen, ließen sie sich auf der andern Seite durch den Dünkel, auf einmal große Staatsmänner geworden zu seyn, verblenden und von schlechteren Menschen, als sie selbst waren, zu diplomatischen und parlamentarischen Pfiffigkeiten verführen, die ihrer unwürdig waren und ihnen Verderben brachten. Hier durch ihre Tugenden die revolutionäre Bewegung adelnd, ließen sie sich dort selber aus vermeintlicher Klugheit in die Verbrechen Anderer ein.

Indem sie für das Volk, das hinter ihnen stand, gegen eine im tiefsten Grunde korrupte Monarchie und Aristokratie zu kämpfen glaubten und in der Hitze des Kampfs nicht ruhten, bis ihr schon todter Feind noch todter war, merkten sie nicht, was hinter ihnen selbst vorging, und was für eine Dankbarkeit des Volks auf sie wartete. — Ganz in derselben Weise merken unsere radikalen Zweckesser nicht, was hinter ihnen von Seiten der Kommunisten geschieht.

Es schmeichelte den Kleinstädtern aus der Provinz ungeheuer, einen Thron umzustürzen, aber sie vergaßen, daß, indem sie die Verletzung der Verfassung in Bezug auf den konstitutionellen König zugaben, die Verfassung auch in Bezug auf die Volksvertreter verletzt werden könne. Jedes Unrecht, das sie begingen, wurde an ihnen wieder heimgesucht. Die Anarchie, welche sie gegen den Thron aufboten, verschlang nicht nur den Thron, sondern auch sie selbst.

Sie waren, obgleich aus der Provinz, doch sehr gebildete Leute und aufgeklärte Köpfe. Sie würden sich geschämt haben, hierin den Parisern nachzustehen. Sie unterstützten also alles, was gegen die Kirche beschlossen wurde und affektirten, bei einer Moral bedürfe es keiner äußern Kirchlichkeit. Aber sie merkten nicht, wozu diese Verachtung und Mißhandlung der Religion führen würde. Sie sahen ruhig zu, wie zum erstenmal Voltaires Büste in einer ungeheuern atheistischen Prozession durch Paris getragen wurde, und keiner von ihnen ahndete, daß wenn sich der Pöbel einmal gegen die Religion zusammengerottet, er auch die Moral nicht mehr duldet. Kaum waren die Priester um der Religion willen abgeschlachtet, so erfuhren die Girondisten um ihrer Moral willen dasselbe Schicksal. Die Verbrecher, die zuletzt übrig blieben, konnten nicht dulden, daß noch Jemand existire, den man für besser halten könne, als sie.

Herr von Lamartine entwirft ein sehr lebendiges Bild von den menschlichen Ungeheuern, die vielgestaltig aus dem Hexenkessel der Revolution auftauchten, und vor denen die kleinstädtische und philisterhafte Tugend der Girondisten plötzlich in Nichts verschwand. Da hören wir den gewaltigen Danton brüllen,

in dem alle Thatkraft eines rasenden Pöbels personifizirt war. Da hören wir Marats heiseres Gekreisch, der eben so allen Haß und Neid der untern Stände in seiner Persönlichkeit concentrirte, welche gleichsam durch und durch Gift war. Da hören wir Camille Desmoulins aristophanisches Gelächter, der den Volkswitz in sich personificirte und den das entsetzliche Schicksal traf, selbst unter dem viehischen Hohngelächter des Pöbels und unter Wiederholung seiner eigenen Witzworte sterben zu müssen. Den rohen thierischen Gewalten, welche diese Männer repräsentirten, vermochte keine Gironde zu widerstehen. Aber sie hatte nicht einmal das Glück und die Ehre, als Vertreterin edler Menschlichkeit anerkannt zu seyn, indem sie den Bestien und Dämonen erlag. Sie mußten den Schmerz erleben, daß sich ein Robespierre anmaßte, alle die Tugenden allein zu besitzen, die ihnen abgesprochen wurden und sie starben als sittenlose Ränkemacher, indem das Laster unter der Maske strenger Moral ihnen das Urtheil fällte.

Haben nicht unsere modernen Fortschrittsmänner aus dem Mittelstande denselben naiven Glauben von der Perfektibilität des Volks, von der Gefahrlosigkeit, das Volk anzuführen, von der Dankbarkeit, die ihnen das Volk zollen müsse ꝛc., ganz so wie die Gironde? Und sind sie nicht eben so blind gegen die, welche nur darauf lauern, ihnen den bürgerlichen Lorbeerkranz vom Kopf und den guten Rock vom Leibe zu reißen? Und laufen unsere liberalen Philister nicht ganz eben so eifrig mit Hammer und Brechstange den atheistischen Agitatoren zu, um alles, was von der Kirche noch steht, zu zertrümmern, wie damals die Gironde mit den Jakobinern in gleichem Wahnsinn wetteiferte? Die Geschichte der Gironde ist im höchsten Grade belehrend für die gegenwärtige politische Generation in Deutschland.

(Schluß folgt.)

Aesthetik.

Propädeutik der Kunst. Von Joh. Heinr. Koosen. Königsberg, Tag und Koch, 1847.

Die Philosophie des Schönen gehört zu den Luxusartikeln der Wissenschaft. Der praktische Künstler macht lediglich keinen Gebrauch davon und auch der Liebhaber begnügt sich, seinem eigenen Gefühl und seiner Erfahrung zu trauen, und muß sich sogar hüten, die Philosophie des Schönen zu studiren, um nicht in die peinigende Lage zu kommen, die Goethe so gut schildert, in der Einem so dumm wird, als ginge einem ein Mühlrad im Kopfe herum.

Es ist bekannt, daß, nachdem Solger bereits alles Naturschöne vernichtet, d. h. für nicht existirend erklärt und nur ein Kunstschönes statuirt hatte, Hegel auch dieses letztere reif zur Vernichtung erklärt hat, weil alles, was nicht reine Wissenschaft ist, überwunden und vernichtet werden müsse, weil der absolute Begriff allein übrig bleiben dürfe. Daß dieß eine wahnsinnige Anmaßung der Philosophie sey, hat Herr Koosen richtig heraus gefühlt und er erklärt sich dagegen: „Die Konsequenzen des Solger'schen Systems zeigen sich am deutlichsten bei Hegel, der von ihm in ästhetischer Beziehung ausgegangen zu seyn scheint; hier sinkt nämlich die Kunst, weil das Schöne nur als Kunstwerk möglich gedacht wird, zu einer Stufe der Phänomenologie des Bewußtseyns herab und wird noch dazu einer andern Gestalt desselben, der Religion, untergeordnet. Die Kunst ist bei Hegel nur Kunstreligion, eine Form des religiösen Bewußtseyns; daher der Gedanke, daß mit der Fortbildung der Religion zur absoluten Wissenschaft auch die Kunst, weil sie begriffen worden, untergehen müsse; ein Gedanke, der nur in einer Zeit entstehen konnte, in der die sogenannte naturphilosophische Schule alle Dinge im Himmel und auf Erden in einen Formalismus von Kategorien einschachteln wollte und dieß das Begreifen derselben nannte, dabei aber vom Wesen der Sache selbst weit entfernt blieb und nur die äußere Hülle abzustreifen vermochte. Bei dieser Manier, alle Dinge auf solche Weise zu begreifen und sie dann als abgemacht und „überwunden" zu betrachten, wurde aber gänzlich übersehen, daß es doch wohl Dinge geben könne, zu deren Begreifen nicht allein Reflexion und die geringe Weisheit, sie in den dreitheiligen Formalismus des Begriffes unterzubringen, hinreicht, sondern wesentlich Anschauung erfordert wird, weil eben ihr Wesen darin besteht, ganz in die Erscheinung aufzugehen und ohne die letztere nicht denkbar ist noch Wirklichkeit hat. So existirt das Schöne nicht als Begriff, sondern nur als Anschauung und kann daher auch nur durch letztere, nicht aber durch Dialektik oder dergleichen formalistische Schwindeleien erfaßt werden. Begriffen kann es wohl werden, denn die Anschauung der Idee ist zugleich das höchste Begreifen, aber das Wesen des Schönen setzt voraus, daß diese Anschauung aus der Erscheinung entspringen müsse, daß also von einem Begreifen des Schönen nicht die Rede seyn kann, wenn man es nicht auch zuvor erfahren hat."

Diese Ansicht erweckt ein günstiges Vorurtheil für den Verfasser; allein wir sahen uns dennoch in unserer Erwartung getäuscht. Herr Koosen ist weit entfernt, die objektive, erfahrungsmäßige Seite des Natur- und Kunstschönen hervorzuheben; bei weitem der größte Theil seines Buchs ist nur mit pantheistischer Dialektik angefüllt und über hundert Seiten lang ist eigentlich gar nicht mehr vom Schönen die Rede, sondern hauptsächlich nur von der Richtigkeit der Religion, der Unsterblichkeit, ja der Seele überhaupt. „Die absolute Idee ist verschwunden, diese allein hat ein ewiges Leben, weil sie alles Seyn ist, denn in ihr fallen das denkende Bewußtseyn und das Objekt, welches für das Bewußtseyn ist, in eine Einheit zusammen; indem es denkt, ist es zugleich und dieß einzig wahrhafte Seyn ist nur der Gedanke, die Idee, aus der alle Erscheinung entsprungen. Das Persönliche und Individuelle kann nicht fortbestehen, weder nach dem Wechsel der Erscheinungen, welchen wir mit Tod bezeichnen, ein Wechsel, der die Vernichtung des Individuellen in sich schließt, noch in irgend einem andern Zeitpunkte; von einer persönlichen Fortdauer der Seele kann für das denkende Bewußtseyn, dessen einziges reales Objekt die Idee, keine Kategorie der erscheinenden Welt ist, gar nicht die Rede seyn, denn das, was das Persönliche, das Individuelle ausmacht, ist ja eben nur ein ununterbrochener Wechsel, der in keinem folgenden Zeitaugenblicke genau derselbe ist als im vorhergehenden, nicht ein Fürsichseyendes, welches als solches in der Zeit fortbestehen könnte, denn das Fürsichseyn liegt ja ganz außerhalb aller Zeitbestimmung. Das Individuum, die Seele, besteht wohl fort, aber nicht als dieses bestimmte N. N., weil diese Bestimmtheit nur eine Täuschung war, die sich vielmehr in einem ewigen Wechsel der Bestimmungen auflöste, sondern als die Idee in ihrer ewigen Wechselwirkung mit sich selbst, als Seyn für Anderes. Die Fortdauer der Existenz ist keine individuelle, weil das, was wir gemeiniglich Leben, Individuum oder Seele nennen, als solches gar nicht objektive Realität hat und, wenn wir genauer zusähen, müßten wir bemerken, daß in jedem Momente die Seele aufhöre zu existiren ꝛc." Nun möge der verständige Leser selbst ermitteln, was mit einer solchen alles zersetzenden Dialektik für die Aesthetik gewonnen wird?

Die Aesthetik beginnt erst mit dem Satz: „Die Idee, als

die Einheit des anzuschauenden Gedankens und der Erscheinung, welche nur für ein Anderes Daseyn hat, stellt sich der sinnlichen Anschauung als die Schönheit dar." Wenn es aber nichts gibt, als die absolute Idee und wenn diese sich nur in die Erscheinung für ein Anderes herabläßt, um von diesem Andern wieder begriffen zu werden, so müßte eigentlich Alles schön seyn, und der Baumeister, Bildhauer, Maler, Komponist und Dichter wird vergebens Maul und Ohren aufsperren, um aus dem Grundsatz vorliegender Propädeutik der Kunst irgend einen praktischen Nutzen zu ziehen und etwas für seine besondere Kunst daraus zu lernen.

Doch läßt sich der Verfasser, nachdem er durch mehr als zweihundert Seiten seines Werkes nur dialektisches Stroh gedroschen, endlich auf die besondern Künste ein und classificirt sie auf eine neue, leider etwas willkürliche und wenig einleuchtende Weise in 1) die klassische Kunst: Skulptur — Lyrik; 2) die empirische Kunst: Malerei — dramatische Kunst; 3) die formale Kunst: Architektur — Musik.

Indem wir uns beispielsweise mit dem Verfasser in die ästhetischen Tiefen der Baukunst versenken, erfahren wir überraschende Neuigkeiten. „Die sichtbare Materie hat in der Schwere die wesentlichste Eigenschaft, der sie sich unter keiner Bedingung entreißen kann und welche sie also auch in das Gebiet der Kunst begleiten muß; aus dieser Eigenschaft entwickelt sich ganz von selbst eine Gliederung des architektonischen Kunstwerkes, deren Spuren sich in jeder Gattung dieser Werke wiederfinden und deren größeres oder geringeres Hervortreten den Unterschied der Baustyle sofort festsetzen muß. Jedes Glied eines Bauwerkes ist nämlich entweder ein solches, welches sich selbst trägt, was nur durch seine Stellung, der Richtung der Schwere folgend, bewerkstelligt werden kann, die aufsteigende Linie, oder ein solches, welches von einem anderen Gliede des Ganzen getragen wird, der Richtung der Schwere folglich entgegenstrebt, die ruhende Linie." Welche Umständlichkeit! Weiß denn das nicht jedes Kind, auch ohne alle Philosophie?

Endlich stößt man in der gänzlich leeren dialektischen Steppe auf einen Gedanken, der wie geistreich aussieht und „den Niemand vorher gedacht hat." Es ist eine Erklärung des gothischen Baustyls zur Verhöhnung der christlichen Religion. „Weil im Dogma wie im ganzen Charakter der christlichen Religion, insbesondere in den ersten Stadien ihrer Entwicklungsgeschichte, die Verläugnung und gewaltsame Unterdrückung der Natur und der Forderungen, welche sie an die physische Existenz des Menschen macht, entschieden ausgesprochen ist, so liegt hierin eine der Hauptursachen, weßhalb sich der eben bezeichnete Styl der Baukunst vorzugsweise unter den germanischen und romanischen Völkern entwickelt hat, weßhalb man ihn auch den christlichen Styl nennen kann. Die Ascetik des christlichen Dogmas wie die Arbeit, welche es dem Menschen in der Unterdrückung des physischen Lebens auferlegt, zeigt sich in der gothischen Architektur deutlich in der Gestalt des Spitzbogens, der durch die langsam sich krümmenden ansteigenden und dann plötzlich sich im spitzen Winkel einander zuwendenden Linien die selbstverläugnende Anstrengung der Menschheit des Mittelalters für einen eingebildeten wesenlosen Zweck versinnlicht. Der Rundbogen des byzantinischen Styles hingegen läßt den Uebergang der Linien ganz allmählig und ohne plötzliche Unterbrechung bewerkstelligen, wodurch ein wenigstens heitererer, wenn auch nicht ästhetisch höherer, Anblick durch die sanfte Wölbung der Kuppel, welche sich an den blauen Himmelsdom anschließt, erreicht wird, als dieß die finsteren erdrückenden Formen der gothischen Kunst vermögen." So hätten wir denn endlich den Ursprung des Spitzbogenstyls ermittelt, über den man so lange gestritten hat. Aber wie in aller Welt paßt des Verfassers Erklärung zu dem Höhen- und Lichtsinn der gothischen Baukunst? Könnte der Spitzbogen auch wirklich für einen Ausdruck sich selbst verläugnender Anstrengung genommen werden, so sind dagegen die himmelhoch ansteigenden und durchsichtigen Thürme wohl nur Ausdruck des Gegentheils, nämlich der freiesten Erhebung. Auch ist bekannt, daß in der gothischen Baukunst die Schwere am meisten überwunden erscheint, daß hier das Massenhafte und Wandige am meisten sich auflöst in frei aufstrebende lichtvolle Pflanzenformen, und daß die gewaltigsten Lasten scheinbar kunstlos auf den schlankesten Pfeilern ruhen. Welcher vernünftige Mensch möchte das „erdrückende Formen" nennen und darin einen Ausdruck finsterer ascetischer Stimmung sehen?

Also begibt sich der Verfasser kaum aus den Nebeln seiner Philosophie auf den festen Boden der Kunstwirklichkeit, so sieht er alles blöde und verkehrt. Auch ist ihm sichtbar nicht wohl in der Wirklichkeit des Natur- und Kunstschönen und er eilt bald wieder darüber hinweg, um sich aufs Neue in den Religionshaß zu vertiefen, der das einzig Warme in seinem kalten Buche ist. „Das wichtigste Moment in der Trennung der germanischen Völker von den Romanen, sagt der Verfasser noch am Schluß, liegt in der Aufhebung des Dogmas, welches hier nicht bloß ein anderes von dem römischen verschiedenes wird, sondern wegen seiner rein historischen Natur in sich selbst durch die Reformation zerstört worden, so daß seine Auflösung nicht mehr durch ein neues Dogma wie früher, sondern nur durch die Wissenschaft, als die einzige Quelle aller Wahrheit, ersetzt werden kann. Dieser Aufhebung des Dogmas durch die Wissenschaft muß ebensosehr die Auflösung des Kultus zur Seite gehen; denn wie das Dogma eines besonderen Volkes oder einer besonderen Zeit immer nur ein ausschließliches, kein allgemeines Wissen bleibt so lange es nur ein historisches ist, sich aber in der Wissenschaft zu einem Wissen verwandelt, welches für alle Völker eine und dieselbe unwandelbare Wahrheit enthält, weil in ihr der Mensch die absolute Realität nicht mehr in der Erscheinung, sondern nur im selbstbewußten Gedanken anerkennt, — eben so muß auch zu gleicher Zeit jeder besondere und ausschließliche Kultus eines Volkes, welcher in der Erscheinung des Kunstwerkes nur die ausschließliche Realität seiner nationalen Gottheit, nicht aber die absolute Realität, welche für alle Völker dieselbe ist, erblickt, in die freie Kunst sich auflösen, welche der Wissenschaft zur Seite steht, wie früher der Kultus dem Dogma. In der freien Kunst hat das Kunstwerk nicht die Bestimmung eines Gebrauches zu religiösen oder sonstigen Zwecken, es genügt in sich selbst; diese Stellung der Kunst, nicht mehr in dem besondern nationalen Kultus aufzugehen, sondern in dem allgemein menschlichen Interesse seine Bestimmung zu finden, ist ein Resultat, welches erst aus der Bildung der germanischen Völker hervorgegangen, während alle früheren Nationen, selbst die Griechen mit eingeschlossen, die Kunst nur in der Einheit mit dem Kultus fortzubilden vermochten."

So wären wir also auf Kasernenbau, Hospitälerbau, Landschafts- und Genremalerei, weltliche Musik und Theater reducirt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 54. Donnerstag den 29. Juli 1847.

Werke über die französische Revolution.

1) Geschichte der Girondisten. Von A. von Lamartine. Aus dem Französischen von Diezel und Fink. Drei Bände. Baden, Zehnder, 1847.

(Schluß.)

Herr von Lamartine schmeichelt nicht. Er sagt, daß die Menschen sehr gemein waren, wenn sie auch unsterblich wurden. So heißt es von Petion. „Der größte all seiner Rechtstitel bestand in seiner Mittelmäßigkeit. Die Mittelmäßigkeit ist, das muß man gestehen, beinahe immer der Stempel dieser Götzen des Volks: sey es nun, daß die mittelmäßige Menge selbst sich nur zu dem hingezogen fühlt, was ihr gleicht; sey es, daß die eifersüchtigen Zeitgenossen sich niemals zur Gerechtigkeit gegen die großen Charaktere und die großen Tugenden erheben können; sey es, daß die Vorsehung, welche die Gaben und Fähigkeiten in weisem Maaße vertheilt, nicht gestattet, daß ein einziger Mann bei einem freien Volke die drei unwiderstehlichen Kräfte: Tugend, Genie und Popularität in sich vereinige; sey es vielmehr, daß die beharrliche Gunst der Menge eine Sache ist, deren Preis ihren Werth in den Augen der wahrhaft tugendhaften Menschen übersteigt, und daß man sich zu tief bücken muß, um dieselbe aufzuheben, zu viel Schwäche zeigen, um sie zu bewahren." Auch diese Bemerkung findet ihre Anwendung auf unsere Zeit, in der es in der That auffällt, wie viele Mittelmäßigkeiten das große Wort der Reformation und Agitation führten. Durch die Zweckessen und Lichtversammlungen ist auch die tiefere Schicht des Bürgerstandes schon hie und da aufgeregt worden. Wenn Herr von Lamartine den Fleischer Legendre schildert, glaubt man, er rede von uns sehr nahe wohnenden Personen. „Man sah zum erstenmale Legendre, einen Fleischer von Paris, an den Schranken der Versammlung erscheinen. In einer rednerischen Sprache schleuderte er hier die Flüche des Volkes gegen die Feinde des Volks und gegen die gekrönten Verräther. Legendre vergoldete die Trivialität mit hohen Worten. Aus dieser Vermählung alltäglicher Gedanken mit den gesuchten Ausdrücken der Rednerbühne wurde eine seltsame Sprache geboren, in welcher die Lumpen des Gedankens mit dem Flittergold der Worte sich mischten, und welche der volksthümlichen Beredtsamkeit jener Zeit Aehnlichkeit mit dem dürftigen Luxus eines Emporkömmlings gibt. Der Pöbel war stolz darauf, der Aristokratie ihre Sprache zu stehlen, selbst um sie zu bekämpfen; aber indem er sie stahl, besudelte er sie."

Am richtigsten urtheilt Herr von Lamartine, wenn er in der Revolution das Walten der Versehung nachweist, vor dem alle menschliche Klugheit zu Schanden geworden sey. „Niemals vielleicht wurden so viele tragische Ereignisse in einem so kurzen Zeitraum zusammengedrängt; niemals auch entwickelte sich das geheimnißvolle Wechselverhältniß, das zwischen den Handlungen und ihren Folgen besteht, mit hastigerer Eile. Niemals haben in schnellerer Folge die Schwächen Fehler, die Fehler Verbrechen, die Verbrechen Bestrafung nach sich gezogen. Diese vergeltende Gerechtigkeit, welche Gott in unsere Handlungen selbst hineingelegt hat, wie ein Gewissen, heiliger als das Fatum der Alten, hat sich niemals augenfälliger geoffenbart; niemals hat das Sittengesetz sich selbst ein glänzenderes Zeugniß gegeben, niemals sich erbarmungsloser gerächt."

Ist nun durchgängig das politische Urtheil des Verfassers als ein verständiges, eines lebenserfahrnen Mannes und Historikers würdig anzuerkennen, so hat sein Werk noch alle Vorzüge einer hinreißenden Darstellungsgabe. Herr von Lamartine schreibt, durch ein sehr genaues Studium aller Zeugenaussagen dazu berechtigt, als wenn er selbst dabei gewesen wäre, seine Bilder leben. Außer der Flucht nach Varennes ist es aber hauptsächlich der 10. August und sind es die schauerlichen Septembermorde, die er am ausführlichsten und mit dem ganzen Aufwand seiner poetischen Kraft beschreiben hat.

Als französischer Dichter der bessern Schule kann Lamartine auch seine Galanterie nicht verläugnen und gewährt nicht nur der Frau Roland, sondern auch der Frau von Staël einen sehr ausgezeichneten Platz in seinem Werk. Wie es uns scheint, nimmt er auf diese Damenparthien gar zu viele Rücksicht. Anziehender, namentlich auch treuer ist, was er über die weniger bekannte Amazone Theroigne von Mericourt sagt. Es ist ein kleiner Roman. „Geboren im Dorfe Mericourt unweit Lüttich, einer reichen Landwirthsfamilie angehörig, hatte sie die Erziehung der hohen Klassen erhalten. Mit siebenzehn Jahren hatte ihre blendende Schönheit die Aufmerksamkeit eines jungen rheinischen Edelmanns angezogen, dessen Schloß in der Nähe ihres Wohnsitzes lag. Geliebt, verführt, im Stiche gelassen, war sie aus dem väterlichen Hause entwischt und hatte sich nach England geflüchtet. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in London kam sie nach Frankreich. An Mirabeau empfohlen, lernte sie durch ihn Sieyes, Joseph Chenier, Danton, Roussin, Brissot, Camille Desmoulins kennen. Romme, ein mystischer Republikaner, entzündete in ihr das Feuer des deutschen Illuminismus. Jugend, Liebe, Rache, die Berührung mit diesem Heerde einer Revolution hatten ihren Kopf erhitzt. Sie lebte in der Trunkenheit der Leidenschaften, der Ideen und der Vergnügungen. Im Anfang den großen Neuerern von 89 anhänglich, war sie aus ihren Armen in die Arme reicher Wüstlinge gegleitet, die ihre Reize theuer bezahlten. Eine Buhlerin

des Reichthums, gab sie sich dem Volke freiwillig preis. Gleich den großen Huren Aegyptens oder Roms verschwendete sie an die Freiheit das Gold, welches sie dem Laster entriß. Schon bei den ersten Aufständen zeigte sir sich auf der Straße. Sie weihte ihre Schönheit dazu, der Menge als Fahne zu dienen. In einem blutfarbigen Amazonenkleid, mit einem wallenden Federbusch auf dem Hut, den Säbel an der Seite, zwei Pistolen im Gürtel, so flog sie zu den Aufständen. Sie hatte im ersten Glied die Gitterthore des Juvalidenhotels sprengen geholfen, um die Kanonen herauszunehmen. Die erste im Sturm hatte sie den Thurm der Bastille erstiegen. Die Sieger hatten ihr auf drr Breschr rinen Ehrensäbel zuerkannt. In den Oktobertagen hatte sie die Weiber von Paris nach Versailles geführt. Zu Pferd neben dem Wütherich Jourdan, welchen man den Mann mit dem langen Barte nannte, hatte sie den König nach Paris zurückgebracht; sie war ohne zu erblassen den abgehauenen Köpfen dir Gardes du Corps grfolgt, die auf den Piken als Siegeszeichen einhergetragen wurden. Ihre Worte hatten troß eines ausländischen Accents die Beredtsamkeit dis Getümmels. Sie erhob ihre Stimme in den Stürmen der Klubs und schalt von den Gallerien herab den Saal aus. Zuweilen hielt sie Volksreden bei drn Cordeliers. Camille Desmoulins spricht von der Begeisterung, die einer ihrer Stegreifvorträge dort hervorrief. Ihre Bilder, sagt er, waren von Pindar und von der Bibel entlehnt, es war der Patriotismus einer Judith.“ Zufällig traf sir in Paris den jungen Edelmann, der sie verführt und im Stich gelassen hatte. Er flehte sie um Rettung an, aber „Theroignr hatte nicht die Großmuth ihm zu verzeihen. Er kam bei den Septembermorden ums Leben. Je blutdürstiger die Revolution wurde, um so tiefer stürzte sich diesis Mädchen hinein. Sie konnte nur noch im Fieber der öffentlichen Aufregungen leben. Gleichwohl erwachte ihrr erste Verehrung für Brissot beim Sturze der Girondisten wieder. Auch sie wünschte jetzt dir Rrvolution anzuhalten. Aber es gab Weibrr die noch unter ihr standen. Diese Weiber, welchr man die Furien der Guillotine nannte, rissen am 31. Mai der schönen Lüttticherin die Kleider vom Leibe und peitschten sie öffentlich aus auf der Terrasse der Tuilerien. Diese Marter, welche entehrender war als der Tod, brachte sie um den Verstand. Im Straßenkoth aufgehoben, wurde sie in die Zelle eines Irrenhauses geworfen und lebte da noch zwanzig Jahre.“

Ebenfalls neu und romanhaft ist dir Geschichte von der Erfindung der Marseillaise. „Es war im Winter 1792, Theurung hrrrschte in Straßburg Das Haus Dietrichs war arm, seine Tafel frugal, aber gastlich für Rouget Delisle. Der junge Offizier nahm Abends und Morgens an ihr Platz wie ein Sohn oder Bruder der Familie. Eines Tags als er bloß Kommisbrod und einige Schnitten geräucherten Schinkens auf der Tafel gehabt hatte, blickte Dietrich seinen jungen Freund mit trauriger Gelassenheit an und sagte zu ihm: „Unseren Mahlen mangelt drr Ueberfluß; aber was liegt daran, wenn nur unseren Bürgerfesten nicht die Begeisterung und din Herzrn unserer Soldaten nicht drr Muth mangelt! Ich habe noch eine letzte Flasche Wein in meinem Keller. Bringe sie, sagte er zu einer seiner Töchter, wir wollen sie auf die Freiheit und auf das Vaterland trinken! Straßburg wird bald eine patriotische Ceremonie haben, Delisle muß aus diesen letzten Tropfen eine jener Hymnen schöpfen, welche in die Seele des Volks die Trunkenheit übertragen, aus der sie entsprungen sind.“ Die jungrn Mädchen waren hocherfreut, brachten drn Wein, füllten die Gläser ihres alten Vaters und des jungen Offiziers, bis die Flasche leer war. Es war Mitternacht. Die Nacht war kalt. Delisle war ein Träumer; sein Herz war bewegt, sein Kopf erhitzt. Die Kälte ergriff ihn, er kehrte wankend in sein einsames Zimmer zurück; suchte langsam die Begeisterung bald in drn Zuckungrn seiner Bürgerseele, bald auf den Tasten seines Lieblingsinstruments, bald die Melodie vor den Worten dichtend, bald die Worte vor der Melodie, und beidr in seinen Gedanken so eng verknüpfend, daß er selbst nicht wissen konnte, ob die Weise oder der Vers zuerst entsprungen war, und daß es ihm unmöglich blieb die Poesie von der Musik und das Gefühl vom Ausdrucke zu trennen. Er sang alles und schrieb nichts. — Erschöpft durch diese erhabene Begeisterung, schlief er auf seinrm Instrumente ein und erwachte erst am hellen Tage. Die Gesänge der Nacht kehrten nur mit Mühe in seine Erinnerung zurück wie die Eindrücke eines Traums. Er schrieb sie nieder, setzte sie in Noten und eilte zu Dietrich. Er traf ihn in seinem Garten mit seinen eigenen Händen Winterlattig behackend. Die Frau und die Töchter des alten Patrioten waren noch nicht aufgestanden. Dietrich weckte sie und beschied dann einige Freunde, die gleich ihm für die Musik begeistert und im Stande waren, Delisles Komposition auszuführen. Die älteste Tochter Dietrichs accompagnirte; Rouget sang. Bei der ersten Strophe erblaßten die Gesichter, bei der zweiten flossen die Thränen, bei den letzten brach der Wahnsinn der Begeisterung los. Dietrichs Frau, seinr Töchter, der Vater, der junge Offizier fielen einander weinend in die Arme. Die Hymne des Vaterlandes war gefunden; ach sie sollte auch die Hymnr des Schreckens werden! Der unglückliche Dietrich wanderte wenige Monate darauf bei den Klängen diesrr an seinem Herde, aus dem Herzen srines Freundes und den Stimmen seiner Töchter entstandenen Töne aufs Schaffot. Das neue Lied wurde einige Tage später in Straßburg aufgeführt und flog von Stadt zu Stadt auf alle Volksorchester. Marseille adoptirte es, um zu Anfang und zu Ende der Sitzungen seiner Klubs gesungen zu werden. Die Marseiller verbreiteten es in Frankreich, indem sie es auf ihrem Marsche sangen. Daher erhielt es den Namen Marseillaise. Die altr Mutter Delisles, eine religiöse Royalistin, entsetzte sich über den Wiedrrhall der Stimme ihres Sohnes und schrieb an ihn: „Was ist es denn mit dieser revolutionären Hymne, die einr in Frankreich durchziehende Banditenhorde absingt, und in die man unsern Namen mischt?“ Delisle selbst, der später als Royalist geächtet wurde, hörte sie schaudernd gleich einer Todesdrohung an seinr Ohren erklingen, als er auf den Pfaden der Hochalpen hinfloh. „Wie nennt man diese Hymne?“ fragte er seinen Führer. — „Die Marseillaise,“ antwortete ihm der Bauer. Auf diese Art erfuhr er den Namen seines eigenen Werkes. Er wurde verfolgt von der Begeisterung, welche er hinter sich ausgestreut hatte.“

Ueber das Aufkommen der berüchtigten rothen Jakobinermützen sagt Herr von Lamartine Folgendes. Die wegen Aufruhr in Nancy verhafteten und nach Brest auf die Galeeren gebrachten Schweizersoldaten trugen, als man sie befreite und feierlich in den Saal der Volksvertreter einführte, jene rothen, den Galeerensklaven eigenthümlichen Mützen, und ihnen zu Ehren nahmen sie die Jakobiner an. Es ist übrigens die allgemein übliche Kopfbedeckung der Fischer am Mittelmeer. Man hat sie daher früher von den Marseillern herleiten wollen, die als Konföderirte nach Paris kamen. Allein die rothe Mütze war schon vor der Ankunft der Marseiller in Paris das allgemeine Erkennungszeichrn der Partei. Bemrrkenswerth ist, daß Robespierre sich anfangs gegen diese unanständige Tracht sträubtr, während gerade die Girondisten, denen man mehr feinen Geschmack hätte zutrauen sollrn, sie begünstigten.

2) Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs von Adolph Thiers. Uebersetzt von Dr. Ed. Burckhardt. Leipzig, J. J. Weber, 1846.

Ueber dieses Werk, das unter allen neuern Bearbeitungen der Revolutions- und Kaisergeschichte den größten Ruhm erlangt hat, sprachen sich unsere Blätter schon früher aus (1845, Nr. 61), indem wir bedauerten, daß die außerordentliche Gewandtheit des Historikers hier nicht unbedingt im Dienste der Wahrheit steht, sondern das Werk nur auf die Stimmung berechnet ist, die der Verfasser damit in Bezug auf sich selbst, und zwar nicht nur beim französischen Volke, sondern auch im Ausland, insbesondere bei der auswärtigen Diplomatie hervorzurufen hofft. Sogar die Kirche glaubt er in diesem Werke ein wenig bestechen und gewinnen zu müssen, um nach allen Seiten hin den Ungrund seiner Unmöglichkeit darzuthun. Dabei besteht seine Kunst weniger im Sagen, als im Verschweigen. Wie undelikat schrieb Bignon und noch Lefebvre. Thiers schreibt so, daß Niemand kompromittirt wird. Aber die Berechnung macht sich eben gar zu bemerklich und indem wir Herrn Thiers seltene Gaben zugestehen müssen, können wir doch unmöglich auf ihn vertrauen und sein Werk mit der ungestörten Illusion lesen, welche sich nur dann einfindet, wenn der Autor das günstige Vorurtheil der Aufrichtigkeit und Unbefangenheit für sich hat.

3) Geschichte der französischen Revolution von Louis Blanc. Aus dem Französischen. Leipzig, Brockhaus und Avenarius, 1847.

4) Dasselbe Werk, übersetzt von Buhl und Köppen. Berlin, Reiß, 1847.

Noch nicht vollendet. Was in den Anfängen bemerkenswerth erscheint, ist die weite Zurückführung des Prinzips der Revolution auf das der Reformation und beider auf den Individualismus oder das Streben des Individuums, sich zu emancipiren von allem Zwange, den ihm früher theils die Kirche, theils der Staat, der Stand, die Gesellschaft, die Familie auflegten. Wir können diese in neuerer Zeit überhaupt sehr beliebt werdende Identificirung der Reformation mit der Revolution nicht zugeben. Der Zweck der Reformation war durchaus nicht, ein Gesetz zu brechen, sondern vielmehr von der laxen Gesetzlosigkeit zum alten strengen Gesetz zurückzuführen. Die tiefe Entsittlichung des Klerus rief eine sittliche Reaktion im deutschen Volke hervor und führte in England sogar zu der puritanischen Uebertreibung kirchengesetzlicher Härte. Das kann man doch wahrlich nicht als Streben des Individuums noch Losreißung von all und jedem Zwange bezeichnen. Wenn im heutigen Protestantismus allerdings überall das Trachten nach größter Ungebundenheit, nach individueller Freiheit, nach einem absoluten Losreißen von Gott selbst durch den Atheismus hervortritt, so sind das eben nur rein revolutionäre Elemente, welche in die Kirche eingedrungen sind, um den strengen Geist der Reformation (die Orthodoxie, den Symbolzwang, die kirchliche Zucht) auszurotten. Hier stehen sich Reformation und Revolution aufs schroffste entgegen und man hat kaum Recht, sie mit einander zu verwechseln oder gar zu identificiren.

5) Das Zeitalter der Revolution. Geschichte der Fürsten und Völker Europas seit dem Ausgange Friedrichs des Großen. Von Prof. Dr. W. Wachsmuth. Erster und zweiter Band. Leipzig, Reclam, 1847.

Herr Wachsmuth hat sein neues Werk nicht, wie Herr Thiers, pro domo geschrieben, sondern bringt es lediglich dem Zeitgeist als Opfergabe dar. Er will nicht länger damit zurückhalten, sollte es auch noch nicht bis zur höchsten Meisterschaft vollendet seyn. Die Bewegung der Zeit, bemerkt er, ist zu rasch und gewaltig, als daß man nicht auch rasch mit Schriften in sie eingreifen müßte, wenn man nicht zurückgeschleudert dahinten liegen bleiben wolle. Er glaubt, es bedürfe noch seiner Mitwirkung, um „die ungeheure Lüge vom historischen Rechte" zu bekämpfen, darum kann er seine kriegerischen Schritte nicht genug beschleunigen. Es scheint uns jedoch, als käme er schon zu spät und als hätten Andere jenes unglückliche Recht schon lange zu Boden getreten. Er will in seinem Grimm nur das todte noch todter machen. Es ist affektirt, vor den Vertheidigern des historischen Rechts, wenn irgend noch einer irgendwo aus einem Winkel hervorlugen sollte, Besorgniß zu hegen, wenn man andererseits das stattliche Heer der Fortschrittsmänner erblickt, das beinah mehr Federn aufzuweisen hat, als Napoleons große Armee Bajonette. Herr Wachsmuth sagt: „die Idee einer Verjüngung der Menschheit durch die Revolution ist in rohen und verderblichen Abirrungen unkenntlich geworden," es ist mithin seine Absicht, sie wieder kenntlich zu machen, ohne Zweifel, damit die Verjüngung der Menschheit durch die Revolution von neuem, jedoch mit Auslassung jener Abirrungen, beginne. Wir zweifeln, ob es in den Kräften des Herrn Wachsmuth stehen wird, die Abirrungen wirklich zu verhülen; denn es sind leider immer noch die alten Menschen und die Revolution hat sie noch keineswegs verjüngt. Machen sie nun abermals eine Revolution, so werden sie wahrscheinlich auch wieder eben so roh und verderblich ausschweifen. Das hätte sich Herr Wachsmuth als Geschichtskenner doch wohl denken können, und dann hätte er auch ehrlich sagen müssen: die Revolution kann nicht ohne rohe und verderbliche Abirrungen vor sich gehen, weil sie aber zur Verjüngung der Menschheit nothwendig ist, so wollen wir auch jene Abirrungen nicht scheuen. Das und nichts anderes ist die Logik der Bewegung. So pflegte Danton zu sagen: das Verbrechen ist unumgänglich, also scheut euch auch nicht, es zu begehen! Begeht es kalt, mit Ueberlegung, aus Patriotismus, aus Tugend!

6) Geschichte der französischen Revolution von 1787 und 1788. In zwei Theilen. Von Ernst Jungnitz. Charlottenburg, Bauer, 1846.

Hier ist das Vorspiel der französischen Revolution in den Jahren 1787 und 1788, welches die Parlamente und die Versammlung der Notabeln gaben, ausgeführt, und zwar mit viel historischem Takt. Der Verfasser zeigt bündig, daß man die Anfänge der Revolution falsch aufzufassen pflege, indem man gewöhnlich annehme, der Adel habe die Bewegung begonnen und sey den Bürgern vorangegangen. Der Adel war von jedem revolutionären Gedanken weit entfernt und im höchsten Grade konservativ, so zwar, daß er nur die alte Feudalmonarchie, wie sie früher aus den unabhängigen Provinzen sich erbaut hatte, wiederherstellen und den königlichen Absolutismus, wie er unter Ludwig XIV. aufgekommen war, wieder beseitigen wollte. Dazu gab ihm die Schuldenlast der Krone einen erwünschten Anlaß. Die Krone hatte sich durch Verschwendungen erschöpft, mußte bei Adel und Klerus, die

bisher steuerfrei geblieben, Hülfe suchen und berief die sogenannten Notabeln des Reichs. Diese aber gaben nichts her, sondern verlangten zuvor Herstellung der ständischen und privilegirten Rechte, die ihnen seit Ludwig XIV. entrissen waren. Nun wandte sich die Krone an den dritten Stand und rief ihn zu Hülfe gegen Adel und Klerus, während Adel und Klerus selbst wieder hofften, denselben ihrerseits gegen die Krone benutzen zu können. Diesen Stand der Dinge setzt Herr Jungnitz ganz gut auseinander. „Zwar konnte es scheinen, als ob die Einberufung der Reichsstände die ständische Monarchie von neuem garantirte, denn die Reichsstände waren ihrer ursprünglichen Natur nach nur Repräsentanten der Stände und eifersüchtigen Provinzen, der mit der Krone auf die verschiedenste Weise ständisch vereinigten Länder, aber durchaus nicht Repräsentanten des Reiches als eines einheitlichen Ganzen oder gar des Volkes oder der Nation schlechthin und wurden wirklich von den Ständen zur Wahrung der bisherigen Verfassung gefordert. Allein diese Einberufung war in der That nur dazu bestimmt, um die erfolglosen Kämpfe zwischen den privilegirten Provinzen und verfassungsmäßigen Behörden auf der einen Seite und einem Monarchen, der sich wider Willen genöthigt sah, diese Stände und Behörden entweder zu besiegen oder sich selbst aufzugeben, auf der andern Seite, auf ein größeres Terrain zu verlegen und das bisherige Spiel dadurch ernsthaft zu machen, daß von beiden Seiten die Entscheidung einer dritten Macht, die man aber leiten zu können meinte, überlassen wurde. Der verdoppelte dritte Stand sollte als Vorkämpfer des Absolutismus den Adel und die Geistlichkeit zwingen, sich den Steuern, die zur Deckung des Defizit und Verhütung einer ähnlichen Kalamität für die Zukunft nothwendig wären, zu unterwerfen, vielleicht gelang es auf diese Weise durch den dritten Stand zu erreichen, was durch die Notablenversammlung nicht erreicht worden war, und nicht erreicht werden konnte; die Fesseln der allgemeinen Staatsverwaltung zu brechen. So hoffte man von Seiten der Krone oder des Ministeriums die Reichsstände zur Auflösung der ständischen Monarchie benutzen zu können, während in ihnen die beiden ersten Stände ihre Privilegien zu befestigen gedachten. Die privilegirten Stände glaubten des Sieges in der Reichsständeversammlung gewiß zu seyn, da sie ihre Sache mit der der Provinzen innig verschmolzen wußten, und das Ministerium gab sich endlich bei dieser Appellation an die Reichsstände zufrieden, weil es auf eine Veränderung der Verfassung und Verwaltung hinarbeitete, von der wenigstens so viel gewiß war, daß sie die Mehrheit des Volkes begünstigte, eine liberale Gleichheit des Steuerkatasters bezweckte und selbst den freisinnigen Ideen der Staatsökonomie und den Forderungen der Zeit, was Frohn- und Herrendienste und dergleichen betrifft, mehr Genüge leistete, als kurze Zeit vorher noch für möglich gehalten wurde." Aber der dritte Stand, sein Uebergewicht zwischen der streitenden Aristokratie und Krone schnell begreifend, erklärte sich als Nationalversammlung und erdrückte beide im Namen der Nation mit immer wachsender Riesenkraft.

7) Geschichte der französischen Revolution. Von Bruno Bauer, Edgar Bauer und Jungnitz. Drei Bände. Leipzig, Voigt und Fernau, 1847.

Das Geschichtswerk, an dem mehrere Verfasser gemeinsam gearbeitet haben, ist so, wie man es von der bekannten Tendenz des Erstgenannten erwarten konnte. Mit Vorliebe ist im dritten Bande von Jungnitz die kirchliche Parthie behandelt unter dem besondern Titel: „Religion und Kirche in Frankreich während der Revolution." Der Verfasser äußert sich nirgends entrüstet über die Greuel der Sansculotten und Atheisten, sondern trägt eine eiskalte Neutralität zur Schau; gleichwohl sprechen die Thatsachen an sich laut genug und sie sind hier gut zusammengestellt. Es hat bisher an einem Werk gefehlt, welches vorzugsweise auf das Benehmen des Klerus vor und in der Revolution und auf die Mißhandlung desselben unter der Herrschaft des Atheismus Rücksicht genommen hätte. Hier ist nun ein solches und es leistet viel, obgleich wir darin die Citate vermissen. Es würde dem Verfasser wohl leicht gewesen seyn, die Quellen, namentlich die Verhandlungen im Moniteur, genauer zu bezeichnen, aus denen er geschöpft hat.

Daß der französische Klerus die furchtbare Züchtigung, die er in der Revolution erfuhr, verdient hatte, darin stimmt wohl Jeder, der die damalige Korruption desselben kennt, mit dem Verfasser überein. Nur bei den ärmern Landgeistlichen in den abgelegeneren Provinzen hatten sich noch alte fromme Hirtentugenden erhalten; im höhern Klerus, in den Städten und in den zahlreichen Klöstern war die empörendste Zuchtlosigkeit eingerissen. Auch gab es damals im Klerus zwar einige kluge politische Köpfe, welche die Interessen des Standes vertheidigten, aber nicht einen einzigen Mann Gottes, der die Idee der Kirche an sich und überhaupt das Christenthum mit überwiegendem Genie, wissenschaftlicher Befähigung und apostolischer Würde vertreten hätte. Der Klerus war nämlich in seinem bessern ländlichen Theil ganz ungebildet, in seiner großen Mehrheit und Elite aber der Aufklärung der Zeit verfallen und mit den galanten und obscönen Schriften der Zeitgenossen besser vertraut, als mit den Kirchenvätern. Auf die sittenreineren Geistlichen hatte noch der Jansenismus großen Einfluß; Andere hatten sich dem noch moderneren rationalistischen Theismus ergeben, der ein höchstes göttliches Wesen als absolute Weltvernunft anerkannte, vom Menschen aber weiter nichts verlangte, als daß er sittlich lebe, und alles Historische und Dogmatische im Christenthum dabei beseitigte. Die verdorbensten endlich hatten es kein Hehl, daß sie gar nichts mehr glaubten und dem Materialismus oder Atheismus huldigten. Gegenüber solchen Verirrungen des gebildeten Klerus muß die Rechtschaffenheit der ungebildeten Landpfarrer und des Landvolks hochgeehrt werden. Herr Jungnitz gefällt sich aber darin, dieses ungebildete Volk nur um seines Aberglaubens willen zu verachten, anstatt es um seiner Frömmigkeit und Treue willen zu preisen.

Dagegen ist vollkommen wahr, was der Verfasser in Bezug auf den Widerspruch bemerkt, in den der aufgeklärte Klerus gefallen sey, sofern er seine alte weltliche Macht und seine Schätze habe behalten wollen, ohne den alten Glauben. „Die religiösen verbsinnlichen Objekte der katholischen Weltanschauung hatten sich in die dünne, zähe Wolkenschicht, die ihren Verstand umnebelte, in den Theismus aufgelöst. Der Gott dieses Glaubens, jenes être suprême — nein! der brauchte in der That weder einen himmlischen noch einen irdischen Hofstaat, keine Prälaten, die von goldenen Tellern speiseten, kein Gepränge, keine Paläste und keinen Statthalter." Daraus erklärt sich, warum der Klerus Schlag auf Schlag alle seine Güter und Rechte verlor. Wenige Wochen reichten hin, ihm sein unermeßliches Vermögen gleichsam spielend und unter allgemeinem Gelächter zu entreißen. So unpopulär waren seine alten Ansprüche gegenüber dem jungen Zeitgeist.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nº 55. Dienstag den 3. August 1847.

Werke über die französische Revolution.

7) Geschichte der französischen Revolution. Von Bruno Bauer, Edgar Bauer und Jungnitz. Drei Bände. Leipzig, Voigt und Fernau, 1847.

(Schluß.)

Die Jansenisten und ernstgesinnten Theisten benutzten die kurze Zwischenzeit zwischen dem Sturz des katholischen Klerus und dem Aufkommen des Atheismus, um eine Quasireformation zu versuchen. Dieser Versuch ist bemerkenswerth und charakteristisch; es versteht sich aber von selbst, daß er nicht gelingen konnte. Denn die nüchterne Tugend hatte in Frankreich nie die Majorität und wird sie nie erlangen. Wäre das gallische Blut einer sittlichen Purifikation fähig, so hätte sie früher schon durch Waldenser, Hugenotten und Jansenisten durchgesetzt werden müssen. Gewiß konnte sie es am wenigsten im Jahrhundert Voltaires und der Revolution. „Unterdeß machte der jansenistische Theil der Geistlichkeit in Verbindung mit den theistischen Mitgliedern der Versammlung bereits große Anstalt zu der am Beginne des Jahres dekretirten Konstitution der Geistlichkeit. Camus vorzüglich beförderte dieses reformatorische Werk. Der Pfarrer von Cuiseaux wollte bis zu den Aposteln zurückgehen, um die wahre reine Urkirche zu ergründen und beschränkte das Feld der Kirche einzig und allein auf die Moral und die innere Disciplin. Dabei stützte er sich auf Concile und wies mit Bibelsprüchen und citirten Kanons alle Einsprüche zurück. Der Plan der bürgerlichen Konstitution für die Geistlichkeit war im Allgemeinen dieser: Die Geistlichkeit besteht ferner nur aus Bischöfen und Pfarrern in genügender Zahl, und zwar wird für jedes Departement ein Bischof erwählt, und die Pfarreien werden gleichmäßig begrenzt, und so viel als möglich einander an Seelenzahl gleich gemacht werden. Die Wahl der Geistlichkeit geschieht durch die Gemeinden und bedarf der päpstlichen Bestätigung nicht." Anstatt aber die christliche Urkirche herstellen zu können, bekam man ein Schisma zwischen den der alten Kirche treu gebliebenen Bischöfen und Pfarrern in den Provinzen, namentlich in der Vendée, und den weniger gewissenhaften, die den neuen Konstitutionseid schworen, die sich aber zum Theil von der Bewegung noch weiter fortreißen ließen bis zur völligen Abschwörung des Christenthums.

Die Theisten suchten eine Art neue Kirche in der Loge. „Vor allem waren die Freimaurer- und Illuminatenlogen seit einiger Zeit das Augenmerk aller derjenigen geworden, die ohne im Stande zu seyn, in sich selbst einen Halt zu finden, vor der Kirche aber einen gewissen Ekel empfanden, und an der Wahrheit ihrer Lehren zweifelten, eines Symboles bedurften, mit dem sie ihre hungrigen Geister sättigen könnten. Diese Logen veränderten in dieser Zeit allmählig ihren ehemaligen Charakter; theils indem sie sich zu politischen Klubbs ausbildeten, theils indem sie religiös-kommunistische Tendenzen in sich aufnahmen. Der unter dem Namen Cercle social in dieser Zeit thätig werdende Klubb war aus einer ehemaligen Freimaurerloge entstanden. Er machte am 1. Oktober das von Abbé Fauchet und Bonneville redigirte Blatt Bouche de fer zu seinem Organ und hatte zu seinem Zweck die allgemeine Verbrüderung aller Freunde der Wahrheit. Einige Glieder der Gesellschaft, wie Bonneville, Goupil de Prefeln, Mailly de Chateau, Regnaud und Condorcet waren Freimaurer; sie meinten oder gaben vor, daß die Symbole, Embleme, Hieroglyphen und Traditionen der Freimaurerei alle Fragen der Revolution lösen könnten. Diese Männer hielten sich zu Bako, als dem Propheten der Politik, der in der Loge ihre tiefsten Geheimnisse niedergelegt habe. Andere, wie Fauchet, schlossen sich an sie im Namen Jesu an, der die Freimaurerei durch seine Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit so recht eigentlich begründet und das Gesetz der Liebe als das einzige Socialgesetz gegeben habe. Fauchet erkannte neben Jesus auch Rousseau an, wollte aber von Voltaire nichts wissen, dessen Sarkasmus und Spott natürlich seinem schwärmisch begeisterten Gemüthe völlig fremd war. Fauchet predigte einen aus dem Evangelium Johannis geschöpften Pantheismus, die Einheit und Göttlichkeit aller Geister, dehnte die Gottmenschlichkeit auf alle Menschen und die von Jesus befohlene Liebe auf „Himmel und Erde, alle Welten, Wesen und Zeiten" aus. Die ersten Reden, die er hielt, betrafen die Natur, und Bonneville hat sie später unter dem Namen: „Geist der Religionen" herausgegeben. Auch Weiber hatten in diesem Vereine das Recht zu sprechen, da ein Verein, den fast nur Frauen gebildet hatten, in ihn übergegangen war. Madame Palm d'Aelders, eine Holländerin, hielt eine Rede über die bisherige falsche Stellung des weiblichen Geschlechts, behauptete, daß nur die Erziehung bisher die Weiber zur Theilnahme an allen wahrhaft menschlichen Bestrebungen in der That unfähig gemacht habe, erinnerte an die Tochter Catos, die Mutter des Koriolan, die griechischen Frauen bei Salamis, die Mutter der Gracchen, die Arria, Elisabeth, Jeanne d'Arc, Katharina und die Theilnahme der Frauen bei den Vorbereitungen zur Feier der Freiheit." Dieß führte damals schon zu einem offenen Kriege gegen das Institut der Ehe. Der Verein erklärte den Fortbestand einer lieblosen Ehe für eben so unnatürlich als gottlos, weil die Menschen sich nur in freier Liebe vereinigen dürften, und arbeitete mit großem Erfolge dahin, daß das katholische Verbot der zweiten Ehe für ungültig erklärt wurde. Man rechnete seitdem in Paris täglich acht Scheidungsakte. Dieses

Verfahren wurde um so beliebter, als es neben der sittlichen Theorie, von der eben die Rede war, auch noch die ganze Unsittlichkeit von Paris für sich hatte.

Zu den ergötzlichsten Debatten der damaligen Zeit gehören die über Toleranz. Auch unsere Zeit kann davon etwas lernen. Aus der Proklamation der Menschenrechte folgt wie die allgemeine Freiheit und Gleichheit, so auch namentlich die Gewissensfreiheit von selbst. Die Toleranz wurde eins der großen Worte der Zeit. Man affektirte, wie die Juden, so die Türken mit allgemeiner Bruderliebe zu umfassen. Das benutzten nun natürlich die ihrer Kirche treu gebliebenen Katholiken, um auch für sich die Glaubensfreiheit in Anspruch zu nehmen. Aber da war es gleich aus mit der Toleranz, für sie hatte man keine. „Gift toleriren, sagte Fauchet, heißt sich der größten Intoleranz gegen die Gesellschaft schuldig machen."

Die Revolutionäre erkannten bald, daß die tugendhaften Schwärmereien der Jansenisten und Theisten sammt der sentimentalen Toleranz die Revolution nicht weiter bringen würden und der Atheismus, dem sie schon lange huldigten, warf nach und nach die Maske ab. Das „höchste Wesen" der Theisten wurde dem öffentlichen Spotte Preis gegeben. „Hieher gehört die Aeußerung Petions, daß die Theologie sich zur Religion verhalte, wie die Chikane zum Recht; eine Aeußerung, die lebhaft beklatscht wurde. Man glaubte, sich vor diesem höchsten Wesen dadurch zu retten, daß man seine Konsequenzen theoretisch nicht zog, weil man gesehen hatte, welche Grundsätze auf seine Existenz gebaut worden waren. Andere verwarfen mit den Konsequenzen das höchste Wesen selbst, weil sie es für die listige Erfindung der Priester und Tyrannen hielten. Die Religion, sagt der Katechismus des menschlichen Geschlechts, ist das große Mittel im Namen einer Gottheit, die man vorstellt und sprechen läßt, wie man will, die Völker zu verdummen und zu knechten." In diesem Sinn wurde die Toleranz als eine unpolitische Schwäche verworfen und die den Eid weigernden Priester wurden in Masse „septembrisirt."

Als es so weit gekommen war, daß der katholische Glaube als solcher mit den Guillotinen oder dem Mord in Masse (Mitraillade, Noyade) bestraft wurde, konnte sich auch der Theismus nicht mehr halten, denn auch er war ja eine Religion, und es sollte nach der Meinung der wüthendsten Revolutionäre gar keine geben. Cloots, Konventsmitglied und Präsident des Jakobinerklubbs, und Chaumette an der Spitze des Gemeinderaths von Paris trachteten im Ernst, alle und jede Religion abzuschaffen. „Die Religion besteht nach Cloots darin, daß der unfreie Mensch die Idee der freien Menschheit zu seinem Gotte erhebt, so daß zugleich die Attribute dieses phantastischen Gottes nur die auf dieses Phantasma übertragenen Prädikate des menschlichen Geschlechtes sind. Auf diese Weise verliert die Menschheit ihre Freiheit und ihre Würde, weil ein eingebildetes Jenseits das wahre Leben gänzlich aussaugt. Er schließt folglich, daß die Religion das größte Hinderniß einer vernünftigen menschlichen Gesellschaft ist. Cloots machte gar keinen Unterschied zwischen dem Katholicismus und dem Theismus, beide schienen ihm auf gleiche Weise der menschlichen Gesellschaft gefährlich. Thuriot sagte kurz nach dem Sturze der Gironde bei den Jakobinern: Jetzt, da wir uns auf der Höhe der Revolution befinden, ist es auch Zeit, die Wahrheit zu enthüllen und alle Arten der Religion zu stürzen. Alle Religionen sind Erzeugnisse der Noth, rein zufälliger Umstände des Uebereinkommens. Die Gesetzgeber, deren Prinzipe nicht fest genug begründet waren, deckten ihre Gesetze durch einen heiligen Schleier vor den Angriffen des Volkes. Ferner ist Herault de Sechelles zu erwähnen, der ebenfalls Vernunft und Wahrheit gegen die Träumereien des Heidenthums und die Thorheiten der Kirche zu Hülfe rief und die Natur als die Gottheit der Freiheit proklamirte."

Das Jahresfest des 10. August wurde im Jahr 1793 unter dem Einfluß dieser Partei gefeiert. Der Leiter des Festes war Chaumette, Dekorateur aber der berühmte Maler David. „Voran die Volksgesellschaften, hierauf die Deputirten des Konvents, Kornähren in den Händen; um sie her die Abgeordneten aller Urversammlungen, eine Pike in der einen, einen Oelzweig in der andern Hand. Hinten nach die Volksmenge und Soldaten, in deren Mitte ein mit weißen Pferden bespannter Wagen eine Urne zum Andenken an die für das Vaterland gefallenen Helden trug; die Gewerke mit ihren Fahnen und der Inschrift: dieß ist der Dienst, den das unermüdliche Volk der menschlichen Gesellschaft leistet. So war der Zug angeordnet; mit Sonnenaufgang setzte er sich in Bewegung. Auf dem Platz der Bastille hielt der Zug an der kolossalen Bildsäule der Natur; aus ihren Brüsten floß krystallhelles Wasser. Die Aeltesten der Abgeordneten schöpften mit Bechern und brachten der Göttin ihre Libationen. Herault Sechelles, Präsident des Konvents, hielt folgende Rede: Gebieterin des Wilden und der aufgeklärten Nationen! O Natur, dieß mit den ersten Sonnenstrahlen vor deinem Bilde versammelte Volk ist deiner würdig; denn es hat sich die Freiheit erkämpft; in deinem Schooß, in deinen heiligen Quellen hat es mit seinen Rechten seine Wiedergeburt gefunden. Nach so vielen Jahrhunderten der Irrung und der Sklaverei mußte es auf seine einfachen Pfade zurückkehren, um Freiheit und Gleichheit wieder zu erhalten. O Natur, vernimm den Ausdruck der ewigen Liebe, welche die Franzosen deinen Gesetzen schwören; möge dieses reine Wasser das deinen Brüsten entquillt, in dieser Schale der Freiheit und Gleichheit die Schwüre heiligen, welche Frankreich an dem heutigen Tage leistet, dem schönsten, auf welchen die Sonne herabblickt, seitdem sie ihr Licht aus jenen unendlichen Räumen ergießt &c."

Dem Kultus der Natur huldigte auch der neue Kalender, in welchem an die Stelle der Heiligen die Namen der nützlichen Hausthiere, Cerealien, Küchengewächse, Ackergeräthschaften, mathematische Instrumente &c. traten. Warum sollte man, hieß es, das nützliche Hausthier nicht höher achten, als einen unnützen Knochen aus den römischen Katakomben?

Inzwischen war der Kultus der Natur doch nur unter der Bedingung einzuführen, daß ihm der Kultus der Vernunft zur Seite ging. Daher Chaumette am 10. November 1793, wieder mit Hülfe Davids, ein großes Fest der Vernunft einleitete. „Die Notre-Dame-Kirche war ganz und gar verwandelt. Die Büsten großer Männer am Eingange, auf einer bergartigen Erhöhung der Tempel der Philosophie, Tribunen für Greise und Schwangere mit Inscriptionen bildeten die Scenerie. Momoros Frau als Göttin der Vernunft in weißem Kleid, blauem Mantel und wallenden Locken saß auf einem antiken mit Epheu umwundenen Sessel, den vier Bürger trugen und stützte sich auf eine Pike. Junge, weiß gekleidete, mit Rosen umkränzte Mädchen umschwärmten sie von allen Seiten. Reden und Hymnen und malerisch angeordnete Gruppirungen beschlossen den neuen Gottesdienst. Man beschloß, den Konvent zur Theilnahme zu zwingen, d. h. die Scene, so weit es möglich wäre, im Sitzungssaale zu wiederholen. Dahin begab sich nun der Zug. Die Mädchen und die Göttin erschienen im Konvent; dem Präsidenten gegenüber wurde die schöne Last abgesetzt und Chaumette redete den Konvent mit folgenden Worten an: Der Fanatismus ist geflohen, denn das Licht der Vernunft hat ihn geblendet. Die gothischen Gewölbe, die Jahrhunderte dem Irrthum gedient, erdröhnten heut von der Stimme der Wahrheit! sahen heut das Opfer der Freiheit, Gleichheit und der Natur! Wir wählten ein Meisterstück der Natur, um die Gottheit der Natur würdig

darzustellen und alle waren von ihrer Schönheit erbaut und hingerissen. Ein Wunsch, ein Gebet ertönte von allen Seiten: keine Priester mehr! keine andern Götter mehr, als die, welche die Natur uns bietet! Diesen Wunsch tragen wir euch vor und bitten euch: weihet die ehemalige Metropolitankirche zum Tempel der Vernunft und der Freiheit ein. Der Präsident antwortete, bezeugte seine Freude und gab der Göttin sehr bereitwillig den Bruderkuß, wobei die Gallerien in Jubel ausbrachen 2c."

Das war indeß der letzte Triumph der Partei. Schon aus dem Umstand, daß der Konvent nicht mit in den Vernunfttempel zog, sondern sich von den Schwärmern überfallen ließ, deutet eine Wendung der Dinge an. Robespierre, der damals den Konvent beherrschte, war ein Fanatiker der Moral und sah von dem Naturkultus und von der Anbetung der fleischlichen Vernunftgöttin wenig Heil voraus. Er beschuldigte Cloots und Chaumette, sie seyen vom Ausland bestochen, um den sittlichen Charakter der Revolution zu beflecken und eine Contrerevolution herbeizuführen. Er lieferte alle Häupter des Natur- und Vernunftkultus an das Messer der Guillotine und stellte den Theismus oder Kult des höchsten Wesens her, zu dessen Fest der Maler David abermals die Anordnungen machte. Dieser kahle Theismus wich aber, wie bekannt, bald darauf dem wiederhergestellten altkatholischen Kultus und die ganze Bewegung war wie ein Traum vorübergegangen.

8) Geschichte Deutschlands und der französischen Revolution unter der Herrschaft Napoleons. Von B. Bauer. Zwei Bände. Daselbst, 1846.

Hier wird gezeigt, wie Napoleon für Deutschland in gewissem Sinne die Revolution ersetzt und namentlich die aristokratische Gewalt, welche die deutsche Reichsverfassung garantirte, zum Vortheil der absolutmonarchischen vernichtet habe. Was in Frankreich selbst nur unter großen Erschütterungen langsam gelang, die Feudalaristokratie unter die Krone zu beugen und die Provinzen und Immunitäten in ein Ganzes zu bringen, das geschah in Deutschland sehr rasch unter Napoleon. Aber das war nur die eine Seite der Revolution. Bruno Bauer gibt am Schlusse zu verstehen, daß wenn Napoleon die deutsche Aristokratie zum Vortheil der deutschen Monarchie aufrieb, die Monarchie selbst wieder, sobald sie den Schutz des Gewaltigen nicht mehr gehabt habe, in Gefahr gekommen sey. Wir möchten nicht allem unsere Zustimmung geben, was in diesem Buche steht, doch müssen wir anerkennen, daß er den unermeßlichen Einfluß Frankreichs auf Deutschland richtig auffaßt.

9) Geschichte des Kaisers Napoleon nach P. M. Laurent. Zweite verb. Auflage. Leipzig, Lorck, 1847.

Diese Geschichte Napoleons ist freilich fast zu kurz für das Bedürfniß malerischer Details aus den Schlachtfeldern und Salons, doch gewährt sie eine Uebersicht über die Hauptsachen und liest sich gut. Sie enthält fast gar kein raisonnirendes Urtheil, sondern nur die Thatsachen der Geschichte.

Nationalökonomie.

Ueber Korntheurungen. Ein Beitrag zur Wirthschaftspolizei von Dr. Wilhelm Roscher, Prof. in Göttingen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847.

Aus der deutschen Vierteljahrsschrift abgedruckt und mit Zusätzen bereichert, ein in gegenwärtiger Theurungszeit ganz à propos kommendes Votum.

Der Verfasser bekämpft mit großer Entschiedenheit den Wahn, der im Laufe des Frühjahrs so viel Unglück herbeigeführt hat, die blinde Voraussetzung nämlich, daß die Theurung nur künstlich erzeugt sey durch den Kornwucher. Er redet dem Kornhandel das Wort, vertheidigt ihn als das einzige naturgemäße und zugleich wohlfeilste Mittel, Ueberfluß und Mangel in den verschiedenen Ländern auszugleichen und beweist, daß alle Ausfuhrverbote, Maximen und sonstige Hemmungen des freien Kornverkehrs das Uebel nur ärger machen. „So viel leuchtet gewiß Jedem ein, daß nur der Kornhandel im Stande ist, den Ueberfluß guter und den Mangel schlechter Ernten gegen einander auszugleichen, und die nothwendige wechselseitige Assekuranz der Distrikte und Jahre zu bewerkstelligen. Wenn der Staat selbst oder die Grundbesitzer dieß Geschäft übernehmen, so thun sie es eben auch als Kornhändler. Ohne Kornhandel würde nach einer guten Ernte der Preis viel tiefer sinken, oft zum schweren Drucke des Landvolks; eine Menge Nahrungsmittel würden muthwillig vergeudet werden, schon durch stärkeres Aussieben des Mehls, sorgenloseres Aehrenlesen 2c. In demselben Sachsen, das 1771 und 1772 so großes Elend erduldete, war die Ernte der beiden vorhergehenden Jahre so vorzüglich gewesen, daß man vieler Orten eine große Menge Korn auf dem Felde hatte verderben lassen. — Ja, werfen manche ein (z. B. Necker), gleichmäßiger mögen die Preise durch den Kornhandel immerhin werden, aber auch im Durchschnitte höher, weil nun der Arbeitslohn und Kapitalzins einer Menge von Mittelspersonen muß darauf geschlagen werden. Die meisten Gesetzgebungen haben deßhalb noch im 17ten und 18ten Jahrhundert geradezu den Zweck verfolgt, den Kornhandel zu verhüten; jeder Konsument sollte nur unmittelbar vom Producenten kaufen. In England erklärte Eduard VI. (5. u. 6. Edw. VI., c. 14) jeden Ankauf von Getreide zum Wiederverkauf für ungesetzlich; im Wiederholungsfalle standen Pranger, ewiges Gefängniß und Konfiskation des Vermögens darauf. Späterhin wurde das Gesetz milder, bis endlich unter Karl II. (15. Charles II. c. 7) das Aufspeichern und Wiederverkaufen von Getreide erlaubt wurde, doch unter der Beschränkung, daß man nur bei einer gewissen Niedrigkeit des Preises kaufen, und nicht vor Ablauf von drei Monaten auf demselben Markte wieder verkaufen durfte. Diese Bestimmungen, wenn auch praktisch längst außer Kraft, waren doch juristisch, wenigstens noch vor kurzem, nicht aufgehoben. Die Ansicht der Pandekten (L. 6. D. 47,11), daß eigentlich jeder Kornhandel Wucher sey, wird noch von unsern Reichspolizeiordnungen und selbst vom preußischen Landrechte getheilt. Wie viele Gesetze reden von der „Aufkäuferei" als etwas unbedingt Verwerflichem! Schon Adam Smith hat die Zweckwidrigkeit solcher Maßregeln bewiesen. Sie widersprechen geradezu dem großen Prinzipe der Arbeitstheilung. Wie mangelhaft werden sich jetzt Angebot und Nachfrage begegnen! Die Noth hier vielleicht des Producenten, dort des Konsumenten wird die Preise lediglich zur Sache des Zufalls machen, ohne alle vernünftige Rücksicht auf Bedarf und Vorrath im Allgemeinen. Welche Unzahl vergeblicher Wege und Transporte wird dem ganzen Geschäfte dadurch aufgebürdet! was den Preis der Waare bedeutend steigern muß, wenn nicht nominell, an Gelde geschätzt, so doch reell. Vermehren natürlich kann das Gesetz weder die Zeit und Geschicklichkeit, noch das Kapital des Landmanns. Er wird also gezwungen, einen Theil seines Vermögens und seiner Arbeit einem Geschäfte zuzuwenden, das er weder versteht noch liebt, und seine Wirthschaft im Ganzen dadurch zu zersplittern. Denn ich wiederhole es, wenn der Bauer Korn aufspeichert, so thut er eben nur das Geschäft des Kaufmanns; aber mit dem großen Unterschiede, daß jener gezwungen, ohne Sachkenntniß und Gelegenheit, vielleicht mit 10 Procent jährlicher

Unkosten das Publikum bedient, dieser als Mann von Fach und vielleicht mit 5 Procent Kosten. Jede neue Mittelsperson, die als solche und freiwillig vom Verkehr anerkannt wird, begründet einen Fortschritt der Arbeitstheilung, und macht hiermit den Preis niedriger. Gerade wo die großen Gutsbesitzer ihre Produkte selbst verschleißen, wie vormals in Spanien, wird am blindesten und rücksichtslosesten das Prinzip verfolgt, beim Steigen des Preises die Vorräthe zurückzuhalten. Da man überdieß noch die Bäcker und Müller unmöglich dem Verbote der „Aufkäuferei“ strenge unterwerfen kann, so haben alle jene Gesetze faktisch nur den Erfolg gehabt, diesen kleinern, aber zunftmäßig verbundenen Kornhändlern eine Art Monopol zu sichern.“

Insbesondere macht es sich der Verfasser zur Aufgabe, darzuthun, daß nur der gemeinsame Vortheil Aller den Vortheil der Kornhändler bedinge. „So läuft denn auch zum Glück der wahre Nutzen des Kornhändlers mit dem des Publikums in derselben Richtung. Beide sind gleichmäßig dabei interessirt, daß immer die geeigneten Kornmassen auf den Markt kommen und zum geeigneten Preise vertheilt werden. Die Frage, was denn „geeignet“ ist, beantwortet sich aus dem Verhältnisse des Vorraths zum augenblicklichen und voraussichtlichen Bedarfe. Brächte der Kaufmann aus irriger Spekulation oder falsch verstandener Menschenliebe mehr auf den Markt und zu wohlfeileren Preisen, so würde das Publikum zwar augenblicklich davon Genuß haben, nachher aber statt der Theurung eine Hungersnoth leiden; der Kaufmann zugleich verlöre an seinem Gewinn. Käme zu wenig auf den Markt und zu theuer, so behielte der Spekulant einen zu großen Theil seines Vorraths für sich, der alsdann in Folge der nächsten Ernte fast preislos werden könnte. So müssen beide Theile auf dieselbe Art wünschen, daß die tägliche, wöchentliche, monatliche Verzehrung genau dem wirklichen und muthmaßlichen Vorrathe entspricht. Sollte ja ein Irrthum unvermeidlich seyn, so ist es gewiß zehnmal besser, etwas zu viel als zu wenig Vorsicht zu üben, gerade wie ein Schiffskapitän, welchen auf der See eine tiefe Windstille überfällt, und der nun seine Mannschaft auf kleinere Portionen setzen muß, trotz alles Gemurres besser daran thut, auf eine ungewöhnlich lange, als eine ungewöhnlich kurze Dauer des Uebels zu rechnen. Ein Fehler im ersten Falle wird freilich durch unnöthige Entbehrungen, im zweiten Falle aber durch Hungertod bestraft. — Aus diesem Gesichtspunkte läßt sich auch das Aufkaufen während der Theurung selbst vollkommen rechtfertigen. Die Preise stehen zwar hoch, aber nach der Ansicht des Spekulanten noch nicht so hoch, wie es die wahre Lage des Marktes erforderte. Er kauft nur, weil er ein Steigen erwartet, d. h. weil er vorauszusehen glaubt, daß die Fortdauer der gegenwärtigen Konsumtion die Noth vergrößern müsse. Der Verkäufer natürlich hat die entgegenstehende Ansicht. Wer von beiden Recht gehabt, wird sich vollständig erst zur Zeit der Ernte entscheiden. Die falsche Spekulation wird beim ersten durch ein Damnum emergens, beim zweiten durch ein Lucrum cessans geahndet. Das Publikum hat auf die Dauer in keinem Falle Schaden: wenn vielleicht augenblicklich der Preis zu sehr in die Höhe steigt, so werden die so gesparten Vorräthe ihm nach der Ernte durch ein entsprechendes Sinken zu gute kommen. Alles Aufkaufen geschieht ja nur in Rücksicht auf den Wiederverkauf; und je größer die Vorräthe sind, welche die Aufkäufer zusammengebracht haben, desto mehr wird ihre Konkurrenz dermaleinst den Preis herabdrücken. Man sieht hiernach ein, daß die Furcht des Volkes vor dem sogenannten Kornwucher eben nur eine Abart der Gespensterfurcht ist.“

Mit einem Wort, würde der Kornhandel überall und unbedingt frei gegeben, so würde jedes Land rechtzeitig seinen Bedarf erhalten und selbst in Mißjahren die Theurung nie den höchsten Grad erreichen. Der Bauer, der mit seinem Produkt zurückhält, der Bäcker und Müller, der damit zurückhält, der Staat, der seine Magazine füllt und nicht zu rechter Zeit öffnet, schaden weit mehr, als die sogenannten Kornwucherer, deren Interesse es ist, überall dahin, wo Bedürfniß ist, Kornmassen und zwar immer zur rechten Zeit und um einen verhältnißmäßigen Preis hinzuwerfen. Nach diesen Voraussetzungen versteht es sich von selbst, daß Verbot der Kornausfuhr, künstliche Verminderung des Bedarfs, künstliche Erniedrigung des Preises, Maxima rc. Uebel sind, welche die Anwendung des souverainen Mittels, nämlich des freien Kornhandels verhindern, also absolut verwerflich sind.

Der Verfasser knüpft sehr interessante Betrachtungen und geschichtlich-statistische Nachweisungen über die Ernten an. Die Vorsehung scheint hierin einem weisen Plane zu folgen. „In der Regel wechseln gute, mittlere und schlechte Jahre ziemlich rasch mit einander ab. Frankreich z. B. pflegt alle zehn Jahre eine sehr schlechte Ernte zu haben, zwei sehr mittelmäßige, fünf durchschnittliche und zwei sehr reiche (Herbert). In Schweden rechnet man unter fünf Ernten eine gute, eine schlechte und drei mittelmäßige; es versteht sich von selbst, daß man hier genügsamer ist, bereitwilliger, die Ernte für gut zu erklären (Forsell). — Ein solches einigermaßen geregeltes Schwanken des Ernteertrags kann nur heilsam genannt werden. Hätten wir immer reiche Ernten, so würde gar bald eine vermehrte Volksmenge jeden Einzelnen doch wieder nur in dieselbe Nahrungslage versetzen, wie gegenwärtig in einem Mitteljahre. Stehen jetzt die Preise niedrig, so vermindert der Landwirth seinen Kornbau, vermehrt seine Viehzucht; dieß ist aber die einzige Grundlage, worauf nach schlechten Ernten wieder ein vergrößerter Kornbau getrieben, und so die höheren Preise recht benutzt werden. Auch haben wir oben erkannt, daß schlechte Ernten dem Landmanne oft eben so nützlich sind, wie gute Ernten dem Städter.“ So ist es wenigstens die Regel. Ausnahmen von ungewöhnlich langer und rascher Folge guter oder schlechter Ernten sind glücklicherweise selten. Von großer Wichtigkeit ist überdieß die steigende Verbesserung des Landbaues, der allmählige Uebergang von Dreifelderssystemen zum System des Fruchtwechsels. „Der Ackerbau der niedern Kulturstufen ist in hohem Grade einseitig; das strenge Dreifeldersystem z. B. schränkt seine ganze Produktion auf Winterkorn, Sommerkorn und natürlichen Graswuchs ein. Hier ist es denn freilich denkbar, daß ein Mißwachs alle Nahrungsquellen zugleich verstopft. Dagegen auf den höhern Wirthschaftsstufen, beim Systeme des Fruchtwechsels wird eine solche Mannigfaltigkeit von Gewächsen neben einander gebaut, so verschieden an Zeit, Weise und Bedingungen der Kultur, daß unmöglich alle auf einmal mißrathen können.“

Im Anhang folgt noch eine Tabelle, aus welcher der Nahrungsgehalt verschiedener vegetabilischer Stoffe zu ersehen ist, und eine Uebersicht über die Literatur der Theurungsfrage.

Wir halten es für unsere Pflicht, beizutragen, daß die Ansichten des Verfassers eine möglichst große Verbreitung finden. Im Eifer, den gemeinschädlichen Wahn zu bekämpfen, spricht er sich freilich etwas hart gegen Andersdenkende aus und er hätte vielleicht hie und da anerkennen sollen, daß es doch ziemlich natürlich war, Vorurtheile und Besorgnisse in Bezug auf die Theurungsfrage zu hegen, zumal in unserm noch so vielfach getheilten, nach verschiedenen Maximen regierten und in Bezug auf seine nationale Handelspolitik im Großen noch so wenig aufgeklärten Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 56. Sonnabend den 7. August 1847.

Roman.

Jerome Paturot bemüht, eine gesellschaftliche Stellung zu gewinnen. Von Louis Reybaud. Zweite billige Ausgabe. Berlin, Reichardt u. Comp., 1847.

Ein Roman, der für Frankreich dieselbe Bedeutung hat, wie einst Bulgarins berühmter Iwan Whishigyn für Rußland. Die politische und sociale Korruption wird darin in einer Reihe von Bildern enthüllt, die durch eine romantische Lebensgeschichte zusammengehalten sind.

Jerome Paturot ist der Neffe eines ehrlichen und reichen Mützenmachers in Paris, der ihn zu dem gleichen einträglichen Gewerbe zu erziehen wünscht. Allein der junge Knabe strebt höher. Verführt durch die Schule, das Beispiel und alles, was in Paris den Ehrgeiz junger Leute anspricht, will er, trotz seines sehr mittelmäßigen Genies, durchaus etwas Außerordentliches werden. Seine erste Geliebte, die Blumenhändlerin Malvina, bringt ihn zu den St. Simonisten. Aber dort findet er seine Rechnung nicht. „Ich ließ die verschiedenen Sorten der Neu-Christen, von denen Paris überschwemmt ist, die Revue passiren. Jeder wollte das Christenthum auf seine Weise auslegen. Es gab Neu-Christen des Journals: Die Zukunft, Neu-Christen des Herrn Gustav Drouineau, Neu-Katholiken und eine Menge Anderer. Alle halten den letzten Knoten des socialen und religiösen Problems gelöst, Alle erklärten die Welt für verloren, wenn sie ihre Grundsätze nicht annähme. Ich ging von der Einen zu der Anderen und suchte die Wahrheit, bemühte mich auch bei irgend einer Partei mir eine Stellung zu gewinnen. Leider fand ich nichts als Wirrwar und Ohnmacht, Eifersucht unter den sich bildenden Sekten, Schisma im Schisma, wohlklingende Worte ohne Sinn, übertriebene Anforderungen, ungemessenen Hochmuth und eine Sprachverwirrung, viel ärger als unter den Arbeitern am babylonischen Thurmbau."

Darauf fiel Paturot in die Hände eines Betrügers, der ihn an die Spitze einer Asphalt-Kompagnie stellte, um unter seinem Namen das Publikum für sich selbst auszubeuten. Man las in allen Zeitungen von Paris: „Tod den künstlichen Harzen. Es gibt nur eine wahrhaft gute Qualität, nämlich das kaiserliche Erdharz von Marokko. Mit dem Privilegium Seiner Majestät des Kaisers dieses Reichs. Dieses wunderbare Erzeugniß der Natur wäre noch in den Wüsten Afrikas vergraben, hätte nicht ein junger Civil-Ingenieur von den ausgezeichnetsten Verdiensten, Herr Napoleon Paturot, mit Gefahr des eigenen Lebens, muthvoll sein Vaterland mit einem Erdharz beschenkt, das ihm bisher noch fehlte. Mit Hülfe des griechischen Textes des Herodot, den er mit der phönizischen Uebertragung des Periples von Hanno vervollständigte, fand er die Ströme wieder, die seit dem Einsturz jener fabelhaften Atlanta verloren schienen, die nur ein bebautes Vorgebirge des maurischen Tingitana war. Ehre dem Herrn Napoleon Paturot! Er hat für sein Vaterland in einem noch sehr zarten Alter mehr gethan, als andere Landsleute in hohen Jahren. Er hat den Verdiensten um die Trottoirs und für die Seitenstege der Boulevards eine neue Aera eröffnet. In einer Audienz, die ihm Seine Majestät der Kaiser von Marokko, Muley XXXIV., gewährte, erhielt Napoleon Paturot von diesem Herrscher das ausschließliche Privilegium, auf 8000 Jahre gültig, für all das Erdharz, welches in seinem Reiche hervorgebracht würde. Die Concession schließt 2000 Quadrat-Kilogramme ein. Als Chemiker von Auszeichnung konnte Herr Napoleon Paturot nicht unterlassen, das Erdharz zu analysiren, womit er seinem Vaterland ein Geschenk machen wollte. Diese Analyse hat das Resultat gegeben, daß man im Nothfalle Silber und sogar Gold aus diesem Produkt gewinnen könnte. Es enthält außerdem 22 Theile Kieselerde, 31 Theile Phosphor, 33 Olein, ohne die Platina-Theile zu rechnen, die darin eine große Rolle spielen 2c." Mit höchstem Erstaunen las Paturot das alles, was der Betrüger in seinem Namen aufgesetzt hatte, und wußte nun, daß er Napoleon heiße, daß er Ingenieur und Chemiker sey, daß er in Marokko gewesen sey 2c., woran er alles in seinem Leben nicht gedacht hatte. Allein es war ein Gewinn dabei zu machen. „Brauche ich Ihnen noch zu sagen, was hinterher kam? Es ist dieselbe Geschichte, wie von dreißig ähnlichen Unternehmungen. Einige arme Teufel ließen sich durch die Lockung eines ungewöhnlichen Gewinnes verleiten, wurden durch die Posaunenstöße des Prospektes verblendet und kamen ins Bureau. Sie gingen, ihres Geldes durch Bankbillets erleichtert, von dannen. Man zeigte ihnen Erdharz, man setzte es vor ihren Augen auseinander, und legte ihnen die bildlichen Pläne der Concession vor. Man rollte das mit den Insiegeln des Kaisers von Marokko versehene Pergament auf, worauf mit arabischen Schriftzügen die Firma des Privilegiums geschrieben war. Auch die Handgriffe des gemeinsten Charlatanismus wurden nicht geschont. Zwei Mulatten, die als Gehülfen dienten, wurden für Würdenträger S. M. Muley XXXIV. erklärt. Alle Commis hatten lange Pfeifen. Die Besuchenden ließ man auf Divans sitzen, die mit dem Boden gleich waren. Man bot ihnen Kaffee auf orientalische Weise an, in kleinen Tassen, die nicht mehr als eine Nußschaale faßten, kurz, man gab, wie sich Herr Flouchippe ausdrückte, dem Ganzen örtliche Färbung." Paturot führte die Kasse, als aber die Liebhaber sich verliefen und nichts mehr in die Kasse fließen zu wollen schien, wurde dieselbe unbemerkt von dem Betrüger ausgeleert und Paturot saß als Garant der

Gesellschaft da, um alles betrogen und mit dem beschämenden Gefühl, daß ihm Recht geschehen sey, weil er auch Andere betrogen habe.

Paturot faßt sich und wird Journalist, wobei ihm Malvina und seine neuen Freunde Saint-Ernst und Valmont zur Seite stehen. Das Journal Aspic wird pomphaft angekündigt. Am Abend geht Malvina mit Jerome in ein Kaffeehaus. „Kellner, den Aspic — sagte die Blumenmacherin. — Das As von Pick? Hier wird nicht Karte gespielt — antwortete mit gleichgültiger Miene der Vorgesetzte der Orgeade und Limonade. — Den Aspic verlangt man, ein sehr gutes Journal. — Kenn' ich nicht. — Wie, man hält hier den Aspic nicht, das erste Journal von Paris! Dieses Haus ist wohl nur eine Baracke? Ein wahres Winkel-Kaffeehaus. — Madame, befehlen Sie vielleicht den Charivari, den Corsaire, Le Droit, die Gazette des Tribunaux. — Das ist ein schöner Bescheid. Man will den Aspic, nichts als den Aspic. Stehe auf, Jerome, in solchen Winkelkneipen mag ich nichts verzehren. Ein Etablissement, das Achtung vor sich selbst hat, muß den Aspic auslegen. Wir wollen gehen. — Dieselbe Komödie konnte sich wohl zehn Mal an einem Abend wiederholen." Man wandte alle gemeinen Mittel an, um Abonnenten zu gewinnen, es half aber nichts. Da rieth Saint-Ernst zu einem ungemeinen Mittel: „Meine Herren — sagte er — ich habe ein Mittel, unser Blatt zu retten. Hört! Ich nehme kein Geld als Zahlung für ein Journal. Die Forderung ist zu stark. Auch wir wollen Geld verlangen, dafür aber ein Journal und gleichzeitig einen andern mehr verwendbaren Gegenstand bieten, z. B. einen Paletot, ein Paar Stiefel. Folget meiner Betrachtung, sie ist leicht zu fassen. Ein Journal ist ein Bedürfniß des Luxus; man braucht es, man braucht es auch nicht; es ist ein Vergnügen, kein Bedürfniß. Kann man das von einem Paar Stiefel sagen? Gewiß nicht. Jeder Mensch fühlt die Nothwendigkeit, sich zu beschuhen und zu bekleiden. Dieß vorausgesetzt, was muß geschehen? Bietet einen Paletot und ein Journal für ein Abonnement. Dann werdet ihr zwei Arten von Abnehmern finden. Solche, die das Journal um des Paletot willen nehmen werden, und solche, freilich die geringere Zahl, die den Paletot um des Journals willen nehmen werden. Das ist unbezweifelbar. — Der Gedanke war kostbar, und wurde daher auch mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen. Man entwickelte ihn nun, indem man ihn besprach. Es war leicht einzusehen, daß, um sich recht weit auszubreiten, man die größtmöglichste Anzahl von Verlangenden in Anspruch nehmen mußte. Alle Erzeugnisse der Kunst und der Natur; alle Nahrungsmittel, Alles, was der Luxus von den kindischen Spielereien ersinnt, mußte in Kontribution gesetzt werden. Für hundert Abonnenten konnte man ein Salon-Möbel, für tausend ein Landhaus haben. Vier feine Pasteten und ein Journal machten ein Abonnement aus. Man machte sich nun an das Werk, um einen Tarif zu entwerfen, der ein wahres Muster kaufmännischer Kenntnisse und literärischer Lockspeise war. Der Abonnent wurde nach seinen Bedürfnissen immer an der kitzlichsten Stelle getroffen. War ihm ein feiner Hut nicht gefällig, so konnte er einen geschmackvollen Teppich wählen. Hatte ein vollständiges Exemplar der Werke Walter Scott's nicht die Macht, ihn zu verführen, so widerstand er nicht einer Kiste Medoc oder einem Gebinde alten Burgunders." Der Plan kam zur Ausführung, aber die Neugier des Publikums war bald befriedigt, die gelieferte Waare war zu schlecht.

Der Aspic geht unter. Paturot muß sich als Feuilletonist bei einem andern Journal verdingen. Der Redakteur desselben weiht ihn in die Geheimnisse der Pariser Journalistik ein. Der erste und letzte Grundsatz derselben ist: man muß dem Publikum gefallen, und daher allen seinen Schwächen, Fehlern und Lastern entgegenkommen. Die Literatur muß getrieben werden, wie die gemeinste Fabrikation. Paturot eignet sich die Maximen an, und darf man einmal gewissenlos seyn, denkt er, so kommt es auf mehr oder weniger nicht an. Er läßt also Erzählungen aus älteren, vergessenen Zeitungen, unter seinem Namen wieder abdrucken. Sie machen Glück, er gewinnt viel Geld damit; aber — es kommt heraus und er wird mit Schimpf und Schande aus der Literatur herausgestoßen.

Indeß kommt er bald wieder zu einer andern Thür hinein. Er verkauft sich dem Hofe und gibt ein ministerielles Blatt heraus. „Es widerstrebte mir, sagt er, mich förmlich zu verkaufen, und ich hatte mir vorgenommen, die Unabhängigkeit meiner Feder, so lang es mir nur immer möglich wäre, unbeschränkt zu bewahren. Eine unmittelbare Knechtschaft lastet immer schwer auf dem Menschen, und wie gut man auch in einer solchen Stellung besoldet sey, die Spuren des Halsbandes werden dadurch nicht minder sichtbar. Die Sklaverei in der That ist nicht so drückend, wie der Gedanke der Sklaverei. Im Gegentheil ist die Freiheit eine schönere und heilsamere Sache im Geist, als in der Ausübung. Ich schwankte daher lange, aber die Noth —." Genug, er schreibt ein ministerielles Blatt.

Mittlerweile findet er auch seinen Freund Saint-Ernst wieder, der ein Wunderdoktor geworden ist und sich ankündigt: „Der Aesculap der Ukraine, oder Tartarische Medizin. Der Doktor Chikapouff, praktischer Arzt von den Ufern des Don, machte im Allgemeinen allen Bürgern dieser Hauptstadt und des ganzen Frankreichs bekannt, wie er, in dem Zeitraum von drei Monaten, in Folge der Pflege, die er ihnen angedeihen ließ, ungefähr 150 unheilbare Kranken kurirt hat, die bereits von allen Aerzten der Stadt aufgegeben und selbst aus den Hospitälern herausgewiesen worden waren, da man zur Heilung besagter Unheilbarer nicht gelangen konnte. Er aber, Chikapouff, sey in den Kern der Medizin eingedrungen, er heile durch eine neue Procedur Alles, was bis jetzt unheilbar gewesen ꝛc." Daran reiht sich ein sehr erbauliches Gespräch über die Charlatanerie der Aerzte überhaupt, wobei Homöopathie, Magnetismus, Schädellehre, Wasserheilkunst ꝛc. arg mitgenommen werden. Eben so findet Paturot auch seinen Freund Valmont wieder, der ein Notar geworden ist und eine Industrie anderer Art begonnen hat. Paturot selbst aber hat von neuen Ministern als ministerieller Publicist viel zu leiden. „Das Kriegsministerium zum Beispiel verlangte, man sollte öffentlich über die Einführung einer neuen Art von Patronen oder Seitengewehren verhandeln; da schrie das Finanzministerium dagegen, wo dieser Vorschlag hinführen sollte, und welchen furchtbaren Angriff gegen den Schatz er enthielte. Was soll nun der officielle Redakteur thun, der zwischen zwei sich widersprechenden Forderungen steht? Erklärt er sich für die vom Kriegsminister gewünschte Reform, so nimmt ihn der Minister der Rue Tivoli aufs Korn; beseitigt er die Frage als unpassend, so drohen ihm alle Patrontaschen der Rue Saint-Dominique, sie würden nächstens kommen und ihm die Ohren abschneiden. So geht es immer; was man für den Einen thut, erregt die Unzufriedenheit des Andern; lobt man den Einen, so rümpft der Andere die Nase. Jede ministerielle Eitelkeit glaubt sich durch den Weihrauch gekränkt, den man einer andern ministeriellen Eitelkeit streut. Wohin soll man flüchten? Wo einen Ausweg suchen? Im Schweigen? Das wird übelgenommen. In der Polemik? Da kann man neun gegen acht wetten, daß man Mißfallen erregt. Dieß, mein Herr, ist die Stellung eines Schriftstellers, der seine Unabhängigkeit verkauft hat. Hatte ich daher Recht zu sagen, daß man ihn lieber

bemitleiden als blamiren sollte? Bis jetzt sprach ich nur von neun Herren. Doch außer diesen gibt es noch 300. Jeder ministerielle Deputirte macht seine Wichtigkeit geltend und gibt seinen Senf dazu. Da finden ewige Klagen und Angriffe kein Ende. Der unbedeutendste Redner glaubt das Recht zu haben, die literarische Ausposaunung und Lobpreisung seines Geschwätzes auf der Tribune zu verlangen. Dabei ist er noch selten zufriedengestellt. Man hat wesentlich Sätze ausgelassen, die Interpunktion verändert, den Sinn der Sätze entstellt. Die Beifallsbezeugung ist niemals wie sie seyn soll. Man ist mit dem „Sehr gut" sparsam umgegangen, hat mit dem Beifallszeichen geknausert, den Eindruck geschmälert und die einstimmigen Akklamationen gänzlich vergessen, daraus folgen Reklamationen, bisweilen Drohungen, und man muß stille seyn, denn die Deputirten halten die Schnüre der Börse in Händen. Heißt das leben, mein Herr, immer so mit aller Eitelkeit und Lächerlichkeit im Streite zu liegen?" Auch versieht es der Unglückliche einmal bei einer Ministerkrisis und das neue Ministerium jagt ihn fort.

Zu seinem großen Glück stirbt gerade jetzt der reiche Oheim Mützenmacher und Paturot ist froh, dessen Geschäft und Vermögen übernehmen zu können. Malvina wird nun seine Frau und sie beginnen ein ehrsames Bürgerleben. Aber ein langhaariger Maler in der Nachbarschaft spekulirt auf die hübsche Frau und auf des Mannes Geld. Oscar, so heißt dieses Genie, betitelt sich Maler Sr. Majestät des Königs, weil er sich hauptsächlich damit abgibt, schlechte Portraits des Königs für die Kommunen in den Provinzen zu pinseln. Er findet, Paturot habe Aehnlichkeit mit Napoleon, er intrigirt, daß er zum Kapitän der Nationalgarde gewählt wird. Er schmeichelt der Eitelkeit des Mützenmachers und gewinnt ihn gänzlich. Daß er gleichzeitig auch die Frau gewinnt, wird nur zart angedeutet. Es finden sich aber auch noch andere Genies ein, um den Mützenmacher zu plündern Eine erhabene Frau, die russische Fürstin Flibustoski läßt sich herab, den neuen Kapitän der Nationalgarde interessant zu finden und zieht ihn nach und nach in ihr Netz. Ein russischer Feldmarschall spielt den Nebenbuhler und denuncirt die unglückliche Fürstin beim Kaiser. Ihre Güter werden konfiscirt, sie muß in der Noth den Mützenmacher um ein Darlehen bitten und so werden ihm die goldenen Federn ausgezogen. Die Fürstin wird später als Kaffeewirthin und der Feldmarschall als Kellner wiederentdeckt. — Ein Freund des Malers, ein architektonisches Genie, verleitet Paturot, sich ein gothisches Haus bauen zu lassen und verwickelt ihn in einen Prozeß mit der Stadt wegen des Bauplatzes. Da wird seinem Beutel reichlich nach allen Seiten zur Ader gelassen. Dabei fehlt es nicht an glänzenden Gesellschaften. Hier macht sich nun abermals das Genie der Industriellen geltend. „In einer der ersten Soireen, die wir besuchten, fiel mir ein Kavalier auf, der mit einem glänzenden Halsband von Bart versehen war, so wie mit einem kleinen schwarzen, sehr wirksamen Schnurrbart. Wenn er eintrat, machte ihm Alles in der Gesellschaft Platz. Die Miene des Wohlgefallens belebte alle Gesichter, ein Lächeln spielte um alle Lippen. Die angesehensten Damen, die Heldinnen der Schönheit standen auf, um ihm entgegenzugehen und bemühelen sich, ihm ihre Achtung zu beweisen. Man haschte nach einem Wort, einem Blick, einer Miene von ihm. Der Gegenstand, so vieler Aufmerksamkeit, behielt sein rückhaltendes Wesen bei, ging an das Klavier und legte eine Rolle auf dasselbe, die er in der Hand hatte. Das ist gewiß — dachte ich — irgend ein hoher Prinz, oder ein Gesandter. Begierig, meine Muthmaßung zu bestätigen, machte ich mich an einen mir nahe Stehenden und bat ihn, mich über die gesellschaftliche Stellung dieses glücklichen Sterblichen zu unterrichten. Es ist — antwortete er mir — der berühmte Triffolato, der Kaiser der klagenden Romanze. Sie werden ihn hören Sachen von Schubert und Ronconi spielen. Er hat eine Höhe des Tons, die alle Damen närrisch macht. Der Künstler stieß auch wirklich seinen Begleiter, der ihm wie ein Sklave diente, an das Klavier, stützte sich mit einer Hand auf das Holz des Instrumentes, um auf diese Weise die Stellung eines schwermüthigen Antinous anzunehmen, fuhr sich viermal mit der Hand in das Haar, warf verliebte Blicke den 143 Damen zu, welche den Saal zierten und dann sang er nach einer süßen Melodie:

Die Liebeslust ist meines Lebens Zier,
Der Liebesschmerz, ach, ruft mich bald von hier.

Das tiefste Stillschweigen herrschte in der Versammlung. Das Gespräch war allgemein aufgehoben. Daher schien auch der Sänger zu triumphiren. Jede Note kam mit großer Sicherheit der Intonation hervor. Die Stimme saß vollkommen fest. Akklamationen, Jubel, Thränen begrüßten den Künstler. Doch dieß schien ihn weder zu rühren, noch seinen Stolz zu erhöhen. Als er drei bis vier Romanzen gesungen hatte, nahm er seine zerstreuten Notenblätter zusammen, verbeugte sich zwei Mal und entzog sich dem allgemeinen Enthusiasmus. Welch bescheidenes Talent! — sagte ich zu meinem Nachbarn. Es geschieht nur deßhalb, weil er um zehn Uhr bei der Herzogin von Mirasol erwartet wird. Jetzt hat er hier seine fünfzig Thaler verdient, nun geht er anderwärts eben so viel zu verdienen. Wenn er sich etwas sputet, kann er jeden Abend vier Salons durchmachen. Das macht eine Gesammtsumme von 600 Francs aus. — Teufel — sagte ich — das sind zu theure Rouladen! Kaum hatte ich diese Worte beendet, als ein zweiter Eintretender die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zog. Es war auch ein sehr angenehmer Kavalier, liebenswürdig brunett, wie der andere, mit schwarzem Schnurrbart, wie der andere, mit einem Päckchen unter dem Arm, wie der andere. Dieselbe Bewegung trat unter den Elegants ein, und der neu Angekommene benahm sich eben so kalt und eben so majestätisch, wie der vorige. Dem Aeußern nach — sagte ich zu meinem Nachbar ist dieß entweder ein Herzog oder ein Pair. Das — entgegnete mir mein Nachbar — ist der berühmte Muscardini — der Fürst der komischen Romanze. Bisher haben sie den weinenden Johann gehört, jetzt werden Sie den lachenden Johann hören. — Ich bildete mir ein, mit einem Mal abgefunden zu seyn. Ach, ich kannte die Salonsänger nicht. In welche Gesellschaft wir den Fuß setzten, da waren wir sicher, den berühmten Triffolato und den berühmten Muscardini anzutreffen. Triffolato trug seine Liebeslust vor, Muscardini weinte sein Wir haben t—y ri. Ueberall fand ich dieselben Noten wieder, dieselben Knalleffekte, dieselben Fiorituren, dieselben traurigen oder komischen Wirkungen. Triffolato fuhr stets mit derselben Hand in dieselben Haare, zeigte das Weiße derselben Augen, nahm dieselbe melancholische Stellung auf demselben Arm ein. Muscardini zeigte stets dieselben Gesichtsverzerrungen, denselben Accent, dieselben Gesten, von derselben Bauchrednerei begleitet. Alles war so gut eingelernt, daß der Künstler niemals fürchten durfte, daran auch nur ein Iota zu verändern."

Paturot schraubt sich inzwischen immer höher, er wird Kommandant der Nationalgarde, geht an den Hof, bekommt das Kreuz der Ehrenlegion. Aber er wird nicht immer gleich gut bei Hofe aufgenommen, wie das erstemal. „Ich hatte meine Hauptverbeugung mit einer unendlichen Sorge vorbereitet, und als ich bis zu Sr. M. mich hinangedrängt hatte, brachte ich ihn mit besonderem Glücke an, und fügte noch ein:

„Sire“ mit ausdrucksvollem Tone hinzu. Ich glaubte Eindruck gemacht zu haben, wie groß aber war mein Erstaunen, als ich mich erhob, um meines Triumphes mich zu erfreuen, und bemerkte, daß Se. M. mir den Rücken zukehrten, um vertraulich mit irgend einem Gesandten eines nordischen Hofes zu sprechen.“ Auch Malvina wird bitter getäuscht. „Sie saß auf einem Tabouret und entwickelte alle Spielereien und Fangkünste des Blickes, alle Verführungskünste des Fächers, um einen Triumph zu erzielen. Ich sah wohl ein, daß meine Gegenwart die Chancen ihres Manoeuvres nicht unterstützen konnte, entfernte mich daher, um das Buffet aufzusuchen.“ Aber aller Bemühungen ungeachtet, auf dem Hofball einen Tänzer zu finden, fand Madame Paturot keinen, blieb sitzen und entfernte sich im höchsten Zorn.

Die Wissenschaften mußten nun einen neuen Trost gewähren. Paturot wurde Mitglied und Mäcen gelehrter Gesellschaften. Dieß gibt dem Verfasser Anlaß, die gelehrte Charlatanerie in ihrer ganzen Blöße zu zeigen. Am schärfsten nimmt er die Betrüger mit, die auf Staatskosten gelehrte Reisen machen. „Mag ein Schriftsteller den Beistand des Budgets für Arbeiten verlangen, die einen fruchtbringenden Einfluß auf das Geschick der Bevölkerung ausüben, moralische Ideen, gesunde Ansichten, nützliche Grundsätze verbreiten können, so antwortet man ihm, er möge seinen Weg allein gehen, der Staat gebe ihm nichts. Das wäre recht, wenn es das allgemeine Gesetz so wäre. Doch man schlage nur der Regierung vor, man wolle in die Ferne gehen, um kostspielige und unfruchtbare Entdeckungen zu machen, um einige Kinderklappern einer frivolen Bildung oder eines zweifelhaften Alterthums auszugraben, o, dann ist der Staatsschatz lange nicht so streng, dann hat er Fonds und theilt sie in den blauen Dunst hinein mit vollständiger Verschwendung aus. Einige Schmarotzer leben von dieser Spielerei, aber Niemand hat einen Vortheil davon, weder die Kunst, noch die Politik, noch die Wissenschaft.“

Nun kauft Paturot auch vollends ein Landgut und bewirbt sich um die Stelle eines Deputirten, die er auch in einer abgelegenen gebirgigen Provinz erhält. Dabei kommen alle mögliche Wahlmißbräuche zur Sprache. Die Regierung verspricht ihrem Kandidaten Alles mit dem Vorbehalt, nichts zu halten. Der Kandidat verspricht den Wählern Alles, mit dem Vorbehalt, nichts zu halten. Die Wähler sind einfältig genug, etwas zu erwarten und ihre Forderungen auf das Maximum zu steigern, während sie längst wissen könnten, daß ihnen auch nicht das Minimum bescheert werden wird. So betrügt von oben herab einer den andern und die untern betrügen sich selbst. Der Brief und nachher der Besuch eines Wählers bei Paturot in Paris gehört zum Ergötzlichsten, was dieser Roman darbietet. Um die Wähler nicht aufzubringen, muß sich der reiche Pariser alles von seinen Gästen gefallen lassen und weiß sich vor Scham und Langeweile kaum zu helfen. Als Deputirter spielt er seine Rolle so weit gut, als er keine Reden hält, sondern nur immer mit der ministeriellen Mehrheit Ja sagt und sehr laut seinen Beifall, wie Mißfallen, bei Reden Anderer zu erkennen gibt. Nur einmal redet er selbst und fällt schmählich durch, aber seine Partei hält ihn. Erst als er sich beigehen läßt, sich dem Ministerium gegenüber durch Trotz und Oppositionsdrehungen noch wichtiger machen zu wollen, ohne daß ihm irgend ein parlamentarisches Talent inwohnt, läßt man ihn fallen und er hat seine Rolle ausgespielt.

Zu derselben Zeit bricht sein Bankerott aus. So groß sein Vermögen war, Gauner aller Art haben ihn darum betrogen. Er fällt in die Hände der Wucherer, die ihm vollends den Rest geben. Er verliert alles, bekommt aber endlich eine kleine Anstellung, so daß er wenigstens leben kann. Ein Erziehungsinstitut, wohin er seinen Sohn gethan, gibt Gelegenheit, schließlich auch noch über die pädagogischen Gauner in Paris zu sprechen.

So entfaltet sich dieses reiche Sittengemälde vor unsern Blicken, gewiß eins der gelungensten, was die neuere Unterhaltungspresse darbietet.

Romane und Novellen.

1) Altes Lieben, neues Hoffen. Roman von Bertha von Werder. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Die Pointe dieses Damen- und Künstlerromans ist der sentimentale Selbstmord des Helden und der Heldin, welche beide in der Rolle von Romeo und Julie bei der Aufführung der bekannten Oper sich nicht bloß zum Schein, sondern alles Ernstes vergiften.

2) Romantische Dichtungen von August Bürck. Zwei Bände. Leipzig, Otto Klemm, 1847.

Die Geschichte Heinrichs von Ofterdingen, der hier als Dichter des Nibelungenliedes genommen wird, und des Wartburgkriegs; die Sagen von Merlin und vom König Rothar, sämmtlich in Prosa. Dann die Sage vom König Arthur in Versen und in dramatischer Form; dazu noch ein kleiner Anhang lyrischer Gedichte. Schon der Stoff ist hier unendlich poetischer als in den meisten modernen Romanen, und auch die Behandlung ist liebevoll. Doch sind wir durch Tieck, Novalis, Arnim gewöhnt, solche romantische Stoffe mit mehr Geist aufgefaßt zu sehen. Herr Bürck bringt diese übersprudelnde Geistesfülle nicht hinzu, er zieht die altromantischen Stoffe mehr in die moderne Sentimentalität hinein. So heißt es hier im König Rothar: „Meine Schwanhilde, ein süßes, geliebtes Kind. Der Frauen Schicksal ruft dich hinweg vom Busen deiner Mutter, von der Hand deines Vaters, die dich beide lieben, in die Arme eines Gatten. Du selbst hast mir deine Liebe zu ihm gestanden. Auch die Mutter begünstigte deine Wahl und ich sprach: so nehmet euch hin! Du ziehest mit ihm fern von uns 2c.“ Das könnte eben so gut Iffland oder Kotzebue geschrieben haben. Das ist für einen mittelalterlichen Stoff zu modern geschrieben.

Berichtigungen.

In Nr. 48, Seite 191, Spalte 2, Zeile 12 von unten l. eisgraue st. einen jeden. Nr. 49, S. 194, Sp. 1, Z. 9 von unten l. Seite st. Kirche. Nr. 50, S. 198, Sp. 2, Z. 17 von oben l. die Krone st. Kronen und Z. 16 von unten l. lieblich st. tödlich, S. 200, Sp. 1 Z. 28 von unten l. dem st. deren, Sp. 2, Z. 29 von oben l. ausführlicher. Nr. 51, S. 201, Sp. 1, Z. 22 von unten l. Czone Bedam und Z. 20 Holwel. S. 202, Sp. 1, Z. 30 von oben l. nationale st. natürliche. Nr. 52, S. 206, Sp. 1, Z. 11 von unten l. Glacé. Nr. 53, S. 209, Sp. 2, Z. 4 von unten l. Feinheit st. Freiheit, Z. 7 von unten l. weiß st. bleich. S. 210, Sp. 2, Z. 17 von unten l. reiner st. einer.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 57. Dienstag den 10. August 1847.

Reisen.

Reise durch Holland, Frisland und Deutschland im Sommer 1845. Von K. J. Clement. Kiel, Schröder u. Comp., 1847.

Wir haben von demselben Verfasser bereits eine sehr inhaltreiche Beschreibung seiner Fußreisen in Irland erhalten, die im vorigen Jahr in diesen Blättern angezeigt wurde. Auch das hier vorliegende neue Werk hat eigenthümliche Vorzüge. Es geht hauptsächlich darauf aus, die Physiognomie der verschiedenen norddeutschen Volksstämme, so wie die charakteristische Verschiedenheit ihrer Sitten, Bauart rc. aufzufassen. In dieser Beziehung ist in der That bisher noch viel zu wenig geleistet worden.

Seine eigene Heimath ist das Ländchen der sogenannten Nordfrisen, die im Westen Schleswigs wohnend, durch die Holsten von den eigentlichen Frisen (Ost- und Westfrisen) getrennt sind. Unter diesen seinen Frisen nimmt der Verfasser eine centrale Stellung. Er zweifelt nämlich nicht im geringsten, daß, wie das germanische Gesammtvolk alle andern in der Welt übertreffe, so wieder unter den germanischen Stämmen der frisische der erste und vornehmste sey, und so parteiisch dieß klingen mag, so bringt er doch wirklich viele gute Gründe herbei, die seine stolze Behauptung unterstützen. Einmal findet er in der Geschichte den Beweis, daß nur die Westdeutschen von jeher Freiheitssinn gehabt hätten, die Ostdeutschen nicht, daß aber mit jenem Freiheitssinn auch das zähe Festhalten der Nationalität und die Dauerbarkeit aufs innigste zusammenhingen. „Eines der wesentlichsten Merkmale der westgermanischen Menschheit ist ihre politische Freiheit. Kein westgermanisches Volk hat vor der Zeit seiner Unterjochung Könige geduldet, kein westgermanisches Volk beim Verfasser der Germania und in den Annalen kennt Könige (reges), und keines duldet Schlösser, aber die ostgermanischen Völker bei demselben Verfasser haben alle Königen gehorcht und Steinburgen geduldet, ihr Oberherr heißt bei Tacitus immer Rex, das Oberhaupt bei Westgermanen nie Rex, sondern immer Kriegshäuptling (dux) oder Vormann (princeps), das ist Fürst im frühern Sinn, nicht im spätern. Die Ostgermanen haben stets Königen Gehorsam bewiesen (erga reges absequium). Die Dänen und Skandinavier kannten schon damals sogar Alleinherrschaft (Germ. cap. 44) und verstanden den Steinburgenbau zu den Zeiten ihrer Raubzüge in Westeuropa bereits im 9ten Jahrhundert besser als Römer. Die Westhälfte Deutschlands oder das eigentliche wahre Deutschland vom Bodensee bis zum Lister Tief, wo nordwärts die Frisen enden, ist von jeher der Volksfreiheit als ihrem ewigen Erb- und Eigenthum mit voller Seele zugethan gewesen, die Osthälfte oder die ostgermanische Art nicht. Und diese Erscheinung hat sich, im Ganzen genommen, bis auf heute bewährt, und wird sich bewähren immerdar, so lange noch kein Mittel erfunden werden, alles Nationale in der Gesammt-Menschheit zu vertilgen. Die Gründungen der Westgermanen haben sich in der Geschichte als dauernd bewiesen, die ostgermanischen nicht. Die Gotten gingen schon im 8ten Jahrhundert in Südeuropa unter, was die Dänen in Europa erschufen, ist vergessen, der swewische Name ist verklungen von der Ostsee bis zur Straße von Gibraltar, das Gedächtniß der Wandalen, Rüger und aller gleichzeitigen Eroberungsschaaren ihrer Art ist dahin, Odoakers und Genserichs Werke haben keine Spur zurückgelassen, die Burgunder und Normänner gingen in der fränkischen Ueberwiegenheit unter, der normannische Geist in England in der altenglischen, nur was die Franken, Frisen, Saxen und Angeln schufen, ist geblieben und hat nach und nach die ganze Erde durchdrungen. Deutschlands Grund legten die Franken, die Hauptelemente seines Wesens sind fränkisch und särisch — süddeutsch und norddeutsch. Das Grundwesen des holländischen Reichs, welches eine große Rolle in der Geschichte Europas gespielt hat, ist frisisch. Von den Herzogthümern zwischen Nord- und Ostse, dieser nördlichsten Ecke der westgermanischen Welt, aus ward England geschaffen und von England aus Amerika. Was die Spanier in Amerika schufen und die Portugiesen in Indien, währte einen Augenblick, nur der westgermanische Geist hat in den fernen Welttheilen dauernde Schöpfungen hervorgebracht, nur ihm gelingt die Eroberung, Kolonisirung und Bekehrung. Die Kraft und Macht Frankreichs ist die fränkische, in seiner Physiognomie liegt noch das Franke. Frankreich hat den ganzen Kontinent gewarnt, nicht in Sklaverei unterzugehen."

Nehmen nun unter den Westdeutschen die Sachsen und Franken eine ganz ehrenvolle Stelle ein, so erreichen sie doch, nach des Verfassers Ueberzeugung, bei weitem nicht den Adel der Frisen. So weit das sächsische Gebiet reicht, sähe man, wenn auch tüchtige, doch — mürrische und schmutzige Menschen; so wie das frisische beginnt, strahle einem sogleich hohe Schönheit in vornehmer Reinlichkeit entgegen. Dieser Gegensatz fällt ihm schon in der Gegend von Bremen auf. „Bei Rotenburg oder eine Strecke westlicher endet die Unreinlichkeit, welche sich weit von Osten und Nordosten her bis zu dem Westrande des hannöverischen Landes erstreckt. Hier fängt ein anderes Geschlecht an, der Mensch wird reinlicher, schöner von Körper, gemüthreicher, nobler, der Wohlstand nimmt zu, der Pferdekopf auf den Häusern wird selten und hört bald ganz auf, auch die holsteinische und hannöverische Bauart der Häuser, aber das Trinkwasser wird schlechter und bleibt schlecht bis in Flandern

hinein. — Sogleich mit dem Bremischen hebt der Wohlstand an, man sieht ihn an dem Boden, an den Menschen, an den Häusern. Die größere Ehrenhaftigkeit der Menschen im Allgemeinen tritt hier dem Beobachter merklich entgegen, sie prägt sich an ihrem Angesicht und ihrem Benehmen ab, sowohl in der Umgegend von Bremen, als in Bremen selbst. Die nähere Verwandtschaft mit dem frisischen Menschen ist unverkennbar."

Holland erhält ein großes Lob. Nicht nur sein Wohlstand macht, daß das übrige Deutschland keinen Vergleich mit ihm aushalten kann, sondern der Verfasser findet auch die Sitten und das öffentliche Leben der Holländer bei weitem humaner und feiner, als in Deutschland. Er schildert, wie gemüthlich und rücksichtsvoll er überall in Holland von den Behörden und Wirthen, wie grob und unverschämt er dagegen am Rhein und auch in Thüringen und Preußen behandelt worden sey. Indeß wie sehr er die Holländer lobt, so erreichen sie doch noch lange nicht seine Frisen, oder nur das adelt die Holländer, daß frisisches Blut und Wesen neben dem sächsischen in ihm ist. „Der holländische Menschenschlag ist im Durchschnitt nicht hübsch, die Holländer haben mehrentheils etwas plumpe Züge, die Frisen regelmäßige und schöne mit scharfem Ausdruck. — Die Holländer sind nicht so reinlich, als die Frisen, die Reinlichkeit des Holländers besteht mehr im Scheuern und Putzen seines Hauses, als im Reinigen seines Körpers. Die Frisen sind durch und durch reinlich, draußen und drinnen, insgeheim und offenbar." Von der frisischen Frauenschönheit spricht der Verfasser mit einer Art von Entzücken: „Der Teint der Frisinnen ist unvergleichlich klar und schier, die Haut wie durchsichtig, stattlich die Gestalt, das Gesicht länglich, die Stirn frei und besonders wohlgeformt, die Augen blau und vielsagend, die Nase gestreckt und fein gebildet, Mund und Kinn freundlich, die Zähne echt und weiß. Eine außerordentliche Ebenmäßigkeit ist in ihrem ganzen Bau, welchen die Linie der Schönheit so sehr charakterisirt, ihre Züge sind regelmäßig, aber mehr gerundet, als bei andern Frisen, sie haben keine gehobenen Backenknochen. Die nordfrisischen Züge sind etwas schärfer. Das weibliche Geschlecht in Nordfrisland und auch in der Propstei in Holstein ist kerniger, als die Frauenzimmer in Groningerland, besonders die nordfrisischen, die weibliche Schönheit in Groningerland nähert sich schon mehr der englischen an. Appingadam ist der schöne Ort, wo man das goldne Stirnband oder die Goldhaube der Frisinnen sieht. Diese Kopfplatte ist ursprünglich eine ausschließlich frisische, keine holländische Kopftracht. Gemeiniglich tragen sie zunächst am Kopf eine schwarzseidne Kappe und darüber die Goldhaube, welche in Westfrisland am größten und am echtesten ist. Sie wird von 10 bis 12 Jahren an getragen, die weniger Bemittelten tragen silberne. Eine solche echte Goldhaube in Frisland kostet häufig an 300 fl. Sie bedeckt die beiden Seiten des Kopfs bis über die Schläfen und schließt sich oben an der Stirn. An der Schläfe ist sie mit Blumen von schwerem Gold geziert. Ein schmales Band davon umgibt den Hinterkopf. Dieses Band ist in Frisland zwei Finger breit, in Nordholland aber nur kaum ½ Zoll. Die nordholländische Goldhaube reicht nicht, wie die frisische, über die beiden Seiten des Kopfs bis oben an die Stirn, sondern nur eben an die Ohren hinauf. Die frisische und die groningische sind einander am ähnlichsten. Ueber die Goldhaube wird noch eine Mütze von echten Spitzen getragen. Die Goldhauben in Frisland sind nicht allein echter und kostbarer, sondern auch häufiger, als durchgängig in Groningerland. Die frisische Goldhaube findet sich im eigentlichen Holland nicht, wo die deutsche Tracht die gewöhnlichste ist. Sie ist die schönste weibliche Kopftracht von allen, welche ich irgendwo gesehen. Sie ist der frisischen Schönheit und unvergleichlichen Hautfarbe ganz entsprechend, einer andern aber neben einem dunkleren Teint wenig."

Herr Clement lebt der Ueberzeugung, daß der den Frisen von jeher angeborene und durch alle Jahrhunderte behauptete Freisinn ihrer Schönheit förderlich gewesen sey. „Die Physiognomien in despotischen Ländern, welche langen Druck erfahren haben, sind durchgängig von ganz anderer Art, die Offenheit und Ehrlichkeit und Arglosigkeit spricht sich nicht darin aus, eine gewisse Rohheit und Malice, etwas Verstecktes und Hochmüthiges liegt darin. Man vergleiche Blick und Mienen unserer festländischen Staatsmänner, vor allen wo die Regierungsverfassungen unumschränkt monarchisch sind, mit Aug und Zügen englischer, welch ein Unterschied! Sie sind die Interpreten beider Regierungsweisen. Die größere Schönheit in England thut es allein nicht, sondern da ist etwas im Aug und im Munde beider, welches die Seele verräth, die Denkweise beider, mehr Freies, Edles, Bescheidenes, Ehrliches und Unerschrockenes liegt in der englischen Physiognomie ausgedrückt, die festländische ist unfreier, roher, hochmüthiger, versteckter und feiger. So sehr wirken dauernde politische Zustände auf die Seele des Volks ein, deren Wesen nicht ungeäußert bleibt. Diese Schilderung ist aus meiner Ueberzeugung geflossen und diese Ueberzeugung aus meiner Erfahrung." Inzwischen sprechen doch andere Erfahrungen dagegen. Viele Völker sind durch die Freiheit, freilich durch den Mißbrauch derselben, entnervt worden. Noch gegenwärtig zeigt eine einfache Vergleichung, daß in der Schweiz die noch nicht langeher dem aristokratischen Druck entwachsenen Bauern z. B. des Emmenthals, des Entlibuchs ꝛc. schöner und kräftiger sind, als der selbstherrliche Demos anderer Gegenden. Und auch das englische Beispiel, auf das sich Clement beruft, ist nicht ganz passend; denn man sieht in England eine ungeheure Menge der verzwicktesten und verworfensten Physiognomien, worin mehr Eigensinn, Unart und Laster sich ausdrücken, als auf dem ganzen Kontinent zusammengenommen, während andererseits Tiroler, Spanier, Dalmaten und noch manche despotisch regierte östliche Gebirgsstämme an Adel männlicher Schönheit keinem Volk der Erde nachstehen.

Jedenfalls aber verdient der frisische Volksstamm hohe Bewunderung, daß er von der Freiheit stets den rechten und nie den unrechten Gebrauch gemacht hat und daß er eine so herrliche Natur bewährt hat, um durch keinen Zeitwechsel die ursprüngliche Leibeskraft und Schönheit zu verringern. Was insbesondere den Freisinn dieses Volks betrifft, so hat er sich bewährt in den glorreichsten Kämpfen, von den Römerzeiten bis auf die der Reformation. Herr Clement gibt von Seite 104—175 einen Abriß der frisischen Heldengeschichte, die der Schweizergeschichte nichts nachgibt. Ja wir müssen die Frisen in vieler Beziehung noch höher stellen als die Schweizer, weil ihr Land ganz offen lag und keine natürliche Schutzwehr hatte, wie die Schweiz, und weil die Angriffe von außen viel nachdrücklicher waren und sich viel öfter wiederholten.

Der Verfasser fand die Sprache der Ost- und Westfrisen mit der seiner nordfrisischen Landsleute, trotz der jahrtausendlangen Trennung, noch nahe verwandt. Er verwahrt sich dagegen, daß die frisische Sprache nur ein Ableger der sächsischen sey, und er äußert sich bei dieser Gelegenheit allzu geringschätzig über die oberdeutsche Sprache. „In der westfrisischen Sprache ist ziemlich viel Holländisch, aber in der holländischen viel mehr Frisisch, die Hauptbestandtheile der holländischen Sprache sind Plattdeutsch und Frisisch, aber der Hauptbestandtheil des Westfrisischen ist Frisisch. Die frisische und die altsächsische oder plattdeutsche Sprache sind in ihrer jetzigen Gestalt die beiden ältesten im ganzen germanischen

Lande, besonders die frisische. Sie ist keine Mundart der niederdeutschen, wie die Oberflächlichen tagtäglich lehren, keine Tochter der niederdeutschen, welche, wie die frisische, viel älter ist, als der hochdeutsch genannte germanische Bergdialekt, sondern von jeher eine selbstständige, eine Ursprache gewesen. Die Saxen-Grenze zeigt sich heute noch, in scharfer Sonderung von der frisischen Art, von der Schlei in südwestlicher Richtung bis zum Rhein hinauf, und links von dieser Grenze herrscht das eigentliche und ursprüngliche Sprachelement der Altsaxen. Es ist vorzugsweise die Sprache der großen höher als Friesland gelegenen Ebene, welche Karl der Große mit schwerem Blutvergießen in den urdeutschen Kreis gezogen hat. Aus dem Wesen der plattdeutschen Sprache und aus dem Gang der großen Völkerwanderung ist zu schließen, daß diese Sprache die Mutter der hochdeutschen ist. In der hochdeutschen Sprache, welche die ursprünglichsten germanischen Vokale theils geändert, theils gedehnt, und die ursprünglichsten germanischen Konsonanten, hauptsächlich t und p, aber auch sehr häufig th und d, völlig verschliffen und weich geschleppt hat, und dieß Alles in Folge des süddeutschen durch die Völkerwanderung halbkeltisch gewordenen Sprachorgans der Bevölkerung des gebirgigen Theils des deutschen Bodens, ist überall da innerhalb ihrer eigentlichen Heimath am meisten von ihrem Urelement, dem Plattdeutschen oder der Sprache der norddeutschen Flachlande nachgeblieben, wo sie in größeren Ebnen, z. B. im Rheinthal, gesprochen wird." Ueberhaupt sieht der Verfasser die süddeutschen Volksstämme wie mit ihrer Sprache, so mit ihrer Physiognomie, ihren Leistungen, ihrer Weltstellung ꝛc. viel zu oberflächlich und geringschätzig an. Er ist immer geneigt, sie nur als halbkeltische Mischlinge gelten zu lassen. Er kennt sie offenbar zu wenig.

Mit desto feinerer Beobachtungsgabe verfolgt er die charakteristischen Unterschiede der Volksstämme in Norddeutschland. Er findet heraus, wie die frisischen Kirchen sich durch ihren Bau von den sächsischen unterscheiden; wie der Unterschied beider Volksstämme sich auch noch durch die ganz verschiedene Wahl in Gebrauch der Kolonialwaaren in neuerer Zeit geltend gemacht habe, indem die Frisen fast ausschließlich Thee und keinen Kaffee, die Niedersachsen umgekehrt Kaffee und nicht Thee trinken (S. 28). Auch die Käsebereitung bezeichnet Clement als eine echtfrisische, und er würde vielleicht davon auch die Schweizerkäseproduktion hergeleitet haben, wenn er an die bekannte Hypothese gedacht hätte, welche den Schweizern einen frisischen Ursprung andichtet. Eine dankenswerthe Zugabe sind Notizen über die frisische Sprache und mehrere Volkslieder.

Interessant ist eine Notiz über die Verbreitung der Holzschuhe S. 21: „Die Thatsache, daß die Holzschuhe in allen Küstenländern der Nordsee mit wenig Unterbrechung von den hannöverischen Marschen an bis nach der Bretagne, also in Hannover (auch noch in Westphalen), im Bremischen und Oldenburgischen, in Ostfriesland, Groningerland, Westfriesland, Nordholland, Holland, Belgien, der Picardie und Normandie eine gewöhnliche Fußbedeckung sind, was ich überall selbst gesehen, ist nicht allgemein bekannt, obwohl sie in geschichtlicher Hinsicht sehr merkwürdig ist. Ganz Dänemark, aber nur das eigentliche Dänemark, welches dänisch spricht, geht in Holzschuhen, die Nordfrisen und Holsteiner aber nicht. Die dänischen Holzschuhe sind die schwerfälligsten und klotzigsten von allen, die französischen die leichtesten und civilisirtesten. Die Holländer nennen ihre Holzschuhe Klompen, bei Düsseldorf am Rhein heißen sie, wahrscheinlich den Holländern nachgeahmt, Klumpen, und im Wupperthal Blotschen. Die Holzschuhe sind eine warme und der Gesundheit zuträgliche Kleidung, allein welchen hölzernen Anstrich und welchen plumpen und steifen Gang geben sie dem Menschen. Am plumpsten geht der Däne in seinen schweren Holzschuhen, welche oben und unten mit Eisen beschlagen sind, und in Dänemark ist der Holzschuh so allgemein eingerissen, daß fast jeder darin geht, in den andern Ländern nicht. Sonst wird der Holzschuh fast nur in Ländern getragen, wo der Boden fett und marschig ist, und die Ursache ist nicht eben die ärmliche Lage der Bewohner, sondern eine klimatische Nothwendigkeit, in Dänemark ist diese Nothwendigkeit nicht vorhanden, weil hier meistens die Bewohner eines sandigen Bodens Holzschuhe tragen, die Ursache also muß eine andere seyn, und das Volk selbst sagt, daß der Holzschuh die wohlfeilste Fußbedeckung sey. Die unförmlichen Blöcke zerstören und verkümmern die Füße, verderben Gang und Beine, und machen den ganzen Menschen plump und steif, und dennoch ist man in Dänemark weit davon entfernt, an Abwerfung einer alten Barbarei zu denken, welche einen schädlichen Einfluß auf das ganze Volk übt. Welch ein Holzschuh-Geklapper früh morgens, wenn die Mehrzahl der Bürger noch in Federn liegt, in den Straßen der Hauptstadt und aller Städte, wo man dänisch spricht. Holzschuhe sind ein bedeutender Handelsartikel in Dänemark. Man sieht ganze Schiffsladungen davon, und vor den Thüren der Krämer hochbeladene Fuder Holzschuhe. In der Hauptstadt Frankreichs haben die Holzschuhe, welche hier den höchsten Grad der Kultur erreicht, und wegen ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit im auffallendsten Kontrast mit den dänischen stehen, das große Verdienst erworben, der modernen weiblichen Welt zu einem festen, wohlgefälligen Gang und einer graziösen Haltung zu verhelfen. In den Rheinlanden hie und da, sogar auf der Südseite Deutschlands tragen einzelne Menschen, unter andern auch Arbeiter in gewissen Fabriken Holzschuhe, um ihre Füße warm und trocken zu erhalten. Doch solche einzelne Fälle sind Zufälligkeiten, welche jene allgemeine historische Erscheinung wenig betreffen. Es scheint, daß die Holzschuhe ihren Ursprung, welcher gewiß in eine sehr alte Zeit zurückgeht, im Norden des europäischen Kontinents haben, und daß sie in Folge der großen Völkerwanderungen über die genannten Länder verbreitet worden sind."

Eine genaue Schilderung der einzelnen Städte in Holland, ihrer Sehenswürdigkeiten ꝛc. erwarte man hier nicht. Der Verfasser besah sie ziemlich flüchtig und legt nur Werth auf die Auffassung des Volkscharakters im Großen.

Er fuhr dann den Rhein hinauf bis nach Heidelberg. Der Kontrast der deutschen und holländischen Rheinufer erschien ihm grell. In Holland überall Reinlichkeit, Wohlstand, Fülle, Höflichkeit, Güte; in Deutschland dagegen Schmutz, Armuth, Grobheit und Gemüthlosigkeit. Er konnte sich nicht genug über die Inhumanität der deutschen Dampfschiff- und Eisenbahnofficianten verwundern. Auch war ihm in ganz Holland keine Grobheit und Unverschämtheit vorgekommen, wie er sie am Rhein von Packträgern erfuhr. Er befand sich kurze Zeit unter deutschen Arbeitern, die aus Holland kamen. Ihre frechen Reden und ihre brutale Rohheit empörte ihn. Auf dem Dampfschiff mußte er, mit Frau und Kindern reisend, unsittlichen Scenen zusehen, die ein Jude aufführte. Auf dem Schlosse Stolzenfels hielt sich damals gerade der König von Preußen und in Heidelberg Ronge auf. Der Verfasser, ein großer Freund der Deutschkatholiken, wohnte dem Festmahl bei, das dem kleinen Afterluther und seinem Aftermelanchthönchen Dowiat veranstaltet wurde, welchen letztern Herr Clement selbst als „affektirt und mißfallend" bezeichnet.

Auf der Rückreise von Heidelberg über Würzburg, Meinungen, Naumburg, Leipzig, Magdeburg nach Hamburg fiel dem Verfasser der Kontrast zwischen Süd- und Norddeutschland

auf. „Vom Süden her über den Thüringer Wald gekommen, betritt der Reisende ein anderes Land, welches von Süddeutschland sehr verschieden ist, die Uebergänge dauern zwar noch fort, im eigentlichen Thüringen nämlich, bis man zwischen Weimar und Naumburg die deutsch-slawische Grenze überschritten. Man kommt in das Land der Ebene hinaus, wo Charakter, Sprache und Sitten der Menschen so verschieden sind von der süddeutschen Bevölkerung, wie der Boden beider, es ist das Land der trüben Flächen und Weidenbäume, der Torfmooren, Heiden und Braunkohlen, der Strohdächer, der schmutzigen Straßen, des schlechten Trinkwassers, des schlechten Weißbrods, der theuren Wirthshäuser, der salzen Butter, der Federbetten und der Windmühlen, endlich das Land, dessen Völker weit mehr politische Knechtschaft erfahren haben, als die Westhälfte Deutschlands oder das eigentliche Deutschland. Diesseits des Thüringer Waldes schon beginnt die rauhere nordische Luft, welche einem Südländer ein gewisses Heimweh anwehen muß, erst recht rauh wird sie, wenn man in das preußisch-sächsische Gebiet hineingetreten, und namentlich besonders gegen Merseburg und Halle hin, wo ein kaltes und melancholisches Element die ganze weite feuchte Weidenbaum-Ebene durchdringt und selbst im Charakter der Menschen die Spuren seines Einflusses nachläßt." Den Ton der Gesellschaft auf der preußischen Eisenbahn fand Herr Clement in hohem Grade anstößig. „Unsere Kajüte war wieder voll von Juden und von Menschen mit preußisch-slawischer Mundart. Ihr Benehmen war in ähnlicher Weise. Man stellte sich mit militärischer Ausstreckung vor unsern Tisch hin, und gaffte uns frech und unverwandt an. Das Maul stand nicht und strömte viele leichtsinnige schmutzige Reden aus. Solche Unterhaltungen kennt das eigentliche Deutschland nicht, wo die Menschenart im Ganzen vorzüglicher, freundlicher, ehrlicher und sittlicher ist." Es war wohl nicht immer so, die tiefe Entsittlichung ist erst neuesten Datums und hat ihre einzige Quelle in der systematischen Auflösung des Protestantismus.

Zu den vielen originellen Bemerkungen in diesem Buche, das dem Zeitgeist' keineswegs in allen Punkten schmeichelt, gehört auch eine über die deutschen Eisenbahnen. „Es muß einem grauen, so oft man wieder auf das Eisenbahn-Thema stößt, dieses prosaische und gedankenlose Nonplusultra unserer Tage. Das Eisenbahn-Vehikel ist ein wahres Monstrum, es schießt wie ein Krokodil in der Ebene hin, als führte es lauter Zerstörung im Schilde, oder wie ein Wallfisch zwischen Eisfeldern, wenn die Harpune ihn getroffen, es fliegt über den Boden, als wollte es der ganzen Natur vorbei, ohne Zeit zum Sehen und zum Denken. Seine greulichen Töne charakterisiren unser musikmachendes Jahrhundert, in welchem Alles und Jedes, was nur eben einen Ton angeben kann, hörbar werden muß. Am ungeheuersten ist seine Erscheinung in verkehrarmen Ländern, wo es jede Minute über eine faule Stelle — something rotten — jagt, welche seine Gegenwart inmitten einer uralten Ruhe und Langsamkeit im grellsten Kontraste zeigt. Die faulen Flecke bleiben nach, und es kann sie nicht austreiben. Die Landleute sehen mit Staunen, und das Vieh auf dem Felde mit Schreck und Ahnung das kommende Ungeheuer an, welches die Aecker auseinander reißt, den Vielen das Brod aus dem Munde greift, den Wenigen die Tasche füllt, das geringe Volk verlockt, nicht mehr zu Fuß zu gehen, um seine übrigen paar Groschen zu erobern, den Luxus mehrt, die Genügsamkeit zerstört, die Lebensbedürfnisse allerwärts vertheuert und den zahllos gewordenen ärmeren Klassen der Gesellschaft ihr Daseyn schwerer macht. Auch bei verkehrlosen Völkern heißt der Wahlspruch des Ungeheuers „Zeit ist Geld". Doch hier ist dieser Wahlspruch eine Lüge, wenn sie in England und Amerika eine Wahrheit ist. Die Eisenbahn gilt für ein Zeichen des bedeutenden Fortschreitens unserer Zeit. Allein ist sie das auch in den Ländern mit solchen Verfassungen, welche die gemeinsame Freiheit und den Gesammtfortschritt der Nation hemmen? So lange die Verfassung eines Landes das alte servile Leben konservirt, wird das Eisenbahn-Monstrum diesem Lande weder Freiheit, noch industriellen Wohlstand bringen. Bei den Eisenbahnen unserer Länder aber ist schwerlich Jemand um des gesammten Volks, sondern nur um seiner selbst willen betheiligt. Die Vortheile der Eisenbahnen in unfreien und verkehrlosen Ländern sind keine allgemeinen Vortheile, sondern solche, welche einem verhältnißmäßig kleinen Theil der Totalbevölkerung zufließen und zwar auf Kosten eines größeren Theils der geringen Klassen im Volk. Die begeisterten Eisenbahn-Panegyristen in autokratisch regierten Ländern tragen die Merkzeichen ihrer eigenen Gesinnung an der Stirn. Deutschland baut ein Netz von Eisenbahnen. Wer soll darin gefangen werden? Die Fürsten oder die Völker? Denn in einem Netz fängt man etwas. Was will man darin fangen? Das Netz soll wahrscheinlich Goldvöglein fangen. Aber manches Netz kriegt ein Loch, wo das Gefangene wieder ausfällt. Es fragt sich, ob das deutsche Netz so gestrickt wird, daß es kein Loch kriegt, und seine Goldvöglein wieder ausfallen."

Dichtkunst.

Ossian, deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, Lorck, 1847.

Ein mäßiger und gefälliger Band, der den ganzen Ossian umfaßt. Die Uebersetzung ist in Jamben mit untermischten Anapästen, in die man sich bald hineinliest, denen wir aber doch die poetische Prosa vorgezogen hätten, weil man gar zu oft genöthigt wird, in den Versen, wenn man den Takt halten will, lange Sylben kurz und kurze lang zu lesen. So muß man z. B. S. 217 lesen:

⏑ ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — | ⏑ ⏑ —
Wie die Sonne hebst du dich meinem Geist
⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑
Sag ihm, daß ich die Winde verdamme
⏑ — | ⏑ — | ⏑ —
Und Schlachten aus dem Auge sprüht,

was doch überaus ohrwidrig ist, da im erstcitirten Verse der schärfste Accent auf dich, im zweiten auf daß und im dritten auf dem gelegt werden muß, was mit dem Sinn der Verse nicht übereinstimmt; daß aber so gelesen werden müsse, erhellt aus dem Rhythmus, der durch das ganze Buch geht, wie folgende Stelle auf derselben Seite darthun mag:

Er stürzte hervor im Waffenklang,
Dem schrecklichen Geiste von Loda gleich
Wenn er naht im Brüllen der Stürme.
Er schwebt über Lochlins Meer im Gewölk ꝛc.

Möge der Uebersetzer in einer zweiten Auflage, die wir seinem Buche wünschen, die gerügten Härten und Unregelmäßigkeiten im Verse austilgen; sonst wäre für eine Uebertragung Ossians eine schwungvolle Prosa in der That noch empfehlenswerther.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 58. Sonnabend den 14. August 1847.

Zeitgeschichte.

1) Neudeutschland in Westamerika. Von Dr. Ernst Ludwig Brauns. Lemgo und Detmold, Meyer, 1847.

Eine kleine, aber gute Schrift, worin das Kolonialbedürfniß der deutschen Nation mit den Mitteln seiner Befriedigung verglichen wird. Es ist darin nachgewiesen, daß im Jahr 1845 allein nach Nordamerika 66,000 Deutsche auswanderten, ungerechnet die übrigen Tausende, die nach Südamerika, Algier, Siebenbürgen, Rußland ꝛc. gingen. Trotz solchen Abflüssen bleibt aber Deutschland immer noch übervölkert. Wir können ohne alle Beschwer jährlich 100,000 erwachsene Menschen an Kolonien abgeben. Wäre es nun nicht der Mühe werth, auch ordentliche Kolonien zu gründen? Mit welchen weit geringern Mitteln legten die Engländer, Holländer, Spanier, Portugiesen und Phönizier ihre alten weltberühmten Kolonien an? Und wir, die wir Menschenkräfte in ungeheurem Ueberfluß haben, wir richten nichts aus, wir haben keine Kolonien, wir liefern nur rohes Menschenfleisch ab, das von fremden Nationen einen fremden Geist empfängt. Ist es dem trefflichen Verfasser zu verdenken, wenn er die deutsche Nationalität auch auf fremder Erde gesichert und geehrt wünscht, wenn er für ein Neudeutschland schwärmt?

Unser Patriotismus würde uns befehlen, ebenfalls dafür zu schwärmen, wenn uns die Thatsachen der Erfahrung nicht nöthigten, jede Hoffnung in dieser Beziehung aufzugeben und die unschöne Wahrheit der schönen Täuschung vorzuziehen. Die Deutschen sind nicht fähig auf ihrem eigenen heimathlichen Boden zusammenzuhalten, wie sollten sie es auf fremder Erde? Ließen sich auch die Regierungen herbei, die Kolonisten zu leiten, sobald sie über Meer wären, würde alles auf eigene Hand durcheinanderlaufen. Bilden sich freiwillige große Gesellschaften, so fahren sie nach wenigen Monaten regelmäßig wieder auseinander. Man sollte meinen, da ganz Europa jetzt von kommunistischen Ideen durchzuckt wird, so müßte die große Masse von ausgewanderten Armen aus Deutschland, England, Irland, die sich in Nordamerika niederlassen, auch sofort Versuche machen, die Ideen Fouriers einmal zu verwirklichen. Allein es fällt ihnen nicht ein. Nur einigen wenigen religiösen, in sehr enge Kreise eingeschränkten Gesellschaften ist es gelungen, die kommunistische Gütergemeinschaft einzuführen, indem sie sie auf biblische Prinzipien und strenge Sittenzucht stützten. Davon will die ungeheure Mehrheit nichts wissen. Jeder jagt hier nur dem eigenen Glücke nach, ohne sich um den andern zu bekümmern. In dieser Thatsache liegt die Verdammung des kommunistischen Wahns. Die Menschen sind viel zu schlecht geworden, um den Kommunismus verwirklichen zu können, denn er fordert zu viel Entsagung. Was nun dem kommunistischen Zeit- und Modegeist nicht möglich zu erreichen ist, ein Zusammenhalten, eine organische Korporirung, das läßt sich noch viel weniger durch den abgeschätzten deutschen Patriotismus bewirken. Wie viele Tausende leben, die nie etwas von Patriotismus in sich gespürt haben, oder denen er nur lächerlich gemacht worden ist, wenn man ihnen je etwas davon gesagt hat. Die meisten überdieß, welche auswandern, rüsten sich mit Gleichgültigkeit und Herzensverhärtung gegen das Vaterland, das sie freiwillig oder gezwungen verlassen, und geben sich mit ganzer Seele den neuen Eindrücken hin, die sie in Amerika empfangen. Es sind meist Bauern und Handwerker, auch viele Personen der dienenden Klasse in Deutschland, die, nach Amerika ausgewandert, dort Heern werden. Das lockt und besticht. Frage Einer, was er wohl seinem Laufknecht, oder seiner Magd, wenn sie nach Amerika auswandern, mitgegeben hat, um von ihnen verlangen zu können, sie sollen ihre deutsche Nationalität und Bildung gegen die anglo-amerikanische vertheidigen? Er wird sich wohl beschämt gestehen müssen, daß er ihnen nichts mitgegeben hat, und daß es auch lächerlich wäre, ihnen zuzumuthen, sie sollten denken und fühlen, wie Ernst Moritz Arndt, weil die niedern Schichten des Volks nur durch große Thatsachen, niemals durch bloße Hoffnungen und Ideen patriotisch gesteigert werden können.

Ein sehr unhöflicher Ungar schrieb in einem Pesther Blatt über die deutschen Auswanderer nach Siebenbürgen: „Mit ihren offnen Mäulern sehen sie wie Meilenzeiger aus, die Frauen wie Mehlsäcke, die Gesichter sind platt, breit, mit ausdruckslosen wässerigen Augen, der Gang täppisch, auf jeden Schritt bummeln die hinten herabhängenden Zöpfe wie Stränge eines Pferdes, keine Vaterlandsliebe in den theilnahmlosen Antlitzen u. s. w." Nicht besser werden sie von Franzosen geschildert, durch deren Küstenstädte sie wandern, und von Amerikanern selbst. Es ist in dieser Schilderung viel wahres, obgleich es auch genug deutsche Auswanderer gibt, die einen günstigern Eindruck machen. Im Allgemeinen sind es Leute, die mit Noth sich und ihre Familien durchbringen und ihrer beschränkten Ländlichkeit entrissen, die fremde Welt mit offnem Maul anstarren. Kann man in Ernst von ihnen verlangen, sie sollen deutsches Heldengefühl in der Brust mitnehmen und ein eigenes großes Staatsleben begründen? Sie, welche froh sind, nur Brod zu finden.

So lange man übrigens in Deutschland selbst noch Niemanden als Staatsmann gelten läßt, der sich nicht eine vollkommen französische Bildung angeeignet hat, so lange Höfe und Adel noch in dieser Beziehung nichts weniger als nationalisirt

sind; und so lange auf Universitäten die deutsche Nationalität eben so der hebräischen, griechischen, lateinischen und dem vagesten Kosmopolitismus untergeordnet wird, so lange wir uns mitten in Deutschland nur französisch kleiden &c., so lange haben wir auch kein Recht, unsern Malcontenten, Armen, Knechten und Mägden, die nach Amerika gehen, ihr Englischwerden vorzuwerfen.

Mit einem Wort, erst wenn wir eine einige und selbstständige Nation seyn werden, die fremden Nationen Gesetze vorschreibt, anstatt sie sich von ihnen vorschreiben zu lassen, alsdann werden wir auch Verstand und Macht genug besitzen, von den 100,000 Erwachsenen, die wir jährlich an Kolonien abgeben können, einen angemessenen Gebrauch zu machen.

Sehr interessant sind die Notizen, die der Verfasser über die Ausbreitung der deutschen Emigration gesammelt hat. „Die Auswanderung des Jahrs 1845 betrug nach transatlantischen Gegenden von Bremen: 31,358 Individuen. Von diesen gingen

nach Neuyork . . .	in 73 Schiffen:	9628	Personen
„ Neuorleans . . .	„ 56 „	9628	„
„ Baltimore . . .	„ 51 „	7885	„
„ Philadelphia . .	„ 7 „	952	„
„ Charleston . . .	„ 1 „	131	„
„ Galveston in Texas	„ 22 „	3134	„
Zusammen	210 Schiffe	31,358	Individuen.

Außerdem segelten nach Port Adelaide in Neuholland in 2 Schiffen: 491 Personen. Unter diesen Auswanderern befanden sich 25,033 Erwachsene und 6816 Kinder. Da nun, wenn wir die Auswanderungsverhältnisse vom J. 1844 zu Grunde legen, die Auswanderung der Deutschen im J. 1845 aus den Häfen von Havre de Graçe, Rotterdam, Amsterdam, Antwerpen, Hamburg und Stettin höchst wahrscheinlich 34,000 Deutsche betragen hat, so hat mit Einschluß der über Bremen nach Amerika abgesegelten Deutschen die Gesammtzahl der deutschen Auswanderer nach den Vereinten Staaten im J. 1845 sich auf ungefähr 66,000 Seelen belaufen, und hat folglich, da die Einwanderung aus Großbritannien im J. 1845 sich nur auf 58,538 Individuen belaufen, dieser bereits den Rang abgelaufen. Eine höchst wichtige Thatsache! Wenn dieß so fortgeht, müßten wir daraus nicht die erhebende Hoffnung schöpfen, daß in wenig Jahren die ganze nordamerikanische Union deutsch werde, um so mehr, da wir annehmen können, daß die deutsche Einwanderung in die Union seit 1830 nie unter 20,000 Menschen betragen hat, folglich seit 1830 bis 1846 wenigstens 250,000 Deutsche ihr Vaterland mit Amerika vertauscht haben. Hierbei dürfen wir durchaus nicht unerwähnt lassen, um das Uebergewicht der deutschen Auswanderung über die englische in die nordamerikanische Union außer allem Zweifel zu setzen, daß jetzt jährlich tausende von Deutschen über London, Liverpool, Hull und Newcastle sich nach den Vereinten Staaten begeben, und daher nicht der deutschen, sondern der englischen Auswanderung angerechnet werden; ferner, daß von den in der nordamerikanischen Union besonders in Neuyork angekommenen Briten sich jährlich tausende nach Oberkanada begeben, um sich hier anzusiedeln, folglich für die britische Einwanderung in die Union wieder verloren gehen, und endlich, daß tausende von den in der Union angekommenen Briten sich nicht hier niederlassen, sondern nachdem sie sich in der Union umgesehen, wieder nach England zurückkehren. Wahrscheinlich wird in der neuesten Zeit die britische Einwanderung in die Union aus dem Grunde noch mehr abnehmen, weil gegenwärtig das englische Parlament sehr angelegentlich darauf bedacht ist, Maßregeln zu ergreifen, die Auswanderung aus den britischen Häfen den englischen Kolonien in Oberkanada, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in Australien zuzuführen." In der That könnte die deutsche Bevölkerung in Amerika leicht das Uebergewicht erhalten; allein sie wird aus den schon angeführten Gründen nie eine kompakte und politisch organisirte Einheit bilden.

Man weiß nicht recht, ob man diese Millionen Deutsche, die in Amerika ihre Nationalität aufgeben, da es doch nur von ihnen abhängen würde, wenn sie sie behaupten wollten, bedauern soll. Gewiß aber verdienen diejenigen bedauert zu werden, die als Auswanderer aus Deutschland andere unsichere Wege einschlagen. Herr Brauns bezeichnet z. B. die letzte Auswanderung nach Siebenbürgen als eine durchaus verfehlte. Eben so die nach Trinidad, wo von tausend Deutschen in Kurzem ein Viertel starben. Eben so die nach Jamaika und britisch Guiana, wo sie die emancipirten Sklaven ersetzen sollten, aber im ungewohnten Klima und Elend aller Art zu Grunde gingen. Eben so die nach Algier, wohin die deutschen Auswanderer, nachdem sie sich in französischen Häfen festgerannt, wider Willen transportirt wurden, und wo sie in der erbärmlichsten Lage sind. Eben so die nach der Moskitoküste.

Auch die schändlichen Betrügereien, welchen die Auswanderer in Amerika ausgesetzt sind, berührt der Verfasser, besonders die Advokatenkniffe. Dabei bemerkt er unter anderm, die von Benjamin Kurz und James Reily in Deutschland betrügerisch zusammengebettelten 18,000 Thaler seyen nicht, wie vorgegeben war, zu Gunsten der Deutschen, sondern im Gegentheil für die Zwecke der antideutschen Partei verwendet worden. Das ist die häßliche Kehrseite der amerikanischen Freiheit, der Betrug, der in allen kirchlichen, politischen und merkantilischen Gebieten vorherrscht.

2) Die Deutschen in Rußland. Eine patriotische Zeitskizze von Dr. Hermann Wimmer. Leipzig, Teubner, 1847.

Im vorigen Jahrhundert waren die Deutschen noch Herrn in Rußland. Es war Politik Peters des Großen, wie seiner großen Nachfolgerinnen, das deutsche Element, als das tüchtigere, dem russischen überzuordnen und durch diese Politik wuchs Rußlands Macht in reißender Schnelligkeit. Das alles hat sich nun geändert. Jetzt ist das russische Element über das deutsche gesetzt. Die Russen sollen nicht mehr germanisirt, sondern die Deutschen sollen russificirt werden. Wohin das führen wird, weiß Gott. Der richtige Weg scheint er uns nicht zu seyn, eben so wenig als der nothwendige.

Wenn dem deutschen Wesen in Rußland Abbruch geschieht, wie in Amerika, und deßfalls gleichlautende Klagen von beiden Weltenden her vernommen werden, so sind doch die Verhältnisse hier ganz andere wie dort. Nach Amerika wandern meist nur Bauern, Arme, Knechte und Mägde, die nicht so viele Bildung mitbringen, daß ihnen nicht das anglo-amerikanische Wesen imponiren müßte. Nach Rußland dagegen wandern Gelehrte, Künstler und geschickte Handwerker, so wie Kaufleute aus, die weit mehr Bildung und Verstand nach Rußland bringen, als sie dort vorfinden. Geht nun das deutsche Element unter im anglo-amerikanischen, so ist das ziemlich natürlich, daß es aber im russischen untergehen soll, ist unnatürlich. Die Russen haben noch viel zu sehr die deutsche Wäsche nöthig, als daß es gerechtfertigt erscheinen könnte, wenn sie uns in ihren physischen und moralischen Schmutz hineinziehen. Daß das erzwungene oder konventionelle Russischwerden der Deutschen von fast unausbleiblicher Korruption begleitet sey, darüber stimmen alle Berichte überein. Was kann Rußland dabei gewinnen?

Der Verfasser, welcher selbst als Lehrer eine Zeitlang in Rußland lebte, classifizirt seine Landsleute daselbst in dem Stadium, in welchem sie schon so viel von ihrem Ansehen verloren und nur noch die Wahl haben, heimzugehen, oder russisch zu werden. „Industrieritter sind wohl fast alle Deutsche in Rußland; der Erwerb ist ihr gemeinschaftliches Steckenpferd, auf dem sich ein großer Theil von ihnen recht stattlich herumtummelt; doch haben Viele derartige Beschäftigungen und Wirkungskreise, daß sie wenigstens das Gepräge der Industrie nicht zur Schau tragen. Zu dieser Klasse gehören die Lehrer an Universitäten und Schulen und die Hauslehrer, die wir demnach von den Herren vom Handel und von der Industrie absondern wollen. Das verbindende Mittelglied zwischen Beiden bilden die Privatlehrer, bei denen wir auch den auffallenden Abstand des reichen Großhändlers von dem armen Krämer wiederfinden. Die Zeit der großen Staatsmänner deutschen Geblütes ist mit den Ministern Cancrin und Benkendorf zu Grabe gegangen. Heut zu Tage wird Jermoloff nicht wiederholen, was er einst scherzweise gesagt haben soll, als er sich noch im vollen Genusse des allerhöchsten Wohlwollens Gnaden ausbitten durfte: daß er zum Range eines Deutschen erhoben zu werden wünschte."

Am zahlreichsten sind die deutschen Bäcker und Apotheker. Ein höchst rühmliches Zeugniß für die deutsche Reinlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Der Russe vertraut seinen Magen und sein Leben lieber den Deutschen an, als seinen eigenen Landsleuten. Nächst diesen beiden Klassen sind besonders die deutschen Schneider häufig, nicht wie man glauben sollte, die französischen. „Freilich kommen die Moden von Paris, und wie soll es hier anders seyn, wenn Deutschland selbst, ja ganz Europa französischem Kleidergeschmacke huldigt? Trösten wir uns einstweilen damit, daß die ersten Schneider in Paris parisirte Deutsche sind, denen Herr Stolz in London als würdiger Kollege zur Seite steht. Der Kopf möchte mir wirbeln vor Stolz, wenn ich mir denke, daß weit und breit die feinste Schneiderwelt germanischen Ursprungs ist." Daran schließen sich dann noch viele Schuhmacher, Sattler, Schreiner, Uhrmacher, Pianofortemacher ꝛc.

Wie die Bäcker und Apotheker, so sind auch die deutschen Kaufleute ihrer Solidität wegen in Rußland hochgeachtet, daher auch sehr zahlreich und reich. Die deutsche Firma überdauert ihren Begründer, der Tod des Chefs ändert nichts am Kredit des Hauses. Dagegen stirbt mit dem Juden, mit dem Russen sein Kredit. Es fällt dem Verfasser auf, daß sich nicht auch Engländer in Rußland etablirt haben. Allein es ist nicht die Art der Engländer, Häuser auf dem Kontinent zu gründen, wo sie, auch ohne Häuser zu haben, Vortheil genug finden, und wo sie ihre Häuser nur in unangenehme Konflikte bringen würden. Der Engländer kann nicht russischer Unterthan werden, das löst das ganze Räthsel. Herr Wimmer bezeichnet auf der Petersburger Börse die Hälfte, und zwar die bessere Hälfte der Kaufleute als Deutsche. — Auch deutsche Buchhändler machen trotz Censur und Mauth, gute Geschäfte in Rußland. Was den zahlreichen Lehrerstand betrifft, zu dem der Verfasser selbst gehörte, so nimmt derselbe viel Geld ein, zehn bis zwanzig Thaler des Tages. Auch lebt er sehr gut, denn die Großen und Reichen, die ihre Kinder gut erziehen lassen, ziehen auch die Lehrer an ihre schwelgerischen Tafeln, wo asiatischer Luxus den europäischen übertrifft. „Aber die beiden Landsmannschaften, die Deutschen und Franzosen, schmelzen immer mehr und mehr zusammen, und die russische Propaganda greift zum Schrecken aller Wohlgesinnten und Edeldenkenden immer mehr und mehr um sich. Am sichtlichsten noch gedeiht das Halbvollblut, das von einer Kosaken- oder sonstigen Russenmutter stammt, da dann die deutschen Heldentugenden von Anno neun unserer Zeitrechnung durch russische Muttermilch etwas genießbarer geworden sind." Sehr gute Geschäfte haben bisher immer noch die deutschen Musiker gemacht, und zwar von aller Art.

Es ist Schade, daß der Verfasser uns nicht eigentliche Genrebilder aus dem Leben der Deutschen in Rußland mittheilt. Das wäre viel passender gewesen, als die literarischen Erkurse, die ihn auf Hegel und den alten Johann Heinrich Voß zurückführen, welche gar nicht hiehergehören.

3) Briefe eines Deutschen über Galizien. Breslau, Joseph Max u. Comp., 1847.

Eine mit sehr viel Sachkenntniß und Ruhe geschriebene Brochure, worin die Nebel zerstreut werden, die über der Wahrheit des galizischen Ereignisses gelagert haben. Die Polen sind eine sehr hitzige und leichtfertige Nation, im vorliegenden Fall war die geschlagene Partei in Verzweiflung; also darf man sich nicht wundern, daß sie sich alles erlaubt hat, um die Wahrheit zu entstellen. Doch hätte die deutsche Presse sich ihr nicht so gar blind oder willig zum Werkzeug hergeben sollen.

Die Geschichte des Aufstandes wird hier aktenmäßig nach ihren Einzelheiten mitgetheilt; eine Menge Unwahrheiten werden widerlegt. Das ist ein dankenswerther Beitrag zur Zeitgeschichte. Nur wo der ungenannte Verfasser die Thatsachen erklärt, dürfte er sich hin und wieder irren. Er beschuldigt nämlich die polnische Propaganda, sie habe den Bauernaufstand absichtlich befördert, um durch allgemeine Anarchie zu erreichen, was dem patriotischen Aufschwung des Adels allein zu erreichen unmöglich gewesen. „In diesem Sinne wurde nun das Landvolk bearbeitet. Von Polen war nicht mehr die Rede; im Gegentheil wurde der Polenhaß der Bauern geflissentlich angefacht, um sie zu neuen Unordnungen zu verleiten. Kommunistische Emissäre führten theils die Banden, die sich gebildet hatten, theils verbreiteten sie in den Dörfern ihre subversiven Grundsätze. Die Polen, predigten sie, seyen Feinde des Kaisers und des Volkes und müßten ohne Schonung bekriegt werden; so wolle es der Kaiser, und wer es anders sage, dem sey nicht zu trauen. Was man durch Plünderung der Edelhöfe gewonnen, sey gute Beute, deren Rückerstattung Niemand zu befehlen berechtigt sey. Von Robot, überhaupt von gutsherrlichen Lasten, sey fürder keine Rede; die noch lebenden Edelleute möchten, so lange sie es mit den Bauern hielten, im Besitze bleiben und ihre Felder selbst bebauen, die Güter Derer hingegen, die als Polen und Rebellen erschlagen worden seyen, müßten unter die Sieger vertheilt werden. Auch die Militärpflichtigkeit müßte aufhören; wozu brauche der Kaiser Soldaten, da die Bauern stets bereit seyen, für ihn die Waffen zu ergreifen? Auf diesen ganz gerechten Forderungen müßten die Bauern bestehen; man könne ihnen Nichts abschlagen, denn sie seyen die Stärkeren; das hätten sie bewiesen, und nöthigenfalls würden sie mit den Soldaten, denen sie ja an Zahl weit überlegen seyen, eben so gut fertig werden, wie mit den Edelleuten. Um das Vertrauen in die Behörden zu erschüttern, wurde nichts versäumt. Man warnte die Bauern vor Polen, die sich als Kreisbeamte verkleideten; auch dem Militär sey nicht zu trauen; denn die Polen erschlügen einzelne Soldaten und legten deren Montur und Rüstung an. In der Gegend von Sandec suchte man die Bauern zum Angriffe dieser Stadt zu verleiten, indem man ihnen vorspiegelte, das Kreisamt halte es mit den Polen und setze die gefangenen Edelleute wieder in Freiheit. Alles, was dadurch erreicht wurde, war, daß aus einigen Dörfern die Verdächtigen nicht mehr nach

Sandec, sondern nach Bochnia gebracht wurden. Gemeinden, die zur Ruhe zurückkehrten, insbesondere solche, die sich zur Robot willig zeigten, wurden von den Aufwieglern mit den höchsten Strafen bedroht; um den Drohungen Nachdruck zu geben, fanden mehrere Brandlegungen Statt. Auch die östlichen Kreise, in denen die Ruhe noch nicht gestört worden war, trachtete man, zu insurgiren. Es erschienen dort plötzlich Leute, die sich für Bauern aus dem Westen ausgaben und erzählten, die Masuren hätten ihre Herren erschlagen und seyen nun glücklich und robotfrei; die Ruthenen möchten ein Gleiches thun. Strafe sey nicht zu fürchten; denn alle Edelleute hielten es mit den Polen und seyen somit Feinde der Regierung. Was man auf solchem Wege zu erreichen suchte, das wurde — um die öffentliche Meinung zu gewinnen und der Regierung Verlegenheiten zuzuziehen, — als bereits gelungen geschildert. Sie erinnern sich, was deutsche Blätter damals von den maaßlosen Forderungen des galizischen Landvolkes, von seiner Widerspenstigkeit gegen kaiserliche Beamte, ja selbst von Gefechten zwischen den Bauern und dem Militär erzählten, und wie insbesondere der sogenannte Korporal Szela mit der Rolle eines neuen Masaniello betheilt wurde. Als sich endlich die Wahrheit nicht länger verhehlen ließ, da wurde gesagt, nur mit äußerster Anstrengung sey es der Regierung gelungen, dem Bauernkriege Schranken zu setzen; und zuletzt hieß es, Korporal Szela habe sich mit zwölf Mann, dem Reste seiner Anhänger, in die Wälder von Niepolomice geworfen. Er aber saß ruhig in Smarzowa und wußte nichts von seinen Thaten." — Wir bestreiten in dieser ganzen Relation keine Thatsache, glauben aber, der gehetzte polnische Adel, dessen Standesgenossen grausam ermordet, dessen Schlösser verbrannt wurden, sey im Allgemeinen nicht in der Stimmung gewesen, den Bauern noch Beifall zu klatschen und die Fackel selber in die Hand zu geben. Was auch Einzelne, namentlich sicher sitzende Zeitungskorrespondenten hier gesündigt haben, um natürlichen Ereignissen unnatürliche Motive anzukünsteln, so ist der Bauernaufruhr, der gegen die Propaganda des Adels gerichtet war, gewiß nicht dieser Propaganda selber zuzurechnen.

Wichtiger erscheint uns die Wendung, welche die polnische Propaganda ihren Angelegenheiten gegeben hat, indem sie Rußland gegenüber von Oesterreich schmeichelt und die panslavischen Ideen hiefür ausbeutet. Der Verfasser findet es sehr natürlich, daß sie den Versuch macht, Rußland zu gewinnen, zu versöhnen, und unter russischer Maske polnische Zwecke zu fördern. Daß unmittelbar nach so wüthenden Insurrektionen gegen Rußland solche Schmeichelreden geführt werden, daß man unmittelbar nach republikanischen und kommunistischen Deklarationen in Paris plötzlich wieder dem Selbstherrscher zu Füßen fällt, darf an einer Nation, wie die Polen sind, nicht Wunder nehmen. „Nicht mit Unrecht bemerkte schon Friedrich der Große: die Polen seyen „stets bereit, ohne Gründe eine Partei zu ergreifen oder zu verlassen, und sich durch die Folgewidrigkeit ihres Betragens in die übelsten Lagen zu stürzen;" und so dürfte es uns nicht wundern, wenn der wüthende Russenhaß, der sich noch kürzlich bei jeder Gelegenheit aussprach, plötzlich in Liebe umschlüge. Dieser Wechsel in den Ansichten der Aristokratie würde mit den panslavistischen Tendenzen der Demokraten auf das Glücklichste zusammentreffen. Ich zweifle also gar nicht, daß es der Partei der Umwälzung Ernst sey mit dem Gedanken, sich Rußland in die Arme zu werfen, ich zweifle nicht, daß sie es wolle, aber ich zweifle, daß sie es könne. Der Schreiber des erwähnten Briefes sagt, ein Romanow sey zu sehr Edelmann, um seines Gleichen, selbst wenn sie seine Feinde sind, zu vernichten, zu gewissenhaft, um sie aus Vorsichtsmaßregeln zu vertilgen, zu sehr Ehrenmann, um seine Opfer zu beleidigen. — Wer möchte nicht aus vollem Herzen diesem Urtheile beipflichten? Aber der erhabene Monarch, dem hier der Tribut gerechter Ehrfurcht gezollt wird, ist auch zu sehr Ehrenmann, um in die Hände, denen eben erst in feiger Angst der Dolch des Banditen entfallen ist, die seinige zu legen, um nicht zu fühlen, daß er sich besudeln würde, wollte er aus solchen Händen eine Gabe empfangen. Er ist zu scharfsichtig, um zu verkennen, daß Jene, die sich ihm anbieten, nicht die polnische Nation, sondern nur ein mit Schmach bedeckter Bruchtheil derselben sind; er ist zu klug, um der gesunden Bevölkerung seiner weitläuftigen Staaten einen solchen Peststoff einzuimpfen. — Von dieser Seite haben die Feinde der Ordnung keine Sympathie zu hoffen, welche Maske sie auch vornehmen, oder welchen Preis sie bieten mögen."

Das kommt uns Deutschen allerdings zu Statten, denen sonst eine Vereinbarung aller Slaven unter einem mächtigen Kaiser und mit progressiver Tendenz der mannigfachen in Oesterreich mehr noch als in Preußen enthaltenen slavischen Bestandtheile wegen von großer Gefährlichkeit wäre.

Man darf wohl die Frage aufwerfen, wie die Polen dazu gebracht worden sind, gerade gegen Oesterreich und Preußen aufzutreten und einen so grimmigen Haß gegen die Deutschen zur Schau zu tragen, während sie noch nicht lange vorher doch froh waren, als Unterthanen deutscher Mächte oder als Flüchtlinge unter deren Schutz nicht das Schicksal ihrer unglücklichen Brüder innerhalb der Kosakenlinien zu theilen? Wer konnte ein Interesse haben, Polen gegen Deutsche zu hetzen. Doch wohl nicht die Polen selbst. Also nur Russen oder Franzosen. In Bezug auf die Russen theilen wir die Ansicht des Verfassers vollkommen und möchten sie daher von dem Verdacht freisprechen, als hätten sie ihre Hand mit im Spiel gehabt. Also bleiben nur die Franzosen übrig, denen man in der That wohl zutrauen darf, daß sie die gute Gelegenheit benutzt haben, um unter dem Vorwand, die polnische Sache zu unterstützen, ihr eigenes immer zunächst gegen Deutschland gerichtetes Interesse zu fördern. Die französische Politik kann beide, sowohl Russen als Polen, gegen uns brauchen. Sie muß also darauf hinarbeiten, beide zu versöhnen, nur um uns zu schaden. So lange Rußland durch Polen gelähmt ist, sind wir Deutsche im Vortheil und diesen Vortheil mögen uns die klugen Franzosen nicht gönnen.

Roman.

Hollands Lucretia oder ein Opfer der Freiheit. Historisch-romantisches Zeitgemälde aus dem 13ten Jahrhundert. Von Dr. Ed. B. Leipzig, Reichenbach, 1847.

Die holländische Lucretia heißt Engisbertha und die Rolle des Sextus Tarquinius spielt hier der übermüthige und tyrannische Graf Florens. Hatte der Frevel in Holland auch nicht die Folge, wie in Rom, und ließ die Republik hier ein paar Jahrhunderte länger auf sich warten, so nimmt der Verfasser doch der Idee nach einen Zusammenhang zwischen jenen früheren und den spätern Freiheitsbestrebungen in Holland an. Ja er webt in seinen Roman lange Uebersetzungen aus dem alten berühmten Buch von Languet, Vindiciae contra tyrannos ein, eine gegen das Königthum gerichtete Abhandlung, worin die Volkssouveränität in Form der Republik als das allein Rechte und Verständige gepriesen wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 59. Dienstag den 17. August 1847.

Biographie.

Aus dem Nachlasse von Georg Heinrich von Berenhorst, Verfasser der „Betrachtungen über die Kriegskunst". Herausgegeben von Eduard von Bülow. Zweite Abtheilung. Dessau, Aue, 1847.

Dieser zweite Theil bietet sehr viel Interessantes dar. Er enthält nämlich Selbstbekenntnisse, Reiseberichte und eine große Menge Briefe, wobei zu merken ist, daß der Verfasser schon den siebenjährigen Krieg mitgemacht, sich stets hauptsächlich als Soldat und Patriot um die Kriegswissenschaft bekümmert und, mehr als achtzig Jahre alt, noch die Triumphe Deutschlands in den Jahren 1813 und 1814 erlebt hat. Es konnte daher nicht fehlen, daß in seinen Briefen und Concepten die Geschichte seiner Zeit stets berücksichtigt und mit treffenden und inhaltreichen Noten kommentirt ist. Berenhorst war der erste, der, obwohl er unter Friedrich II. gedient und dessen enthusiastischer Verehrer blieb, doch die Unnatur der Militäreinrichtungen des 18ten Jahrhunderts erkannte und auf eine Reform derselben in dem Sinne drang, wie sie in und nach der Krise der französischen Revolution wirklich eintrat. Er bringt also überall ein gesundes, von den Vorurtheilen des vorigen Jahrhunderts unabhängiges Urtheil mit. Was ihn aber ganz besonders auszeichnet, ist die Gewandtheit des Styles, worin er Lessing und Wieland gleicht.

Die „Selbstbekenntnisse" sind so freimüthig, wie die von Rousseau; zeigen uns aber keinen moralischen Schwächling, wie es Rousseau war, sondern einen deutschen Ehrenmann. Berenhorst erzählt, wie er, in der Unsittlichkeit des Militärs und des Hoflebens seiner Zeit auferzogen, und im Umgang mit den damals vorherrschenden Freigeistern so wie durch Lektüre verleitet, einen bedeutend unsittlichen Lebenswandel geführt habe und ein vollendeter Atheist gewesen sey, bis er die Leerheit und Verkehrtheit des materialistischen Treibens eingesehen habe und wieder ein guter Christ geworden sey. Unter andern trug zu seiner Bekehrung auch der Ekel bei, den ihm die Scheinheiligkeit der Freigeister einflößte. Seinem Scharfblick konnte es nämlich nicht entgehen, daß der Atheismus seine Scheinheiligkeit eben so gut hat, wie der Jesuitismus und Pietismus. „Um diese Zeit, erzählt Berenhorst, forderte Lavater, der bekannt genug zu werden begann, unbesonnener Weise Mendelssohn auf, seinen übersetzten Bonnet zu widerlegen, oder sich taufen zu lassen. Das Benehmen des Israeliten, der, wie es mir, so parteiisch als ich war, vorkam, den treuherzigen jungen Zürcher ein wenig hämisch bei diesem Streite behandelte, und sich feindselige Winke nebst leeren Drohungen gegen das Christenthum, wie nicht weniger die Grimasse einer erdichteten Furchtsamkeit erlaubte, mißfiel mir: es war der erste Beweis gelogner Redlichkeit von Seiten der vorzüglichsten Philosophen, der mich indignirte. Mendelssohn verlor viel von meiner Achtung; ich belegte seine Sanftheit mit einem Verdachte von Heuchelei. Sein Zwist mit Jakobi über Lessing, und sein Todärger deßwegen, haben meinen Verdacht bestätigt."

Den Selbstbekenntnissen folgt ein Reisejournal aus den Jahren 1765—1768. Berenhorst begleitete die dessauischen Prinzen nach Italien, Frankreich und England. Seine Schilderungen sind ungemein lebhaft und betreffen zum Theil die berühmtesten Personen seiner Zeit. Hier einige der artigen Anekdoten, die er aus Rom mittheilt. „Benedikt XIV., der durch seine Witzreden berühmte Papst hat auch eines Tages von dem jungen, jetzt regierenden Markgrafen von Anspach eine Antwort empfangen, die aufgezeichnet zu werden verdient. „Trinkt man an Ihren deutschen Höfen noch eben so viel, wie sonst?" fragte er denselben nämlich besonnener Weise. — Nein, heiliger Vater! versetzte der Markgraf: dieser Mißbrauch findet nur an den geistlichen Höfen statt." Eine Zeitlang verkehrten die Reisenden vorzugsweise mit dem berühmten W i n c k e l m a n n, um sich in die römische Kunstwelt einweihen zu lassen. So lernten sie denn auch dessen bekannten Gönner, den Kardinal Albani kennen. „Ich war einigermaßen verwundert, als ich das erstemal den Kirchenfürsten Albani seine Spielpartie machen sah. Er war in die gewöhnliche Kardinalstracht gekleidet, in ein kurzes Mäntelchen und rothe Strümpfe und trug dazu eine weiße Schlafmütze auf dem Kopfe. Geschah es zuweilen, daß die Anderen nicht nach seinem Sinne spielten, so schwur er, wie man zu sagen pflegt, daß es eine Lust war, und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß Leuchter und Lichtscheeren in die Höhe sprangen. Sein Lieblingsschwur ist in guter Gesellschaft nicht zu wiederholen, und als er neulich den Prinzen von Mecklenburg zur Audienz bei Seiner Heiligkeit einführte und, mit dem Fuße an die Thürschwelle stoßend, stolperte, rief er in dem Momente, als er den Fürsten zu den Füßen des Papstes führte: Cazzo del Diavolo! aus. Es ist natürlich, daß der fromme Papst ihn unter diesen Umständen nicht lieben kann; dem sey aber wie ihm wolle, Clemens liebt den Frieden und läßt die Sachen gehen, wie sie mögen." Einmal machten die Reisenden eine Partie in die Albanerberge, geführt von Winckelmann und begleitet von einem Prinzen von Mecklenburg. „Wir brachten unsere Zeit in Castello sehr heiter zu und belustigten uns zumal an einem komischen Auftritte zwischen dem Prinzen von Mecklenburg und Winckelmann. Da dieser Letztere nämlich das Amt unseres Hausverwalters auf sich genommen, so hatte der Haushofmeister des Kardinals ihm zwei Esel mit Lebensmittel zugeschickt. Am

letzten Tage zeigte es sich, daß die deutsche Gefräßigkeit die mäßige Vorsorge des Italieners hinter sich gelassen hatte und daß unsere Vorräthe schon Mittags zu Ende gingen, ohne uns etwas zum Abend übrig zu lassen. Winckelmann war deßhalb sehr ärgerlich und sogar beschämt, ich weiß nicht recht, ob unseres oder des Kardinals wegen, gab sich jedoch Mühe, seine Empfindungen zu verhehlen. Der Prinz von Mecklenburg versah sich dessen und machte sich, um ihn aufzuziehen, den Spaß, Winckelmann mit Vorwürfen darob zu überhäufen, daß er, was ihn wohl auch selbst ärgern mochte, nüchtern zu Bett gehen müsse. Winckelmann ward deßhalb bald ungeduldig, und am Ende schritten die beiden Gegner von Worten zu Schlägen, die zwar lachend ausgetheilt wurden, darum aber nicht mindere Erbitterung von beiden Seiten verriethen." — Diese Neckereien wiederholten sich. „Von Winckelmann habe ich noch einen belustigenden Charakterzug mitzutheilen. Er ist ein Mann voller Feuer und kann nie in einer gewissen Folge reden, ohne sich aufzuregen. Wäre er kein so bedeutender Geist, so möchte man seine Schärfe tadeln; ein solcher Gelehrter hat aber in der That ein gutes Recht, mit Bestimmtheit zu sprechen. Er hängt bei alledem an Vorurtheilen, die noch weit Kurzsichtigeren, als er selbst ist, in die Augen springen, und ich rathe Niemand, ihm, zumal bei Tafel, zu widersprechen, wo der Orvietowein, den er vorzugsweise liebt, ihm oft zu Kopfe steigt. Bei einer solchen Gelegenheit sprach er auch einmal vom König von Neapel und maß so wenig seine Ausdrücke, daß er gerade heraus sagte: C'est une bête! — Monsieur l'abbé, erwiderte ihm Prinz Mecklenburg, dem es vielleicht in diesem Augenblicke einfiel, daß ein König sein Schwager sey: Songez, que vous parlez d'une tête couronnée et que dans peu de jours ce jeune roi sera declaré majeur. — Parbleu! rief Winckelmann dazwischen: ce sera alors une bête majeure. — Winckelmann scheint beim Volke nicht beliebt zu seyn, und einerseits dürfte dieß ebensowohl sein barsches Wesen erklären, als andererseits die Herren Römer sich schämen, daß, nach ihrer Art zu denken, ein Vandale ihnen ihre Alterthümer mit einer Gelehrsamkeit erklärt, die ihr Wissen bei Weitem übersteigt und sie in Erstaunen setzen muß. Winckelmann ist mittler Größe, ziemlich mager, mit etwas gekrümmtem Rücken, hat graue, blitzende Augen, hervorspringende Stirnknochen, eine gebogene Nase und ist blatternarbig. Sein Gang ist rasch und hastig."

In Neapel machte Berenhorst mit dem berühmten Engländer Sterne Bekanntschaft, „jenes Laurenz Sterne, der in der Folge unter dem Namen Yorick so berühmt geworden ist. Er war schon damals durch seinen Tristram Shandy, dessen Herausgabe ihm die Mittel zu seiner Reise verschafft hatte, von seinen Landsleuten gekannt. Zu gleicher Zeit stand er bei diesen auch in dem Rufe, ein wenig verrückt zu seyn, was großen Genien leicht begegnet; und es ist so viel allerdings gewiß, daß er sich zuweilen wunderlich genug betrug. Wir befanden uns eines Abends zusammen bei Mr. Jemminet und Sterne spielte mit den Frauen. Die Verdrehungen, die er dabei machte, die Gesichter, die er schnitt, die Reden, die er führte, würden bei jedem weniger soliden Volke, das nicht so sehr an Originale gewöhnt ist, hingereicht haben, ihn zu einem Tollhäusler zu erklären. Er küßte unaufhörlich einer der Töchter Sharps die Hände, der der Smelfungus seiner Sentimental Journey ist. Ich stand in einem Fenster und betrachtete das Feuer, das von Zeit zu Zeit der Vesuv auswarf. Man sprach davon. Kommen Sie, sagte ich zu Sterne: es wird in diesem Momente wiederum ein Ausbruch erfolgen. Mein Herr, antwortete er pathetisch: ich interessire mich vielmehr für das das aus den Augensternen der Miß Sharp hervorbricht. — Die armen Augensterne hatten aber leider! nicht daran gedacht, Feuer auszustrahlen, und es war ihm in seinen Ekstasen jeder Gegenstand recht, den er dafür vorfand. — In Rom befand ich mich in der Nähe der sixtinischen Kapelle zu der Zeit an seiner Seite, als man während der heiligen Woche das berühmte Miserere sang. Er war bei dieser Gelegenheit so voll von den Betrachtungen, die ihm diese düstere Ceremonie eingab, daß er sie nicht bei sich behalten konnte und sie mir unaufhörlich so laut in das Ohr raunte, daß seine Stimme sich oft eben so laut erhob, wie die der Soprane im Orchester. Um Gottes Willen! mein lieber Sterne, sagte ich zu ihm, Sie werden bewirken, daß man uns mit Schimpf und Schande hinausjagt. Am Ende mußte ich aber daran verzweifeln, ihn zum Schweigen zu bringen, stand auf und suchte mir einen andern Platz. Wir fanden Sterne später in London wieder, und der regierende Fürst versicherte mich dort, daß er im Cirkel von St. James deßgleichen öfter in den Fall gekommen sey, ihn wegen seiner unschicklichen Reden flehen zu lassen. Ueber seinen Tristram Shandy hatte er zu dem Fürsten gesagt: er habe mehrere vernünftige Bücher geschrieben, ohne daß irgend Jemand darauf merken wollen, und da sey es ihm denn eingefallen, einmal ein Werk abzufassen, das voll der allertollsten Dinge, die er vielfach selber nicht verstehe, stecke, und habe ihm dieses Buch gerade so viel Geld als Ruhm eingetragen."

Auch in Paris kamen die Reisenden mit vielen ausgezeichneten Männern und Frauen jener Zeit zusammen. Es war noch unter der Regierung Ludwigs XV. und die Korruption hatte bereits den höchsten Grad erreicht. Berenhorst sah durch alle täuschenden Hüllen hindurch das Blasirte, die Ueberlebtheit der dortigen Zustände. „Der Hauptübelstand des Pariser Lebens ist und bleibt allein, daß man die Natur so ganz und gar aus ihm verbannt hat und alle Gesellschaften in Folge dessen etwas Gekniffenes an sich haben. Die vernünftigen Leute treiben ein gewisses Anstandsgefühl allzuweit und machen sich in der That zu dessen Sklaven. Ich glaube, es muß der Freude durchaus gestattet seyn, sich dann und wann um ein Haar breit von ihm zu entfernen; außerdem zieht sie meistens vor, gar nicht zum Vorschein zu kommen. In der mittleren Gesellschaft von Paris, die keine Ansprüche auf vornehmen Ton macht, befindet man sich offenbar am wohlsten. Jemehr aber eine sogenannte partie fine daraus wird, und jolies femmes, was soviel sagen will, als petites maitresses, dabei sind, desto fader wird der Ton. Bei einer solchen Gelegenheit will Jedermann mit Geist glänzen, welche Bemühungen doch natürlich meist in die Quere gehen. — Ein schlagender Beweis dessen, wie abgestumpft die Pariser Sinne sind, liegt in der Art und Weise, wie man liebt. Es ist sehr Sitte geworden, sich Mädchen zu unterhalten; man pflegt es aber fast mehr aus Ostentation, als aus Neigung zu thun, und daß dem wirklich also ist, beweist, daß ein Mädchen ohne Putzsachen und bekannten Ruf, sie mag so schön wie Venus seyn, höchstens einen Musquetier findet, der sie unterhält. Die Schönheit ist in Paris eine Sache der Konvention und Renommée, und das Publikum geht mit dem Beiworte schön nach reinster Willkür um ꝛc."

Die Reisenden begaben sich dann nach London, von wo uns Berenhorst aber nicht viel mittheilt. Nun folgen einige Aphorismen, worunter Manches sehr Treffende, z. B.: „Alles Gepränge abzuschaffen, wollte ich einem Großen der Erde eben nicht rathen. Hätte der Klotz im Teiche einen Zaun oder Spalier umher gehabt, so wären die Frösche nicht aufgehüpft. Aber den Hofschranzen muß er von Zeit zu Zeit merkbar machen, daß er ihre Verdienste um die Aufrechthaltung der Etikette und deren Wissenschaft gerade so hoch zu schätzen wisse,

als Alexander das Talent des Hirsenwerfers. — Ich halte von einem gekränkten Diener, der zu oft, zu laut und zu bitter klagt, eben so viel, als von einem verwundeten Kriegsmanne, der beim Verbinden wie ein kleiner Junge schreit. — Ihre Seelen flossen in Eine zusammen, sagen unsere platonisirenden Romanschreiber, wenn sie ihre Liebenden nun zum Ziele geführt haben: das wäre aber das Schlimmste, was ihnen widerfahren könnte; die Freude hätte alsdann auf einmal ein Ende."

Der Aphorismen sind nicht viele, eben so der Kritiken, die der Verfasser gelegentlich geschrieben und die hier mitgetheilt werden. Sie sind nur merkwürdig durch die Strenge, mit welcher darin Goethe bei seinem ersten Auftreten beurtheilt wird unbeschadet der hohen Achtung, die der Kritiker dem Talente des Dichters zollt.

Die zwei letzten Drittheile dieses Bandes sind ganz mit Briefen des Verfassers ausgefüllt und diese sind von einem hohen geschichtlichen Interesse. Sie beginnen mit einem Briefe, den der Verfasser im siebenjährigen Kriege unmittelbar nach der Schlacht bei Roßbach geschrieben hat und enden mit einem Schreiben vom Jahr 1814 an seinen damals in Frankreich noch gegen Napoleon kämpfenden Sohn. Besonderes Interesse haben die Briefe aus der Zeit vom Basler Frieden bis zur Schlacht von Jena. Berenhorst tadelte bitter die damalige Politik Preußens, von der er nur Unheil voraussehen konnte. Im Jahr 1803 schrieb er deßfalls: „Wie ich vernehme, ist man zu Berlin sehr französisch gesinnt, und hofft von der neuen Nachbarschaft nichts als alles Gute; ich, für meinen Theil, denke für diesesmal englisch, und wünschte, daß jeder Franzose den Schwindel des Korsen nebst dem Uebermuthe desselben in eben dem Lichte sähe wie Moreau, als er seinem Koche die Ehren-Kasserole reichte. Einer andern Anekdote nach soll auch Moreau, als ihm Luchesini sagte: eh général! je ne vous vois jamais chez le premier Consul, geantwortet haben: on ne voit pas les vrais Français chez le premier Consul. Wenn man die Sachen weniger ihrer Lage und wahren Beschaffenheit, als dem Buchstaben der Negotiationen und Traktate nach nehmen will, so sind die englischen Minister die Agressoren des gegenwärtigen Zwistes; desgleichen kann man sie auch von Hinterlist, Betrug und Falschheit in ihrem Benehmen, sowohl gegen Frankreich als ihre eigene Nation, nicht freisprechen; indessen lassen sich die allerdings sehr realen Beweggründe, welche sie zum Bruche eines so nachtheiligen Friedens haben, leicht genug ausfindig machen; schwer aber sind die Ursachen zu entdecken, welche sie bewogen, gedachten Frieden zu schließen. Sie haben Aegypten, das Kap, die westindischen Inseln wieder herausgegeben und eingewilligt, sich in die Angelegenheiten des festen Landes — sonder Zweifel verstanden sie darunter die damals vorschwebenden — nicht zu mischen. Was zwang sie hierzu? — Hat England seit der Zeit ein wenig Athem geschöpft, so hat Frankreich ein Gleiches gethan; Bonaparte ist fester geworden, hat das deutsche Reich seiner Konvenienz gemäß organisirt, und die mächtigsten Stände desselben durch ihnen zugeworfene Strecken Landes sich verpflichtet. — Preußen ahmt Oesterreich nach, das vorm Jahre die Schweiz den Franzosen noch zum Beschluß völlig überließ; und so handelt denn auch gegenwärtig Preußen, indem es jenen Staatenräubern, furchtbaren Affen der Römer, Niedersachsen völlig preisgibt. Was die Schweiz in französischen Händen nach militärischer Schätzung für Schwaben und Tirol ist, wird nun Niedersachsen für die Marken Kursachsen und Hessen. Wem dieses nicht anschaulich ist, der muß selten die Karte von Deutschland besehen." Dann im folgenden Jahre schrieb Berenhorst: „Lassen Sie mich ein wenig konjekturiren, was gegenwärtig in Napoleons und Talleyrands Hirn, in Hinsicht auf Norddeutschland, für Projekte liegen mögen. Wir haben, werden sie sich sagen, uns nicht überreden lassen, daß der König von England und der Kurfürst von Hannover zweierlei Personen wären, warum sollten wir nicht ein Gleiches von dem König von Schweden und dem Herzog von Vorpommern behaupten, der uns noch überdem wie eine Elster neckt. Könnten wir Stralsund einbekommen, vortrefflich! wo nicht, so maskiren wir das Nest und nehmen Lübeck und Wismar, Rostock nicht zu vergessen, um uns gegen eine wenig wahrscheinliche Landung der Russen zu decken; so auch der Finanzen wegen Hamburg und Bremen; neben der militärischen, welche schöne Subsistenz-Operation! — Was wird aber Preußen hierzu sagen? — Nicht viel. Wir lassen es reden wie gegen Ehrenbreitstein. Wer Hannover hat besetzen lassen, wird wegen des unbeträchtlichen schwedischen Pommern nicht Krieg anfangen, und was sind denn die letzten drei Hansestädte, nachdem so viel andere derselben verschlungen sind? Allenfalls geben wir den Ministern neue Versprechen, und führen denselben zu Gemüth, wie reichlich sie von uns bei der Entschädigungs-Rappuse bedacht worden sind."

Charakteristisch und rührend sind Berenhorsts Bemerkungen über Heinrich von Bülow. Dieser jüngere Kriegsschriftsteller interessirte ihn lebhaft, weil Bülow mit noch weit mehr Heftigkeit und in noch weiterem Umfang auf Reform des deutschen Heerwesens drang, als es Berenhorst selbst gethan. Indem Berenhorst an Valentini schon im Jahr 1803 über ein Buch Bülows und eine Rezension desselben vom Oberst Massenbach schreibt, sagt er voraus, daß der letztere, der mehr Talent zum Rezensiren als zum Kommandiren habe, gleichwohl einst zu Preußens Unglück kommandiren werde, was zu Prenzlow kläglich sich bestätigte. Noch unmittelbar vor der Jenaer Schlacht, als der unglückliche Bülow schon in Berlin verhaftet war, schrieb Berenhorst, man solle doch ja die Rathschläge des Verhafteten nicht außer Acht lassen. Denn Bülow war es, der, von allen verachtet und gehaßt und eingekerkert und den Russen ausgeliefert und von diesen zu Tode geprügelt, doch zuerst alle die großen Ideen hegte, die nachher zum Siege geführt haben, besonders die Idee des excentrischen Rückzugs und der Flankenstellung, durch welche die Russen im Winter von 1812 bei Kaluga und die Preußen im Jahr 1813 hinter der Festung Schweidnitz alle Erfolge Napoleons vereitelten.

Je näher die Gefahr von 1806 rückte, desto unruhiger und heftiger wurde der damals schon hochbetagte Berenhorst. Wie Bülow, sah auch er das ganze Unglück vorher. Schon im Januar 1806 schrieb er: „Arihman, das böse Prinzip der Morgenländer, ist auf die Erde herabgestiegen und hat sich in einen Korsen verkörpert; die Elemente sogar stehen diesem zu Gebot, und man könnte annehmen, er habe in Aeolus Höhle die Sturmwinde losgekettet, um die Engländer auf ihrer Ueberfahrt nach der Weser wie Mäuse zu ersäufen. Anfangs Oktober bestand der Senat der großen Mächte in Europa noch aus fünfen. Jetzt beherrscht Großbritannien den Ozean und Frankreich das feste Land; Rußland ist nach Asien zurückgewiesen, Oesterreich vernichtet und Preußen — Wenn man doch nur erst wüßte, welche Fetzen ihm der Deutschland zerreißende Sieger zuwerfen wird, bis er endlich für gut findet, Syrien so wie Macedonien in Provinzen zu verwandeln; denn was die Waffen anbelangt: il ne les prendra pas! Gegenwärtig wollte ich auch nicht dazu rathen, der Zeitpunkt ist auf immer vorüber." Und am 30. Juni. „Wann ich auf der Karte den preußischen Staat überschaue, wie er seine Provinzen, den Flügeln einer Windmühle gleich, über die

Fläche der Erde ausstreckt, und wie zwischen dem Flügel Schlesien und dem Flügel Hannover, unsern der Welle Berlin, auf der die ganze Maschine sich dreht, ein großer und dicker beweglicher Keil auf Rollen steht, der in Zeit von 14 Tagen zwischen die beiden benannten Flügel, gerade auf den Wellbaum zu, eingeschoben werden kann, so wird mir schlimm zu Muthe und ich beginne, zu fürchten, daß auf den ersten Stoß des Keiles alle vier Flügel auseinander fallen."

Mit demselben Scharfblick beurtheilt Berenhorst den Krieg von 1809. „Wie die Sachen jetzt liegen, darf ich nicht mehr an dem Ausbruch des Krieges zweifeln; wann Sie diese Zeilen lesen, wird der Kaiser der Franzosen zu München, und ein paar seiner Marschälle bereits über den Inn, die Oesterreicher hergegen emsig beschäftigt seyn, sich weiter hinten zu konzentriren," was buchstäblich eintraf. Eben so klar schrieb Berenhorst den Russen 1812 ihre Defensive, ohne zu wissen, was seitdem durch das Werk von Clausewitz bekannt ist, daß Scharnhorst den nämlichen Plan angegeben hatte und daß der russische Generalstab ihn adoptirt hatte. Am 15. Juli 1812 schreibt er: „Zufolge der Maxime: thue nie dem Feinde seinen Willen, müssen die Russen es nie zu Hauptschlachten kommen lassen; sie müssen freigebig mit ihrem unfeuchtbaren, mit Birken und Kiefern und Lehmhütten bedeckten Erdboden seyn; zwanzig, dreißig Meilen in der Länge und der Breite ihm hinwerfen: da! friß auf! verheere! Sie haben gar nicht nöthig, nach Massenbachs und anderer hocherleuchteter Strategen sublimen Anschauungen solche Strecken, indem sie selbige verlassen, zu verwüsten; das thun die Neuhunnen gratis. Will jedoch Alexander etwa abermals Bataillen, so denke er an Austerlitz und auch ein wenig an Darius, Selbstherrscher am Euphrat, wie der nämlich nach ein paar solcher Tage um Alles kam und, und —"

Dieß möge genügen, um die Geisteskraft des trefflichen Berenhorst einigermaßen ins Licht zu stellen.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Karl Rosenkranz. Leipzig, Brauns, 1847.

Merkwürdig durch die Schärfe und Klarheit des Bewußtseyns, mit welcher der Dichter die Blasirtheit der Gegenwart in ihrer ganzen Trostlosigkeit auffaßt. Nachdem er selbes daran Theil genommen, reißt er sich mit unwiderstehlicher Gewalt heraus:

Ja, ich bin von Höllenqualen umgetrieben, wie noch nimmer,
Und des Lebens Sonn' umflort mir todtenbleicher Nebelschimmer.
Alle Kraft, die sich mir schaffend in der jungen Brust einst drängte,
Ist erstorben und ist jetzo eine nur von Gift getränkte.

Dieses Gift ist die Gewohnheit, ist das schlaffe Sichbequemen,
Das mir endlich jeden Aufschwung schon im Werden muß erlähmen.
Furchtbar kann der Geist mich strafen mit dem eisernen Gerichte,
Daß fortan ich stille stehe ohne innere Geschichte.

Das wär' also meiner Bildung, meines Ringens grauses Ende,
Daß mich widerstandlos fassen der Gemeinheit schmutz'ge Hände,
Daß ich, leer von höherm Triebe, stumpfhin schleppe meine Tage,
Und verflacht nur stets nach Neuem, nach dem ewigen nicht frage?

Nur in der Rückkehr zum Glauben findet er das verlorene Paradies, die ganze innere Kraft und Freudigkeit des erschlafften Gemüthes wieder. Damit aber zugleich auch die Wahrheit und Natürlichkeit des äußern Lebens:

Kannst du dich nicht begeben
Der jetz'gen Eitelkeit,
So hoffe nie ein Leben
Voll Lust und Freudigkeit.

Vornehm dich zu gestalten
Ist eine Kleinigkeit,
Doch liebevoll zu walten
Das Größte weit und breit.

Drum laß das Kokettiren
Mit deinem Ideal;
Es ist zum Liniiren
Ein hölzern Lineal.

Die Langeweile ziehet
Mit solchem Streben ein,
Humor und Laune fliehet
Den mathemat'schen Schein.

Frei laß das Herze wallen
Und sey nicht affektirt,
Laß jede Maske fallen,
Und bleibe ungenirt.

Wie das Vornehmthun, so ekelt den Dichter auch das sinn- und zwecklose Schwatzen, Raisonniren, Absprechen und Witzeln an, womit die gute Gesellschaft so schöne Zeit verdirbt:

Du hast so viel unnützes Zeug gesprochen,
Daß wohl du thust, nun auch einmal zu schweigen,
Zum Hören deine Ohren hinzuneigen,
Denn jedes Wort, das unnütz, wird gerochen.

Darnach bedenke, was du schon verbrochen.
Es führ' ein And'rer im Gespräch den Reigen,
Es mögen And're Witz und Einsicht zeigen,
Du brauchst nicht stets aus deinem Schacht zu pochen.

Ist Gott nicht stumm, der sich doch offenbart?
Hieß nicht Pythagoras die Lippen ruh'n?
Schwieg nicht Simonides, zu Gott sich wendend?

So sey du stumm, dein ziellos Schwatzen endend,
Vom Vorsatz schreite still und fest zum Thun,
Und sey gewiß der inn'ren Himmelfahrt.

Die meisten neuen „Zeitgedichte" sind voll Blasirtheit; eine Rückkehr aus dieser Misere zur frischen Gesundheit des Geistes ist sehr erfreulich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 60. Sonnabend den 21. August 1847.

Reisen.

Reiseleben in Südfrankreich und Spanien von Aug. Ludw. von Rochau. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847.

Touristen von Profession, blasirte Damen und Militärs von der karlistischen Partei oder von der Fremdenlegion haben sich in der letzten Zeit in die Schilderung Spaniens getheilt, wobei häufig entweder der Enthusiasmus, oder die Geringschätzung übertrieben wurden und zuweilen die interessante Persönlichkeit des Verfassers im Vordergrunde die Beschreibung des fremden Landes ganz in den Hintergrund drängte. Von allen diesen Mängeln ist das vorliegende Buch freizusprechen. Der Verfasser sieht mit gesundem unbestochenem Auge tief und fein in die fremde Welt hinein; er bringt noch jenes ehrliche Wahrheitsgefühl mit, was uns Deutsche so lange auszeichnete, und er vergißt im fremden Lande nie, die eigene Nationalität und Pietät, die er ihr schuldet. Diese Eigenschaften, gepaart mit der feinsten Bildung und edelsten Anspruchslosigkeit, machen uns mit einem liebenswürdigen Charakter vertraut.

Die Reise von Paris über Orleans, Lyon, Avignon, Narbonne, Perpignan ist nur kurz behandelt. Den Zustand der Bauern in einigen Departementen Frankreichs fand Herr von Rochau eben so gefährdet, wie in vielen Gegenden Deutschlands. „Man sagte mir, daß der Landmann und Winzer im Departement des Allier im Allgemeinen arm sey und alle Tage mehr verarme, hauptsächlich in Folge des Mangels eines Kreditsystems, das ihn in den Stand setze, in Augenblicken der Noth gegen billigen Zins auf sein Grundstück Geld aufzunehmen. Wie in einigen Theilen Deutschlands, so saugt auch hier zu Lande der Zinswucher dem kleinen Grundeigenthümer den letzten Blutstropfen aus. Es ist nicht selten, daß der Bauer eine hypothekarische Schuld mit 12 und 15 Procent verzinst. Ein Mann, der aus staatswirthschaftlichen Studien seine Lebensaufgabe macht, hat mir versichert, daß in Frankreich im Durchschnitte jedes auf Grundbesitz aufgenommene Kapital dem, welcher die Anleihe macht, jährlich nicht weniger als 9 Procent kostet. Amtlichen Angaben zufolge lastet auf dem sämmtlichen Grundbesitze in Frankreich eine Gesammtschuld von 13 Milliarden, die mit 800 Millionen verzinst werden. Demnach scheint der Zinsfuß durchschnittlich nur etwas mehr als 6 Procent zu betragen; aber man muß dazu die ordentlichen und außerordentlichen, die rechtmäßigen und unrechtmäßigen Nebenkosten rechnen, welche gar leicht den Belang von drei weitern Procenten erreichen können. Der große Eigenthümer weiß in den meisten Fällen den Händen der Wucherer zu entgehen, aber der gewöhnliche Landmann fällt denselben beinahe in jeder Geldverlegenheit rettungslos anheim. Man hat in Paris lange und viel davon gesprochen, diesem Zustande der Dinge durch die Errichtung ländlicher Kreditkassen abzuhelfen, aber der Staat hat wichtigere Dinge zu thun, als seinen Bauernstand von der langsamen Verkümmerung zu retten, muß z. B. vor allen Dingen Afrika civilisiren und Madagascar erobern." — In Lyon fiel dem Reisenden hauptsächlich die dort so sehr überhand genommene Kirchlichkeit auf. Avignon weckt ihm alle Erinnerungen des mittelalterlichen Papstthums und der Inquisition. Er schildert die alten Folterkammern daselbst nicht ohne im edelsten Unmuth tiefverletzter Humanität zu erröthen.

Sobald er die spanische Pyrenäengrenze überschritten, verschmähte er es, für einen Franzosen angesehen zu werden, wofür dort Jedermann gehalten wird, der über die Grenze kommt. „Die erste Gelegenheit, mein neues System in Anwendung zu bringen, fand ich in Tordera, wo Mittag gemacht wurde. In Gerona waren fünf oder sechs Personen in den Hauptraum des Eilwagens gestiegen, während ich im Coupé allein blieb. Einer meiner neuen Reisegefährten nun sprach mich beim Aussteigen aus dem Wagen französisch an. No hablo frances, erwiederte ich dem Manne mit dem größten Aplomb, ohne daran zu denken, daß die ganze Reisegesellschaft mich auf dem Posthofe von Gerona lange und laut in der Sprache hatte reden hören, die ich jetzt verläugnete. Mein Catalonier sah mich mit großen Augen an. Sie sind kein Franzose? fragte er gedehnt. Auf meine Entgegnung, daß ich ein Deutscher sey, maß er mich mit einem so mißtrauischen Blicke, als ob er mich im Verdacht habe, daß ich für das Haus Oesterreich das Land auskundschaften wolle." Gerona veranlaßt den Verfasser zu einer treffenden Bemerkung. „Die Festungswerke von Gerona sehen kläglich aus. Am Figuerasthor schauen von den alten zerbröckelten Mauern mehrere rostige Kanonen trotzig nach Frankreich hinüber, — ein Anblick, der beinahe spaßhaft seyn würde, wenn man sich dabei des Gedankens an das enthalten könnte, was diese verfallenen Wälle und dieses invalide Geschütz vor einem Menschenalter geleistet haben. Aber freilich waren Männerarme da, um die lockeren Steine der Mauern zusammen zu halten, und für Männersinn führt der rostige Mund der Kanonen das Wort. Ueber sieben Monate lang lagen die Franzosen vor dem elenden Neste Gerona, dieselben Franzosen, die unbezwingliche Festungen mit einer Schwadron Husaren oder auch mit einer bloßen Aufforderung erobert hatten. Sechzehntausend Franzosen waren unter den Mauern von Gerona begraben, als die Stadt endlich nicht der Feindesgewalt, sondern dem Hunger und der Seuche unterlag, welche die Hälfte ihrer Besatzung und ihrer Einwohnerschaft dahin gerafft und die andere Hälfte kampfunfähig gemacht hatten. Noch kurz zuvor war ein letzter allgemeiner Sturm

auf vier weite Breschen eben so siegreich, wie alle frühern abgeschlagen worden.* Solche Leistungen kann man denn freilich nicht von der modernen Kriegsmaschine, Soldat genannt, erwarten. Und welchen Rock ihr ihren Soldaten auch anziehen, wie kunstgerecht ihr sie immer abrichten, und welche prahlenden Wahlsprüche und Redensarten ihr sie hersagen lehrt, wenn ihr es nicht versteht, ihnen die Gedanken: Nation und Vaterland, einzuhauchen, so werdet ihr nun und nimmermehr etwas anderes an ihnen haben, als militärische Maschinen. Die Spanier hatten auch vor vierzig Jahren, und dem Absolutismus zum Trotze, ein Vaterland; wir Deutschen aber haben auch jetzt noch nichts, als unsere Hoffnung." — Man ersieht aus diesen wenigen Bemerkungen, daß unseres Reisenden Gesinnung das Vollgewicht hat.

Der Mangel an Wäldern war Herrn von Rochau auffallend. In Catalonien sah er ein Gehölz von Korkeichen. „Will man diese bewachsene Haide einen Wald nennen, so ist es der erste, den ich seit dem Walde von St. Germain gesehen habe. Der so genannte Wald von Fontainebleau verdient diesen ehrenvollen Namen überhaupt nicht, und am allerwenigsten an der Stelle, welche die Eisenbahn durchschneidet, und so aufmerksam ich auch gesucht habe, so habe ich doch in dem Gebiete von Orleans, im Beaujolais, in der Dauphiné, in der Provence, im Languedoc und in den Pyrenäen nirgends eine Anzahl von Bäumen beisammen gesehen, die hinreichend wäre, um auch nur dem Begriffe eines Lustwäldchens zu entsprechen. Wer gibt mir meine herrlichen Forsten des Harzes und der Thüringer Berge zurück, mit ihrer heiligen Einsamkeit, mit dem geheimnißvollen leisen Rauschen ihrer Wipfel und dem entfernten Glockengeläute ihrer Heerden?" — Der Wald ist aber in Spanien nicht durch die Kultur verdrängt worden, wie etwa in China. Nicht dem Acker, sondern der unfruchtbaren Haide hat der Wald weichen müssen, dabei sind Weg und Steg in kläglichem Zustande, besonders fehlt es an Brücken, die Post mußte alle Tage tiefe gefährliche Furten durchfahren. Herr von Rochau, obgleich keineswegs kirchenfreundlich, gibt doch der Wahrheit die Ehre und klagt über die Allianz des spanischen Liberalismus mit der Barbarei. Wo z. B. in Spanien noch Wälder auf Kirchengütern standen, sind sie jetzt erst von denen ruinirt worden, welche die Klöster aufgehoben und das Kirchengut an sich gerissen haben. „Dem berühmten Kloster Montserrat gehörte neben einer Menge anderer Besitzungen das ganze Gebirge, auf dem es steht, und das sechs Wegstunden im Umfang hat. Durch Holzschlag und Viehweide zog das Kloster einen bedeutenden Ertrag aus diesem großen Besitzthum. Was ist aus demselben geworden, sagte man mir, seitdem der Staat es an sich genommen hat? Diese früher reiche Quelle des Einkommens ist ohne allen Vortheil für den Staat so gut wie gänzlich versiegt. Die umliegenden Gemeinden haben sich unabläßig über den Montserrat hergemacht, sie haben erst den Wald abgehauen, dann auch die Wurzeln der gefällten Bäume ausgerodet, und jetzt holen sie sogar die gute Erde von dem Berge fort. Es gibt Leute in manchen Dörfern, welche jahrelang 4 bis 5000 Piaster aus dem Montserrat zu ziehen gewußt haben, und die durch den am Staat begangenen Raub steinreich geworden sind. Das Weiderecht auf dem Gebirge ist freilich verpachtet, aber für einen Spottpreis, und es wird so ausgeübt, daß die armseligen Reste der Vegetation darüber bald vollends zu Grunde gehen müssen. Man treibt nämlich in den Montserrat Tausende von Ziegen, die das junge Buschwerk den Kräutern vorziehen, und die jeden Holznachwuchs für alle Zeiten unmöglich machen werden."

In Barcelona gefiel sich Herr von Rochau, wie er denn die tapferen Caledonen sehr hochschätzt. Valencia fand er anders, als er erwartet hatte, da man unter allen spanischen Städten vorzüglich diese theils wegen ihrer Schönheit übertrieben zu preisen, oder wegen ihrer Moral übertrieben zu tadeln gepflegt. Wir erhalten hier ein ganz anderes Bild von ihr, worin hauptsächlich die Physiognomik der Bevölkerung etwas Ueberraschendes hat. Wir erkennen nämlich in einem großen Theil der Valencianer die echt deutsche Abstammung. „Valencia scheint von zwei ganz verschiedenen Menschenracen bevölkert zu seyn. Es ist unmöglich, durch zwei oder drei Straßen zu gehen, ohne einen auffallenden Unterschied in der Gesichtsbildung der Leute zu bemerken, denen man begegnet. Die Einen haben straffes schwarzes Haar, dunkle Gesichtsfarbe, eng geschlitzte und schräg gestellte Augen, orientalische Nase, vorstehende Oberlippen und einen Mund, dessen Winkel, wie die der Augen, nach oben gerichtet sind. Der ganze Ausdruck dieser Gesichter hat etwas Wildes, etwas Thierisches würde ich sagen, wenn ich nicht fürchtete, mißverstanden zu werden. Der zweite Gesichtstypus ist der des civilisirtesten Spießbürgerthums, das man in irgend einem Lande der Welt antreffen kann. Stumpfe Mienen, welche hier den Ausdruck der Gutmüthigkeit, dort den der äußersten Einfalt annehmen, feine weiße Haut, blaue Augen, die zuweilen lächerlich weit von einander abstehen, das sind die wesentlichsten Züge dieser anderen, blonden Race. Aus der Kreuzung der beiden Stämme, die jedenfalls ihrem Ursprunge nach durchaus verschieden seyn müssen, scheint eine Art Bastardgeschlecht hervorgegangen zu seyn, das weit reicher begabt ist, als seine Eltern. Man sieht oft rabenschwarzes Haar mit den reinsten blauen Augen, und zuweilen auch den scharfen asiatischen Gesichtsschnitt mit der weißen durchsichtigen Haut des Nordens gepaart. Am reizendsten erscheint die Mischlingsnatur bei ganz jungen Mädchen, bei denen man hier auch neben den eleganten Formen und der Grazie des Südens die Schüchternheit und das verschämte Wesen findet, die sonst bei den Spanierinnen noch weniger zu Hause sind, als bei den Französinnen, welche mit dem dreizehnten oder vierzehnten Jahre immer Sicherheit und Lebenserfahrung genug haben, um nichts mehr zu scheuen und sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen."

Wie sehr auch Herr von Rochau über die schlechten Kommunikationsmittel in Spanien klagt, hält er doch das gegenwärtig daselbst grassirende Eisenbahnfieber für baare Thorheit. Spanien eigne sich durchaus nicht für Eisenbahnen. „Man beruft sich, um die Ausführbarkeit gewisser Eisenbahnprojekte wahrscheinlich zu machen, auf eine Anzahl von größeren Städten bis zu 30,000 und 40,000 Einwohnern hinauf, die in der Linie jener Bahnen liegen; allein diese Städte sind in den meisten Fällen nichts anderes als große Dörfer, in welche sich des gegenseitigen Schutzes und der Sicherheit halber eine Einwohnermasse zusammengezogen hat, welche der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß über mehrere Quadratmeilen Landes zerstreut seyn sollten, die sie mit großem Zeitverlust von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus bebauen. Eine solche Bevölkerung ist natürlich nicht gemacht, um eine Eisenbahn zu ernähren. In andern Ländern findet der Bauer alle Tage Veranlassung von seinem Dorfe nach einem benachbarten Ort zu gehen; der Einwohner der spanischen Ackerstädte, deren jede eine kleine Welt für sich bildet, und die immer in einer ziemlich großen Entfernung von einander liegen, wird dagegen nur

* Der Kommandant von Gerona, General Alverez, wurde auf Befehl Napoleons todtkrank nach der Citadelle von Figueras abgeführt, in deren Kasematten man ihn hülflos sterben ließ. Der große Kaiser!

äußerst selten durch Geschäfte oder Familienangelegenheiten von Haus und Hof abgerufen. So würden denn die Eisenbahnen in Spanien hauptsächlich auf den Verkehr zwischen ihren beiden Endpunkten angewiesen seyn, während doch der kleine Zwischenverkehr von Station zu Station für die meisten Eisenbahnen in andern Ländern gerade die reichste Quelle der Einnahmen ist. Dazu kommt, daß der Bau der Eisenbahnen in Spanien viel kostspieliger seyn muß, als in jedem andern Land, und wenigstens doppelt so theuer, als z. B. in Frankreich. Man weiß, wie groß die Schwierigkeiten sind, die der mit Gebirgen bedeckte spanische Boden überall darbietet. Dazu kommt der hohe Preis, den die beiden Hauptmaterialien, das Holz und das Eisen, in diesem Lande haben, denn Holz und Eisen muß nach fast allen Punkten aus großer Entfernung herbeigeschafft werden. Endlich ist in Anschlag zu bringen, daß die Handarbeit des spanischen Taglöhners sehr theuer ist, denn der Spanier will gut bezahlt seyn, wenn er sich einmal zu einer ungewohnten und schweren Arbeit für einen Andern herbeiläßt."

Der Weg unseres Reisenden führte über Malaga nach Granada, dessen maurische Denkmäler er mit Begeisterung schildert. Auch hier klagt er bitter über die Verschleuderungen, die bei Aufhebung der Klöster Statt fanden. Namentlich sind die herrlichsten Bücher- und Kunstschätze verschwunden. Hierauf schildert er Cordova und Sevilla, welche Stadt sich zu Madrid verhält, wie Moskau zu St. Petersburg. Herr von Rochau nennt Sevilla geradezu „das spanische Rom. In keiner Stadt des Landes vereinigen sich wie hier die Denkmäler des Alterthums mit den Schätzen der Kunst und mit den Schönheiten der Natur. Dazu kommt bei den Sevillanern eine feine Weltsitte, ein heiterer, geselliger Geist, eine Anmuth und Eleganz des Lebens, wie man sie im gleichen Grade vielleicht im ganzen übrigen Spanien nicht findet." Hier verweilt der Verfasser lange, dann schildert er Cadix, um endlich nach Madrid zu kommen.

Madrid ist die modernste unter den spanischen Städten, die am meisten vom allgemein europäischen, insbesondere Pariser Typus angenommen hat. Den Hof läßt unser Reisender fast unberührt. Dagegen widmet er den Kunstschätzen Madrids viele Aufmerksamkeit. Oft bricht er in Bewunderung aus über den Reichthum und die Trefflichkeit der spanischen Malerei, die er schon in Sevilla mit Entzücken genoß. Bei diesem Anlaß gedenkt er der schändlichen Räubereien, welcher sich Soult schuldig gemacht hat. Unter den hochgeadelten, mit Ruhm und Orden bedeckten Dieben, die seit einer Reihe von Jahren das Schicksal Frankreichs lenken, ist Soult, wie der Telegraphenbenutzer Thiers, noch immer der öffentlichen Anklage entschlüpft. Sein Schlachtenruhm, sein graues Haar gebieten Ehrfurcht, aber an diesem Ruhm klebt grober Schmutz. Herr von Rochau sagt: „Der ehemalige Adjutant eines französischen Marschalls, den ich nicht nennen will, hat mir aus eigener unmittelbarster Anschauung eine lebendige Schilderung des Systems gegeben, durch welches der bezeichnete Marschall seine reiche Gemäldegalerie in Spanien erworben hat. So erhielt jener Adjutant, welcher zugleich Oberster eines Kürassierregiments war, eines Tages Befehl, mit seinem Regiment nach Loja zu reiten, sich dort in ein bestimmtes Haus einzuquartieren, und in diesem Haus ein Zimmer zu verlangen, das man ihm genau bezeichnete, das Weitere werde er in einem schriftlichen Befehl finden, den man ihm versiegelt überreichte. Wie befohlen war, so geschah, der Oberst bezog eines der besten Häuser der Stadt, dessen Prachtzimmer ihm auf sein Verlangen zur Wohnung eingeräumt wurde. Hierauf öffnete er den versiegelten Befehl, den man sich vermuthlich doch geschämt hatte, ihm mündlich mitzutheilen, und der ihm den Auftrag gab, bei dem Wagner des Ortes eine hölzerne Rolle von so und so viel Fuß Länge zu bestellen, dann mit Einbruch der Dunkelheit das große Gemälde, das sich der Eingangsthür gegenüber befand, aus dem Rahmen zu schneiden, es sorgfältig auf die Rolle wickeln zu lassen, und mit dieser Beute in der Nacht nach dem Hauptquartier zurückzukehren. Der Befehl des Marschalls wurde mit militärischer Pünktlichkeit vollzogen, aber die nächtliche Operation konnte doch den Bewohnern des Hauses, an denen man ein so schnödes Gastrecht übte, nicht ganz geheim gehalten werden, und die Kürassiere wurden auf dem Rückzuge mit ihrer ehrenvollen Beute von der erbitterten Bevölkerung von Loja eine Stunde lang mit Steinwürfen und Flintenschüssen verfolgt. Je nach Umständen ging man auch wohl mit etwas mehr Ceremonie zu Werke. Kam der Marschall zum Beispiel in ein reiches Kloster, so ließ er sich in demselben umherführen, um die Kunstsachen der ehrwürdigen Väter zu bewundern. Fand er auf der Wanderung durch die Kirche, den Speisesaal, die Kreuzgänge irgend ein Gemälde, das ihm zusagte, so wandte er sich mit der artigen Bitte, ihm dieses Bild zu verkaufen, an den Abt, der ihm die Ehren des Hauses machte. Der Abt entschuldigte sich natürlich mit der Unveräußerlichkeit des Klostereigenthums und ähnlichen Einwendungen, aber der Marschall hatte immer die besten Gegengründe in Bereitschaft. „Ich will nicht, daß das Kloster zu Schaden komme, hochwürdiger Herr," sagt er, „ich zahle Ihnen zehn Piaster für dieses Bild, und dieser Preis, dünkt mich, ist wohl eine kleine Abweichung von den gewöhnlichen Grundsätzen der Verwaltung des Klosterguts werth." Zu gleicher Zeit, und auf den Wink eines Adjutanten, stießen die Soldaten der Eskorte, die den Marschall auf Schritt und Tritt begleiteten, die Kolben ihrer Gewehre auf die Erde, um die Bajonnette aufzusetzen. Dieses Argument brachte in der Regel die beabsichtigte Wirkung hervor, der Abt fand den ihm angetragenen Kauf zu vortheilhaft, um ihn länger abzuschlagen, und der Marschall wurde für zehn Piaster Eigenthümer eines Gemäldes, das ihm der erste beste Bilderschacherer für zehntausend Piaster wieder abgekauft haben würde." Uebrigens macht Herr von Rochau eine interessante Bemerkung über die spanischen Bilder in Paris, von denen man ja keinen Schluß auf die in Spanien selbst ziehen solle. „So findet man z. B. den finsteren Fanatismus, mit welchem die Mehrzahl der spanischen Bilder des Louvre gefärbt ist, in dem Gesammtgebiete der spanischen Malerei weit seltener wieder als man erwarten sollte. Die Malerei ist nächst der Dichtkunst vielleicht diejenige von allen Lebenserscheinungen, welche sich am meisten freizuhalten gewußt hat von dem Geiste der blutigen Glaubenstyrannei, der in den drei letzten Jahrhunderten wie ein Alp auf die spanische Nation drückte. Wenn die Religion unter der Hand eines Zurbaran zum gräßlichen Gespenste wird, so stehen Zurbaran zehn andere Maler gleichen Ranges gegenüber, für welche sie vorzugsweise eine Form des Schönen, ein Stoff der Poesie und der Begeisterung ist."

Wie überaus oft auch schon spanische Stiergefechte beschrieben worden sind, so lesen wir doch hier eine neue Beschreibung mit Vergnügen. Ihr Reiz liegt in der großen Anschaulichkeit, mit der die ungewöhnliche Bravour eines Stiers und die Flucht der Menschen vor ihm ausgemalt ist Theil II. S. 42 f.

Wie Madrid selbst, so werden auch dessen bekannte Umgebungen, Aranjuez, San Ildefonso, Escorial geschildert. „Der Escorial ist ein Denkmal der maaßlosesten Selbstsucht, die zumal durch die Naivetät Grauen erregt, mit welcher sie sich für lautere Frömmigkeit hält und ausgibt. Ein Grabstein

für seinen königlichen Leichnam und eine ununterbrochene Fürbitte für seine königliche Seele: das war der große Zweck Philipps II. bei der Gründung des Lorenzklosters. Zweihundert Mönchen war es zur Aufgabe ihres ganzen Lebens gestellt, zu beten und Messen zu lesen für das Seelenheil eines einzigen Sünders, fort und fort bis an das Ende der Zeiten." Das Riesengebäude machte übrigens auf den Verfasser einen mächtigen Eindruck.

Auch nach Toledo machte der Verfasser noch einen Ausflug. Dann kehrte er über die Pyrenäen zurück. In Pamplona traf er mit der Königin zusammen, als dieselbe die französischen Prinzen empfing. Den Schluß macht eine anziehende Schilderung der liebenswürdigen Basken und ihres Landes. Aus dem Karlistenkriege werden einige sehr charakteristische Anekdoten erzählt, die eine, in der sich der englische, die andere, in der sich der deutsche Volkscharakter beurkundet. Einmal war der englische General Lord Chichester von dem Baskenführer Iturbe mit großem Verlust zurückgeschlagen worden. „Am Tage ließ Chichester den Iturbe zu einer Unterredung einladen. Die Einladung wurde in der Erwartung irgend einer wichtigen Eröffnung angenommen, aber siehe da, der britische General beabsichtigte weiter nichts als dem spanischen Obersten zu seiner über Nacht erfolgten Beförderung zum Brigadier Glück zu wünschen, ihm einige auszeichnende Worte über seine gestrige militärische Aufführung zu sagen und ihn schließlich um die Annahme einer Kiste Cigarren zu bitten. — Der General Iturbe hatte Recht hinzuzusetzen, daß nur ein Engländer im Stande sey sich in solcher Weise gegen einen feindlichen Offizier zu betragen, von dem er geschlagen worden sey. Einen besiegten Feind ehren kann jeder arme Tropf, aber dem siegreichen Feind Anerkennung widerfahren zu lassen, dazu gehört der Stolz und die Kaltblütigkeit eines Britten. Ein französischer General in dem Fall des Lord Chichester würde bei seinem Barte geschworen haben, Iturbe habe ihm den Sieg gestohlen wie ein Taschendieb, oder Iturbe habe dreimal soviel Leute gehabt als er selbst, oder auch er sey es, der Iturbe geschlagen, und sein eiliger Abzug vom Kampfplatze sey eine fein berechnete strategische Bewegung gewesen. Kurz die Franzosen verlieren niemals eine Schlacht anders als auf unrechtmäßige Weise, und wir Deutsche sind seit so langer Zeit daran gewöhnt in diesen Dingen durch französische Brillen zu sehen, daß wir uns wirklich in aller Demuth davon überzeugt haben, daß wir unsere Siege über die Franzosen — wenn anders von solchen Siegen überhaupt die Rede seyn kann — nur dem Zufall oder der Ungerechtigkeit des Schicksals verdanken." Das ist vollkommen wahr. Man braucht nur die in Deutschland Jahr aus Jahr ein gedruckten Kriegsgeschichten zu lesen, die Uebersetzungen französischer Fabrikate sind. — Die deutsche Anekdote ist folgende: „Ein deutscher Soldat Namens Schlooß oder Schlooz, aus Berlin oder dessen Nachbarschaft gebürtig, hatte sich durch liederliche Aufführung die Feindschaft seines Hauptmannes zugezogen, der ihn bei jeder Gelegenheit sehr hart behandelte und ihn eines Morgens wegen irgend eines der ungebührlichen Streiche, die dem Schlooß geläufig waren, auf das Empfindlichste bestrafen ließ. Wenige Stunden später marschirt die Kompagnie durch einen Hohlweg, an dessen Ende ein karlistischer Haufen auf der Lauer liegt. Kaum tritt der Hauptmann an der Spitze seiner Truppen aus dem Hohlwege heraus, so fällt er unter einer karlistischen Kugel, und so die drei oder vier Soldaten, welche ihm zunächst gehen. Die Kompagnie weicht zurück, an ein Verdringen ist nicht zu denken, es handelt sich nur darum, die Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Beim ersten Aufruf meldet sich Schlooß zu diesem mißlichen Geschäfte, und der Erste, den er unter dem Feuer der Karlisten auf dem Rücken in den Hohlweg trägt, ist der Hauptmann. Ein Augenzeuge dieses Auftritts, derselbe, welcher mir ihn erzählt hat, nahm Schlooß am Abend bei Seite und fragte ihn: „wie kommt es, daß Ihr den Hauptmann, der Euch noch heute Morgen so arg mißhandelt, nicht bis zuletzt habt liegen lassen?" „Als Soldat," erwiederte Schlooß, „ist es meine Pflicht, zuerst meine Offiziere zu retten und dann meine Kameraden." Ein solcher Zug malt den Charakter nicht eines Mannes, sondern einer Nation."

Ueber das spanische Volk im Allgemeinen urtheilt Herr von Rochau sehr günstig. Obgleich sich die Provinzialen unter einander verspotten und anfeinden, so stehen doch alle als Spanier wieder für Einen Mann. Es ist merkwürdig, daß Herr von Rochau nirgends eines spanischen Volksliedes gedenkt, worin sich die Spanier wechselseitig encouragiren, spanisch zu seyn, wie wir Deutsche in unserem: „was ist des Deutschen Vaterland?" und unzähligen andern Liedern uns unaufhörlich auffordern deutsch zu seyn. Wir fürchten, die Spanier sind zu patriotisch, um über den Patriotismus so viel reflektiren zu können, wie wir, die wir es so wenig sind. Hätten wir so viel Besinnung, als nöthig ist, unsere Ehre andern Nationen gegenüber zu wahren, so müßten wir uns vor allem unserer gereimten Nationalitätsprahlerei schämen. Denn einer Sache, die man nicht besitzt, sich zu rühmen, ist unschicklich. Wenn wir einst so feurige Patrioten seyn werden, wie die Spanier, werden wir das stinkende Selbstlob auch nicht mehr dulden.

Bemerkenswerth erscheint, was Herr von Rochau noch über die in Spanien schlummernden österreichischen Sympathien sagt: „Von Deutschland kennen die aragonesischen Geistlichen nichts, und Niemand als „den Kaiser" und den Fürsten Metternich, der in Spanien überhaupt eine unglaubliche Popularität besitzt, so daß sein Name in Jedermanns Munde ist, und daß man ihn als einen der glänzendsten Sterne der Zeit bewundert. Das größte Verdienst des Fürsten Metternich in den Augen der Spanier aber ist sein Antheil an dem Sturze Napoleons. Daß die Erinnerung an das Haus Oesterreich im spanischen Volk noch immer lebendig ist, habe ich schon früher erwähnt, und ich finde alle Tage neue Bestätigungen dieser Bemerkung. Ich will aus dieser Erscheinung durchaus keine Folgerungen irgend einer Art ziehen, ich will sie nur konstatiren, und ihre Würdigung dem Leser selbst überlassen. Meine beiden Pfarrer meinten: wenn „der Kaiser" Söhne hätte, so würde sich die spanische Heirathsfrage ohne große Schwierigkeit zur Lösung bringen lassen. Es kommt nicht darauf an, ob eine solche Meinung Grund hat oder nicht, sondern nur darauf, daß sie überhaupt vorhanden ist, und zwar bei Leuten, deren Körperschaft eine so große Rolle im spanischen Volksleben spielt wie die Geistlichkeit."

Wir müssen uns begnügen, aus diesem reichhaltigen Werke nur diese wenigen Thatsachen und Ansichten hervorgehoben zu haben, die geeignet scheinen, dem Leser einen Begriff von der Auffassungsweise des Ganzen zu geben, und wir können nur hinzufügen, daß die neue Deutsche Zeitung, indem sie Herrn von Rochau zu ihrem Mitredakteur gewonnen, eine gute Acquisition gemacht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 61. Donnerstag den 26. August 1847.

Indische Dichtkunst.

Indische Sagen. Von Adolf Holtzmann. Dritter Theil. Karlsruhe, Holtzmann, 1847.

Abermals ein kleiner Band voll der reizendsten indischen Dichtungen. Der Verfasser hat dießmal eine ausführliche Vorrede beigegeben, worin er die Grundsätze vertheidigt, denen er bei der Uebersetzung gefolgt ist. Da nämlich die meisten von ihm mitgetheilten Dichtungen Episoden aus den großen epischen Dichtungen der Inder sind, so muß man, wenn man jede einzelne unter besonderem Rahmen heraushebt, manches weglassen, was die Beziehungen zu den übrigen Theilen des großen Epos enthält. Da ferner die Wischnuiten vieles an den alten Dichtungen umgeformt und in die mythische Objektivität derselben modernen Rationalismus und Sentimentalität, in das Heroischr priesterliche Salbung eingemischt haben, so scheint es erlaubt, ja geboten, den reinen alten Kern drr Dichtungen von der später hinzugekommenen Kruste zu reinigen.

Das erste Gedicht ist „Nal", unter dem Titel „Nal und Damajanti" bekanntlich schon von Bopp und Rückert übersetzt, von denen Herr Holtzmann in einigen, von ihm näher erörterten Punkten abweicht, und früher schon (1820) von Kosegarten, dessen Uebersetzung Herr Holtzmann gar nicht erwähnt. Bopp gab in seiner vortrefflichen Uebertragung alles treu wieder, Rückert dichtete manches aus eigenem Geist hinzu. Die vorliegende Uebertragung hat vom indischen Text abgeschnitten, was Zusatz schien, daher ist sie um die Hälfte kürzer. Den Gegenstand der Dichtung selbst dürfen wir als bekannt annehmen, auch haben wir ihn in diesen Blättern, indem wir dir frühern Uebersetzungen besprachen, schon mehrmals erörtert. Das poetische Hauptmotiv darin ist der Schmerz und die Treue riner im Walde einsam irrenden, vom Manne verlassenen Gattin und ihre glückliche Wiedervereinigung. Dieses alte, vom indischen Dichter überaus reich und zart ausgemalte, mit unnachahmlichem Zauber übergossene Bild darf vielleicht als Urbild so manchrr abendländischen Dichtungen betrachtet werden, in denen ebenfalls getrennte Gattinnen umherirren, die schönr Magellona, die h. Genovera, die Gemahlin des Kaisers Octavianus, dir unschuldige Helena ꝛc.

In noch weit auffallenderem Grade ist das folgende Gedicht „Fischmas Geburt" das Urbild der abendländischen Melusinen- und zugleich Welfensage:

In Gangadwar am Ufer saß
 der Fürst Pratip und betete.
Und aus den Fluthen stieg ein Weib
 von reizender Gestalt empor,
und setzte sich dem Könige,
 die Holde, auf das rechte Knie.

Der König:

Was soll ich thun, o Liebliche?
 was ist, was du von mir begehrst?

Das Weib:

Ich liebe dich, o Länderherr;
 wie ich dich ehre, ehre mich.
Getadelt von den Guten wird,
 wer eine Liebende nicht erhört.

Der König aber ist schon vermählt, und überdieß hat sich die schöne Wasserjungfrau auf sein rechtes Knie gesetzt, wo nur die Schwiegertöchter zu sitzen das Recht haben. Er bietet ihr also statt seiner selbst seinen Sohn zum Gatten an, den Santanu. Die Nixe nimmt ihn unter der Bedingung, daß er nie frage, woher sie komme, noch wohin ihre Kinder kommen würden. Nun gebiert sie sieben Söhne, die sie alle ins Wasser wirft. Als das auch dem achten geschehen soll, kann sich der Vatrr nicht überwinden, zu fragen. Damit aber hat er sein Wort gebrochen und sie muß sich von ihm trennen, sagt ihm aber nun erst, wer sie sey. Sie sey nämlich dir Göttin Ganga selbst, die in menschlicher Gestalt zu ihm gekommen sey, um sieben himmlische Wesen, die auf die Erde und zur Menschengestalt verurtheilt worden seyen, wiederzugebären. Dieß habe sie nun erfüllt, die sieben Söhne würden, nachdem sie Menschen geworden, zum Himmel zurückkehren, ihm aber solle der achte Sohn bleiben, dem jeder von den sieben einen Theil seines himmlischen Wesens schenken wolle. Wer die Sagen von unserer Melusina, Hulda, Undine ꝛc. und die von den ins Wasser geworfenen Welfen kennt, dem wird die große Uebereinstimmung mit der indischen Sage sogleich einleuchten.

Im dritten Gedicht „Aschtawakra" gibt sich eine kaum geringere Uebereinstimmung mit den abrndländischen Räthselsagen zu erkennen, mit der Oedipus- und Turandotsage. Alles dreht sich nämlich um die kluge Auflösung von Räthseln. Der Knabe Aschtawakra rächt seinen von einem großen Redner in Räthseln besiegten Vater, indem er ihn selbst überwindet.

Im vierten Gedicht „das Schlangenopfer" gerathen wir in die tiefste Wildniß der indischen Mythe. Obgleich der Verfasser ganze Partien, z. B. alles was den Adler Gharuda betrifft, weggelassen hat, um das Bild, das er gibt, möglichst abzurunden, ist es dennoch immer noch außerordentlich verwickelt und gibt einen Begriff von der Art, wie die großen epischen Dichtungen der Inder die mythischen Stoffe kunstreich in einander zu häkeln pflegen:

Zwei Schwestern, beide Töchter des Dakscha,
des heiligen Prabschapati,
und beide an den Vater der Wesen,
den hohen Kassapa, vermählt:
Kadru, die tausend Söhne gebar,
der Schlangen giftiges Geschlecht,
und Winata, die Mutter des Königs
der Vögel und des Aruna,
die beiden in der Götter Zeit
am Meeresufer stritten einst:

Kadru:

Schwarz ist das unvergleichliche Pferd
der göttliche Utschaißrawas.

Winata:

Weiß ist gewiß der König der Pferde,
Wir wetten, Schöne, wenn du willst.

Kadru:

Der andern diene, welche verliert,
und morgen sehen wie das Pferd.

Kadru sann auf Trug und befahl ihren tausend Schlangensöhnen, sich an das weiße Himmelspferd zu hängen, damit es schwarz aussehe. Inzwischen gehorchten ihr nicht alle und nur so viele, daß sie, indem sie sich an den Schweif des Pferdes hingen, denselben schwarz färbten. Wie Kadru nun doch gewann, wie ferner deren Sohn, der Adler Gharuda sie an den Schlangen rächte, das alles ist hier übergangen und es wird nun weiter ausgeführt, wie Kadru die ungehorsamen Schlangensöhne bestrafte:

Weil ihr nicht eurer Mutter gehorchet,
ihr Schlangen, undankbare Brut,
so soll euch alle das Feuer verzehren,
beim Opfer Dschanamedscheja's,
des Königs, der aus Kuru's Stamm,
als Sohn Parikschits herrschen wird.

Den Fluch vernahm der Schöpfer der Welt,
Pitamaha, und weil er sah,
wie groß die Zahl der Schlangen war,
Und daß sie boshaft immer nur,
mit spitzem Zahn und scharfem Gift
nach Anderer Schaden trachteten,
so war er mit den himmlischen Schaaren,
aus Liebe für der Wesen Heil,
des harten Fluches froh, und sprach:
Es ist des Schicksals Strafgericht,

Die klugen Schlangen hielten Rath, wie sie dem Uebel entgingen und es gelang ihnen, den Schöpfer der Welt zu versöhnen, indem sie den Unsterblichkeitstrank Amrita mit bereiten halfen, was ohne ihre Mitwirkung nicht hätte geschehen können. Alle Götter baten nun den Schöpfer, den Fluch von den Schlangen zu nehmen, und er entschloß sich, denselben, den er nicht mehr aufheben konnte, wenigstens zu mildern. Nur der Ueberfluß schädlicher Schlangen, aber nicht alle sollten sterben müssen:

Wenn Dscharatkaru, Wasuki's
geliebte Schwester, einen Sohn
von einem frommen Weisen erhält,
der das Gelübde, keusch zu seyn,
gethan hat, und doch ungesucht,
selbst eine Frau mit Jammern sucht,
der Sohn wird von dem Flammentod
die Schlangen retten zu rechter Zeit.

Nach langer Zeit war einmal der König Parikschit auf der Jagd, schoß einen Hirsch an, konnte ihn aber nicht einholen. Im Walde fand er einen frommen Braminen und frug ihn, ob er nicht den Hirsch gesehen habe? Der Bramine antwortete nichts, weil er an diesem Tage das Gelübde des Schweigens gethan hatte. Da schnellte der ungeduldige König mit seinem Bogen eine todte Schlange, die am Wege lag, auf den Braminen, was dessen Sohn so erbitterte, daß er dem König fluchte, er soll am siebenten Tage durch den Schlangenkönig gebissen werden. Das geschah nun auch. Der Schlangenkönig kam als Würmchen in einem Apfel in des Königs Hand, verwandelte sich dann in eine ungeheuer große Schlange und tödtete den König. Dessen Sohn nun, der neue König Dschanamedschaja wollte sich dafür an dem ganzen Geschlecht der Schlangen rächen und der fromme Utanka gab ihm das Mittel dazu an in einem Opfer, dessen Beschwörungen die Schlangen nöthigten, sich in das angezündete Feuer zu stürzen. Die Schlangen geriethen nun, da der Fluch ihrer Mutter endlich wirklich an ihnen erfüllt werden sollte, in die größte Angst und hofften nur noch auf den ihnen verheißenen Retter Dscharatkaru. Dieser fromme Büßer pilgerte als Bettler durch die Welt, nachdem er das Gelübde gethan, nie ein Weib zu berühren und nie ein Haus zu bewohnen. Aber so felsenfest dieser sein Entschluß war, mußte er erfahren, daß in der Welt nichts unmöglich sey:

Nun kam er wandernd eines Tags
an einen Abgrund breit und tief.
Darüber war ein Wiranastengel,
ein schwacher Grashalm hingeneigt.
An diesem Rohre über der Tiefe,
der unergründlich klaffenden,
war eine Schaar verstorbener Seelen
kopfabwärts schrecklich aufgehängt.
An einer Faser haftete noch
der Stengel in der Erde fest;
am Loche aber saß dabei
mit scharfem Zahne eine Maus
und nagte ohne Unterlaß
am letzten Wurzelfäserchen.

Der Büßer erschrack und frug die Aufgehängten, wer sie seyen? Da antworteten sie, sie seyen seine eignen Väter und Stammverwandten:

Wir sind der Stamm Jajawara
berühmt durch strenge Heiligkeit.
Den Ort im Himmel, welchen wir
erworben hatten durch Verdienst
der Buße, den verlieren wir,
weil uns Nachkommenschaft gebricht.
Zwar lebt noch einer unsers Stamms,
doch nützt uns dieser eine nicht;
denn Dscharatkaru, unser Sohn,
für sich zum Unheil, wie für uns,
zieht fastend in der Welt umher
und hat der Buße sich geweiht.
Er hat kein Haus, kein Weib, kein Kind
und steht allein in dieser Welt.
Deßwegen über der schrecklichen Hölle,
o Weiser! schweben wir in Angst.

Der Abgrund, welcher unter uns
    sich öffnet, ist der Hölle Schlund.
Der Halm, an dem wir hangen hier,
    o Brahmener, ist unser Stamm.
Des Grases Wurzeln, welche du
    durchbissen von der Ratte siehst,
sind unsre Kinder, welche schon
    vom Tode weggenommen sind.
Die eine Wurzel, die noch hält,
    die auch schon halb durchbissen ist,
an der wir alle hangen in Angst,
    ist Dscharatkaru unser Sohn.
Die Ratte aber die du siehst,
    die an der letzten Wurzel nagt,
die ist die Zeit, die mächtige;
    die bringt den Dscharatkaru bald,
den thörichten, unglücklichen,
    der uns mit seiner Buße nicht
aus dieser Noth erretten kann,
    allmählig zehrend in den Tod.
Dann stürzen, wie Verbrecher wir
    kopfabwärts in der Hölle Schlund.
Und er, so sehr er Buße gethan
    und sich in Strenge gepeinigt hat,
muß doch mit allen seinen Verwandten
    zur Hölle fahren, wenn er stirbt.
Denn Buße, Weisheit und was sonst
    den Himmel uns verdienen kann,
verwandelt sich in's Gegentheil,
    wenn nicht der Stamm erhalten wird.

Man kann sich denken, in welche Verlegenheit der fromme Büßer gerieth. Sollte er sein Gelübde brechen, und die Väter und Verwandten in die Hölle sinken lassen? oder sollte er sie retten mit einer Handlung, die ihm verwerflich schien? Er forderte das Schicksal heraus. Ich will mein Gelübde brechen, sprach er, wenn ich ein Weib finde, die genau so heißt wie ich, und die nicht von mir ernährt seyn will. Diese Eigenschaften fanden sich sofort bei der Schwester des Schlangenkönigs Wasuki, die Dscharatkaru auch wirklich heirathete, bei der er aber nicht lange blieb:

Zu seinem Weibe aber sprach
    der finst're alte Heilige:
Thu nichts, was mir mißfallen kann,
    und widersprich und tadle nie;
denn ich verlasse dich sogleich,
    wenn ich nicht ganz zufrieden bin.
Dieß hörte seine Gemahlin mit Zittern,
    die schöne Schwester des Schlangenherrn,
und diente ihm in steter Angst,
    und pflegte und verehrte ihn.
Nun hatte Dscharatkaru einmal
    sein Haupt auf ihren Schooß gelegt
und schlief ermüdet. Aber die Sonne
    sank zu dem Berge Ast hinab:
die Abenddämmerung brach schon ein,
    und immer schlief der Muni noch.
Da überlegte angsterfüllt
    die schöne Schwester Wasuki's:
Was ist nun wohlgethan? Soll ich
    den Gatten wecken oder nicht?
Wenn ich ihn wecke, wird vielleicht
    der leichtgereizte zornig seyn.
Weck' ich ihn nicht, so kann er nicht
    beim Sonnenuntergang die Pflicht
erfüllen; wichtiger ist dieß;
    drum weck' ich meinen Gatten auf.

Aber sie kam übel an. Er zankte sie tüchtig aus und verließ sie. Inzwischen gebar sie den schönen Knaben Astika, der bestimmt war, die armen Schlangen zu retten. Unterdeß nämlich hatte Utanka die Vertilgung der Schlangen bereits begonnen:

Utanka aber, der leitende Priester,
    der weise, wedenkundige,
rief alle Schlangen zum Feuer herbei
    mit seiner Zauberformeln Kraft.
Bei seinem Ruf erzitterten
    die Herzen aller Schleichenden.
Und willenlos, vom Zauber bezwungen,
    von allen Seiten kamen sie
gekrochen und geflogen herbei,
    die bunten, schönen schillernden,
die weißen, schwarzen, grünen und blauen,
    die gelben und röthlichen,
die alten großen, die jungen und kleinen,
    die giftigen, scharfzähnigen
und stürzten zischend heulend und schreiend,
    die einen mit dem Kopf voran,
die andern rückwärts, zitternd und zappelnd
    in des Altares Feuergluth.
Viel Hunderte und Tausende
    von Schlangen wurden da verbrannt;
und viele Bäche flossen beständig,
    gefüllt von ihrem Mark und Fett
und der Geruch der brennenden
    erfüllte weit und breit die Luft.
So wurde dort das herrliche Opfer
    gehalten viele Jahre lang,
und immer wurden die Schlangen gehört,
    wie sie ins Feuer prasselten.

In dieser großen Noth stand nun der Knabe Astika den Schlangen bei. Er ging an den Hof des Königs und machte sich dort durch seine Schönheit und Klugheit so beliebt, daß ihm der arglose König versprach, ihm eine Bitte zu gewähren. Nun bat das Kind, das Schlangenopfer einzustellen; der König mußte Wort halten und der Rest der Schlangen war gerettet. — Diese verwickelte Mythe charakterisirt ungemein gut den Styl der indischen Mythen überhaupt, in denen ein feiner Zug von Humanität hindurchgeht, der durch den Kontrast des Ungeheuern und Abenteuerlichen noch tiefer ergreift.

Armenwesen.

Ueber die gegenwärtige Lage der Heuerleute im Fürstenthum Osnabrück. Von Funke, Pastor zu Menslage. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1847.

Als Justus Möser sein treffliches Buch über Osnabrück schrieb, erfreute man sich der dortigen bäuerlichen Zustände, weil man sah, daß der Deutsche dort noch ganz so patriarchalisch lebte wie zu des Tacitus Zeiten, auf großen, von einander getrennten Gütern in Einzelhöfen, nicht in Dörfern, worin

meist nur die Armuth sich zusammendrängt. Inzwischen hat auch dort, wie überall, die Bevölkerung zugenommen und die Zahl der Güter und Höfe ist sich gleich geblieben oder hat durch Theilung doch nur verhältnißmäßig wenigen Familien Wohlstand gewähren können. Bereits sind mehr als die Hälfte der gesammten Einwohnerzahl des Fürstenthums Osnabrück besitzlose sogenannte Heuerleute, d. h. sie gehören dem Proletariat an.

Sie bilden ein höchst merkwürdiges Mittelglied zwischen den alten Leibeignen und den modernen Proletariern, indem sie das Elend beider Zustände vereinigen. Sie sind nämlich Hörige der wohlhabenderen Bauern, bewohnen auf deren Grund und Boden kleine Hütten und bauen ein kleines, ihnen nur verliehenes Feld, wogegen sie dem Bauer alle Art von Dienst leisten und Baarzahlungen machen müssen. Während der Bauer seinerseits fast alle Verpflichtungen gegen den Edelmann abgelöst hat, hält er den Heuermann fortwährend in drückender Knechtschaft. Früher hatten die Heuerleute wenigstens noch ihren Antheil an der gemeinsamen Markung, oder dem Gemeindegut. Seitdem dieses aber an die Bauern vertheilt ist, mit Ausschluß der Heuerleute, haben die Letztern keine Hülfe von der Gemeinde mehr und leben gänzlich von der Gnade und Willkür des einzelnen Bauers. Um nun doch etwas zu verdienen, zumal da ihr kleines Aeckerchen nicht ausreicht, müssen sie sich auf Industrie werfen, und da ihrer schon so viele geworden sind, müssen sie sich durch periodische Auswanderungen helfen. Aber in der Industrie werden sie von den Fabriken überflügelt. Das Land und Klima eignen sich in hohem Grade für den Flachsbau. Aber die armen Heuerleute können die Konkurrenz der Fabriken nicht aushalten und von ihrem Arbeitslohn wird ihnen abgezogen, was die fremden Eingangszölle kosten. Deßhalb kann die Linnenindustrie hier, trotz aller Vortheile, welche die Natur anbietet, nicht gedeihen. — Die periodische Auswanderung nach Holland ist zwar noch im Gange. Jährlich gehen 25,000 Heuerleute über die Brücke zu Lingen nach Holland. Aber sie bringen nicht mehr so viel heim, als ehemals, weil auch in Holland der Wohlstand abgenommen hat. Dazu gesellen sich nun die allgemeinen Zeitübel. Die Mägde sparen und sammeln nicht mehr, wie sonst, für die Aussteuer, sondern verschwenden, was sie verdienen, für städtischen Flitter und die Liederlichkeit der Sitten hält damit gleichen Schritt. Die Männer ergeben sich dem Branntwein. So wird denn die kleine Summe, welche früher zur Heirath und ersten häuslichen Einrichtung erspart worden war, nicht mehr zurückgelegt. Mit ihr fehlt Zuversicht, Ruhe und Zufriedenheit. Das wachsende Elend der wachsenden Menschenzahl erzeugt eine unruhige, wilde Stimmung. Der ehrwürdige Verfasser empfiehlt rationellere Bewirthschaftung des Bodens, dessen noch genug da ist, ferner Sparkassen, eine Regulirung der wechselseitigen Rechte und Pflichten zwischen Bauern und Heuerleuten, einen Viehversicherungs-Verein (der auch anderwärts sehr zu empfehlen wäre) und eine Vertretung der Interessen der Heuerleute.

Novellen.

Leopold Schefers ausgewählte Werke. Neunter Theil. Göttliche Komödie in Rom. Der heimliche König der Armenier. Berlin, Veit und Comp., 1846.

In Leopold Schefers meist ganz harmlos und sentimental scheinenden Dichtungen verbirgt sich ein glühender, furchtbarer Haß gegen alles, was kirchlich und christlich heißt. Seine Poesie gleicht einer sanften, das Auge anlockenden Blume, deren unheimlicher Geruch aber bald ein tödtliches Gift verräth. So hat er bekanntlich in seinem Laienbrevier, indem er scheinbar nur die Natur und das menschliche Herz liebkoste, unter den süßesten Redensarten von der Welt das Christenthum als das heilloseste Uebel bezeichnet, das je die Welt verpestet, und seine Mitmenschen gleichsam mit dem innigsten Mitleid gebeten, doch ja von diesem Uebel abzulassen. Es liegt etwas Diabolisches in dieser Manier. Der Teufel kommt à la Kotzebue mit dem Thränentuch vor den Augen und klagt Gott als einen grausamen Tyrannen an. Lange habe er dem Greuel zugesehen, aber nun zwinge ihn die reinste Menschenliebe, den bethörten unglücklichen Menschen zu rathen, endlich diesem fürchterlichen Gotte zu entsagen.

Wie Sallet sein neues Evangelium des Atheismus dem alten christlichen, so setzt Schefer sein Laienbrevier dem katholischen entgegen. Die modernen Antichristen lieben es, für ihre Antikirche die Formen der Kirche zu leihen. So haben sie auch der Legende eine Antilegende entgegengesetzt. Wie die Kirche einst ihre Heiligen verherrlichte, so die moderne Poesie jetzt die Märtyrer und Heiligen des Atheismus. Unter diesen hat sich nun Leopold Schefer den berüchtigten Giordano Bruno auserlesen, um ein Ideal von Menschenliebe und Weisheit aus ihm zu machen (als welches ihn die wahre Geschichte keineswegs kennt), der katholischen Kirche, die ihn als Ketzer verurtheilt, himmelschreiendes Unrecht vorzuwerfen und bei diesem Anlaß überhaupt wieder seinen ganzen Haß gegen das Christenthum auszuschütten. Alles Christliche ist in dieser Novelle unkoscher und nur die Juden und Heiden werden gepriesen. Der einzige Kultus, auf den es der Dichter absieht, ist der Naturkultus. Von einem Mädchen, die durch einen Mönch zu Falle gekommen, heißt es S. 53 ausdrücklich, sie habe Recht gehabt und der Mönch auch; was ihnen die Kirche verboten, das habe ihnen die Natur befohlen, sie hätten also nur das Gebot Gottes erfüllt ꝛc. Zum Ueberfluß wird am Schluß die Hinrichtung Brunos zu einem Afterbilde des Todes Jesu am Kreuze gemacht. Wie dort die Madonna und Magdalena, so wohnen hier eine Mutter und Geliebte der Schreckensscene bei und Bruno strahlt einen Nimbus, der selbst das Feuer überglänzt.

Die zweite Novelle hat ihre Pointe in einer wunderbaren Täuschung. Ein Kranker glaubt, mit dem Geiste seiner verstorbenen Geliebten umzugehen, ohne in seinem Halbwahnsinn zu merken, daß sie wirklich und leibhaftig bei ihm ist. Sie wird am Ende sogar schwanger und nun erst gehen ihm die Augen auf. Der Gedanke ist wohl originell, muthet aber der Leichtgläubigkeit des Lesers etwas zu viel zu. Auch flößt der Kranke nicht viel Achtung ein, denn seine Krankheit war eine Folge des Kummers, den ihm der vermeintliche Tod der Geliebten verursacht, nachdem er bei deren vermeintlichen Ermordung sie weder zu retten noch zu rächen versucht hatte. Das Tragische dieser Novelle geht also eigentlich ins Komische über, und eine rein humoristische Behandlung wäre hier besser am Platz gewesen, als die leidig sentimentale emphatische.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 62. Dienstag den 31. August 1847.

Philosophie.

Die Philosophie Victor Cousins, ihre Stellung zur frühern französischen und zur neuern deutschen Philosophie. Ein historisch-kritischer Versuch von Dr. Karl Eberhard Fuchs. Berlin, Hermann Schultze, 1847.

Im Vorwort bemerkt der Verfasser mit Recht, daß die Kenntniß der neuern französischen Philosophie noch sehr wenig in Deutschland verbreitet sey. „Von der Cousin'schen Philosophie hatte man bei uns seither noch eine ziemlich ungenaue Kenntniß. Die Schelling'sche Vorrede zu der neuen Ausgabe der Cousin'schen Fragmente, meines Wissens die einzige Abhandlung, welche sich mit ihr befaßt hat, läßt uns noch über sehr viele Punkte im Dunkeln. Schelling hatte mehr die Absicht, Cousin über einige Mißverständnisse in Betreff des synthetischen Verfahrens der deutschen Philosophie und über die Mängel der Philosophie Hegels zu belehren, als ein vollständiges Bild von der Cousin'schen Philosophie zu entwerfen, und wenn auch mehrere ihrer Hauptmomente darin hervorgehoben werden, so geschieht dieß doch nur mit Beziehung auf eine andere (von Beckers ins Deutsche übersetzte) Vorrede von Cousin selbst, welche, da sie sich nur an das Allgemeinste hält und überdieß seiner spätern Zeit angehört, durchaus nicht als genügende Quelle für die Kenntniß seines Systems angesehen werden kann. Es schien mir im Interesse der Geschichte der Philosophie zu liegen, daß der Entwicklungsgang, den die französische Philosophie in der neuesten Zeit durchgemacht hat, ausführlicher und gründlicher besprochen werde, als bisher geschehen ist." Indem sich nun der Verfasser dieser dankenswerthen Arbeit unterzog, hielt er es für nothwendig, einen Abriß auch der frühern Geschichte der französischen Philosophie voranzuschicken.

Die Grundanschauung des Verfassers ist eine vollkommen richtige. Indem er einerseits die französische Philosophie seit dem vorigen Jahrhundert nach freiester Subjektivität streben sieht, findet er dieses Streben andererseits in einem unauflöslichen Widerspruch begriffen mit der Methode, derzufolge die nämliche Philosophie am rohen Empirismus kleben bleibt und sich noch nie auf die Höhe des deutschen Idealismus zu erheben vermocht hat. „Das Prinzip, welches der ganzen geistigen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts zu Grunde lag, war das Prinzip der freien Subjektivität. Das Selbstbewußtseyn sagte sich los von aller Auctorität und machte gegen Staat und Kirche seine Freiheit mit derselben Gewaltsamkeit geltend, mit welcher dieselbe von beiden seither unterdrückt worden war. Aus der Bayle'schen Ironie wurde Ernst; der Pascal'sche Scepticismus schritt zur Selbstgewißheit des Subjekts fort; das Cogito, ergo sum, welches fast spurlos an den Franzosen vorüber gegangen war, erhielt jetzt erst für sie seine Bedeutung. Es war, wie Hegel über die französische Philosophie treffend bemerkt, der absolute Trieb vorhanden, einen immanenten Kompaß in sich zu finden, im menschlichen Geiste, und es ist daher eine vollkommen richtige Ansicht von Leroux, wenn er die Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts eine Fortsetzung der Reformation nennt." Dieß ist nicht vollkommen richtig. Der Verfasser hat, wie Leroux, vergessen, daß unsere Reformation mit dem freien Gedanken ganz und gar nichts zu schaffen hatte, eine sogenannte Geistesfreiheit auch nicht entfernt wollte, sondern vielmehr nur die locker gewordenen Bande des Glaubens und der Zucht wieder fester anzog. Die deutsche Reformation war insofern keineswegs der Anfang der französischen Revolution, sondern ihr absoluter Gegensatz. Von diesem Irrthum jedoch abgesehen, hat Herr Fuchs wieder ganz recht, wenn er, seine Erörterungen über die französische Philosophie fortsetzend, bemerkt: „Die Tendenz der französischen Aufklärung war, die ganze Welt der hergebrachten Vorstellungen und Institutionen im kirchlichen und politischen Leben zu vernichten und nach ihrer völligen Destruktion nichts übrig zu lassen, als das einfache Natürliche. Dieß ist der positive Hintergrund, aus welchem die negative Richtung selbst in letzter Beziehung hervorging. Nur das Natürliche soll als das Wahre gelten. Dem Glauben stellt sich der natürliche Verstand, der positiven Religion eine natürliche Religion gegenüber, die abstrakte Moral der katholischen Kirche wird ersetzt durch eine Moral der natürlichen Triebe und Gefühle, an die Stelle der positiven Rechte treten die natürlichen Menschenrechte. Die französische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ist ein vollendeter Naturalismus. Dieses Natürliche nun, indem es die Bedeutung des vorausgesetzten Wahren hat, ist als solches das unmittelbar Gegebene; die Wahrheit existiert nicht in der Form des Begriffs, sondern als Sache der Erfahrung. Der Naturalismus ist daher wesentlich empirischer Natur. — Das Subjekt flüchtet sich aus der Kirche in die Natur, aus dem religiösen Glauben in das empirische Wissen. Quelle aller Erkenntniß ist ihm die sinnliche Erfahrung. Dieses Locke'sche Prinzip hat Voltaire in Frankreich eingeleitet, und von ihm an wurde es das Losungswort aller Aufklärer."

Es hat nun zwar nicht an Versuchen neuerer französischer Philosophen gefehlt, die empirische Methode zu verlassen und das Prinzip freier Subjektivität von derselben zu emancipiren; allein es ist, wie früher Biran, so jetzt Cousin nicht gelungen. Was Royer Collard betrifft, so hat dieser nur das schottische System von Reid adoptirt und seine Philosophie entbehrt aller

französischen Originalität. Ueberdieß verlangt sie die Herrschaft des common sense (gesunden Menschenverstandes) und ist also nur eine Appellation an den unphilosophischen Hausverstand und fällt auf die niederste Stufe des Empirismus zurück.

Cousin hat aus den Systemen Birans und Collards ein drittes gemacht und überdieß, wie bekannt, die neuere deutsche Philosophie ausgebeutet. Allein auch ihm ist es nicht gelungen, die französische Philosophie aus den alten Banden des Empirismus loszuwickeln, und seine Anmaßung ist unendlich größer als sein Verdienst. „Er will, um Frankreich nicht im Gefolge, sondern an der Spitze der philosophischen Bewegung Europas zu sehen, die ganze Entwicklung der Philosophie von Locke bis Hegel in seinem Systeme rekapituliren. Damit thut er des Guten zu viel. Diese Rekapitulation ist nur eine mechanische Kombination. Es findet kein innerer Fortschritt von dem einen Standpunkte zum andern statt. Die französische Philosophie hat sich nicht aus sich selbst zur Identitätslehre entwickelt, diese ist vielmehr vor der Hand noch von außen an jene herangebracht. Hiemit erst also hat Cousin wirklich den national-geschichtlichen Boden verlassen; er steht nicht mehr im Zusammenhang mit der Entwicklung der Philosophie innerhalb Frankreich. Die Philosophie seiner dritten Periode kann daher auch keine historische Bedeutung haben. Eine solche könnte ihr nur dann zugeschrieben werden, wenn sie als Resultat einer stetigen Entwicklung geeignet wäre, bereits in das Zeitbewußtseyn überzugehen und Gemeingut zu werden.“

Herr Fuchs sucht weiter darzuthun, wie sehr sich die Franzosen täuschen, wenn sie in ihrem großen Triumphirat: Rousseau, Voltaire und Diderot schon die Freiheitsidee ins Leben treten sehen, die von unsern philosophischen Handwerkern nur weiter bearbeitet worden sey. Er hat in der That Recht, wenn er den deutschen Denkern den Ruhm sichert, das Prinzip auf eine viel adäquatere und intensivere Weise durchgeführt zu haben, als die Franzosen. Allein die Franzosen haben nicht weniger Recht, wenn sie behaupten, es laufe mit dem Voltairianismus und mit der Junghegelei doch auf Eins hinaus. Es ist Pedanterei, der sogenannten wissenschaftlichen Begründung einen höhern Werth beizulegen, als der ersten Anregung und der praktischen Durchführung der Idee selbst. Die Idee bahnt sich ihren Weg, sie gleicht einem Flusse, der Mühlen treibt, Schiffe trägt, die Ufer überschwemmt ꝛc., wobei es eigentlich nicht viel darauf ankommt, ob Einer eine Flußkarte entwirft, sein Wasser analysirt ꝛc. Wie die Freiheitsidee in Frankreich praktisch geltend gemacht worden ist, das dürfte doch wohl viel wichtiger seyn, als wie sie auf deutschen Kathedern wissenschaftlich ausgebildet worden ist.

Herr Fuchs meint zum Schluß, es könne und werde nicht anders seyn, als daß die Franzosen das Prinzip der freien Subjektivität auch noch wissenschaftlich konsequenter ausbilden werden; denn die Wissenschaft könne in dieser Beziehung nicht immer hinter dem Leben und der Praxis zurückbleiben. „Wir machen keinen Anspruch darauf, der französischen Philosophie Gesetze vorschreiben zu wollen; doch mag es zum Schlusse gestattet seyn, in der Kürze noch anzudeuten, auf welche Punkte unserer Ansicht zufolge das Hauptaugenmerk bei der weiteren Entwicklung derselben gerichtet werden sollte. Die Cousin'sche Philosophie schließt zwei Elemente in sich, die sich widerstreben. Ich ist frei als wollendes, als denkendes ist es unfrei, weil durch die Erfahrung gebunden; dort verhält es sich schöpferisch, hier aufnehmend und leidend. Es ist in anderer Form derselbe Widerspruch, der uns schon im achtzehnten Jahrhundert begegnete. Er muß aufgehoben, Ich in beiden Beziehungen gleich gesetzt werden. Ist die Aktivität, die Freiheit sein Wesen, so muß es diese seine Natur sowohl in seinem Denken, als in seinem Wollen bewähren. — Der Vorschlag, dem Prinzipe der Freiheit mehr Realität in einer idealistischen Philosophie zu geben, dürfte sich endlich der französischen Philosophie um so mehr empfehlen, als sie dabei keineswegs genöthigt wäre, in ein fremdes Gebiet überzugreifen; sie ist vielmehr in dem Falle, die wesentlichsten Elemente aus ihrem eigenen Kreise schöpfen zu können. Sie hat das Prinzip der freien Subjektivität in Rousseau, in der ganzen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, nur geschwächt und getrübt durch allerlei unlautere, empirische Stoffe; sie besitzt es in reinerer und durchsichtigerer Gestalt in Biran; sie hat bei ebendemselben sehr bemerkenswerthe Anfänge eines auf dem Grunde dieses Prinzips konstruirten, mit dem Fichte'schen verwandten, idealistischen Systems aufzuweisen. Die Fortbildung der französischen Philosophie zu dem Punkte, welchen wir bezeichneten, wäre also in der That eine immanente, organische Entwicklung der in ihr bereits vorhandenen, aber bis jetzt noch in den Hintergrund gestellten Momente.“

Wir halten das für keine nothwendige Folge und zweifeln, ob die französische Philosophie in dieser Beziehung je die deutsche Methode sich aneignen werde. Wir zweifeln, ob der französische Geist überhaupt nur den idealistischen Standpunkt des deutschen Geistes zu fassen vermöge. Er ist so von Natur praktisch, daß er alles, was er etwa aus freier Subjektivität heraus producirte, doch immer nur wieder auf die Erfahrung würde anwenden wollen und also nie aus der Empirie herauskommen würde. Auch muß den Franzosen sein praktischer Blick lehren, daß es mit der angeblichen Selbstständigkeit der deutschen Wissenschaft nur auf eine grobe Selbsttäuschung hinausläuft. Gerade jemehr unsere Philosophen sich von aller Erfahrung zu emancipiren trachten, desto mehr beweisen sie nur, wie sehr sie von ihr abhängen. Die künstlichen Sophismen, hinter welche sie sich deßfalls gegen die Erfahrung verschanzen, drücken auf eine fast naive Weise aus, wie sehr sie die Macht dieser Erfahrung anerkennen und durch dieselbe genirt werden. Zudem ist die Philosophie viel zu polemisch, viel zu tief mit den streitenden Zeitinteressen liirt, um auch nur mit einigem Anstand behaupten zu können, daß sie unabhängig sey. Die Subjektivität lebt nur in dem Objekt, das sie läugnet. Wäre die Rose der Kirche nicht zu durchnagen gewesen, so würde man auch nie von dem Wurme Voltaire gehört haben. Und verhält es sich mit Hegel etwa anders? Die Philosophie sucht immer nur auf ein Prinzip zurückzuführen und aus diesem scheinbar selbstständig zu entwickeln, was andere Leute praktisch wollen, weil ein unwiderstehlicher Trieb oder ein Interesse sie dazu führt. Die Philosophie folgt aber nur dem allgemeinen Zuge und geht ihm keineswegs voran. Als die alten Brahminen ihre Hierarchie praktisch begründet hatten, kam die Philosophie hintendrein und bewies, daß das alles so seyn müsse. Als sich gegen den Druck des Kastenwesens und der Priester Opposition erhob, kamen wieder andere Philosophen und bewiesen, daß es nicht so seyn müsse, wie jene frühern behauptet. Auch in Griechenland hing die als freies Geisteserzeugniß so oft gepriesene Philosophie nur zu genau mit den politischen Interessen der Könige und Völker zusammen. Die Scholastik des Mittelalters diente der Kirche, die skeptischen Systeme der spätern Zeit hatten zu ihrer gemeinschaftlichen Quelle alle nur den Groll gegen die Hierarchie. In neuerer Zeit kann man die Abhängigkeit der Philosophie von den politischen Zeitereignissen aufs Genaueste bis in die Jahrzehnte verfolgen und Kant, Fichte, Schelling, Hegel erscheinen durchweg nur als der Ausdruck wechselnder Zeitstimmungen. Kant drückt genau die Humanität der langen

Friedenszeit zwischen dem siebenjährigen und Revolutionskriege aus, Fichte faßt alle Geistesaufregung der Revolution zusammen, Schelling stand mit allen Elementen der Restauration in Wahlverwandtschaft, und eben so Hegel mit allem politisch-socialen Gift, das sich in der langen Zeit der Unzufriedenheit seit den Karlsbader Beschlüssen in Deutschland erzeugt hat. Die philosophischen Kinder können alle ihre empirischen Väter nicht verläugnen. Jede Philosophie ist Kind ihrer Zeit, Erzeugniß der Zeitstimmung, Ausdruck der Huldigung, die einer herrschenden Zeitrichtung gebracht wird, oder Ausdruck der Opposition dagegen. Keine ist unabhängig, alle sind nur Mittel zu einem Zweck, der außer ihnen selbst liegt, wenn sie auch noch so eigensinnig behaupten, sie seyen sich selbst Zweck. Auch sogar die Methoden und Sprachweisen hängen von der Stimmung und Mode der Zeit ab. Im vorigen Jahrhundert war man unter despotischen Regierungen doch bei weitem offener und herzlicher, als man es jetzt bei zum Theil viel freieren Konstitutionen ist. Die Begeisterung war in jener Zeit so aufrichtig, kindlich und naiv, daß sie, wie in der Dichtkunst, so auch in der Philosophie eine offene, klare Sprache führte, Liebe zur Menschheit und eine gewiße Herzlichkeit immer voranstellte und sich abmühte, ihrem Schwur getreu immer wahr zu seyn. In unserer Zeit herrscht dagegen ein solcher Mangel an Begeisterung, eine solche Blasirtheit, eine so außerordentliche Geringschätzung Anderer, Lieblosigkeit und dreiste Verlogenheit, daß man sich gar nicht wundern darf, diesen Geist und diese Sprache auch in der Philosophie aufkommen zu sehen. Die destruktive Philosophie unserer neuesten Tage ist der adäquate Ausdruck der Herzkrankheit, an welcher das deutsche Volk seit einiger Zeit leidet. Die Gemüthlichkeit des Deutschen wurde mit Füßen getreten, da hat sie sich ihrer selbst zu schämen angefangen und will durchaus ihr eigenes Gegentheil werden. Diesen kläglichen Zustand nun spiegelt die blasirte Philosophie ab.

Dieser Zustand ist zu unnatürlich gespannt und krankhaft und die ihm entsprechende Philosophie viel zu unliebenswürdig, als daß wir mit Herrn Fuchs der Meinung seyn könnten, die Franzosen würden etwas gewinnen, wenn sie unsern Standpunkt des reinsten philosophischen Egoismus annähmen. Für ihren praktischen Bedarf reicht die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts vollkommen hin und wer möchte läugnen, daß sie unendlich viel liebenswürdigere Seiten darbot, als unser Hegel. Wer möchte den Franzosen zumuthen, von diesem mürrischen, arroganten und langweiligen Pedanten zu lernen, was sie viel besser und anwendbarer von ihrem lachenden Voltaire lernen können.

Ließe sich der französischen Philosophie nicht ein anderes Ziel stecken, als das von Herrn Fuchs bezeichnete? Die Franzosen haben die Revolution durchgemacht, sie haben die Unausführbarkeit idealistischer Träume erfahren, sie haben das wahre Bedürfniß der Massen so ziemlich von dem Scheinbedürfniß unterscheiden lernen, welches jeweilig die Parteien und die Preße ihnen andichten. Die große Mehrheit der Franzosen ist katholisch Die Kirche hat ihre Wiedergeburt begonnen, sie sucht den Seelen ihren lange gestörten Frieden zurückzugeben. Sie baut wieder da, wo die Aufklärung nur eingerissen hat. Sie bietet sogar dem nationalen Ehrgeiz und der immer wachsamen Politik Frankreichs neue Chancen dar, sofern die seit Napoleons Sturz gedemüthigte Macht Frankreichs durch eine innige Allianz mit der Kirche sich stärken und auf die katholischen Nachbarländer überwiegenden Einfluß erlangen müßte. Wäre es nun nicht eine Aufgabe für die französische Kirche, auch die Philosophie in ihr geistiges Arsenal aufzunehmen und den bisherigen atheistischen und deistischen Systemen eine neue christliche Philosophie, eine Mystik entgegenzusetzen, wie sie schon einmal im dreizehnten Jahrhundert in Paris geblüht hat? Sollten sich die Franzosen nicht erinnern, welche ungeheure Vortheile sie damals der orthodoxen Philosophie ihrer Sorbonne verdankten? Die innige Allianz der Tiara mit der französischen Krone zum Nachtheile Deutschlands, der Sturz der Hohenstaufen, die Erwerbung Burgunds und Neapels wurden dadurch vorbereitet. Indem Frankreich damals alle kirchlichen Sympathien für sich hatte, gelang es ihm, Deutschland innerlich zu zerrütten. Um aber diese Sympathien für sich zu gewinnen, that es alles für die Theologie und Philosophie. So wenig wir Deutsche nun wünschen können, daß sich für uns so traurige Vorgänge wiederholen möchten, so nahe läge es doch für die Franzosen, einen Versuch dazu zu machen.

Dichtkunst.

1) Sagen und Bilder. Von Moritz Grafen zu Bentheim-Tecklenburg. Gabe zum Hermanns-Denkmal. Darmstadt, Ollweiler, 1847.

Das Andenken Hermanns des Cheruskers knüpft sich unmittelbar an die Stammsitze des Dichters an, wie er uns Seite 101 berichtet:

Die Tecklenburg liegt längst in Schutt,
Doch stehn noch feste Mauern;
Sie zahlte längst auch den Tribut
Der Zeiten ries'gen Schauern.

Da nahe bei der Herkenstein
Und viele Hünengräber,
So soll'n die Hünen Bauherrn seyn,
Schloß Tecklenburgs Urheber.

Der Drususstuhl bei Bentheim heißt
Noch eine Felsenplatte,
Das Drususkissen nach wohl weis't,
Daß er's erbauet hatte?

Um Altenburg Steingräben noch
Sind weit und groß zu sehen.
Die Burg lag einstens wolkenhoch,
Auch sie mußt untergehen.

Schade, daß dieses Gedicht gerade zu den schwächsten der Sammlung gehört. Daß der Herr Graf auch viel phantasiereicher und wohlklingender dichten kann, beweisen andere Gedichte von ihm, namentlich solche, in denen er die heimische Natur, Waldeinsamkeit und Burgruinen, oder auch das Landleben schildert. So in dem lieblichen Gedicht, worin er Hohen-Limburg beschreibt:

Wo der Lenne klare Wellen
Felsen links und rechts umspielen
Und des Wohlstands Segensquellen
Thät'ge Hände sich erzielen,
Liegt ein freundlich großer Flecken,
Rings von Bergen hold verſäumet,
Wo in dunkeln Felsverstecken
Grauer Vorzeit Sage träumet.

Aus dem Blüthenkranz der Bäume
Raget stattlich eine Veste',
Durch des Schlosses traute Räume
Ziehen säuselnd milde Weste,
Auf der hohen Bergterrasse
Liegt die Abendröthe lange,
Während auf belebter Straße
Frachtgut rollt im schweren Gange ꝛc.

Gerne ruht das Auge trunken
Auf der Landschaft Farbentinten,
Bis der Sonne letzte Funken
Sanft verglimmen und entschwinden,
Und der Abendfeier Glocken
Aus dem Thal zum Berge tönen,
Und die Echo mit Frohlocken
Tausendstimmig es verschönen ꝛc.

An diesem Gedicht ist nur eine Kleinigkeit auszusetzen, nämlich in dem Verse:

Wenn des Posthorns sanfte Klänge
Ueber Schlucht und Höhen dringen,
In der Waldnacht Schattengänge
Muntrer Vögel Lieder klingen,
O dann fühl ich Geisternähe
Durch die duft'gen Blätter rauschen,
Und ob ich auch nichts erspähe,
Möcht ich dem Geflüster lauschen.

Wo das Posthorn am hellen Tage lustig klingt und die Vögel singen, werden wohl die Geister verscheucht und ist nicht die rechte Zeit, ihrer Nähe zu lauschen.

Zu den wohlgelungenen Landschaftsbildern gehört auch folgende Beschreibung des Winters:

Schon den Flachs bricht auf den Tennen,
Laut man scherzet, springt und lärmt,
Rings Kartoffelfeuer brennen,
Dran man freudig sich erwärmt;

Uns die Schwalben längst verlassen,
Hoch vom Thurm die Dohle krächzt,
Und in schmutzig dunklen Gassen
Aengstlich schon der Arme ächzt; —

Dann macht Winter die Quartiere
Auch bei uns auf lange Zeit,
Und die Schnepf' im Moorreviere
Kreiset, und der Rehbock schreit.

Im Kamine knistert Feuer,
Herrlich sehn wir Funken sprühn,
Allen ist das Plätzchen theuer,
Wo die warmen Kohlen glühn.

Fällt der Schnee dann weich in Flocken,
Starrt vom Eise Bach und Teich,
O, so suchet mit Frohlocken
Alt und Jung die Schlitten gleich.

Glöckchen klingen, Peitschen knallen,
Auf der Jagd manch Feuerrohr,
Um uns sausen Schneesballen
Durch die Luft an unser Ohr.

Wenn bei hellem Fackelglanze
Schlitten fliegen durch die Nacht,
Und die Damen mit beim Tanze,
Hat auf Schlittenrecht man Acht ꝛc.

Die meisten Gedichte sind Romanzen und ihr Inhalt Sagen aus der heimischen Vorzeit, z. B. von den Teufelssteinen, die der durch Hahnkrähen betrogene Teufel im Zorn zurückgelassen, von der Kinder Kreuzzug, vom blinden Schützen von Fürsteneck, vom letzten Grafen von Schaumberg, vom Hörselberge, vom Jungfernsprunge, vom Hemd der Treue, von den tapfern Frauen zu Brüssel, von der Gründung Prags ꝛc. Meist schon bekannte Stoffe. Zu den weniger bekannten gehört die Sage von den blauen Hunden, welche die Metzger von Osnabrück dem Grafen von Tecklenburg zur Sühne geben mußten; ferner die vom Schneiderlein, das unter die wilde Jagd gerieth und mit ins Fegfeuer des westphälischen Adels geschleppt wurde, wo er den Herren die von der Jagd zerrissenen Kleider flicken mußte. Ein rührendes Gedicht enthält die Klage eines Schreiners, der eben für sein Kind eine Wiege machen wollte, als es starb und er aus der Wiege einen Sarg machte. — Fremdartig, aber schön, teilt unter die vaterländischen Sagen ein indisches Jagdbild. Englische Jäger stoßen auf ein Rhinoceros, das von fünf Tigern zugleich gepackt ist und erlegen alle mit einander.

2) Gesammelte Werke des Grafen August von Platen, in fünf Bänden. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847.

Eine sehr elegante Ausgabe, und vollständig, wie die frühere große Ausgabe in Einem Bande, mit der Lebensbeschreibung und dem Bildniß des edeln Dichters, der wohl verdient hätte, diese schöne Ausgaben seiner Werke und die Anerkennung, die er in erhöhtem Maaße findet, zu erleben.

3) Henrick Hertz, König René's Tochter. Lyrisches Drama. Im Versmaaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Lorck, 1847.

Der edle Graf von Baudemont soll die Tochter des berühmten René, Herzog von Lothringen und Titularkönig von Neapel, heirathen, liebt aber ein blindes Mädchen von außerordentlicher Schönheit und schlägt die Hand der Königstochter aus, bis er entdeckt, daß seine blinde Geliebte Niemand anders ist, als die ihm bestimmte Königstochter selbst. Am Tage dieser Entdeckung wird die Prinzessin überdieß durch einen geschickten Arzt operirt und alles endet in Freuden. Abgesehen davon, daß sämmtliche poetische Motive in diesem Drama nichts Neues sind, weil sowohl die Ueberraschung durch die Entdeckung, daß zwei Personen nur eine sind, als auch die glückliche Heilung einer geliebten Blinden schon über die Bretter gegangen sind, so können doch solche einfachen Motive der Rührung nie ihren Zweck verfehlen, zumal, wenn das Stück gut aufgeführet und namentlich wenn die Rolle der Blinden glücklich besetzt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

// Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 63. Sonnabend den 4. September 1847.

Novellen.

Novellen von Eduard von Bülow. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1846.

Unter den erzählenden Gedichten, welche in neuester Zeit in Deutschland erschienen sind, nehmen die vorliegenden, schon früher einzeln gedruckten, nun zum erstenmal gesammelten Novellen eine der ersten Stellen ein. Was sie vor allem charakterisirt, ist etwas ungemein Sinniges oder Gemüthlichkeit, geadelt durch feinen Verstand. Die Charakterzeichnung ist scharf und bestimmt, die einzelnen Begebenheiten sind überaus lebendig ausgemalt, durch kleine bezeichnende Züge interessant gemacht und dabei ist ihnen ein bestimmter lyrischer Charakter verliehen. In der Wahl der Stoffe ist der Dichter nicht immer glücklich. Wie ein begeisterter Naturforscher wohl abschreckend häßliches Gewürm mit derselben Vorliebe wie die edelsten Naturformen betrachtet, so läßt auch unser Dichter sich zuweilen verleiten, Charaktere und Gesinnungen, die zwar psychologisch merkwürdig aber nicht poetisch erfreulich sind, mit einer Vorliebe zu schildern, die sie nur dann verdienen würden, wenn sie zugleich anmuthig oder erhaben wären.

Die Novellen des Verfassers zerfallen nach Inhalt und Form in mehrere Reihen. Einige derselben erscheinen nämlich ersichtlich als selbst erlebte, während andere sich als Ergebnisse der Beobachtung darstellen, und diese letztern zerfallen wieder in zwei Reihen, von denen die erste diejenigen Beobachtungen des Verfassers poetisch zusammenfaßt, die ihm einen ernsten lyrischen Eindruck gemacht, ihn ergriffen, erschüttert hatten; die zweite dagegen diejenigen, welche ihn in eine heitere, behagliche Stimmung versetzt hatten. Wenn einerseits diese Mannigfaltigkeit ein Zeugniß für die Vielseitigkeit der poetischen Begabung des Verfassers ablegt, so ist doch der Umstand, daß die wesentlichen Elemente der poetischen Erzählung hier zu sehr auseinander gehalten, in verschiedene besondere Erzählungen vertheilt sind, zugleich ein Mangel. Vielleicht gelingt es dem Dichter noch einmal, eine größere Arbeit zu liefern, in welcher die hier noch getrennten Gliedmaßen der epischen Erzählung sich zu einer organischen Einheit zusammenfinden.

Wenn ich von Erlebnissen, die in einzelnen Novellen sich abspiegeln, spreche, so darf ich wohl kaum hinzufügen, daß ich hierbei nicht äußerliche Erlebnisse im Sinne habe, sondern innere, Stufen der geistigen Entwicklung des Dichters. Die Novellen, welche diese Reihe bilden, sind: „Ein Frühlingstraum," „die Brunnenkur," und „das neue Leben." In ihnen spiegeln sich die drei Stufen der Bildung. In der Jugend waltet die Empfänglichkeit vor, wir begeistern uns alsdann leicht für das Nächste, Beste, was uns reizt oder anzieht; wir überschätzen, was uns in irgend welcher Beziehung Achtung gebietet. Indem aber später der Verstand, die Kritik sich auf Kosten der Phantasie, der Empfänglichkeit ausbildet, gehen wir leicht zu einer entgegengesetzten Einseitigkeit über, wir betrachten unsere Umgebungen mit oft übertreibendem Mißtrauen, wir verschließen uns gegen den Eindruck, den bedeutende Persönlichkeiten auf uns machen, aus Furcht uns zu leicht und unbedingt dahinzugeben, und in Folge dessen von bitterer Enttäuschung behelligt und beschämt zu werden. Die meisten Menschen und unter ihnen sehr verständige, bleiben auf dieser Stufe stehen, und nur die begabtesten erheben sich zu jener dritten, auf welcher Empfänglichkeit und Selbstbewußtseyn, Begeisterung und Kritik auf ihr richtiges Maaß zurückgeführt werden.

In der ersten dieser drei Novellen, welche „ein Frühlingstraum" benannt ist, hat der Held eine anmuthige junge Frau kennen gelernt, die seine Phantasie lebhaft beschäftigt, und ihn dadurch lange Zeit verhindert, einzusehen, daß sie ihm nur mäßige Achtung einflößt. Ein Besuch in dem Wohnorte der anmuthigen Frau steigert seine Gefühle, und er ist nahe daran, die Bedenklichkeiten zu überwinden, welche einer dauernden Verbindung Beider entgegenstehen. Als er sich auf einen Tag von ihr trennt, begleitet ihr Bild ihn, und erfüllt seine Phantasie so sehr, daß er während einer längeren Fußwanderung sich auf das Lebhafteste ausmalt, wie das Verhältniß Beider sich hätte gestalten können, wenn er länger bei der holden Frau verweilt hätte. Indem er aber aus dieser Träumerei erwacht, bemerkt er, daß er unwillkürlich sich eine andere Geliebte geträumt habe, als die Wirklichkeit ihm hier darbietet, und diese Betrachtung führt sodann seine Zuneigung zu der anmuthigen Freundin auf ein angemessenes Maaß zurück.

Diese Novelle ist eine der ersten, die der Verfasser geschrieben hat, und die Charaktere sind daher in ihr noch nicht so scharf und bestimmt gezeichnet, als in den meisten der später geschriebenen. Sie zeichnet sich aber durch eine ganz besonders feine und sorgfältige Behandlung der Einzelnheiten aus. Schon die Reise des Helden nach dem Wohnorte der Freundin enthält eine große Anzahl trefflich der Natur abgelauschter Züge; die sehnlich erwartete Ankunft des Wagens, die Ungeduld der Kinder, der Abschied, die Fahrt durch die Stadt, die wechselnden Stimmungen der Reise, der Untergang der geliebten Puppe und so manches Andere ist hier mit ganz ungewöhnlicher Frische und Wahrheit gezeichnet. Ja diese ersten vorbereitenden Scenen sind verhältnißmäßig vielleicht zu reich, insofern die Erwartungen, die sie erregen, durch die spätern Hauptscenen nicht vollständig erfüllt werden. Indessen sind auch diese großentheils sehr anmuthig. Die Steigerung des jungen Mannes, der

Kampf widerstrebender Gefühle in ihm, und namentlich seine Unterhaltung mit der Geliebten sind trefflich geschildert. Es ist dem Verfasser gelungen, die Letztere ungemein liebenswürdig erscheinen zu lassen, und doch auch die Schranke in ihrem Geiste sehr bestimmt zu zeichnen. Holde, zarte Sinnlichkeit tritt uns hier entgegen, so anmuthig, daß wir fast vergessen, wie sehr eigentlicher Gemüthsadel ihr abgeht, und uns doch gestehen müssen, daß dieß Vergessen nicht in Unbestimmtheit der Zeichnung, sondern nur in der weisen poetischen Milde und Weichheit derselben begründet ist.

Der zweite Theil der Erzählung, jener eigentliche Traum, ist schwächer als das vorhergehende; er ist gar zu wenig traumhaft gehalten; jedenfalls müßte wenigstens das ziemlich lange, scharf verständige Gespräch über Werthers Leiden hier an ungeeigneter Stelle stehen.

Ein entschiedener Fortschritt zeigt sich in der zweiten, der hier zunächst zu betrachtenden Novellen, in der Brunnenkur. In ihr ist zwar noch weniger Handlung, weniger Stoffliches, als in dem Frühlingstraum, aber die Form ist bei weitem ausgebildeter, namentlich die Charaktere sind schärfer gezeichnet. Die Erzählung wird auch äußerlich an die vorhergehende angeknüpft. Der Held wird als derselbe bezeichnet, welcher die Heldin des Frühlingstraums einst zu lieben geglaubt habe. In Folge jener Selbsttäuschung hat er sich mit einer gewissen Schroffheit der Welt gegenüber gestellt, er beachtet die Menschen fast nur noch, insofern sie ihm Gelegenheit geben, Charakterstudien zu machen, auf die Frauen namentlich sieht er mit einem fast mitleidigen Lächeln herab. Doch geht er in dieser Schroffheit nicht so weit, daß er tüchtige Menschen, denen er begegnet, nicht als solche anerkennte. Selbst eine gewisse Befriedigung verschafft ihm der Umgang mit solchen Menschen. So verkehrt er gern mit einem älteren Naturforscher, der sich ihm als tüchtiger Charakter und selbstständig denkender Kopf darstellt, und als er zufällig mit einem liebenswürdigen Mädchen zusammentrifft, erkennt er in ihm „einen seltenen Verein von Geist, lebendigem innigem Gefühl, Naivetät, Unschuld und Festigkeit des Charakters.“ Ihre Seele, sagt er, liegt vor mir, wie ein Blatt. Ich zergliedere es, und betrachte mit inniger Freude die zarten, grünen Aederchen, die Gedanken- und Gefühlsfäden, die so vielfach verzweigt durcheinander laufen. Doch ist der Eindruck, den diese Persönlichkeit ihm macht, nicht stark genug, um die Verstimmung gegen die Frauen überhaupt zu überwältigen, welche ihm von jenem frühern Verhältnisse her geblieben ist. Als daher das Mädchen Karlsbad verlassen hat, trägt er ihren Verlust mit einem sehr mäßigen Unbehagen, und erst als er mit der Nachricht von ihrem Tode zugleich erfährt, daß sie ihn geliebt habe, fühlt er sich ernstlicher betroffen und die Ahnung befällt ihn, daß er sich wohl abermals in einer Einseitigkeit befangen gezeigt habe.

Das Mädchen ist ein Gegenstück zu der Heldin des Frühlingstraums. Wie diese fast ganz anmuthige Sinnlichkeit ist, fehlt es jener im Gegentheil an frischer, kräftiger Sinnlichkeit, in ihrer Persönlichkeit herrscht vielmehr das Gemüth vor, aber ebenfalls in sehr anmuthiger Weise; behagliche Keckheit und zarte Innigkeit zeigt sich hier im holdesten Vereine.

Diese beiden Charaktere sind nun ganz vortrefflich gezeichnet, jedes Wort ist hier bezeichnend. Der Held erscheint stets tüchtig, edel, geistreich, und doch trägt alles was er thut und sagt, das Gepräge jener eigenthümlichen Schroffheit, welche das junge Mädchen berechtigt zu sagen, die fast steinerne Ruhe und Stetigkeit, mit welcher er Andere beobachte, habe etwas Anmaßendes, ja Empörendes. Selbst die Betrachtungen und Gespräche über Religion, Kunst und Wissenschaft, welche hie und da eingestreut sind, haben einen dramatischen Charakter, und sind daher keineswegs, wie sonst so oft, nur als äußerliche Zugaben zu betrachten. Während er, der Held, die ganze Novelle hindurch sich gleich bleibt, erscheint die Jungfrau fast in jedem ihrer Briefe, — die Erzählung ist in Briefform geschrieben, — in anderer Gemüthslage, zuerst harmlos heiter, sich sträubend gegen die Maske des Schmerzes, die zu tragen ihr von Außen zugemuthet wird, sodann zürnend über die Eigenheiten des Helden, der ihr sogleich als eine bedeutende Persönlichkeit auffällt; endlich jubelnd, beseligt, als sie sich gesteht, daß aus jener Abneigung sich die zärtliche Zuneigung entwickelt hat, später in Bestürzung, zuletzt ergeben in das Unvermeidliche, als sie von ihren Angehörigen von Karlsbad entfernt wird. Durch alle diese Gefühlswechsel hindurch erblickt man indessen die Eigenthümlichkeiten ihres Gemüthes stets ungetrübt und durch scharfe Umrisse begränzt.

„Das neue Leben“ möchte man fast eine Fortsetzung der „Brunnenkur“ nennen, insofern die Hauptgestalten dieser Novelle den so eben besprochenen sehr ähnlich sind. Doch sind Beide in der That zu einem neuen Leben erwacht, er ist milder, empfänglicher, sie frischer, kräftiger geworden. Diese Novelle ist daher der vorigen an Anmuth und Reichthum des Inhalts entschieden überlegen, während sie ihr in Beziehung auf Schärfe der Charakteristik ungefähr gleichkommt. Es wird nämlich erzählt, der Reichsgraf Aue von Hohenheim habe sich in Folge einer testamentarischen Verordnung mit Julie Gräfin Castel verlobt. Er ist ein wackerer verständiger Mann, aber ohne besondere Vorzüge sowohl des Geistes als des Herzens, und Julie, die ein geistreiches, tieffühlendes Mädchen ist, hat daher nur ungern, bedrängt durch ihre Umgebungen und in Unkunde über die Bedürfnisse des eigenen Herzens in diese Verbindung gewilligt. Eine Reise durch die sächsische Schweiz soll die Bekanntschaft der Verlobten fördern, statt dessen entspinnt sich hier ein leidenschaftliches Verhältniß zwischen der Gräfin und einem Bruder ihres Verlobten. Als Beide sich die Leidenschaft, die sie einander einflößen, gestanden haben, verläßt der junge Mann die Reisegesellschaft, um seinem Bruder nicht feindlich entgegenzutreten. Die Gräfin aber fühlt, daß sie ihr Verhältniß zu dem Verlobten lösen müsse, und ist nur über die Weise dieser Lösung noch nicht einig mit sich selbst. Da nimmt der Zufall sich ihrer auf die heiterste Weise an. Ein wunderlicher Kauz nämlich, der die Gräfin ebenfalls leidenschaftlich verehrt, belauscht ein Selbstgespräch, in welchem sie ihre Neigung bekennt und beklagt; er nimmt an, er selbst sey der Gegenstand dieser Leidenschaft, und wirft sich der zärtlichen Geliebten dankbarlichst zu Füßen. In diesem Augenblicke erscheint der Verlobte, der die Huldigungen des Knieenden schon längst mit eifersüchtigem Mißbehagen wahrgenommen hat, auf dem Schauplatze dieses Mißverständnisses, meint, ein zärtliches Stelldichein zu sehen, und löst in Folge dessen sein Verhältniß mit der Braut auf möglichst anständige, vornehme Weise.

Alle diese Begebenheiten sind vortrefflich dargestellt. Zu den Glanzpunkten der Novelle gehört zunächst der Brief, in welchem Gräfin Julie einer Freundin mittheilt, daß sie verlobt sey. Eine erzwungene Verlobung! Welch abgedroschene Romanenbegebenheit! Und doch ist jedes Wort hier eben so neu, als anmuthig und bezeichnend. Ein junges Mädchen zeigt sich hier, voll Humor und anmuthiger Schalkhaftigkeit, in der ersten Frische der Jungfräulichkeit; zwar fehlt es ihr offenbar nicht an Ernst und Tiefe, aber diese Eigenschaften sind bis jetzt gleichsam nur im Keime vorhanden, und sie behandelt daher die ernstesten Angelegenheiten hier noch mit einer an Leichtsinn gränzenden Heiterkeit. Später als der Ernst des Lebens an sie herantritt und die edleren Eigenschaften ihres Gemüthes zeitigt, erscheint sie eben so großartig und tiefsinnig als anmuthig.

Auch die Nebenpartien dieser Novelle sind sehr gelungen. Jener Brief zum Beispiele, in welchem der ältere Graf mit so echt vornehmem Anstande und eben so vornehmer Gewissenlosigkeit dem jüngern Bruder Rathschläge gibt, wie er sein Glück in der Welt zu machen habe, ist in seiner Art ebenfalls ein wahres Kabinetstück, wahr und scharf, und gewürzt mit der feinsten Ironie. Auch die Wechselfälle der Reise durch die sächsische Schweiz, einzelne Landschaften dieses Gebirgsparkes, so wie die Charaktere der Mitreisenden sind mit ungewöhnlicher Feinheit und Anschaulichkeit gezeichnet. Der Charakter des Helden der Novelle hat allerdings fast nur lyrische Form und Bedeutung, aber dieß erscheint durch den Inhalt der Novelle vollständig gerechtfertigt.

Zu der zweiten der vorhin bezeichneten Reihen, in welche die vorliegenden Novellen zerfallen, gehören fünf: „Ein Wiedersehen,“ „das Gewissen,“ „der Mönch,“ „die Offenbarung“ und „die schwarze Burg.“

„Ein Wiedersehen“ hat zur Grundlage die bekannte, auch schon von Callot-Hoffmann als Novelle behandelte Geschichte des Bergmanns von Falun, der als Bräutigam vom Berge verschüttet und dessen Leiche nach fünfzig Jahren noch mit dem frischen Aussehen des Jünglings wiedergefunden wurde, während seine Braut unterdeß ein altes Weib geworden war. Herr von Bülow hat ein ganz anderes poetisches Motiv in diese Begebenheit gelegt, als Hoffmann. Er schildert uns nämlich einen jungen träumerischen Bergmann, der wenig Sehnsucht nach den Freuden dieses Lebens hat, und der dennoch von einem kräftigen, lebenslustigen und etwas selbstsüchtigen Mädchen fast gezwungen wird, ein zärtliches Verhältniß einzugehen. Es erscheint daher fast als ein Glück für den jungen Mann, als der einstürzende Schacht ihn begräbt. Das Mädchen wird nun im Verlaufe der Jahre ein zänkisches altes Weib, und mißhandelt namentlich eine junge Verwandte, die bei ihr lebt. Als nun der Leichnam jenes Jugendgeliebten aufgefunden wird, macht der Anblick desselben einen so erschütternden Eindruck auf sie, daß sie in sich geht, namentlich ihre Härte gegen die junge Verwandte bereut, ihre Einwilligung zu der Verbindung des Mädchens mit einem bis dahin unglücklich geliebten Burschen gibt, und bald darauf stirbt. Die Einzelnheiten dieser Erzählung sind zum Theile nicht ohne Anmuth, namentlich der Charakter des später verschütteten Bergmannes, seine „Armuthseligkeit,“ sein Hang zum Uebersinnlichen, sein einsames Leben, und sein allmähtig entstehendes, ihn selbst zuletzt gleichsam überraschendes Verhältniß zu dem jungen Mädchen und manches Andere ist sehr gut geschildert. Als einzelne untergeordnete Begebenheit einer größern Erzählung würden alle diese Dinge sich recht gut ausnehmen, aber für eine selbstständige Erzählung fehlt es hier doch ebensowohl an Einheit als an Fülle des Stoffes.

„Das Gewissen“ wird von den stimmfähigsten Kunstrichtern sehr hoch gestellt, ja unbedingt gerühmt. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Die Form, die Behandlung der Einzelnheiten ist auch hier vortrefflich, der Stoff dagegen erscheint mir geradezu unpoetisch, ja widerwärtig. Der Verfasser schildert hier die Ehe zweier Menschen, die er absichtlich als geistlos, charakterlos, ja als recht erbärmlich darstellt. Was solchen Menschen begegnet, und was sie thun, kann höchstens psychologisch merkwürdig seyn, niemals aber poetisch. Wird das Gedeihen solcher Menschen geschildert, so läßt die Unpoesie des Stoffes sich durch die feine, ironische Haltung der Darstellung verdecken oder wenigstens mildern. Hier aber wird uns der Untergang dieser moralisch nichtigen Personen geschildert, und es wird uns also zugemuthet, daß wir ihnen Theilnahme schenken. Der Verfasser erzählt nämlich, ein junger Kaufmann habe ein junges Mädchen geheirathet; Beide aber hätten sich bald nach der Verheirathung sehr unglücklich gefühlt. Als ein Hauptgrund ihrer Klagen wird angegeben, daß der Kaufmann sein Geschäft nicht versteht, und folglich Beide in Gefahr sind, Bettler zu werden. Es fehlt Beiden an der einzigen Eigenschaft, durch welche schwache, gewöhnliche Menschen sonst über manches Unglück hinweggehoben werden, nämlich an jenem instinktartigen, gesunden Sinn, der ein wenig mit Stumpfsinn und noch näher mit Leichtsinn verwandt ist. Sie fühlten ihr Unglück mit Schärfe, sind aber zu schwach, zu träge, um auch nur einen Versuch zu machen, es zu beseitigen. So bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich das Leben zu nehmen. Sie stürzen sich Beide zugleich in einen Teich. Die Frau stirbt auch wirklich, der Mann aber, der ganz vergessen hatte, daß er früher sich im Schwimmen geübt hat, rettet sich, und da er bald darauf in der Lotterie gewinnt, begibt er sich in fremde Länder, heirathet hier ein junges Mädchen, das als schön und liebenswürdig bezeichnet wird, und würde nun glücklich seyn, wenn ihn nicht Gewissensbisse wegen jener zweideutigen Handlung quälten. Da wird sein Glück plötzlich zerstört, indem seine zweite Frau bei einer Feuersbrunst umkommt, und nun erscheint er wieder als moralisch vollständig vernichtet, begibt sich an den Ort, wo er den Tod seiner ersten Frau verschuldet hat, und lebt nun hier eine Art von Büßerleben; aber auch seiner Reue fehlt die Energie; er lebt nur eben dumpf träumend und träg dahin, erscheint als moralisch völlig todt. Zuletzt geräth er in Zwist mit einem alten Weibe, das ihm droht, zu verrathen, daß er den Tod seiner Frau schriftlich beim Teufel bestellt hat; der Zwist wird handgreiflich, die Leute gerathen sich in die Haare, und da dieses in der Nähe eines Abgrundes geschieht, so finden Beide den Tod, indem sie aus Versehen in diesen Abgrund stürzen.

Alle diese Verhältnisse und Begebenheiten sind nun ganz vortrefflich geschildert, die Charaktere sind fast noch schärfer und wahrer gezeichnet, als in den vorher betrachteten Novellen des Verfassers. Die Schilderung der Hauptgestalt wird nur dadurch ein wenig beeinträchtigt, daß der Verfasser diesen seinen Helden zu oft und zu entschieden tadelt. „Die Krankhaftigkeit seines Geschmackes und seiner Lebensansichten,“ „die Schlaffheit seines Charakters, der Mangel an Ernst in Allem, was er that und dachte,“ und ähnliche Bezeichnungen finden sich ziemlich häufig, und nehmen sich ganz aus, als hätte der Verfasser beabsichtigt, das Peinliche und Unschöne seines Stoffes recht grell hervortreten zu lassen. Noch sorgfältiger, anschaulicher als die Charaktere sind aber die einzelnen Begebenheiten geschildert. Jene Scene zum Beispiele, in welcher Henriettens Mutter von ihrem Gatten aus dem Hause geworfen wird, ist gerade so meisterhaft erzählt, als ihr Inhalt widerwärtig ist. Und das will sehr viel sagen, denn gerade hier findet sich eine so wunderbare Mischung von Herbigkeit und Strenge und Gemeinheit, daß man sich eben so lebhaft davon abgestoßen fühlt, als man sich veranlaßt sieht, die Form zu bewundern, in welche dieser abschreckende Inhalt ausgeprägt worden ist. Eben so gemischte Gefühle erregt die Schilderung der allmählig sich steigernden Verzweiflung der jungen Frau; doch ist dieß noch der mildeste, gemüthlichste Abschnitt der Novelle; bei aller Krankhaftigkeit, bei aller Unfähigkeit zu leben erscheint diese Frau doch nicht als entschieden gemüthlos und nicht ganz ohne Ernst und Haltung, und erregt einige Theilnahme, die freilich immer noch sehr nahe an das Peinliche streift. Mit seltener Virtuosität ist sodann auch die träge unsittliche Verzweiflung geschildert, in die der Held versinkt, als er seine zweite Gattin verloren hat.

„Er vegetirte im Grase als Pflanze oder Insekt. So war

ihm wohl. Dieser Zustand war in der krankhaften Aufregung seiner Gefühle und Gedanken seine Rettung. Er nahm mit dem Maiblumenkraute einen todten Käfer und spielte mit ihm. Die kleine Leiche klebte an seinen Fingern. Er war so reizbar geworden, daß er sie mit Entsetzen von sich warf. Sein Blick fiel auf einen eingegangenen blätterlosen Baum, den einzigen seiner Art, in der grünen Lebensfülle. Er rief in der Verzweiflung: Das bin ich! — Er konnte sich nicht einmal mehr an der todten Natur von den unablässigen Foltern erholen, die er seiner Einbildungskraft anthat. — Er sah den Himmel, der mit dünnen, weißen Wolken überzogen war: wie hätte er ihn trösten sollen! Er konnte nicht mehr an dem Orte ausdauern. Es trieb ihn unstät weiter." — Vortrefflich geschildert! aber welche seltsame Liebhaberei sich so tief mit solchen Stoffen einzulassen!

Einen eben so gemischten Eindruck macht mir „der Mönch," nicht weil der Inhalt dieser Erzählung eben so peinlich wäre, als der der vorigen, sondern weil sie für mich in mehr als einer Beziehung räthselhaft, unverständlich ist. Es wird hier erzählt, ein Mönch habe sich leidenschaftlich in eine Jungfrau von edler Geburt und guter Gesinnung verliebt, und sey von ihr mit Verachtung zurückgewiesen worden, obgleich die Jungfrau sich heimlich gestanden habe, daß sie ihn liebe. Hierauf habe der Mönch die Jungfrau gewaltsam entführen lassen, und sie in einem einsam gelegenen Waldhause gefangen gehalten. Nachdem die erste Entrüstung der Jungfrau über diesen Frevel sich gemildert, habe sie sich der Leidenschaft des Mönches ergeben, bis sie durch eine Feuersbrunst aus ihrer Gefangenschaft befreit, reuevoll und sterbend zu ihrem Vater zurückgekehrt sey. Der Mönch sey hierauf durch Richterspruch dem Hungertode übergeben worden. Diese Geschichte erinnert stark an jene schauerlichen Klostergeschichten aus dem vorigen Jahrhundert, und der Verfasser hat eingesehen, daß es ihm nur gelingen werde, sie in eine höhere Sphäre zu erheben, wenn er den handelnden Charakteren eine eigenthümliche Haltung gäbe. Er hat daher statt der albern tyrannischen Eltern, welche in solchen Geschichten eine Hauptrolle spielen, einen verständigen wackern Vater und eine wohlgesinnte gefühlvolle Mutter, statt des troubadourähnlichen Liebhabers einen ehrgeizigen, leichtsinnigen Abenteurer, statt der charakterlosen Heldin ein kräftiges, besonnenes Mädchen, und statt des ruchlosen Mönches einen Mann von ursprünglich edler Gesinnung gezeichnet, welcher nur durch den schreienden Widerspruch zwischen dem von ihm erwählten Berufe und der angebornen Richtung seines Geistes in das Verderben gestürzt wird. Aber eben diese letzten Hauptcharaktere treten keineswegs so klar und verständlich hervor, als zu wünschen wäre. Daß der Mönch als ein in vieler Beziehung reich begabter und sogar mit einigem Adel des Gemüthes ausgestatteter Mann geschildert werden sollte, wird zwar deutlich, aber die Beweggründe seines Handelns werden dennoch größtentheils in ein höchst seltsames mystisches Dunkel gehüllt. Der Verfasser hat sich mehrfach der Reflexionen und der Gespräche bedient, um diesen Charakter in ein helleres Licht zu stellen, und das ist immer ein schlimmes Zeichen. Wenn ein Dichter Gespräche und Betrachtungen in die Erzählung einflicht, die die Handlung nicht fördern, sondern nur gleich Laternen am Wege stehen, so ist das fast immer ein Zeichen, daß er selbst gefühlt hat, er führe seine Leser durch dunkle labyrinthische Gänge. Ueberdieß sind die hier eingestreuten Betrachtungen von der Art, daß ich für meinen Theil geradezu bekennen muß, daß ich sie nicht verstehe. Ich habe vielfach versucht, mir den Sinn derselben im Zusammenhange zu vergegenwärtigen; es ist mir nicht gelungen. Zu diesen Betrachtungen gehören auch diejenigen, welche an der Spitze der Erzählung stehen, und offenbar die Tendenz derselben verdeutlichen sollen. Sie schließen mit den Worten: „Die Gabe des Worts ist Priesterthum, Gebet oder Heiligung, denn der heilige Geist ist aller Geist, der heilig ist, und in ihr mortificirt die Leidenschaft sich selbst." — So mystisch dunkel wie diese Worte sind die meisten der zahlreichen allgemeinen Betrachtungen, welche diese Novelle enthält.

Der Charakter der Jungfrau ist in der ersten Hälfte der Erzählung klar und erfreulich dargestellt, aber nachdem sie von dem Mönche entführt ist, wird von ihr gesagt: Unter allen diesen Angriffen brach Elisens moralische Kraft, und da ihr am Ende Odilos erheiternde Gegenwart unentbehrlich geworden war, sank sie, als sein Geschöpf, fast bis zu einem animalischen Daseyn hinab, das ihr in der Ermattung ihrer Gefühle nur noch das einzig Wünschenswerthe schien. — Diese Wendung ist zunächst unpsychologisch, denn wer einmal Seele hat, kann ihrer auf diese Weise nicht verlustig gehen, und zweitens wirkt sie auch ästhetisch unangenehm, denn sie ist ganz geeignet, die vorher angeregte Theilnahme an dem jungen Mädchen gewaltsam zu vernichten, und als auf einer Selbsttäuschung des Lesers oder des Dichters beruhend erscheinen zu lassen. Und außerdem war, dünkt mich, durchaus kein Grund vorhanden in dieser Weise über das Mädchen abzusprechen. Daß ihre Liebe, unterstützt durch die Langeweile ihres gegenwärtigen Aufenthalts und durch die Furcht, einem unwillkommenen Gatten in die Arme geworfen zu werden, wenn sie zu ihren Eltern zurückkehrte, stärker war, als ihr Tugendzorn, als die ihr anerzogenen Vorstellungen von Recht und Unrecht, das kann man sich, wenn ich nicht irre, sehr wohl erklären, ohne den Charakter so unbedingt fallen zu lassen. — Nichtsdestoweniger ist auch in dieser Novelle ungemein viel Schönes. Fast alle einzelnen Begebenheiten sind auch hier anschaulich und naturwahr erzählt; besonders jenes Gewitter und die Feuersbrunst, durch welche Elisa zuletzt befreit wird, so wie ihr Umherirren im Walde und ihr Verweilen in der Kapelle, ist in außerordentlich gelungener Weise geschildert.

(Schluß folgt.)

Roman.

Kunnuk und Naja oder die Grönländer. Eine Erzählung von Bernh. Severin Ingemann. Aus dem Dänischen von Julius Reuscher. Berlin, Schultze, 1846.

Eine sehr elegante Taschenausgabe des grönländischen Romans, den wir bereits in Nr. 63 unserer vorjährigen Blätter besprochen. Der Dichter führt die Romantik hier in den ewigen Schnee von Grönland hinüber und läßt die zärtlichen Herzen unter den dicksten Pelzen schlagen. Aber er hat Egede und die wenigen übrigen Quellen über Grönland gut benutzt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 64. Dienstag den 7. September 1847.

Novellen.

Novellen von Eduard von Bülow. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1846.

(Schluß.)

Von dem Helden der „Offenbarung" sagt der Verfasser: „Sein Leben glich einem Strauche, der in unfruchtbarem oder ausgedörretem Boden so unkräftig fortvegetirt, daß er kaum den halben Sommer ein welkes Laub ohne eine einzige Blüthe treibt." Also abermals ein trostloser, fast unbegreiflicher Inhalt! Die Hauptscene dieser Novelle ist folgende: In dem Augenblicke, da ein beliebter Prediger die Kanzel besteigen will, um einer zahlreich versammelten städtischen Gemeinde Erbauung zu spenden, drängt sich ein wild und kränklich aussehender Mann, in Lumpen gehüllt, vor ihm auf die Kanzel und hält nun der staunenden Menge einen erschütternden Vortrag, in welchem er sein Unglück, seine Verzweiflung schildert, und die Unterstützung der versammelten Menge mehr fordert als erbittet. Nach dem Schlusse dieses Vortrages sinkt der Redner um, und stirbt. — Um dieser Scene willen ist offenbar die ganze Novelle geschrieben. Der Verfasser hat sich die Frage gestellt: Wie muß wohl die Gemüthsart, der Lebenslauf eines Mannes beschaffen seyn, der auf diese Weise endigte? Und indem er sich diese Frage beantwortete, schuf er ein Bild, welches fast den Eindruck macht, welchen der Anblick einer ungewöhnlich großen, borstigen Spinne oder Raupe erregt. Während der Naturforscher die Eigenthümlichkeit dieser besondern Naturform, die ungemein feine Gliederung, die wunderbare Harmonie der einzelnen Theile, die Mannigfaltigkeit und Zartheit der Farben und dergleichen mehr, mit Bewunderung und Ehrfurcht betrachtet, vermag ein minder wissenschaftlich fühlender und sehender Beschauer solche Thiere in der Regel nicht ohne Grausen und Abscheu zu betrachten, und wer sich einiger Vielseitigkeit der Anschauungsweise erfreut, vermag denn wohl jene beiden entgegengesetzten Eindrücke zugleich in sich aufzunehmen. Diese Offenbarung ist in gewisser Beziehung eine der besten Arbeiten des Verfassers, der Charakter der Hauptperson namentlich ist so folgerichtig und so scharf gezeichnet, und zugleich so reich mit bezeichnenden und psychologisch merkwürdigen Zügen ausgestattet, wie kaum irgend ein anderer; aber dieß Alles beseitigt die Widerwärtigkeit des Stoffes nicht.

„Die schwarze Burg" ist insofern mit den so eben besprochenen Novellen verwandt, als sie ebenfalls die Bestimmung hat, ein psychologisches Problem zu lösen. Gelegentlich läßt der Verfasser eine der handelnden Personen sagen: „Ich bin der Ansicht, daß gewiß weit mehr Oertlichkeiten, als man denkt, feststehende Eindrücke auf das Gemüth ihrer Bewohner erzeugen, und daß Klima und Boden auf der einen Seite und die Geschichte auf der andern ihren Ursprung rechtfertigen, ohne daß es damit, wie man zu sagen pflegt, mit unrechten Dingen zuzugehen brauchte." Das ist offenbar die Ansicht, welche in der vorliegenden Erzählung veranschaulicht werden sollte. Der Verfasser schildert zu dem Ende eine romantisch gelegene, seltsam und eigenthümlich gebaute Burg, berichtet, daß von derselben seit vielen Jahrhunderten wunderliche Sagen erzählt wurden, und daß auch in neuerer Zeit mehrere Personen ganz entschieden wahrgenommen hätten, daß diese Oertlichkeit einen Eindruck auf sie mache, welcher mit dem Inhalte jener Sagen in unverkennbarer Beziehung stand. Jene Sagen selbst sind vortrefflich erzählt. Die erste derselben ist eine jener wunderbaren gespenstischen Mährchen, welche das Mittelalter zu erfinden liebte, und wird hier auf sehr angemessene Weise erzählt. Ohne den Ton der Sage zu beeinträchtigen, hat der Verfasser ihr eine sehr eigenthümlich humoristische Färbung zu geben vermocht, welche einen sehr behaglichen Eindruck macht. Auch die zweite dieser Sagen ist vortrefflich erzählt. Ein Ritter richtet mit Hülfe einer Räuberbande eine in tiefer Waldeinsamkeit liegende halb verfallene Burg zum Wohnsitze für sich ein, tödtet sodann die räuberischen Genossen, um sein eigenes Leben zu retten, und entführt eine Kaiserstochter nach jener Burg, in welcher nun beide fünf Jahre lang in tiefster Einsamkeit leben, bis eines Tages der Vater der entführten Prinzessin auf der Jagd verirrt, unerkannt eine Zuflucht bei den Liebenden findet. Auf die Frage, was sie denn mit dem Kaiser beginnen würden, wenn sie ihn in ihrer Gewalt hätten, antwortet die Tochter, sie würde dafür sorgen, daß er nicht lebend wieder von dannen käme. Für dieses Wort sollen Beide später zum Tode geführt werden, doch wird ihnen zuletzt noch verziehen. — Diesem gleichsam eisernen Inhalte entspricht die Form der Darstellung, welche der Verfasser gewählt hat, vortrefflich; man fühlt sich recht eigentlich in jene Urwälder versetzt, welche vor tausend Jahren noch den größten Theil des deutschen Bodens bedeckten. Die riesigen Gestalten der diesen Wald bewohnenden Räuber und die unerschütterliche Kaltblütigkeit des Ritters, die derbe Keckheit der Prinzessin entsprechen diesen Umgebungen vollkommen, und erscheinen zugleich überwältigt, gleichsam verzaubert, von der fast gespenstig übermächtigen Natur derselben.

Die Oertlichkeit, von welcher diese Sagen erzählt werden, macht nun, führt der Verfasser ferner aus, auch auf die in neuerer Zeit daselbst Lebenden einen wunderbaren Eindruck. Und damit uns die Natur dieses Eindrucks klar werde, wird

nun eine Lebensgeschichte erzählt, welche in mehr als einer Beziehung den Erwartungen nicht entspricht, die vorher erregt worden sind. Zunächst nämlich meint man, man werde nun von Menschen vernehmen, welche auf dieser Burg, in dieser Landschaft geboren und erzogen, die Eigenthümlichkeit derselben gleichsam mit der Muttermilch eingesogen haben, und auf diese Weise zu einer ungewöhnlichen abenteuerlichen Lebensweise angeleitet worden sind. Statt dessen werden uns hier die Schicksale von Menschen erzählt, welche mit der verhängnißvollen Oertlichkeit erst in Beziehung treten, als ihr Leben schon vollkommen gestaltet, und namentlich das Abenteuerliche darin der Hauptsache nach vorüber ist. Die schwarze Burg hat daher keinen andern Einfluß auf sie auszuüben, als den, den jede behagliche Einsamkeit unter diesen Umständen ausüben würde. Die Helden der erzählten Begebenheit vergessen nämlich in dieser Beziehung leichter als anderwärts die schiefe Stellung, welche sie der Welt gegenüber einnehmen. Eine Frau lebt hier in einem ungesetzlichen Verhältnisse mit dem Bruder ihres Gatten, und fühlt deßhalb „im Saus und Braus der großen Welt" einiges Unbehagen, einige Gewissensbisse, während auf ihrer Burg ihr Verhältniß ihr als ein natürliches nothwendiges erscheint.

Die letzte der drei Reihen, in welche ich die Novellen unseres Dichters getheilt habe, „der Verstand des Zufalls, die neueste Melusine, Traum im Traum, und der Schatz," steht in mehr als einem Sinne in entschiedenem Gegensatze zu der bisher betrachteten zweiten Reihe, nicht nur insofern die Stoffe derselben heiterer Natur sind, während die der zweiten Reihe größtentheils einen fast verzweiflungsvollen Frost athmeten, sondern auch in Beziehung auf die Darstellungsweise. Während nämlich die Erzählungen der zweiten Reihe fast nur ihrer Tendenz wegen da zu seyn schienen, haben diese letzten Novellen eher zu wenig als zu viel Tendenz. Sie bestehen meist aus einer Mehrzahl von Erzählungsstoffen, die großentheils ziemlich locker zusammengefügt sind. Aber diese Mängel erscheinen als höchst unbedeutend, neben der seltenen Anmuth, mit der die Stoffe behandelt sind. Während der Ernst des Verfassers sich, wie wir gesehen haben, oft in schroffer schneidender Weise äußert, zeigt seine Heiterkeit sich hier überraschend mild und gemüthlich, und da seine scharfe Beobachtungsgabe sich auch hier nicht verläugnet, so erhalten wir Bilder, deren Schärfe durch gemüthliche Heiterkeit gemildert, zur anmuthigsten Feinheit herausgebildet ist.

„Der Verstand des Zufalls" besteht aus zwei Erzählungen, die nur durch Ton und Haltung, nicht durch ihren Inhalt verbunden sind. In der ersten hält ein durch seine Zerstreutheit ausgezeichneter Diplomat um die Tochter eines Bekannten an, und erinnert sich dann erst, daß der Vater des Mädchens, dem er seine Hand zugedacht hatte, schon seit drei Jahren todt ist. Durch eine auffallende Aehnlichkeit verführt, hat er einen ihm ganz fremden Mann um die Hand seiner Tochter gebeten, und hat nun unsägliche Mühe zu erfahren, um wen er eigentlich angehalten habe. Ein verständiger Zufall hat es so gefügt, daß er um ein liebenswürdiges Mädchen, das ihm insgeheim ihre Zuneigung geschenkt hat, angehalten hat, und es wird ihm daher gar nicht schwer die durch ein Versehen angeknüpfte Verbindung ernstlich einzugehen. Der Held dieser Erzählung ist deßwegen so poetisch, weil er nicht allein als komisch erscheint, sondern auch als ein würdiger, edler Mann. Wir empfinden, indem wir diese Erzählung lesen, jene Mischung von warmer Theilnahme und unwiderstehlichem Lachreiz, die gerade zu den am meisten poetischen Empfindungen gehört. — In der zweiten Erzählung findet ein Engländer eine junge heldenmüthige Polin in gewissem Grade liebenswürdig und tritt in Briefwechsel mit ihr. Ihre Briefe sind eben so gemüthlich als geistreich; und es erscheint besonders anziehend, daß ein Mädchen von so starkgeistiger, fast männlicher Haltung zugleich so zarte sinnige Briefe zu schreiben weiß. Auf diese Briefe hin verlobt der Engländer sich mit der tapfern Polin, und erfährt erst kurz vor der Hochzeit, daß die sinnigen Briefe von einer Freundin seiner Braut geschrieben worden sind. Da er inzwischen noch manchen andern Anlaß gefunden hat, mit der Braut unzufrieden zu seyn, so löst er die Verbindung mit ihr auf, und heirathet dafür die sinnige Briefstellerin. Diese Erzählung ist nicht so komisch als die vorhergehende, aber fast noch feiner und anmuthiger erzählt als jene. Die tapfere Polin namentlich erscheint in ihrer derben Unbefangenheit als eine hochkomische Gestalt; auch sie wird keineswegs eigentlich lächerlich gemacht, erscheint vielmehr als in ihrer Art wacker und achtbar, und nur als die Braut eines zarte Gefühle suchenden Britten erscheint sie ungemein drollig.

In der „neuesten Melusine" schildert der Verfasser eine Persönlichkeit aus dem wirklichen Leben, welche in neuester Zeit berühmt, ja geschichtlich geworden ist. Diese Schilderung hat nun allerdings nicht die volle Klarheit eines Kunstwerkes, und konnte sie schon deßhalb nicht haben, weil der Gegenstand derselben von der Art ist, daß wir Deutsche ihn durchaus nur halb begreifen können. Solche Naturen sind an den Grenzen der europäischen Civilisation, also namentlich in Griechenland, Rußland, Irland, Spanien nicht selten, aber in Deutschland sind sie nicht zu finden, und darum bleiben sie auch dem vielseitigsten deutschen Beobachter immer wenigstens halb ein Räthsel. Das zeigt sich auch hier. Der Verfasser vermag, indem er diese Persönlichkeit schildert, zu wenig seine Verwunderung, sein Staunen über ihre fremdartige Natur zu unterdrücken, und schon dadurch gesteht er ein, daß er seinen Gegenstand poetisch nicht genug überwältigt hat. Man muß daher diese Charakter-Novelle, wie der Verfasser sie nennt, nicht eigentlich als Kunstwerk, sondern etwa als ein Bruchstück einer Reisebeschreibung betrachten, und als solches ist sie ungemein gelungen. Namentlich hat der Verfasser sich auch hier weder durch ein günstiges noch durch ein ungünstiges Vorurtheil verblenden lassen, und legt den Gegenstand seiner Darstellung mit allen seinen starken und schwachen Seiten offenbar, wie er ist, ohne alle Uebertreibung. Und die Wirkung dieser poetisch-historischen Unpartheilichkeit, wird noch bedeutend erhöht durch gewandtes Gruppiren der einzelnen Züge, und durch die sichere, sachgemäße Behandlung der Einzelnheiten.

In dem entschiedensten Gegensatze zu dieser Erzählung steht die Novelle „Traum im Traum." Während jene fast ganz der Wirklichkeit entnommen ist, erscheint diese als ein phantastisch-humoristischer Versuch, über alle Wirklichkeit hinauszugehen, ohne doch die Gesetze der Wahrscheinlichkeit zu verletzen. Ein König in vorgerückten Jahren hält seine junge Gemahlin in einem festen Thurm verwahrt und gefangen; sie hat außer der ziemlich langweiligen Gesellschaft des Gemahls keine andere Zerstreuung, als die, welche einige alte Mährchenbücher und ihre eigene Phantasie ihr bieten. Letztere zeigt ihr daher natürlich mehr als einmal einen glänzend schönen jugendlichen Ritter, der sie aus dieser trostlosen Einsamkeit befreit. Zugleich hegt ein wirklich lebender Ritter ähnliche Sehnsuchtsträume, und als Beide einander sahen, fanden sie natürlich in einander die Verwirklichung ihrer Traumbilder. Der Ritter weiß es dahin zu bringen, daß der König ihn ausnehmend liebgewinnt, und ihm namentlich ein Haus bauen läßt, welches an jenen Thurm anstößt. Jetzt durchbricht er

heimlich die Mauer des Thurmes und kommt auf diese Weise längere Zeit hindurch heimlich mit der Geliebten zusammen. Zuletzt erklärt der Ritter öffentlich, seine Braut sey aus fernen Landen angekommen, und stellt bei einem Gastmahle dem Könige dessen Gemahlin als diese so eben angekommene Braut vor. Der König, bestürzt über diese Aehnlichkeit, eilt nach seinem Thurme, wo die Königin, die auf einem nähern Wege dahin gelangt, schon wieder in ihrer gewöhnlichen Tracht und Haltung sitzt, als der König bei ihr eintritt. Dadurch wird der Letztere so bethört, daß er die unerhörte Aehnlichkeit gelten läßt, und später selbst als Brautvater der Trauung der Liebenden beiwohnt, die unmittelbar darauf zu Schiffe nach der Heimath des Ritters entfliehen.

In diesen Begebenheiten ist sehr viel, was sich schwer wahrscheinlich machen ließ. Indessen ist es dem Verfasser gelungen, namentlich die Leichtgläubigkeit des Königs doch der Wahrscheinlichkeit äußerst nahe zu bringen. Nur der Einfall der Liebenden, sich so ganz ohne Noth in eine so augenscheinliche Gefahr zu begeben, ist nicht mit Erfolg motivirt. Aber darauf kommt auch hier wenig an. Die Hauptsache ist hier der Ton der Erzählung, ihre lyrische Haltung, und diese ist in sehr hohem Grade gelungen. Jener zarte duftige Schleier, welcher dem Mährchen so wohl ansteht, ist über die erzählten Begebenheiten ausgebreitet, und gibt ihnen eine eigenthümliche, sehr anmuthige Weichheit, ohne sie doch jemals so dicht zu verhüllen, daß ihre Umrisse unsichtbar würden, oder nur jene nebelhafte Unbestimmtheit zeigten, in welche das Mährchen so leicht verfällt. Besonders die Scene, in welcher die beiden Liebenden zum ersten Male in dem Thurme zusammentreffen, ist in diesem Sinne vortrefflich erzählt. Der Mittelzustand zwischen Träumen und Wachen, in welchem die Königin sich in dieser Scene befindet, ist meisterhaft dargestellt.

Die Novelle „der Schatz" vereinigt in sich die beiden Elemente, welche in den beiden zuletzt genannten Erzählungen gesondert erscheinen. Hier ist eine bunte Mährchenwelt auf eine gar seltsame und heitere Weise in die Wirklichkeit hineingebaut. Ein Landmann, welcher in einer Burgruine wohnt, und überdieß von seiner Mutter her einen Hang zum Wunderbaren, Mährchenhaften ererbt hat, überläßt sich dieser Neigung um so entschiedener, da er sich in Geldverlegenheit befindet, und von seinen Kobolden eine Abhülfe dieser seiner Noth erwartet. Obgleich er indessen auch die Schnapsflasche als Begeisterungsmittel nicht verschmäht, und trotz mancher Abenteuer und unterirdischer Erlebnisse, will es ihm doch nicht gelingen, sonderlich tief in die Geisterwelt einzudringen, und am wenigsten, einen Schatz auf diese Weise zu heben. Während er aber noch sich diesen Forschungen widmet, ist ihm auf andere Weise ein Schatz und Hülfe in der Noth beschieden worden. Seine Tochter wird nämlich seit längerer Zeit von dem Sohne eines reichen Bauern geliebt; der Vater des jungen Mannes hat sich aber bisher dieser Verbindung hartnäckig widersetzt. Da wird plötzlich durch eine sehr eigenthümliche Verwicklung eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes gleichsam herrenlos, und erregt noch überdieß erbitterten Zwist zwischen jenem Bauern und seinem Gutsherrn. Um den Zankapfel zu beseitigen, schlägt ein Freund ihnen vor, die streitige Summe Geldes, die keiner der Streitenden selbst annehmen will, dem jungen Paare zu schenken, welches auf diese Weise dem Ziele seiner Wünsche zugeführt wird.

Diese Novelle ist eine der besten Arbeiten des Verfassers, sie ist reich an erfreulichen, heitern, trefflich aufgefaßten Zügen. Jener Schätze suchende Landmann, sein Weib und seine Kinder sind ungemein behagliche kerngesunde Naturen, nicht ohne Poesie und Tiefsinn, und doch völlig naturwahr, einfach und unbefangen, und die beiden Alten, der Graf und der Bauer, die durch ein gemeinschaftliches Kriegsleben Freunde geworden sind, und sich hier auf so komische Weise in Zwist mit einander versetzt sehen, sind höchst ergötzliche und in ihrer Weise doch durchaus würdige Gestalten. Beide sind nämlich höchst gewissenhaft, und stolz auf diese ihre Ehrlichkeit. Als daher in einem Hause, welches der Graf von dem Bauern erkauft, aber noch nicht bezahlt hat, ein Schatz gefunden wird, empört Beider Stolz sich gewaltig gegen die Zumuthung, eine Summe Geldes zu nehmen, deren vollkommen rechtlicher Erwerb irgend in Zweifel gezogen werden könnte, und so entspinnt sich unter ihnen ein eigenthümlicher Streit, der auf die ergötzlichste Weise geschildert ist. Auch der Charakter des Gerichtsamtmannes und namentlich die Versuchung, in die er geräth, als jene Beiden ihm den Schatz anvertrauen, ist sehr fein und mit vielem Humor gezeichnet.

J. v. Merner.

Legende.

Des h. Johannes von Damaskus Barlaam und Josaphat. Aus dem Griechischen übertragen von Felix Liebrecht. Mit einem Vorwort von Ludolph von Beckedorff. Münster, Theissing, 1847.

Die Quelle des bekannten altdeutschen Gedichts des Rudolf von Montfort. Da das letztere schon öfter gedruckt worden ist, verdiente auch die Quelle eine Uebersetzung, um so mehr, als sie dem deutschen Dichter seinen Stoff schon vollständig überlieferte und ihm nur die Formänderung übrig ließ. Zudem ist jenes griechische Werk von einem geschichtlichen Interesse, indem es wahrscheinlich von Johannes Damascenus verfaßt ist, in jedem Fall aber einen Blick in die Zeit thun läßt, in welcher sich in Vorderasien Islam und Christenthum begegnen. Das Werk gehört der mildern antiochenischen, nicht der strengern alexandrinischen Schule an. Es will die Ungläubigen freundlich belehren, wo der alexandrinische Fanatiker nur verdammt.

Der Inhalt ist kurz folgender: „Ein König im heidnischen Indien, Feind und Verfolger des Christenthums, sucht seinen einzigen Sohn, von welchem Sterndeuter gewahrsagt, daß er der neuen Lehre sich zuwenden werde, auf jede mögliche Weise von der Berührung mit Christen und der Bekanntschaft mit ihrer Religion zu bewahren; nichts desto weniger gelingt es einem frommen Eremiten, in Verkleidung Eingang bei dem Prinzen zu erhalten, sein Vertrauen zu erwerben, ihn mit der christlichen Wahrheit bekannt zu machen und für dieselbe so zu gewinnen, daß er nicht nur sich taufen läßt, sondern auch nachmals den Entschluß faßt, auf alles, was ihm Geburt und Glück verliehen, Verzicht zu leisten und seinem Lehrer in die Einsamkeit zu folgen, nachdem er zuvor noch seinen Vater und seine Unterthanen bekehrt und den Thron einem würdigen Nachfolger übergeben hat." — Es scheint Herrn von Beckedorff nicht unwahrscheinlich, daß Johannes Damascenus sich selbst unter dem Bilde des Josaphat abgeschildert habe. „Auch er war der Sohn, wenn auch nicht eines Königs, doch eines sehr vornehmen und reichen Mannes, der, obgleich Christ, unter den Kalifen in Damaskus ein hohes Staatsamt bekleidete; auch er wurde zu großen Ehren befördert, zum Statthalter von Damaskus ernannt, und stand in hoher Gunst bei seinem

Fürsten; auch er hatte einen frommen Mönch zum Lehrer und Führer gehabt, den sein Vater aus der sarazenischen Gefangenschaft losgekauft und dem er seine ganze christliche Bildung verdankte; auch er entsagte später aus frommer Besorgniß, in der Welt den Weg des Heils zu verfehlen, allen seinen Ehren und Reichthümern, vertheilte seine Schätze unter die Armen und Kirchen, und zog sich seinem früheren Lehrer folgend in die Einsamkeit eines Klosters, des heiligen Sabas bei Jerusalem zurück, wo er auch nachmals in seiner Zelle heilig gestorben ist. Alle diese Thatsachen stimmen im Wesentlichen so auffallend mit der geschichtlichen Grundlage unseres Buches überein, daß die Vermuthung sehr nahe liegt, der heilige und demüthige Verfasser sey gerade durch diese Aehnlichkeit bewogen worden, an den Faden einer Erzählung, in welcher sein eigenes Leben sich abspiegelte, die fromme Belehrung zu knüpfen, zu der dasselbe so reichen Anlaß bot. Ich weiß übrigens sehr wohl, wie unsicher die Quellen sind, aus denen die Erzählung von dem Leben unseres Heiligen, bis zu der Zeit, wo er in das Kloster trat, geschöpft und mit welchen wenig glaubwürdigen Einzelheiten sie ausgeschmückt ist; indessen möchte sich gegen die Wahrheit der hier angegebenen Haupt-Lebensumstände mit Grund etwas Erhebliches nicht einwenden lassen."

Sey dem, wie ihm wolle, Barlaam und Josaphat ist einer der merkwürdigsten griechischen Romane, zugleich von einem orientalischen Hauche durchweht. Auch die Belehrungen treten öfters in der Form sinnreicher Parabeln auf von solcher Schönheit, daß sie in den mittleren Zeiten allgemeine Berühmtheit erlangt haben. Z. B. die Parabel von der Nachtigall, die gefangen wurde. Die Nachtigall bat um ihr Leben, versprach dafür drei gute Rathschläge und sagte: „Bemühe dich nie etwas Unerreichbares zu erreichen, bereue niemals Etwas, was einmal vorbei ist, und glaube nie eine unglaubliche Rede. Diese drei Lehren also beobachte und es wird dir wohl ergehen." Der Mann nun bewunderte diese einleuchtenden und verständigen Worte, gab der Nachtigall die Freiheit und ließ sie in die Luft fliegen. Da nun die Nachtigall erfahren wollte, ob der Mann die Kraft der ihm gesagten Worte erkannt und einen Nutzen daraus gezogen hätte, so sprach sie zu ihm, während sie durch die Luft flog: „Wehe deiner Unbesonnenheit, Mensch! was für einen Schatz hast du heute verloren! denn in meinen Eingeweiden befindet sich eine Perle, die an Größe ein Straußenei übertrifft!" Sogleich wollte nun der thörichte Mensch die Nachtigall wieder fangen, die ihn aber verspottete, weil er ihren Rathschlägen zuwiderhandle, etwas Unerreichbares verlange, etwas Geschehenes bereue und etwas Unglaubliches glaube.

Eins der merkwürdigsten Sinnbilder, welches dieser griechische Roman enthält, ist das folgende. Es handelt sich „von einem Manne, der vor dem Anblick eines wüthenden Einhorns floh, und da er den Schall der Stimme und das furchtbare Gebrüll desselben nicht ertrug, sondern aus allen Kräften rannte, um von ihm nicht gefressen zu werden, mitten in seinem raschen Lauf in einen tiefen Abgrund stürzte; während er aber fiel, streckte er die Hände aus, ergriff ein Bäumchen und hielt sich daran, so fest er konnte; und weil er zugleich auch für seine Füße eine feste Stellung gewann, so glaubte er schon in Ruhe und Sicherheit zu seyn. Indem er jedoch aufsah, gewahrte er zwei Mäuse, eine weiße und eine schwarze, welche ohne Aufhören die Wurzel des Bäumchens, an dem er schwebte, befraßen und dasselbe fast schon durchgenagt hatten; außerdem erblickte er, in die Tiefe des Abgrundes schauend, einen Drachen von greulichem Aussehen, welcher Feuer aushauchte und grimmig emporschaute, wobei er den Rachen auf furchtbare Weise aufsperrte und ihn zu verschlingen strebte; und da er ferner die Stelle betrachtete, auf der seine Füße ruhten, nahm er vier Schlangenköpfe wahr, welche aus dem Vorsprung, auf dem er stand, hervorragten. Als er jedoch die Augen aufschlug, sah er von den Zweigen jenes Bäumchens ein klein wenig Honig herabträufeln, und ohne sich weiter um die ihn umringenden Gefahren zu kümmern, daß ihn nämlich von oben her das furchtbar wüthende Einhorn zu zerreißen suchte, von unten der entsetzliche Drache den Rachen aufsperrte, um ihn zu verschlingen, das Bäumchen aber, das er umfaßt hielt, nahe daran war, durchnagt zu werden, und seine Füße auf einer unsichern und gefährlichen Stelle ruhten; diese so großen, zahlreichen und furchtbaren Gefahren, die sich seinem Blick darboten, also thörichterweise vergessend, richtete er seinen ganzen Sinn auf jene geringe Süßigkeit. — Dieß ist ein Gleichniß Derer, die sich dem Trug des gegenwärtigen Lebens ergeben, und will ich dir sogleich die Erklärung desselben geben. Das Einhorn ist ein Bild des Todes, der das Geschlecht Adams stets verfolgt und zu ergreifen trachtet; der Abgrund ist die Welt, welche voll ist von mannigfachen Uebeln und todtbringenden Fallstricken; das von den zwei Mäusen unaufhörlich benagte Bäumchen, das er umfaßt hält, ist die Laufbahn des menschlichen Lebens, welches durch die Stunden des Tages und der Nacht verzehrt wird und hinschwindet und sich nach und nach dem Augenblick des Abscheidens naht; die vier Schlangen aber bedeuten die Zusammensetzung der vier schwachen und vergänglichen Elemente des menschlichen Körpers, welcher sich auflöset, sobald dieselben in Unordnung und Störung gerathen. Außerdem deutet auch noch der feurige entsetzliche Drache den grauenvollen Rachen der Hölle an, welche Die, so die gegenwärtigen Ergötzlichkeiten den zukünftigen Gütern vorziehen, zu verschlingen trachtet; so wie das Träufeln des Honigs die Süßigkeit der Genüsse dieser Welt veranschaulicht, durch welche sie ihre Freunde täuscht und sie für ihre Seligkeit nicht sorgen läßt." — Das Auffallendste an diesem Sinnbild ist seine große Aehnlichkeit mit einem der berühmtesten Sinnbilder der norddeutschen Edda, der Esche Ygdrasill. Sollte man nicht versucht seyn, zu glauben, durch die Anwesenheit der Gothen in Griechenland und Kleinasien seyen daselbst nordische Ideen verbreitet worden? Und ließe sich nicht sogar Muhameds Paradies in gewissem Sinn aus der gothischen Vorstellung von Othins Walhalla herleiten?

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeister zu Straßburg. Zweite vermehrte Auflage. Straßburg, Treuttel u. Würtz, 1846.

Wir haben früher schon einmal auf diesen Volksdichter aufmerksam gemacht, der nicht nur viel Gutes gedichtet hat, sondern uns auch deßhalb interessiren muß, weil er unter so vielfachen französischen Einflüssen sich ein deutsches Herz bewahrt hat. Für Sprachforscher ist besonders zu bemerken, daß eine ziemliche Anzahl seiner Gedichte in der Straßburger Mundart verfaßt sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 65. Sonnabend den 11. September 1847.

Reisen.

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge. Drei Bände. Hannover, Kius, 1847.

Nachdem Herr Mügge geraume Zeit Romane und Novellen geschrieben, ist er in die Fußstapfen des Herrn Kohl getreten und europäischer Tourist geworden. Sein Werk über Norwegen war ausgezeichnet, in der ganzen Frische des ersten poetischen Eindrucks geschrieben und den Leser fesselnd durch reizende Natur- und Sittenschilderungen. Wir erwarteten nun, er werde der deutschen Alpenwelt denselben Reiz abgewinnen; allein er hat uns getäuscht. Seine drei Bände über die Schweiz besprechen fast ausschließlich die politischen Zustände in radikalem Sinne und werfen nur nebenbei einen Blick auf die erhabene Gebirgsnatur und auf die lokalen Genrebilder.

Da in der Schweiz selbst die politischen Zustände so gar einseitig und parteiisch beurtheilt werden, hätte der fremde Tourist wohl die Verpflichtung, sie unbefangen und parteilos zu würdigen. Allein Herr Mügge ist, wie es scheint, zu weit von dem neuesten Fortschritt mit fortgerissen worden, oder weiß zu gut, was bei der Mehrzahl der Lesewelt gerade Mode ist, als daß er sich irgend die bedenkliche Pflicht der Unparteilichkeit hätte aufladen können oder mögen. Er malt ganz einfach alles kohlrabenschwarz, was konservativ, und schneeweiß, was radikal ist. Dabei kann er nicht irren und ist eines fast allgemeinen Beifalls gewiß.

Herr Mügge schwärmt für die reine Demokratie. „Noch ist, sagt er Theil I. S. 48, die alte Junkerpartei in manchen Kantonen nicht überwunden, und weiß sich als regierend zu erhalten, indem sie ihre Widersacher besiegt und vertrieben hat; in anderen ist sie gestürzt worden und hat dem Regimente des wohlhabenden und gebildeten dritten Standes Platz gemacht: den Advokaten, Doktoren, Landbesitzern, Kaufleuten und Banquiers. Die letzteren haben sogar in einigen Kantonen entschieden das Heft der Herrschaft lange Zeit und selbst bis auf diese Stunde in der Hand behalten, wie in Genf und Basel; aber überall zeigt sich der Drang einer jung schweizerischen nationalen Partei, diese Herrschaft der Geburt oder des Geldes zu besiegen, zu einer Demokratie zu gelangen, in welcher das Volk, als solches, seine Souveränität geltend macht, und mit aller Aristokratie, weß Namens diese seyn möge, auch die alten Föderativverhältnisse der Kantone zu zerbrechen und eine freie Schweiz zu gründen. Ob dieß unter den gegenwärtigen Zuständen, bei dem Bildungsgrade der Massen, den religiösen Gegensätzen und den erbitterten Parteikämpfen möglich sey, wollen wir später darzulegen suchen; allein Waadt, und gegenwärtig Bern, haben in Folge ihrer Umwälzungen das Beispiel gegeben, daß man den alten Weg der historischen Entwicklungen verlassen, die mittelalterigen Einrichtungen auflösen, und einen modernen Staat der Volksfreiheit und Gleichheit nach den Ideen der Vernunft darstellen kann." Denken wir uns nach dem hier aufgestellten Ideale alles nivellirt, alle Kantonal- und Geburtsunterschiede, also wo möglich auch die alten Trachten verschwunden, und die stolzen Hirten und Bauern des Gebirgs ungefähr gekleidet wie die Fabrikarbeiter der Ebenen; denken wir uns ferner auch den Einfluß des Geldes, natürlich mit dem Reichthum selbst (denn sonst würde er ewig bestehen) verschwunden, so bleibt durchaus kein Zweifel, daß diese ideale Demokratie nur durch den Kommunismus dargestellt werden könnte. Zwar bemerkt der Verfasser aus Anlaß der Genfer Revolution Theil III. S. 156, man sey noch weit entfernt von diesem Ziele, allein er läßt es doch als Ziel gelten. „Gerade in Genf, wo das Kapital eine so große Rolle spielt, wo das Geld Alles in Bewegung setzt und die Reichen mit ihren Schätzen die ganze Industrie in Händen haben, könnte eine sociale Revolution nur mit Raub und Plünderung beginnen und mit allgemeinem Verderben enden. Die Genfer Bürger werden sich aber wohl hüten, diesen zerstörenden Umwälzungen beizustimmen, welche weder in Genf noch irgendwo in der Welt beglückend erfolgen könnten, als durch eine im Laufe der Zeiten Schritt für Schritt zu machende Revolution, die in den Köpfen und Herzen der Menschen zuvörderst ganz andere Begriffe über Recht und Besitz hervorbrächte und sie mit den Gefühlen ihrer allgemeinen Verbrüderung und Berechtigung geboren werden ließe." Schritt für Schritt hofft also unser Berliner Tourist das Ziel des Kommunismus zu erreichen. Er merkt inzwischen nicht, daß der Weg dazu nur über die Leichen des wohlhabenden und gebildeten Mittelstandes führen kann, zu dem er selbst gehört.

Wir halten den politischen Standpunkt des Verfassers nicht für geeignet, die Schweizer und ihre Zustände richtig und gerecht zu beurtheilen. Mit der Phrase „die Junker, die Pietisten, Pfaffen, das dumme Volk" fertigt er alles ab, was nicht radikal, kommunistisch und atheistisch ist. Heißt das ein so interessantes Volk, wie es die Schweizer sind, beurtheilen? Nur die Radikalen meint er, die Straußianer, die Drueyaner, sollten in der Schweiz leben dürfen, die Katholiken und konservativen Reformirten nicht. „Es ist, heißt es Theil I. S. 185, ein Kampf der neuen Zeit gegen die alte. Ein Kampf der Vernunft gegen das historisch Begründete, von der großen Mehrheit des Volks längst als schlecht Erkannte, aber ihm gegen seinen Willen Aufgezwungene. Aristokraten, Jesuiten, Pietisten und alle Richtungen und Männer, welche dahin streben, die Volksfreiheit und Einigkeit der Schweiz unter einer Bundesreform,

die einen wahrhaften Bundesstaat ins Leben riefe, nicht aufkommen zu lassen, werden rc." Theil III. S. 118 meint Herr Mügge, die Katholiken in den kleinen Kantonen verdienten eigentlich nicht zu existiren. „Warum sind die Menschen in dieser erhabenen Natur nicht so stolz und kühn wie ihre Berge, die in himmelhohen Reihen mit ihren umgletscherten Häuptern einen Wall gegen Italiens verführerische Lüfte bilden. Auf den Bergen wohnt die Freiheit! haben die Dichter gesungen, aber die Felsenthäler der Schweiz, diese verdumpften, rohen, abergläubischen Hirten und Bauern, strafen sie Lügen." Ganz in demselben Sinn machte der große Heinrich Zschokke im Jahr 1798 in einem gedruckten Aufsatz öffentlich den Vorschlag, die alten Einwohner der kleinen Kantone auszurotten und die Heimath Wilhelm Tells, Arnold von Winkelrieds und Werner Stauffachers mit Franzosen, als den damals einzig echten Republikanern, neu zu bevölkern. Man sieht, es ist nicht zum erstenmal, daß Neulinge aus dem Tieflande jene ältesten Söhne der Freiheit in den Alpen lehren wollen, was Freiheit sey. Anmaßliche Belehrung, die ein Knabe dem Mann ertheilen will! Bekanntlich wurden die sogenannten Helvetier, die im Jahr 1798 in der Raserei für ihr Freiheitsphantom so weit gegangen waren, in wenigen Jahren die geschmeidigsten und servilsten Werkzeuge des Napoleonischen Despotismus, während die Vierwaldstätter sich nach wie vor immer gleich geblieben sind, und wie damals 1798, so heute noch in steter Treue und Tapferkeit die uralte Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Berge behaupten. Die Nachwelt hat jene Helvetier von 1798 gerichtet und wird auch die Radikalen von heute richten. Die Vierwaldstätter, die damals gegen die Uebermacht der Franzosen mit unsterblichem Ruhme, namentlich in Unterwalden und Schwyz kämpften, stehen hochgeehrt in der Geschichte da, während die Ochs und Dorner, als Verräther, welche die Eidgenossenschaft der französischen Plünderung auslieferten, auf ewig gebrandmarkt bleiben.

Die Urkantone, die sich bis auf den heutigen Tag gleich geblieben sind und nie zwischen einem Mehr oder Minder von Freiheit geschwankt haben, sind heute, wie 1798, der unschuldig angegriffene Theil. Es ist ihnen nicht eingefallen, sich in die Angelegenheiten der übrigen Kantone zu mischen; man will sich in die ihrigen mischen. Nachdem sie Jahrhundert lang gegen die Fürsten gekämpft, um ihre Freiheit zu behaupten, mußten sie 1798 zum erstenmal und jetzt wieder kämpfen, um die nämliche Freiheit gegen die Anarchisten zu behaupten. Früher schienen sie ihren Nachbarn zu frei, jetzt zu wenig frei; aber die Schuld lag immer nur an den Nachbarn, nicht an ihnen, die ja immer dieselben blieben. Da sie sich nun bei dem Maaß von Freiheit, welches sie seit fünf Jahrhunderten genießen, wohl befunden haben, so sollte man sie dabei lassen. Es ihnen nehmen, wäre ungerecht, ihnen noch mehr Freiheit aufdrängen, nicht weniger. Wir haben Weide der Freiheit genug auf unsern Matten, können sie sagen, wozu wollt ihr uns zur radikalen Stallfütterung zwingen und uns mit einem unerträglichen Uebermaaß von Freiheit, die wir nicht verdauen können, wie Gänse nudeln?

Alle Entschuldigungen des Sonderbunds werden aber mit einem Worte niedergeschlagen. Wären die Vierwaldstätter und ihre Freunde noch so sehr im Recht, dadurch, daß sie die „Jesuiten" berufen haben, kommen sie ins Unrecht. Es liegt etwas Wahres in dieser Entgegnung. Die Berufung der Jesuiten war ein großer politischer Fehler, eine feindselige Herausforderung der Gegner und ein Joch, das sich die Partei selbst auf den Nacken zog. Aber man darf doch auch nicht vergessen, daß diese unglückselige Berufung erst erfolgt ist, nachdem die Katholiken durch die Aufhebung der Klöster im Aargau aufs empfindlichste beleidigt worden waren. Kommst du mir so, hieß es, so komm ich dir so! Es ist tief zu beklagen, aber den ersten Stein haben die Aarauer aufgehoben, nicht die Vierwaldstätter.

Zudem ist unzweifelhaft, daß die Radikalen selbst den Einfluß der Jesuiten verstärkt haben. Würden sie die katholische Kirche, oder auch nur die Religion überhaupt in Ehren halten, so könnten sie den Jesuitismus als ein Extrem abweisen, und die katholischen Schweizer würden sich dabei ungefährdet und ungekränkt fühlen. Nun sofern sie wie die ganze katholische Kirche, so auch die Religion überhaupt mit Haß und Hohn verfolgen, zwingen sie ihre frommen katholischen Landsleute, sich kirchlich zu verschanzen und alle alten Vertheidigungsmittel und Bundesgenossen, also auch die Jesuiten, wieder hervorzusuchen.

Kann man den Schweizer Radikalen und ihrer Presse, indem sie mitten im Feuer stehen, keine Besinnung, keine gerechte Beurtheilung ihrer eigenen Fehler zumuthen, so sollte doch der norddeutsche Tourist Ruhe genug mitbringen, um ein billiges Urtheil über den Sonderbund zu fällen. Außerdem hätte der Tourist als solcher sich wenigstens freuen sollen, daß die Bevölkerung der Schweiz noch so wenig nivellirt und planirt ist, wie die Alpen selbst. Es hätte ihn ergötzen sollen, dort noch jenen Reichthum des Volkslebens zu finden, der sich nicht so leicht von einem kommunistischen Schneider uniformiren läßt. Am meisten aber hätten ihm die kleinen Kantone gefallen sollen mit ihrem so durchaus eigenthümlichen Kernvolk.

Wenn es sich insbesondere vom Kanton Luzern handelt, so ist hier die Emancipation der Bauern freilich von viel neuerem Datum als in Uri, Schwyz und Unterwalden. Aber Herr Mügge fällt in die lächerlichsten Widersprüche, wenn er einerseits die Radikalen rühmt und preist, welche das wohlthätige Werk dieser Bauernemancipation durchgesetzt haben, und andererseits über die emancipirten Bauern aufs bitterste klagt. Dr. Steiger und die liberale Partei in Luzern werden hochgepriesen, daß sie dem Regiment der Stadtjunker ein Ende gemacht und dem Landvolk die lange vorenthaltenen Rechte erkämpft. So wie aber dieses Landvolk nicht die ganze radikale Aufklärung annehmen und nicht dem Christenthum abschwören will, sondern seinen alten Glauben vertheidigt, auf der Stelle wird wieder seine politische Berechtigung in Frage gestellt, und es wird bedauert, daß die dummen Bauern im großen Rath sitzen. „Die hundert Großräthe bestanden zu mehr als ¾ aus Bauern in Zwillichkitteln, welche durch den Einfluß der ultramontanen Pfarrer und ihrer Gehülfen gewählt waren, und deren Willen vollzogen. Die gebildeten wissenschaftlichen, tüchtigen Männer der liberalen Partei blieben dagegen zumeist ausgeschlossen." Das war ganz natürlich. Warum hatten sich die Liberalen so viel Mühe gegeben, dieselben dummen Bauern in den Großrath zu bringen? Merkt Herr Mügge nicht, daß es ein Widerspruch ist, heute mit vollen Pausbacken die Rechte des Volks zu proklamiren und morgen, wenn sich das Volk dieser Rechte bedient, wieder darüber zu jammern und zu klagen. Ihr müßt euch entscheiden, wagt es entweder, Aristokraten zu seyn, und versagt dem dummen Volke ein für allemal, eine Stimme zu führen; oder, wenn ihr ihm die Stimmführung zuerkennt, so unterwerft euch derselben auch! Heißt denn das das Volk emancipiren, wenn man ihm nach erlangter Freiheit noch ganz eben so, wie vorher, vorschreiben will, was es thun soll? Heißt das die Menschen frei machen, wenn man sie zwingen will, gerade so und nicht anders zu denken, wie Bruno Bauer und Feuerbach? Mit welchem Recht will man ihnen wehren, wenn sie zu ihren alten Priestern mehr Vertrauen haben, als zu den modernen Poltronen des Atheismus?

Von den Freischaaren sagt der Verfasser, Theil I. S. 167,

„sie ehren ihre Theilnehmer.“ Wir möchten wohl wissen, wo diese Ehre zu suchen ist, in der Ungerechtigkeit des ganzen Angriffs? in der freventlichen Friedensstörung? in der muthwilligen Verhöhnung alles Rechts und Gesetzes? im greulichen Bramarbasiren vor dem Kampfe? in der erbärmlichen Feigheit und Flucht, sobald es zum Treffen kam? oder in den Festessen, womit man hintendrein das Andenken der Niederlage feierte und in der Wahl des großen Feldherrn zum Bundespräsidenten? Herr Mügge hat wieder nicht bemerkt, in welchen Widerspruch er geräth, indem er an die Gewalt appellirt, sobald dem Radikalismus die Gesetze lästig werden, dieselben Gesetze aber den Konservativen entgegenhält. So ist das ganze Buch des Herrn Mügge von der blindesten Parteilichkeit diktirt.

Daß ihm die konservative und gläubige Partei unter den reformirten Schweizern eben so verhaßt ist wie die katholische, ist schon bemerkt worden. Er befindet sich auf dem Standpunkt derer, welche durchaus nicht begreifen, wie man noch etwas glauben könne, ohne zu heucheln, und die vollkommen blind gegen die Wahrheit und Schönheit des Christenthums, alles Ernstes dasselbe für einen Wahn und Völkerbetrug halten. Deßhalb findet er auch die tyrannischen Maßregeln Drueys und die barbarische Volksjustiz, welche die frommen Reformirten im Waadtlande in ihrem Gottesdienst gestört, ganz in der Ordnung. Ueberhaupt ist in seinen Augen nichts unrecht, was ein Atheist und Terrorist thut, und er scheint kaum zu ahnen, wie sehr er dadurch dem jesuitischen Grundsatz huldigt, daß der Zweck die Mittel heilige.

Wie sich von selbst versteht, setzt er der Kirche beider Konfessionen die Schule entgegen. Von der Kirche will er lediglich nichts wissen, sie scheint ihm ein höchst unnützes in unserer Zeit ganz überflüssig gewordenes Institut zu seyn. Gott brauchen wir nicht mehr, wir sind lediglich an unsere eigene Vernunft gewiesen. Also weg mit der Kirche, es ist genug an der Schule. Er preist die reformirten Kantone glücklich, in denen, wie z. B. durch Scherr in Zürich, die Schule sich siegreich über die Kirche erhoben, und bemitleidet tief die katholischen Kantone, in denen das dumme Volk noch von Priestern gegängelt wird. Man muß nun zugeben, daß die Kirche im vorigen Jahrhundert einen Fehler beging, indem sie sich mehr oder weniger der nothwendig gewordenen Reform des Schulwesens widersetzte, und daß dadurch die antikirchliche Stimmung der Schule eine sehr natürliche Berechtigung erhielt. Nachdem nun aber die Schule in der ganzen reformirten Welt die Oberhand erhalten hat, wäre es Zeit, auch ihrerseits wieder die Kirche vor Mißhandlungen zu schützen, die ihr die Schule angedeihen läßt. Die Schule ist in neuerer Zeit so weit gegangen, die ganze Kirche entbehrlich zu finden. Sie bedient sich ihrer Macht über die Gemüther der Jugend, um denselben einen tödtlichen Haß gegen die Kirche und die Religion überhaupt einzupflanzen. Ist das nun etwa kein Extrem? und wenn je die schulfeindliche Richtung der Kirche schädlich war, ist etwa diese kirchenfeindliche Richtung der Schule nicht noch weit verderblicher? Die Schule kann eine ganze Bevölkerung gottlos machen, vermag ihr aber nicht die Bedingungen des Wohlstands und der Gesittung zu gewähren, die den wilden Ausbrüchen der Gottlosigkeit steuern könnten. Laßt erst den Atheismus bis zu den tiefsten Schichten der Gesellschaft durchgedrungen seyn, und mit Armuth, Arbeitsscheu, Genußsucht und Neid und Haß gegen die Wohlhabenden sich verbünden, so wird man vielleicht geneigt werden, die Hirten in den vier Waldstätten bei all ihrer Dummheit und ihrem Pfaffenwesen doch für liebenswürdiger zu halten, als die Zöglinge unserer so hochgepriesenen Schulen.

Eine richtige Bemerkung macht der Verfasser Theil I. S. 251 in Betreff der kleinen großen Männer in der Schweiz. „Die liberale oder radikale Partei ist dagegen weit mehr in sich zerfallen. Der Radikalismus in Bern ist ein ganz anderer, als in Zürich oder in Aarau und in der Waadt. Der verschiedenartige Standpunkt trennt und spaltet die Partei in eine Reihe von Fraktionen, und aus diesen Verschiedenheiten hervor entwickelt sich die große Schwierigkeit, gemeinsam für den Fortschritt zu handeln. Es ist in der Schweiz gewiß ungemein schwer, daß eine Persönlichkeit, ein hervorragender Mann, ein solches Uebergewicht seines Namens und Charakters erränge, um ein Mittelpunkt der Bewegungen zu werden. Ein O'Connell ist in der Schweiz unmöglich, wo das Volk, im fünf und zwanzigfach getheilten Staatenbund vier Sprachen redend, keine Mittel zur Volksverschmelzung besitzt; dagegen aber so viele starke innere Trennungen. Es ist auch hier kein Washington möglich, der diese widerstrebenden Elemente an dem Faden der Freiheit vereinte und mit göttlicher Kraft und Stärke den Hirten in Uri, den Landmann von Tessin und Graubündten, den Genfer Uhrmacher und den Baseler Millionär in das große Netz eines schweizerischen Volkes und Staates schlösse. Es ist kaum denkbar, daß es einen Chef der gesammten radikalen Schweiz geben kann, denn die Eifersucht, die Besorgnisse und die kantonalen Standpunkte der Verbündeten sind viel zu groß. Der Schultheiß Neuhaus von Bern hat nach dem Abfalle Zürichs wohl eine Rolle dieser Art gespielt, gestützt auf die Macht Berns und ausgerüstet mit dem Muth und den Eigenschaften eines Staatsmannes, und doch zeigte es sich bald, wie wenig er am eigenen Heerde vermochte, als er dem Willen der Partei nicht folgen wollte. So ist es in allen Kantonen mehr oder minder. Siegwart Müller in Luzern, Baumgartner in St. Gallen, Druey in Waadt und so sämmtliche Männer von Namen in der Schweiz gelten nur etwas, so lange sie einem bestimmten herrschenden Parteiwillen dienen. Die öffentliche Meinung fortreißen, sie nach ihren Ideen lenken, das Volk beherrschen, können sie nicht. Ein einzelner Mann, und wäre er der talentvollste, kann in der Schweiz nicht etwa ein System durchführen, wie der Minister eines Königs oder der Chef einer Kammer. Das Volk wirft ihn über Bord, ehe er es denkt; denn in der Republik herrschen die Parteien, und diese bestehen aus vielen Köpfen, von denen jeder seinen Willen besitzt und ihn geltend macht. So ist es auch in Zürich und weniger noch, als in manchen anderen Kantonen, darf hier der Einzelne hoffen, Träger des Ganzen zu seyn.“ Indem der Verfasser aber darüber klagt, fällt er wieder in einen Widerspruch, denn als ein Freund der reinen Demokratie sollte er damit einverstanden seyn, daß keine großen Männer aufkommen dürfen. Jedes Genie ist ein Aristokrat und gefährlicher Feind der Menge. Will man also im Ernst die Gleichheit, so muß man auch die Gemeinheit wollen.

Literargeschichte.

Kleine Schriften zur deutschen Literatur- und Kunstgeschichte. Erster Theil. Die Nürnberger Dichterschule. Harsdörfer, Klaj, Birken. Von Julius Tittmann. Göttingen, Dietrich, 1847.

Es ist verdienstlich, einmal wieder einen tiefern Blick in die fast vergessene Periode zu thun, welche die traurigste zugleich für die deutsche Poesie wie für die deutsche Politik gewesen ist. Erfreuliches ist allerdings nicht daraus zu schöpfen, außer dem Bewußtseyn, daß es nun doch einigermaßen anders und

besser geworden ist. Wir sagen nur einigermaßen, denn wir finden, daß auch jetzt noch die deutsche Poesie eben so wenig auf ihrer Höhe ist, wie die deutsche Politik, und daß zum Theil dieselben Ursachen noch jetzt dieselbe Wirkung haben, wie damals. Denn auch jetzt noch ist die deutsche Poesie in einem vagen Kosmopolitismus, in der Nachahmung des Fremden und des Alten und in der entschieden heidnischen Richtung befangen, in welche sie sich nach der Reformation verirrte, und auch jetzt noch hat man sich über die Verkehrtheit des Weges nicht enttäuscht, sondern hofft von der Entnationalisirung und Entchristlichung der deutschen Poesie immer noch das alleinige Heil. Herr Tittmann hat sich als ein Schüler von Gervinus der nämlichen Täuschung hingegeben. Deßwegen bedauert er bei der Betrachtung jener Nürnberger Schule nicht die Richtung überhaupt, welche die deutsche Poesie damals einschlug, sondern nur die Unzulänglichkeit der damaligen Mittel.

Das erste Zeichen, daß sich die Poesie dem Volk und seinem angebornen Geist entfremden sollte, war der Schutz, den sie in ihrer neuen und fremdartigen Form vorzugsweise bei den Höfen fand. Den Nürnberger Pegnitzschäfern ging der fürstlich weimarische Palmenorden vorher. „Als einst der weimarische Hofmeister Kaspar von Teutleben in einer Versammlung deutscher Fürsten, wo außer den Brüdern Johann Ernst, Friedrich und Wilhelm von Sachsen-Weimar, Ludwig und Johann Kasimir von Anhalt zugegen waren, die italienischen Akademien erwähnte, wurde die Stiftung einer ähnlichen Gesellschaft beschlossen. Er rühmte von jenen, „daß sie zur Reizung der Tugend, Erhaltung guten Vertrauens und wohlanständiger Sitten, aber absonderlich zur Ausübung der Muttersprache gestiftet seyen.“ Nachdem man Ludwig von Anhalt, einen gelehrten Herrn und den Aeltesten unter den Anwesenden, zum Oberhaupt gewählt hatte, war die Gesellschaft konstituirt.“ Sie nannte sich den Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft. Das Jahr der Stiftung war 1617. „Dasselbe Jahr war auch das des Jubelfestes der Reformation, und man legte keine geringe Wichtigkeit darauf, daß die Gründung mit der Zeit zusammenfiel, wo das Licht des Evangeliums über Deutschland zu dämmern begann. Man versprach sich von den kleinen Anfängen die Erfüllung großer Hoffnungen.“ Man fing damals an, aus der Reformation etwas ganz anderes zu machen, als was sie bezweckt hatte. Sie war hervorgegangen aus einem sittlichen Zorn der Nation, und man fing an, den Werth und die Kraft der eigenen Nationalität gänzlich zu mißkennen und nur noch fremde nachzuahmen. Sie war hervorgegangen aus einem tiefen Bedürfniß des Glaubens gegenüber pfäffischer Scheinheiligkeit, und man fing an, den Geschmack der Nation zum Heidnischen hinüberzuziehen. Und gleichwohl erfrechte man sich noch, die neue verderbliche Richtung mit der reformatorischen zu identifieiren; eben so, wie man heute noch die tiefste Entsittlichung und gröbste Blasphemie in den kommunistisch-atheistischen Richtungen für die bloße natürliche Fortsetzung der Reformation erklärt.

Die drei Nürnberger Poeten, die Herr Tittmann hier charakterisirt, haben für die Geschichte nur insofern Bedeutung, als sie am besten die Täuschung ausdrücken, in welcher die sogenannten Gebildeten der deutschen Nation im siebzehnten Jahrhundert befangen waren. Auf ihre Biographie wollen wir hier nicht näher eingehen. Nur von Birken wollen wir eine Notiz mittheilen, weil nichts besser den tiefen Verfall der deutschen Poesie zu bezeichnen geeignet ist. „Birken hat sein ganzes Leben hindurch recht eigentlich von Fürstengunst und Fürstengeld gezehrt. Harsdörfer verschaffte dem jungen Manne durch seine Empfehlung die Stelle eines Kollaborators neben Schottelius, als Erzieher der Prinzen von Braunschweig. Hier erwarb er sich die Gunst des jungen Anton Ulrich. Schon im dreizehnten Jahre besang dieser den poetischen Lorbeerkranz, welchen der braunschweigische Leibmedikus und Pfalzgraf Gosly dem zwanzigjährigen Lehrer aufsetzte. Er stand stets mit Birken in Beziehung. Er ließ seine Schriften von ihm durchsehen und unter seiner Leitung den Druck derselben besorgen, und wußte ihn dafür, „mit einem guldenen Regen zu erquicken.“ Birken war außerdem mit aller Welt bekannt; er fand deßhalb auf einer Reise in Niedersachsen überall gastliche Aufnahme, Unterstützung und Pflege. Dafür zeigte er sich durch Gedichte erkenntlich. Aber sein Glücksstern ging ihm unter den glücklichsten Konstellationen auf, als er gegen die Zeit der Friedensverhandlungen nach Nürnberg zurückkehrte. Wir werden sehen, mit welchem Eifer er sich der Anordnung der Feierlichkeiten unterzog, welche man von dem Blumenorden erwartete. Seine Thätigkeit in dieser Beziehung, die er schon 1649 durch eine Rede im Augustinerkloster begann, gewann ihm hohe Gönner. Einer der wärmsten unter ihnen, der Graf Gottlieb von Windischgrätz, vermittelte seine Verbindung mit dem Wiener Hofe, welche ihm den Adel und das kaiserliche Pfalzgrafenamt eintrug. Dafür dankte er wieder durch Gedichte. Er griff zu, wo sich nur Gelegenheit bot, Etwas zu gewinnen. So ließ er z. B. in dem Dankschreiben für den Adelsbrief dem Grafen merken: es sey in seiner Lade noch Raum für eine Kette, worauf auch bald eine solche mit dem Brustbilde des Kaisers ankam. Er begann auch auf die Bestellung Octavio Piccolomini's dessen Leben in lateinischen Versen. Dasselbe blieb aber unvollendet“ ꝛc. So geht es fort, und der Poet wird am Ende vom Kaiser in den Adelsstand erhoben. Die ungeheure Menge seiner schweifwedelnden Poesien hier aufzuzählen, würde zu weitläuftig seyn.

Die Nachwirkung des frommen Zeitalters verlangte damals noch von den Dichtern geistliche Schauspiele und Lieder. Was die Nürnberger deßfalls hervorgebracht haben, steht tief unter dem Geist Calderons und der spanischen Autos. Klaj sagt einmal „Den Demant zwinget das warme Bocksblut, müßte demnach ein Christenherz härter denn ein Marmor, kälter denn ein Eisen, unbändiger denn ein Demant seyn, welches nicht der Thränenregen, das hitzige Liebesfeuer und häufig vergossene Blut Jesu Christi, des rechten Versöhnungsbockes, bewegen sollte.“ Und ein andermal singt er das Christkind also an:

Schweig, schweig, mein Jesulein, der Persen Reiterei
Bringt dir von Morgen her gut Gold und Spezerei,
Güldene Hörner,
Weihrauchkörner,
Myrrhen-Aehren,
Zucker-Röhren,
Zimmet-Rinden
Und was der heilige Christ mag mehr zusammenbinden!

Der Verfasser bemerkt über diese Gattung von Poesie überhaupt: „Diese Versuche den einförmigen protestantischen Kultus durch die ästhetischen Mittel der Poesie und Musik zu beleben, sind, wie durch unsere Darstellung klar seyn wird, von sehr ungleichem Werth. Der Hauptfehler, den alle gemein haben, liegt darin, daß Alles zu buntscheckig, zu überladen ist.“ Er hätte noch hinzufügen dürfen, daß die Dichter auf die willkürlichste Weise mit den einmal feststehenden biblischen Charakteren und noch mehr mit den über- und unterirdischen Potenzen verfahren sind. Dieß wurde später immer ärger. Man denke nur an Klopstock.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 66. Dienstag den 14. September 1847.

Staatswissenschaft.

Der organische Staat. Von Eduard Schübler. Stuttgart, Franckh, 1847.

Einige seiner Gedanken hat der Verfasser bereits in verschiedenen Aufsätzen der Deutschen Vierteljahrsschrift näher entwickelt; hier aber erscheinen sie zum erstenmal, ergänzt durch andere, zu einem systematischen Ganzen zusammengeordnet. Wir halten diese Schrift des Abgeordneten von Schwäbisch-Hall für ein Sympton des Umschwungs, der sich in den Meinungen über innere Politik vorbereitet. Ohne Zweifel hat er mit sicherm Takt herausgefühlt, was dem bisher so vielgepriesenen politischen Fortschrittsystem fehlt, und wenn er auch nicht darauf rechnet und rechnen darf, heute von den extremen Parteien beachtet, gehört und verstanden zu werden, so wird doch die Zeit kommen, in der vieles von dem verwirklicht werden wird, worauf er hingewiesen hat.

Die Grundidee, von der er ausgeht, ist im Titel angedeutet. Er will im Staat einen lebendigen Organismus zusammenwirkender, nicht einen todten Mechanismus feindlicher, einander nur stoßender oder neutralisirender Kräfte. Nun ist aber gegenwärtig der Staat rein mechanisch konstruirt und auch die Partei des Fortschritts, wie viele Reformen im Einzelnen sie beabsichtigt, huldigt doch im Prinzip nur dem Mechanismus. England allein hat von Alters her organische Einrichtungen, durch welche der harte Gegensatz der politischen Parteien gemildert und beide einander entgegenarbeitenden mechanischen Kräfte gezwungen werden, gemeinsam dem Interesse des Vaterlandes zu dienen. Alle andern konstitutionellen Staaten begnügen sich, die mechanischen Gewalten gegen einander kämpfen zu lassen ohne irgend eine höhere Einigung gemeinsamen Strebens. Diese absolute Entgegensetzung ist die zwischen Opposition und Ministerium. Fast alle liberalen Staatsrechtslehrer billigen die unaufhörliche Reibung zwischen denselben und verlangen sie. Allein das Resultat der Wahlumtriebe, der Bestechungen und Drohungen, des numerischen Uebergewichts, der von der Presse eingeschüchterten oder irre geführten Vornirtheiten 2c. kann unmöglich gleich seyn dem besonnenen Urtheile einer starken und verständigen Nation. Die Punktationen, welche sich Kammern oder Minister am Ende gefallen lassen müssen, können unmöglich gleich kommen dem freien Entschluß einer selbstbewußten Staatsgewalt. „Dieses System in seiner höchsten Ausbildung ist nur ein Eklekticismus der auf dem Weg der Analyse gefundenen entgegengesetzten Ansichten, ein Vergleich, den zwei Gegner, den Kampf scheuend, schließen. Sowie die Freunde der Regierungen und insbesondere die Anhänger der altlandständischen Einrichtungen mit eng begränzten Befugnissen der Stände die Verfassungen nur als Zugeständnisse, den Forderungen der Zeit gebracht, als einzelne Ausnahmen von der den Regierungen allein gebührenden Gewalt ansehen, so erkennen die Anhänger des konstitutionellen Systems, die Liberalen, in den Formen desselben nur die Anfänge einer Zeit, die alle Gewalt dem Volk unterordnen wird. Beide Theile erkennen die ihnen entgegengesetzten Einrichtungen nicht als unbedingt nothwendige, sondern nur als vor der Hand zu duldende. Das führt aber zu keinem Frieden, höchstens zu einem Waffenstillstand." — Von beherrschendem Einfluß auf diese Ansicht war Montesquieu in der Schrift „Geist der Gesetze", welcher aus der Theilung der Staatsgewalt das Gedeihen des Staats herleitete; aber, indem er England im Auge hatte, dort nur den Gegensatz auffaßte und seine höhere Vermittlung daselbst übersah. „Nicht leicht hat ein Irrthum so schwere Folgen gehabt, als der von Montesquieu veranlaßte über die englische Verfassung bei der Uebertragung derselben in dieser falschen Uebersetzung auf die Staaten des Kontinents. Vorzüglich in Folge desselben kann Frankreich nach so vielen Kämpfen immer noch keine gedeihliche Ruhe finden, und gelangt ein Theil von Deutschland immer noch zu keiner Verfassung, ein anderer aber, in welchem dieser Irrthum Anwendung fand, zu keiner Freiheit und Ordnung. Englands Verfassung hat freilich die Gegensätze, die Montesquieu mit Scharfsinn entwickelte, in sich, es hat aber auch Einrichtungen, durch welche diese Gegensätze wieder in lebendige Verbindung mit einander gebracht sind."

Bureaukratie auf einer, Wahlterrorismus auf der andern Seite bilden gegenwärtig die Angelpunkte des konstitutionellen Staats. Man kennt hier „nur die Unterordnung eines niedern Dieners unter einen höhern, eines Bürgers unter einen Beamten, und diejenige einer Minderheit unter eine Mehrheit, den Befehl und das Ueberstimmen. Der Niedere gehorcht dem Höhern in der Regel nicht, weil er gleiche Gesinnung mit diesem hat, die Minderheit der Mehrheit nicht wegen dieser innern Uebereinstimmung, sondern aus Furcht vor den Folgen des Ungehorsams. Diese zwei Einigungsmittel sind aber doch Beide nur mechanische, äußere. Die Minderheit und der Niedere vereinigt sich mit der Richtung der Mehrheit, der Höhere nur äußerlich so, wie ein schwächerer Körper von einem größeren fortgestoßen wird. Diese äußeren mechanischen Einigungsmittel sind auch nicht die einzigen, nicht die vollkommensten, nur die äußersten. Selbst der unumschränkte Herrscher reicht mit ihnen nicht allein aus. Auch er will die Furcht vor ihm in Ehrfurcht umwandeln, auch er sucht den Gehorsam der Unterthanen durch Bande der Liebe, des Vertrauens zu verstärken. Noch viel weniger können aber konstitutionelle Staaten mit diesen unvollkommenen Einigungsmitteln zum

Ziel kommen, ihren Zweck erfüllen. Noch viel mehr bedürfen diese bessere, mehr lebendige, geistige Bande. Der große Fehler der beiden Verfassungssysteme ist, daß sie nur jene äußersten mechanischen Verbindungsmittel berücksichtigen, oder daß sie annehmen, die höheren, mehr geistigen werden sich ganz von selbst bilden, wenn nur einmal jene unvollkommenen vorhanden seyen. So wenig aber aus der unbedingten Konkurrenz der Gewerbe, aus dem Kampf der Stärkern gegen die Schwächern allein der Wohlstand eines Volks erblüht, ebensowenig entsteht aus den unbedingten Wahlrechten, aus dem Kampf der Mehrheiten gegen die Minderheiten allein die Freiheit eines Volks. Die unbedingte Konkurrenz führt zur Anhäufung des Gelds in den Händen Weniger, das unbedingte Stimmrecht zur Vereinigung der Macht für Einzelne, welche die Stimmen zu leiten wissen. Nirgends entwickelt sich aus einem bloßen Mechanismus allein von selbst ein Organismus, aus einem todten Holz ein blühender Baum."

Zunächst hat das bisherige System den großen Nachtheil, daß es dem Ministerium wie der Opposition nur auf unbedingt ergebene, ihrem Anstoß mechanisch folgende Leute ankommt, und daß vom Ministerium alle Beamte, von der Opposition alle unabhängigen Existenzen, sofern sie ein selbstständiges und freies Urtheil geltend zu machen wagen und nicht blind der Parole des Tages folgen, zu Schweigen und Unthätigkeit verdammt werden. Wie reichlich auch die Fähigkeiten zu einer umfassenden und richtigen Beurtheilung der Staatsverhältnisse vorhanden seyn möchten, das fehlerhafte System verhindert, daß man von ihnen Gebrauch mache, und wo ein Maximum von Staatsweisheit erzielt werden könnte, reducirt man es verfassungsmäßig auf ein Minimum. Der Beamte darf keine Meinung verlauten lassen, die im geringsten der seines jeweiligen Ministers unähnlich wäre, und in der Presse wie bei den Wahlen wird ihrerseits wieder jede Volksmeinung mit Hohn zurückgewiesen, die den jeweiligen radikalen Tonangebern nicht behagt. Man will von beiden Seiten Niemand hören, und da in der Regel auf beiden Seiten die Rechtsgelehrsamkeit vorherrscht, so behandelt man auch alle Staatsangelegenheiten nur wie Prozesse, und Ministerium wie Opposition lassen, wo es weniger auf Rechtskenntnisse, als auf Verständniß der materiellen und geistigen Fragen ankommt, nicht selten eine Unkenntniß blicken, die kaum zu entschuldigen ist, da ringsum kundige Männer sitzen, auf deren Rath man nur zu achten hätte, um so grobe Versehen zu vermeiden.

Sehen wir zu, wie England sie vermeidet. „In England ist das Oberhaus die Vereinigung der ganzen Aristokratie, sind alle Centralbeamte des Reichs, die obersten Richter, Finanz- und Polizeibeamte nothwendige Mitglieder oder Beisitzer des Oberhauses, und ist dieses Haus selbst oberster Gerichtshof und oberste Verwaltungsstelle in allen zur höchsten Entscheidung kommenden Angelegenheiten selbst der Einzelnen. — In England besteht auch nicht der geheime Rath bloß aus besoldeten Dienern, sondern zum größten Theil aus unbesoldeten, unabhängigen Männern, häufig aus den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Parlaments. Nach der Darstellung des Freiherrn von Vinke über die Verfassung dieses Landes Seite 90 sind in dem geheimen Rath die königlichen Prinzen, etwa zwanzig der ersten Kron- und Staatsbeamten, dann aber auch eine große Anzahl vom König ernannter Männer ohne Amt und Besoldung, deren Zahl die der Prinzen und Staatsdiener überwiegt, bestand im Jahr 1805 dieses Kollegium aus 145 Mitgliedern, von denen der geringste Theil Besoldung und Amt hatte. Der geheime Rath vertritt während der Vakanz des Parlaments diese Behörde, er ist selbst ein kleines Parlament, das die Hauptbestandtheile des größern in sich vereinigt. In den ältern deutschen Verfassungen finden wir überall Mitglieder der Landstände als Beisitzer des höchsten Raths des Fürsten neben den ersten Dienern desselben, nicht nachdem sie diese verdrängten, sondern zur Unterstützung derselben. So war es zur Zeit der höchsten Blüthe dieser Verfassungen im 14ten und 15ten Jahrhundert, in Oesterreich, Bayern, Württemberg, Preußen. Als im Jahre 1416 den Rittern und Städten Preußens von dem Hochmeister zugestanden wurde, daß ohne ihre Zustimmung keine Steuer umgelegt werden dürfe, wählte man schon drei Jahre nachher einen geheimen Rath, bestehend aus den ersten Männern des Adels und der Städte, die täglich im Ordenshaus zur Seite des Hochmeisters sitzen sollten."

Damit ist schon der Grundsatz angedeutet, den der Verfasser durch alle Phasen des Staatslebens hindurchgeführt wissen will, nämlich: harmonische Vereinigung der Staatsgewalten zu einem organischen Ganzen, im Gegensatz gegen ihre bisherige Trennung und ihren mechanischen Zusammenstoß.

Der Organismus des Staats sollte schon in seinen kleinsten Gliedern erkennbar seyn, nämlich in einer organischen Gliederung der Gemeinden in Nachbarschaften, wieder nach dem altenglischen (überhaupt altdeutschen) Beispiel, sofern vor Alters je zehn Nachbarn für einander bürgten und wieder zehn solcher Nachbarschaften eine sogenannte Hundreda oder einen Cent (daher noch der Name Kanton) bildeten, deren mehrere ein Gau umfaßte. Die Hülfe, welche jene Nachbarn einander zu leisten verpflichtet waren und die Verantwortung, die anderseits einer für den andern hatte, bot für den Wohlstand, die Sittlichkeit und polizeiliche Ordnung der größern Gemeinde ohne Zweifel eine bessere Garantie dar, als es heutzutage die Aufsicht bezahlter Polizeidiener vermag. Eine verwandte Erscheinung waren später auch die Zünfte mit ihrer strengen Selbstkontrolirung und mit der Gewähr, die sie der Gemeinde leisteten. Herr Schübler sagt eine große Wahrheit, wenn er in Vergleichung mit jenen alten organischen Gliederungen der Gemeinde die jetzt wieder aufkommenden freiwilligen Associationen noch unzureichend, weil immer noch zu mechanisch findet. „Die vereinzelten Wahlberechtigten ladet man zu Wahlvereinen ein, die von den Ansprüchen der Armen bestürmten Reichen zu Armenvereinen, den bedrängten Handwerkern ruft man zu, sich zu verbinden zum fabrikmäßigen Betrieb ihrer Geschäfte, um den Wettkampf mit den großen Fabriken bestehen zu können. Den Besitzern von Bodensplittern empfiehlt man, ihre Güter zusammen zu legen, sich bei Geldaufnahmen, Ankäufen und Verkäufen zu vereinigen. Aber in der freien Uebereinkunft der Vereinzelung liegt für sich allein noch nicht die Kraft der Einheit, welche Neues schafft, Altes heilt, die ausdauert auch im Anstoß mit Widerwärtigem. Durch die freie Uebereinkunft mehrerer willkürlicher Gesinnungen gelangt man noch nicht zu dem Geist der Einheit, der alle Einzelne als Glieder eines Ganzen durchdringt. Die empfohlenen Gewerbe- und Gütervereine, sich selbst überlassen, werden bälder zerfallen, als entstehen, werden sich auflösen früher, als sie ihre Wirksamkeit beginnen, ungeachtet aller aus der Vereinigung entstehenden nachgewiesenen Vortheile und der tief empfundenen Noth der Vereinzelung. Die erste größere Widerwärtigkeit wird sie trennen, zur Flucht nach verschiedenen Richtungen antreiben, der nächste größere Vortheil wird sie spalten, wird sie veranlassen, nach der ausschließlichen Ausbeutung desselben zu streben. Der rechte Geist der Einheit, der die Zerstreuten zusammenhält, im Glück wie im Unglück, beim Sonnenschein wie beim Sturm, der die Wunden der Zertheilung heilt, der die Kräfte der Getrennten vervielfacht, stammt nicht aus der Willkür Einzelner, auch nicht aus der verbundenen Willkür Vieler. Er hat eine

andere, höhere Heimath, die Heimath, aus der alles Gute und Wahre, alles Leben in sichtbaren Dingen und alles Gedeihen in den nicht sichtbaren kommt. Dieser höhere Geist der Einheit hat aber auch andere Zeichen, Werkzeuge und Träger, als die Vertragsurkunden der Einzelnen, die Advokaten und Richter, welche für die Festhaltung und Vollziehung dieser Willensmeinungen sorgen. Der Staat, zunächst die Gemeinde, die über der einzelnen Willkür steht, ist der geeignete Träger, das passende Werkzeug dieses höhern Geistes der Einheit. Die Gemeinden in Verbindung mit dem Staat müssen den Mittelpunkt und Schwerpunkt bilden aller der Vereine, die bestimmt sind, ihre unmittelbare Zwecke zu erfüllen." Die Gütervereine müssen zur alten Allodifikation, die Gewerbevereine müssen zu einem wohlverstandenen neuen Zunftwesen hinführen, die aufs innigste mit dem Gemeindewesen verbunden sind. Sonst bleiben sie immer etwas bloß Zufälliges und Vereinzeltes.

Beginnen wir bei den Landgemeinden. Herr Schübler erkennt mit Recht nur ein einziges Mittel an, um dem entsetzlichen Unwesen des Güterhandels und der Güterzerstücklung ein Ende zu machen. Die Gemeinde müsse nach und nach alles Eigenthum des Bodens erwerben, ihn dann neu und zweckmäßig in Güter theilen, die ein Maximum und Minimum nicht überschreiten dürfen. Nur so und auf keine andere Weise ist es möglich, den Kern des Volks, den Bauernstand, zu erhalten. „Viele empfehlen Verbote der Güterzersplitterung durch Errichtung von Majoraten, Unveräußerlichkeit geschlossener Güter. Diese kommen aber mit ihren Vorschlägen in vielen und gerade den fruchtbarsten Gegenden zu spät, weil dort die auflösende Kraft der persönlichen Freiheit ihr Werk bereits vollbracht hat. Sie kommen auch mit diesen Gedanken für andere Gegenden zu spät, weil die Richtung der Zeit nicht die Rückkehr zu den frühern Verboten und Schranken gestattet. Nur die Festsetzung einer äußersten Grenze der Zersplitterung oder der Anhäufung können sie noch erreichen, und wurde auch schon hie und da erreicht. Andere empfehlen den kleinen Besitzern die Bildung freier Vereine, die gemeinschaftliche Bewirthschaftung ihrer Güter. Aber diese kommen mit ihren Gedanken viel zu früh, sie vergessen die noch zu große Selbstsucht der Menschen, welche das Entstehen solcher Vereine hindert, sie setzen eine Nächstenliebe und Verträglichkeit voraus, welche erst am Ende der Zeit allgemein werden könnte. Die verlangte Hülfe ist allerdings in der Wiedervereinigung der Grundstücke und ihrer Besitzer zu suchen, aber nicht in der, welche die Willkür der Einzelnen erzeugt und auch nicht in der, die auf Geboten beruht, sondern in der von der Obrigkeit hervorgerufenen begünstigten, geleiteten. Der Magistrat jeder Dorfgemeinde kann mit geringen Opfern und großem Erfolg die Güter wieder vereinigen und Vereine dazu ins Leben rufen. Dahin sollte die Aufmerksamkeit gerichtet, dazu sollen die Gemeindebehörden ermächtigt seyn. Bei der Ueberschuldung der meisten kleinen Besitzer fehlt es nicht an Fällen, wo ihre Güter zum Verkauf kommen. Diese Gelegenheiten sollten die Magistrate benützen, um die Güterstücke zu kaufen, dann zu verpachten, bis sie ein ganzes Gut erworben haben, welches sie hierauf einem tüchtigen, gebildeten Landwirth verkaufen, mit der Erlaubniß, in dasselbe eine Wohnung zu errichten oder mit einer schon hergestellten, aber mit dem vertragsmäßigen Verbot, in einer Reihe von Jahren, etwa 25, das Gut nicht vertheilen zu dürfen. Auf ähnliche Weise könnten auch die auf den Gütern noch lastenden Lehnrechte abgekauft werden."

Eigenthümlich ist die Idee einer Tagelöhnerzunft in jeder Gemeinde, deren Einrichtung dazu dienen soll, theils ihren Gliedern beständig Arbeit zu verschaffen, theils den größern Landwirthen, bei denen sie arbeiten, bessere Garantien zu gewähren, als einzeln stehende Tagelöhner und veränderungssüchtige Knechte sie darbieten.

Ueberall tritt der Grundgedanke hervor, die Gemeinde und der Staat sollen mit ihren größern Mitteln, mit ihrer Autorität und mit ihrer Tendenz zur Einheit die vereinzelten Bestrebungen der Privaten und Privatvereine durchdringen, unterstützen und sich unterordnen. Der Verfasser geht S. 47 so weit, zu verlangen, daß die Gemeinden sogar im Gesammtinteresse unternehmen sollten, was sonst nur einzelne Fabrikanten und Spekulanten thun, und daß sie Fabriken und Gewerbe hervorrufen sollten, wo sie noch nicht sind, während andererseits der Staat die Anhäufung konkurrirender Gewerbe und Fabriken an einem Ort, wo sie einander nur im Wege stehen, verhindern sollte.

Wenn irgend etwas das Richtige im Gedankengange des Verfassers beweist, so ist es die Anwendung seines Grundsatzes auf das Armenwesen. Die Armenpflege steht entweder bureaukratisch oder im Sinn der Privatwohlthätigkeitsvereine zu isolirt da, sie ist nicht organisch genug mit dem ganzen Gemeindeleben verbunden. Sie war es, so lange es noch eine lebendige Kirchengemeinde gab. Seitdem der Staat die Kirche ersetzen will, hat er in dieser Beziehung seine Aufgabe noch nicht gelöst. „Die Armenanstalten stehen den Armen noch zu ferne, sie müssen deßwegen die Armen noch zu viel nach äußeren allgemeinen Zeichen, nach der Zahl und Dringlichkeit der Bitten, nach der Zahl und Größe der offen vorliegenden oder zur Schau gestellten Blößen, zu wenig nach dem innern Wesen, nach den tiefern Gründen der Noth beurtheilen. Es erhalten daher mehr die offen, oft zudringlich Bittenden, als die noch in der Stille mit der Armuth Ringenden, mehr die, bei welchen die Gabe unverdient oder ohne Erfolg ist, als die, bei welchen sie eine gute Stelle findet, bei denen sie von dem Versinken in die Armuth retten kann. Es ist auch die Zahl der sichtbar Leidenden, der laut Bittenden so groß, daß es unmöglich zu seyn scheint, auch nach der Noth zu fragen, die nicht sichtbar ist, die nicht bittet. Doch ist hier Erfolg nur zu erreichen, ist gründlichste Hülfe nur möglich, wenn wir den Muth haben, von der äußern Erscheinung weg nach der innern Ursache, von den Zeichen weg nach dem Wesen der Armuth uns zu wenden, statt der einzelnen Zweige den Stamm und die Wurzeln des Elends anzugreifen." Der Verfasser erörtert nun, wie heilsam sich in dieser Beziehung die von ihm vorgeschlagene Gliederung der Gemeinde in Nachbarschaften erweisen würde. „Die verbundenen Nachbarn können mit der geringsten Mühe die genauesten Erkundigungen über die Armen und die Gründe ihrer Armuth einziehen. Die Bittenden werden sich nicht erlauben, im Angesicht der Männer, die ihre Verhältnisse genau kennen, solche Uebertreibungen mündlich vorzubringen, wie es in schriftlichen Eingaben an die entfernte Armenbehörde so oft geschieht. Viele zudringliche Bettler können dann ganz abgewiesen werden, die jetzt durch ihre Lügen die Armenkassen berauben. Die verbundenen Nachbarn können auch auf die leichteste Weise die hereinbrechende Armuth, den stillen Jammer bemerken und die rechten Heilmittel auffinden. Dem Nachbar wird nicht verargt, er verletzt nicht, wenn er nach dem Grund der Thränen fragt. Er kann da, wo sichtbare Gaben nicht geeignet sind, dagegen die unsichtbaren, durch Worte und Dienste helfen, wie kein Fremder, kann oft durch ein einziges Wort, eine Fürsprache, einen Gang, Thränen trocknen, neue Quellen des Glücks öffnen. Die Hauptleute der Nachbarschaften können oft, selbst so lange gewerbliche Verbindungen bei ihnen nicht bestehen, die Kommissionäre der Arbeitsuchenden ihres Sprengels mit großem Erfolg und

geringer Mühe werden. Alle, welche Arbeiter suchen, würden sich an sie wenden." Wie in Bezug auf das Armenwesen, so weist der Verfasser auch in Bezug auf die Polizei erschöpfend nach, wie zweckmäßig das Institut der Nachbarschaften seyn würde. Nicht minder in Bezug auf die Rechtsverhältnisse. Durch die Nachbarschaften würde mehr als durch ein Friedensgericht geleistet werden.

(Schluß folgt.)

Lyrische Dichtkunst.

Völkerstimmen. Von L. von Arentsschildt. Hannover, Helwing, 1847.

Eine Sammlung lyrischer Dichtungen aus dem Portugiesischen, Spanischen, Italienischen und Englischen metrisch übersetzt. Man findet darunter überaus köstliche Sachen und auch die Uebertragung erfreut durch ihren Wohllaut. Hier zur Probe ein sehnsuchtsvolles Sonett des berühmten portugiesischen Dichters Camoens, das er dichtete, als er weit entfernt von der geliebten Heimath auf dem entgegengesetzten Punkt der Erde leben mußte:

Die ihr durchströmt, des Tajo weiche Wellen,
Die Wiesen, deren Grün eur Kuß erneuet,
Die Pflanzen ihr und Blüt und Blatt erfreuet,
Das Herz des Hirten machet fröhlich schwellen:

Ich weiß nicht ob ich deinen Lauf, den schnellen,
Mein süßer Strom, je wieder seh; es scheint
Ein krankes Herz, deß Glück ist all zerstreut,
Die Hoffnung selbst, sich die noch zu gesellen:

Denn also hat es das Geschick beschlossen,
Daß es, in dem mir andre Sterne tagen,
Mich übergab dem Schmerze zum Genossen:

Sehnsucht nach dir, das Leid das ich muß tragen,
Um jene klagt, durch andre Lüft ergossen,
Und andre Wellen stören meine Klagen.

Von ähnlicher Sehnsucht erfüllt ist eine längere Canzone von Camoens, die er an der Ostküste Afrikas im Angesicht eines großen kahlen, furchtbar einsamen Berges dichtete:

Mir gegenüber hebt die kahle Stirne
Ein Berg empor mit ungestalten Gliedern,
Von der Natur gehaßt, öd, ohne Leben;
Kein Quell, kein Bach entströmet seiner Firne;
Kein Wild schläft dort; mit glänzenden Gefiedern
Hebt sich kein Vogel, keine Blätter beben ꝛc.

Die übrigen Sonette des Camoens sind meist an die Geliebte gerichtet oder Erinnerungen an sie, und durchgängig vom zartesten Hauch der Poesie durchwärmt.

Von einigen andern portugiesischen Dichtern werden noch einige wenige Lieder mitgetheilt. So ein schönes Sonett des Garcao vom Jahr 1778, der „Galeerensklave" überschrieben:

Geschmiedet an die maurische Galeere,
Vom Schlummerlied des Sturmes eingesungen,
Am Ruder fest die Händ ins Kreuz geschlungen,
Verträumt der Elende der Knechtschaft Schwere.

Als ob er seiner Ketten ledig wäre,
Hat frisches Glück die Seele tief durchdrungen;
Und vom Gesang der Wogen hell umklungen
Schwebt die Geliebte lächelnd auf dem Meere.

Sie zu umarmen springt er von den Planken,
Vor Sehnsucht zitternd strebt er ihr entgegen —
Da klingen schrill der schweren Ketten Ringe.

Erwachend fühlt er die Galeere schwanken,
Sieht nackte Arme sich am Ruder regen,
Hört tausendfaches Wehgeschrei erklingen.

Nun kommen spanische Gedichte an die Reihe, zuerst der Romanzencyklus des Bernardo del Carpio aus Deppings Romancero bereits bekannt. Bernardo ist ein edler Sohn, der den Tod seines Vaters rächt, in echtspanischer Ritterlichkeit. Daran schließen sich noch die Romanzen von Durandarte, der sterbend seiner geliebten Belerma sein Herz zu überbringen befiehlt, und die von Bravonel, der glücklicher im Kampfe triumphirend heimkehrt und seine geliebte Guadalara heimführt. Ferner ein artiges Gedicht von Amor und dem Tode, welche Beide ihre Waffen tauschen:

Und von dieser Zeit bis heute,
Mit dem Pfeile tödtet Amor
Alle Jungen, es erreichet
Keiner fünf und zwanzig Jahre.

Aber jene, die der Tod sonst
Pflegt zu treffen, all die Alten,
Mit den Pfeilen, die er sendet,
Jetzt verliebt der Finstre machet.

Schauet Euch doch heut die Welt an,
Alles dreht sich durch einander;
Amor muß statt Leben Tod nun,
Tod statt Tod nun Leben schaffen.

Italienische Dichtungen finden sich hier nicht in so großer Zahl, als spanische. Die meisten sind von Leopardi, doch hat der Uebersetzer aus diesem, der wohl der trefflichste unter den neuen Lyrikern Italiens ist, nicht die patriotischen, sondern nur Liebeslieder ausgewählt. Dazu Lieder von Ugo Foscolo und eins von Michel Angelo Buonarotti.

Den Beschluß machen die schottischen Lieder von Hogg und Burns und die englischen von Byron, Moore, White, Campbell, Shelley, Landon, lauter bekannte Namen. Fast alles hier Vorkommende ist schon in anderweitigen deutschen Uebersetzungen vorhanden. Einen eigenen Eindruck macht in dieser Zusammenstellung der grelle Kontrast zwischen der südlichen und nördlichen Dichtungsweise. So würde man wohl im ganzen Süden vergeblich nach einer Ballade fahnden, wie die Hoggs von der Here von Fife.

Die Uebertragung ist, wie schon bemerkt, durchgängig rein und wohllautend, nur einmal kommt ein etwas ungewöhnlicher und gewagter Ausdruck vor S. 27:

Du leichter Hauch, der Seele ahnend Däuchten,
Unsterblich Ich, wohin willst du entschweben?
Wirst du erlöschen, wie der Kerze Leuchten,
Dir schutzlos ist dem Winde Preis gegeben?

Man kann zwar aus dem unpersönlichen „es däucht mich" ein substantivisches „Däuchten" herausbringen, aber es ist doch ein auffallender und darum die Illusion störender Ausdruck und hier erscheint er überdieß pleonastisch, weil dasselbe schon im Ahnen ausgedrückt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 67. Sonnabend den 18. September 1847.

Kriegsgeschichte.

Geschichte der innerhalb der gegenwärtigen Grenzen des Königreichs Württemberg vorgefallenen kriegerischen Ereignisse vom Jahr 15 vor Christo bis zum Friedensschluß 1815. Von Karl v. Martens, königl. württ. Obersten &c. Stuttgart, Verlag der königl. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg, 1847.

Das sehr fleißig ausgearbeitete Werk des Herrn Obersten von Martens (Bruder des rühmlichst bekannten Botanikers) hat einen doppelten Werth, einmal für den Geschichtsfreund, sofern das militärische Auge in der Beschreibung alter Schlachten immer genauer sieht, als das des gelehrten Civilisten, und sodann für den Patrioten, sofern eine Uebersicht aller Angriffe, die der Feind jemals auf unsere Heimath gemacht hat, uns die schwachen Seiten der letztern und des bisherigen Defensionssystems kennen lehrt, vor Wiederholung schon begangener Fehler warnt oder auch manches früher mit Erfolg angewandte Verfahren wieder empfehlend ins Gedächtniß ruft. Wir zweifeln, ob in allen Bundesstaaten die Offiziere das Terrain ihres Vaterlandes gehörig kennen. Nun ist aber nichts geeigneter, die Terrainkunde dem Gedächtniß einzuprägen und ihr Studium zu beleben, als die Geschichte der Schlachten. Der junge Offizier wird leicht eine Gegend vergessen, in der ihm bloß die Anwendung irgend einer Theorie anschaulich wird, aber eine Gegend, wo eine Schlacht vorfiel, deren Geschichte er studirt hat, die wird er nie vergessen.

Der Verf. wählte als Mitglied des württembergischen Vereins für Vaterlandskunde seit dem Jahre 1836 diese Kriegsgeschichte zu seiner Aufgabe. „Je weiter, sagt er, ich mich in die Arbeit vertiefte, desto mehr fand ich, wie unvollständig, mangelhaft und großentheils unrichtig die in Württemberg vorgefallenen kriegerischen Ereignisse nicht nur in allen bisher über Württemberg erschienenen Geschichtswerken, sondern auch in den meisten übrigen Schriften, die von den in Süddeutschland vorgekommenen Kriegen handeln, dargestellt worden sind. Dieß bewog mich der Arbeit eine größere Ausdehnung zu geben, dabei aber den ursprünglichen Zweck derselben, möglichst vollständige Beiträge zur württembergischen Orts- und Landesgeschichte in kriegsgeschichtlicher Beziehung zu liefern, festzuhalten. So entstand das vorliegende Werk, die Frucht zehnjähriger nicht müheloser, aber auch nicht selten mit günstigem Erfolge belohnter Forschungen, denn neben den vielen gedruckten Hülfsmitteln, fand ich sowohl in dem hiesigen Staatsarchive, als auch an manchen andern Orten viele bis jetzt noch wenig oder gar nicht benützte handschriftliche Quellen, die mir eine reiche Ausbeute gewährten."

Die ältesten Schlachten in Württemberg dürften wohl die gewesen seyn, welche germanische Stämme den keltischen lieferten. Wir wissen davon nichts. Die Geschichte erwähnt erst der Schlachten, welche Römer den Alemannen und Burgundern lieferten. Aber auch diese Schlachten sind in Dunkel gehüllt. Man weiß den Ort nicht, wo sie vorgefallen. Die große Schlacht des Maximin hat man früher nach Oehringen, die des Valentinian nach Rotenburg am Neckar versetzt, allein ohne überzeugende Gründe. Herr von Martens kann daher auch diese Kämpfe nur kurz berühren. Noch weniger bestimmt sind die Nachrichten vom Einfall der Hunnen, von den Aufständen der alemannischen Herzoge gegen die Frankenkönige, von den Streifereien der Ungarn, sogar noch von den Kämpfen des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben mit König Heinrich IV. Man sieht wohl, daß die Berichte von unkriegerischen Mönchen herrühren. Auch über die Kämpfe unter den Hohenstaufen hat man wenig Details. Herr von Martens faßt diese ganze Vorzeit in 35 Seiten zusammen.

Erst mit dem Hervortreten des gräflichen Sonderinteresses in dem zerfallenen Herzogthum Schwaben beginnt eine umständlichere und allmählig immer genauer werdende Berichterstattung über die Schlachten und Belagerungen, die in den jahrhundertelangen Fehden zwischen Haus Württemberg einer-, den Städten und dem Adel andererseits vorfielen. Wir können hier nicht darauf eingehen. Den Schluß dieser kleinen interessanten Kämpfe macht der große Krieg des schwäbischen Bundes wider Herzog Ulrich von Württemberg und des letzteren Vertreibung. Von da an hören Fürsten, Adel und Städte auf, einander zu befehden und der Krieg, der bisher nur im Kleinen, aber fast überall geführt wurde, concentrirt sich wieder in selteneren aber größeren Kraftäußerungen. Die fürstlichen Privatkriege, wenn man so sagen darf, müssen von nun an wieder den großen Reichskriegen Platz machen.

Es ist nicht unmerkwürdig, daß diese Wendung der Dinge gerade wieder durch einen Krieg in Schwaben bezeichnet war, nämlich durch den Bauernkrieg. Die Oertlichkeit Schwabens hat für die deutsche Geschichte immer eine große Bedeutung gehabt. Als noch das Römerreich in seiner vollen Größe dastand, war es Schwaben, in welches wie in einen Keil hinein die Deutschen alle ihre Kraft zusammendrängten, um das große Weltreich in zwei Theile zu spalten, wie ihnen auch gelungen ist. Die Durchbrechung des Pfahlgrabens, die Eroberung des Schwarzwaldes, die Sperrung alles Verkehres zwischen Donau und Rhein war der Wendepunkt der römischen Weltherrschaft. Als römische Kraft die Sehne zwischen Straßburg und Ulm nicht mehr spannen konnte, war sie gebrochen. — Im Bauernkriege erhielt nun Schwaben abermals eine große Bedeutung. Mit ihm hörte die romantische Erbärmlichkeit der Fehden auf und begann wieder die Großartigkeit nationaler Kämpfe.

Der Bauernkrieg ist sehr genau, auch einzelne Punkte noch

in Beilagen erörtert. Ihm folgt die Restauration des Herzogs Ulrich durch die Schlacht bei Laufen, dann der schmalkaldische Krieg, endlich der große dreißigjährige Krieg. In Bezug auf dessen Geschichte ist bisher von militärischem Standpunkt aus noch bei weitem nicht genug geschehen. Es erfordert aber freilich auch ein unsäglich mühsames Quellenstudium. Schon die kleine Partie, welche sich Herr von Martens aus dem großen Kriege zur besondern Untersuchung ausgewählt hat, bot viele Schwierigkeiten dar. Im dreißigjährigen Kriege erschienen die Heere bald nur wie Meteore, sausten feurig durchs Land und verschwanden wieder. Kaum kann man dem raschen Zuge mit den Augen folgen. Dann lagen sie wieder wie Blei fest, Jahrelang das Land drückend. Der Krieg wurde auch nicht immer durch große Schläge entschieden, sondern löste sich wieder in Belagerungen von kleinen Städtchen und Schlössern, wie zur Zeit der alten Fehden auf. Die Kämpfe, die in Schwaben Wiederhold bestand, gleichen ganz den alten Fehden Eberhards des Greiners. Es ist sehr schwer, all den kleinen Ueberfällen, Quartieraufschlagungen, Plünderungen, wie sie vorfielen, zu folgen. Am schwersten aber ist, die Raison der Kriegsbewegungen anzugeben. Da wird gelagert, still gehalten monatlang, man weiß nicht warum. Da wird ein Feind geschont, den man schon in der Gewalt hat. Da unterhandelt man mit dem Feind und mißtraut dem Freunde ꝛc. Das erklärt sich alles nur aus den diplomatischen Intriguen, welche die Kriegsbewegungen heimlich leiteten.

Der scharfe Blick des Verfassers dringt nun in das Gewirr dieser Kämpfe des dreißigjährigen Krieges ein und erörtert viele unklare oder bestrittene Punkte desselben. Wir heben nur einen Punkt heraus, der für die Leser allgemeines Interesse haben dürfte, nämlich die Frage, ob die berühmte That der 400 Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen eine Fabel ist, oder nicht? Herr von Martens schließt sich am meisten an die unlängst in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Gewerbe des Kriegs 1846 III. 48 f. von Herrn von Laroche geäußerte Meinung an. „Mancher Leser wird in der Schilderung der Schlacht bei Wimpfen die allgemein verbreitete Sage von den 400 Pforzheimern und ihrer heldenmüthigen Aufopferung in jener Schlacht vermissen. In den gleichzeitigen Quellen, namentlich in dem mehrerwähnten Heilbronner Berichte und im Theatrum Europaeum ist von den 400 Pforzheimern gar keine Rede. Gehres, Pforzheims kleine Chronik 116 erzählt zwar auch den Tod der 400 Pforzheimer, aber nur nach der von Posselt am 29. Jan. 1788 gehaltenen schönen Gedächtnißrede, die nicht als eine urkundliche Quelle betrachtet werden kann. Sogar Sachs, Einleitung in die Geschichte von Baden IV. 433 sagt nur in einer Anmerkung und ohne Angabe der Quelle: „Man meldet, daß bei 400 Mann von der Bürgerschaft zu Pforzheim, welche dem Markgrafen zu einer Leibgarde gedient hatten, fast bis auf einen Mann sich haben niederhauen lassen.“ Einige Schriftsteller, wie der Verfasser der Geschichte des Kriegswesens, Graf Mailath, K. A. Menzel, Röse u. A. führen nur 300 Pforzheimer an. Am gründlichsten beleuchtet die Sage der 400 Pforzheimer der Herr Hauptmann von Laroche in dem oben erwähnten Aufsatze. Nach ihm gebührt der Ruhm einer besondern Vertheidigung und eines besondern Ausharrens nächst dem gesammten Fußvolke, hauptsächlich dem ganzen aus 9 Kompagnien bestehenden badischen „weißen Regimente“, bei dem sich 3 Kompagnien aus der Stadt und dem Amte Pforzheim befanden, deren jede 300 Mann stark war. Eine dieser Kompagnien kann von der Stadt Pforzheim gestellt worden seyn. Weitere 100 Mann von Pforzheim bildeten ein Reiterfähnlein. Die Leibwache des Markgrafen bildeten aber die Pforzheimer nicht. Einen Bürgermeister Deimling, der mit den 400 Pforzheimern in der Schlacht bei Wimpfen umgekommen seyn soll, gab es damals gar nicht, und daß überhaupt in jener Schlacht nicht viel Pforzheimer umgekommen seyn können, beweist Herr von Laroche sinnreich durch die Nachweisung, daß nach dem Jahre 1622 keine Abnahme in den Geburten in Pforzheim auffällt, was doch gewiß der Fall seyn müßte, wenn 400 oder auch nur 300 rüstige Männer aus jener Stadt an einem Tage umgekommen wären.“ Ueber die Schlacht bei Wimpfen gibt es noch einen Bericht des bayeischen Obersten Fritsch in Westenrieders Beiträgen. — Herr von Martens theilt S. 376 eine bisher unbekannt gebliebene Notiz mit, nach welcher Butler, Wallensteins Mörder, in Schorndorf gestorben ist.

Diesen traurigen Zeiten folgt einige Ruhe, dann der Einfall Melacs. Die französischen Mordbrenner, die auf Ludwigs XIV. Befehl die Pfalz verheeren mußten, streiften auch nach Schwaben hinüber. Daran schloß sich dann bald der spanische Erbfolgekrieg. Schwaben verdankte es damals einem besondern Glück, daß es, zwischen Frankreich und Bayern in die Mitte genommen, nicht noch herbere Leiden erfuhr. Im siebenjährigen Krieg blieb es ganz verschont. Die Zeit bis zu den Revolutionskriegen zeichnet sich nur durch den gänzlichen Verfall, wie der Reichsarmee überhaupt, so insbesondere auch der schwäbischen Kreistruppen aus. Vielleicht hätte Herr von Martens ein Gemälde dieses Verfalls entwerfen sollen.

Von sehr großem Interesse ist sodann die aufs genaueste behandelte Geschichte des Morean'schen Einfalls in Schwaben im Jahr 1796. Dieser Feldzug hätte schon längst eine eigene Monographie verdient. Abgesehen vom rein kriegsgeschichtlichen Interesse ist er auch insofern wichtig, als hier zum erstenmal die süddeutsche Gemüthlichkeit mit dem modernen Republikanismus der Franzosen zusammenstieß. Dafür ist besonders eine hier nicht erwähnte, überhaupt rar gewordene Quelle bemerkenswerth, Armbrusters Sündenregister der Franzosen während ihres Aufenthalts in Schwaben, 1797. — Die Thätigkeit der württembergischen und schwäbischen Kreistruppen war in diesem Feldzug sehr unbedeutend und ruhmlos; Erzherzog Karl stellte inzwischen die Ehre der deutschen Waffen bald wieder her. Seine damaligen Thaten in Schwaben erfreuen sich in vorliegendem Werk einer sehr ausführlichen Behandlung. Seit jenen denkwürdigen Tagen hat Württemberg, die Ulmer Katastrophe von 1805 abgerechnet, keinen Feind mehr gesehen, ist aber auch in der Aufrichtung von besseren Schutzwehren gegen neue Angriffe nicht weit vorgeschritten. Für die Vertheidigung des Schwarzwalds ist noch immer nicht gesorgt, wozu freilich ein großartiges Landwehrsystem gehörte. Wir haben uns darüber ausführlicher im 4ten Heft der Deutschen Vierteljahrsschrift von 1843, Nr. 44 ausgesprochen.

Staatswissenschaft.

Der organische Staat. Von Eduard Schübler. Stuttgart, Franckh, 1847.

(Schluß.)

Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser dem Staat die Aufsicht über die Gemeinde sichert, ohne darum deren Freiheit aufzuheben, weil es ihm überall auf heilsames Zusammenwirken, nicht auf feindseliges Graviriren der politischen Faktoren ankommt. Bei dieser Gelegenheit stellt er eine sehr interessante Vergleichung zwischen den südwestlichen und nordöstlichen Gemeinden unseres deutschen Vaterlandes an (S. 137):

„Im Südwesten bestehen entschieden demokratische Formen für die Wahlen der Magistrate, welche von der Ernennungsweise der Staatsstellen gänzlich abweichen. Die Rechte der auf diese Weise Gewählten sind zwar gering, auf die Verwaltung des Gemeindevermögens größtentheils beschränkt, meistens um so geringer, je mehr die demokratischen Wahlformen hervortreten, aber sie sind doch in demselben Verhältniß auch von der Staatsgewalt genau unterschieden, derselben sogar entgegengesetzt. Die Gemeindebehörden, welche diese Rechte anzuwenden haben, erscheinen weniger als die untersten Glieder des Staats, sondern als Bollwerke der Volksfreiheit, welche der Staatsgewalt gegenüber aufgestellt sind. Man bemerkt diese Entgegensetzung, je mehr man sich der südwestlichen Grenze nähert, am wenigsten in Bayern und Kurhessen, mehr in Württemberg, am meisten in Baden, und sieht hier deutlich die Einwirkung des analysirenden Geistes der romanischen Völker. Die zweite Hauptart der Gemeindeverfassungen finden wir im nordwestlichen Deutschland, in Preußen. In der preußischen Städteordnung von 1808 und in der revidirten von 1831 sind die Rechte der Gewählten den demokratischen Formen der Wahlen weniger geopfert, stehen vielmehr beide mit einander besser im Verhältniß. Die Staatsgewalt hat sich dagegen ihre Einwirkung auf die Gemeinden hauptsächlich durch die Befugniß gesichert, die Wahlen und die Rechte der Gewählten bei auffallendem Mißbrauch derselben zeitweis ganz zu suspendiren. Während im Südwesten die Regierungen die Rechte der Sache nach abtheilen, wurde im Nordosten eine Theilung mehr der Zeit nach vorgezogen. Während dort die Gemeinden geringere, aber genau abgetheilte, unwiderrufliche Rechte haben, sind hier größere hingegen widerrufliche verwilligt. Doch ist auch hier eine innige Verbindung der Gemeinde- und Staatsbehörden eben so wenig hergestellt. Diese Verbindung findet nicht statt, weder wenn die Gemeinden ihre Rechte genießen, noch wenn sie ihnen zeitweis entzogen sind. Die dritte Art von Gemeinden findet man in der Linie von Südosten nach Nordwesten, in Oesterreich, Sachsen, Hannover. Hier haben die Gemeindebehörden die größten Rechte, besonders auch auf Jurisdiktion und Polizei. Es findet weniger eine Theilung derselben weder der Zeit noch der Art nach statt, dagegen ist auch die Einwirkung der Staatsgewalt auf die Gemeindebehörden und ihre Wahlen häufiger und durchgreifender. Diese Verfassungen scheinen am besten dem Zwecke zu entsprechen. Doch fehlt auch hier eine lebendige Verbindung, eine innere Ausgleichung der Gegensätze. Wenn gleich hier die Befugnisse der Gemeindebehörden weiter ausgedehnt sind, so bestehen doch fast überall noch besondere von ihnen getrennte Staatsbehörden neben ihnen, welche einzelne öffentliche Geschäfte besorgen. Wenn gleich die Verbindung der Gemeindebehörden mit den vorgesetzten Stellen geordnet ist, so geschieht sie doch mehr durch die Schrift als durch das Wort, mehr in der Weise getrennter Gewalten, als der sich ergänzender Glieder eines Ganzen. Mehr oder weniger findet man daher überall bei den Gemeinden einen unvermittelten Gegensatz." Diesen Gegensatz bilden die praktischen, aber in der Gesetzeskunde minder erfahrnen Volksmagistrate, und die gesetzeskundigen, aber weniger praktischen Staatsbeamten. Daß jedem etwas fehlt, ist natürlich, eben deßhalb sollten sie einander wechselseitig ergänzen. Der Fehler liegt also einzig darin, daß sie getrennt von einander wirken und nicht in unmittelbarem Verkehr mit einander stehen. Der Verfasser verlangt daher, Staatsbeamte sollen in der Art, wie ehemals die Syndici, ohne Stimmrecht, nur als Gesetzeskundige belehrend, den Verhandlungen der Magistrate anwohnen, wie er andererseits verlangt, daß auch Vertreter des Volks dem höchsten Staatsrath beiwohnen sollen. Und außerdem erinnert er an die ältere Sitte der reisenden Beamten. Es sey nicht nur im allgemeinen Interesse, daß Einer sich zu Vielen, die ihn brauchen, begebe und nicht passend, daß Viele sich zu Einem hinbemühen, sondern es fördere auch die praktischen Erfahrungen der Beamten ungemein, wenn sie überall zugegen seyen.

Daß Herr Schübler das Vorurtheil der neuern Zeit in Bezug auf die Trennung der Beamten nicht theilen würde, ließ sich erwarten. Er tadelt die großen Mißstände, die daraus hervorgegangen. „Der Justizbeamte arbeitet abgesondert von dem Polizeibeamten und dieser wieder von dem Finanzbeamten, jeder mit besonderer Kanzlei, besondern Behörden untergeordnet und ohne regelmäßige Verbindung unter einander. Nicht selten geht die Verzweigung noch weiter. An sich ist nun diese Trennung nach Stufen und Geschäften nothwendig; aber ebenso werden Einrichtungen zur Wiedervereinigung der getrennten Theile erfordert. Ohne diese Anstalten zur Verbindung zeigen sich die Nachtheile, unter denen die Regierungen und die Völker leiden, worüber jetzt so viele Klagen gehört werden. Die nächste Folge der scharfen, unvermittelten Trennung ist die Herrschaft des schriftlichen Worts über das mündliche in der Behandlung der Rechtspflege und aller übrigen öffentlichen Geschäfte. Die weitere Folge dieser Trennung ist die Herrschaft des heimlichen Verfahrens über das öffentliche. Die Verwandlung des Gesprochenen und Geschriebenen treibt die Nichtbetheiligten aus den Kanzleien fort, selbst wenn sie Zutritt hätten. Die weitere dritte Folge der Trennung ist die Verdunklung der Wahrheit für die entscheidenden Behörden, welche ohne eigene Wahrnehmungen auf den Bericht eines Referenten über den Bericht des untersuchenden Beamten, auf den zweiten Reflex eines Spiegels sich verlassen müssen, deßwegen absichtlichen und unabsichtlichen Täuschungen so vielfach unterworfen sind. Daraus folgt dann auch die große Anhäufung der Geschäfte, welcher oft die angestrengte erschöpfende Thätigkeit der Beamten unterliegt und welche durch die gebotene Vermehrung der Beamten die besten Kräfte der Staaten verzehrt. Gründliche Hülfe erreicht man hier nur durch Einrichtungen zur Wiedervereinigung der getrennten Orts- und Distriktsbeamten, so daß die Unterschiede derselben, ohne zu verschwinden, doch zu einander in lebendige Wechselwirkung treten. Im ältesten Deutschland waren die Distriktsbeamten meistens nicht Andere, als die Ortsbeamten, sondern diese letzteren selbst in ihrer Gesammtheit, galt ein Beschwerderecht vom Ortsgericht an die Versammlung der Ortsrichter des Distrikts an das Gaugericht, war der Vorgesetzte nur der Erste unter Gleichen. Noch findet in England Rekurs statt von der Entscheidung des einzelnen Friedensrichters an die versammelten Friedensrichter der Grafschaft. Das ist auch der Weg, der jetzt wieder einzuschlagen ist, um die getrennten Theile zu vereinigen, um die Nachtheile der Trennung zu beseitigen und der Einheit vom Volk und Staat, von Vorgesetzten und Untergebenen auch auf dieser Stufe der Staatsbildung sichtbare Gestalt zu geben. — Dieses Bezirkskollegium, für die laufenden Geschäfte bestimmt, kann aber auch als Ausschuß eines größeren Magistrats dienen, der zu entscheiden hätte bei allgemeinen wichtigern Angelegenheiten, Ausschreibung von Steuern, Abfassung von besondern Gesetzen und Verordnungen der Distrikte; dieser größere Bezirksmagistrat ist dann zusammengesetzt aus dem Kollegium der Bezirksbeamten, ferner den Abgeordneten der einzelnen Gemeinden aus der Zahl der wechselnden unbesoldeten Mitglieder der Magistrate, ferner aus den größern Güterbesitzern ohne Wahl, welche eine Markung für sich bilden, den Mitgliedern des begüterten Adels, ebenso auch aus den ersten Geistlichen der am meisten verbreiteten Kirchengesellschaften. So erhält man zugleich in lebendiger Verbindung mit dem Staat diejenige Einrichtung welche in verschiedenen Ländern auf verschiedene Weise

das Bedürfniß unter dem Namen Provinzialständen, Kreisständen, Amtsversammlungen ins Leben rief, die aber meistens ohne innern Zusammenhang mit der Staatsverwaltung, deßwegen auch ohne großen Erfolg besteht."

Um in der angegebenen Weise endlich auch den herben Gegensatz zwischen Ständen und Regierung organisch zu vermitteln, schlägt Herr Schübler zunächst die Befolgung des englischen Beispiels vor. „Die Mitglieder der Centralkollegien sollten im Oberhaus Sitz und Simme haben, neben den Mitgliedern des hohen Adels und din ersten Geistlichen, nicht bloß einzelne, durch Gunst der Regierung ausgewählte, sondern alle durch ihr Amt und mit demselben. Das Oberhaus sollte die Aristokratie umfassen, nicht bloß die der Geburt und des Geistes, sondern auch die des Amts. Die ersten Beamten müssen gerade das innere Leben, den Mittelpunkt, den thätigen Theil des Oberhauses auch während der Vakanz der übrigen bilden. Auch sollte die Kammer der Abgeordneten während der Dauer ihrer Vakanz einige ihrer Mitglieder zu allen Verhandlungen der Centralbehörden als beständige Beisitzer abzuordnen haben, welche zugleich den Ausschuß der zweiten Kammer bilden, und daher bald vereinzelt in den Kollegien, bald vereinigt als Ausschuß in Thätigkeit sind. So wird eine lebendige, fortdauernde Berührung der Beamten mit den Ständen erreicht." Auch müßten, wie der Verfasser weitrr ausführt, im geheimen Rathe der Krone, nach englischer Weise, unabhängige und unbesoldete Männer neben den höchsten Beamten des Reichs sitzen.

Bei solchen Staatseinrichtungen würde die wahre Volks- und Sachkenntniß und der wahre Volkswille entscheiden, und es würde seichten Theoretikern auf der Ministerbank und radikalen Phrasendrechslern auf den Oppositionsbänken und unwissenden Lärmmachern in der Tagespresse nicht mehr möglich seyn, den Nationalverstand zu übertölpeln und das Nationalinteresse ihren kleinlichen Eitelkeiten zum Opfer zu bringen.

Fragen von großer Wichtigkeit, die der Verf. beantwortet, sind ferner das Besteurungssystem und die Aufsicht des Staats über die Oekonomie der Gemeinden und Privaten. Zu den Theorien, die der mißverstandene Liberalismus ausgeheckt und die lange wie ein Alp auf uns gelastet, rechnet er auch die, welche das Ideal der Besteurung in der reinen Einkommensteuer sucht. Die Thatsache, daß durch Ueberhandnahme kostbarer Staatseinrichtungen, wie z. B. die Eisenbahnen und andere öffentliche Anstalten die indirekten Abgaben viel größer geworden sind, als die direkten, und die Ungerechtigkeit die darin liegt, daß der, welcher bei den indirekten Steuern durch Familie oder Arbeit ungleich mehr betheiligt ist, als der Familien- und arbeitslose Rentier, bei der direkten Steuer gleich betheiligt werden soll, sind hier zur Beurtheilung genügend. Von besonderer Wichtigkeit erscheint, was der Verfasser über die ökonomische Aufsichtspflicht des Staats und der Gemeinde sagt. Wie dieselben die allzugroße Anhäufung oder Zerstücklung des Bodens zu verhüten haben, so auch die zu große Anhäufung oder Zerstücklung dir Kapitale. „Auch die beweglichen Güter müssen durch unauflösliche Bande an das Allgemeine gekettet, vor grenzenloser Willkür bewahrt werden, insbesondere die Nahrungsmittel, die Kleidung, das Geld. Auch beim reichsten Genuß, beim größten Ueberfluß sollte der Einzelne immer an seine Pflichten für das Allgemeine erinnert werden durch Verbot von Speisen, welche dem allgemeinen Wohl verderblich sind. In China ist das Opium verboten, in der Türkei der Wein. In Deutschland möchte zunächst der Genuß der gebrannten Wasser zu verbieten seyn in Orten, welche Ueberfluß an andern Stärkungsmitteln haben. In Zeiten der Theurung sind aber noch durchgreifendere Beschränkungen beim Genusse und Verkauf von Eßwaaren geboten. Auch beim Gebrauch der Kleider sind Schranken nöthig. Weil hier unbeschränkte Freiheit besteht, so wetteifern immer die Niedern gegen die Höhern. Kaum haben die Ersteren eine Auszeichnung, so wird sie schon nachgeahmt, heruntergezogen und werden neue Auszeichnungen nöthig. Wegen dieses Kampfs werden jährlich außerordentliche Mengen von Stoffen nutzlos verbraucht, verschnitten, verdorben, muß die schönste Sitte wieder bald einer unschönen weichen, wird der Wohlstand vieler Familien vermindert, gehen unausgesetzt viele Kaufleute und Fabrikanten zu Grund, bleibt das Volk, ungeachtet aller Zölle vom Mode beherrschenden Ausland abhängig." Gegen diese Abhängigkeit eifert unser Verf. noch an mehreren Stellen seines lehrreichen Buchs. Er verlangt eine Verbindung der Kaufleute mit den Handwerkern zum Schutz der inländischen Arbeit unter dem Beistand der Gemeinde und des Staats gegen den in den meisten Fällen durch keinerlei wahres Bedürfniß herbeigeführten Andrang ausländischer Erzeugnisse.

Auch die Kirche zieht der Verf. in Betrachtung und verlangt, seinem Prinzipe gemäß, auch das möglichst freundliche Zusammenwirken ihrer Beamten mit denen des Staats. Indeß ist dieß Kapitel nicht genug erschöpft. Der Verf. hätte vielleicht zusammenfassen dürfen, was die Kirche für die Erhaltung der schönen alten Volkssitten geleistet hat, und er hätte nicht unberücksichtigt lassen sollen, daß nur in innigster Verbindung mit dem Glauben des Volkes sich Sitten und Gesinnungen heranbilden, die auch den politischen und bürgerlichen Einrichtungen Dauer geben. Mit unbegreiflicher Verstandlosigkeit hat die moderne Aufklärung gegen die guten alten Gewohnheiten im Volke gewüthet, alte örtliche Verpflichtungen für nichtig erklärt, der frommen Zucht durch eine neue laxe Gesetzesobservanz Hohn gesprochen, Diebe und Sittenverpester gegen die alte Volksjustiz in Schutz genommen, dem schädlichsten Kleiderluxus und den geschmacklosesten Moden gegen die schöne alte Volkstracht Vorschub geleistet, die Pietät gegen Eltern und Vorgesetzte wie den treuen alten Gottesglauben systematisch in den Schulen vernichtet und unter dem Namen der Emancipation das gemeine Volk durchweg entsittlicht und schlechter gemacht, ohne im geringsten seinen Wohlstand oder seine wahre Bildung fördern zu können. Hier liegt des Uebels tiefste Wurzel. Es handelt sich daher auch nicht allein um eine Reorganisirung des Staats-, sondern vorzugsweise auch um eine des kirchlichen Lebens. Der Staat wird nie mit seiner Wiedergeburt zu Stande kommen, wenn er noch voraussetzt, was nicht mehr vorhanden ist, oder für entbehrlich hält, was unumgänglich ist. Die Folgezeit wird lehren, wie tief der Staat in der Kirche wurzelt und nicht neben ihr, sondern in ihr steht. Je weiter er sich von ihr zu entfernen strebt, je stärker werden die unsichtbaren Bande, die ihn in ihren Bereich ziehen.

Vielleicht befreunden sich manche Leser mit den neuen Gedanken des treffliches Buchs, von dem wir sie bisher unterhalten haben. Die größere Wahrscheinlichkeit ist freilich dafür, daß die an bureaukratische Maximen und radikale Stichwörter gewöhnte Menge es weder verstehen wird noch auch nur wird kennen lernen wollen. Das Gewisseste ist aber, daß die Zukunft heller sehen wird, als die Gegenwart, und daß dann vieles von dem, was Herr Schübler heute gleichsam nur schüchtern sagen darf, allgemein anerkannt seyn wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 68. Donnerstag den 23. September 1847.

Kuriosa.

1) Das Schaltjahr. Durch J. Scheible. Dritter Band: Januar. Stuttgart, Verlag des Herausgebers, 1847.

2) Das Kloster. Von demselben. Sechster Band. Die gute alte Zeit, geschildert in historischen Beiträgen ꝛc. aus Wilhelm von Reinöhls Sammlungen. Erster Band. Mit 71 Tafeln Abbildungen und 33 Holzschnitten. Daselbst 1847.

Wie schätzenswerth das Aufsammeln und Wiederabdrucken seltner Druckschriften aus den letzten Jahrhunderten unter allen Umständen ist, so hat man doch auch ein Recht zu wünschen, daß es in einer gewissen Ordnung und mit diplomatischer Genauigkeit geschehen möchte. Dieser schon mehrmals von uns in Bezug auf die reichen Scheible'schen Ausgaben geäußerte Wunsch ist endlich erfüllt worden, indem die Sammlungen des Herrn von Reinöhl hier in einer weit bessern Ordnung erscheinen, als es Herrn Scheible bisher beliebt hat, seine alten Schätze mitzutheilen. Nur der dritte Band des Schaltjahrs hat die bisherige Eintheitung beibehalten. Da werden wieder alte Sachen, die zusammengehören, in Stücke gehackt und durch den dicken Band zerstreut, obgleich es so natürlich gewesen wärr, sie beisammen stehen zu lassen. Indeß sind wenigstens die Quellen angegeben, was früher nicht immer der Fall war.

Im dritten Band des Schaltjahrs ist das bemerkenswertheste, „das dritte bis siebente Knöpflein“ des humoristischen Predigers Geiler von Kaiserspèrg, die Fortsetzung der Beschreibung des Konstanzer Concils, des berüchtigten Dominikanerprozesses in Bern, des sogenannten Maaßstabes Gottes, der Probenächte, der Geschichte des Jud Süß, des trunken Gesprächs von Fischart, deren Anfänge schon im vorigen Bande vorkommen, neu: eine Komödie vom sächsischen Prinzenraub, das Schachzabelspiel, eine Menge Lieder und Schwänke, Sittenzügr und abergläubische Meinungen. Unter den Schwänken zeichnen sich die vom Beutelspacher Ochsen aus. Hier wurde nämlich noch im Jahr 1796 bei einer Viehseuche der Stier lebendig begraben, um die Krankheit von den Kühen abzuhalten. Es wurden damals viele Spottlieder und Spottbilder darauf verfertigt, die hier gesammelt und wieder abgedruckt sind.

Noch größer an Umfang, reichhaltiger an Inhalt und hauptsächlich besser geordnet ist der erste Band der Reinöhlschen Sammlungen. Wir finden darin zuerst eine sehr seltene Flugschrift, den Bericht Georgs von Frundsberg über die Schlacht bei Pavia; dann das Spießrecht der alten Landsknechte, und eine lange und einläßliche Abhandlung über die alten Kleidertrachten und Moden, hauptsächtich über die Schellentracht, die Schnabelschuhe, die getheilte Kleidung und die Pluderhosen. Zur Erläuterung dieser interessanten Abhandlung sind eine Menge Abbildungen beigegeben, die uns die phantastischen Trachten des fünfzehnten und sechzehntrn Jahrhunderts vor das Auge bringen, jedoch vorzugsweise die männliche und kriegerische Tracht. Man braucht diese wahrhaft tollen Moden nur anzusehen, um den „Hosenteufel“ zu verstehen, gegen den die Eiferer für gute Zucht damals von allen Kanzeln donnerten. Wir können uns nicht enthalten, auf S. 74 eine kurze Uebersicht des Modengangs hier mitzutheilen. „Kürzere oder längere Tuniken (ähnlich den Blousen unserer Tage) nebst einem Mantel, bilden das Oberkleid beider Geschlechter bis ins 15te Jahrhundert. Darunter trugen die Männer Hosen, welche mit den Strümpfen ein Ganzes bilden. Sie bestanden aus zwei von einander getrennten Stücken, und waren unter der Tunik an einem Riemen befestigt, welcher den Leib umgürtete, und zugleich eine weite Unterhose umschloß, die in die Hosenstrümpfe hineingesteckt wurde, und so den Unterleib verwahrte. Dieses wird aus mehreren Bildern deutlich, welche man bei Engelhards Herradis v. Landsperg findet. Kopfbedeckungen, mit Ausnahme von Kaputzen an den Röcken, kommen in diesen frühern Jahrhunderten bei Männern sehr selten vor; bei Weibern dagegen der Schleier. Häufig sieht man keine Schuhe, dahrr anzunehmen ist, daß die Hosenstrümpfe mit riner dichten Sohle von Leder versehen gewesen. Im 15ten Jahrhundert findet man die Tunik der Männer häufig an der Seite aufgeschnitten, sie verkürzt sich, und wird oft enger; sie verwandelt sich in einen Lendener, der häufig nur bis an dir obere Hälfte der Schenkel reicht. In diesem Jahrhundert vornehmlich werden die gezattelten Kleider Mode, die aus einer Menge Lappen bestehen, in welche sich die Untertheile der männlichen Tunik und die Aermel beider Geschlechter endigen, die meistens von großer Weite sind; doch dauern diese Zalteln nicht über die Mitte des 15ten Jahehunderts hinaus; von da bis zu Ende des Jahrhunderts sieht man, wenigstens bei den jungen Personen männlichen Geschlechts und bei geringern Leuten, meistens knapp anliegende Gewänder, und selbst Könige erscheinen in kurzem Wamms. Die knappen Gewänder findet man auch in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts wieder, doch kommen jetzt geschlitzte Hosen und Aermel vor, ja das ganze Gewand erscheint oft zerschnitten, so daß das anders farbigte Unterfutter durchscheint, oder durch die Schlitze hervorgezogen wird. Wir sehen diese Moden oben bei Fig. 5—9 und späterhin artet sie in die Pluderhosen aus, neben welchen zugleich wieder geschlitzte oder

zerschnittene Wämser oft mit ungeheuern pludrichten Aermeln getragen wurden. Zwischen 1530—50 ist die Tracht etwas bescheidener, wenigstens an den Höfen, wie uns dir hier gegebenen Hofkleider verschiedener, besonders hessischer Fürstenhöfe beweisen. Es ist der jetzt so beliebte altdeütsche Rock, der Waffenrock, das vornehmste Kleidungsstück dieser Hofleute, freilich mitunter durch monströse Aermel verunstaltet." Das Anhängen zahlloser Schellen war im 15ten Jahrhundert Mode und kam ,im 16ten wieder ab. Dagegen hat sich das Halbiren der Kleider nach Farben viel länger erhalten, weil es der Theilung der Wappenfarben entsprach. Tragen doch noch jetzt die Landeswaibel in der Schweiz den doppelfarbigen Mantel, getheilt wie der Wappenschild ihres Kantons. Wir können hier nicht weiter auf das reichhaltige Kapitel der Moden eingehen, empfehlen aber die vorliegende Abhandlung allen Freunden dieses Gegenstandes. Studien von noch seltenerer Art hat der Verfasser in der folgenden Abhandlung über die Latwergen, Konfituren, köstlichen Weine ꝛc. des 16ten Jahrhunderts gemacht.

Seite 176 ist aus Lersner ein merkwürdiger Brief abgedruckt, worin ein Fähnlein Landsknechte sich verpflichtet, zu Fuß zu dienen für freie Zehrung und wöchentlich 10 Weißpfennige Sold für den Mann, oder wenn die Zehrung ausbleibt, 4 Gulden minder ein Ort (15 Kreuzer) monatlich für den Mann. Merkwürdig ist der Zusatz, daß Verwundeten, die nicht mehr dienen können, ein zweimonatlicher Sold gereicht werden soll „und nit mehr."

Eine Abhandlung über die Alrunen und Liebeszaubermittel bringt ein außerordentlich reiches Material herbei mit genauer Angabe der Quellen. Daran schließen sich reiche Notizen über das Festmachen (die Waffensalbe) und das Nestelknüpfen; so wie auch über die Diebsfinger. — Seite 225 wird aus Furtenbachs Jammerchronik die Beschreibung der Belagerung und Eroberung Kemptens durch die Kaiserlichen mitgetheilt, Greuel der entsetzlichsten Art; an die sich andere aus Schwelins Chronik anschließen. — Dann eine Reihe historischer, auf Begebenheiten der mittleren Zeiten bezüglicher Lieder. Ferner das Recht der Stadt Salzburg; die Beschreibung des Konstanzer Concils von Stumpff.

Sehr beachtenswerth ist sodann die Abhandlung über das Puppenspiel, die fahrenden Schauspieler, Gaukler und Marktschreier. Man hat darüber bisher so gar wenig gesammelt und Herr v. Reinöhl hat sich ein wahres Verdienst erworben, indem er dafür sich interessirte. Als ein Maaßstab kann hier die Frankfurter Chronik von Lersner gelten, welche berichtet, daß schon im Jahr 1443 in Frankfurt am Main ein lebendiger Elephant für Geld gezeigt wurde; ferner daß 1545 ein Seiltänzer den Nicolaithurm bestieg; 1613 ließ sich ein Riese daselbst für Geld sehen, 1656 ein Fresser, 1668 eine Riesin ꝛc. Ein sich von selbst bewegender Wagen war 1657 zu sehen, ein Feuerwerk 1659. Fahrende Komödianten finden wir hier erst 1657 aus Heidelberg und Holland, dazu auch ein italienisches Puppenspiel, 1698 aus Sachsen, 1700 französische Operisten. Aus Siebenkees Materialien wird ausgezogen, daß in Nürnberg das einheimische Fastnachtsspiel, welches Hans Sachs, Ayrer ꝛc. so berühmt gemacht, allmählig den ausländischen Komödianten habe weichen müssen; 1612 spielten hier schon herumfahrende englische Komödianten. — Daran schließen sich Nachrichten über die ältesten Wurfgeschütze, ferner über die Glückstöpfe und ältesten Lotterien, über die verschiedenen Tanzarten. Endlich eine lange Abhandlung über die Frauenhäuser, die das Glück haben, auch schon früher umständlicher und gründlicher besprochen worden zu seyn, als manches andere wichtigere Institut der Vorzeit.

Weiter folgt eine kleine, aber interessante Erörterung der ältern Kinderspiele mit einer Illustration; eine Abhandlung über die Pilgerfahrten, zumal über die Kinderwallfahrten; eine sehr ausführliche über die Häuser und das Hausgeräthe und überhaupt das Stadtleben der Vorzeit; einige Legenden; eine Abhandlung über Kirchweihfeste, Glockenweihe ꝛc., eine andere über Leichenfeierlichkeiten und Trauergebräuche; die Wunder der schönen Maria zu Regensburg, d. h. einer Madonna, der eine Kirche auf den Trümmern der Synagoge errichtet wurde ꝛc. Am Schluß noch mehrere Nachträge zu der Abhandlung über die Frauenhäuser, die Häuser und das Städteleben. Darunter auch alte Hausrechnungen, die über die Preise der Utensilien aller Art Auskunft geben.

Wir sind außer Stande, alle interessanten Einzelheiten des Werkes hier aufzuzählen und begnügen uns, nachdem wir den Hauptinhalt kurz angegeben, es allen Freunden vaterländischer Vorzeit dringend zu empfehlen.

3) Die Geheimnisse des christlichen Alterthums. Von G. Fr. Daumer. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1847.

Eine der originellsten Ausgeburten der Phantasie, die jemals vorgekommen, und zugleich ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. — Herr Daumer hat Jahrelang über dem Buche gebrütet. Lange fürchtete er sich, dasselbe bekannt zu machen, „bis er mit Männern in Berührung kam, welche die Wichtigkeit der ermittelten historischen Wahrheiten erkannten und es ihm zur Pflicht machten, dieselben nicht feig und stumm mit sich ins Grab zu nehmen." (S. III. der Vorrede.)

Die große „auf die künstliche Gestaltung unserer Denkweisen und Zustände schwer wiegende" Entdeckung des Verfassers ist nun: „Jener alte Kronos und Moloch der phönizischen Völkerschaften mit seinen gräßlichen Menschenopfern, die einst nach bekanntem biblischem Zeugniß auch Israel brachte, er war ebenfalls nichts Anderes, als dieser Geist, dieser spiritus, dieses *πνευμα*, diese absolute Negation des natürlich Menschlichen und Weltlichen, und das Christenthum, rein historisch und unbefangen betrachtet und erforscht, ist nichts weiter, als das Wiederaufleben dieser uralten Barbarei im Kampfe mit der von den Griechen begründeten heidnischen Weltbildung, die vom Christenthum, einem molochischen Mysticismus und Jesuitismus des Judenthums, langsam und listig untergraben ward, um an ihre Stelle ein Zeitalter der drückendsten, grausamsten Priesterherrschaft und der äußersten Verwilderung aller menschlichen Zustände zu setzen. Auch die Griechen waren einst von den Banden eines furchtbaren Molochismus umgarnt; auch sie thaten in der Zeit Entsetzliches; aber sie schafften ihren alten, greulichen Kronos ab und schufen sich dafür einen Kreis von Göttern und Genien, der die wahrhaft göttlichen Ideen und Charaktere des Natürlichen und natürlich Menschlichen enthielt, den das hohe, künstlerische Genie dieses Geschlechtes in den herrlichsten und würdigsten Gestalten vor Augen stellte, und unter dem die Menschheit blühte, wie sie sonst niemals und nirgends geblüht. Diesem schönen, sanften, freundlichen Walten des Naturprinzips ward durch den im Anfang unserer Zeiterscheinung innerhalb jener in Palästina heimischen Sekte von natur- und kulturfeindlichen Finsterlingen

und dann in Folge der kakodämonischen Rührigkeit und Wirksamkeit derselben in weitern und immer weitern Kreisen neu aufgährenden und aufgehenden Geist — durch eben jenen alten, von der griechischen Weltbildung gestürzten Moloch und Kronos also, der die ihm entrissenen Zügel der Weltherrschaft aufs Neue faßte und dessen bösartiges Wesen sich nun im Kampfe mit Kultur und Humanität erst völlig entwickelte und auf die Spitze trieb, ein über alle Maaßen trauriges und thränenwerthes, von unserem Schiller in einem bekannten Meistergedicht mit Fug beklagtes Ende bereitet:

> Ach da euer Wonnedienst noch glänzte,
> Wie ganz anders, anders war es da!
> Da man deine Tempel noch bekränzte,
> Venus Amathusia!"

Theil I. S. 5. — „Die Juden haben recht gethan, daß sie die aus ihrem Dunkel hervortretende Sekte nicht dulden wollten, daß sie dieselbe in Gemeinschaft mit den eben so wenig zu tadelnden Heiden mit aller Kraft zu unterdrücken suchten, und jener ihr so nützlich gewordene Apostel hätte, die Sache im Lichte der Wahrheit betrachtet, mehr Ehre davon, wenn er, statt ein Paulus zu werden, dabei beharrt wäre, ein Saulus zu seyn. Denn nicht vorwärts, um das von den Heiden begonnene große Werk der Humanität zu vollenden, sondern rückwärts zu altem, verworfenem und verlassenem Wust und Greuel zielte das Christenthum; es hatte dieselbe reaktionäre, restauratorische Rolle übernommen, die in unsern Tagen der Jesuitismus spielt; es war der Jesuitismus der antiken Welt, der zunächst die ins Judenthum eingedrungenen Bildungselemente der damaligen Zeit, dann, weiter hinaus ins Allgemeine und Unbedingte greifend, die ganze alte humanistische Weltbildung bekämpfte, sich diesem edlen Feinde mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der List, der Accomodation, der Täuschung, der Heuchelei, der Gewalt und des Schreckens, so wie es die Umstände erheischten und möglich machten, beharrlichst entgegensetzte, und leider auch sein detestables Spiel gewann." S. 10.

Weiter bemerkt der Verfasser S. 15, daß Christus den alten Molochdienst nicht etwa in neuer Form, sondern ganz in der alten krassesten Weise hergestellt habe. Die Christen, sagt er, hatten metallene Stierbilder, in denen sie Menschen lebendig verbrannten. Den Beweis dafür findet er — in den Legenden christlicher Märtyrer, welche von Stieren getödtet worden seyn sollen, und — in den rothen Ochsen auf unsern Wirthhausschildern, die offenbar nicht so allgemein verbreitet seyn könnten, wenn sie nicht Ueberreste jenes blutigen Christenkultus wären. Indessen gibt der Verfasser auch gern zu, daß außer dem eigentlichen Molochopfer auch noch viele andere Formen der Tödtung nach und nach in Gebrauch gekommen seyen. S. 27 erklärt er das öftere Vorkommen der Christusbräute in den Legenden aus einem Euphemismus. Die dem blutigen Christengott zu opfernden Jungfrauen habe man dessen Bräute genannt und heuchlerisch die Schlachtbank als Brautbett bezeichnet.

Seite 33 beginnt eine lange Auseinandersetzung, aus welcher folgen soll, „daß das sogenannte Abendmahl von Anfang an bis auf diese Stunde die ganz bestimmte Bedeutung einer anthropophagischen Ceremonie hat," und ursprünglich ja bis tief in die neuere Zeit ein wirkliches Fleischessen abgeschlachteter Menschen gewesen ist. S. 75 sucht er zu beweisen, daß im Abendmahlskelch wirkliches Menschenblut genossen worden sey. S. 83 schließt er aus einer bekannten Legende, derzufolge Wittekind in der Hostie das Christkind sah, Karl der Große und sein ganzer Hof hätten geschlachtete Kinder gefressen. S. 89 leitet er das Wort Messe selbst von massacre, Blutbad, her. S. 92 sagt er, wenn Christus von sich sage, er bringe nicht den Frieden, sondern das Schwert, so verstehe er darunter das Opferschwert seines Molochkultus. S. 93 wird sogar das milde Friedenswort des Heilandes „lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht" auf die Kinder gedeutet, die von den Christenpriestern im heimlichen Molochdienst geschlachtet worden. „Es bietet sich hier kein anderer Gedanke, als dieser: die Berührung der Kleinen durch den christlichen Messias sey eine Weihe zum Tode gewesen, so daß sie in Folge derselben zum Opfer fielen; davor, wenn nicht überhaupt, doch in Rücksicht des ihnen zu zahlreich erscheinenden Herbeibringens und Bestimmens der Kinder zu solchem Behufe seyen die Jünger erschrocken; der Meister aber habe sich dieses religiösen Eifers und Zudranges gefreut und sey deßhalb über die demselben hemmend entgegentretenden Jünger so zornig geworden. Und zu dieser Annahme paßt auch der Grund, durch welchen Jesus die den Jüngern anstößige Ceremonie zu rechtfertigen sucht: „denn solcher ist das Himmelreich" d. h. dergleichen zum Tode geweihte und zum Opfer fallende Kinder gehen sofort in die höhere, himmlische Welt ein; darum hindert sie an solcher Erhebung und Verherrlichung nicht!"

Seite 101 ff. wird behauptet, im Kloster der h. Katharina auf dem Berge Sinai sey ein Hauptsitz des christlichen Molochdienstes gewesen und hier seyen namentlich Jungfrauen (Katharina = die Reine) geschlachtet worden. Auch die 11,000 Jungfrauen sollen von den Christen selbst ihrem Moloch geschlachtet worden seyn. S. 115 wird das berühmte Wunder des h. Bluts in Waldthüren erklärt. Die eilf gekrönten Christusbilder, die man dort erblickt haben will, sollen die Köpfe vor dem Altar abgeschlachteter Menschen gewesen seyn. Wegen solcher und zahlloser ähnlicher Greuel wird S. 121 „Christus eine furchtbar diabolische Macht" genannt. S. 124 stellt sich nach dem Verfasser „Idee und Verehrung der christlichen Gottheit als die eines molochischen Dämons vom allerbösartigsten Charakter heraus."

Was immer in alten Volkssagen von uralt heidnischen Gebräuchen sich erhalten hat, und gelegentlich auch wohl, aber nur von der Sage, auf spätere christliche Zeiten übertragen wird, das schiebt der Verfasser alles dem christlichen Kultus zu. So ist ihm das sagenhafte Einmauern lebendiger Kinder in die Mauern neugebauter Städte, Burgen, Brücken ꝛc. lediglich ein christliches Molochsopfer S. 138 ff. So sieht er auch in den koboldartigen Moosweibchen der heidnischen Sage nur die von Christenpriestern gejagten Opfer. „Eines der empörendsten Phänomene des christlichen Alterthums sind endlich jene Greueljagden, wo man Menschen, namentlich Kinder und Jungfrauen, zu Tode hetzte und dann als Jagdbeute und Wildpret verzehrte, was keineswegs ein bloß weltlicher Barbarismus war, sondern die Bedeutung eines christlich religiösen Kultusaktes hatte." S. 154.

Ja es dünkt dem Verfasser gar nicht so unwahrscheinlich, daß auch jetzt noch der Molochdienst gepflogen werde. Denn woher käme es sonst wohl, „daß sich eine noch nicht alte, in Nürnberg geborene und aufgewachsene Person in meiner (des Verfassers) Familie aus ihrer Kindheit erinnert, sich mit andern Kindern Abends auf der Straße gefürchtet zu haben, es möchte ein Mönch oder Pfaffe kommen, und ihr das Herz ausschneiden; sie stellte sich vor, er trage einen weißen Mantel, worunter ein Messer verborgen — eine merkwürdige Phantasie, die doch

wohl deutlich genug auf altchristliche Kinderopfer deutet." S. 162. Also noch heute, in der guten Stadt Nürnberg — es ist entsetzlich! Ohne allen Zweifel ist demnach auch Kaspar Hauser nur ein den verkappten christlichen Molochpfaffen in Nürnberg glücklich entronnenes Opfer gewesen. — In dem kinderschreckenden Niklas, Schmutzbarthel, Knecht Ruprecht ꝛc. sieht Herr Daumer nichts anders als den schwarz vermummten Christenpriester, der die Kinder abschlachtet. „Nichts anders als dieser schwarze Opferpriester der altchristlichen Zeit, nur in weltlicher Umdeutung und Umgestaltung, ist am Ende auch der berüchtigte Mohr von Venedig, der Frauenmörder; ebenso der frauenmörderische Blaubart, wobei an Schembart, Strohbart, Maske, Larve, gedacht werden kann, blau aber in der Bedeutung schwarz zu fassen, vergl. nordisch Blaland, Schwarzzahn, so daß die Sache wieder auf ein schwarzes Gesicht zurückzugehen scheint." S. 167. Auch kann nach des Verfassers Ansicht gar kein Zweifel seyn, daß wenn der h. Bartholomäus mit einem Messer und der ihm abgeschundenen Haut dargestellt wird, ihn dieß keineswegs als einen Märtyrer, sondern als einen „altchristlichen Opferschlächter" zu erkennen gibt. S. 170. Dieser Heilige scheint ihm ganz besonders wichtig für den christlichen Molochdienst. Denn in der Bartholomäusnacht wurden bekanntlich die Hugenotten in Frankreich abgeschlachtet, wurden 1614 die Juden aus Frankfurt a. M. vertrieben und brannte im Mittelalter einmal die Stadt Amiens ab. Daraus folgt nun unwidersprechlich, wie Herr Daumer meint, daß dieser Tag zur Abschlachtung oder sonstigen Vertilgung der Ketzer bestimmt gewesen sey. S. 185. — Vom h. Bernhard von Clairvaux wird behauptet, er habe sich einmal bei einem anthropophagischen Gastmahl im Kloster so an Menschenfleisch übergessen, daß er sich davon habe übergeben müssen. S. 195. Von den Mädchen, die hin und wieder von Mönchen geraubt worden seyn sollen, glaubt Herr Daumer naiverweise, die Mönche hätten keine andere Absicht gehabt, als dieselben zu fressen. S. 210. Daher kommt wohl das Sprichwort: einen vor Liebe auffressen.

Es gibt eine liebliche Sage, die sich von uralter Heidenzeit her im Volk erhalten hat: In der heißen Mittagsstunde wandle eine weiße Fee durch das reifende Kornfeld und hüte es, daher Kinder ja nicht ins Korn laufen sollen. Die Sage hat ohne Zweifel die Absicht, die Kinder abzuschrecken, daß sie kein Korn verderben, unter der weißen Frau ist aber die heidnische Göttin zu verstehen, welcher das Korn heilig war. Man heißt sie die Kornmuhme, wie man auch anderwärts die Feen Muhmen nennt, daher auch der berühmte Mummelsee so viel als Feensee. Herr Daumer will aber von alledem nichts wissen. Ihm ist die sagenhafte Kornmuhme wieder nichts anderes als ein „vermummter" Christenpriester, und „es ist somit klar, daß die christliche Geistlichkeit zur Zeit der Ernte durch verlarvte, im Korne versteckte Menschen die Kinder der Landleute raubte, um sie ihrem blutigen Moloche zu opfern." S. 215.

Auch in den zwölf Armen, die man ehemals nach der Apostelzahl in besondern Häusern verpflegte, sieht Herr Daumer nur Opfer, die man für den Molochdienst mästete. S. 220. Deßgleichen führt er den St. Veitstanz auf Opfertänze zurück, welche die zum Opfer bestimmten Jungfrauen hätten tanzen müssen, bevor sie geschlachtet worden seyen. S. 233. Am häufigsten aber seyen die Kinder geschlachtet worden. Der berühmte Rattenfänger von Hameln sey nichts anders gewesen, als ein christlicher Priester, der die armen Kinder, 130 an der Zahl, auf einmal mit sich fortgeschleppt habe, um sie dem christlichen Moloch zu opfern. „Es geschah einem alten christlichen Gebrauch gemäß" und die Eltern waren einverstanden und opferten die Kinder freiwillig. „Eine deutsche Stadt opfert zur Zeit des Kaisers Rudolph von Habsburg (1284) weit über hundert Kinder auf einmal auf. — Es ist möglich, daß sich der Art schon öfters in Hameln ereignet hatte, es ist dieß sogar höchst wahrscheinlich, da gebräuchliche Dinge, wie sie sich hier zu erkennen geben, an demselben Ort in wiederholte Anwendung zu kommen pflegen." S. 258. Der Verfasser baut darauf die kolossale Hypothese eines in der ganzen Christenheit verbreiteten Kindermords je am Johannisfest. „So ist wohl an nichts anderes, als an eine im christlichen Alterthum übliche anthropophagische Feier des Johannisfestes zu denken." S. 262. Auch die bekannte Sage von der Gräfin von Holland, die auf einmal so viel Kinder geboren haben soll, als Tage im Jahre sind, deutet der Verfasser auf die von ihm vorausgesetzten Kinderopfer. „Die 365 Kinder starben alle an einem Tage, das heißt nun, jene Gräfin adoptirt 365, wahrscheinlich arme, ihren Eltern abgekaufte Kinder und läßt sie, wie es die euphemistische Sprache des Kultus bezeichnet, taufen, d. h. zum Opfer tödten. Aber auch sie selber stirbt mit ihnen, war also wohl eine sich selbst zum Opfer hingebende Frömmlerin, die, um ihrer That eine um so größere Bedeutung zu geben, zugleich mit sich eine Schaar von mehreren hundert Kindern zu Schlachtopfern des altchristlichen Kultus macht, und so, dem Glauben der Zeit gemäß, mit sich in den Himmel führt." S. 283.

Im zweiten Bande wird mit diesen abenteuerlichen Verdrehungen der deutschen Sage fortgefahren. Da heißt es S. 2, die sogenannten Johanneskinder, von denen der Glaube geht, sie müßten, weil am Johannistage geboren, auch am Johannistage sterben, seyen eben nur die armen Kinder gewesen, welche von den christlichen Priestern an gedachtem Tage geschlachtet werden. S. 6. Die Kinderwallfahrten nach St. Michael seyen bloß Schlachtopfertransporte der christlichen Priester gewesen. — Von S. 11 an wird auch der Marienkultus als ein blutiger bezeichnet. Die zahlreichen schwarzen Muttergottesbilder, die von Alters her eine besondere Verehrung genießen, sollen weibliche Molochs gewesen seyn, vor denen man Kinder schlachtete. S. 20 wird eines Bildes der heiligen Familie gedacht, auf welchem Christus das Zimmermannsbeil Josephs in der Hand hält. Da meint nun der Verfasser, das Beil könne nichts anderes bedeuten, als die blutige Enthauptung der christlichen Molochsopfer. S. 33 wird die Legende des h. Kentigern, von dem es heißt, als er starb, seyen 600 fromme Mönche aus Sympathie mit ihm gestorben und gen Himmel gefahren, so gedeutet, als könne hier nur von einer gleichzeitigen Abschlachtung von 600 Opfern die Rede seyn, und der Verfasser fügt die naive Bemerkung hinzu, das sey das massenhafteste Menschenopfer des christlichen Alterthums, das er kenne. Daß in der katholischen Kirche solche Opfer „bis in späte Jahrhunderte und weit über den Zeitpunkt der Reformation hinaus" fortgedauert haben, wird S. 35 behauptet, aber zugleich angedeutet, daß auch die Protestanten den alten Greuel noch wiederholt hätten. S. 45 werden die Sagen erklärt, in dem wunderbare Vorzeichen des Todes vorkommen, wenn z. B. Glocken selbst läuten, Lichter erlöschen, drei Schläge geschehen ꝛc. Dergleichen sey ganz natürlich gewesen, die Mönche und Pfaffen hätten sich ihr Opfer erlesen und betrügerisch ein Wunder vorgegeben.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 69. Dienstag den 28. September 1847.

Geschichte.

Römische Geschichte in ausführlicher Erzählung von Karl Ludwig Roth. Vier Bände. Nürnberg, Stein, 1844 — 1847.

Obgleich dem Studium der römischen Geschichte ein außerordentlicher Fleiß in Deutschland gewidmet worden ist, so hat man doch bisher nicht behaupten können, daß sie durch gefällige Darstellung deutschen Lesern auch genießbar gemacht worden ist. Vielleicht daß die Gelehrten von vorn herein darauf verzichteten, hierin mit den großen Vorbildern unter den Römern selbst zu wetteifern. Allein da keines dieser Vorbilder den ganzen Umfang der römischen Geschichte erschöpft und wir doch einer zusammenhängenden Darstellung eben dieses Ganzen und zwar von unserm in vieler Beziehung höhern Standpunkt aus bedürfen, so blieb eine gut geschriebene römische Geschichte immerhin noch unsere Aufgabe. Mit großem Vergnügen sehen wir diese Aufgabe in Herrn Roths Werke gelöst. Man wolle dasselbe ja nicht als ein bloßes Schulbuch für die reifere Jugend ansehen; es ist vielmehr auch für die gebildete Lesewelt überhaupt und vortrefflich geschrieben. Bei großer Ruhe ist der Styl doch von einer eigenthümlichen Wärme durchdrungen, und indem uns die ganze römische Geschichte in den klarsten Umrissen vorübergeführt wird, ist zugleich alles Einzelne mit so frischer Lebendigkeit aufgefaßt, daß wir die Kunst des Darstellers bewundern müssen. Von gelehrten Noten, von polemischen Exkursen ist nirgends eine Spur. Das Interesse des Lesers verweilt ungetheilt beim Gegenstande, wie bei der Lektüre eines Epos. Selbst wo es sehr nahe gelegen hätte, eine gelehrte Controverse anzuknüpfen, z. B. bei der Charakteristik Cäsars, Ciceros und Augusts, begnügt sich der Verfasser, nur zu zeigen, wie er diese großen Gestalten des Alterthums auffaßt, ohne einen Tadel anderer Auffassungen auszusprechen. Endlich ist nicht genug zu schätzen, daß er es gewagt hat, wieder in echt klassischer Weise kleine charakteristische Züge und Anekdoten in den Text zu verweben, wodurch die Erzählung so sehr am Leben gewinnt und oft lange Expositionen erspart werden. Leider war und ist es noch Mode unserer gelehrten Geschichtschreiber, alles wegzulassen, was nur entfernt einen poetischen Hauch verrathen konnte, selbst wenn es zur Charakteristik unentbehrlich schien.

Der erste Band umfaßt die ältere Geschichte Roms bis zum Sturz des macedonischen Reichs; der zweite die thatenreiche Geschichte bis zum Uebergang Cäsars über den Rubico; der dritte ausschließlich die Geschichte der beiden Triumvirate und der vierte die Geschichte Augusts. Schon aus dieser Eintheilung ersieht man, daß die letzten Zeiten der Republik vor ihrem Uebergange in die Monarchie am ausführlichsten behandelt sind, wie sie es auch ihrer welthistorischen Wichtigkeit und der darin auftretenden großen Charaktere wegen, verdienen. Das erhabene Trauerspiel, welches Rom damals aufführte, ist vielleicht das lehrreichste in der Weltgeschichte überhaupt und man kann sich seine Eindrücke nicht tief genug einprägen. Die nämlichen Gesinnungen und Interessen, die damals mit einander rangen, haben niemals aufgehört, einander zu bekämpfen, wenn auch auf kleinerem Schauplatz und von minder großem Talent vertreten; und es hat wohl nie eine Zeit gegeben und wird keine geben, in der nicht Cäsar oder Brutus, Cicero oder Cato, ja selbst Lucullus und Catilina Sympathien fänden. Klarer als in irgend einem andern ähnlichen Kampfe gruppirten sich damals die Parteien der Freiheit und der Gewalt, der Gesinnung und des Talents, der Pflichten und der Begierden.

Am beherzigenswerthesten für unsere Tage erscheint aber die damalige Niederlage derjenigen Partei in der römischen Republik, welche der unseres liberalen Mittelstandes am ähnlichsten ist, die Partei Ciceros und Catos. Auch sie nämlich wollte nichts als Licht, Recht, Freiheit. Ihres reinen Willens, ihrer Tugend sich bewußt, zweifelte sie nicht, daß das, was sie wollte, das wahre Glück des Volks begründen, also auch vom Volk mit Dank angenommen werden würde. Allein sie fand das Volk nicht so bildungsfähig, nicht so enthusiastisch für die Tugend, wie sie erwartete. Das Volk hatte ungleich mehr Gefallen an den gewaltthätigen Feldherren, die es mit Lorbeeren und geraubten Schätzen überschütteten, und an den freigebigen Schwelgern, die es mit neuen phantastischen Schauspielen ergötzten und ihm in öffentlichen Bädern und in fast ununterbrochenen Festen Gelegenheit verschafften, alle Sinne zu befriedigen. Das Volk, wie Herkules auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Laster gestellt, wählte nicht die Tugend zur Führerin. Was Napoleon vom französischen Volke gesagt „es will nicht die Freiheit, es will den Ruhm," das war auch die Meinung der römischen Feldherrn, als sie anfingen, an der Spitze ihrer Legionen dem Senat Gesetze vorzuschreiben. Da man aber vom Ruhm allein nicht lebt, so mußten diese Feldherrn auch daran denken, das Volk zu füttern, und damit es niemals wieder ernst und nachdenklich werden könne, gab man ihm ununterbrochen Schauspiele und Feste. Gegen solche Bezauberungen vermochte die Ehrlichkeit Catos und die liberale Beredsamkeit Ciceros nichts. Vielmehr mußte die Partei dieser Männer, die sittliche, gebildete und begeisterte Klasse, der damalige liberale Mittelstand, die Zeche bezahlen. Tugend schien ein Vorwurf gegen die Gewaltthaten und Schwelgerei, also wurde sie proskribirt. Bildung schien gefährlich, also wurde sie proskribirt, wenn sie nicht horazisch schmeichelte. Reichthum macht unabhängig, also durfte Niemand mehr reich seyn, als der Imperator, der selbst die unschuldigsten und friedfertigsten Reichen köpfen ließ, um ihre Güter und Schätze zu Kriegsrüstungen

oder Volksbelustigungen zu verwenden. Es gab damals schon eine ungeheure Menge Proletarier, die durchaus nicht anders zu befriedigen waren, als auf Kosten der besitzenden Mittelklasse. Sulla allein hatte 120,000 Soldaten in Italien mit Gütern beschenkt, die Andern entrissen worden waren, und jeder Feldherr folgte fortan diesem Beispiel. Eben so wurden die Proletarier in den großen Städten, das Volk von herrenlosen Sklaven, Freigelassene, Parasiten, Hetären, Clienten und Glücksritter aller Art, die nichts hatten, nur auf Kosten der beraubten Bürger unterhalten. Ein Schicksal, das möglicherweise auch unserm wohlhabenden und liberalen Mittelstande bevorstehen könnte, wenn erst einmal in die immer wachsende Masse der Proletarier das Genie eines neuen Marius wie ein Blitz einschlagen wird.

Als der eigentliche Repräsentant des modernen Liberalismus in jener altrömischen Zeit erweckt besonders Cicero unser lebhaftes Interesse. Obgleich in seiner Redseligkeit ein wenig eitel, bleibt er doch der Freiheitsidee unverbrüchlich treu und läßt sich durch keine Schmeichelei Cäsars bestechen, durch keine Drohung einschüchtern, der neuen Gewalt zu huldigen und die Sache der Republik zu verlassen. Herr Roth hat sein Charakterbild mit Meisterhand gezeichnet, in solcher Lebendigkeit, daß wir nicht nur alle Handlungen, sondern auch die Stimmungen Ciceros in der Einsamkeit seines Landguts verfolgen können. Für diese Details sind Ciceros Briefe die Hauptquelle. Schon war er fast hoffnungslos geworden, als Cäsars ihm unerwarteter Tod (denn die Mörder hatten ihn nicht in das Geheimniß eingeweiht), ihn auf einmal wieder frei athmen ließ und ihm alle schöne Freiheitshoffnungen seiner Jugend wiedererweckte. „Cicero bekannte in vertrauten Briefen unmittelbar nach Cäsars Ermordung seine Freude an der That, und nannte die Thäter auch noch im April, als es bereits schlimmer stand, „unsre nicht Halb- sondern ganze Götter.“ Er ahnte bald, daß mit der That so gut wie nichts gewonnen, daß mit der Befreiung nicht auch die freie Verfassung wieder gekommen, ja daß man durch Tödtung des Gewaltherrschers nicht frei geworden sey. Dennoch, selbst wenn es einen neuen Bürgerkrieg geben sollte, was er schon gegen das Ende Aprils erwartete, tröstete er sich mit dem glorreichen fünfzehnten März. Diese Freude des sonst so gemäßigten und feinfühlenden Mannes über die Ermordung eines andern, den er seinen Freund genannt, dessen Menschlichkeit und Großmuth er öffentlich gerühmt hatte, würde auf Ciceros Charakter das nachtheiligste Licht werfen, wenn sie sich als Schadenfreude oder als Ausdruck gewaltsam unterdrückter Rachsucht zu erkennen gäbe. Aber sie ist vielmehr der Ausdruck seines vollkommenen Glaubens daran, daß „alles, was dem Staate heilsam ist, auch für recht und gesetzmäßig angesehen werden müsse, und daß dieses das oberste von Jupiter selbst gegebene Gesetz in Rom sey.“ Insofern ist an dieser für eine andere Denkweise so auffallenden Freude im römischen Sinne sogar etwas Religiöses: das Leben des Staates, durch diese eine Persönlichkeit unterdrückt und fast erloschen, ersteht — das war seine Phantasie — auf einmal mit aller Kraft bei diesem Tode; darum ist die Tödtung Cäsars die größte, ruhmwürdigste, unvergeßlichste That im ganzen Lauf der Geschichte; Cicero nimmt es gerne an, daß Antonius nach dem Ausbruche ihrer Feindschaft ihn der Theilnahme daran beschuldigt: „alle Wohlgesinnten haben, soweit sies vermochten, Cäsarn umgebracht.“ Cicero glaubte sich selbst in Rom bedroht; er ging deßhalb nicht lange nach Cäsars Ermordung von der Hauptstadt weg nach seinen Landgütern, indem er übrigens durch zahlreiche Briefe für die Sache der Freiheit fortwährend thätig war.“ Bald aber fand Cicero und die Freiheit einen noch gefährlicheren Feind, als es Cäsar gewesen, weil Cäsar wenigstens edel war. Antonius trat, um sich an Cäsars Stelle zum Oberhaupt des Staats zu machen, eben so feindlich gegen Cicero wie gegen Brutus auf, nur gegen erstern mit mehr schlauer List. In diese Zeit fällt ein wenig beachteter, aber rührender Zug. „Die Partei des Antonius wollte sich Ciceros durch einen listigen Streich entledigen. Man wollte ihn und seine Partei in solche Angst versetzen, daß sie nur noch in einer Diktatur Ciceros das letzte Mittel der Rettung gesehen hätte; dann, wenn er die ihm scheinbar von Wohlmeinenden angebotene unumschränkte, von Antonius aber das Jahr zuvor für alle Zeiten aufgehobene Gewalt annähme, wollte man eine bereits gedungene Rotte von Bewaffneten gegen ihn loslassen, die ihn als einen Usurpator niedermachen sollte. In der Stadt lief schon das Gerücht um, daß er am 22. April sich zum Diktator aufwerfen werde. Diesem boshaften Anschlage, welcher ohne Zweifel von Fufius Calenus und von Fulvia ausging, stellte sich ein redlicher Freund Ciceros, der Volkstribun P. Appulejus, entgegen, indem er am 11. April eine Volksversammlung hielt, in der Absicht, jene über Cicero ausgesprengten Gerüchte zu widerlegen. Aber das Volk ließ das nicht zu: es rief einstimmig, M. Tullius Cicero habe sich nie anders, denn als einen wahren Freund des Vaterlandes erwiesen. Und ein paar Stunden später traf die Nachricht von den Gefechten am 15. bei Forum Gallorum ein. An diesem Tag, so schreibt Cicero an M. Brutus nach Epirus, habe ich den höchsten Lohn für meine mühselige Anstrengung und mein unablässiges Wachen empfangen. Die ganze unermeßliche Bevölkerung unserer Hauptstadt sammelte sich um mich, führte mich aufs Kapitol, und dann zur Rednerbühne. Dort las er unter dem Klatschen und Zurufen der zahllosen Versammlung einen Bericht von den Gefechten ab, und wurde dann von dem Volke nach seinem Hause begleitet. Es war sein letzter großer Ehrengenuß.“ Brutus und Cassius unterlagen und die neuen Triumvirn zogen in Rom ein, um die Freiheit der Republik für immer zu vernichten.

Es ist bedeutsam, daß die Freiheit im Namen des Ruhms vernichtet wurde, wie später unter Napoleon. Die freien Männer mußten sterben, um den großen Mann zu sühnen. Die ungeheuern Gesammtmorde, welche die drei Triumvirn verabredeten, wurden alle nur vorgenommen, um die Manen des großen Cäsar an seinen Mördern und Feinden zu sühnen. Deutlich trat damit ein neues Prinzip in die römische Geschichte ein; es war nicht bloß ein äußerer Uebergang von der Freiheit zur Gewaltherrschaft, es geschah auch eine innere Verwandlung im Volkscharakter, indem er, geblendet vom Ruhm und Genuß, den Sinn für altrömische Tugend verlor. Eben so charakteristisch war die Art, wie man mit Cicero, dem letzten Repräsentanten der alten republikanischen Formen, verfuhr. Man nagelte seinen Kopf und seine abgeschnittenen Hände auf dieselbe Rednerbühne, deren Zierde er so lange gewesen war. Damit wollte die neue Soldatenherrschaft nichts anders sagen, als die Advokatenherrschaft hat nun aufgehört, wir sind des liberalen Geschwätzes satt. Etwas milder in der Form, doch in der Hauptsache ganz übereinstimmend verfuhr Cromwell, als er das lange Parlament auflöste und jeden Redner einzeln verhöhnend, alle zum Saale hinaustrieb, und Napoleon, indem er die Volksvertreter unter Trommellärm von Grenadieren zu den Fenstern hinausjagen ließ.

Das Volk trat ganz auf die Seite der Soldaten, weil man es an den Genüssen der neuen Herrscher Theil nehmen ließ. Zu dem Vergnügen, das jedem Volke der Ruhm gewährt, trat damals noch der Reiz des Neuen und Fremden. Die Imperatoren versäumten nicht, die reiche Beute fremder Länder, ungewohnte Menschen und Trachten, wunderbare Götzenbilder und niegesehene Thiere in Rom zur Schau zu stellen. Die

öffentlichen und unentgeldlichen Schauspiele, die zahlreichen Badeanstalten, die fremden Gaukler und Hetären, die von allen Weltgegenden her Rom und alle größeren Städte des Reichs überschwemmten, wetteiferten, das Volk in einem immerwährenden Taumel von Genüssen zu erhalten, die ihm nichts kosteten. Und was waren das für Feste, bei denen die Imperatoren selbst als Götter auftraten und Anbetung erfuhren! Man denke sich Antonius als Osiris und Kleopatra als Isis feierlich angebetet und beräuchert vom Volk in Alexandria. Und dann dieses Götterpaar beim schwelgerischen Festmahl. „Antonius und Kleopatra machte sich da eine Gesellschaft, die sich selbst die der Unerreichbaren nannte; und jeden Tag um den andern war er bei ihr oder sie bei ihm zu Gaste, und eines überbot das andere in der Verschwendung für die Freuden der Tafel. Ein junger Arzt, der damals in Alexandria studirte, wunderte sich sehr, in der Küche des Triumvirs acht Wildschweine zugleich am Spieße zu finden. Das müsse, meinte er, eine ungemein zahlreiche Tischgesellschaft seyn. Es sey nur etwa ein Dutzend, erwiederte der Koch mit Lachen; aber ein jedes Gericht habe nur einen Augenblick seiner Vollkommenheit im Geschmacke; im nächsten Augenblicke sey sie vorüber. Es könne geschehen, daß Antonius in der Minute aufzutragen befehle, und eine Minute darauf Gegenbefehl komme, wenn er etwa lieber trinke oder gerade ein Gespräch angeknüpft habe. Deßwegen müßten immer mehrere Traktamente zugleich in Bereitschaft gehalten werden." — Konnte nun das Volk auch die Genußsucht so weit nicht treiben, so wurde es doch vom Luxus der Großen angesteckt und versank in die Schlemmerei und Lüderlichkeit, welche die Wiederkehr altrömischer Tugenden unmöglich machte. Wie tief schon zu Augusts Zeiten der Sittenzustand gesunken war, lehrt Ovid. „Diese Tausende, sagt er, welche mit grauendem Morgen aufs Forum eilen, was für schandbare Rechtshändel und welche noch viel schandbarere Rechtsbeistände haben sie nicht! der eine klagt über des Vaters letzte Willenserklärung, der andere verklagt seine Mutter; ein dritter bringt vor den Richter die Anschuldigung über ein Verbrechen, dessen er selbst anerkanntermaßen mehr schuldig ist. Der Richter, welcher Recht sprechen soll, hat die Dinge selbst gethan, worüber er das Straferkenntniß ausspricht; die Zuhörerschaft ist auf Seiten des Unrechts, das Recht wird durch den Sachwalter verdreht. Wenn du das Forum, die julischen Schranken, den Cirkus dichtgedrängt voll Menschen, Kopf an Kopf siehst, so denke, es seyen da gerade so viele Laster als Menschen. Ihre Kleidung ist die des Friedens; aber unter ihnen selbst ist kein Friede; jedem ist ein kleiner Vortheil Grund genug, den andern zu verderben. Keiner weiß einen andern Erwerb, als auf Kosten des Nebenmenschen; man haßt den Glücklichen und verachtet den Unglücklichen; vom Höheren fühlt man sich gedrückt, und drückt wieder auf den Niederen; um eines nichtigen Genusses, eines elenden Gewinnes willen möchte man alles zu Grunde gehen sehen. Es ist ein Leben, wie unter wilden Thieren; nur daß diese ihre Wuth nicht an Thieren ihrer Gattung auslassen, während die Menschen einander mit Wollust zerfleischen. Nur der Unterschied ist zwischen ihnen und dem unvernünftigen Thiere, daß dieses seine Wildheit gegen den Wärter ablegt, während sie in rasender Wuth die Menschen fressen, die ihnen Futter geben. Alles ist voll von Laster und Ruchlosigkeit; die Masse des Bösen ist so groß, daß keine Zwangsmittel sie bewältigen können. Es herrscht ein allgemeines wetteiferndes Ringen um das Schlechte; von Tag zu Tage wird die Lust zum Bösen gewaltiger und der Respekt schwächer. Das Verbrechen sucht nicht mehr verborgen zu bleiben; es will gesehen seyn. Die Schlechtigkeit ist dermaßen zur herrschenden Sitte, sie ist so mächtig bei aller Welt geworden, daß die Tugend nicht mehr eine Seltenheit, sondern daß sie nirgends mehr ist."

Das Proletariat hatte damals schon ziemlich kommunistische Begriffe. Durch die lex agraria und durch die nach jedem Bürgerkriege wiederholten Ackervertheilungen hatte es einen Vorschmack von Gütergemeinschaft bekommen. In den großen Städten täglich im Volksgewühl sich drängend und weniger an Arbeit, als an Schauspiel und Müssiggang gewöhnt, hatte es auch die Weibergemeinschaft schon sehr genau kennen gelernt. Selbst unter den höhern Ständen waren viele, welche den Wechsel der Lust einer durch ihre Dauer lästig werdenden Pflicht vorzogen und der Cölibat nahm auf einmal auf eine Schrecken erregende Weise überhand. Augustus sah sich genöthigt, ernste Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er traf eine Reihe von Verfügungen. „Die Vortheile, welche den verehelichten Männern und Frauen, wenn sie Kinder hatten, zuwachsen sollten, waren in der Hauptstadt daran gebunden, daß sie drei Kinder auferzogen hätten; in Italien mußten sie vier und in den Provinzen fünf Kinder haben. Ehemänner sollten, auch wenn sie dem niederen Stande angehörten, im Theater einen gesonderten Ehrenplatz haben. Bei Besetzung von Aemtern, namentlich bei Uebertragung von Statthalterschaften, sollte der Verheirathete vor dem Unbeweibten, und der Vater mehrerer Kinder, bei denen die adoptirten mitzählten, vor dem Mitbewerber den Vorzug haben, welcher weniger Kinder hätte. Jeder Mann, der noch nicht sechzig, jede weibliche Person, die noch nicht fünfzig Jahre zählte, solle von jetzt an zur Verehelichung schreiten; außerdem sollten sie keinerlei Erbschaft antreten können, soferne sie nicht wenigstens hundert Tage nach dem Tode des Erblassers eine Heirath oder doch eine Verlobung eingingen ꝛc." Doch fruchteten diese Gesetze wenig, denn Augustus mußte beständig wieder daran erinnern. Noch am Ende seines Lebens befahl er, daß die unbeweibten Ritter an einem bestimmten Tage sich auf der einen Seite des öffentlichen Platzes aufstellen sollten, und auf der andern die verheiratheten mit den Wittwern, welche Kinder hätten; wodurch das ungemein große Mißverhältniß zwischen der Anzahl beider Klassen nur gar zu deutlich an den Tag kam. Da trat er selbst auf die Rednerbühne und sprach zuerst gegen das kleine Häuflein der Ehemänner seine Anerkennung und Dankbarkeit aus, dann las er dem anderen derb den Text.

Wir haben mit Absicht aus dem Ganzen des schönen Geschichtswerkes einige Einzelheiten hervorgehoben, die, indem sie von allgemeinem Interesse sind, zugleich unsere Leser überzeugen werden, wie lebendig dem Verfasser die römische Vorzeit vor Augen stand.

Kuriosa.

3) Die Geheimnisse des christlichen Alterthums. Von G. Fr. Daumer. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1847.

(Schluß.)

Nochmals kommt der Verfasser auf die Tage zurück, an welchen die häufigsten Opfer gefallen seyn sollen. S. 48 heißt es: „Als Urfest des Christenthums ist seine Paschafeier zu setzen, die, als altartige anthropothysisch und anthropophagisch molochistische, den reaktionären, restauratorischen Gegensatz zu der reformatorisch gemilderten jüdischen bildete." Am grünen Donnerstage sollen nun vorzugsweise die Opfer geblutet haben. „Man pflegte vordem am grünen Donnerstage rothe Eier zu essen; Ei aber ist in der Symbolik des Alterthums so viel als Kind, und gab man dem Ei eine rothe Färbung, so deutete dieß ein blutiges Opfer an, so wie es eigentlich zu bringen

war.“ S. 50. — „Daß, wie am grünen Donnerstage, so auch an Ostern Kinder geopfert und gegessen wurden, verrathen, außer den schon früher bemerklich gemachten Spuren, die noch immer gebräuchlichen farbigen Ostereier.“ S. 58. Außer der Osterzeit sollen auch Pfingsten, Johanni rc., kurz alle großen Kirchentage Opfertage gewesen seyn. S. 71 wird eine italienische Volkssitte (segare la vecchia), wobei man eine Puppe, die ein altes Weib vorstellt, als Sinnbild des Winters entzweisägt und wegwirft, wieder, wie alle altheidnischen Volkserinnerungen, auf den angeblichen christlichen Molochdienst gedeutet und Herr Daumer findet nichts natürlicher, als daß man ehemals in der ganzen Christenheit zu Weihnachten und am Lätaresonntag altr Weiber wirklich zersägt habe. S. 75 wird das sogenannte Todaustreiben, ein altheidnischer Volksgebrauch, im Frühling, wobei das Sinnbild des Winters ins Wasser geworfen wird, eben so, wie das segare, gedeutet, und der Verfasser sieht überall nur schwarzvermummte Christenpriestr, welche unglückliche Opfer ins Wasser stürzen. S. 91 zweifelt er nicht, daß auch das Schulfest am Gregoriustage nur ein Opferfest, und der Knabe, den man an diesem Tage in Spiel zum Bischof ernannte, nur ein zum Abschlachten geschmücktes Opfer gewesen sey. Mit eben so viel Grund als ob man sagen würde, bee bei bürgerlichen Schützenfesten zum Schützenkönige Ernanntr sey bestimmt gewesen, von den übrigen Schützen erschossen und gefressen zu werden.

Seite 95 erklärt der Verfasser die Reliquien für Knochen der Opfer und behauptet, die Kirche habe die Fabel von den Reliquien nur ersonnen, um die Menge der Knochen zu rechtfertigen. „Es war nöthig, ganze Massen von angeblichen Märtyrern zu haben, hinter die selbst ein großartiger Menschenopferkultus seine zahlreichen Morde zu verbergen vermochte, so daß eine Menge von Resten geopferter Männer, Jungfrauen und Kinder nicht nur als wären sie von einzeln genannten alten Heiligen her, sondern auch ohne solche Namensangabe unter einem allgemeinen Titel zum Behufe kirchlicher Reliquienverehrung dienen konnten und namentlich in der Art dienten, daß man die Männer unter die fabelhafte thebäische Legion, die Jungfrauen unter die nicht weniger unhistorischen eilftausend Jungfrauen, die Kinder unter die nach biblischer Erzählung von Herodes gemordeten „unschuldigen Kinder von Bethlehem“ steckte.“ — S. 98 zieht der Verfasser aus einem Bild in Loretto, auf welchem ein Priester der h. Jungfrau sein Eingeweide darreicht (die ihm die Ungläubigen ausgeschnitten hatten) den bündigen Schluß, „daß man einst in Loretto Menschen opferte und deren Eingeweide als heilige Reliquien in der Kirche aufhing.“ — S. 103 erkennt er in den vielen Sagen von unleeiedischen Höhlen lediglich Erinnerungen an die „christlichen mysteriösen Opfergrotten.“ Von S. 125 an beschreibt er die gräßlichen Mordinstrumente, deren sich die christlichen Priester beim Massacriren ihrer Opfer bedient haben sollen. Da wird denn jedes irgend einmal gefundene verrostete Beil, Schwert oder Messer zu einer dergleichen christlichen Mordwaffe gestempelt. S. 135 müssen auch die Gespenstersagen herhalten. „Man dachte sich nämlich, die Seelen der zum Opfer Getödteten, die übrigens sofort zum Range der Engel und himmlischen Geister gelangten, blieben noch eine Zeit lang auf der Erde und bethätigen sich daselbst als Schutzgeister und hülfreiche Genien zum Vortheile derjenigen, von denen und für die sie zum Opfer gegeben und die sich im Besitze ihrer körperlichen Reste oder Reliquien befanden; daher die in diesen Kreis gehörigen Geister sämmtlich, wenigstens, was ihre ursprüngliche Natur betrifft, einen durchaus gutartigen Charakter zeigen, wofern sie nicht etwa, wie der Kobold, ein Haus, eine Familie auf Kosten einer andern bereichern oder eine zuweilen sehr fürchterlich ausfallende Rache für Beleidigungen nehmen. Ihrer Dienste entledigt und zum Himmel entlassen, erlöst, wie man sagte, wurden die Geister, wenn man neue derartige Opfer brachte, wo denn die Seelen der neu Geopferten die Stelle jener vertraten, die zum Himmel entschwebten.“ S. 147 werden sogar die zahllosen Elfen, Kobolde, Wichtchen der heidnischen Sage für Seelen der von Cheistenpriestern gemordeten Kinder erklärt, und der Beweis liegt — in dem rothen Röckchen jener Elfen. S. 167 kommt Herr Daumer auf die Höhlensagen zurück. „Diese Sagen sind keineswegs zu verachten oder für Träume und grundlose Dichtungen des Volkes zu halten. Sie deuten uns einen in Berg- und Felshöhlen begangenen altchristlichen Kultus an, sie lassen uns einen im Dunkel dieser unterirdischen Kapellen getriebenen Greueldienst ahnen.“ S. 192 werden auch die Sagen vom Mägdesprung, die sich in so vielen Gegenden wiederholen, lediglich auf Opfer bezogen, die man von Felsen herabgestürzt habe. S. 199 deßgleichen die Sagen von dem heidnischen Götzenwagen, der durch die Felder fährt, auf den Wagen, in welchem die grausamen Christenpriester ihre armen Opfer fortgeführt haben sollen. S. 205 wird gelehrt, auch die vielen Sagen vom wilden Heer hätten keinen andern Sinn als den, die Christenpriester seyen förmlich auf Menschenjagden ausgezogen und hätten ihre gihetzten Opfer dann geschlachtet und gefressen. „Vom h. Ulrich oder Ulfrich in England († 1154) wird erzählt, daß er als Priestir zugleich auch ein eifriger Jäger gewesen, was den Verdacht erweckt, daß er das Amt eines priesterlichen Jägers bei kirchlich veranstalteten Menschenopferjagden versehen.“ S. 222. Nicht minder werden die Wassernixensagen ihres heidnischen Ursprungs entkleidet und alle auf die Christenopfer bezogen. Alle Wassergeister sind Seelen der von Christenpriestern ins Wasser gesenkten Opfer, und weil in Laibach die Sage geht, dort sey noch einmal im Jahr 1540 eine Jungfrau vom Nix entführt worden, so kann das natürlicherweise nichts anderes bedeuten, als: jene Ursula Schäfer ist das letzte im Juni 1540 grfallenr Opfer des jährlich am genannten Tage gehaltenen Opferfestes, bei dem eine Jungfrau versenkt wurde, gewesen. S. 237.

Endlich werden auch die Sagen von Christenkindern, welche von Juden geopfert worden seyn sollen, hieherbezogen. „Die christlichen Geistlichen oder die von ihnen gebrauchten Individuen scheinen sich bei ihren Bemühungen, Kinder in ihre Gewalt zu bekommen, zum Theil als Juden maskirt zu haben.“ S. 264. Kurz, alles was nur Greuliches denkbar ist, müssen alles dir christlichen Priester gethan haben. Der Verfasser schließt sein Buch mit einem effektvollen Trumpfe. „Die christliche Religion muß untergehen — nicht etwa deßhalb, weil sie Religion, sondern weil sie eine falsche, böse, verderbliche ist. Es gibt nämlich auch eine wahre, gute, heilbringendr Art von Religion, und diese besteht in dem Glauben an die Natur, als an eine im Weltall waltende göttliche Macht und Wesenheit, und in dem Vertrauen auf sie, der Hingebung an sie, als eine solche. Denn die Natur ist keineswegs, wozu sie eine höchst oberflächliche und gedankenlose, leider aber noch immer sehr allgemeine Ansicht der Dinge macht, todt und blind; sie ist Leben und Geist — gutaetig affirmativee Geist im Gegensatze des bösartig negativen des Christenthums.“ S. 270.

Wenn das Buch wahnsinnig ist, so ist in dem Wahnsinn doch, wir man sieht, Methode, und seine Lächerlichkeit schließt etwas Entsetzenerregendes nicht aus.

Veeantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 70. Sonnabend den 2. Oktober 1847.

Altdeutsche Dichtkunst.

1) Dichtungen des deutschen Mittelalters. Sechster Band. Wigalois. Eine Erzählung von Wirnt von Gravenberg. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Leipzig, Göschen, 1847.

Dieses merkwürdige Gedicht, welches früher schon einmal von Benecke, jedoch zu einer noch nicht auf der Höhe der Kritik stehenden Zeit edirt worden ist, gehört dem Sagenkreise von König Artus Tafelrunde an, wie der Parcival, Tristan, Titurel, Lohengrin ꝛc. Wie bekannt, stammen alle Sagen dieses Kreises von Frankreich her und sind fast alle ursprünglich französisch geschrieben, und von deutschen Dichtern nur frei bearbeitet. Doch hat sich vom Wigalois noch keine französische Quelle gefunden und der deutsche Dichter, Wirnt von Gravenberg, erklärt selbst, die Sage nur mündlich von einem Knappen erfahren zu haben. Was Wirnt selbst gewesen ist, weiß man nicht. In Konrads „der Welt Lohn" befindet sich eine Stelle, die ihn sehr lobt und als einen wohlhabenden Ritter darstellt, der nicht, wie andere arme Minnesinger um Hofgunst, sondern nur „den Weisesten und Besten zu Liebe" gesungen habe. Am Ende seines Lebens soll er der Welt entsagt haben und von einem Kreuzzug im Jahr 1228 nicht mehr heimgekehrt seyn.

Das Gedicht ist ziemlich phantastisch. Gawain, bekanntlich einer der berühmtesten Helden der Tafelrunde, hat sich mit der schönen Florie vermählt, zieht dann wieder auf Abenteuer aus und kann beim besten Willen den Rückweg nicht mehr finden. Unterdeß hat ihm Florie einen Sohn, den Wigalois geboren; dieser wächst heran und kommt als junger Held an Artus Hof, wo er seinen Vater sieht, ohne ihn zu kennen. Hier meldet sich eine Jungfrau, welche alle edeln Ritter aufruft, die schöne Larie im Lande Korntin zu retten, eine Königstochter, deren Vater von dem grausamen Ritter Roas von Gloys erschlagen worden sey. Wigalois entschließt sich, der Botin zu folgen, um die schöne Larie zu retten. Unterwegs aber besteht er viele wunderliche und unerhörte Abenteuer. Erstens besiegt er einen Wirth, der alle seine Gäste zu berauben und waffenlos und nackt fortzuschicken pflegte; zweitens zwei Riesen, die eine Jungfrau bedrängten; drittens einen Ritter, als derselbe seiner Begleiterin, der Botin, ein hübsches Hündchen mit einem gelben und rothen Ohr nicht abtreten wollte. Bis hieher hatte die Botin ihn seiner Jugend wegen verachtet, da er ihr aber das Geschenk macht, erkennt sie seine Ritterlichkeit an und glaubt nun, er werde im Stande seyn, ihre Herrin zu retten. Viertens besiegt Wigalois einen rothen Ritter, der einer klagenden Jungfrau ihren schönen Papagai und ihr edles Roß geraubt hatte. Fünftens einen alten Ritter, der an seiner Statt die Botin begleiten und Larien retten will. Hierauf begegnet ihm ein Wurm, der sich in einen edlen König verwandelt und sich als Vater der schönen Larie zu erkennen gibt. Er und mit ihm dreihundert erschlagene Ritter irren als Geister umher, welche noch auf Erlösung harren. Allnächtlich wird von dem Hauche des königlichen Gespenstes seine Burg in Flammen gesetzt, daß sie ganz zu verbrennen scheint, aber am Morgen steht sie immer wohlerhalten da. In der Hoffnung, Wigalois werde seine Tochter Larie retten und ihn selbst erlösen, gibt er ihm an, wie sein Feind zu bestehen sey und schenkt ihm eine Lanze und einen Blüthenzweig als Talisman gegen Roas, um dessen bösen Zauber zu bezwingen. Endlich eröffnet er ihm auch zum erstenmal, daß Gawain sein Vater sey. — So ausgerüstet zieht Wigalois weiter und findet eine jammernde Frau, deren Gemahl eben von dem furchtbaren Wurm Pfetan geraubt worden ist:

Si was gevallen ûf daʒ gras
mit gezartem gebende.
ir vil wîʒe hende
brach ſi unde ir rîch gewant.
in ſolhem jâmer er ſi vant
daʒ eʒ in muoſe erbarmen:
mit nackenden armen,
mit zefuortem hâre.
eʒ was ir lîp zwâre,
ſwâ er blahte, alſam ein ſnê.
ir grôʒiu klage tet im wê:
daʒ erzeiget er ſît mit werken wol.
ir bruſt was ſwarz alſam ein kol,
das bluot dar under geloufen.
mit ſlegen und mit roufen
hêt ſi ir lîp verderbet
und vil nâch gar erſterbet.
ſus lac diu frouwe âne maht.
der liehte tac was ir ein naht:
ſine gehôrte noch geſach.

Diese kleine Probe mag darthun, wie lebendig Wirnt von Gravenberg zu schildern versteht. Wigalois verspricht der Dame zu helfen und bekämpft den furchtbaren Wurm:

Sus reit er einen berc zetal.
dâ hôrt er manegen grôʒen val
von den ſtarken eſten.
die boume begunden breſten
dâ der wurm hin ſleif.
ſwaʒ er mit dem zagel begreif

daz brach er allez nâch im nider.
sîner sterke was niht wider.
vil schiere sach der küene man
den ungefüegen wurm Pfetân
vor im eislîchen gên.
er gedâht 'und sol ich dich bestên,
daz ist mir ein engestlîchiu nôt.
waz dar umbe, lige ich tôt?'
des hêt er sich vil schiere bewegen.
für sich tet er den gotes segen.
dô er den wurm rehte ersach,
in sînem herzen er des jach.
daz sô ungehiure
deheine krêatiure
ie gesæhe dehein man.
ich sagiu, wie er was getân,
als er sît selbe jach
der in bescheidenlîchen sach.
sîn houbet was âne mâze grôz,
swarz, rûch. sîn snabel blôz,
eins klâfters lanc, wol ellen breit,
vor gespitzet, unde sneit
als ein niuslîffen sper.
in sînem giele hêt er
lange zene, als ein swîn.
breite schuopen hürnîn
wâren an im über al.
von dem houbet hin zetal
stuont ûf im ein scharfer grât,
als der kokodrille hât
dâ er die kiele kliubet mite.
der wurm hêt nâch wurmes site
einen zagel langen.
dâ mite hêt er bevangen
vier rîter lussam
die er vor dem walde nam.
einen kamp hêt er als ein han,
wan daz er ungefüege was.
sîn bûch was grüene alsam ein gras,
diu ougen rôt, sîn sîte gel.
der wurm der was sinwel
als ein kerze hin zetal.
sîn scharfer grât der was val.
zwei ôren hêt er als ein mûl.
sîn âtem stanc, wand er was fûl,
wirs dan ein âs, daz lange zît
an der heizen sunnen lît.
ouch hêt er vil unsüeze
als ein grîfe füeze:
die wâren rûch als ein ber.
zwei schœniu vetache hêt er,
gelîch eins pfâwen gevidere.
sîn hals was im nidere
gebogen ûf daz grüene gras,
sîn drozze gar von knurren was,
als ein steinbockes horn.

Dieses grasgrüne und pfauenschweifgefiederte Ungeheuer, das in den Ringeln seines Schweifes vier gefangene Ritter festhält, überwindet nun Wigalois nach schwerem Kampfe, und bleibt selbst halb todt liegen, welchen Umstand ein Fischer benutzt, ihn zu berauben und nackt liegen zu lassen. Als Wigalois sich erholt, findet er zum Glück die klagende Frau wieder, deren Ritter er aus des Drachen Schweif befreit hat; schamhaft versteckt er seine Blöße hinter einem Gebüsch, sie schickt ihm aber einen kostbaren Pelz zu und empfängt ihn auf ihrer Burg. Von hier zieht Wigalois siebentens weiter und besteht eine ungeheure Riesin, das wilde Weib Ruel. Auch sie wird überaus phantastisch beschrieben, doch ihre Reize sind von der Art, daß man sie lieber zudeckt. Sie macht mit unserm armen Helden kurzen Prozeß, packt ihn, bricht ihn fast entzwei und bindet ihn mit Armen und Beinen fest. Inzwischen hat er doch das Glück, den Banden wieder zu entschlüpfen und besiegt achtens den starken Zwerg Karios. Neuntens kommt er in die größte Noth:

Eine strâze er dô gevie,
diu was gebrücket über daz mos:
dar an truoc in sîn schœnez ros.
nu was diu selbe strâze
wol eines schuzzes mâze
gebrücket meisterlîche.
dar ûf harte rîche
von marmel ein tor gemûret lac,
des ein rat von êre pflac:
daz lief umbe vor dem tor
ûf îsenînen siulen enbor.
ez treip ein wazzer daz was grôz;
durch daz fûle mos ez flôz.
daz rat mit kreften umbe gie:
durch daz tor ez niemen lie.
daz hêt Rôaz gemeistert dar.
mit scharpfen swerten was ez gar
und mit kolben wol beslagen.
wer möhte solhes iht an getragen
daz in beschirmet vor den slegen?
gegen dem tor hielt der degen:
wand ern mohte niht fürbaz.

Indem er nun so vor dem grausamen Rad steht und nicht vorwärts kann, rückt hinter ihm ein undurchdringlicher Nebel wie eine Eisenmauer an ihn und schließt ihn ein, wozu fahles Mondlicht scheint. Eine wunderbar ersonnene Situation, den ängstlichsten Traum verwirklichend:

Des wart der rîter niht gewar
unz daz er sich versûmde gar
daz der nebel disehalp sîn
mit des liehten mânen schîn
gesteic wol zweier schefte hôch.
zuo der porten er dô flôch.
done mohter für noch hinder sich.
diu vancnüs diu was jæmerlich,
wand in dâ nieman lôste.
nu sprechet, wer im ze trôste
dâ mohte komen an der stat?
vor im umbe lief daz rat:
hinder im der nebel stoup.

Da kann ihn denn auch keine menschliche Kraft retten. Nur Gott vermag es. Er schläft ermüdet ein, und unterdeß kommt „von der süßen Maide Kind“, das ist Christus, gesendet ein starker Wind, der den Nebel zerstreut, und das Wasser still stehen macht. Indem das Rad nicht mehr geht, wacht der Ritter auf und geht hindurch. Zehntens besteht Wigalois den feuerschlenkernden Marin, ein Ungeheuer, welches aus einem irdenen Hafen immerfort Flammen auf ihn wirft. Elftens besiegt Wigalois zwei Ritter, die sich aber ihm freundlich zugesellen, und zwölftens überwindet er endlich den Roas selbst, befreit die schöne Larie, die in einer Burg belagert war und

sich bis dahin behauptet hatte, und wird König von Korntin. Auch Gawein findet sich als glücklicher Vater ein, nur die Mutter Florie ist unterdeß gestorben.

Warum hat man noch nicht gewagt, dieses Gedicht zu erklären? Wie uns dünkt, liegt die Erklärung desselben näher, als die manches andern Gedichts des Graals- oder Artuskreises. Man ist so weit gelangt, zuzugestehen, daß den Dichtungen dieses Kreises ursprünglich altkeltische Mythen zu Grunde liegen. In der mündlichen Ueberlieferung des Knappen, von welchem Wirnt von Gravenbeeg den Stoff zu Wigalois empfing, scheint sich nun der mythische Kern unverfälschter erhalten zu haben, als in manchen andern, schon von französischen Dichtern verkünstelten Bearbeitungen.

Im Wigalois liegt ein sehr einfacher Mythus vor. Wie der Wolfsdietrich der deutschen Sage und wie der griechische Herakles bedeutet er die durch den Thierkreis wandelnde Sonne. Seine Siege sind nur Siege der ewig jungen Zeit über die zwölf Thierzeichen. Der erste, den Wigalois besiegt, ist der Wirth, der die neue Jahressonne als Gast empfängt; die beiden zweiten stellen in ihrer Zweiheit das Sinnbild der Fische, des zweiten Thierzeichens im Jahre dar. Der dritte hat zum Kennzeichen den Hund mit dem gelben und rothen Ohr, was auf das erste Hervorsprossen der Blumen im dritten Jahresmonat hinzudeuten scheint. Der vierte hat den bunten Papagai, als passendstes Sinnbild für das erste Grün, und das schnelle Roß, das sich vielleicht auf die Wolkenjagd im April bezieht. Schwerer ist eine Vergleichung des fünften mit dem Monat Mai zu ermitteln; doch scheint das Alter dieses Ritters sich auf das Alter der aufsteigenden Sonne zu beziehen, die im Mai als alt gedacht werden kann, weil sie im Juni sterben muß, sofern man sich das Sommersolstitium immer als Sonnentod dachte. Nun erscheint der Kampf der ewig jungen Zeit oder der unvergänglichen Sonnenkraft mit dem relativen Alter der Jahressonne unter dem Bilde des mit dem alten Ritter kämpfenden Wigalois eben so natürlich, als sinnig ausgedacht. Der Geist, dem Wigalois begegnet, ist der Geist des guten verstorbenen Königs, das ist der Monat Juni, in welchen die Sommersonnenwende oder der Sonnentod fällt. Die ewig junge Zeit stößt hier folgerecht auf die Erinnerung des jährlichen Sonnentodes und empfängt zugleich hier die Bürgschaft ihrer ewigen Dauer, indem sie den Todeskampf von Neuem bestehen muß. Daher sechstens der furchtbare Kampf mit dem Drachen, der ihn beinah tödtet. Von nun an wird Wigalois überhaupt fast immer überwunden, was nur dadurch erklärt wird, daß er die abnehmende Lebenskraft des Jahres bedeutet. So wird er siebentens von dem zottigen wilden Weibe gebunden, was ins Zeichen des Löwen fallen würde. Der starke Zwerg fällt sodann ins Zeichen der Jungfrau. Neuntens die beängstigende Situation zwischen Rad und Nebel ins Zeichen des Herbstäquinoktiums, das allerdings ein Schwanken zwischen zwei Jahreszeiten ausdrückt; so wie auch der Nebel den Herbstnebel andeutet. Der feuerwerfende Marin elftens fällt ins Skorpionszeichen; die zwei Ritter in das Zeichen des Schützen, wobei die Zweiheit mit der Doppelnatur des Kentauren, unter dessen Bilde man sich den Schützen vorzustellen pflegt, übereinstimmt. Endlich wäre der die schöne Larie bestürmende Ritter Roas das Zeichen des Steinbockes in der Wintermitte, nach dessen Ueberwindung der Kreislauf des Jahres geschlossen ist. Die belagerte oder gefangene Jungfrau bedeutet bekanntlich in unzählbaren Mythen alter Völker die vom Winter gefangene Natur, welche durch die Sonne des neuen Jahres befreit wird, das mit jedem Jahr wiederbeginnende Leben. Dagegen ist die verstorbene Mutter Florie die hingewelkte Blüthe des alten Jahrs, der Vergangenheit überhaupt. Auch das räthselhafte Rad im Wappen des Wigalois findet als das umlaufende Jahresra oder die Sonne im Thierkreis seine Erklärung.

Daß solche alte Mythenstoffe vielen epischen Dichtungen späterer Zeit zu Grunde liegen, kann nicht mehr bestritten werden. Damit soll aber durchaus nicht gesagt seyn, die späteren Dichter seyen sich der ursprünglichen Bedeutung noch bewußt gewesen. Wirnt von Gravenberg hat gewiß nicht im geringsten daran gedacht, daß ein heidnischer Mythus in der Geschichte versteckt liege, die ihm ein Knappe mittheilte. Doch wäre es ungerecht, dem Dichter vorzuwerfen, er hätte eine Menge Abenteuer willkürlich ohne Sinn und Verstand zusammengehäuft. Durch die scheinbare Willkür zieht sich hier, mehr oder weniger deutlich, der mythische Faden hindurch.

Im Anhang hat der im altdeutschen Sprachstudium vielgewandte und rühmlichst bekannte Herausgeber die Lesarten und einige sprachliche Bemerkungen hinzugefügt. Die Vereinigung des Textes aus den drei Handschriften, welche schon Benecke benutzte, und wozu sich noch ein paar isolirt gefundene Fragmente anderer Handschriften gesellen, konnte in keinen bessern Händen seyn.

2) Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein. Mit Einleitung, Wortbuch und Varianten herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck, Wagner, 1847.

Oswald von Wolkenstein gehört zu den merkwürdigsten Rittern und Dichtern des deutschen Mittelalters. Ein kurzer Abriß seiner Lebensgeschichte wird dieß darthun. Er war aus altem Adel auf dem Schlosse Wolkenstein in Tirol, wahrscheinlich 1367 geboren. Da man in der Umgegend romanisch spricht, lernte er diese Sprache frühzeitig, was ihm das Verständniß der romanischen Poesie eröffnete. Frühzeitig war er auch im Singen, Geigen, Harfenspielen, Trommeln und Pauken geübt, so wie im Reiten und Küchendienst. Das Lesen von Heldenbüchern reizte ihn so, daß er schon als zehnjähriger Knabe, nur 3 Pfennig und ein Stück Brod in der Tasche mit den Reitern zog, die Herzog Albrecht III. von Oesterreich nach Preußen führte. Er verrichtete gemeine Knappendienste, erheiterte die Krieger durch seinen fröhlichen Gesang, und blieb neun Jahr in den Ostseeländern, wo er auch die slavischen Sprachen lernte und mit dem damals noch sehr jungen, nachherigen Kaiser Sigmund bekannt wurde, der ihn lieb gewann. „Nachdem Oswald Preußen, Lithauen, Polen, Rothrußland nach allen Richtungen durchzogen, und Gefangenschaft und tödtliche Verwundungen im Kriege erduldet hatte, wanderte er an die Ostsee, wo er die mächtigen Handelsunternehmungen der Hansa zu bewundern Gelegenheit hatte. Er besuchte von dort aus die Hauptniederlage ihrer Gewerbsthätigkeit, Nowgorod in Rußland, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern und London in England. In Dänemark diente er wieder als Freiwilliger unter der Königin Margaretha in den Kriegen gegen Schweden, und half zum Theil die kalmarische Union miterfechten. Von dort begab er sich nach Britannien, und durchzog England, Schottland und Irland, und trat überall theilnehmend ein, wo ein Krieg ihn beschäftigen konnte, namentlich 1388 unter dem schottischen Heeresführer James Douglas gegen die Engländer. Das Jahr darauf finden wir ihn wieder im Norden von Deutschland. Er schloß sich Handelsleuten an und ging mit ihnen durch Polen an das schwarze Meer. Hier hatten die Genuesen und Venetianer auf der Halbinsel Krimm, welche man damals mit einigen Grenzländern die kleine Tartarei nannte, Handelsniederlassungen gegründet, und eine Sprache ging unter den Kaufherren im Schwange, welche mit der in Gröden viele Aehnlichkeit hatte.

Oswald trat in die Dienste eines Seefahrers, und machte den Schiffskoch und Ruderknecht. Auf einer Fahrt nach Trebisonde litt er Schiffbruch, war jedoch so glücklich, sich mittelst des Hauptmastes ans Ufer zu retten. Er benützte seine Anwesenheit an dieser Küste zu einem Ausfluge nach Armenien und Persien, und ging nach seiner Zurückkunft in seiner frühern Eigenschaft als Schiffskoch nach Kandia unter Segel, und konnte auf diese Weise mit den Ländern, die das Mittelmeer bespült, näher vertraut werden. Er verdiente sich in seiner untergeordneten Stellung kaum so viel, daß er sich nothdürftig kleiden konnte, ertrug jedoch alles Drangsal gern im Gedanken, daß ihn diese Leidensschule zum ächten christlichen Ritter machen müsse." Zum Glück war eben sein Freund und Gönner Sigmund König von Ungarn geworden und zu ihm eilte nun Oswald, um ihm gegen die Türken beizustehen. An seiner Seite focht er bei Nikopolis und begleitete ihn auch auf seiner berühmten Flucht über das damals noch christliche Konstantinopel und Venedig. Von da kehrte er endlich zum erstenmal wieder nach Hause. Obgleich erst 25 Jahre alt, besaß er nichts mehr vom Reize der Jugend. In früher Kindheit schon hatte er ein Auge verloren; auf seinen Irrfahrten war ihm das Haar ergraut und sein sonnenverbranntes Gesicht trug schon Falten. Als er sich nun in seiner Tiroler Heimath zum Sterben in die schöne Sabina Jäger von Tisens verliebte, machte er auf dieses muthwillige Fräulein den gewünschten Eindruck nicht, und um ihn los zu seyn, gab sie ihm auf, nach dem heiligen Grabe zu reisen, dann wolle sie ihn heirathen. Kaum aber war er fort, so nahm sie einen andern. Er pilgerte zum heiligen Grabe, kam zurück, sah, wie man ihn betrogen und war sehr unglücklich, beerbte aber unterdeß seinen Vater und blieb im Lande. Doch hatte er nicht lange Ruhe. Nachdem er im Jahr 1401 den Zug Kaiser Ruprechts nach Italien mitgemacht, ließ er sich in den folgenden Jahren in die Umtriebe des Adels gegen den Tiroler Grafen Friedrich ein, und machte endlich 1409 abermals eine große Kriegsfahrt nach Spanien, kämpfte gegen die Mauren und war mit bei der Belagerung von Ceuta. Ueberall machte er sich, wie durch seinen Muth, so durch seine Sängergabe beliebt. Die Königin von Aragonien stach ihm mit eigner Hand die Ohren durch und hing ihm ein Paar kostbare Ringe hinein. Als Sänger zog er sogar an den Hof des noch maurischen Königs von Granada und genoß dessen Gastfreundschaft. Bei seiner Heimkehr erwarteten ihn wieder große Dinge. Sigmund war Kaiser geworden und eröffnete das Concil von Konstanz; Oswald stand ihm hier wieder treulich bei und begleitete ihn in maurischem Kostüm nach Paris, wo die Königin von Frankreich ihm einen kostbaren Diamanten in den Bart einband. Als er aber nachher zu Gunsten Sigmunds in Tirol den Habsburger Friedrich bekämpfte, ging es ihm schlecht; seine Burgen wurden verbrannt und er selbst, durch die List derselben Sabina, die ihn schon einmal so arg betrog, gefangen. Sie stellte sich nämlich, als liebe sie ihn noch, lockte ihn an sich und ließ ihn festnehmen. Erst gegen Erlegung einer großen Geldsumme kam er los. Als sein eigner Bruder zu Friedrichs Partei überging, wurde er zum zweitenmal gefangen, aber auch diesmal wieder freigegeben. Hierauf machte er unter Sigmund den unglücklichen Feldzug gegen die Hussiten mit, und begleitete den Kaiser auch noch im Alter nach Rom. Endlich fand er Ruhe auf den Schlössern Kastellrutt und Hauenstein, die sein Erbtheil geworden, wurde aber von Gicht und Altersschwäche sehr geplagt, bis er 1445 starb. Er hinterließ von zwei Frauen mehrere Söhne.

Sein Leben spiegelt sich in seinen Liedern ab. Wie es scheint, wurde er, als ein so weitgereister Sänger, aufgefordert, seine Abenteuer in Liedern vorzutragen; und da er so oft in der lustigen Gesellschaft des galanten Kaisers war, scheint es, daß er hier auch seine vielen erotischen Lieder zum Vortrag gebracht habe. Gleich das erste Gedicht umfaßt einen kurzen Auszug seines ganzen Lebens. Wir theilen einige Strophen davon mit, wobei wir jedoch bemerken, daß uns hin und wieder eine Textverbesserung unerläßlich schien:

Es fuogt sich, dô ich was wan zehen jâren alt,
ich wolt besehen, wie die werlt wêr gestalt.
mit ellend, armuot mangen winkel, hais und kalt,
hab ich gepaut bey kristen, kriechen, haiden.
Drey pfenning in dem peutel und ain stückli̇n prôt
das was von haim mein zerung, dô ich loff in nôt.
von frömden freunden hab ich mangen tropfen rôt
gelâssen, syder das ich wânt verschaiden.
Ich loff ze fuofs
mit swêrer puofs
bis das mir starb
mein vater zwâr.
wol vierzên jâr
nie ros erwarb
wan ains roubt, stal
ich halbs zuo mâl
mit valber varb.
und des geleich schiet ich da von mit laide.
Zwâr rennen, koch
sô was ich doch
und marstaler.
auch an dem ruoder (?)
zôch ich zuo mir.
das was swêr
in Kandiâ
und anderswâ,
auch wider her.
vil manger kitel was mein bestes klaide.

Gên Preufsen, Littawn, Tartarey, Turkie, über mer,
gên Frankreich, Lampart, Yspanien mit zwain künges her
traib mich die minn auf meines aigen geldes wer:
Ruoprecht, Sigmund, baid mit des adler streiffen.
Franzois, mörisch, tatlônisch und kastiliân,
teutsch, latein, windsch, lampartisch, reufsisch und rômân,
die zehen sprâch hab ich gebraucht. wann mir zerran.
auch kund ich fidlen, trummen, paucken, pfeiffen.

Ein derber Humor schlägt in den ersten Liedern vor. Besonders ergötzlich sind seine Klagen über das Konstanzer Concil, das so gar lange gedauert, bei dem er daher all sein Geld aufgezehrt habe, und wo er so eng einquartiert gewesen sey, daß es zwischen ihm, dem Grafen von Oettingen und dem schlesischen Herzog von Brieg, die in einer Kammer lagen, wegen des gar zu engen Raumes zu Prügeln gekommen (Seite 41).

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 71. Dienstag den 5. Oktober 1847.

Altdeutsche Dichtkunst.

2) Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein. Mit Einleitung, Wortbuch und Varianten herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck, Wagner, 1847.

(Schluß.)

Als Oswald von Konstanz aus auch einmal nach Heidelberg kam, ging es ihm dort gar gut, daher sein schönes Loblied auf diese Stadt S. 52:

Ich rüem dich, Heidelberg!
und loben
oben
auf dem perg
das schône
frône
mündlin rôt etc.

Auf einer andern Reise litt er große Noth durch zwei Reisegefährten, von denen der eine Planck, der andere Kopp hieß, ein Beweis, wie alt diese beiden noch jetzt berühmten Geschlechtsnamen sind. Die Schilderung erinnert übrigens an die berüchtigte Reise des Horaz:

Ain alter Swâb, gehaifsen Plank,
der wart mir an die seiten dick gesetzet.
ach got, wie pitterlich er stank!
von seinem leib wird ich sein nit ergetzet.
Er truog ain bain mit ainer kluft,
der âtem gieng im wilde von dem munde.
dar zuo sô velscht er oft den luft
vast ungehäbig niden an dem grunde.
Und ob er noch den Rein verswellt,
wie wol ich im des gunde!

Noch wais ich ainen in der laufs,
mit namen Kopp, den kund ich nie geswaigen:
der snarcht recht als ein hafenraufs,
wann in der stark Tramlner drang zuo saigen.
zwâr solhen slâff ich nie gehört:
des muost ich baide ôren dick verschieben.

Merkwürdig ist ein Spottlied Oswalds auf den armen Johann Huß, der damals in Konstanz verbrannt wurde. Es ist erst nach der Verurtheilung geschrieben, weil der Sänger ausdrücklich vom Verbrennen spricht. Hier einige Strophen:

Des hört man oft ein genselein
durch seinen vaisten kragen spötlich lachen.
wol auf, all vögel, rauch und vein!
hilff, adler grôs, dein swaimen lâfs erwachen!
fliegt scherpflich ab und stôfst die gens,
das in die rügk erkrachen.

Jô, Hufs, nu hafs dich alles lait
und heck dich Lucifer, Pilâtus herre!
des herberg wirt dir unversait,
wenn du im kumst ans fremden landen verre.
Und ist dir kalt, er macht dir warm,
mit ainem pett sô wirstu nit verlâfsen. —

Ain jeder vogel in der welt
sein orden haltt, in dem er ist geboren
mit seinem gelouben unvermelt:
wann nur die gans wil tragen krumpe ôren.
da mit sy ander vögel rain
verstôfsen wil, sich selber gar versenken
mit tieffem flug von der gemain.
gên Feuerspach tuot sy die federn schrenken,
die geschrift zuo velschen mêr wann all
ir vordern ie gedenken.

Aus dem Tiroler Kriege erhalten wir ein lustiges Hetzlied. Der Sänger hauste damals auf dem hohen Felsennest Greiffenstein und entkam, als er einmal ausgezogen war, seinen zahlreichen Feinden mit List. Das besingt er nun in der frohesten Laune S. 50. Doch auch alles Ernstes rechtfertigt er im Gedicht die Partei, die er ergriffen. Sind wir nicht alle Genossen des großen deutschen Reichs? fragt er. Haben wir nicht alle Einen Kaiser? Wie soll es nun jener reichsverrätherische Graf von Tirol wagen, uns von Kaiser und Reich zu entfremden?

Wô man das treibt,
wô kaiserliche recht nicht gon,
dâ wil man nindert mœren von,
das man dem kaiser nicht engunn:
und ist doch aller recht ain prunn,
daraus sy fliefsen ganz gerecht
in alle lant natürlich slecht;
und mag kain lands recht sein erdacht,
ân kaiserliche recht verbracht,
es müefs ain zuosatz davon haben
vil von den kaiserlichen gaben,
als alle wafser habent grund-
flufs aus des grôfsen meres slund,
man well dann velschen gots gesetz
und das gerechte machen letz.
Was von dem reich zuo lêhen ist,
das mag sich zwâr zuo kainer frist

aus seinem recht gezieben nicht
mit kainem loica geticht.

Die Liebeslieder haben zum großen Theile noch den Charakter der ältern Minnelieder. Es sind z. B. Wächterrufe, durch welche die Liebenden gestört werden, und Freudenrufe über das Ende des Winters und die Rückkehr des Frühlings und der Liebe. Unter den letzteren ist am schönsten S. 125:

Pfeiff auf, lâſs raien!
die lind ist grüene,
der wald entsproſsen
gên disem maien.
hertzlieb, bis küene
und unverdroſsen,
Schow an die plüemlein klâr,
wolgevar
zierlich ir gepflänze etc.

Sprachlich sehr merkwürdig ist unter diesen Frühlingsliedern auch das, worin die Vogelstimmen nachgeahmt werden S. 140:

Sô sprach das klaine vich,
küngel, zeysel, mais, nû komen wir singen:
oci, und tuo ich, tuo ich, tuo ich, tuo ich,
oci, oci, oci, oci, oci, oci,
fi, fideli, fideli, fideli, fi,
ci, cieriri, ci, ci, cieriri,
ci, ri, cidwigk, cidiwigk, fici, fici.
sô sang der gauch nur: kâwâ, wâ, cû, cû.
Raco, sô sprach der rab,
zwâr sing ich auch wol,
vol
muos ich sein,
das singen mein:
scheub ein,
herein,
vol sein!
liri, liri, liri, liri, liri, liri lôn!
sô sang die lerch,
sô sang die lerch,
sô sang die lerch.
ich sing hel, ain droschelein
ich sing hel, ain droschelein
ich sing hel, ain droschelein,
das in dem wald erklinget,
ir lierent,
zierent,
gracket,
und wacket
hin und her,
recht als unser pfarrer.
zidiwigk, zidiwigk, zidiwigk,
zififzigô, zififzigô, zififzigô: nachtigal.
die selb mit yrem gesang behub den grâl.

Auch in vielen andern Liedern gefällt sich der Sänger, in sehr kurzen Zeilen, oft nur von einem einzigen Worte zu reimen, eine Spielerei, die freilich schon ein Sinken der Poesie anzeigt, die er aber in mehreren erotischen Liedern mit Geist und in überraschendem Wohlklang durchführt. Die Lieder der letzteren Art sind zuweilen sehr derb, fast immer lustig, auch tragikomisch, oder heiter und fröhlich, nie sentimental und weinerlich. Der poetische Reiz tritt meist nur in den komischen Liedern hervor, so in einem (S. 123), worin er schildert, wie ihn die Geliebte verschmäht habe und wie er nun die ganze Nacht nicht schlafen können und sich nicht zu lassen wisse vor Hitze, Unruhe, Mäusen ꝛc. In einem andern sehr ergötzlichen Liede (S. 36) idealisirt er eine häßliche und malt ihr abscheuliches Bildniß mit Worten der Bewunderung und Zärtlichkeit aus. Einmal spottet er der alten Weiber (S. 122):

Wann alte weib und enten
gehœrend in ain see.
was sol man dran verquenten?
kain vich das snattrot mê,

Eines der witzigsten Lieder ist das vom Barte. Er hoffte in Augsburg den dortigen Schönen mit seinem Barte zu gefallen, aber man sagte ihm, er sehe wie eine Gais aus. Nun schor er sich den Bart ab, aber da sagte man ihm, nun sehe er wie ein Affe aus (S. 216). Auch Weinlieder kommen vor, in recht launigem, halbtrunkenem Tone;

Herr wirt, uns dürstet alsô sêre,
trag auf wein,
trag auf wein,
trag auf wein,
das dir got dein laid verkêre,
pring her wein,
pring her wein,
pring her wein,
und dir dein selden mêre.
nû schenck ein,
nû schenck ein,
nû schenck ein.

Gretel, wildû sein mein treutel,
sô sprich, sprichs,
sô sprich, sprichs,
sô sprich, sprichs etc.

Den Meisterliedern schon näher stehen einige didaktische Gedichte, eines, worin die Geliebte mit den zwölf Monaten im Jahr verglichen wird, ein anderes, worin der planetarische Einfluß der Wochentage auf die Geburten verzeichnet ist. An die tolle Sprachverwirrung, die erst zwei Jahrhundert später im dreißigjährigen Kriege eintrat, erinnert ein tändelndes Lied, das der Dichter aus allen Sprachen, die er kannte, zusammenflickte:

Dô fraig amors,
adjuva mê,
ma lot, min ors,
na moy serceê
rent mit gedanck,
frau, pûraty,
eck lopp, ick slapp,
vel quô vado,
we segg, mein krapp,
ne dirs dobrô,
jû gslaff, ee franck,
merschy voys gry.
Repeticio. Deutsch, welisch mach,
franzoisch wach,
ungrischen lach,
prôt windisch pach,
flemming sô krach,
latein die sibend sprâch.

Endlich besingt Oswald von Wolkenstein auch sein trauriges und krankes Alter. Er faßt es als ein altes böses Weib auf, das ihn plage (S. 205). Er macht eine höchst abschreckende Beschreibung von seiner Person, die nur durch die noch bescheidenere des berühmten Ditmar von Merseburg übertroffen wird (S. 261). Auch fallen ihm seine Jugendsünden schwer aufs Herz und er glaubt, der Teufel stehe schon hinter seinem Stuhle, um ihn zu ergreifen (S. 262). Doch tröstet ihn ein echt poetisches Gefühl. Er war immer rechtgläubig und fromm. Wie er auch menschlich gesündigt hat, so hat er doch Gott immer kindlich geliebt:

Lieb ist ain wort
ob allem schatz, wer lieb nützlich volbringet;
lieb überwindet alle sach,
lieb got den herren twinget,
das er dem sünder ungemach
gantz wendt und geit ym aller freuden tròst.

Viele Lieder sind insbesondere dem Heiland und der heiligen Jungfrau gewidmet. Eines setzt das Wesen Gottes selbst auseinander, fast in indisch pantheistischer Weise: Gott ist oben und unten, vorn und hinten, hir und daneben, alt und jung, gestorben und doch unsterblich ꝛc. (S. 229). Ein anderes faßt das Erlösungswerk höchst eigenthümlich auf. Ein König im Oberland schickt seinen Sohn als Statthalter ins Niederland, aber die Niederländer nehmen ihn nicht an, rebelliren und ermorden ihn.

Soviel vom Inhalt des Werkes. Hinsichtlich des Textes und dessen kritischer Behandlung läßt diese Ausgabe leider sehr viel zu wünschen übrig, ungeachtet der trefflichen Hülfsmittel, deren Herr Weber sich dabei zu erfreuen hatte. Drei gleichzeitige Handschriften waren ihm zugänglich: eine Wiener (W) vom Jahre 1425, eine Wolkensteiner (X) von 1442, — diese beiden Pergament — und eine Innsbrucker von 1444 auf Papier. Nach Herrn Webers Urtheil ist die Wolkensteiner Handschrift bei weitem die vollständigste, zuverlässigste, kurz die Haupt-Handschrift. Weniger reich zwar, aber durch Alter und Korrektheit ausgezeichnet die Wiener. Die Innsbrucker Handschrift dagegen wird als eine ungenaue, sorglose Abschrift der Wolkensteiner bezeichnet. Nach diesen Bemerkungen des Herausgebers, über deren Richtigkeit kein Zweifel obwaltet, hätte man denken sollen, er würde seine Ausgabe vorzugsweise auf den Grund der beiden ältern und bessern Handschriften gebaut haben. Aber gerade die junge Innsbrucker Handschrift ist es, die hier mit ihrer ganzen sorglosen, nachläßigen, ja oft sogar barbarischen Schreibweise abgedruckt wurde. Herr Weber war nämlich in dem Wahne befangen, daß alle drei, zierlich geschriebenen Handschriften von Oswalds eigener Hand herrühren, und daß demnach die jüngste nothwendig die beste seyn müsse. Daher sein unbegreiflicher Mißgriff. Trotz aller Sagen und Ueberlieferungen vom Gegentheil läßt sich aber mit Sicherheit behaupten, daß Oswald keine dieser zierlichen Handschriften selbst geschrieben hat. Ein Kriegsheld wie Oswald, der gegen 60 Jahre lang fast ohne Unterlaß das Schwert geführt hat, wäre selbst in unsern Tagen zum Kalligraphen verdorben. Zudem hatte er gewiß wichtigere Dinge zu thun, als seine Gedichte, wie stolz er auch darauf gewesen seyn mag, immer wieder von Neuem abzuschreiben. Das könnte heutzutage einem dichtenden Jünglinge begegnen: Oswald aber hat dieses Geschäft bestimmt einem Andern, einem Schreiber von Profession, überlassen.

Die Innsbrucker Handschrift, und somit auch der vorliegende Abdruck, gibt eine wahre Musterkarte von geschmackloser, inkonsequenter Orthographie. Konsequent ist sie nur in ihren Fehlern, z. B. in der hartnäckig festgehaltenen, vom Herausgeber noch viel hartnäckiger durchgeführten Verwechslung des w mit b, eine Schreibung, die zwar in früherer Zeit in gewissen Gegenden Oesterreichs und Bayerns gebräuchlich war, die aber nichts desto weniger barbarisch ist, und um so eher hätte aufgegeben werden sollen, als sich die Wiener und Wolkensteiner Handschrift von diesen und ähnlichen Fehlern und Rohheiten in der Regel freizuhalten wissen. Zbai, beg, burtz, webeisen, zbeifel, benck, bonen, sbere für zwai, weg, wurtz, beweisen, zweifel, wenck, wonen, swere u. s. w. klingt schauderhaft, und es ist Zehen gegen Eins zu wetten, daß Oswald, der in früher Jugend in die weite Welt ging und in langem Verkehr mit andern deutschen Volksstämmen von seiner angebornen Mundart unwillkürlich Manches aufgab, nicht so weder gesprochen noch geschrieben hat.

Was hier von der Orthographie gesagt ist, gilt auch und in noch höherm Maaße in Beziehung auf den Text. Der Herausgeber bemerkt ziemlich naiv, daß die Innsbrucker Handschrift manche dunkle Stellen der beiden andern nachbessere und deutlicher zu machen suche, nicht bedenkend, daß gerade dieser Umstand ihn bei Benutzung dieser Handschrift hätte warnen und vorsichtig machen sollen. Wer mit der Kritik auch nur einigermaßen vertraut ist, weiß, wie sehr jüngere Schreiber zu willkürlichen Veränderungen geneigt sind, indem sie diejenigen Stellen, die sie nicht verstehen, dadurch besser und verständlicher zu machen suchen. Gerade solche Besserungen, die aber in der That nur selten diesen Namen verdienen, erheischen die größte Vorsicht, denn sie sind die Klippen der Kritik. Wie weit die Innsbrucker Handschrift hierin geht, läßt sich aus den viel zu spärlich mitgetheilten Lesarten nicht überall genau erkennen; doch bietet selbst dieses Wenige Stoff genug zu wirklichen Besserungen und läßt es bedauern, daß der Herausgeber, statt den beiden ältern Handschriften zu folgen, einer Grille zu lieb von der jüngern sich irre führen ließ. So z. B. ist, meist in Uebereinstimmung mit W. X., zu lesen: I, 7, 5. nymmer. 17. vernüstigklich. — II, 2, 23. zoch. — V, 1, 12. erschlüege, 2, 10. enzelt. — VI, 91. hern. 111. swerte (: geverte). 162. 164. Turkie : frie. 177. 179. schuel : stuel. 218. strieme. LXIII, 1, 7. pæt. — LXXXIV, 1, 6. mütiklich (niütiklich heißt gar nichts und eine Ableitung von nieten zumal gar nicht möglich). — LXXXVI. 3, 9. ew. 12. belangen (Verzug). 4, 4. inher (statt zuo mir). 9. mynn. 14. ungrisch (so liest X und verlangt es der Vers). 5, 2. verjach. 3. namen. 6, 4. mangem. 9. zöbrl (so X). 15. nicht. — XCV, 4, 6. Montpolirs.

Außer diesen Stellen, die, nur zufällig herausgegriffen, sich ohne Mühe um ein sehr Beträchtliches vermehren ließen, gibt es noch sehr Viele, die zwar nicht aus den Handschriften, wohl aber mit Hülfe einer besonnenen Konjekturalkritik leicht hätten gebessert werden können. Z. B. I, 6, 9. 10 ist statt

Wann ich
in ellend dick
mein hend oft wenden muſs,

zu lesen:

Wann in ellend
ich meine hend
oft winden muoſs.

So erfordert es das Versmaaß und der Reim. — XLIX, 3, 1—2.

Seyd das die wilden vogl͡in sind
gezwaiet schôn ân allen neid.

LXXXII, 1, 8. grâ (statt grab) im Reim auf anderswâ. — LXXXVIII, 3, 1. nött. — CXII, 1, 1. hör. — LXXXIV, 3, 2. 3. sô wach, lieb, ach ist in eine Zeile zu setzen. —

XCIV, 1, 1. ân (statt nit). 4. sleus. 7. fruo. 3, 1. 2. græwe; plæwe. 8—10. zwâr dein greys | preys | ich doch klain. 13. statt der sinnlosen Zeile: meiner kunst der wort schir ist zu lesen: meiner kunst wart schir: so verlangt es der Sinn und das Versmaaß.

Aus dem Abschnitte, „Oswalds Grammatik" betitelt, geht unwidersprechlich hervor, daß dem Verfasser die Kenntniß der ältern Sprache überhaupt und der Grammatik insbesondere völlig abgeht. Statt den einzig möglichen historischen und wissenschaftlichen Weg zu gehen, und Oswalds Dialekt vom Standpunkte der ältern Sprache, aus der sie hervorgegangen, zu untersuchen, betrachtet Herr Weber sie aus dem Gesichtspunkte der Sprache der Gegenwart, wobei dann natürlich allerlei abenteuerliche Bemerkungen zum Vorschein kommen. Wer Grimms Grammatik und die Sprache des 13ten und 14ten Jahrhunderts auch nur einigermaaßen kennt, der weiß z. B.

1) daß das Verbum in der dritten Person des Präs. Plur. Indicativ am Schlusse stets ein t führt, also gebent, nement, tuont etc.

2) daß bei Anlehnung des Pron. wir das n der ersten Person Plur. Präs. häufig wegfällt (s. Grimms Gramm. I², 932).

3) daß die zweite Person Präs. Sing. von wellen — wilt heißt und nicht willst (Gramm. ebd. 964),

4) daß die erste Person Präs. Sing. tuon lautet und nicht tuo (Gramm. ebd. 965),

5) daß das ch des Auslauts im Inlaute zu h wird u. s. w.

Er weiß ferner:

6) daß man in der alten Sprache dürnen, dürnin sagt wie hürnin, und nicht dornen;

7) daß nicht sausen, sondern seusen (aus siusen umgelautet) richtig ist, und daß

8) in „die langen nacht" das auslautende n die schwache Form bedeutet.

Und wenn der Herausgeber unter No. 32 sagt: „statt ei findet man größtentheils ai, z. B. mainen: nur die zueignenden mein, dein bleiben davon ganz verschont": so ist das eine Bemerkung, die von sehr geringer Einsicht in die Lautverwandlung zeugt. „Bei Oswald wird der alte ursprüngliche Diphtong ei zu ai, z. B. stain, rain, bain, nin, laid für stein, rein etc.; dagegen das alte gedehnte î regelmäßig zu ei, z. B. leib, weib, zeit, schein, zweifel für lîb, zît etc." Mit diesem Ausdrucke würde der Herausgeber eine Erscheinung, die im 15ten Jahrhundert fast bei allen süddeutschen Mundarten bemerkt werden kann, richtig und einleuchtend bezeichnet haben.

Auf das Wörterbuch hat der Herausgeber ohne Zweifel viel Mühe und Zeit verwendet, und doch entspricht auch dieser Theil seiner Arbeit kaum den mäßigsten Anforderungen. Während es nach einer Seite hin fast übervollständig genannt werden könnte, indem eine Menge der gewöhnlichsten, gemeinverständlichsten Wörter Raum darin gefunden haben, fehlen auf der andern Seite doch manche seltene, einer Deutung bedürftige Ausdrücke; andere dagegen werden aufs bloße Gerathewohl hin gedeutet. Ueberhaupt entbehren die Erklärungen derjenigen Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit, die heutzutage von einem Werke, das auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machen will, unumgänglich erfordert werden. Unserer Meinung nach hätte der für das Wörterbuch verschwendete Raum zur Hälfte wenigstens besser für einen Kommentar der schwierigen Stellen verwendet werden können, an denen solche eigenthümliche Dichtwerke späterer Perioden viel reicher sind, als jene früherer gebildeterer Zeiten. In der vorliegenden Gestalt zweifeln wir sehr, ob Oswalds Gedichte von gewöhnlichen Lesern, die nicht schon besondere Sprachkenntnisse mitbringen, auch nur zur Hälfte verstanden werden. Denn die zum richtigen Verständniß so unumgänglich nothwendige Interpunktion ist ebenfalls sehr vernachläßigt; nicht minder die Strophen- und Versabtheilung, und auch an Druckfehlern ist kein Mangel.

Daß die dichterischen Erzeugnisse einer so merkwürdigen Persönlichkeit, wie Oswald, uns zum ersten Mal in so mangelhafter Gestalt vorgeführt werden, ist zu bedauern.

Geschichte.

Geschichte des Pfalzgrafenamtes nach seiner Entstehung und Bedeutung, dargestellt von Dr. Karl Pfaff in Halle. Halle, Anton, 1847.

Eine sehr gute Monographie, worin nachgewiesen wird, daß der palatinus oder Pfalzgraf der Franken ursprünglich beim höchsten Gericht Stellvertreter des Königs in dessen Abwesenheit war. Er unterschied sich von dem missus regius oder Sendgrafen. Der Letztere nämlich wurde periodisch vom König als dessen Stellvertreter in den Provinzen umhergeschickt, um für ihn Gericht zu halten, während der Pfalzgraf in der Pfalz (palatium), das heißt in der Residenz des Königs blieb. Das Stetige in seiner Stellung führte dahin, daß er am Ende seine richterliche Würde auch im Namen des Reichs überhaupt und nicht bloß im Namen des jeweiligen Königs behauptete, und daß er demnach auch die Prozesse zu entscheiden bekam, die von Unterthanen gegen den König geführt wurden. Allein diese richterliche Unabhängigkeit vermehrte sein Ansehen nicht, indem das Centralpfalzgrafenamt sich theilte in verschiedene Aemter nach den im deutschen Reiche verbundenen Stämmen. Bekanntlich bildete jeder Stamm ein Herzogthum, in welchem der Herzog nur die Administration und Kriegsgewalt, der Pfalzgraf aber die richterliche Gewalt besaß. Sofern Beide zugleich ansehnliche Güter zu Lehen erhielten, die ihnen statt der Besoldung und des Etats dienten, und alle Reichsbeamten ihre Lehen zu vergrößern und erblich zu machen strebten, stiegen wie die meisten herzoglichen, so auch mehrere pfalzgräfliche Geschlechter zu den höchsten Dynastenwürden des Reichs empor. Diese neuen Territorialherren vereinigten die herzogliche mit der Pfalzgrafenwürde, d. h. sie hatten alle Gewalt in sich vereinigt. Doch behielt zuletzt nur der Pfalzgraf bei Rhein aus dem Hause Wittelsbach die altehrwürdige Benennung seines Reichsamtes bei. Das Amt des Centralpfalzgrafen für das ganze Reich erlosch schon unter den Hohenstaufen, sofern Friedrich II. das Rechtsprechen in höchster Instanz in seiner Abwesenheit einem besondern Hofrichter zuwies. Später wurden bekanntlich eigne Reichshof- und Reichskammergerichte aufgestellt. Nun gab es aber doch neben dem rheinischen Kurfürsten, der nur noch dem Namen nach Pfalzgraf hieß, noch wirklich amtirende Pfalzgrafen im Reiche, aber sie besaßen nur noch ein Ehrenamt. Den vom Kaiser mit diesem Titel beehrten Perücken blieb nur noch das jus creandi doctores, licentiatos, notarios, baccalaureos, poetas, wozu sich noch mancherlei Befugnisse in Bezug auf Notariats- und Pupillenwesen gesellten. Sofern aber auf den Landesuniversitäten der einzelnen Kurfürsten- und Herzogthümer die Regierung selber oder der von ihr geleitete Senat sich die Ertheilung der akademischen Würden vorbehielt, reducirte sich zuletzt die Wirksamkeit der kaiserlichen Pfalzgrafen auf die Kreirung von sogenannten gekrönten Poeten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 72. Sonnabend den 9. Oktober 1847.

Geschichte.

Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reichs von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking. Herausgegeben von Karl Friedrich Neumann. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1847.

Unser berühmter Landsmann, Herr Gützlaff, ist, wie der eifrigste und kühnste Missionär, so auch der gründlichste Kenner der chinesischen Sprache und Literatur, daher Hauptdolmetscher der Engländer und troß des Hasses, den diese letzteren sich mit Recht in China zugezogen haben, wegen seiner persönlichen Tugenden und Talente der Hauptvermittler zwischen europäischem und chinesischem Geiste. Eine Geschichte Chinas zu schreiben war Niemand befähigter als er.

Inzwischen sind die Quellen, wenn auch äußerst zahlreich, doch dürftig und einförmig, und einige große Katastrophen abgerechnet, bewegt sich die chinesische Geschichte seit mehr als zweitausend Jahren in demselben Geleise fort, so daß wir hier durchaus kein so großartiges und in Abwechslungen überraschendes Geschichtsepos vor uns haben, wie es die Schicksale des europäischen Westen darbieten. Erst in der neuesten Zeit wird die chinesische Geschichte für uns höchst interessant durch den Zusammenstoß jener so ganz eigenthümlichen und fremdartigen ostasiatischen Welt mit der unsrigen. Herr Gützlaff hat daher auch die neuere Geschichte Chinas und insbesondere die, in welcher er selbst mitgewirkt hat, mit besonderer Ausführlichkeit behandelt und daran Betrachtungen über die Zukunft des chinesischen Volkes geknüpft, die sehr beherzigt zu werden verdienen.

Wir deuten nur kurz den Inhalt der älteren Geschichte an. Die mythische oder vorgeschichtliche Periode reicht bis zu dem Patriarchen Jao, etwa 2357 Jahre vor Christo, und ist durchaus voll Fabeln, die um so weniger Interesse erregen, als sie nicht volksthümliche Tradition, sondern willkürliches Machwerk einer viel späteren Zeit sind und schon den greisenhaften Charakter des heutigen Chinesenthums an sich tragen, ohne eine Spur der Kindlichkeit, die echten Volksüberlieferungen eigen ist. Die zweite Periode reicht bis auf den großen Philosophen Kongfutse (Confutius) im Jahr 552 vor Christo und enthält ebenfalls nur unkritische Sagen und kaiserliche Namenlisten. Erst in der dritten Periode, die bis zur Erhebung der Tang-Dynastie im Jahr 618 nach Christo reicht, beginnt die eigentliche Geschichte. In dieser Periode gelangte das Reich zur Einheit und der Staat zu seiner Ausbildung durch den Geist, den ihm Kongfutse einflößte. Der Zauber seiner Lehre bestand darin, daß er dem als Erdengott gebietenden Kaiser keine Gliederung von Ständen, sondern eine atomistische Volksmasse gegenüberstellte, aus der jeder Einzelne zu den höchsten Staatswürden gelangen konnte. „Wenn man, sagt der Verfasser S. 71, die Vortrefflichkeit eines Philosophen nach seinem Erfolge beurtheilt, so ist kein Weiser irgend einer Zeit oder irgend eines Landes dem Kongfutse gleichzustellen. Er war es, der den Fürsten gefiel; denn seine Lehren unterwarfen die Unterthanen ganz ihrer Willkür; und sollten sie einen solchen Meister nicht geehrt haben? Sollten sie seine Schüler nicht befördern, da sie die sichersten Werkzeuge waren, um ihre Gewalt zu befestigen? Und sollte das Volk nicht ein System studiren, welches dem Fleißigen zu Ehren und Würden helfen konnte? Daher wurden des Philosophen Bücher, mit denen seines Schülers Mengtse, die einzigen, welche in allen Schulen des großen Reiches nun beinahe zweitausend Jahre gelesen worden sind, die das Kind auswendig lernt und der greise Doktor erklärt. Um das Wissen dieses einzigen Lehrers hat sich der Fleiß von tausend Millionen unablässig bemüht, und weder Krieg noch Verwüstung haben die nie erlöschende Begierde, den Kongfutse zu lesen, aufhalten können. Die Erfindungen des Westens, die höhere Geisteskultur, eine Literatur der herrlichsten Wissenschaften, haben kaum etwas Anziehendes für den Chinesen gehabt, der die Denkungsart seines Weisen kannte; und jeder freundliche Versuch, etwas Besseres fürs verjährte Alte zu geben, ist mit Hohn abgewiesen worden; denn der König der Philosophen hat ja alles gelehrt, alles gesagt, alles entdeckt und alles mitgetheilt. Kongfutse vollendete den Guß, und die Form, welche sein Volk durch seine Bemühungen annahm, ist unter allen Umwälzungen beibehalten worden."

Das System des Kongfutse wurde übrigens durch die Natur des Landes wesentlich unterstützt und bedingt. Diese patriarchalische Monarchie sagte den Ackerbauern, die das fruchtbare Land bauten, am besten zu, weil sie davon am meisten Frieden genossen. Die ungeheure Zusammenhäufung des Volks erforderte eine weise und mächtige Polizei. Die Aussicht endlich, im Staate zu hohen Aemtern und Würden gelangen zu können, machte das System im ganzen Volke populär. Daher die Zähigkeit, mit welcher sich das System behauptete, wie oft und stark es auch angefochten wurde.

Der älteste Feind des Systems war der Despotismus und die Serailregierung, der Wahnsinn der Maitressen und Eunuchen unter schwachen Regenten. Es finden sich davon schon in der ältesten Geschichte Chinas abschreckende Beispiele und sie reichen bis auf die neueste Zeit hinab. Allein die Korruption des Hofes vermochte niemals das Volk in dem Grade zu

erbittern, daß es eine freie Verfassung hätte einführen wollen. Das Volk trieb unter seinen Beamten seinen Ackerbau, seine Gewerbe, seinen Handel fort und verschmerzte die Wunden, die ihm die Tyrannei schlug, immer bald wieder.

Der zweite Feind des Systems waren die kriegerischen Nachbarn. Das friedliche, wohlerzogene, zahme Volk der Chinesen war zu allen Zeiten feig und wurde mehr als einmal von benachbarten Horden der Mongolen und Tataren unterworfen. Selbst sehr kleine und unbedeutende Hordenführer mit geringer Mannschaft vermochten nach und nach die Hunderte von Millionen Chinesen zu überwältigen. Aber die Sieger wurden wieder ihrerseits regelmäßig von der chinesischen Sitte und Bildung überwältigt, verschmolzen mit den Chinesen und erlagen einem dritten Eroberer, dem es wieder eben so erging. Das System der Regierung blieb immer das nämliche, mochte ein Chinese, oder ein Mongole, oder ein Mandschu herrschen.

Der dritte Feind des Systems war eine geistliche Hierarchie. Sie versuchte, nachdem der Buddhakultus von Indien her und hauptsächlich unter dem Einfluß der erobernden Mongolen in China eingeführt worden war, sich wenigstens neben der durch Kongfutse gegründeten weltlichen Beamtengewalt festzusetzen. Allein der Staat stand hier viel zu fest, als daß die Kirche sich die geringste Hoffnung hätte machen können, ihn zu schwächen, wie gleichzeitig in Europa das Kaiserthum durch das Papstthum geschwächt wurde. Der Dalai Lama oder buddhistische Papst blieb stets nur ein politisches Werkzeug in der Hand des chinesischen Kaisers und seiner im System des Kongfutse erzogenen Beamten.

Als einen vierten Feind kann man die einzeln auftretenden Rebellen und Sektirer im Volke, und als einen fünften die aristokratische Tendenz bezeichnen, die zuweilen der Mandarinen (Staatsbeamten) sich bemeisterte. Allein sie kommen kaum in Betracht, das System war immer stärker als sie. Wenn die Staatsbeamten in gleiche Korruption fielen, wie der Hof, half das Volk selbst das System stützen.

Die vierte Periode der chinesischen Geschichte umfaßt die Zeit gleichsam des romantischen Mittelalters, die ungeheuren Kämpfe nämlich, die China mit den Mongolen zu bestehen hatte, bis zum Jahr 1368. Wie tief die chinesische Regierung sinken konnte, sehen wir aus einem merkwürdigen Beispiel unter dem Kaiser Kaotsung im 12ten Jahrhundert. Dieser Kaiser schwelgte unter tausenden von Weibern in seinem Harem und kümmerte sich um die Vertheidigung des unablässig von den Tataren verheerten Landes nicht im mindesten. Da erhob sich das Volk selbst und verrichtete Wunder der Tapferkeit. Die Tataren wurden auf allen Punkten geschlagen. „Der chinesische Hof aber unterstützte solche Unternehmungen nicht, und so konnten die vereinzelten Befreiungspläne zu keinem großen Endziele führen. Nichts glich den Ränken der Verschnittenen und anderer Schmarotzer im Dienste des Kaotsung, so daß die vorzüglichsten Generale des Freiheitskrieges in Anklagestand versetzt wurden. Der größte unter diesen, ein Blücher seiner Nation, verlangte, nachdem er die Feinde in jedem Gefechte besiegt und ihnen Furcht und Schrecken eingejagt, ein größeres Heer, um die Kin bis in die heimathlichen Steppen zu verfolgen. Seine Bitten waren so inständig, daß der erste Minister ihn in Verdacht des Aufstandes brachte. Er wurde daher als ein Verbrecher nach der Hauptstadt gebracht; da aber der Richter keinen Grund der Anklage wider ihn fand, um ihn des Todes würdig zu erklären, so wurde auch er seines Amtes entsetzt. Ein anderer Rechtsgelehrter erklärte den tapfern Feldherrn für unschuldig, und wurde gleichfalls ein Opfer der Rache. Nun starb der General im Gefängnisse; der Staatsmann erklärte darauf, daß man Beweise seines Verbrechens im Kerker gefunden, und enthauptete sogleich seinen Sohn. — Dergleichen schändliche Kabalen waren sehr häufig; es schien, als ob der chinesische Hof auf nichts als das Verderben des Landes sinne." Bekanntlich gelang es den Mongolen, China dem ungeheuern Reich, das Tschingischan gegründet, einzuverleiben. Die Mongolen wollten anfangs in den bevölkertsten Provinzen Chinas alle Menschen ausrotten und die Aecker verwüsten, die Städte und Dörfer niederbrennen, damit alles Steppe würde, auf der sie dann ihrer Gewohnheit nach nomadisiren wollten. Allein dieses kolossale Zerstörungswerk kam nicht zur Ausführung. Die Mongolen wurden Chinesen und verweichlichten, wie diese. — Herr Gützlaff bemüht sich, darzuthun, daß der Buddhismus das meiste dazu beigetragen habe, die altmongolische Kraft zu erschlaffen.

Die fünfte und letzte Periode der chinesischen Geschichte beginnt mit dem Sturz der Mongolenherrschaft und der chinesischen Restauration unter Hongwu, und reicht bis auf unsere Tage. Die wichtigste Katastrophe innerhalb dieser Periode war die zweite große Unterwerfung Chinas unter die benachbarten Nomaden, dießmal unter die von Norden herkommenden tapfern Mantschu. Ein kleiner Häuptling dieses Volks wünschte die Tochter eines chinesischen Grenzgouverneurs zur Frau. Der Gouverneur aber versagte sie ihm und ließ ihn, um sich seiner Rache zu entziehen, meuchlings umbringen. „Diese grausame That empörte die Barbaren; der Sohn des Verstorbenen wurde zum Anführer der Horden gewählt, welche an China Rache nehmen wollten, und dieser schwur, daß er 200,000 Chinesen den Manen seiner Familie aufopfern wollte. Mit solchen Drohungen war es den Tataren ernst. Ihre Gewohnheiten und selbst das Gesetz bestanden darauf, daß, wenn einer der Häuptlinge mit Tod abging, eine große Anzahl ihrer Dienerschaft am Grabe des Fürsten grausam geschlachtet werden sollte, um ihm in jener Welt zu dienen. Daher wurden mit wüthender Blutgierigkeit die Unschuldigen wie Thiere niedergestoßen und die Leichname der Ermordeten auf den Straßen längs der Grenze, zur Warnung für die Chinesen, hingeworfen. Dieser Prinz wurde der Stammvater der jetzigen Dynastie, welche den Thron von China beinahe zwei Jahrhunderte besitzt." Der Untergang der chinesischen Dynastie ist ungemein charakteristisch erzählt. Man kann in die Eigenthümlichkeit des chinesischen Seraillebens nicht lebendiger hineinsehen. Als die Mantschu bereits einen großen Theil des Reichs an sich gerissen hatten, erhob sich von der andern Seite ein chinesischer Usurpator, Litsetsching, um sich an die Stelle des schwachen Kaisers Tsongtsching zu drängen. Er rückte vor dessen Hauptstadt und ließ ihm sagen, er solle dem Thron entsagen. „Der Bote eilte nach dem Palaste, wo er den Kaiser auf dem berühmten goldenen Berge fand, wo er sich wie gewöhnlich vergnügte. Von der drohenden Gefahr wußte er nichts; auch kümmerte ihn nicht das Leiden des Volkes und der Uebergang des Heeres. Als er aber vernahm, daß man ihm den Thron abfordere, gerieth er vor Wuth außer sich; er betrachtete dieß als eine bloße List des Rebellen, und wollte dem Abgeordneten sogleich den Kopf abschlagen," was aber verhindert wurde, weil kaiserliche Prinzen im Lager des Litsetsching waren und gleiches Loos erfahren haben würden. Unterdeß wurden den letztern ein Thor durch Verrath geöffnet und alles war verloren. Anstatt zu kämpfen, besoff sich der Kaiser, die weinende Kaiserin sah ihn zum letztenmal in diesem Zustand und erhenkte sich. Eine fünfzehnjährige Tochter des Kaisers floh zu ihrem Vater, er durchstieß sie mit dem Degen und erhenkte sich dann selbst, da er sah, daß ihn alles verlassen habe. „Nur ein Verschnittener

war Zeuge der fürchterlichen That; um wenigstens die Entehrung seinem Herrn zu ersparen, kleidete er sich selbst in kaiserlichen Ornat, verwischte alle Spuren der hohen Würde seines früheren Gebieters, und erhenkte sich neben ihm. Schrecklich war der Anblick, welcher sich einem der Großen des Hofes bei seinem Eintritte darbot. Die Prinzessin, welche der hartherzige Vater mit dem Degen durchstoßen, wälzte sich in ihrem Blute. Er eilte daher sie zu retten; sie aber antwortete, daß ihr Vater ihr befohlen habe zu sterben. In diesem Augenblicke war Zaudern durchaus nicht am rechten Orte. Er raffte daher das Mädchen auf, brachte sie in Sicherheit und heilte ihre Wunde, so daß sie sich später verheirathete und Kinder bekam. — Selten wird man in irgend einer Geschichte so viel Kleinmuth, Grausamkeit, Verzweiflung und Elend erblicken." In der Geschichte der letzten verzweiflungsvollen Kämpfe der Ming-Dynastie gegen die Mantschu spielt der deutsche Jesuit Adam Schall von Köln eine sehr wichtige und durchweg ehrenvolle Rolle.

Dabei erörtert der Verfasser überhaupt die merkwürdige Wirksamkeit der Jesuiten in China und läßt dem großen Geiste Schalls, Verbiests und einiger Andern Gerechtigkeit widerfahren, ja er nimmt sogar ihr System gegenüber den ihnen feindlichen Domikanern und dem Papst selbst in Schutz, indem er sagt, da der Papst die Verehrung so zahlloser Heiligen befohlen habe, so hätte er auch wohl noch den Kongfutse als einen Heiligen, wenigstens für die Chinesen gelten lassen können, welches die einzige Bedingung war, unter welcher der Katholicismus in China eingeführt werden konnte, und was daher die Jesuiten bevorworteten. Man sieht, Gützlaff ironisirt hier in seiner Stellung als evangelischer Missionär. Sonst hätte er daran denken müssen, daß die Canonisirung des Kongfutse als ein Skandal für die ganze katholische Welt vom Papst sehr mit Recht verweigert wurde. Die neue Dynastie der Mantschu ist dem Christenthum in dem Grade abhold, wie ihm die gestürzte Ming-Dynastie geneigt war. Daher die Missionäre erst wieder in der neuesten Zeit einigen Einfluß in China erlangten.

Die Geschichte dieser neuesten Zeit wird von Herrn Gützlaff auf eine sehr anziehende Weise geschildert. Der vorige Kaiser Kiaking war ein Tyrann, vor dem keiner in seiner Umgebung sicher war. Man machte daher im Jahr 1813 einen Anschlag auf sein Leben und ließ Meuchelmörder in den Palast, aber der Muth seines Sohnes Taokuang, der mehrere tödtete, verscheuchte sie und rettete ihn. Der Tyrann verhängte nun eine ungeheuer weitgreifende Kriminaluntersuchung, in Folge deren binnen drei Jahren 10,270 Personen zum Tode verurtheilt wurden. Da er 1820 plötzlich starb, vermuthet man, er sey das Opfer einer zweiten Verschwörung geworden. Taokuang war nur sein zweiter Sohn, wurde aber seiner tapferen That wegen von ihm zum Nachfolger ernannt und regiert noch gegenwärtig. Er schaffte die vielen tausend Weiber des Harems ab und lebte sehr zärtlich mit einer einzigen Gemahlin, die nur zu frühe starb. Auch bestrebte er sich gut zu regieren, erlag aber dem System insofern, als er durch das dichte Gewebe von Lügen und Intriguen, womit ihn die Mandarinen umgaben, nicht durchschauen konnte. Ein Versuch der dem chinesischen Reich unterworfenen muhamedanischen Turkomannen, sich zu emancipiren, mißlang. Im Jahr 1828 wurde ihr Anführer Dschehangir besiegt, gefangen, in einem Käfig nach Peking geführt und dort in Stücke gehauen. Ungleich interessanter war im Jahr 1832 der Aufstand der Jao, eines tapferen Bergvolks, gegen die Beamtenwillkür und Korruption der Mandarinen. Sie rotteten überall bloß die Mandarinen aus, ohne dem übrigen Volk das mindeste Leid zu thun. Ein gegen sie geschicktes Heer richtete nichts aus und die Mandarinenregierung hielt es für das Gerathenste, ihren Todfeinden den Frieden mit 900,000 Unzen Silber abzukaufen.

Das größte Ereigniß unter der Regierung des jetzigen Kaisers war aber der Krieg mit England. Herr Gützlaff steht im Dienst der Engländer und sieht im Glück derselben die einzige Möglichkeit, dem Christenthum einen Weg nach China zu bahnen. Daraus erklärt sich, daß er milder über die Engländer urtheilt, als sie es verdienen. Bekanntlich entspann sich der Krieg, weil der Kaiser die Einführung des Opium als eines volksentnervenden Giftes verbot, England aber dem Vortheile nicht entsagen wollte, die ihm der Opiumhandel in China darbot (man berechnete zuletzt den jährlichen Bedarf zu 40,000 Kisten). Herr Gützlaff erkennt vollkommen an, daß China ein Recht habe, sich dieses Giftes zu erwehren, durch welches das chinesische Volk auf eine schaudererregende Weise nicht nur entsittlicht, sondern auch physisch geschwächt werde. Allein er findet doch, daß alles nicht anders habe gehen können. Vorerst, meint er, hätte die chinesische Regierung, statt plötzlich einen Machtbefehl zu erlassen, die schon an das Opium gewöhnten Chinesen erst überreden und überzeugen sollen. Aber „es fiel Niemanden ein, daß, um den Schleichhandel zu unterdrücken, es erst nöthig seyn werde auf das Volk durch Mäßigkeitsvereine hinzuwirken und den Geist der Nation dagegen in Harnisch zu bringen. Es war unter der Mandarinenwürde, zu erwägen, daß, sollte den Fremden Einhalt geschehen, ihre eigene Regierung erst den Gouvernements jener Länder, von wo das Opium käme, Vorstellungen machen und zu diesem Ende Traktate abschließen müßte, damit die Einfuhr von jenen Behörden selbst verhindert werden möchte. Sie bedachten nie, daß sie erst eine Flotte haben mußten, um den Schmugglern die Spitze zu bieten, und daß so viele prächtige Edikte nur unnützes Papier waren, so lange es an der physischen Kraft fehlte. Sie sahen mit zu großer Verachtung auf die Fremden herab, welche sie mit Leichtigkeit zu zwingen gedachten, ohne selbst ihre Verhältnisse und Macht zu kennen." Endlich, und darauf glaubt Herr Gützlaff besondern Accent legen zu müssen, raucht der Kaiser selbst sehr gerne Opium und die Sitte war an seinem Hofe überall eingerissen. Sein ältester Sohn war an Opium gestorben. — Man kann nun nicht läugnen, daß alles hier scharfsinnig zusammengestellt ist, was die Engländer einigermaßen entschuldigen kann. Die Hauptsache aber bleibt immer, daß die englische Regierung, auch ohne von der chinesischen dazu aufgefordert worden zu seyn, in dem Augenblicke, in welchem sie Kunde von den Zerrüttungen erhielt, welche das Opium in China anrichte, dem Verkauf dieses Giftes durch Engländer hätte Einhalt thun sollen und es nicht gethan hat. Das gereicht einem Staate, der sich christlich nennt und auf der Höhe der europäischen Humanität stehen will, nicht zur Ehre. Der evangelische Missionär könnte sich doch nur dann freuen, Eingang in China gefunden zu haben, wenn ihm der Weg nicht durch Giftmischerei geöffnet worden wäre. Den armen Chinesen erst Opium eingeben, damit sie Christen werden, ist doch eine etwas zweideutige Bekehrungsmethode. Sie ist nicht viel verschieden von dem berüchtigten Schwedentrank im dreißigjährigen Kriege. Die strengste christliche Ascese kann wohl Abtödtung des Leibes verlangen, damit die Seele gerettet werde, aber doch nicht Entnervung des Leibes durch einen schändlichen Genuß. Wir glauben daher, die christliche Mission in China wird von keinem Segen begleitet seyn. Das Angesicht des Erlösers selbst kann sich nur mit Ekel von den Schiffen abwenden, welche Bibeln mit Opium in China einschmuggeln.

Ueber die Zukunft Chinas gibt Herr Gützlaff folgende Andeutungen. „Der Krieg hatte unausbleibliche Folgen für das ganze Reich. Während das Land von der vermeinten Höhe herabstieg und die Mandarine bis in den Staub gedemüthigt wurden, erkannte die Nation, daß die Behörden nicht unüberwindlich wären — eine Entdeckung, so arg in ihren Folgen wie das allgemeine Anerkennen, daß der Papst fehlbar sey. Anstatt sich daher willig ihren Befehlen zu unterwerfen, standen sie öffentlich in Rebellion gegen sie auf, verweigerten die Bezahlung von Abgaben und den Gehorsam zur Ausführung lästiger Befehle. Es kam daher in vielen Fällen zur offenen Fehde, worin die Beamten den Kürzeren zogen. Um die Sache wieder zu vertuschen, wandte man Güte und erniedrigende Herablassung an, wodurch der Bruch nur ärger gemacht wurde. Auch zeigten sich in vielen Theilen des Reiches große Räuberbanden, welche bis auf diesen Augenblick noch nicht unterworfen sind. So waren die Folgen nicht geringer Art. China glich einem kurz vorher vom Sturme bewegten Meere, welches lange Zeit nachher während der Windstille noch in großer Bewegung bleibt. Eine andere ganz neue Erscheinung war das Entstehen von Gesellschaften unter den höhern Klassen, um sich über die Maßregeln der Mandarine zu besprechen, und dieselben zu verhindern, wenn sie nicht mit dem Wohlstande des Ganzen übereinstimmten. Diese bildeten sich nicht nur zu Canton, sondern fast in allen großen Städten und selbst zu Peking, wo sie sich oft der Regierung widersetzen und mit Aufreizung der großen Masse des Volkes drohen." Das wäre also der Keim zu einer liberalen Opposition, zu einer Repräsentation des Volkes gegenüber der bisher alleinherrschenden Bureaukratie. Ferner macht der Verfasser auf die ungeheure Menge des Volkes aufmerksam, welches durch das bisherige System in seine Grenzen eingeengt, dieselben alsbald überfluthen würde, sobald das System seine Zauberkraft verlöre. „Die Nachwelt wird erfahren wie weit die überschwemmende Macht dieses Volkes sich erstrecken wird, sobald alle Hindernisse, die seiner Ausbreitung entgegenstehen, weggeräumt sind."

Da könnten wir denn eine dritte Ueberschwemmung der Welt mit mongolischen Physiognomien erleben, wie im fünften und dreizehnten Jahrhundert, dießmal aber keine martialische, sondern eine mehr industrielle. Denken wir uns das weite Rußland mit Eisenbahnlinien durchschnitten, so könnten die Chinesen allerdings in Masse zu uns kommen, und würden sich unsere Fabrikanten dieser geschickten, mäßigen und gehorsamen Menschen nicht lieber bedienen, als der einheimischen so gern tumultuarischen Proletarier? Welche tragikomische Verwirrung gäbe das in Europa, wenn zu aller Konkurrenz, die wir schon haben, nun auch noch einige von den dreihundert Millionen industrieller Chinesen kämen. Die Möglichkeit liegt gar nicht so fern. Von dem westlichsten Grenzpunkt des chinesischen Reichs reitet ein Courier in eben so viel Zeit nach Paris, als er braucht, um Peking zu erreichen. Das kaspische Meer ist uns sehr nahe und dicht hinter demselben liegt der kleine Aralsee und hinter diesem die chinesische Grenze. — Eine Verbindung der Chinesen mit dem protestantischen Deutschland könnte dem letzteren auch aus einer dringenden Noth helfen. Wenn man nämlich dem allgemeinen Geschrei glauben sollte, so wäre es in diesen Regionen mit dem Christenthum aus, man weiß nur noch nicht, was man an seine Stelle setzen soll? Da kämen nun die Chinesen ganz erwünscht, deren überaus nüchternes Heidenthum vollständig den Rationalismus in sich schließt und ihm das vom Christenthum völlig unabhängige Gepräge gibt, welches er bisher immer gesucht, aber noch nicht gefunden hat. Ihr wollt das Heidenthum aus Büchern studiren und forscht in fernliegenden Zeiten, sagt Gützlaff. Geht nach China, hier findet ihr ein Volk, zahlreicher als die Bevölkerung von ganz Europa, und alle sind noch echte naturwüchsige Heiden. Da habt ihr das Heidenthum mitten in der lebendigen Gegenwart, wenn ihrs wollt. — Nicht den Engländern, wohl aber den Nordamerikanern wird es beschieden seyn, China von Osten, von der See her zu erobern, und sie werden sich dazu ohne Zweifel auch der Missionäre und aller Waffen des Christenthums bedienen, das bei ihnen noch so sehr im Schwange geht. Das chinesische Volk und sein Heidenthum wird sich daher westwärts retiriren müssen; die große Welle dieser Völkerbewegung wird, wenn sie sich nicht an der griechischen Kirche bricht, die Grenzen Deutschlands erreichen, und das chinesische Heidenthum wird hier wunderbare Sympathien finden. Ist es nicht mehr als Zufall, daß diese Richtung der Geister in Deutschland gerade mit der Eröffnung der bisher verschlossenen chinesischen Welt zusammentrifft? Liegt es nicht im Plane des Schicksals, daß das älteste und jüngste Heidenthum in inniger Verbrüderung sich durchdringen, daß die in den eigenen Schweif sich beißende Schlange den Ring der Weltgeschichte schließe und die emancipirte Menschheit endlich ganz behaglich auf dem „westöstlichen Divan" den unheimlichen Rausch des Christenthums ausschlafen soll?

Sprachlehre.

Französische Chrestomathie für Real- und gelehrte Schulen. In zwei Cursus. Bearbeitet von Fr. Gruner und Dr. Wildermuth. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1847.

Bekanntlich ist der Stoff in den ältern französischen Chrestomathien willkürlich ausgewählt und meist anekdotenartig, bloß auf Unterhaltung berechnet. Es ist daher sehr anerkennenswerth, daß die Verfasser des vorliegenden Werkes eine andere, viel bessere Methode befolgt haben, indem sie, bei gleicher Berücksichtigung des nächsten Zweckes sprachlicher Uebung, auch Stoffe gewählt haben, die zur Belehrung dienen, hauptsächlich Naturgemälde und interessante Sittenzüge, Charakteristiken und Beschreibungen aus der Geschichte, sämmtlich aus den besten französischen Schriftstellern entlehnt. In derselben Zeit lernt nun der Schüler nicht bloß die Sprache, sondern erfüllt seinen Geist auch mit neuen Kenntnissen und seine Seele mit edeln Eindrücken; was denn schon aus dem Gesichtspunkt der Zeitersparniß bei den steigenden Ansprüchen, die an die Jugend gemacht werden, zu empfehlen ist. Die Aufgabe bleibt immer, daß der Sprachunterricht nicht bloß Worte, sondern auch Gedanken gebe, daß der Inhalt, an welchem die Formen eingelernt werden, nicht bloß diesem Zweck entspreche, sondern auch an sich auf die Bildung des jugendlichen Geistes berechnet und dem ganzen System des Unterrichts angepaßt, also nicht etwas Zufälliges oder gar Unpassendes sey. Dieser Aufgabe ist nun hier genügt, weßhalb wir das Buch bestens empfehlen und seine Methode auch auf andere fremde Sprachen angewandt wünschen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 73. Dienstag den 12. Oktober 1847.

Biographie.

Ganganelli — Papst Clemens XIV. — Seine Briefe und seine Zeit. Vom Verfasser der Römischen Briefe. Berlin, Alex. Duncker, 1847.

Wer wüßte nicht, daß d i e s e r Papst es war, der die Gesellschaft Jesu aufhob. Schon damals, im Jahr 1773, wurde er von der entgegengesetzten Partei mit Bewunderung und Verwünschungen überhäuft. Seit dem Zeitpunkt, in welchem die Gesellschaft Jesu wiederhergestellt ist, im Jahr 1814, haben sich die Aeußerungen dieser enthusiastischen Bewunderung und diese Verwünschungen wiederholt. Die Anhänger des Ordens haben ihn so schwarz als möglich in die Geschichte eingezeichnet, die Aufgeklärten dagegen so weiß als möglich. Dort hat man ihn schwer verläumdet, hier übertrieben gelobt. Die Wahrheit ist in der Mitte ziemlich unbeachtet liegen geblieben. Am meisten muß man sich darüber wundern, daß in dem sonst doch so nüchternen und gründlichen Deutschland nie etwas Unbefangenes und Unparteiisches über ihn gesagt worden ist, und daß die wenigen Schriften, deren Urtheil diese Eigenschaften hat, von Franzosen geschrieben sind. Herr von Reumont versucht nun, die deßfalls stark bemerkliche Lücke unserer historischen Literatur mit einem soliden Werke auszufüllen.

In der ausführlichen Abhandlung, womit er die Briefe des Papstes einleitet, stellt er fest, daß Clemens XIV. weder in gutem noch in schlimmem Sinn für die Aufhebung des Jesuitenordens verantwortlich ist, weil er dabei nur zum Werkzeug diente, weil Umstände und Personen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt drängten. Auch war er selber sehr weit entfernt, sich um seines Werkes willen zu bewundern; die Angst, die ihm seine eigene That einflößte, beweist, wie gern er ihrer überhoben gewesen wäre. Die Umstände, welche den Sturz des Jesuitenordens herbeiführten, werden vom Verfasser kurz und bündig zusammengestellt. Aus den großen Religionskriegen war die Kirchengewalt nicht nur auf protestantischer, sondern auch auf katholischer Seite ungemein geschwächt, und nur die Staatsgewalt gestärkt hervorgegangen. Weit entfernt, daß man sich noch vor einem päpstlichen Bannstrahl gefürchtet hätte, mußte sich vielmehr der h. Stuhl vor mißliebigen Noten von Seiten der mächtigen, manchmal sogar der unmächtigen katholischen Höfe fürchten. Man bewahrte äußerlich die alte Würde, aber insgeheim beklagte man, sich schon allzuviel gefallen lassen zu müssen. Dazu gesellte sich die Macht der Aufklärung, die unwiderstehlich alle Schranken und Schanzen niederriß, womit die Kirche, namentlich mit Hülfe des Jesuitenordens sich bisher noch geschützt hatte. Die sittliche Reformation hatte man zurückgewiesen, die intellektuelle Revolution ließ man sich über den Kopf wachsen. Je mehr die Jesuiten sich den neuen Geistesrichtungen widersetzt hatten, desto mehr wurden sie angegriffen und von der öffentlichen Meinung angeklagt, verspottet und verhöhnt. Doch würde das alles den Orden nicht gestürzt haben, wenn er nicht durch seine Reichthümer die Habgier der verschwenderischen Höfe und der geldbedürftigen Minister erweckt und durch seine unabhängige Stellung und Verfassung den seit Ludwig XIV. überall emporgekommenen weltlichen Despotismus beleidigt hätte. Regenten und deren Günstlinge, oder energische Minister, die in ihrem Lande unumschränkt herrschen wollten und keinen Widerspruch ertrugen, und die zugleich die unermeßlichen Güter des Ordens sich zueignen wollten, benutzten die Unpopularität, in welche die Jesuiten durch die Aufklärung gekommen waren, und der Papst war zu schwach, den in dieser Beziehung übereinstimmenden Gewaltsmaßregeln der weltlichen Mächte ein Veto entgegenzusetzen.

Die Geschichte dieser Gewaltsmaßregeln und der Aufhebung des Ordens durch den Papst selbst hat der Verfasser gedrängt wiedergegeben und dabei die vorzüglichsten neuen Quellen benutzt. Es sind französische. „Die **Histoire de la chute des Jésuites au XVIII. siècle par le Cte. Alexis de Saint-Priest** (Pair von Frankreich und vormals Gesandter in Dänemark. — Vollst. Ausg. Paris, 1846) ist die ruhigste und begründetste dieser Darstellungen: gegen den Orden ungünstig gestimmt, nimmt der Verf. doch das gegen ihn beobachtete Verfahren keineswegs in Schutz. Die Fakta die er, wesentlich auf authentische Dokumente gestützt, in diesem Buche erläutert, sind freilich auch von der Art, daß es schwer seyn dürfte, dieß Verfahren zu vertheidigen, will man es nicht etwa dem gegen den Orden sich auflehnenden Nationalgefühl zuschreiben. Wäre St. Priest nur gerechter gegen Ganganelli, den er gar zu tief stellt! Der neueste Geschichtschreiber der Gesellschaft Jesu J. Crétineau-Joly, der entschieden zu ihren Gunsten schreibt, ohne darum ihre Fehler und Schwächen zu verbergen, hat im 5ten Bande seines Werkes (S. 145—413) die Aufhebung ausführlich erzählt. Seine Darstellung, zusammengehalten mit jener von St. Priest, welcher sie begreiflicherweise in manchen Fällen und hie und da nicht ohne Grund widerspricht, unterrichtet aufs vollständigste über dieß wichtige Ereigniß, das hier nur in seinen Hauptzügen berührt werden kann."

Den ersten Anstoß gab der berühmte Minister Pombal in Portugal. Der despotische Liberalismus dieses Staatsmanns konnte weder Aristokratie noch Geistlichkeit vertragen und vor allem war ihm der mächtige und reiche Jesuitenorden verhaßt. Um ihn zu stürzen, brauchte er jedes, auch das verwerflichste Mittel, als ob er selbst von ihm gelernt hätte, der Zweck heilige das Mittel. Nachdem es ihm nicht gelungen war, sie

wegen ihres Benehmens in Südamerika beim Papst zu verklagen, klagte er sie eben so fälschlich eines Mordversuchs auf den König von Portugal an und jagte sie, ohne ihre Vertheidigung anzuhören, aus dem Lande, nachdem er alle ihre Güter confiscirt, schon im Jahr 1759.

Diesem Beispiel folgte sofort Frankreich. Hier war die unsittliche Seite des Jesuitismus durch die Jansenisten längst demaskirt und der Orden in ziemlich allgemeine Verachtung gekommen. Was jene strengen Sittenrichter an ihm Gutes übrig gelassen, das vernichteten nun vollends die Religionsspötter, Voltaire an der Spitze. Gegen dessen Witz half ihnen nichts mehr. „Der Unglaube, sagt Tocqueville, hat in Frankreich vier Stadien durchlaufen. Erst kam der liederliche Unglaube, das war der der Regentschaft; dann der spöttische Unglaube, welcher Voltaire als sein Haupt anerkannte. Zunächst folgte der dogmatische, zu welchem Jean Jacques Rosseau und die übrigen Philosophen der Mitte des Jahrhunderts sich bekannten, und endlich trat der blutdürstige Unglaube auf, jener der Revolution. Hier kommen nur die drei ersten Perioden in Betracht. Der Kardinal Dübois, längst „im Innern verfault," wie sein Zögling der Herzog von Orleans es ausdrückte, starb unter furchtbaren Schmerzen, indem er die Menschheit verfluchte, den Himmel lästerte und sich den Sterbesakramenten entzog. „Die Bestie ist todt, das Gift mit ihr," sagte der Herzog. Aber das Gift war leider geblieben, dieß Gift des Libertinismus, das sich mit dem des Pyrrhonismus vereinigt hatte. Man erschrickt, wenn man bedenkt, daß Bayle öffentlicher Lehrer der Philosophie war: „Glücklich, wenn er Religion und Sitten zu achten gewußt hätte!" sagt d'Alembert in der Encyklopädie über ihn — Worte, die inhaltschwer sind, wenn man bedenkt von wem und wo sie gesagt wurden. Voltaire unterließ aber auch nicht, den zu frommen Freund gehörig zu schelten: „Mit Entsetzen habe ich gelesen was Sie über Bayle sagen. Für diese beiden Zeilen sollten Sie Ihr Leben lang Buße thun!" Voltaire pflegte die Briefe an seine Vertrauten mit der Phrase zu schließen écrasez l'infâme und verstand unter der Infamen das Christenthum. „Ich weiß sehr wohl, schreibt Voltaire an Thuriot, daß man „l'infâme" nicht alle acht Tage in räsonnirenden Schriften angreifen kann, aber man kann den guten Samen per domos ausstreuen: man muß Diderot einen Platz in der Akademie verschaffen; Spinoza allein dürfte den Vorzug vor ihm verdienen. — Je älter ich werde, um so unversöhnlicher werde ich gegen l'infâme. Und später an d'Alembert: Man beginnt von einem Ende Europas zum andern die Augen zu öffnen. Der Fanatismus, der seinen Sturz vorhersieht und den Arm der Obrigkeit zu Hülfe ruft, legt ohne es zu wollen das Geständniß seiner Niederlage ab." Nicht nur herrschte am französischen Hofe unter den Prinzen und Herzogen die wildeste Freigeisterei, sondern es nahmen daran auch Kardinäle und Bischöfe Theil. Der Jesuitenorden hatte also keinen Halt mehr von oben. Als vollends die Marquise von Pompadour gegen den Orden gestimmt wurde, weil er ihr in einer delikaten Angelegenheit nicht zu Willen gewesen war, konnte ihn in Frankreich nichts mehr retten. Nach so vielen unsittlichen Handlungen stürzte ihn eine, gerade weil sie ausnahmsweise sittlich war. Im Jahr 1764 wurde der Orden in Frankreich vernichtet, wie in Portugal.

Bald folgte Spanien nach, das Vaterland des Ordens, das sein eigenes Kind unbarmherzig umbrachte. „Im Jahr 1766 brach in Madrid ein Volksaufstand aus, mehr gegen die Minister Aranda und Alba als gegen den König gerichtet. Als in diesem Tumult, den man von seinem Ursprung die „Hut-Emeute" nannte, die Bemühungen von Obrigkeit und Truppen fehlschlugen, als Karls Zureden selbst nichts half, brachten die Jesuiten das Volk bald zu Besinnung und Ordnung zurück. Gerade ein Jahr darauf, am 2. April 1767, erschien ein königliches Dekret, welches den Orden auf der Halbinsel unterdrückte. Das Dunkel, welches den Vorgang deckt, ist nie aufgehellt worden." In Neapel geschah, was in Spanien.

Nach diesen Vorgängen wagte es sogar der kleine Herzog von Parma, die Jesuiten zu vertreiben. Da zum erstenmal versuchte es der damalige Papst Clemens XIII. zu widersprechen. Aber er offenbarte nur die erstaunliche Schwäche, zu welcher die päpstliche Macht herabgesunken war, indem er dem kleinen Parmesaner wehrte, was er Spanien und Frankreich nicht hatte wehren können. Sämmtliche bourbonische Höfe in Frankreich, Spanien und Neapel nahmen sich des Parmesaners an und verlangten vom Papst ohne weiteres, er solle den Jesuitenorden, den sie ihrerseits in ihrem Bereiche schon, ohne ihn zu fragen, aufgehoben hatten, nachträglich in allen Ländern der Welt aufheben. Standhaft weigerte sich Clemens XIII. Auch war er es, nicht der Jesuitengeneral Ricci, der die berühmte Antwort gab: sint, ut sunt, aut non sint. Am 10. Dec. 1768 verlangten die drei bourbonischen Höfe förmlich die Aufhebung des Ordens durch eine päpstliche Bulle. Am 2. Februar 1769 verschied Clemens XIII.

Sein Nachfolger Clemens XIV. (Ganganelli), ein armer, durch seinen Geist und durch seine Freundlichkeit bei Hoch und Nieder sehr beliebter Franziskaner, brachte auf den h. Stuhl alle Talente der Nachgiebigkeit mit, aber keines eines kraftvollen Widerstandes. Er sah wohl ein, daß es sich für einen Papst nicht schicke, gegen das Interesse des h. Stuhls selbst zu dekretiren, was weltliche Mächte ihm vorschrieben. Er schämte sich, er hatte Gewissensskrupel, aber er that es am Ende doch, weil man ihm keine Ruhe ließ. „Wenn es wahr ist, daß Clemens XIV. nach der Aufhebung des Ordens Heiterkeit und Zufriedenheit an den Tag gelegt habe — Saint-Priest erzählt es und stützt sich auf Belege von Zeitgenossen, ohne aber den Zweifel zu nehmen — so währte das jedenfalls nicht lange. Als er die Rückgabe von Avignon dem Kardinals-Kollegium verkündete, wünschte ihm keiner Glück. Der quälendste Argwohn bemächtigte sich seiner. Er glaubte man wolle ihm ans Leben: überall verfolgten ihn Schreckbilder, überall sah er die Rache der Jesuiten Als er das Breve unterzeichnete, hatte er gesagt: Questa soppressione mi darà la morte. Nun spiegelte seine erhitzte Phantasie ihm ohne Unterlaß diesen Tod vor. Gnade! Gnade! rief er, in seinen Gemächern umherirrend — Compulsus feci! compulsus feci! Seine Vernunft soll auf Wochen ganz geschwunden seyn. Welch trauriges Schicksal für einen so edlen Geist! Aber er kam wieder zu sich, er erlangte wieder geistige Klarheit, wenn nicht Ruhe; wenn auch seine Gesundheit völlig zerrüttet war. In welcher Weise der Widerstand des gallikanischen Klerus auf ihn wirkte, der, den Erzbischof de Beaumont an der Spitze, das Breve zurückwies, ist nicht durch Augenzeugen bekannt geworden. Der Tod nahte. Der Papst fühlte sein Nahen. Eine Zeitlang hoffte er noch, den Oktober und mit ihm sein geliebtes Castel Gandolfo zu erreichen, dessen freiere frischere Luft ihm stets wohlgethan hatte. Aber am 8. September, als er, wie die Päpste zu thun pflegen, in Sta Maria del popolo dem Feste der Geburt der Jungfrau beiwohnte, verließ ihn die letzte Kraft. Noch traf er eine Verfügung zu Gunsten seines Ordens. Er hatte mehrere Kardinäle in petto ernannt; kniefällig bat man ihn sie zu publiciren: „Nein, sagte und wiederholte er, ich kann nicht, ich darf nicht — der Herr wird meine Gründe richten. Ich gehe in die Ewigkeit, und weiß warum."

Clemens XIV. starb am 22. Septembee 1774, um die dreizehnte Stunde. Er hatte, wie Sixtus V., das Alter von 69 Jahren erreicht. Die Generale der Konventualen, der Observanten, der Dominikaner und der Augustiner umstanden sein Sterbebette. Es ist bekannt, daß man die Jesuiten anklagte, ihn vergiftet zu haben — eine leere Verläumdung, die noch im Munde von Tausenden ist, wie die grundlose Sage der Vergiftung Kaiser Heinrichs von Luxemburg durch die Hostie eines Dominikanermönchs von Montepulciano. Die Geschichte verdient keine Widerlegung mehr, denn wer sie ungeachtet der Zeugnisse des Beichtvaters des Papstes, der Aerzte und zahlreicher Zeitgenossen noch glauben will, mag ruhig bei seinem Glauben bleiben. „Je vous prie, schreibt Friedrich der Große an d'Alembert, de ne pas ajouter foi légèrement aux calomnies qu'on répand. . . . . Rien de plus faux que le bruit qui a couru de l'empoisonnement du Pape. . . . . Il a été ouvert, et on n'a pas trouvé le moindre indice de poison. Mais il s'est souvent reproché la faiblesse qu'il a eue de sacrifier un ordre tel que celui des Jésuites à la fantaisie de ses enfans rebelles. Il a été d'une humeur chagrine et brusque les derniers temps de sa vie, ce qui a contribué à raccourcir ses jours.“

Das Urtheil der einsichtsvollen Zeitgenossen wird ohne Zweifel auch das der Nachwelt bleiben.

Der Verfasser macht Seite 73 die feine Bemerkung, daß man sich doch wundern müsse, wie sich der Papst mit den Königen habe vereinigen können, um den Jesuitenorden zu stürzen in einem Zeitpunkt, in welchem offenbar beide von einer ganz andern Seite her, nämlich durch die Revolution und den Atheismus, bedroht waren, also einen guten alten Bundesgenossen, wie es der Orden war, nicht hätte sollen fallen lassen. Erst später sah man den Fehler ein, daher auch die schleunige Herstellung des Ordens im Jahr 1814, sobald durch Napoleons Sturz der Abgrund der Revolution geschlossen schien.

Vielleicht hätte der Verfasser noch einige Bemerkungen hinzufügen dürfen über die jetzige Weltstellung des Ordens und namentlich auch wieder über sein Verhältniß zum Papste. Sein Werk scheint nur zur Absicht zu haben, daß jeder Leser die Beziehungen der Vergangenheit auf die Gegenwart selber finde.

Die Briefe des Papstes sind echt, wenn auch hin und wieder interpolirt. Der Verfasser gibt darüber erschöpfende Auskunft. Papst Clemens XIV. korrespondirte mit erstaunlich vielen ausgezeichneten Männern seiner Zeit, war ungemein zugänglich und mittheilsam und bekundete überall die liebenswürdigste Humanität. Nur zum Regieren, gestand er selbst einmal, sey er nicht geboren.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Gottfried Keller. Heidelberg, Akad. Verlagshandlung von C. F. Winter, 1846.

Ein radikaler Schweizer Dichter, der aber, wie viele seiner poetischen Kollegen, indem er sich einer durchaus unpoetischen Partei hingibt, nicht zu wissen scheint, was er thut. Gleich Hoffmann von Fallersleben und Freiligrath, die von Natur die sanftesten Seelen sind, kommt er zu der radikalen Eisenfresserei nur etwa wie die Personaten zu scheinbar entsetzlichen Masken, Helmen, Spießen und Sporen, während es nur liebliche Blumen sind. Es frappirt, aber man kann über ihre Schrecklichkeit nicht erschrecken, sondern nur lächeln. Wie schwach ist doch das Dichtergemüth, daß es seine eigene Natur so sehr verkennt und sich eine so unangemessene Rolle aufdrängen läßt, daß es sich von seinen tödtlichsten Feinden, von den Gesellen der steifleinensten Prosa berücken und verführen läßt, um mit ihnen gegen alles, was unter dem Himmel poetisch ist, zu Felde zu ziehen! Gerade in der Schweiz hat der Radikalismus sowohl in seiner atheistischen, gegen alles Erhabene und Schöne der Religion, als in seiner kommunistischen, gegen alles Nationalpoetische gerichteten Tendenz eine Physiognomie angenommen, von der sich das ästhetische Gefühl nur mit dem tiefsten Ekel abwenden kann. Es ist uns rein unbegreiflich, wie ein zartfühlender Dichter gegen das hohle, geistesleere und rohe Wesen der Schweizer Radikalen verblendet bleiben, das Widrige, das Gemüthempörende sogar billigen und dafür schwärmen kann!

Wie weit das Mißverständniß des Dichters geht, möge seine poetische Klage über die vier Waldstätte darthun:

Es sind vier Länder gelegen
Um einen netiefen See,
Die mir das Herze bewegen
Mit noch viel tieferem Weh!

Sie sind der Stolz gewesen,
Die Zierde vom Schweizerland:
Nun kehrt man mit eisernem Besen
Kaum aus die blutige Schand'!

Sie nähren sich noch zur Stunde
Vom alten Ruhm mit List,
Der doch auf der Wasser Grunde
Schon lange versunken ist!

Noch leuchtet in der Sonnen
Der Berge silberner Dom:
Die Thäler hat übersponnen
Die alte Spinne von Rom.

Da liegen sie, wie vier Leichen,
Von Alpenrosen umblüht,
Und über die Todesbleichen
Hohnlachend der Böse zieht.

Wer hebt mir die Edelsteine,
Die vier', aus dem Schlamm und Sand?
Wer setzt sie mit neuem Scheine
In die Krone dem Vaterland?

Wie hat der Dichter sich so sehr verblenden können? Die vier Waldstätte haben gerade in unsern Tagen gezeigt, daß noch das ganze alte Wesen in ihnen ist, wie vor fünfhundert Jahren, der alte Glaube, die alte Treue, die alte Tapferkeit mit allen alten Sitten und mit der alten Verfassung. — Auch gegen die konservative Partei unter den Reformirten kühlt unser Dichter sein Müthchen durch einen „Pietistenwalzer,“ worin die altschweizerische Frömmigkeit mit radikalem Uebermuth verhöhnt wird.

Doch bringt Herr Keller der Partei nicht sein ganzes poetisches Ich zum Opfer, die politischen Lieder bilden nicht die Mehrheit in seiner Sammlung, wir lernen ihn vielmehr in den meisten seiner Gedichte von einer andern und bessern Seite als echten Dichter kennen. Am bemerkenswerthesten

ist seine „Feuer-Idylle“, die Beschreibung eines ländlichen Brandes:

Da wallt vom Berg mit ungebrochnem Lauf
Die Eine Flamme hell zum Himmel auf;
Von Feuerlilien ein gewaltiger Straus:
So blüht und glüht das große Bauernhaus.

Es ist die allerschönste Maiennacht,
Von Gold durchwirkt, tiefblau der Himmel lacht;
Eng zwischen Gärten voller Frühlingsflor
Klimmt der Poet zur Feuerstätt' empor.

Da sitzt der helle Geist auf seinem Raub
Und macht den morschen Kram zu Asch' und Staub;
Umsonst belästigt ihn der Menschenschwarm,
Er wehet ihn ruhig ab mit glühem Arm.

Es brennt der Hof dem reichen Bauersmann,
Der nie genug sehn und erhaschen kann;
Längst hat der Sohn ein neues Haus begehrt,
Wogegen sich der Alte stets gewehet.

Nun steht er da und schlottert jämmerlich,
Weiß nicht zu rathen noch zu helfen sich.

* * *

Von Holz und Reisig eine hohe Wand
Seit langen Jahren um die Scheune stand:
Schon Vieles ward vom Regen unbrauchbar,
Doch jeder Herbst bringt neue Lasten dar.

Der letzte Winter brachte große Noth,
Und manche arme Wittwe, frierend, bot
Ihr armes Geld dem Mann für wenig Holz —
Er gab's nicht her in seinem Bauernstolz.

Nun flammt es auf in wildem Feuerflug
Mit Scheun' und Stall, Pferd, Wagen, Vieh und Pflug.

* * *

Ei, was fliegt da für Ungeziefer aus!
In ganzen Schwärmen flieht die Fledermaus;
Kreuzspinnen, Käfer, was da kriechen mag,
Kommt sterbend in der hellen Gluth zu Tag.

Was von Gespenstern und von Koboldsbrut,
Von alten Sünden auf dem Hause ruht,
Und was es sonst für Spuck und Sagen gab,
Brennt mit den alten Epheuranken ab.

Was mag wohl schimmern dort, und, seh' ich recht?
Was löst sich aus dem brennenden Geflecht
Und poltert da zu meinen Füßen her?
Ein tüchtig Kruzifix, von Golde schwer!

Einst riß der Ahn, vor manchem hundert Jahr',
Das Kreuz als Bilderstürmer vom Altar;
Es blieb im grünen Rankenwerk versteckt.
Nun endlich hat's das Feuer aufgedeckt.

Zwar munkelt man, daß in verschloss'ner Brust
Die Enkel jederzeit davon gewußt;
Sie hätten's nächtlich auf den Tisch gesetzt
Und sich an dem Gefunkel oft ergötzt.

* * *

Da ist ein Buch, geschwärzt und halb verbrannt,
Wonach der Mann in Todesangst gesandt;
Ein Jüngling wagte dran sein junges Blut
Und trugs mit kecken Händen aus der Gluth.

Und gierig stürzt der Mann sich auf das Buch
Und — wirft es weg mit einem derben Fluch.
Sein dickes Schuldnerbuch hatt' er gemeint:
Nun liegt — — die Bibel vor dem guten Freund'

Dieß sind nur einige aus den vielen naturtreuen Bildern der trefflichen Idylle, die einen Cyclus von zehn Gedichten bildet. — Eben so reich an Phantasie zeigt sich der Dichter in einem andern Cyclus, der ihn lebendig begraben schildert. Das sind nun freilich gar unheimliche Schilderungen. Er erwacht, fühlt sich im engen Sarge, will sich aufringen, strengt alle Kräfte an, sinkt wieder zurück und hat Zeit, seine stürmischen Gefühle der Angst, der Hoffnung, seine Erinnerungen und alles, was ihn in dieser schrecklichen Lage bewegt, uns in schönen Versen vorzumalen. — Eins der lieblichsten Gedichte ist das an die Geliebte, die ihn wegen seiner radikalen Gesinnung beim Wort hält und, wenn denn doch alles frei und emancipirt seyn soll, sich auch von ihm emancipiren will. In Bezug auf sie will es nun der Dichter doch lieber beim Alten lassen:

Du willst dich freventlich emancipiren
Und aufstehn wider mich mit keckem Sinn,
Auf's eigne Fäustchen deine Wirthschaft führen,
Du schöne, kleine Jakobinerin!?

Zur Politik nun auch dein Wörtlein sagen,
Aus trauter Kammer in den Rathsaal fliehn?
Wohl gar mit weicher Hand die Trommel schlagen,
Wann einst wir gegen die Tyrannen ziehn?

Berufest dich auf meine eignen Lehren
Von Freiheit, Gleichheit und von Menschenrecht?
O laß', mein Kind, mit Küssen dich belehren,
Dieß Eine Mal erriethest du mich schlecht ꝛc.

In lieblichen Naturschilderungen nähert sich Keller nicht selten unserm Karl Mayer, z. B.

Hell im Silberschaume flimmernd,
Zieht und singt des Baches Welle:
Goldengrün und tiefblau schimmernd,
Küßt sie flüchtig die Libelle;
Und ein Drittes kommt dazu,
Eine Blüthe hergeschwommen:
Alle haben drauf im Nu
Heitern Abschied schon genommen.

Und die Esche beugt sich drüber,
Schaut in Ruh das holde Treiben,
Denkt: Ihr Lieben, zieht vorüber!
Ich will grünen hier und bleiben.
Und Ich unter'm Eschenbaum:
Was soll denn mit mir geschehen?
In dem reizend leichten Traum.
Soll ich bleiben? Soll ich gehen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 74. Sonnabend den 16. Oktober 1847.

Länder- und Völkerkunde.

1) Die deutschen Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tirol, Oesterreich, Steyermark, Illyrien, Oberbayern und die anstoßenden Gebiete. Von Adolph Schaubach. Fünf Theile. Jena, Frommann, 1847.

Der Verfasser ist Lehrer an der Bürgerschule in Meiningen, fühlte sich aber seit Jahren unwiderstehlich zu den deutschen Alpen hingezogen, durchkreuzte sie in allen Richtungen und verschaffte sich jene genaue Kenntniß derselben, von welcher das vorliegende Werk reichlich Zeugniß gibt, wobei er denn auch alle andern neuern Werke über die betreffenden Länder gewissenhaft benutzte.

Den Titel hätte Herr Schaubach anders fassen sollen. Zu den deutschen Alpen muß man doch wohl nothwendig alle die Alpen rechnen, in denen deutsch gesprochen wird, also auch den bei weitem größten Theil der Schweizeralpen, welche das vorliegende Werk ausschließt. Es behandelt nur die österreichischen Alpen.

Voran stellt der Verfasser eine allgemeine Uebersicht dieser Alpenwelt aus der Vogelperspektive, eine klare Abtheilung derselben in Gruppen, dann erst geht er zu den Einzelheiten über. Dabei ist nun die physische Geographie, das Geologische, die Gletscherbildung und alles andere Eigenthümliche der Alpennatur, Klimatologische, Hydrographische, Botanische, Zoologische, sodann der Mensch, sein Naturell, seine Sitten, seine Geschichte berücksichtigt. Um die gewöhnliche Trockenheit topographischer Werke zu vermeiden, gibt der Verfasser, wie von der Alpenwelt überhaupt, so wieder von jeder besondern Alpengruppe eine sie besonders charakterisirende Schilderung, gewöhnlich in der Form von Reisebildern, deren Schönheit den Leser fesseln muß. Diese Verbindung des Lehrbuchs mit der malerischen Reisebeschreibung kann nicht genug empfohlen werden. Auch der Vater der Erdkunde, Ritter in Berlin, hat sie in seinem unsterblichen Hauptwerke beliebt.

Die große Uebersicht gibt der Verfasser in Folgendem: „In drei großen Abtheilungen rückt das Alpengebirge von Westen her nach Deutschland herein, und setzt seinen Zug in dieser Ordnung nach Osten fort. Die Mitte, die Centralkette genannt, besteht aus krystallinischen Gebirgsarten, granitischen Stammes, mit einer durchschnittlichen Breite von 20—24 Stunden. Im Norden wird das Centrum gedeckt durch die Nordalpen; als reine Kalkalpen ziehen sie längs der ganzen Nordseite der Centralkette hinab bis zum Schneeberge bei Wien in mehrfachen Parallelketten. Die Südalpen, welche die Mittelkette im Süden begleiten, sind viel zusammengesetzter, ein bunter Mosaikboden von Gebirgsarten; rother und schwarzer Porphyr, rother und schwarzer Sand, Granit, Glimmerschiefer, Kalk und Dolomit. Fast überall werden diese drei Abtheilungen der Alpen durch tiefe Thalfurchen von einander getrennt, welche von West nach Ost hinabziehen und die Hauptthäler ausmachen. Nur durch niedrige Joche treten die Nord- und Südalpen mit der Mittelkette in Verbindung. Um jene nördliche Linie zwischen den Nord- und den Centralalpen kennen zu lernen, wandern wir von Meiningen an der Vereinigung der Ill mit dem Rhein (in Vorarlberg), verlassen hier das Hauptthal, dem Klosterthale folgend, und erreichen an dessen oberstem Anfang den Arlberg, den ersten jener Verbindungsglieder zwischen Nord- und Centralalpen. Mit dem jenseitigen Abhange betreten wir das Stanzerthal, von der Rosana durchströmt; mit ihr gelangen wir bei Landeck zum Inn. Dieser mächtige Alpenstrom ist nun unser Führer hinab bis Wörgl zwischen Rattenberg und Kufstein. Da er sich hier nach Norden wendet und die Nordalpen zerspaltend hinaustritt ins Vorland, müssen wir ihn verlassen und folgen der großen Straße von Innsbruck nach Salzburg. Doch schon nach einigen Stunden erreichen wir zwischen Söll und Elmau die zweite Verbindungslinie zwischen den Nord und Centralalpen, eine flachhügelige Gegend, und zugleich das Gebiet der großen (Kitzbüheler) Ache, die selbst bei St. Johann, von wo wir wieder aufwärts über Fieberbrunn auf einen dritten Sattel, die Höhe von Hochfilzen, gelangen und dann durch den Leogang hinab nach Saalfelden an die Saale kommen. Diese verlassen wir jedoch sogleich wieder, der Urslauer Ache entgegenwandernd; dann das oberste Dientner Thal übersetzend, steigen wir im Mühlbacher hinab nach Bischoffshofen an der Salzache, durchschneiden jedoch dieses große Thal nur in seinem Querlaufe, um jenseits durch die Fritz und Mandling in das Ensthal zu gelangen, dem wir wieder abwärts folgen bis Admont. So wie wir bei Wörgl das sich in die Kalkalpen ziehende Innthal verließen, um unseren Weg östlich in der Furche zwischen den Kalkalpen im Norden und den Centralalpen im Süden fortzusetzen, so verlassen wir auch hier das Ensthal, das sich in die Schlünde der Kalkalpen wirft, und setzen unseren Weg südöstlich durch das diesseitige Palten- und jenseitige Lissingthal in das Murthal fort, halten uns in dessen Furche abwärts bis Bruck und folgen dann dem Mürzthal aufwärts zum Querjoch des Sömmering, welcher hier die deutschen Alpen gegen Osten verschließt, wie im Westen der Arlberg. Wie dort die Ill zum Rheine, so zieht hier die Leitha zur Donau. Auf dieser ganzen Wanderung haben wir im Norden die Mauer der Kalkalpen, welche steil und prallig gegen diese gezogene Linie abfällt, im

Süden die Centralkette. Größtentheils ist diese Linie daher auch die geognostische Grenze; nur wo zu großr Rücken neben tiefen Thälern letztere als natürlichere Grenze ansehen ließen, wurden die Thäler vorgezogen. Manchem mag es vielleicht auffallen, daß das Salzachthal als eine Hauptthalfurche hierbei ausfällt, doch tritt hier in dieser Strecke, wie wir unten sehen werden, ein Uebergangsgebirge ins Mittel, das man seiner Kalkaufsätze wegen zu den Nordalpen, seiner übrigen Natur nach aber zu den Centralalpen rechnen kann. Da sich dieses Mittelgebirge nicht allenthalben von der Centralkette absondern läßt, so geben wir es den Centralalpen, wenn es auch größtentheils von ihnen durch die Salzache geschieden wird. Die südliche Furche, durch welche die Centralalpen von den Südalpen geschieden werden, ist einfacher, findet nur eine einzige sehr flache Sattelverbindung und einen Stein des Anstoßes. Um sie kennen zu lernen, wandern wir von der Etschquelle auf der Malser Heide das breite Etschthal hinab bis Meran, wo uns plötzlich die Masse des Saventhales den Weg versperrt, und zwar auf ähnliche Weise wie im Norden die Gruppe des Wattenser Thales (zwischen Zillerthal und Brennerthal); wie sich dort das Thonschiefergebirge an den mittleren krystallinischen Stock anlegt, so hier der Porphyr der Südalpen; was dort Zillerthal mit dem Zemgrund bis zum Pfitscher Joch, das ist hier das Eisackthal; wie sich jenes um die vorliegende Masse herumbiegt, so auch dieses von Sterzingen bis Brixen. Da wir nun aber das übrige Porphyrgebirge zu den Südalpen rechnen müssen, so können wir auch diese Gruppe nicht gut auf ebener Bahn von Meran an der Etsch hinab bis Botzen zur Eisack und an ihr hinan bis Brixen umgehen, sondern müssen es mit einer geognostischen Säge zerschneiden, indem wir von Meran gerade in unserer bisherigen Richtung, wie die Lemminge, fortwandern und zwar dem hohen Iffinger Spitz entgegen, den wir jedoch links lassen, nach Afsfeld im Saventhal hinabgehen, aber sogleich wieder über ein Joch nach Brixen an die Eisack kommen. Dieses geognostische Zerlegen eines Thalgebietes wird jedoch hier nur in der übersichtlichen Darstellung stattfinden und der Leser braucht nicht zu fürchten, daß, wenn wir in der Beschreibung des Saventhales von unten herauf nach Afsfeld kommen, wir an dieser geognostischen Mark zwischen Glimmerschiefer und Porphyr wie vor der chinesischen Mauer stehen bleiben werden. Nach Beseitigung dieses Anstoßes können wir nun um so ungestörter dem Osten zuwandern. Bei Brixen mündet die Rienz und ihrem Thale, dem Pusterthale, folgen wir aufwärts bis zum Toblacher Felde und senken uns dann, immer in demselben Gebirgsthale bleibend mit der Drau, in die andere Hälfte des Pusterthales hinab, dann durch Kärnthen und Steyermark bis hinaus in Ungarns Ebenen."

Jedem, der auf hohen Alpengipfeln war, wird erinnerlich seyn, wie die niedern Berge zu Füßen des Betrachtenden, heranzuwogen scheinen, gleich einem Meere, das mitten in der Bewegung versteinert ist. So nun faßt auch Herr Schaubach die erhabene Gebirgswelt auf und gibt uns ein eben so malerisches als wissenschaftlich klares Bild derselben. „Die Nordalpen gleichen den sturmbewegten Wogen des Oceans, welche, vom Nordwinde getrieben, im Süden an den Grundfesten der Erde branden; von ihnen zurückgewiesen, bäumen sie sich wuthentbrannt dagegen und überschlagen sich. Schon von den Ufern der Donau an kräuselt sich die Fluth des Alpenvorlandes wie vom Nordwinde erregt; stärker schon treiben die Wellen im Süden der bayrischen Hauptstadt, und plötzlich beginnt auf und zwischen unsichtbaren unterirdischen Urfelsriffen die schäumende Brandung, Woge an Woge, eine größer, als die andere. Die letzte Wogenreihe ist die höchste, und wirft sich plötzlich und jäh in die Tiefe des Abgrundes, aus welcher die ganze Masse von der Donau aus sich nach und nach aufgebaut hatte. Wer einmal auf einem Hochgipfel der Kalkalpen stand, wird sich leicht in seiner Einbildungskraft auf den Mastkorb eines Schiffes versetzt sehen, das in sturmbewegten Wogen umhertreibt, besonders da er dieses Bild im Kleinen ganz in der Nähe, auf den Seespiegeln in der Tiefe, haben kann." I, 115. Dieß sind die Kalkalpen, die den Granitalpen des Centralgebirges vorliegen. Der Eintritt in die Alpenwelt von Bayern her ist ebenfalls mit Meisterzügen geschildert. „Der Reisende, welcher von München, der Hauptstadt oder wenigstens Centralstadt dieses Vorlandes, den Alpen entgegenreist, erreicht, er mag nun hinausgehen nach Salzburg, Tegernsee, Innsbruck oder Stahrenberg, etwa nach einer starken Stunde von den äußersten Häusern der Hauptstadt, den Forst, welcher dieselbe in einem großen Bogen nach Süden umgibt. Drei Stunden lang quält den Reisenden die tödtlichste Langeweile auf gerader Straße, die gar keine Aussicht, als auf die beiderseitige Waldbegleitung gestattet. Endlich öffnet sich der Forst und mit ihm hört die zweite Zone auf; es beginnt die dritte, jene liebliche Gegend, von der wir oben sprachen, und nur diese gehört in den Bereich unserer Beschreibung, indem hier die Alpen in jede Unterhaltung sich einmischen. Wer ergötzte sich nicht schon an den Spiegeln des Stahrenberger Sees, des Ammersees, des Chiemsees, und wem fiel nicht der merkwürdige Abschnitt in jener Zone auf, jene Höhe, von welcher er hinab auf die etwas tieferen Horizontalflächen schaute, welche sich besonders an den Mündungen großer Ströme, der Isar, des Inns, der Salzache u. s. w., ausdehnen, mit zahllosen Ortschaften und Waldgruppen bedeckt, aus deren Horizontallinien im wahren Kontraste die Steillinien der Alpen aufsteigen in die Wolken; hier in der Tiefe die grüne Fläche, dort die blauduftigen Kolosse. Man erreicht diese Stufe, ehe man von Stahrenberg aus die Höhe nach Weilheim hinabgeht; ferner dicht vor Wolfahrtshausen, bei Holzkirchen, auf der Höhe von Waging nach Salzburg; letztere Stadt liegt wohl auf der reizendsten dieser Fläche. Diese dritte Zone zeichnet sich außerdem auch schon durch eine viel üppigere Vegetation aus; die Hügel schmückt der frischeste Graswuchs und die Waldgruppen prangen mit den schönsten Mustern aller Arten von Bäumen, so daß der Maler hier schon eine Mappe der herrlichsten Baumstudien, besonders von Eichen und Buchen, sammeln kann, während der eben durchzogene Münchener Forst dergleichen nur wenig aufzuweisen hat. Im Osten zieht diese Zone mit dem Vorrücken der Alpen näher gegen die Donau heran. Im Innthal erreicht man dieselbe schon mit Wasserburg, ja man kann sagen, auf der Straße von München nach Salzburg schon mit Ebersberg. Das Innthal macht jedoch auch in anderer Hinsicht eine Grenze, nämlich des Baustyls der Städte und Märkte, der sich wesentlich von dem des übrigen Deutschlands unterscheidet; ich meine jene hohen weiß angestrichenen Häuser mit maskirten Dächern, welche dadurch ein orientalisches oder süditalienisches Ansehen erhalten, mit Bogengängen in ihrem Erdgeschoß. Wer von München nach Salzburg reist, findet diese Bauart zuerst in dem originell liegenden Wasserburg am Inn; außerdem in Salzburg, Traunstein, Hallein, Gmünd, Linz, Ens u. s. w.; deßgleichen im Gebirge und zwar auch im Innthale hinan, dann über den Brenner, das Eisackthal hinab, im Pusterthale und deutschen Etschthale, z. B. Innsbruck, Rattenberg, Sterzingen, Brunnecken, Lienz u. s. w. Die vorspringenden Erker (im Gebirge, nicht im Vorlande) vertreten die Stelle der Altane; mit Welsch-Tirol und Italien hört diese Bauart auf." I. 141. Daran knüpft der Verfasser eine sehr beherzigenswerthe Bemerkung.

„Es lohnte sich der Mühe, einmal eine architektonische Karte, wie man geognostische und ethnographische Karten hat, zu entwerfen; sie würden gewiß auch einen Beitrag zur Geschichte der Völkerwanderungen geben, obgleich sehr oft der Baustyl aus der Beschaffenheit des Baumaterials hervorgeht, wie z. B. im Eichstädtischen, aus dem Kalkschiefer, die eigenthümlichen Bauten jener Gegend; so wie sich auch wohl die grotesken Verzierungen der Alpenhäuser immer aus einem Zwecke ableiten lassen, z. B. Holzreichthum Schindelbach; in vielen Gegenden Mangel an Eisen, Nägeln, daher loses Aufliegen der Schindeln, daher flache Dächer, daher wenig Dachbodenraum, daher Altane zum Trocknen, daher vorspringende Dächer, um den Altan zu schützen u. s. w."

In dieser Weise nun ist das ganze, ziemlich starke Werk durchdrungen von dem Geiste, den nur die genaueste Kenntniß des Gegenstandes und die innigste Liebe zu demselben einem Autor einpflanzen kann. Man folgt ihm mit immer neuem Vergnügen in alle Thäler und auf alle Höhen, indem er überall zu Hause ist und uns überall auf das hinweist, was uns am meisten Interesse einflößen muß, durchaus fern von der Langweiligkeit statistischer Aufzeichnungen. Ganz besonders erfreulich sind die Schilderungen seiner Bergbesteigungen. Er hat außerordentlich viele Alpengipfel, zum Theil die höchsten, z. B. den Glockner selber bestiegen. Auf welche er nicht selber kommen konnte, deren Besteigung schildert er nach den Berichten Anderer. So die des Ortler, Venediger rc. Nächst den Berggipfeln sind es die Längenthäler und Alpenflüsse, die unsere Aufmerksamkeit am meisten auf sich ziehen. Bekanntlich theilt man den Lauf der Flüsse in den obern, so lange sie noch im Gebirge fließen, und in den untern, von ihrem Austritt aus dem Gebirg an. Gewöhnlich ist der obere Lauf viel kürzer als der untere, weil die meisten Flüsse von den Gebirgsrücken quer abfallen. Nur in seltenen Fällen laufen sie dem Gebirge parallel. In der Alpenwelt gibt nun die Drau das merkwürdigste Beispiel eines solchen Parallellaufes in einem ungeheuer ausgedehnten Längenthal. Ihr oberer Lauf im Gebirge ist nämlich nicht weniger als fünfzig deutsche Meilen lang, während der Rhein nur 21 Meilen im Gebirge durchläuft.

In einem ungemein schönen Bilde faßt der Verfasser Theil I. S. 7 die sämmtlichen Alpenflüsse zusammen als die Träger der europäischen Kultur. „Der Bau der Alpen aber, welcher zwei Meeren und einer Halbinsel die innere Seite eines Bogens zukehrt, während er nach außen von dem Festlande umlagert ist, hat ihre hydrographische Wichtigkeit zur Folge, daß sie nämlich nicht nur einen großen Wasserreichthum haben, sondern ihn auch allseitig verwenden und wie ein weiser Handelsstaat nach allen Richtungen Handelsverbindungen anknüpfen und Niederlassungen gründen; dort im Norden erbaute sich der Rhein seine Niederlande; im Südwesten ist das Delta der Rhone eine Kolonie, aus den Alpen; zum fernen Osten senden sie die mächtige Donau zum Verkehr mit Asien; im Süden aber schufen und bauten sie sich ihre eigene mächtigste und blühendste Kolonie, das Pothal und das adriatische Küstenland; der Mensch, ihrem Winke folgend, gründete die älteren und neueren Lagunenstädte."

Wir begnügen uns, nur solche Grundzüge aus dem trefflichen Werke des Herrn Schaubach hervorzuheben, ohne in das unermeßliche Detail näher eingehen zu können. Man findet darin auch reichhaltige Erinnerungen an die Vorzeit, so wie anmuthige Schilderungen aus dem Volksleben der Gegenwart. Auch die poetische Sage ist nicht ausgeschlossen. Neu war uns die Sage von der Burg Landeck. „Der Letzte dieses Stammes kehrte der Sage nach an einem Kriegszuge heim; schon erblickt er seine Burg, aus deren Fenstern ihm die harrende Gattin mit weißem Tuche zuwinkt; nur der Weiher, der noch jetzt vorhanden, trennt ihn von seinem Schlosse; um sich den Weg abzukürzen, sprengt er auf seinem Rosse in den Weiher, um ihn zu durchschwimmen; allein der Sumpf des Ufers hindert das Pferd, sich durchzuarbeiten und so muß der Ritter vor den Augen der wehklagenden Gattin umkommen." Eine uralt keltische Feensage scheint hinter der Sage vom Morin verborgen. „Ueber Lengenfeld ragt aus weiten Eisfeldern das Felsenhaupt, der Morin, empor; dort ist der Palast der drei seligen Fräulein, welche den gewöhnlichen Menschen nur unter der Gestalt gewaltiger Jochgeier erscheinen, die Hörner der Hochwelt umkreisend und die Gemsen als ihre Hausthiere beschützend; daher hassen und verfolgen sie die Jäger, während sie den Hirten Gutes erzeigen. Ein Lengenfelder Hirte hatte Zutritt in dem herrlichen Palaste unter der Bedingung eines völligen Schweigens darüber und nie eine Gemse zu jagen. Als er aber einst doch unvorsichtiger Weise etwas gegen seinen Vater äußerte, fand er den Eingang nicht wieder; aus Gram zehrte er ab und wurde aus Verzweiflung Gemsjäger; doch auf der ersten Jagd, als er auf eine Gemse anlegte, trat eine jener Feen zwischen ihn und die Gemse; geblendet von dem Glanze stürzte er in den Abgrund."

Am Schlusse des ersten Bandes findet der Leser eine Menge Reiserouten angegeben, zwischen denen er wählen kann. Daran schließen sich Reiseregeln und endlich ein reiches Verzeichniß der bisher erschienenen Werke, die von jenem interessanten Alpenlande oder einzelnen Theilen desselben handeln. Somit vereinigt dieses Werk alles in sich, was zur Vorbereitung für Reisende dienen kann, welche die nämlichen Gegenden sehen wollen. Es übertrifft alle Reisehandbücher, die etwa hier in Frage kommen könnten, wie an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit des Inhalts, so namentlich an Lebendigkeit und Wärme der Auffassung.

2) Der Kanton Glarus, historisch-geographisch-statistisch geschildert von Dr. Oswald Heer und J. J. Blumer-Heer. St. Gallen und Bern, Huber und Comp., 1846.

3) Uebersicht der geologischen Verhältnisse der Schweiz und über die Harmonie der Schöpfung, zwei Vorträge von Dr. Arn. Escher von der Linth und Dr. Osw. Heer. Zürich, Zürcher und Furrer, 1847.

Die Beschreibung des Kanton Glarus erschöpft alles, was irgend von diesem kleinen Lande zu wissen gewünscht werden kann. Indem wir sie als Handbuch dem Reisenden empfehlen, heben wir aus derselben hier nur einige Momente von allgemeinerem Interesse heraus.

In einer sehr einläßlichen geologischen Erörterung wird dargethan, daß die Alpen, die man ehemals als das älteste Gestein ansah, eines verhältnißmäßig sehr jungen Ursprungs sind, indem ihre Erhebung in die Zeit zwischen der Ablagerung der Molasse und derjenigen des Diluviums fällt. Aus der Art, wie 1) die früher vorhandenen Schichten durch den später von unten her durchbrechenden Granit erhoben und zerrissen wurden und sich seitlich an denselben anlehnten, und aus der Art, wie 2) die spätern Ablagerungen sich wieder wagrecht auf den schon vorhandenen Granit legten, läßt sich die Periode der Gebirgserhebung sehr genau bestimmen. Wie das Verständniß der

Alpennatur immer umfassender und klarer geworden, zeigt das vorliegende Buch auf eine erfreuliche Weise.

In Bezug auf die Menschen wird S. 355 bemerkt, daß sie nicht mehr so kräftig und groß seyen, als die Vorfahren, wovon hauptsächlich das Fabrikleben, die schlechte Nahrung, der Branntwein und das frühe Heirathen als Grund angegeben werden. Es ist wohl sehr zu beklagen, daß die Degenerirung der Race sich bis auf die hohen Alpen erstreckt, von denen noch Schiller glaubte singen zu dürfen: der Hauch der Grüfte dringt nicht hinauf in die reinen Lüfte.

Auch auf die Sitten, Tracht, Mundart und den Glauben und Aberglauben des Volks ist gebührend Rücksicht genommen. Die Volkssagen jeder besondern Ortschaft sind in deren besonderer Mundart erzählt, eine Methode, welche allen topographischen Werken solcher Art sehr zu empfehlen ist. Vieles, was hier von Glarner Sagen mitgetheilt wird, stimmt mit andern Alpensagen überein, z. B. die Sagen von Zerstörung fetter grüner Matten durch Bergsturz und Vereisung zur Strafe menschlicher Missethat. Neu war uns dagegen die Sage von der weißen Gemse, die dem Jäger, der sie erblickt, den Tod verkündet; ferner der Glauben, daß die Seele der Hexen aus deren schlafendem Leibe als Hummel ausfliege, und die Sitte, Sterbende unter dem Hauptbalken des Hauses zu betten, was mit einem uralten nordischen Aberglauben, demzufolge der Hauptbalken der Häuser und Schiffe heilig war, übereinstimmt.

Wir schließen die zwei Abhandlungen der Herren Escher von der Lindt und Heer hier an, weil sie die Natur der Alpen zum Gegenstande haben. Die erstere gibt eine interessante Uebersicht über sämmtliche Meinungen von der Entstehung der Alpen. Scheuchzer war der erste, der die verhältnißmäßig neue Entstehung der Alpen behauptete, der sie wenigstens für jünger als die Sündfluth erklärte, weil er fand, die Alpen hätten von unten her Schichten durchbrochen, in denen schon lange vorher die Sündfluth (versteinerte) Thiere abgelagert habe. Saussure unterschied noch deutlicher das krystallinische Gestein, in dem keine organischen Reste sich finden, als Urgebirg von dem Flötzgebirg, in dem solche Reste vorkommen; ohne jedoch in die einseitige Theorie Werners zu fallen, welcher die krystallinischen Gesteine ganz eben so für Niederschläge aus dem Wasser ansah, wie das Flötzgebirge. Diesem Neptunismus ist, wie bekannt, der Vulkanismus und Plutonismus am Ende siegreich entgegengetreten. Leopold von Buch hatte das große Verdienst, zuerst das Verständniß der zwitterhaften Gebirgsarten zu eröffnen, welche durch die im Gluthzustand aufsteigenden Granitmassen zunächst durchbrochen und durch die unmittelbare Berührung wesentlich verändert wurden. Endlich brachte Studer eine noch klarere Orientirung hinzu, indem er erkannte, der Granit sey nicht in parallelen Linien, sondern aus verschiedenen Punkten in der Tiefe excentrisch emporgestiegen, und bilde keine fortlaufenden Gebirgsrücken, sondern mehr oder weniger runde Gruppen. Man ist so weit gegangen, den Granit selbst nur für ein ursprüngliches Flötzgebirge neptunischen Ursprungs zu erklären, das nur durch die Feuerkraft von unten her modificirt worden sey, eben so wie Gneis, Dolomit rc. Der Verfasser führt dann weiter aus, wie die Alpen in der Periode zwischen der Molasse und dem Diluvium sich erhoben haben müssen. Die Molassebildung selbst hat aber wieder drei besondere Perioden. In ihrer untersten Schicht kommen Süßwasserthiere, in der mittleren nur Seethiere, in der obern wieder Süßwasserthiere vor; ein Beweis, wie viele Erhebungen und Senkungen des Bodens vorangegangen seyn müssen, ehe die Alpen emporstiegen.

Die zweite Abhandlung des Professor Heer ist als Fortsetzung der ersteren anzusehen, sofern sie alle Ablagerungen, wie sie in der Schweiz auf einander gefolgt sind, von der ältesten Kohlenperiode bis zum Diluvium zur Uebersicht bringt. Bekanntlich finden sich in den tiefsten Schichten auch nur die niedrigsten Pflanzen und Thiere; je höher die Schichten, eine desto entwickeltere Pflanzen- und Thierwelt enthalten sie in ihren Versteinerungen. In der Kohle finden sich nur Weichthiere und Fische, in der Salzperiode zeigen sich die Amphibien, die in den Sauriern des Jura ihre höchste Vollendung erhalten; in der Kreide kommen die ersten Vögel zum Vorschein; in der Molasse erst die höhern Säugethiere. Erst nach dem Diluvium kommt der Mensch. Indem nun der Verfasser auseinandersetzt, wie die höhere Entwicklung der Pflanzen- und Thierwelt von einer immer größeren Zersetzung des Klimas in die Gegensätze des Heißen und Kalten und deren Mittelstufen begleitet gewesen sey, während die ältesten Versteinerungen von Pflanzen und Thieren noch eine sehr gleichmäßige Temperatur auf der ganzen Erde bezeugen; steht er zwar an, es für wahrscheinlich zu erklären, daß unsere gegenwärtige Erdbildungsperiode noch nicht die letzte sey, daß auch sie untergehen und daß eine neue noch feinere und reicher entwickelte folgen werde; stellt aber fest, daß nicht eine Periode allein die ganze Naturfülle umfasse und die übrigen als frühere Entwicklungsstufen gleichsam entbehrlich mache, sondern daß alle Perioden zusammengenommen erst die Harmonie der Schöpfung darstellen, indem jede etwas habe, was der andern abgehe. In der gegenwärtigen Periode fehlen ganze Reihen von Thieren, deren Lücke deutlich fühlbar ist, die aber im versteinerten Zustand vorkommen. „So besteht z. B. in der gegenwärtigen Naturwelt eine große Kluft zwischen den Knochenthieren und den Knochenlosen; in diese Kluft stellen sich eine Reihe von Fischen der ältesten Zeit ein; wieder besteht eine bedeutende Kluft zwischen Fisch und Amphibium, in diese stellen sich aber jene fischartigen Amphibien der Frühzeit, wie anderseits eine Reihe von Fischen, welche näher den Amphibien sich anschließen, als die jetzt lebenden Arten; so stehen wieder die Elephanten und Rhinozerosse so recht fremdartig und isolirt in der jetzigen Schöpfung da; nehmen wir aber die vorweltlichen Thiere dazu, erhalten wir einen ganzen Formenkreis von derlei Thieren, die durch eine Zahl von Mittelgliedern an die übrigen jetzt lebenden Thiere sich anschließen; so bilden eine Reihe von Gattungen den Uebergang zu den Tapiren und andere zu den schweinsartigen Thieren; so bildet ferner jenes neulich in Neuholland entdeckte Diprotodon, ein Thier, das in Größe mit dem Rhinozeros und Nilpferd wetteifert, einen Uebergang von den Dickhäutern zu den Beutelthieren, und bildet in der Reihe der letzteren einen Ring, der aus der gegenwärtigen Schöpfung verschwunden ist. Und ähnlich verhält es sich in der Pflanzenwelt, in der eine Reihe von Gattungen als Uebergangsbildungen zwischen den blüthenlosen und Blüthen-Pflanzen erscheinen.“ In der Weltgeschichte ergibt sich ganz das nämliche. An ein künftiges ideales Volk, das die Vorzüge aller andern umfassen würde, ist kaum zu denken. Der Geist war an die untergegangenen wie lebenden Völker dergestalt vertheilt, daß wir Eigenthümlichkeiten und Kräfte desselben, die früher vorhanden waren, jetzt vermissen und daß sie vielleicht ewig werden vermißt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

// Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 75. Dienstag den 19. Oktober 1847.

Kriminalgeschichten.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Kriminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Eilfter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Dieser neue Band enthält zwölf Kriminalgeschichten, darunter mehrere vom höchsten Interesse. — Zuerst den Prozeß des unglücklichen Duc d'Enghien, den Napoleon im Jahr 1804 auf badischem Gebiet verhaften und in Vincennes erschießen ließ. So viel schon über diesen Prozeß geschrieben ist, so ist doch der Schleier noch keineswegs ganz gelüftet. Napoleon selbst sagt an einem Ort darüber: „Ich ließ den Duc d'Enghien arretiren und verurtheilen, weil dieß nothwendig war für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes; als . . . geständlich sechzig Meuchelmörder in Paris unterhielt. Unter ähnlichen Umständen würde ich wieder so handeln.“ Und an einem andern Ort: „Der Tod des Duc d'Enghien wird Denen zum ewigen Vorwurfe gereichen, welche, von einem sträflichen Eifer fortgerissen, nicht die Befehle ihres Souverains abwarteten, um das Urtheil der Militärkommission zu vollziehen.“ Die betheiligten Schergen der Gewalt haben sich nach Napoleons Sturz ihrerseits zu rechtfertigen gesucht und die Schuld theils alle auf Napoleon, theils einer auf den andern geworfen. Auf sie kommt es nicht an. Sie waren freilich unzurechnungsfähig, weil Napoleons Wille allein entschied. Deßhalb ist es auch überflüßig, die zweite unter den beiden Aeußerungen Napoleons der ersten gegenüberzustellen. Diese zweite Aeußerung war offenbar nur eine von den Verlegenheiten, zu denen sich Napoleon so gern, oft ohne Noth herabließ. In der ersten Aeußerung liegt die ganze natürliche Politik Napoleons ausgesprochen. Sie allein verdient Glauben. Wenn er sich hintendrein in der zweiten Aeußerung sentimental stellt, als hätte er den Prinzen schonen wollen und als hätten nur voreilige Schergen ihn geopfert, so ist das ohne allen Zweifel nur Maske. Dahin hätte sich auch der neue Pitaval vielleicht mit mehr Bestimmtheit entscheiden sollen; so wie er auch wohlgethan haben würde, die sentimentalen Scenen wegzulassen, die sich in Napoleons Palast damals zugetragen haben sollen und die offenbar erst später ersonnen sind. Thiers, der dieses Weibergeschwätz aufgenommen hat, gilt uns als keine Autorität. Da heißt es nämlich, daß nicht nur alle möglichen Hof-, Staats- und Kriegsmänner in Napoleons Umgebung damals sich des unglücklichen Prinzen angenommen hätten, sondern daß auch Napoleon selbst aufs heftigste ergriffen und gerührt gewesen wäre. Der neue Pitaval läßt uns da in ein Gepimpel und Gewinsel hineinblicken, welches dem martialischen Charakter der damaligen Konsularregierung nicht entspricht. Freilich als die Bourbons wiederkehrten, da wollte jeder sich die Hände rein waschen; aber im Jahr 1804 hatte man stärkere Nerven und weniger Gewissenhaftigkeit. Man darf also nicht alles von dem glauben, was spätere Berichterstatter in dieser Beziehung antedatirt haben. Wenn, wie der neue Pitaval selbst hervorhebt, die Politik des ersten Konsuls und baldigen Kaisers unumgänglich verlangte, die verschwörungssüchtigen Bourbons zu schrecken und zugleich auch den kleinen deutschen Nachbarstaaten, welche Bourbons bei sich duldeten, eine Lektion zu geben, und wenn Napoleon durch die Höllenmaschine und andere Mordversuche sogar ein volles Recht zur Ergrimmung und zu energischen Gegenmaßregeln hatte, so fällt aller Zweifel weg, warum Napoleon so handelte, wie er gehandelt hat, aber damit zugleich auch alle Sentimentalität.

Ganz anders verhält es sich mit dem Prozeß Cadoudal, den der neue Pitaval unmittelbar an den des Duc d'Enghien anknüpft und mit Meisterschaft erörtert. In diesem Prozeß benahm sich Napoleon wirklich großmüthig, genau so weit es sein Interesse erlaubte oder sogar verlangte. Den tollkühnen Cadoudal und ein Dutzend Chouans ließ er hinrichten, aber die Polignacs und andere vornehme Verschwörer schonte er aufs edelste, weil sie unschädlich für ihn waren, und weil es in seinem politischen Plane lag, die alte Aristokratie zu versöhnen. Seinen Nebenbuhler Moreau verwickelte er in den Prozeß, um ihn zu demüthigen und auf gute Art loszuwerden. Bei dieser ganzen Handlungsweise spricht sich ein mit seltenem Verstand verfolgtes politisches Interesse aus, und das Gemüth hat dabei nicht den mindesten Antheil. Napoleon vernichtete oder schonte, wie es seinem Interesse angemessen war, ohne im ersten Falle einen Seelenkampf durchzukämpfen, oder im zweiten die Rührung wirklich zu fühlen, die ihm die Leute anzusehen glaubten. — Der neue Pitaval hat es sich angelegen seyn lassen, die Angeklagten in dem betreffenden Prozeß scharf zu charakterisiren und ein äußerst lebendiges Gemälde ihres Unglücks zu entwerfen. Wir übergehen Cadoudal, der wie ein Athlet umkam, nachdem er vergessen hatte, daß sein persönlicher Heroismus der ungeheuren Uebermacht Napoleons nicht gewachsen war. Die Polignacs interessiren durch das Seltsame ihrer Abenteuer, obgleich ihre Charaktere keineswegs bedeutend hervortreten, denn sie hatten die Stimmung in Frankreich den Bourbons sich viel günstiger gedacht, und als sie sich enttäuscht sahen, wünschten sie herzlich, von den Chouans loszukommen,

Und der, nachdem er an jedem Tage seines Lebens
Etwas begangen,
Was ihn des Galgens werth machte,
Eines Tages wegen Etwas verdammt ward,
Was er nicht begangen hatte.

Die Herausgeber knüpfen an diesen Prozeß lehrreiche Bemerkungen über die Geschwornengerichte an, indem sie den Fall als einen von denen festhalten, in welchem die Jury das gemeine Gericht in ein Sittengericht verwandelt. „Die Jury ist überall, wo sie — wieder eingeführt worden, im Verlaufe der Zeit mehr geworden, als der Buchstabe ihrer Institutionen besagt; der lebendige Geist der Sittlichkeit und des im Volke geltenden Rechtsgefühls hat über den Buchstaben gesiegt, der von den achtbaren und kundigen Männern nichts mehr fordert, als daß sie mit gesundem Menschenverstande ihre moralische Ueberzeugung aussprechen, ob ein Angeschuldigter der Urheber und Vollbringer eines ihnen vorgelegten corpus delicti sey? Die Jury hat sich von selbst erhoben zu einer höheren moralischen Würde: sie beurtheilt nicht mehr allein, ob der Angeschuldigte der Thäter, sondern auch, ob seine Thäterschaft unter den obwaltenden Umständen und nach den in der Nation und Zeit lebendigen Rechtsbegriffen strafbar ist. Daß dieß bei politischen Prozessen in konstitutionellen Staaten, wo die Grenzen zwischen der königlichen Macht und den Volksrechten noch nicht feststehen, der Fall ist, daß hier das Geschwornengericht als ein Palladium der Freiheit des Bürgers angesehen wird, läugnet Niemand mehr. Es klingt betrübend, wenn die Gegner des Institutes sagen: so spricht also auch in der Justiz die Parteiansicht; aber in der Praxis gleicht jene Supposition sich aus, und die ganze Weltgeschichte ist ein Beleg dafür, daß in derartigen Krisen auch die gelehrten Gerichte mehr oder minder dem Einfluß der herrschenden Macht unterworfen waren. In politischen Fragen haben sie nach den Einflüsterungen der Regierung oder unter dem Luftdrucke der allgemeinen Meinung gesprochen. — Aber auch im bürgerlichen Kriminalprozeß hat sich historisch die Bedeutung der Jury ganz anders entwickelt, als sie auf dem Papiere steht. Sie übt eine Art legislatorischer Macht, sie beugt, sie vernichtet das starre Gesetz, was zur Zeit nicht mehr paßt, was in seiner vollen Ausübung zum schreienden Unrecht würde; sie vertritt die Stimme des in der Nation, in ihrer Sitte lebendigen Rechtsgefühls, und demnach spricht sie die Frage: schuldig oder unschuldig? in einem höheren ethischen Sinne fassend. Keine Parlamentsbill hat dieß in England ausgesprochen; der praktische Engländer hält es nicht für nöthig darüber ein Gesetz zu erlassen, was schon unbestritten da ist, gilt. Der Geschworne deutet seinen Eid nicht nach den Worten, sondern nach dieser anerkannten Geltung. Niemand rügt es, selbst von den orthodoxeren Kanzeln wird er darum nicht gescholten. Jener unglückliche Maler, dessen wir schon erwähnten, riß in ihn überkommender Wuth den Seiltänzer vom Seile, in dem er den Räuber, den Verderber seines einzigen Kindes erkannte. Der Gericht gestellt, war allerdings die formale an die Jury gerichtete Frage nur: ob er schuldig der Tödtung oder nicht? und die Jury antwortete: nicht schuldig. Dieß ist ein äußerster Fall, indem die Jury hier schon das Begnadigungsrecht ausübte, was der Krone vorbehalten ist; aber sie übte es, im vollen Bewußtseyn, daß sie ein moralisches Unrecht beginge, den Mann auch nur formell zum Tode zu verurtheilen, der ein moralisches Recht hatte, den Bösewicht zu richten, welcher sein einziges Kind moralisch und physisch vernichtet hatte. Kraft der ihr gegebenen Machtvollkommenheit, das wahre Recht zu sprechen, dünkte es sie eine unnütze Spielerei mit dem Gesetz, zuerst den Mann zu verurtheilen, damit er nachher begnadigt werde. Und man hat die Jury nicht um diesen Spruch getadelt."

Im neunten Prozeß figurirt ein katholischer Priester, der seine Hauserin umbrachte, weil sie ihn zu viel kostete. Im zehnten ein Krämer, der in Holland einen reichen Reisenden und später seinen Mitschuldigen, weil er von demselben verrathen zu werden fürchtete, ebenfalls umbrachte. Im eilften ein blinder Mann, der als Zeuge einer Mordthat vor Gericht auftrat und den Mörder entlarvte. Dieser Prozeß ist aber noch anderer Umstände wegen sehr merkwürdig. Der Untersuchungsrichter nämlich wagte den Mörder zu verhaften und ihm die Schuld beizumessen, ehe er noch den geringsten Beweis in den Händen hatte; sein höchst gewagter Versuch glückte aber, indem der Verbrecher sich durch eigene Aussagen verrieth.

Der letzte Prozeß ist der verwickeltste. Im Jahr 1843 wurde auf der Straßburg-Basler Eisenbahn eine Kiste abgegeben und nicht mehr abgeholt. Uebler Geruch verrieth, was darin sey. Man fand die zerstückelten Gliedmaßen einer Frau. Der Verdacht fiel auf ein lüderliches Haus in Mühlhausen, aber es konnte nie ermittelt werden, wer die Ermordete gewesen sey, und die Zeugen widersprachen sich, ja selbst die scheinbar sichersten Beweise wurden wieder ungewiß, weil man sich überzeugte, daß eben so viel schlechtes Gesindel gegen als für die Angeklagten zu zeugen, die Einen von den Angehörigen der Betheiligten, die Andern von der Polizei bestochen oder überredet worden war. Deßhalb konnte auch nicht entschieden werden und die Jury sprach das Nicht-Schuldig aus; die öffentliche Meinung aber glaubte an das Schuldig und die Betheiligten sahen sich genöthigt, Mühlhausen zu verlassen. Dieser Prozeß enthüllt eine der traurigsten Seiten unserer socialen Zustände. Lüderlichkeit und Lüge sitzen hier gleichsam triumphirend auf dem zerrissenen Buch, der zerbrochnen Wage und dem zerbrochnen Schwerte der Gerechtigkeit.

Biographie.

Geschichte Oliver Cromwells. Von Robert Southey. Zweite Auflage. Leipzig, Ernst Schäfer, 1848.

Nicht so blühend geschrieben und reich ausgemalt wie das Werk von Chasles, ist doch diese Biographie für die eigentliche Charakteristik des großen Lord Protektors bedeutend und sehr lesenswerth.

Was dem Cromwell gemein war mit den meisten großen Umgestaltern der germanischen Welt (zu der auch England gehört), das war sein bürgerliches Gepräge. Obwohl ein Edelmann aus altem Adel, geberdete er sich doch überall nicht einmal fein-, sondern grobbürgerlich. Man wird unwillkürlich an Artevelde, den großen Bierbrauer in Flandern erinnert, der eine Zeitlang Diktator der Niederlande war. Man wird an Luther erinnert, dessen bürgerliche Derbheit die geistliche Feinheit weit überwog, endlich auch an die Gründer der nordamerikanischen Demokratie. Es liegt ohne Zweifel etwas Nationales in dieser schlichten, groben aber unbezwinglich kraftvollen Miene, die sich als die germanische Bürgerphysiognomie von jeder andern auszeichnet. Denkt man sich den damaligen König von England als einen Schotten und sympathisirend mit Frank-

reich und der römischen Kirche, die Cavaliere aber als Normannen, so wird ihr Gegensatz zu Cromwell ein wirklich nationaler, sofern in Cromwell sich das angelsächsische Element gleichsam concentrirt und zu Stahl härtete. Es ist und bleibt immer die nämliche niedersächsische Grobheit, die den Varus schlug im teutoburger Walde, die das Christenthum von Karl dem Großen nicht annehmen wollte, die Luther wie einen Simson zum Umsturz der Kirche kräftigte und die Cromwells Lippen in kaltem Hohn zucken machte, als er seinem Könige den Kopf abhacken ließ.

Um zugleich eine Probe von Southey's Styl zu geben, theilen wir hier die Stelle seines Werkes mit, in welcher er das Benehmen des verurtheilten Königs und das des verurtheilenden Cromwell kontrastirt. Die Kinder wurden dem Ersteren zum Abschied zugeführt: „die Prinzessin zerfloß beim Anblick ihres Vaters in Thränen und ihr Bruder weinte gleichfalls. Ihr Vater nahm sie auf den Schooß und vertheilte sein Geschmeide unter sie. Seiner Tochter rieth er was sie lesen sollte, um sich gegen den Papismus zu sichern, beauftragte sie auch, ihren Brüdern zu sagen, daß er seinen Feinden verziehen, und ihrer Mutter, daß er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens nicht aufgehört habe an sie zu denken. Zum jungen Herzog sagte er: „Mein liebes Herz, sie wollen Deinem Vater den Kopf abschneiden!“ Das Kind sah ihn starr an, als könne es diese Worte nicht fassen. „Gib Acht, mein Sohn,“ fuhr der König fort, „merke auf das was ich Dir sage: mir wollen sie den Kopf abschneiden und Dich vielleicht zum König machen. So lange freilich Deine Brüder Karl und Jakob leben, kannst Du nicht König werden; doch diese wird man bei Gelegenheit ermorden und zuletzt wird man auch Dir den Kopf abschneiden; ich befehle Dir daher Dich nie von ihnen zum König machen zu lassen.“ — „Eher will ich mich in Stücke reißen lassen!“ rief das Kind ganz bewegt. Sein Vater umarmte es mit Inbrunst, segnete dann beide Kinder und bat Gott sie zu beschützen. Plötzlich sich ermannend sagte Karl zu Juxon: „Lassen Sie die Kinder wegbringen!“ und lehnte sich mit der Stirn gegen das Fenster. Während er seine Thränen zu ersticken suchte, gingen die Kinder schluchzend nach der Thüre. Da verließ der unglückliche Vater das Fenster, schloß sie wiederholt in die Arme, segnete sie nochmals und entriß sich dann mit Entschlossenheit ihren Liebkosungen. Sobald sie das Zimmer verlassen hatten, fiel er auf die Knie und betete mit Juxon und Herbert. — In demselben Augenblicke war der hohe Gerichtshof versammelt und bestimmte die Zeit der Hinrichtung auf den folgenden Tag, Dienstag den 30. Jan. 1649 zwischen 10 und 5 Uhr. Als dieser verhängnißvolle Befehl unterzeichnet werden sollte, hatte man Mühe die Kommissarien zusammenzubringen; mehrere von denen, welche für die Verurtheilung gestimmt hatten, hielten sich verborgen oder verweigerten ausdrücklich ihre Unterschrift. Der dritte Name in diesem Dokumente ist „Oliver Cromwell.“ Dieser benahm sich wie unter ganz gewöhnlichen Umständen. Nachdem er unterzeichnet hatte, malte er seinem Nachbar Martyn mit der Feder einen Bart, was dieser ihm sogleich vergalt. Sein Vetter Ingoldsby, der sich, obgleich zum Richter erkoren, im Gerichtshofe gar nicht hatte blicken lassen, kam jetzt zufällig in den Saal. „Dießmal,“ sagte Cromwell, „soll er uns nicht entwischen!“ Unter lautem Lachen hielt er ihn fest, drückte ihm eine Feder zwischen die Finger, transporte ihn mit Hülfe einiger Kollegen an den Tisch und führten ihm die Hand bei der Unterschrift.“

Ohne irgend eine Härte und Tücke Cromwells zu bemänteln, führt der Verfasser doch den Grundgedanken durch, daß seine Thatkraft und sein heller Verstand damals allein geeignet waren, das Staatsschiff Englands durch Strudel, Klippen und Sturm zu lenken, was weder der König, noch die Cavaliers und Bischöfe, noch die Presbyterianer, noch die extremen Sekten im Stande waren. Das Königthum an sich wäre nicht einmal gefährdet gewesen, wenn des zufällig damals regierenden Königs Zweizüngigkeit nicht endlich die tiefste Erbitterung, ja Verachtung gegen ihn erzeugt hätte. Indessen enthält die Geschichte der englischen Revolution nicht bloß eine große Lehre für die Könige, unter welchem Gesichtspunkt sie Dahlmann hauptsächlich betrachtet hat, sondern auch eine für die Liberalen, welche meinen, sie bedürfen der Lehre nicht. Das lange Parlament begann mit Helden, die ihre persönliche Freiheit der Nationalsache zum Opfer brachten und endete mit Schwätzern, die Cromwell höhnend zur Thüre hinaus werfen ließ.

Roman.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft. Von M. Beckmann. Düsseldorf, Buddeus, 1847.

Im Eingang scheint der Roman noch ganz der Gattung aristokratischer Damenromane anzugehören, die einige Jahrzehnte hindurch nichts als Karossen und Atlas und Fächer haben rauschen lassen. Der Oberstlieutenant von Hattesohl wird von seiner Frau regiert und nicht immer mit dem Stabe Sanft. „Es war sehr viel in ihren Verhältnissen, was einen ungünstigen Einfluß auf ihre Laune ausüben mußte. Die Gräfin Maltenberg, ihre älteste Schwester, machte das erste Haus in der Stadt, dieß war für Hattesohls eine reiche Quelle unangenehmer Empfindungen. Nicht allein, daß sie mit der Gräfin zu rivalisiren suchten, was für ihre Vermögensumstände von den nachtheiligsten Folgen war: sie hatten sich auch fast täglich über die Schwester zu beklagen. Bald waren sie gar nicht eingeladen, bald nur nachträglich, weil einige vornehmere Personen verhindert waren, und die Gräfin die Plätze nicht unbesetzt lassen wollte. Dann war es wieder ein neues Kleid der Gräfin, das die Oberstlieutenantin ärgerte, denn es war ihr mit der Bemerkung gezeigt: „Ja, du kannst das nicht tragen, Cäcilie, für deine Verhältnisse paßt das nicht,“ u. s. w. Dazu kam nun noch, daß fast alle ihre Jugendbekannten sich brillanter verheirathet hatten, als sie. Selten kam sie aus einer Gesellschaft nach Hause, ohne sich durch irgend etwas verletzt zu fühlen rc.“ So geht es fort und erschreckt wendet sich das Auge, das Poesie sucht, von dieser grauenvollen Oede großstädtischer Alltäglichkeit ab. Aber der Verfasser selbst zerstört die Illusion der Damenromane, in der er befangen schien, und reißt mit radikaler Faust den zarten Schleier entzwei, der die Blößen jener sich für vornehm haltenden Gemeinheit bedeckte. Am Schlusse des Romans, der so gut berlinisch anfing, heirathet der junge adelige Held drüben in Amerika eine Schusterstochter und will, wie Rinaldo Rinaldini in den fliegenden Blättern, nichts mehr als ein braver Bürger seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 76. Sonnabend den 23. Oktober 1847.

Sagen und Mährchen.

Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen von K. v. K. Drittes Bändchen. Sagen und Mährchen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847.

Bekanntlich ist das irische Volk außerordentlich sagenreich. Schon Kohl bemerkte, man könne dort Stoff sammeln zu mehr als 1001 Nächten, was übrigens noch nicht viel sagen will, denn in den arabischen 1001 Nächten gehen viele Nächte auf eine einzige Erzählung und die Zahl sämmtlicher Erzählungen ist verhältnißmäßig klein. Auch möchten wir aus der orientalische Abstammung der Iren keinen Grund ihrer Mährchenliebhaberei herleiten, denn es stammen ja auch alle übrigen Europäer, selbst die sagenärmsten, aus dem Morgenlande. Gewiß aber ist, daß die Sage ihren Thron in der Smaragdinsel aufgeschlagen hat. Wir verdanken schon Jakob Grimm eine sehr reiche Sammlung irischer Elfenmährchen und freuen uns sehr, durch vorliegendes Werk, dessen Fortsetzungen noch mehr Sagen und Mährchen liefern werden, diesen in unsere Literatur übertragenen Schatz um so viel vermehrt zu sehen.

Dieser Band enthält drei-und-dreißig Sagen mit einem Anhang von erklärenden Anmerkungen. Sie sind aus englischen Bearbeitungen übersetzt und der Ton, in dem sie vorgetragen werden, ist häufig der vertrauliche und drollige irische Volkston, derselbe, in dem die Mährchen mündlich erzählt zu werden pflegen. Der Inhalt ist sehr bunt und mannigfaltig, theils heidnische Mythe, theils christliche Legende, theils poetische Volkssage ohne Beziehung auf höhere Wesen. Durchweg zeichnet sie ein phantastischer Zug aus, etwas durch seine Sonderbarkeit dem Gedächtniß sich unvergeßlich Einprägendes. Nicht selten stimmt die irische Sage mit der deutschen zusammen. Viele Stoffe sind beiden gemein. Wir wollen sie nur in kurzen Skizzen durchlaufen, um sie zu charakterisiren.

Die erste ist durchaus modern phantastisch, eine poetische Erfindung ohne irgendwelche Beziehung zum ältern Volksglauben, etwa in der Weise des Callot-Hoffmann. Sie handelt von ein Paar Beinen, die selbstständig ohne den übrigen Körper umherlaufen und die Leute erschrecken. Sie wurden nämlich einem schlafenden Liebhaber, den sein Nebenbuhler umbringen ließ, im Dunkeln statt des Kopfes abgehackt und nachher nicht mit begraben, daher sie allein als Gespensterbeine spuken mußten. — Modern ist wohl auch die zweite Sage von der Elfe Elina, die einen schönen Jüngling auf einen unersteiglichen Felsen entführt, ihn aber gerührt seiner Geliebten zurückgibt, als diese im Heroismus der Liebe den Felsen ersteigt. — Echt volksthümlich und alt dürfte die dritte Sage seyn von einem heidnischen Druiden, der sich in Abwesenheit eines christlichen Einsiedlers in dessen Höhle schlich und dessen Rolle übernahm, sie aber natürlicherweise nur zu tollem Hohn mißbrauchte. — Eben so echt und alt erscheint die Sage von Dherro Dirlha, der zaubern konnte, und den sein neugieriges Weib so lange quälte, bis er ihr seine Zauberstückchen vormachte, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie keinen Laut von sich gebe. Als er sich aber auch selbst den Kopf abhieb, schrie sie auf und nun konnte er sich den Kopf nicht mehr aufsetzen und war todt. — Dann eine Undinensage, wie wir sie auch in Deutschland haben, von einer Feenquelle, die überläuft und die ganze Gegend überschwemmt, wenn man versäumt, sie zuzudecken.

Mehrere Sagen handeln von Fin Mac Cul und erzählen von ihm Heldenstücke, wie sie die nordische Sage vom Gott Thor erzählt. Dieser Fin ist aber kein anderer als der durch Ossian weltberühmte Fingal, nur daß er in der echten Sage mehr burlesk als sentimental erscheint. Wie der skandinavische Thor, so kämpft auch der irische Fin, selber ein Riese, mit noch viel ungeheuerlicheren Riesen und besiegt sie zum Theil keineswegs durch Kraft, sondern nur durch List. Ein Zug der Sage, demzufolge Fin durch Genuß eines Lachses weissagend und aller Dinge kundig wird, stimmt mit einem ähnlichen Zuge der nordischen Odursage überein. Andere Züge der Sage sind so lächerlich, daß sie zartfühlende Leser kaum mit dem edeln Fingal Ossians werden reimen können. Um nämlich einem schrecklichen Riesen zu entgehen, der ihn besucht, um sich mit ihm zu messen, legt er sich in eine Wiege, krümmt sich zusammen und läßt sich für seinen kleinen Sohn ausgeben, damit der Riese glauben soll, der wahre Fin sey noch viel größer und stärker. — Altheidnisch ist auch die Sage vom Seeverkauf. Riesenweiber verhandeln sich irische Seen als Schüsseln.

Eine echte Druidensage ist die vom gesegneten Torfe. Die Druiden bereitelen nämlich jährlich einmal das h. Feuer und wer von demselben einen glimmenden Torf sich aufbewahrte, der konnte sich dadurch das ganze Jahr über vor allem Uebel schützen, jedoch mußte er zuvor an drei andere Häuser von seinem Feuer abgeben. Nun entstand einmal in Irland der Wahn, es werde Feuer vom Himmel regnen und ganz Irland zerstören. Da rannte jeder, sich seinen Torf mit dem heiligen Feuer anzünden zu lassen und es dann drei andern wieder zu geben. In unserer Erzählung wird höchst ergötzlich geschildert, wie Einer, der zu spät kommt, keine Häuser mehr finden kann, die noch Feuer brauchen, und wie die Angst ihn umherjagt,

Liebe lebe, wo man seinen Namen so gleichsam einschneide in die Herzen, daß er in liebem, freundlichem Andenken bleibe, so lange die Herzen schlagen, in die er eingeschnitten ist." Doch auch diese Erfahrung heilt unsern jungen Kommunisten noch nicht ganz.

Das welsche Wesen hat ihm nicht zugesagt; er sucht wieder Deutsche auf und, angezogen von der herrlichen Natur des Berner Oberlandes, kommt er nach dem Haslithal und findet da bei einem Meister Arbeit. Dieses Hauswesen ist wiederum anders, als die früher geschilderten. Es ist eine echt deutsche und oberländische Familie voll Fleiß, Ehrbarkeit, mannhafter Tüchtigkeit und Frömmigkeit. Die ländliche Einfalt täuscht ihn und fordert ihn gleichsam heraus, seine städtische Bildung geltend zu machen. Es ärgert ihn, daß die Leute so gewohnheitsmäßig in die Kirche gehen, und er kramt alles, was er in der radikalen Schule gelernt hat, aus, um seine geistige Ueberlegenheit möglichst wohlfeil an den Mann zu bringen. Aber man versteht ihn nicht oder weist ihn ab. Als er es vollends unternimmt, die bildschöne Tochter des Hauses, Eiseli, in das kommunistische System der freien Liebe einleiten zu wollen, bekommt er von ihr eine Ohrfeige, wovon er wohl acht Tage lang Glockenläuten hört. Aufs äußerste gereizt, setzt er seine Bemühungen fort, und da er das saubere Mädchen mit allen seinen Sophismen nicht gewinnen kann, entschließt er sich endlich, sich zu ihrem niederen Standpunkt herabzulassen, die Ehe wieder als ein nützliches Institut anzuerkennen und feierlich um der schönen Meisterstochter Hand zu werden. Allein er bekommt eine abschlägige Antwort. Man sagt ihm, er sey fleißig, treu, verdiene sein Brod und habe auch nichts Unrechtes gethan, aber die Meinungen, die er so lange her geäußert, könnten kein Vertrauen erwecken und hätten ihm für immer die Familie entfremdet. Das Mädchen sagt ihm, sie wolle ihn bloß deßwegen nicht, weil er kein Christ sey. So weh ihm ums Herz ist, muß er doch fast lachen über einen so thörichten Grund und sucht ihn ihr auszureden. Aber sie beweist ihm mit schlichten, ihn innerlich vernichtenden Gründen, daß allerdings ohne Religion, weil kein Vertrauen, so auch keine Ehe möglich sey.

In tiefer Beschämung und Erbitterung muß Jacob abziehen und kommt wieder nach Bern, wo er schon früher gewesen. Da erfährt er, die hübsche Kathry, die er bei seinem früheren Aufenthalt daselbst verführt hatte, sey im Spital eines Kindes genesen und mit dem Kinde gestorben, ohne verrathen zu haben, wer der Vater sey. Das erschüttert ihn so tief, daß er sich nicht enthalten kann, ihr Grab aufzusuchen. „Da trat der Todtengräber zu ihm und sagte: Es scheint, das Mönschli (etwas höflicher als Mensch) sey euch etwas angegangen und ihr hättet doch noch an ihm gesinnet und hättet wollen sehen, was es mache, und es hielte euch hart, daß ihr es hier findet, statt an einem andern Orte. Muß sagen, das ist noch brav von euch und ist das erstemal, daß es mir begegnet, es hätte doch Mancher Ursache. Es liegt gar manch arm Tröpflein da herum, das angeschmiert ward so von einem fremden Halunk, der, als er hatte was er wollte, die Nase wischte, sich davon machte und das Mensch im Elend ließ. Es nahm mich schon manchmal Wunder, wie es so einem Kerl seyn mag ums Herz, wenn er einmal heimkömmt, ein Weib nimmt, Kinder kriegt, ob der nicht immer Angst haben muß, nicht daß ihm die Maitli, welche er verführt, mit ihren Kindern nachlaufen (Himmelsapperment, da ging es wie auf der Rheinbrücke zu Basel Anno 1812, als während drei Tagen und drei Nächten hageldicht Russen und Oesterreicher nach Frankreich zogen), sondern daß der da oben, der in der Schweiz und in Deutschland daheim ist und alles sieht, was jeder treibt, daß der ihm nachbringe alles Unglück, welches er angerichtet, es seinen Kindern anhänge, es ihm mitgebe ins Grab, denn das alte Wort gilt noch: daß die Sünden der Väter gestraft werden sollen an den Kindern bis in das dritte und vierte Geschlecht. Ja, da draußen werden sie oft nicht begreifen, warum es Diesem, Jenem so grundschlecht geht, alles Unglück über ihn kommt, nichts vorwärts will, und er doch fleißig und geschickt ist, und werden dann verflucht viel schreiben, wie der Handwerker nichts mehr sey, und wird dran alles schuld seyn sollen von Kaiser und König weg bis zum Bettlerbub, der barfuß läuft und den Schuhmacher ums Brod betrügt; sie werden verflucht gelehrt, lümmeln, daß einem die Haare zu Berge stehen, hab solch Zeug auch schon gelesen. Wenn die alles wüßten, was der Kerl in der Fremde getrieben hat, wo er gedacht hat, es vernehme es weder Vater noch Mutter, nicht einmal der gnädige Herr Bürgermeister, sie würden begreifen, wo es dem Kerl fehlt und warum es nicht vorwärts mit ihm will. Unser Herrgott, der halt noch immer mehr ist als ein Bürgermeister, hat ihm seine Sünden nachgetragen, hat sie ihm abgeladen auf sein Haus. Da muß er sie nun haben und kein Arzt hilft ihm davon, und alle Tage muß er denken, das hab ich ob der oder jener verdient." Ein tiefes, wahres Wort, und an dieser Stelle gesagt, die traurige Geschichte der Alltäglichkeit in echte Poesie verwandelnd.

Immer mehr wurden nun die Augen unseres jungen Handwerkers aufgethan, und er sah immer deutlicher, welche Abwege zum Abgrund er bisher gewandelt. Er fand seine alten Kameraden wieder, die ihm den nämlichen radikalen Unsinn vorschrien, wie früher, aber er erkannte jetzt, daß es Unsinn sey. „Er sah diese junge Weisheit mit ihrem Uebermuth, welcher jede Einwendung als gräßliche Dummheit gründlich verachtet, keiner Widerlegung würdigt als höchstens mit einigen Schimpfreden oder Faustschlägen, zum erstenmal sich gegenüber als wie in einem Spiegel. Jetzt sah er, wie ungeheuer widerlich oder lächerlich sie ist, mußte sich aufs neue schämen, daß er einmal auch so gewesen. Er wußte, daß, wenn der Mensch dieses junge Weisheitsfieber hat, zusprechen nichts hilft, so wenig als das Blasen in einen kalten Ofen warm macht. Er machte sich diese Erfahrung zu Nutz für seine übrige Reise, denn zum Märtyrer fühlte er sich nicht berufen, hatte keine Lust, als ein Abgefallener gerichtet zu werden, welche Gerichte zuweilen blutig ausfallen, wir man Exempel hat. Zum Märtyrerthum braucht es eine eigene Kraft, sie ist selten, nicht jeder Jacob hat sie, und wenn er sie nicht hat, nehme man es ihm nicht übel, besonders in diesem Zeitalter, wo die Feigheit werth ist, was vor Zeiten die Tapferkeit. Die bei St. Jacob Entronnenen wurden gebrandmarkt lebenslang, jetzt werden die Entronnenen mit schnellen Beinen die Obersten, doch hoffentlich nicht lebenslang." Vortrefflich gesagt, um so besser, da der Verfasser selbst ein Berner ist. Wir stimmen ihm von Herzen zu. Nie, zu keiner Zeit schändete sich der ruhmgekrönte alte Bär so tief, als in unsern Tagen.

Hinlänglich der Schweizer Wirren satt und der langen Trunkenheit wieder vollkommen nüchtern geworden, kehrt der Held der Geschichte wieder in seine deutsche Heimath zurück, um sich redlich zu nähren. Die Geschichte endet somit noch heiter, hätte aber eben so gut tragisch endigen können. Wie wenn Jeremias Gotthelf die Geschichte seines eigenen Landsmanns, Peter Wasser, geschrieben hätte, der durch die Lektüre gottloser Bücher, namentlich des Lebens Jesu von Strauß, verführt, aus einem braven Mann ein Verbrecher wurde?

Das große Verdienst des Herrn Pfarrer Bizius (Jeremias Gotthelf) ist, daß er einleuchtender, als irgend ein Anderer die

Wirkungen geschildert hat, welche die von dem dritten Stande gegenwärtig gepredigte Irreligiosität auf den vierten Stand übt und üben muß. Wie zu allen Zeiten, so faßt auch in der unsern der vierte Stand die nämliche Sache roher auf, als der dritte. Wenn ein Mann aus dem dritten Stande der frechste Gottesläugner, ja ein systematischer Verleugner auch der Moralgebote und doch dabei ein ganz anständiges Glied der Gesellschaft seyn kann, weil er wenigstens die Convenienzen dieser letztern anerkennt, so vermag ein Mann aus dem vierten Stande, welcher diese Convenienzen nicht kennt, auch jene gott- und sittenlosen Grundsätze nur in ihrer rohesten Gestalt aufzufassen. Der Gebildete des dritten Standes sagt: ich bin über jedes Gebot erhaben, weil ich selbst Gott bin und außer dem in mir denkenden Geist kein Gott existirt; ich bin absolut frei und kann thun, was ich will; aber ich will in meiner nächsten Umgebung keine Ungelegenheiten haben, deßhalb füge ich mich in die Obliegenheiten und in das, was der Anstand verlangt. Der Ungebildete des vierten Standes denkt nicht so. Für ihn ist die Rücksicht, die jener nimmt, nicht mehr da und grimmig schreit er: wozu diese Zurückhaltung, diese Heuchelei? Wenn es wahr ist, daß die zehn Gebote leere Einbildung sind, wozu soll ich mich da noch irgend geniren? — Der Atheismus hat seine natürliche welthistorische Bedingung in dem Bedürfniß einer müssigen Aristokratie, sich über die Sündhaftigkeit ihrer Handlungen zu täuschen. Er ist schon unnatürlich beim dritten Stande, sofern dieser Stand nicht so schlecht zu handeln wagt, als er denkt und schreibt, und im Leben Rücksicht nimmt, die er in Büchern nicht nimmt. Er wird aber völlig unnatürlich beim vierten Stande, der die aristokratische Ausnahme für sich zur Regel machen und den theoretischen Fanatismus des dritten Standes in die Praxis übersetzen will. Die Folge kann hier immer nur ein kurzer Rückfall der menschlichen Gattung in die Bestialität seyn, zum Glück nun nur ein kurzer, weil die menschliche Natur bald an dem Thier, das es im Spiegel sieht, erschrickt und ihres bessern Gehaltes sich wieder bewußt wird. Alle Verantwortung aber fällt auf die Gebildeten des dritten Standes, welche die strafbaren Verführer des vierten Standes sind.

Lyrische Dichtkunst.

Ausgewählte Gedichte von Petöfi. Aus dem Ungarischen übersetzt von Adolf Dux. Wien, Bianchi, 1846.

Einer der jüngsten Dichter unter den Magyaren, von dem wir weiter nichts erfahren, als daß er schon Soldat und Schauspieler gewesen. Er hat einige Aehnlichkeit mit Beranger, sofern er in seinen Liedern sich möglichst betrunken stellt und zum niedrigsten Volkston hinabsteigt, aber auch im Rausche und im Arm der Wollust nie vergißt, daß er ein Magyar ist. Mitten im Tabakrauch und in den Dünsten der Besoffenheit schwingt er die Fahne des Vaterlandes. Daher Lieder wie „der Rausch fürs Vaterland," unter welchem Rausch nicht etwa figürlich die Begeisterung, sondern der wirkliche Weinrausch zu verstehen ist. Dazu noch mehrere Wirthshauslieder, sogar Räuber- und Vagabundenlieder, und eine Menge Gedichte, die wohl allzufreigebig hier Volkslieder genannt werden, ehe bewiesen ist, daß sie das Volk wirklich angenommen hat.

Wir vermögen im Ganzen diesem wilden husarenmäßigen Gejage in der Steppe, diesen Pferdediebstählen, diesem Geigen, Saufen und Küssen in der schmutzigen und dampfenden Schenke keinen Geschmack abzugewinnen. Auch sind poetische Genrebilder derselben Art schon von andern ungrischen und deutschen Dichtern in Menge vorhanden. Am besten haben uns unter Petöfis Gedichten die gefallen, in denen ein heiterer Humor vorherrscht, z. B. in der Anrede eines trunkenen Gastes an die schöne Wirthin:

Wirthin flink zu Hortobagy, du Engel mein,
Trinken will ich, bringe mir ein Glas voll Wein.
Debreczin von Hortobagy, das ist gar weit,
Und von dorten bis hieher an Durst ich leid'.

Wilde Lieder pfeifet draus der kalte Wind,
Alles Blut in meinem Leib zu Eis gerinnt;
Schau' mich an du schöne Wirthin, Veilchenblüth',
Daß ich aufthau' wenn dein Schlehenaug' mir glüht.

Wirthin, wo ist denn dein sau'rer Wein gereift,
Sauer wie ein Apfel wild und ungereift?
Küsse meine Lippen Kuß auf Kuß,
Süßer Kuß den herben Mund versüßen muß.

Schöne Wirthin — Wein ist sauer — Kuß ist süß,
Hin und wieder wanken, schwanken meine Füß'.
Geh' umarme mich du süße Wirthin flink,
Warte nicht, bis ich nach aller Länge sink.

Hei mein Täubchen, ach wie weich ist deine Brust,
Gönne mir darauf nur kurzer Ruhe Lust,
Liege ohnedieß auf hartem Lager heut',
Meine Wohnung ist für diese Nacht zu weit.

Recht artig ist auch das Mährchen vom Wolfe, der mit einem Stutzer zugleich ein Bauernhaus belagert, der Stutzer, um das Weib zu verführen, der Wolf, um die Schafe zu fressen. Sie werden beide abgewiesen und der Wolf entschädigt sich, indem er den Stutzer frißt.

Da Volkslieder immer ungesucht seyn müssen, fällt in einigen Liedern Petöfis das Gesuchte auf, z. B.

Es regnet, regnet, regnet,
Von Küssen ist's ein Regen,
Und meinen heißen Lippen
Schmeckt süß der holde Regen.

Wenn's regnet, regnet, regnet,
Da thut's gewöhnlich blitzen,
Aus deinem Aug' mein Täubchen
Seh' ich es helle blitzen.

Es donnert, donnert, donnert
Dicht hinter unserm Rücken,
Ich laufe, o mein Täubchen,
Dein Vater will anrücken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 77. Donnerstag den 28. Oktober 1847.

Pädagogik.

Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Von Karl von Raumer. Dritter Theil. Erste Abtheilung. Zweite unveränderte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching, 1847.

Herr von Raumer handelt in diesem Bande von der Pädagogik der Gegenwart, ihren Gegensätzen und Vermittlungsversuchen, ihren Extremen und Abwegen. Er sagt darin außerordentlich viel Wahres, was um so mehr Beachtung verdient, als es der Verkehrtheiten auf diesem Gebiete doch noch eine schreckenerregende Menge gibt.

Indem er vom zarten Kindesalter ausgeht, gibt er zunächst ein Gutachten ab über die jetzt so beliebten Kleinkinderschulen. Den Nutzen derselben vollkommen anerkennend in allen Fällen, wo die Eltern selbst nicht bei ihren Kindern seyn können, warnt er doch ernstlich vor dem Mißbrauch, die Kinder auch dann in solche Anstalten zu schicken, wenn jene Nothwendigkeit nicht vorliegt. „Das Liebesband, welches die Glieder der Familie zusammenbindet, wird in unserer Zeit immer lockerer; Vater, Mutter, Kinder, jedes sieht auf seinen eigenen Weg, geht seinen eigenen Weg. Was irgend diese lieblose Auflösung und Zerstreuung der Familien befördert, muß sorgfältig vermieden werden. Tief fühlte Pestalozzi dieß; ihm war die Familienwohnstube so heilig, daß er gegen den frühen Schulbesuch der Kinder sprach und den ersten Elementarunterricht den Müttern übergeben wollte. Scheint es doch, als wenn die Kleinkinderschulen das Entgegengesetzte, statt der Wohnstuben nur Schulstuben wollten! — Das Besuchen der Kleinkinderschulen von Kindern, deren Mütter daheim bleiben, die nicht genöthigt sind außer dem Hause Brodarbeit zu suchen, sollte in der Regel nicht geduldet, wenigstens nicht begünstigt werden." Eben so bestimmt spricht sich der Verfasser gegen das affenmäßige Dressiren der kleinen Kinder aus. „Wehe den Lehrern, welche darauf ausgehen, diese armen Kleinen und ihre eigenen Künste in den Kleinen sehen zu lassen, welche sie abrichten, daß sie beim öffentlichen Examen, ja allen und jeden Besuchenden, mit einer, in so jungen Jahren ganz unnatürlichen, widerwärtigen Schauspielerkeckheit und Ziererei, vorsingen, vordeklamiren, ja vorbeten müssen. So bringt man den Bejammernswerthen ein Gift bei, an welchem sie zeitlebens hinsterben, eine ganz gemüthlose, gehässige Eitelkeit; so bildet man Kinder, die sich nicht etwa an Gedichten und Erzählungen freuen, sondern nur am Lobe das sie einernten, wenn sie mit eingeexercirter Naivetät dergleichen hersagen, ja, welche die Augen verdrehen, wenn sie den Leuten vorbeten, während die letzte Spur der Andacht in ihnen erloschen ist, die ein frommes Kind fühlt, wenn eine fromme Mutter es „im Kämmerlein" vor dem Einschlafen sein Abendgebet sprechen läßt."

Was für das zarteste Alter die Kleinkinderschulen, das sind für das reifere Alter die Alumneen und Pensionate. Beide bilden einen Gegensatz. In den Alumneen und Klosterschulen erhält sich die alte Einseitigkeit und Strenge am längsten; in den Pensionsanstalten wird dagegen in Neuerungen auf das keckste experimentirt. Herr von Raumer bemerkt, daß aus dem Kampf beider Methoden erfreuliche Resultate hervorgegangen seyen, sofern die Schulmänner des Staats von den Privatinstituten viel gelernt hätten. Die letztern machten ihnen die Probe vor und jene brauchten bloß ruhig zuzusehen, um bald zu unterscheiden, was von den Reformen annehmbar und was unhaltbar sey. Uebrigens halten sich die Engherzigkeit der Alumneen und die Weitherzigkeit der Erziehungsinstitute ziemlich die Waage. Nachdem der Verfasser beide charakterisirt hat, gibt er auch ein bündiges Urtheil über das Institut der Hofmeister ab, welche die Schule ins Haus einverleiben sollen, wie die Pensionate das Haus in die Schule.

Sodann übergehend zu den Gegenständen des Unterrichts macht er zuerst sehr gewichtige Bemerkungen über den Religionsunterricht, wobei er hauptsächlich hervorhebt, man sollte die Jugend mehr ihrem natürlichen Gefühl beim Lesen der h. Schrift und bei feierlichen Gelegenheiten überlassen, nicht ihr alles vordemonstriren. Je ungestörter die Andacht, desto tiefer. Aber gerade die gutmeinenden Lehrer sind es, welche jene Andacht unaufhörlich stören. „Die ganze neuere Richtung der Pädagogik, welche sie besonders durch Rousseau, Basedow und selbst durch Pestalozzi und seine Schule genommen, ist unter andern dadurch charakterisirt, daß sie die lebendigste Kraft der Jugend, eine gefühlvolle Phantasie, nicht allein vernachlässigt, sondern durch heillose Künste zerstört. Diese schöpferische Kraft der reflektionslosen Einfalt und der religiöse Segen, welcher aus dieser Einfalt quillt, ist den trocknen Pädagogen verborgen, welche durch unverständige, der geistigen Reife vorgreifende Verstandestortur die Kinder zum vielgerühmten Bewußtseyn und zum Begreifen von Allem und Jedem aufschrauben möchten. — Ein Kind, dessen Phantasie noch frisch und lebendig, liest es ungestört die heil. Schrift, so treten ihm die Gestalten und Begebenheiten vor die Seele, es erlebt alles mit, als wäre es dabei gegenwärtig. Es macht z. B. die Leidensgeschichte des Herrn, die Erzählung von seiner Auferstehung und Himmelfahrt den tiefsten Eindruck auf ein solches Kind und schafft in ihm einen festen historischen Glauben. — Für phantasielose Leser — und zu solchen verbildet zuletzt ein

verkehrter, langweilender Unterricht selbst die frischesten Kinder — für solche impotente, abgenutzte Leser sind Abraham, Isaak, Jakob Namen, nichts als Namen; für solche sind die Erzählungen leere Worte, ohne alle Kraft ihnen die Begebenheiten zu vergegenwärtigen. Alles Concrete wird ihnen höchstens zu einem gespenstischen, wesenlosen Abstrakten; hier liegt der Grund, warum man in unserer Zeit so viel Klagen über Mangel an historischem Glauben hört. Ein in Schulen abgelangweiltes Geschlecht, wird, wie sich nur die Gelegenheit ergibt, leicht von dem bloß moralisirenden Rationalisten verführt, oder von dem, alle geschichtliche Wahrheit vernichtenden Mythisizirer. — Die von Lehrern unverdorbenen und ungeschwächten Kinder werden die Bibel nach Art der alten, schlichten, frommen Maler lesen und innerlich schauen, was der Maler auch äußerlich darstellt. Daher die sympathetische Freude der Kinder an biblischen Bildern, welche rohe Puritaner, moderne Bilderstürmer verwerfen und verachten. — Wir können nicht sorgfältig genug alles vermeiden, was im mindesten jenes einfältige, plastische Auffassen der heil. Schrift stören, oder gar die Fähigkeit dazu zerstören kann. Solch Stören und Zerstören wird aber vorzugsweise durch ein unaufhörliches, flach prosaisches Hineinreden und Hineinfragen überweiser Lehrer angerichtet, welches den Kindern Muße und Stille, alle ruhige Hingebung raubt, die zum Aneignen der heil. Schrift nöthig."

Nunmehr folgt in der Reihe der Abhandlungen eine sehr erschöpfende über den Unterricht im Latein. Der Verfasser gibt einen geschichtlichen Ueberblick über die Latinomanie in den Schulen seit der Reformation, und eine eben so lehrreiche Gegenüberstellung aller bisher in den Schulen herrschenden Methoden des lateinischen Sprachunterrichts. Was jene Manie betrifft, so ist zu bemerken, daß sie schon im sechzehnten Jahrhundert in ihrer vollen Intensität hervortrat. Der Verfasser theilt Aeußerungen damaliger Philologen mit, die in dieser Beziehung an Wahnsinn grenzen. Der Schulfanatismus verdammte damals schon offen alles Vaterländische und heimlich alles Christliche, um einzig die Klassiker zu erheben. Und noch bis in die neuere Zeit hinein gab es Schulmänner in nicht geringer Zahl, welche weder in Christo noch in irgend einem vaterländischen Helden oder Denker das Vorbild sehen, dem wir nachstreben sollen, sondern einzig und allein in Cicero. Die Aufgabe, die sie sich setzten, war, unter hundert Schülern wenigstens einen so auszubilden, daß er fertig Latein sprechen konnte, und unter tausenden oder zehntausenden einen so, daß er auch alle Feinheiten des Cicero sich zu eigen gemacht hatte. Um dieses Ziel zu erreichen, wurden alle andere Zwecke der Schule hintangesetzt. Aber auf naive Weise waren sie selbst sich dieser Sisyphusarbeit bewußt und Herr von Raumer weist mit einer Reihe von Citaten nach, wie seit drei Jahrhunderten von allen Latinomanen ohne Ausnahme die bittersten Klagen geführt werden sind, daß es ihnen doch unmöglich sey, aus ihren barbarischen Schülern echte Ciceros zu machen. Demnach ist nur was mittelbar, nicht was unmittelbar durch den lateinischen Sprachunterricht geleistet wurde, in Anschlag zu bringen, und ist des letzteren viel, so trifft die Latinomanen noch immer der Vorwurf, daß sie etwas anderes wollten, als sie erreichen konnten, und daß sie alles Andere über ihrem Steckenpferd vernachlässigten. — Die Gegenüberstellung aller beim Lateinunterricht bisher angewandten Methoden ist sehr lehrreich und zugleich ergötzlich wegen der erstaunlichen Widersprüche, in welche die Männer des Fachs dabei geriethen. Die Hauptmethoden durchkreuzen sich in doppelter Richtung. Wenn der Eine alles vom Gedächtniß hoffte, so ging der Andere dagegen auf Schärfung der eigenen Denkkraft aus; wenn ferner der Eine die Grammatik zum Hebel des Unterrichts machte, legte der Andere nur Werth auf das Lesen und die praktische Uebung. Einige Lehrer trieben die Einseitigkeit hierin ungemein weit, und der ältere, gleichsam hierarchische Pedantismus der Grammatiker ist fast noch übertroffen worden vom pädagogischen Radikalismus der Neuern. Gleichgültig nämlich mit dem Aufschwung des demokratischen Prinzips in den Revolutionen von Nordamerika und Frankreich, drang auch in die Schule die echt demokratische Voraussetzung ein, welche eigentlich schon Pestalozzi hegte, die zuletzt aber von Jacotot am einseitigsten festgehalten wurde, daß von Natur alle kindlichen Geister gleich organisirt seyen und daß es nur auf die Methode des Unterrichts ankomme, um alle gleich vollkommen auszubilden.

Einige sehr feine Bemerkungen macht Herr von Raumer sodann über den Unterricht in der Geschichte Hier wird namentlich durch todten Mechanismus des Auswendiglernens und Trockenheit der Behandlung gefehlt. Der Verfasser verlangt, daß man das Interesse der Jugend in Anspruch nehme, also namentlich das, was die Jüngern bedürfen, von dem unterscheide, was erst den reifern Verstand fesselt. „Ein kindlicher feiner Takt gehört dazu, bei Abfassung von Lehrbüchern das dem Anfänger Zusagende, ihm Faßliche auszuwählen. Die Jüngsten mögen am liebsten Geschichten, welche der Mährchenwelt am nächsten stehen, und nur allmählich wendet sich ihr Sinn der historischen Wahrheit zu. Man merke nur darauf, wofür sich die Schüler interessiren, wofür nicht. Von Marathon und Salamis, von Alexanders Feldzügen hören sie gern; vom Kampf der römischen Patricier und Plebejer, der lex agraria etc. ungern. Sie interessiren sich nicht in dem Maaße für Cäsar, als für Alexander. Kurz: alles was ihre Phantasie durch Schönheit, Größe, Edelsinn, ritterliche Tapferkeit, ja Abenteuerlichkeit anregt, wird sie reizen, dagegen nicht Kaltes, rein Verständiges, wie bürgerliche Verhältnisse und Streitigkeiten, alles dieß stößt sie zurück. — Es gibt nun Kompendien und Lehrer, welche nicht gehörig auf das Rücksicht nehmen, was die Jugend liebt und eben dadurch versteht." — Hier hätte sich noch Einiges anknüpfen lassen über den Fanatismus der Parteien, der aus dem öffentlichen Leben auch in die Schule überzugehen pflegt und an einigen Orten bereits nothwendig gemacht hat, den Geschichtsunterricht, wie den Religionsunterricht an Konfessionen zu binden.

Auf ähnliche Weise bezeichnet der Verfasser, was dem geographischen Unterricht noch fehlt. Auch hier ist es hauptsächlich die Kompendientrockenheit, welche die Schüler abstößt. Der Verfasser gibt ein Beispiel: „In Vollrath Hoffmanns „für alle Stände" bestimmten Buche: „Deutschland und seine Bewohner," nimmt die Beschreibung des Rheins und seiner Zuflüsse 63 Seiten ein; es werden von ihm 481 zum Rheingebiete gehörige Gewässer, dann 337 des Elb-, 215 des Oder-, 487 des deutschen Donaugebiets aufgeführt. In dem Buche „Europa und seine Bewohner, ein Hand- und Lesebuch für alle Stände," von demselben Verfasser, füllt ein Verzeichniß von gemessenen Höhenpunkten nebst Angabe der Länge und Breite dieser, zum Theil ganz uninteressanten Punkte, nicht weniger als 191 Seiten. Ebendaselbst gibt Hoffmann für Leser „aller Stände" gerade 100 Seiten lateinischer Namen der in Deutschland vorkommenden Thiere, z. B. von 85 Eingeweidewürmern, 54 Helices als: Helix holosericea, H. Olivieri, leucozona u. s. w. So füllt man auch jetzt Schulgeographien mit lateinischen Namen von Pflanzen und Thieren, welche die Knaben nie gesehen haben, vielleicht nie sehen werden — und dabei rühmt man sich eines verständigen Naturunterrichts und der Anschauungsübungen."

Mit großer Wärme spricht Herr von Raumer ferner über den Naturunterricht, den er auf Gymnasien viel zu sehr

vernachlässigt findet. „Die Gegner des Naturunterrichts sagen: Die Aufgabe der Gymnasien ist vorzugsweise klassische Bildung durch und für die Klassiker. Diese nimmt so alle Zeit und alle Kräfte in Anspruch, daß für den Naturunterricht nichts übrig bleibt. Wir wollen es beim Lehren nicht auf eine flache universelle Bildung der Schüler anlegen; besser sie lernen Eins recht, als ein buntes Vielerlei schlecht." Diese Behauptung sucht nun der Verfasser durch seine eigenen Erfahrungen zu widerlegen, da sie ihn nämlich überzeugt haben, daß der Naturunterricht, zweckmäßig eingerichtet, weder der Oberflächlichkeit Vorschub leiste, noch die Schüler in andern Unterrichtsfächern störe. Sodann verbreitet er sich noch ausführlicher über die von ihm praktisch angewandte Methode des Unterrichts in der Mineralogie und Geometrie, Lieblingsgegenstände von ihm, deren nähere Erörterung den Raum unseres Blattes leider überschreiten würde. Daran reihen sich Bemerkungen über den Unterricht im Rechnen, namentlich über den Gegensatz der alten und der neuen Methode seit Pestalozzi.

Den Unterricht verlassend wendet sich der Verfasser zur Gesundheitspflege. Zuerst beklagt er den Stumpfsinn, der noch immer dicke dumpfe Federbetten, unzweckmäßige Bekleidung und schädliche Genüsse bei der Jugend zulasse, und schließt sich hierin Lorinsers berühmt gewordenen Klagen an. Vieles muß vermieden werden, Anderes muß gethan werden, und im Gebiet des letzteren nimmt wie billig das Turnen die erste Stelle ein, eine Kunst, für welche der ehrwürdige Verfasser schon vor dreißig Jahren rühmlich geeifert hat. — In einer Abhandlung über die Bildung der Sinne sagt der Verfasser sehr viel Gutes, indem er vor der Armseligkeit jenes sogenannten Anschauungsunterrichts warnt, der den Kindern vordemonstrirt, was ein Fenster sey, aus wie viel Theilen es bestehe rc., worüber schon Ephorus Roth treffend gesagt hat: „Vieles, beiläufig berührt, wenn die Gelegenheit es gibt, sey den Kindern interessant, was dagegen stundenlang, methodisch betrieben und abgetrieben, ihnen die größte Langeweile mache. Gelegentlich einmal fragen: wie unterscheidet sich wohl dieser Tisch von jenem? das ist schon gut, aber Jahr aus Jahr ein Tische und Bänke rc. anglotzen und beschreiben, das ist ein Anderes."

In den Schlußbetrachtungen hebt Herr von Raumer hervor, daß das letzte Ziel des Unterrichts und der Erziehung ein specifisch christliches sey, und daß kein Ideal abstrakter Humanität die Fülle und Tiefe des christlichen erreiche.

Romane und Novellen.

1) Das Buch der drei Schwestern. Gesammelte Erzählungen, Mährchen und Legenden von A. von Sternberg. Zwei Bände. Leipzig, Hinrichs, 1847.

Herr von Sternberg schreibt vortrefflich, aber etwas zu leicht. Er hat glückliche Gedanken, aber er führt sie nicht durch. Niemand spottet feiner über das Blasirte in der Gesellschaft und Literatur und doch ist er selbst darin befangen. Wenn ihm auch alle guten Feen der alten Mährchenwelt in den Weg laufen und sich liebkosend an ihn schmiegen, er wirft ihnen nur einen flüchtigen Blick durch das Glas zu und kehrt ihnen dann mit der vornehmen Impertinenz den Rücken, die er vielleicht nur deßwegen an Andern so gut beurtheilt, weil er sie selber ausübt. Bei seiner seltenen Gabe wäre wohl zu wünschen, daß er seine Erfindungen und Ausarbeitungen auf die Nachwelt berechnete, anstatt auf eine flüchtige Unterhaltung in der so sehr zerstreuten Gegenwart oder gar nur auf den Büchermarkt. Unwiderstehlich zieht es ihn immer wieder zur Mährchenwelt, weil er in ihr den vollen Gegensatz gegen die Leere der modernen Gesellschaft findet; aber er kann auch diese Gesellschaft nicht los werden und schleppt sie mit in die Mährchenwelt hinein, nicht um sie dem geistvollen Spotte der Gnomen Preis zu geben, sondern um sich dort zu etabliren, um sich dort zu ennuyiren und Whist zu spielen, wie außerhalb der Mährchenwelt auch. Er vergißt, daß das Mährchen nicht, wie er in der flüchtigen allegorischen Skizze der Einleitung meint, eine Jungfrau und erwachsene Schwester der Erzählung und Novelle, sondern ein ewiges Kind ist, und daß dieser Kindlichkeit nichts so sehr widerspricht, als die Impertinenz und das gelangweilte Augenzudrücken eines Lion.

Schon die erste Erzählung „Ida und Pauline," bezeichnet die unnatürliche Richtung, welche die Phantasie des Dichters genommen hat. Wir werden in einen Kinderball eingeführt, aber die Kinder sind schon Träger aller Leidenschaften, ja sogar aller Ermüdungen der Gesellschaft. Es sind nicht geistreiche Kinder, es sind alte Leute, die man wieder in Kinder verzaubert hat. Vieles in dieser Erzählung ist voll heiterer und schalkhafter Grazie, doch ist der Scherz nicht unbefangen und alles läuft zuletzt auf eine Satire gegen die in jüngster Zeit schon genug verfolgte Gräfin Ida hinaus. — Die zweite Erzählung, das Mährchen vom rothen Zwerge bietet echt mährchenhafte Motive dar, die aber nur angedeutet, nicht durchgeführt sind; denn jedesmal, wenn der Verfasser vom Zauber des Mährchenhaften berührt wird, zuckt er, schüttelt die Berührung ab und geht in die alltäglichsten Diskurse über. So hätte sich das Hauptmotiv, der vertragsmäßige Austausch der Leiber, unendlich phantastischer und komischer durchführen lassen, als es hier geschehen ist. Der wahrhaft nüchterne Dichter beschränkt sich auf die ausführlichere Ausmalung nur einer Scene, in welcher der alte Besitzer des vertauschten Leibes ängstlich und neidisch zusieht, wie der zeitliche Inhaber desselben bei einer Mahlzeit schwelgt. Andere komische Situationen sind nur flüchtig berührt; das Ganze aber ertränkt in eine nichts weniger als mährchenhafte Konversation. Eben so flüchtig ist der düstere Eindruck, den die Erzählung von der Todtenhand macht.

Das bei weitem Geistreichste und auch Durchgeführteste in dieser Sammlung ist die Physiologie der Gesellschaft im Anfang des zweiten Bandes. Sie wird einem alten Mann der Gesellschaft in den Mund gelegt, in Form eines Lehrbriefs für seinen Sohn. Sie enthält in der That alle Maximen der Gesellschaft. Hier nur Einiges davon. „Egoisten sind wir Alle, und wie könnten wir anders, da wir für Das, was wir in der Welt einkaufen, mit unserer Person bezahlen müssen. Wir gäben also unser Vermögen weg, wenn wir unsere Person weggäben. Von der Welt erhalten wir nichts umsonst, wir müssen in ewigem Handel mit ihr stehen, und endlich, um zu herrschen, müssen wir fortwährend dienen. Der ungeheuerste Luxus ist — eine eigene Meinung zu haben. Nur der Sonderling, der in die Wüste flieht, kann hier mit dem Besitzer von Millionen wetteifern, denn unermeßlich Viel oder äußerst Wenig gibt allein das Recht, sich von den Andern abzusondern, und jede eigene Meinung ist eine Absonderung, ein hingeworfener Fehdehandschuh für die Welt. Wir, die wir weder Krösusse noch Sonderlinge sind, müssen es mit der Menge halten und ihr, indem wir den Anschein uns geben, sie zärtlichst zu umarmen, hinter dem Rücken ein Schnippchen schlagen. — Es ist der guten Gesellschaft nicht erlaubt, positiv zu beleidigen, dagegen sind die negativen Beleidigungen in

ein System gebracht und so zugerichtet, daß selbst die Schwächlinge an Geist es handhaben können. Ist die positive Beleidigung ein Sprechen, so ist die negative ein Schweigen — ein ewiges, ein Grabesschweigen. In diesem Sinne waren die alten Götter der Mythologie vollkommene Ideale der guten Gesellschaft. Zu den Anzüglichkeiten und Ausforderungen, die Prometheus vorbringt, schweigt Jupiter, und dieses Nichthinhören, dieses Thun, als bewegte kein Laut die Luft, während der Gegner einen donnerähnlichen Lärm macht und seine Lunge auf Lebenszeit ruinirt, ist die vollendete Impertinenz der guten Gesellschaft. Es ist dieß auch in ihrer ganzen Organisation gegründet. Die Bevorzugten müssen vor der Welt eine ewige Heiterkeit, eine unerschütterliche Ruhe zeigen; in die reine Höhe ihrer Lebenskreise darf kein rauher Ton hinüberklingen, geschieht es dennoch, so hat Niemand ihn gehört. Die gute Gesellschaft ist darin der Philosophie ähnlich, von deren Anhängeen es heißt: „Fällt der Himmei ein, er kann Weise decken — aber nicht schrecken!" Der Roturier, der nicht in die Gesellschaft paßt, kann sich duech Studium Alles aneignen, nur diese mysteriöse Impertinenz nicht, denn ihm fehlt ihr Hauptbestandtheii, die Ruhe. Er ist bewegt, lauernd, aufgeregt, und somit fällt er jenen stillblickenden, heitern, lächelnden Gestalten zum Opfer, die ihn kalt und schön wie die Götterbilder eines Tempeis umstehen. Es ist ausgemacht, daß die meisten dieser Bilder erbärmlich hohl sind, daß oft innen Ratten und Gezüchle dieser Art nisten; allein dieß hindert die Macht, die sie auf den Beschauer ausüben, nicht. Es ist die vollendete Form, die diese Wunder wirkt, und der wir uns beugen müssen, wir mögen wollen oder nicht. Man kann sie gewaitsam zertrümmern, und es ist auch geschehen, man wird jedoch immer damit endigen, sie wiederherzustellen, weil sie für das Zusammenleben der Geister noch nöthiger ist als für das der Körper. Die Impertinenz hat, wie schon bemerkt, verschiedene Grade. Die höchsten Grade werden von den Geistreichen in einer Schärfe ausgeübt, daß sie bis zum Tode verwunden, und wo sich Fälle finden, daß der Salon, wo ein solcher Gewaltiger an Geist durchschritt, mit moralischen Leichen bedeckt ist; die geringsten Grade dagegen werden von den Schwachen ausgeübt und bestehen in ewig verschlossenen Thüren und verschlossenen Lippen. Sie sind nie zu Hause, wenn man sie sucht, und hören nie, wenn man sie zur Rede stellt. Wenn äußere Macht sie unterstützt, so können auch diese geringen Grade scharf genug wirken, und manche Hochgestellte sehen wir hierin ohne viel Mühe Großes ieisten. — Hierher gehört das „Ignoriren," welches eine in weitere Sphäre getriebene Impertinenz ist, die man auf Menschen, Bücher, Werke, auf ganze Verhältnisse, auf Zeiten und auf Existenzen ausdehnt, je nachdem diese Einem unbehaglich oder zuwider sind. Wenn das „Ignoriren" mit Geschick gehandhabt wird, so ist durchaus nichts dagegen zu sagen, es ist dann die gesellschaftliche Toleranz. Nie kann ein Ding uns beleidigen, dessen Existenz wir gar nicht anerkannt haben." In diesen Schilderungen ist unendlich viel Geist und sie verrathen den besten Kenner.

Die kleinen Mährchen am Schluß scheinen uns wieder nicht genug in sich abgerundet. Indem der Hauptgedanke nur flüchtig angedeutet wird, zerstreut sich der Dichter immer bei Nebengedanken, und die Objektivität und Naivetät des echten Mährchens scheint von ihm niemals begriffen oder goutirt zu werden. Besonders hätte sich das Mährchen vom Engel auf der Wanderschaft wohl tiefsinniger fassen lassen, das vom goldenen Mantei aber burlesker.

2) Die Schwestern von Savoyen. Von Gräfin Fanny Taufkirchen-Englburg, geb. Freiin von Seefried. Leipzig, Brockhaus, 1847.

In Romanform die Geschichte der Intriguen und Greuel, welche in den letzten Jahren Ludwigs XIV. am französischen Hofe umgingen und hauptsächlich, wenn nicht die Erweebung des Thrones selbst, doch die Behauptung der Regentschaft nach des Königs Tode zum Zwecke hatten. Der Herzog von Orleans ist wohl von dem Verdacht freizusprechen, als habe er für seine Nebenlinie nach dem Thron gestrebt, denn es wäre ihm ein leichtes gewesen, den königlichen Knaben, dem er den Thron überließ, hinzuopfern. Die Verfasserin hat den dämonischen Naturen, die hier handelten, einige der edelsten und reinsten Frauennaturen als duldende Opfer gegenübergestellt, was den empörenden Eindruck dieses Geschichtsgemäldes bedeutend mildert. Doch eignet sich der Stoff kaum für eine zarte Frauenhand.

Dichtkunst.

Rheinischer Liederkranz auf das Jahr 1847. Herausgegeben von B. Brach und W. Stens. Zum Besten der Armen. Bonn, 1847. In Kommission bei Henry u. Cohen.

Außer einem Künstlerdrama „Benvenuto Cellini" von Brach enthält die Sammlung eine Menge lyrischer Dichtungen von sehr verschiedenem Inhalt und Werth. Da findet sich die alte romantische und die moderne politische Schule, die sentimentalste Pietät neben keckstem Aufbegehren, eine devote Andacht am heiligen Grabe zu Weimar neben dem radikalen Trutzgeschrei:

Und freies Woet und freie Thal
Die sitzen fortan im Völkeeath
Hurrah, Hurrah, Hureah!

Zum Besten gehört das sinnreiche Gedicht, welches Ernst Moritz Arndt zur Jubelfeier des Dr. Jacobi, Irrenhausdirektors in Siegburg, verfaßt und die indische Legende „der Gradmacher" von Kreuser. Ein frommer Büßer erhält die Gabe, alles Krumme grade zu sehen:

Ach guter, beavee, frommee Mann,
Nue leider fern in Hindostan!
Zu reisen hast du wohl nicht Lust,
Zumal zu uns, vom Nord beeuß't;
Doch wolltest du nicht Ein, Zwei, Drei'n
Ein grademachend Auge leihn?
Denn Gott im Himmel der erklär's,
Und unser Tollhaus hier bewähe's,
Wohin sie nue das Auge drehn,
Und sehen oder auch nicht sehn,
Wird gleich das Grade schief und keumm
Und läuft im Zickzack toll herum.
Und doch wae's gead in jeder Zeit
Sowohl nothwendig als gescheidt,
Die Kunst, die schwere, zu verstehn,
Das Gead' und Krumme gead zu sehn.

Die Sammlung ist den Armen gewidmet. In ihrem besondern Interesse finden wir indeß nur ein Gedicht verfaßt, das von Theodor Thomas „die Krisis der Zeit," eine ernste Mahnung an Gottes Gerichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 78. Dienstag den 2. November 1847.

Reisen im Orient.

1) Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse dieser Länder in den Jahren 1835—1841 von Joseph Russegger, k. k. Gubernialrath ꝛc. Dritter Band. Reisen in Unter-Egypten, auf der Halbinsel des Sinai und im gelobten Lande. Stuttgart, Schweizerbart, 1847.

Die offiziellen Reisen, welche der berühmte Verfasser für die egyptische Regierung in Syrien und den Taurus so wie hoch hinauf am Nil unternommen, fanden am Ende des zweiten Bandes ihren Schluß und der dritte beginnt mit einer Reise, welche Herr Russegger ohne Gefolge und lediglich von einem nubischen Bedienten begleitet als Privatmann nach dem h. Lande unternahm. Obgleich er unter diesen Umständen nicht viel Instrumente und gelehrten Apparat mitnehmen konnte, so haben seine Beobachtungen doch ein reiches Resultat für die Wissenschaft geliefert.

Wir übergehen die schon so oft beschriebene Reise durch die Wüste nach dem elenden Suez, das aber, wie Herr Russegger nicht zweifelt, künftig einmal eine bedeutende Stadt werden wird, weil Waghorns Weg hier durchgeht. Den Ausgang des rothen Meeres spaltet bekanntlich die Gebirgsgruppe des Sinai in eine Gabelform. Nach diesem interessanten Gebirge wandte sich der Verfasser zunächst. „Die Halbinsel des Sinai umfaßt den größten Theil des sogenannten peträischen Arabiens, ein Name, den die Geographen erfanden, der im Lande selbst gänzlich unbekannt ist und, wie ich glaube, nicht so sehr in der steinigen Beschaffenheit des Landes, welche auch den übrigen Theilen von Arabien mit sehr wenigen lokalen Ausnahmen eigen ist, als vielmehr in dem Namen der Stadt „Petra“ der Felsenstadt, seinen Ursprung hat.“ Herr Russegger zerlegt nun das Gebirge in seine natürlichen Gruppen und gibt ein reiches Detail darüber in den Anhängen zur Reisebeschreibung. Hier nur eine kurze Uebersicht: „Steil, in gewaltigen Felsmassen am Südende der Halbinsel aufsteigend, erhebt sich der Centralstock des Sinai, die nördliche Fortsetzung der ostafrikanischen und westarabischen Granit- und Porphyrküstengebirge und zugleich das letzte Auftauchen dieser Formation im Gebiete der jüngeren Felsablagerungen. Hoch über die einförmigen Kreide- und Tertiärplateaus des Tyh und Edjme ragen die wunderbaren Formen der heiligen Berge empor und ihre der kühnsten Phantasie huldigenden Gestalten ersetzen dem Auge durch Erhabenheit des Eindruckes, was demselben durch die geringe Entwicklung der organischen Natur am gewöhnlichen Reiz verloren geht. In dem weiten Terrain ausdrucksloser Sandflächen verschwinden dem nach Norden ziehenden Wanderer die schönen Berge; mit den ersten Andeutungen eines produktiven Landes wird ihm aber auch zugleich der freundliche Anblick der sanft geformten, grünen Bergkuppen von Judäa und er betritt einen neuen Boden, eine neue Felsformation.“ Den malerischesten Blick gewährt das Gebirge vom Dschebel Mussa aus. „Wendet man sich auf der Kuppe des Dschebel Mussa gegen Norden, so sieht man durch das Klosterthal hinaus in die Vorberge des Sinai-Centralstockes, welche die Rakba Haua einschließen und die weitere Fernsicht hemmen. Auf allen dominirenden Felsspitzen ringsum erheben sich hölzerne Kreuze, die Siegeszeichen unseres Glaubens, und wenn man bedenkt, welche Masse von Mönchen, Nonnen, Anachoreten u. s. w. einst auf diesem Gebirge gehaust hat, eine Anzahl, die sich zu den Zeiten Mohammeds nach der, wahrscheinlich etwas übertriebenen Aeußerung der Klostergeistlichen bis auf 40,000 soll belaufen haben, so wird man von der Vorstellung überwältigt, welches Leben einst auf diesen Höhen geherrscht haben mag, wo jetzt einsam nur der Adler horstet und der flüchtige Steinbock von Felsen zu Felsen springt. Von den vielen Klöstern und Kirchen, die in jener Blüthezeit des Sinai auf den Bergen, in den wildesten Felsschluchten und auf unzugänglich scheinenden Felsspitzen zerstreut herumlagen, sieht man heut zu Tage, das Katharina- und Erbain-Kloster ausgenommen, höchstens nur mehr die Ruinen. Uns zur Rechten am Ebestimmi zieht sich eine enge, finstere Schlucht von dem wildzerrissenen Felsenkamme herab. Da sahen wir in einer Meereshöhe von 6000 Pariser Fuß, in einer grauenvolle Einöde die Trümmer eines Gebäudes. Es war einst ein Nonnenkloster mit 400 Jungfrauen. Wohl mancher schöne Busen mag da unruhig gepocht haben, wohl manches brennende Augenpaar mag da oft in Thränen schwimmend die kalte Felswand wehmüthig angeblickt haben, bis die Zeit die Erinnerung ferner und ferner rückte und die Jahre endlich den Stürmen des Herzens Stillschweigen auferlegten.“ In diesen Gebirgen häufen sich nämlich die heiligen Erinnerungen der spätern Legende, wie des Alten Testaments. Hier liegt der Sinai, der Horeb, hier verrichteten Moses und Elias ihre Wunder, hier ist das Grab der h. Katharina ꝛc.

Aus diesem heiligen Gebirge stieg der Verfasser nun nach Palästina hinab und feierte zufällig zu Bethlehem in der Kirche, die über der Krippe des Heilandes sich erhebt, seinen Geburtstag. Leider wurde seine Andacht etwas gestört durch die Wahrnehmung, wie übel die griechischen Priester und Mönche mit den Katholiken verfahren. „So sind in Bethlehem

die Katholiken durch die schismatischen Griechen bereits fast ganz verdrängt. In den Händen Letzterer befindet sich der größte Theil der Hauptkirche, in ihren Händen die Geburtsstelle des Heilandes, und den lateinischen Mönchen wird es nur von ihrer Seite bewilligt dort Gottesdienst zu halten und ihre Lampen zu brennen. Sogar die rechtlichen Ansprüche eines freien Zutrittes durch den gewöhnlichen Eingang sind für die Katholiken verloren. In diesem Maaße entgeht den Katholiken ein Punkt der terra sancta nach dem andern, und da die Griechen mit den Türken häufig die üble Gewohnheit theilen, nichts Bestehendes zu repariren, so ist mit dem Umsichgreifen derselben auch eine höchst unwürdige Verwahrlosung mancher heiliger Plätze verbunden. Die ursprünglich sehr schönen Tapeten an den Wänden der Geburtsgrotte zu Bethlehem sah ich z. B. in Fetzen herabhängen. Die lateinischen Mönche würden sehr gerne die Reparation derselben einleiten, die Griechen jedoch, obwohl sie selbst nichts dafür thun, gestatten es nicht, um die Katholiken auf der usurpirten Stelle kein Besitzfaktum ausüben zu lassen." Dazu kommt nun noch, daß der griechische Kultus der Würde des Orts so wenig entspricht! „Abgesehen von dem bunten Gemische der Manifestationen eines alles Heilige verletzenden Aberglaubens, dem auch ganz vorzugsweise von den schismatischen Griechen in den bizarrsten Formen gehuldigt wird und der sich bei den Pilgern bis zur Unzucht in der heiligen Grotte zu Bethlehem verfolgen läßt, spricht sich auch der Haß der Parteien, unter denen sich übrigens erwiesen die katholischen Pilger stets am würdigsten benehmen, besonders bei großen Festen, z. B. zu Ostern, auf eine empörende Weise aus. Schlägereien an den heiligsten Orten sind da ganz gewöhnlich, und es läßt sich leicht denken, daß solche Ausbrüche der rohesten Leidenschaft und bei solchen Gelegenheiten verübt, von den ernsten, ruhigen Türken nur mit großer Indignation angesehen werden." Bei dem steigenden Einfluß Rußlands im Orient ist nicht zu hoffen, daß diesen Uebelständen bald werde begegnet werden.

Auch in Jerusalem wiederholt sich dieß ungünstige Verhältniß. Die Andacht am h. Grabe artet zuweilen in den ärgsten Skandal aus, zumal zu Ostern, wenn das h. Feuer angezündet wird, von dem man glaubt, es heile alle Schäden, ohne die Haut zu verletzen. „Abgesehen von den ganz gewöhnlichen Prügeleien und Drängen der Pilger, stürzen die Weiber hinzu, entblößen mehr, als nach unsern Begriffen für die Oeffentlichkeit entblößt werden darf, um dem Feuer ungehinderten Zutritt zu gestatten; die Türken, welche den Eingang bewachen, erscheinen und suchen mit schonungslos applizirten Schlägen Ordnung zu machen; griechische Buben drängen sich zwischen die Pilger und blasen ihnen die bereits am heiligen Feuer angezündeten Kerzen aus, da das Wiederanzünden 1 Piaster oder 6 kr. Conv.-Münze kostet. Einmal sogar sollen, wie man mir erzählte, der griechische und armenische Patriarch, welche gemeinsam das Feuer fabrizirten, darüber am heiligen Grabe zu raufen gekommen seyn und sich gegenseitig zur Erbauung der anwesenden Pilger an den Haaren durch den engen Eingang herausgezerrt haben. Von der Wahrheit dieser Geschichte versicherten mich die lateinischen Mönche einstimmig. Die Griechen behaupten, daß das heilige Feuer nicht brenne, d. h. den Körper nicht verletze. Ibrahim Pascha, in dessen Gegenwart dieser Eigenschaft erwähnt wurde, ließ sich eine an diesem Feuer entzundene Kerze bringen und fuhr damit einem anwesenden Griechen in den Bart, der natürlich versengt ward. Se non è vero, è ben trovato, übrigens sieht dieses Faktum dem Sieger von Koniah ganz ähnlich." — Herr Rußegger verrichtete seine Andacht am h. Grabe, wo er auch zwei Handwerksbursche aus Preußen und einen Leierkastenmann aus Württemberg fand, und besuchte auch die übrigen h. Orte.

Sehr interessant ist sodann seine Wanderung zum todten Meere. Er charakterisirt die merkwürdige Einsenkung des Jordanthals mit großer Genauigkeit und berichtigt dabei einige irrthümliche Meinungen. „Daß auf dem Wasser dieses Salzsees der Asphalt massenweise herumschwimmt, daß keine Vögel über die Wasserfläche fliegen, daß in der Nähe des Sees keine Thiere und keine Vegetation (Jordan-Auen) sich finden, daß der See ganz von vulkanischen Felsgebilden umgeben sey, wo ich und andere Reisende nur Felsarten der Jura-, Kreide- und Alluvialformation fanden, welche allerdings den Charakter der einst stattgefundenen heftigsten vulkanischen Einwirkungen an sich tragen, deßhalb aber noch keine vulkanischen Felsgebilde genannt werden können, sind Kindermährchen, und ich werde auf die zuletzt berührten geologischen Verhältnisse im vierten Abschnitte dieses Bandes wieder zurückkommen. Eben so unwahr ist es, daß die Umgebung des Salzsees gar so abscheulich sey; denn ich fand z. B. daß die Umgegend von Suez und sogar einige Partien um Alexandria einen weit unangenehmeren und viel trostloseren Eindruck machen. Auch geht aus der positiv nachgewiesenen Depression des todten Meeres hervor, daß der Jordan am südlichen Ende desselben nie durch das Wadi-el Ghor und el Araba in den Meerbusen von Akaba abgeflossen seyn kann, da das rothe Meer jedenfalls um mehr als 1300 Fuß höher als der Salzsee liegt, und daß eine unterirdische Verbindung des todten Meeres mit dem rothen oder dem Mittelmeere stattfinde, ist der Theorie der kommunizirenden Röhren nach vollends eine physische Unmöglichkeit. Die große Wasserfläche hat gar keinen Abfluß, sondern die Verdunstung derselben hält dem ganzen, ohnehin nicht so sehr bedeutenden Zuflusse geringsten Falles das Gleichgewicht, wenn anders jene Potenz die letztere nicht übertrifft; folglich eine stete, fortdauernde Verminderung der Wassermasse, bis zur Herstellung des Gleichgewichtes beider Potenzen, die naturgemäße Konsequenz hievon bildet." Im Anhange erklärt der Verfasser sodann die Entstehung der tiefen Furche, die das Jordanthal unter dem Niveau des rothen und Mittelmeeres bildet, aus einem Erdbeben. Er erörtert, daß die Stöße bei Erdbeben immer wiederholt bestimmten Linien folgen. „Auch in Syrien läßt sich mit Zuhülfenahme der historischen Daten eine solche Hauptrichtung der Erdbeben, eine Erdbebenlinie, nachweisen. Sie verbindet die Orte Hebron, Jerusalem, Nablus, Tiberias, Safed, Balbek, Aleppo; hat daher im ganzen die in der Naturgeschichte der Gangspalten überhaupt eine durchgreifende Rolle spielende Richtung aus SW. in NO., fällt mit der Hauptrichtung des Centralgebirgrückens Syriens zusammen, läuft mit jener der Depression des Jordanthales parallel und hat ihre Endpunkte nordwärts im vulkanischen Terrain am Südgehänge des Taurus (Giaur Dagh), südwärts im Gebirgslande des peträischen Arabiens." Das Erdbeben ist eine Folge vulkanischer Thätigkeit, diese aber gibt sich in jener Gegend überall kund. „Daß die Einsenkung des Seebeckens von Tiberias bis unter das Niveau des Mittelmeers, als ein Element der ganzen, in gerader Linie über 30 geographische Meilen oder 60 Stunden langen Depression des Jordanthales und des todten Meeres das Resultat vulkanischer Einwirkung ist, spricht sich in dem geologischen Habitus des ganzen Terrains weit klarer aus, als es am todten Meere der Fall ist. Die Anwesenheit wirklich vulkanischer Gesteine (Basaltströme im Jurakalk und Juradolomit), die Frequenz heftiger Erdbeben, die kraterähnliche Form des Seebeckens (Gegenstände,

auf welche ich im vierten Abschnitte dieses Bandes ausführlich zurückkommen werde) und das Vorhandenseyn heißer Quellen am Rande des Bassins, bilden die, meiner Ansicht nach, unumstößlichen Kriterien nicht nur für die einst hier stattgefundenen tumultuarischen Katastrophen, sondern auch für den noch fortdauernden Bestand der vulkanischen Einwirkung."

Nachdem der Verfasser die Christnacht noch in Nazareth gefeiert, kehrt er über St. Jean d'Acre, die Trümmer von Sidon und Beirut nach Egypten zurück. Im Anhange enthält dieser Band außer den schon erwähnten geologischen Erörterungen auch sehr viele meteorologische Beobachtungen in Tabellen.

2) Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Zweiter Theil. Syrien. Berlin, Alexander Duncker, 1847.

Der geistreiche Verfasser beschenkt uns dießmal mit einer Schilderung seiner Reise von Dschaffa nach Jerusalem und von da nach Damaskus. Die heilige Stadt und ihre Umgebungen beschäftigten ihn am längsten, außerdem malt er uns sehr ausführlich einen Besuch bei der Lady Stanhope und einen andern bei Ibrahim Pascha aus. Sehr interessant ist diese Reisebeschreibung nicht. Es scheint, als ob die Feder des berühmten Verstorbenen endlich etwas ermüde. Neue politische Aufklärungen gewährt er uns nicht. Immer noch bewundert er Mehemet Ali und spottet derer, die ihm diese Bewunderung zum Vorwurf machen. In Ibrahims Lager hörte er viel von den Drusen, aber auch das ist kein neues Kapitel mehr, und sie selbst zu besuchen, konnte der Verfasser begreiflicherweise keine Lust haben, da sie jedem, „auch dem vornehmsten," der in ihre Hände fällt, sofort den Kopf abschneiden.

Daß der Verstorbene in Jerusalem nicht seine Andacht, oder doch dieselbe nur à la Heine, d. h. seine witzige Nothdurft verrichten würde, ließ sich erwarten. Wir vermuthen aber, der feine Verfasser hat dießmal seinen Takt verloren. Die Mauern von Jerusalem sind kein passender Platz, um daran so schlechte Späße anzubringen. Wo er nicht direkt spottet, thut er es wenigstens indirekt. So erzählt er, was ihm am Grabe der heiligen Jungfrau Maria widerfahren sey. „Hier in diesem Kirchlein soll nach der griechischen Priester Aussage die Mutter Gottes begraben liegen, auch ihr Mann Joseph, die heilige Anna und ein anderer Heiliger, Giacino, von dem ich bekennen muß früher nie etwas gehört zu haben. Viele Lampen brennen auch hier Tag und Nacht, eine Sitte, die ich für Andachtsörter schön finde. Die griechische Geistlichkeit empfing uns beim Scheine dieser Lampen sehr zahlreich, bespritzte mich zu wiederholten Malen mit Rosenwasser, und ließ mir dann zu meiner nicht geringen Verwunderung auf Josephs Sarkophag Rosoglio und Konfitüren präsentiren." S. 65. Ein andermal erzählt er: „Ehe wir nach Bethlehem, das in hoher Lage, mit seinem burgartigen Kloster und von mehreren Olivenbäumen umgeben, einen etwas freundlicheren Anblick als Jerusalem gewährt, hinanstiegen, besuchten wir noch vorher das etwa hundert Schritt vom Wege abliegende Grab der Rahel, jetzt eine kleine türkische Kapelle mit Kuppel. Ich muß gestehen, daß ich nicht recht wußte, welche Bewandtniß es mit dieser Rahel hat, dachte aber dabei an meine berühmte Freundin Rahel in Berlin, deren hoher und kindlicher Geist gewiß eines frommen Andenkens so werth ist, als irgend eine Rahel der Bibel." S. 76. Er war in einem Kloster einquartiert. „Es ward sofort empfindlich kalt und regnete fortwährend mehrere Tage lang, so daß uns nichts übrig blieb als con tutta la famiglia, wie man hier Sklaven und Dienerschaft nennt, zu Hause zu bleiben und in Ermangelung geistreicherer Unterhaltung Paul de Kock'sche Romane zu lesen, die mir ein französischer Mönch geborgt hatte, welcher behauptete, daß Paul de Kock's Werke die Lieblingslektüre des Papstes wären." S. 93. Unter Anderm äußert der Verfasser auch mit affektirter Ernsthaftigkeit S. 94 f. das Bedenken, ob Christus nicht besser gethan hätte, sein sogenanntes Erlösungswerk unterbleiben zu lassen, da er uns nicht nur nicht von der Erbsünde befreit habe, sondern uns auch nie davon hätte sollen befreien wollen, weil die sogenannte Erbsünde ja doch nur der Egoismus und insofern „die Hauptbedingung unserer Existenz und als solche unerläßlich" sey.

Daß ein Besuch des Verstorbenen bei der armen Lady Stanhope auch auf weiter nichts als Spötterei hinauslaufen würde, versteht sich von selbst. Auch kann es ihm nicht fehlen, seine Leser lachen zu machen, indem er ihnen die beiden alten fetten Stuten vorführt, wovon eine den neuern Messias, welchen die Lady erwartet, die andere sie selbst bei seinem Einzug in Jerusalem hätte tragen sollen. Dagegen ist es nicht löblich vom Verfasser, der phantastischen, aber doch gewiß ehrbaren Dame eines der frivolsten Mährchen in den Mund zu legen, das jemals in 1001 Nacht, 1001 Tag oder 1001 Viertelstunde vorgekommen ist.

Orientalische Literatur.

Rapport annuel fait à la société Asiatique dans la séance générale du 14 Juin 1847. Par M. Jules Mohl, membre de l'institut. Paris, imprimerie royale, 1847.

Der dießjährige Bericht unseres berühmten Landsmanns über alles, was im letzten Jahre für wissenschaftliche Erforschung Asiens geschehen ist, bietet ein außergewöhnliches Interesse dar, sofern er sich darin auch über bedeutende Mängel und Mißbräuche verbreitet, welche in Bezug auf Instruktion der auf Kosten der Regierung Reisenden und in Bezug auf die Herausgabe ihrer Reiseberichte sich eingeschlichen haben. Seine Bemerkungen darüber können auch andern Regierungen zur Belehrung und Warnung dienen, denn es ließe sich unschwer nachweisen, daß auch anderwärts viel Geld für gelehrte Zwecke ausgegeben wird, ohne daß es denen zu Gute kommt, auf die es berechnet war. Die meisten Akademien Europas leiden an diesen Schäden.

Nachdem Herr Mohl Bericht erstattet hat über die Verbindung der asiatischen Gesellschaft in Paris mit den alten asiatischen Gesellschaften in Calcutta, Madras, Bombay, London, mit der unlängst in Deutschland entstandenen und mit den beiden noch neuern englischen Gesellschaften von Sydenham und Delhi, bemerkt er, wie erstaunlich viel Reisende, namentlich Engländer, jetzt Asien nach allen Richtungen durchziehen, und wie ungemein günstig denselben der Anwachs der englischen Macht sey. Wo noch vor Kurzem Schulz ermordet wurde, konnten Gabet und Huc jetzt sicher reisen. Der Stoß, den China von England aus empfangen, hat wie der eines Erdbebens auch die verschlossenen Thore im innern Asien aufgerissen. Allein, fährt Herr Mohl fort, des Unbekannten oder nur ganz flüchtig Berührten in Asien ist unendlich viel in

Vergleich mit dem gründlich Untersuchten, und es thut Noth, daß die Gesellschaft, welche auf Regierungskosten Reisende aussendet, denselben einen Plan vorzeichne, welcher die Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit ausschließe. Zu dem Ende empfiehlt er, den Reisenden (zunächst Eleven der orientalischen Schulen) bestimmte Standorte anzuweisen, wo sie, nachdem sie vorher schon die Sprache gründlich studirt, längere Zeit verweilen und von wo aus sie nur Ausflüge machen sollen. Nur wer längere Zeit im Lande einheimisch geworden sey, könne es richtig beurtheilen und das finden, was der Vorüberreisende übersieht. Er erinnert in dieser Beziehung, wie viel weniger Rich in Bezug auf die Alterthümer von Ninive leisten konnte, weil er nur hin und wieder zurück reiste, als Botta, der sich in der Nähe fixirte und sich Jahrelang Zeit nahm; ferner, mit welchem Schmerze Niebuhr in Arabien von den interessanten Ruinen hörte, die er, nur vorüberreisend, nicht besuchen konnte, während in jüngster Zeit der Franzose Arnaud, im Lande selbst lebend, diese prachtvollen, alle Erwartung übertreffenden Ruinen (von Saba) entdeckt hat. Herr Mohl empfiehlt nun, wenn wieder Reisende nach Asien geschickt werden, als zweckmäßigste Stationen für dieselben Bagdad wegen Babylon, Damaskus wegen der dortigen Bibliotheken, Hamadan wegen Ecbatana, Yezd oder Kernan wegen der Reste des alten Parsismus, Benares wegen der Brahminenschulen, zwei weitere Stationen in der Mitte der Radjhuten und Djaines wegen deren besonderer Religion und Literatur, Balkh wegen des alten Baktriana ꝛc. Sehr beherzigenswerthe Vorschläge, deren Befolgung in zehn Jahren das Studium der morgenländischen Literatur und Alterthümer unglaublich fördern würde.

Zweitens dringt Herr Mohl auf eine Aenderung im Verfahren behufs der Herausgabe von Reisewerken. Die Gesellschaft habe sich nämlich bisher darauf beschränkt, dem Ministerium zur Uebernahme der Druckkosten diejenigen Reiseberichte zu empfehlen, die ihr dessen würdig schienen. Weiter habe sie nun aber vom Druck nicht mehr Notiz genommen, und der Reisende habe nunmehr, mit einem Buchhändler im Bunde, auf Kosten des Staats sein Buch so prachtvoll als immer möglich edirt, mit hunderten von Kupfertafeln ꝛc. Dabei seyen Dinge aufgenommen worden, die nicht eigentlich dazu gehörten, nur um das Werk glänzender auszustatten. Es seye vorgekommen, daß die nämlichen Objekte gleichzeitig in zwei Werken, beide auf Kosten des Staats, abgebildet worden seyen. Zuweilen sey der Reisebericht, den die Gesellschaft empfohlen habe, gleichsam verloren gegangen in einem Wust von Citaten, die der Reisende erst nach seiner Rückkehr aus andern Werken zusammengetragen habe ꝛc. Die Verschwendung in Kupferstichen gehe so weit, daß man z. B. in dem großen Werk über Ninive auch sogar alle einzelnen Inschriften auf 225 Kupfertafeln habe stechen lassen, obgleich es für den wissenschaftlichen Zweck vollkommen genügt hätte, sie, nachdem man einmal assyrische Lettern hatte, einfach wie andere Schrift setzen und abdrucken zu lassen. Da das Werk 450 Kupfer enthalten wird, so hätte man also die Hälfte Kosten ersparen können. Es wird 1800 Francs kosten. Herr Mohl theilt die Preisliste einiger andern Werke mit, das große isländische Reisewerk kostet 1825 Fr., die Reisen von Texier 1600, Durvilles Reise 1450, die Reise von Flandin und Coste 1400, das Werk über Morea 1080. Wer kann sich so theure Werke anschaffen? Herr Mohl erzählt, er sey kürzlich in Bonn gewesen und habe mit dem berühmten Lassen eine auf Inschriften bezügliche Unterredung gehabt. Dabei hätte eine Inschriftentafel aus dem Werke von Flandin und Coste zu Rathe gezogen werden sollen, aber Herr Lassen habe bedauert, das Werk sey in Bonn nicht zu finden, die Bibliothek könne so theure Bücher nicht kaufen. Nun fragt Herr Mohl, für wen man denn Werke der Art herausgebe, wenn nicht für einen Mann wie Lassen, der neben Burnouf das Meiste für die Erklärung der Inschriften von Persepolis geleistet hat? — Um so großen Uebelständen abzuhelfen schlägt Herr Mohl die Niedersetzung einer aus wenigen, aber sachverständigen Mitgliedern bestehenden Kommission vor.

Man wird bei diesem Anlaß an manche Uebelstände erinnert, die auch anderwärts vorwalten. Unsere monumenta germanica z. B. hätten, da die Kosten von Staatsbeiträgen bestritten werden, dem deutschen Volke nicht um einen so unerschwinglich hohen Preis feilgeboten werden sollen. Bedeutend hoch stellt sich der Preis auch mancher akademischer Schriften, namentlich der Petersburger. Wenn es die Absicht des russischen Ministeriums ist, von den Leistungen der russischen Unterrichtsanstalten eine hohe Meinung zu erwecken, so kann es diese Absicht wohl nicht durch den jährlich auch in deutscher Uebersetzung erscheinenden pomphaften Ministerialbericht, mit dem die Berichte der Reisenden nicht immer übereinstimmen, sondern könnte sie viel eher durch weitere Verbreitung der Schriften erreichen, welche die Petersburger Akademie herausgibt. Dazu gehörte aber, daß sie um einen billigen Preis zu haben wären. Wer erschrickt nicht, wenn er sich z. B. den überall zu habenden ersten Theil von Pallas historischen Nachrichten über die mongolischen Völker durch den zweiten viel später von der Akademie herausgegebenen Theil ergänzen will und zwanzigmal mehr dafür zahlen muß, als für den ersten. — Auch könnte sich die Petersburger Akademie ein großes Verdienst erwerben, wenn sie von den zahlreichen orientalischen Manuskripten, die in Petersburg und auf andern russischen Universitäten gesammelt sind (namentlich aus der reichen Beute, welche Paskiewitsch in Erzerum machte), nach und nach mehr herausgäbe. Hat Rußland den Vortheil, diese Schätze zu besitzen, so hat es auch die Verpflichtung, sie für den wissenschaftlichen Gebrauch zu veröffentlichen, und dieß würde ihm selbst zum Vortheil gereichen, denn es läßt sich wohl nicht verkennen, daß die öffentliche Meinung im europäischen Westen nicht in dem Grade, wie es der Fall ist, gegen die asiatische Tendenz, d. h. gegen die Barbarei in Rußland eingenommen seyn würde, wenn die europäische Tendenz daselbst, d. h. die Civilisation in helleres Licht träte, und das letztere würde der Fall seyn, wenn die reichen Schätze des Wissens, die dort zum Theil noch in verschlossenen Kästen schlummern, von tüchtigen Gelehrten zu aller Welt Kunde gebracht würden. Die Liberalität der französischen Regierung kann mit großen Kosten viele Reisende ins innere Asien schicken, ehe sie so viele schriftliche Denkmale der asiatischen Vorzeit zusammenbringt, als vielleicht in Kasan allein in Vergessenheit begraben liegen. Das russische System, die im Krieg erbeuteten Manuskripte kistenweise an die weit auseinanderliegenden Universitäten des großen Reichs zu vertheilen, scheint nicht empfehlenswerth. Nur die Petersburger Akademie allein bietet gelehrte Kräfte genug dar, um jene Manuskripte zu ediren. Also sollten sie auch möglichst concentrirt seyn und nicht in alle Winkel zerstreut werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 79. Sonnabend den 6. November 1847.

Reisen im Orient.

3) Deutsche Briefe über den Orient. Von Ernst Anton Quitzmann. Stuttgart, J. B. Müller 1848.

Mit gesundem Sinn und einem gewissen Behagen geschrieben, welches bei Reisenden immer wohlthut (im Gegensatz gegen das Nicolai'sche Klagen und Winseln). Dabei steht dem Verfasser der kleine patriotische Trotz gut, den er mit vieler Ironie im Morgenlande geltend macht. Wohl wissend, daß sich der politische Einfluß Deutschlands dort auf Null reducirt, macht er doch beständig darauf aufmerksam und trägt seine patriotische Beschämung sarkastisch zur Schau. So heißt es auch schon beim Eintritt in Ungarn. „Italien flucht uns, weil der deutsche Michel sein Geld und seine gesunden Knochen daransetzte, den ideologischen Traum seiner Kaiser von der Suprematie des germanisch-römischen Herrscherthums zu realisiren. Polen haßt und verabscheut uns, trotz unserer Opfer und Sympathien, weil unsere Fürsten die Hand dabei im Spiele hatten, als die Russen der Knute das polnische Indigenat erworben haben. Die Ungarn fürchten uns, weil wir ihnen Millionen unserer Brüder anvertraut und Kunst und Wissenschaft gebracht. Griechenland, für das wir doch geschwärmt, wie für Keines, Griechenland verhöhnt uns und spuckt uns in den Bart, weil wir Hab und Gut und manch treffliches Herz für seine Freiheit einsetzten. Die Franzosen verlästern uns, weil wir einmal, freilich mit diplomatischer Zurückhaltung und linkischer Bescheidenheit, ihre etwas starken Zumuthungen auf unsere Freiheit und Selbstständigkeit zurückweisen mußten. Die Engländer schmähen uns, weil wir die unerhörte Frechheit haben wollen, ohne eine große Nation gleich ihnen zu seyn, ihre rechtsgültigen Spekulationen auf unsere Börse nicht anzuerkennen." — Uebrigens ist unser Reisender ein Arzt und spricht viel über die medicinischen Verhältnisse der Städte und Länder, die er durchreist hat. So verweilt er denn schon in Wien bei den dortigen Heilanstalten.

Je mehr sich Herr Quitzmann dem Orient nähert, um so merklicher wird ihm auf jedem Schritte der russische Einfluß. Er sieht in Rußland den gemeinsamen Feind des Westens, daher auch in den Ungarn die natürlichen Vorkämpfer des Westens, und glaubt, der Zwiespalt zwischen Deutschen und Ungarn müsse schwinden vor der Nothwendigkeit, sich gemeinsam der russischen Ueberwältigung zu erwehren. „Das Zeichen dieses Bewußtwerdens seiner Lage ist ein Widerwille gegen alles Panslavistische, welcher alle Volksklassen durchdringt, und vielleicht durch das Verhältniß des Stammlandes zu den slavischen Nebenreichen besonders aufgestachelt wird. Wenn einst der Kampf, der sich seit drei Jahrzehnten im Stillen vorbereitet, der Kampf zwischen moskowitischer Knutenbeglückung und germanischer Widerspenstigkeit zur ernsten Entscheidung gereift ist, dann wird sich erst die Bedeutung eines solchen Bundesgenossen, die jetzt vom Sturme des Parteigeschreies übertönt wird, im wahren Lichte zeigen."

In Serbien tritt der russische Einfluß schon mit großem Nachdruck und um so verderbendrohender hervor, als er hier den Keil zwischen Oesterreich und die Türkei hineintreibt. Herr Quitzmann erörtert die russische Politik in Serbien auf eine sehr gründliche und dankenswerthe Weise. Er wirft Herrn Ranke vor, in seinem berühmten Buch über Serbien Rußland viel zu sehr geschont zu haben. Als sich die Serbier unter dem tapfern Tscherni Georg vom türkischen Joche befreiten und selbstständig für sich leben wollten, nahm das Rußland außerordentlich übel und obgleich es nichts für sie gethan hatte, sprach es nicht nur das Protektorat über sie, sondern auch die unmittelbare Leitung ihrer Angelegenheiten an. Der russische Staatsrath Rodofinikin trat als das böse Prinzip in Serbien auf und zettelte sogar Aufruhr unter den käuflichen Häuptlingen gegen den Landesbefreier Tscherni Georg an, weil dieser Ehrenmann seines Volkes Freiheit nicht an die Russen verkaufen wollte, nachdem er sie mit seinem Blut den Türken abgerungen. Als gleichwohl Tscherni Georg sich behauptete, weil Rußland damals mit Napoleon zu kämpfen hatte, versöhnte sich Rußland mit der Pforte und erklärte den Serbiern, als ein großes türkisches Heer ihr Land besetzte, es sey mit dieser Maßregel der Pforte einverstanden. So nahm zwar Rußland immer die Miene an, als sey es der Schutz und Retter seiner Glaubensgenossen in Serbien, that aber wirklich nie etwas zu deren Rettung oder Befreiung, sondern hinderte sie vielmehr bei dem, was sie selber thaten. Rußland ging so weit, das arme Land in der höchsten Noth, in der es unter den Kanonen des türkischen Heeres seufzte, seines Führers zu berauben, indem es von Tscherni Georg verlangte, er solle das Land verlassen, als die einzige Bedingung, unter welcher dem Volk der Schutz der christlichen Mächte zu Theil werden sollte. Tscherni Georg verließ das Land und wurde auf eine österreichische Festung gebracht. „Der russische Konsul aber, nachdem ihm sein Anschlag so wohl geglückt war, bemächtigte sich des serbischen Staatsarchivs in Belgrad und vernichtete es. Er selbst begab sich hierauf nach Oesterreich und überließ seine Bundesbrüder der türkischen Auslegung des Bukarestier Friedens, die denn auch durch Spießung, Köpfung, Schändung

und jegliche Knechtung der armen Raja thätig ins Werk gesetzt wurde. Und mit diesen Greuelsceenen fiel der Vorhang vor der serbischen Tragödie, mit ihnen schloß der erste Aufzug von Moskofs Bundesbruderschaft.“

Der zweite Akt begann mit den Umtrieben, durch welche das serbische Volk mit dem neuen Fürsten Milosch entzweit wurde. Dieser unwürdige Nachfolger des edlen Tscherni Georg hatte seine Würde nur von der Pforte erkauft und verdankte ihre Behauptung nur seiner echt türkischen Barbarei. Als im Jahr 1835 das Volk sich endlich gegen ihn empörte und eine freiere Verfassung verlangte, war es wieder Rußland, welches unter furchtbaren Drohungen diese Verfassungsänderung verhinderte. Als aber Milosch selbst, der Tyrannei des russischen Konsuls müde geworden, sich der englischen Politik hingab, kehrte Rußland augenblicklich das Blatt um und unterstützte nun die Opposition gegen den Fürsten. „Milosch wandte sich an England. Und jetzt zeigte sich die Gewandtheit Moskof's in ihrer schönsten Glorie. Denn während er in den europäischen Kongressen jeder freiern Regung mit dem Todesurtheil entgegentrat, während er in seiner Heimath mit Feuer und Schwert jede neuere Richtung auszurotten wußte, während er noch vor Kurzem in Serbien selbst den Ustaw von 1835 durch seine Einsprache annullirt hatte: sehen wir ihn von jetzt an in diesem Lande mit der größten Geschicklichkeit das Steuer der liberalen Opposition regieren, weil der Landesfürst in seinem Absolutismus an dem Konsul des freiheitsholden Albien's eine Stütze gefunden hat. Moskof fordert von Milosch für Serbien eine Verfassung; ja er liefert diesem sogar einen Entwurf hiezu. Aber das organische Statut von 1838, dessen Abfassung durch Englands und des Fürsten Ränke in die Hand des Diwans gelegt wurde, war auch danach. Petroniewitsch mußte sich mit dem Siege begnügen, den er über jene beiden Gegner seines Vaterlandes vor der Pforte errang, dagegen zu den Modifikationen schweigen, durch welche moskowitische Anmaßung seinem Patriotismus Fesseln anlegte. Milosch beschwor die Verfassung, aber er hielt sie nicht. Obgleich nun Rußland die Sache der Opposition begünstigt hatte, so lag es doch durchaus nicht in seinem Sinne, den Milosch zu vertreiben. Denn da hätte es sich ja der willkommenen Gelegenheit beraubt, als Schiedsrichter beständig die Hand im Spiele zu haben. Als daher 1839 eine von Milosch selbst angezettelte Empörung gegen den Ustaw und seine Vertheidiger durch die schnelle Entschlossenheit des vom Senat ernannten Diktators Wutschitsch so fehlschlug, daß die Vertheidiger der Verfassung einstimmig auf Absetzung des Fürsten drangen, da kam das Petersburger Kabinet in nicht geringe Verlegenheit. Noch größer wurde diese aber, als sich im Senate die Meinung unverhohlen dahin aussprach, daß man die Obrenowitsche gänzlich aufgeben und Tscherni Georgs Sohn zum Fürsten wählen wolle. Der stille und bescheidene Charakter des in Vorschlag Gebrachten boten gar zu wenig Aussichten für die unter den gewaltthätigen Obrenowitschen stets nöthige russische Intervention. So wurde auch vom russischen Konsul Waschtschenko sogleich beim ersten Auftauchen dieser Ansicht jede Hoffnung auf ihre Ausführbarkeit verbannt, und Serbien empfing von seinem Bundesbruder den Michael Obrenowitsch zum Fürsten, da dessen älterer Bruder Milan schon nach ein paar Monaten starb. Jetzt war Moskof recht mitten in seinem Leben und Streben. Die ehrgeizigen Absichten Jefrem's, des Bruders des vertriebenen Fürsten, die Gewaltthätigkeiten und Ränke der Fürstin Mutter, die Eigenmacht und brutale Willkür Michael's und seiner unwürdigen Minister und Günstlinge, die ihn von einem Fehltritt zum andern bis zum Meineid an dem beschworenen Ustaw hinstießen — dieß Alles erregte in Serbien einen Zustand der Gährung und Verwirrung, welcher Rußlands wohlwollenden Absichten die reichste Ernte versprach. Das wars, was Moskof stets bezweckte und was sich nun so vielverheißend erfüllt hatte. Bald nach seinem Regierungsantritt wußte Michael einen Aufstand seiner Anhänger gegen den Senat, der das organische Statut aufrecht erhielt, anzuzetteln, und die Patrioten, vom russischen Konsul auf diplomatische Entscheidung vertröstet, sahen sich genöthigt, an die garantirende Pforte zu appelliren. Petroniewitsch, Wutschitsch, Stojan Simitich, Milutin Garaschanin und Andere wurden aus Serbien vertrieben. Um seinerseits eine kräftige Stütze zu haben, warf sich Michael in die offenen Arme des bereitwilligen Moskof, zufrieden als russischer Gouverneur sein Vaterland tyrannisiren zu dürfen.“ Ihn stürzte die Revolution von 1842, und jetzt nahm sich auch Oesterreich wieder mehr der Serbier an, weßhalb sie Tscherni Georgs Sohn zum Fürsten machen konnten, doch setzte Rußland die Entfernung der Patrioten durch, die am thätigsten gegen seinen Einfluß gewirkt hatten, und eben so die Begnadigung der Verschwörer, die im Jahr 1844 durch die Contrerevolution den Michael wieder hatten einsetzen wollen. — Diese zusammenhängende Berichterstattung über Rußlands Benehmen in Serbien ist ungemein lehrreich.

In Siebenbürgen genoß der Verfasser die Gastfreundschaft des bekannten Pfarrer Roth, der vor wenigen Jahren die Auswanderung nach Siebenbürgen anregte. Herr Quitzmann äußert sich über die Auswanderung und ihre bedeutenden Schwierigkeiten S. 193. Von großem Interesse ist ferner, was er über die griechisch-russischen Umtriebe sagt, die hier unsern altsächsischen Landsleuten drohen. „Es läßt sich schon jetzt mathematisch der Zeitpunkt vorausbestimmen, an welchem nicht etwa durch Verschmelzung der gegenwärtigen Nationalitäten eine sogenannte Siebenbürger Nation entstehen würde, sondern an welchem vielmehr die drei übrigen Völkerstämme in dem romanischen Elemente vollkommen aufgegangen seyn werden. Ob alsdann die Segnungen des Bojarenthums und die russischen Sympathien der griechischen Priesterschaft oder die abendländische, seit Jahrhunderten mühsam aufrecht erhaltene Civilisation die Oberhand behalte, wird die Zukunft lehren. Das ist es aber gerade, was die „sächsische Fraktion“ so fest im Auge behält. Nicht ob in Siebenbürgen magyarisch gesprochen wird, nicht ob einige Zehenten erlassen werden, kann das europäische Staatensystem und den Entwicklungsgang der abendländischen Freiheitsideen interessiren. Wohl aber muß es unter den bevorstehenden Wechselfällen eines möglichen Kampfes von der höchsten Wichtigkeit seyn, ob die Bergfeste von Siebenbürgen und der linke Thurm des gewaltigen, natürlichen Brückenkopfs an der untern Donau in den Händen der Moskowiten oder unter dem Banner der Freiheit und Gesittung stehen.“

In der Moldau und Wallachei derselbe noch viel stärker hervortretende russische Einfluß. Hier ist der deutsche Einfluß schon längst überwunden. Nicht mehr Oesterreich, nur noch Rußland allein hat über die untere Donau zu entscheiden. Die Wallachen, die unter Oesterreichs Scepter stehen, werden durch kirchliche Sympathien gekirrt, und sind in dem Maaß leichtgläubiger, in welchem sie die Russen noch nicht kennen. Anders in den Fürstenthümern der Moldau und Wallachei. Hier kennt man die Knute schon aus der nächsten Nähe. „Warum stehen wir, sagen sie, jetzt unter einem viel drückenderen Einfluß der russischen Agenten, als früher unter der Türkenherrschaft? Warum hat Rußland im nahen Bessarabien eine Truppenmasse von etwa 150,000 Mann beständig bereit,

schlagfertig in die Fürstenthümer einzurücken? Warum erhält man uns in fortwährender politischer und militärischer Unmündigkeit? Doch gewiß nicht um uns Freiheit der politischen Entwicklung und Volksunabhängigkeit zu garantiren! — Es ist begreiflich, daß unter diesen Verhältnissen sich eine starke Opposition gegen die moskowitische Zudringlichkeit bilden mußte, obgleich auch erklärlich, daß ihre Bestrebungen die eines verlorenen Postens sind. Die Noth ist dringend. Im benachbarten Bessarabien, wo stammverwandte Romanen die Freiheiten der russischen Volksbeglückung genießen, sieht man das Schicksal der Fürstenthümer ganz in der Nähe, und die Patrioten verfehlen nicht, das Volk auf dieses Glück gebührend aufmerksam zu machen. Der Haß gegen alles Russische ist trotz der ergebenen Bestrebungen der Popen für den frommen, freigebigen und rechtgläubigen Zaar selbst bis unter das Landvolk gedrungen und man sagt sprichwörtlich, daß da kein Gras wachse, wo ein Russe gehe. Aber was helfen diese Bemühungen, deren Rußland in seiner Sicherheit spottet?"

Endlich langt der Reisende in Konstantinopel an und gibt uns von dieser Stadt eine Beschreibung, die neben dem Totaleindruck hauptsächlich solche Einzelheiten hervorhebt, welche weniger bekannt sind, also ohne in die Fehler zu fallen, schon oft Gesagtes zu wiederholen. Als Arzt machte er sogleich Bekanntschaft mit den deutschen Aerzten, welche die schon vom vorigen Sultan eingerichteten und vom jetzigen sehr begünstigten Heilanstalten leiten, und dieß versetzte ihn augenblicklich in den Mittelpunkt der türkischen Reformation. Von dem jungen thatkräftigen Sultan spricht er mit Enthusiasmus und rühmt sehr dessen hellen Geist. Die Heilkunde wurde bisher von Männern des altarabischen Herkommens auf die roheste und abergläubischeste Weise geübt, an die sich unwissende Abenteurer aller Art aus der Christenheit anschlossen. Die Türken halten jeden Abendländer für einen Arzt, daher nichts leichter für Vagabunden, als sich für einen solchen auszugeben. So bekommt unter andern, wie Herr Quitzmann bemerkt, jeder noch so dumme russische Rekrut, wenn er in die Türkei desertirt, eben dadurch das Doktordiplom, denn er gibt sich für einen Arzt aus und pfuscht so gut es geht. Diesem Unwesen hat die große Heilanstalt und Arzneischule in Konstantinopel, die unter der Leitung tüchtiger deutscher Aerzte steht, zu steuern angefangen. Die Trägheit und der alte Fanatismus der Türken legt zwar den Reformen große Schwierigkeiten in den Weg, allein es kann alles nichts helfen, die Türkei wird in den allgemeinen Strom der Civilisation mit fortgerissen. „An die Stelle der verlassenen Medresse und der zerfallenen Sitze moslemischer Weisheit treten moderne Akademien und Nationalinstitute. Die alte Lehnverfassung trotziger Wesire und unbändiger Paschen ist in einer büreaukratisch gefügigen Beamtenwelt untergegangen. Die ungezähmten Schlachthaufen meuterischer Janitscharen sind verschwunden, und die Reglementer und Schwadronen der Taktiki, denen der Korporalstock die Grundbegriffe der europäischen Manövrirfertigkeit beigebracht hat, sollen die ungestüme Tapferkeit der unter den Lehensfahnen fechtenden Spahi ersetzen. Türkische Dampfboote, von Engländern gebaut, von Amerikanern befehligt, höhnen den Dünkel des Osmanen, als ob seine Naturkraft der abendländischen Kunstfertigkeit nicht bedürfe, und Eisenbahnprojekte auf den Hauptkommunikationslinien des Reiches überrumpeln die Indolenz des Moslem, welcher früher selbst Straßen für überflüssig hielt. Die Privilegien einer durch die Religion geheiligten Kasteneintheilung sollen in der gleichen Berechtigung aller Glieder des Staatsverbandes untergehen, und wie schon jetzt der medische Fes und die vorschriftsmäßige Asker-Uruba (Soldatentracht) der Bediensteten zwischen Moslemin und Dschaur die äußern Unterschiede verwischt, so wird, wenn auch langsam, doch unabwendbar die ganze Physiognomie der Gesellschaft umgewandelt werden und mit der herbeigeführten Assimilirung ein den modernen Prinzipien entsprechender Scheidungsprozeß Statt haben."

Wird aber die Selbstständigkeit der Türkei die Reform überdauern können? Wird das Reich nicht zerfallen und die Beute Rußlands werden? Der Verfasser macht darüber sehr lehrreiche Bemerkungen: „Es liegt eine unverkennbare Macht der Nemesis darin, daß das Reich Mohammeds unter denselben Verhältnissen zu Grunde gehen soll, unter welchen jener Sultan den erbärmlichen Ueberrest der oströmischen Kaisermacht vernichtete. Wie damals die byzantinischen Despoten nur durch die Gnade ihrer sich mit neidischen Augen beobachtenden Gegner und Nachbarn ein elendes Daseyn durch Jahrhunderte dahinschleppten, so sehen wir auch jetzt das Siechthum der mosleminischen Herrschaft nur durch den gegenseitigen Neid der umgebenden Großmächte in kümmerlicher Weise auf Dezennien gefristet. Wie damals der Erbfeind gleich einer Riesenschlange mit gepanzertem Schweife in immer näher rückenden Ringen das zuckende Herz seines rettungslosen Opfers umgürtete, so umlagert Moskof, mit seinen streitbaren Schaaren zum Sprunge gerüstet, das hülflose Land der Osmanli und verschlingt es schon im Vorgenuß mit den Blicken eines Basilisken. Wie damals die Venezianer und Genueser zwischen den streitenden Hauptparteien die geschäftigen Vermittler spielten, weniger um das Wohl des Einen oder den Sieg des Andern, als vielmehr um den Krämervortheil des eigenen Säckels bekümmert, so mengt sich jetzt die europäische Diplomatik, besonders die englische, mäkelnd und schachernd zwischen die Hauptpersonen der Tragödie und scheut nicht die heimliche Verachtung des Einen und den stolzen Hohn des Andern, um irgend ein Vortheilchen über den verhaßten Rivalen davonzutragen. Wie damals die tödtliche Schwäche der byzantinischen Kaiser den Moslemin in der Hauptstadt selbst eine Moschee gestattete, so trotzt auch jetzt Rußlands Macht der Hinfälligkeit der Großsultane die freie Religionsübung der Raja ab, und schon prangt der russische Adler in der Patriarchatskirche von Stambul über den Betstühlen der Fürsten der Moldau und Wallachei in höhnender Prophezeihung. Wie damals die einzelnen Provinzen des absterbenden Reichskörpers sich nach einander ablösten und, sofern sie nicht der Eroberer nahm, theils selbstständig wurden, theils unter die Schutzherrschaft der dienstbeflissenen Vermittler fielen, so trennen sich auch jetzt die ferneren Glieder des dahinsiechenden Staatskörpers, und bilden theils unabhängige Staaten, theils stellen sie sich unter die verdächtige Schutzherrschaft der bereitwilligen Nachbarn. So gingen Griechenland und Algier verloren; so hängen Serbien, die Wallachei, die Moldau und Egypten nur lose mehr mit dem Reiche zusammen."

Nachdem Herr Quitzmann noch das alte Serail und die Sophienkirche ohne Erlaubniß besucht hatte, aber nirgends ausgewiesen worden war, fuhr er über Smyrna nach Athen. Auch hier interessirten ihn vorzugsweise die medizinischen Verhältnisse. Doch sind die wenigen Bemerkungen, die er über des Königs kluges Benehmen gegenüber der russischen und englischen Politik macht, von einem noch allgemeinern Interesse. Hier begegnet der russischen Politik, die wir durch das ganze Werk hindurch verfolgt haben, die englische. Rußland will den Orient allein beherrschen; England will keinen Konkurrenten im levantinischen Handel dulden. Aus diesem Grunde können nur Frankreich und Deutschland die natürlichen Freunde und Beschützer der Griechen, wie der Türken seyn; aber sie

sind zu schwach; Rußland und England vermögen zu viel. Die Idee, dem griechischen Könige einst den byzantinischen Kaiserthron wiederzugeben, kann nicht realisirt werden, so lange Rußland selbst auf den Thron in Byzanz Anspruch macht und England keine griechische Seemacht entstehen sehen will. — Von Athen kehrte der Verfasser über Venedig zurück. Es wird Niemand reuen, seine gutgeschriebenen Briefe zu lesen.

Geschichte.

Ueber den Entwicklungsgang des griechischen und römischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens. Ein akademischer Vortrag von Ernst von Lasaulx. München, auf Kosten der Akademie, 1847. 4.

Eine Rede, die auch in weiterem Kreise gehört zu werden verdient. Der Verfasser entwickelt den allmähligen Uebergang der antiken Verfassung vom ältesten Priesterstaat durch Monarchie, Aristokratie, Demokratie, Anarchie zur Fremdherrschaft und zum Untergang, deßgleichen den damit genau zusammenhängenden allmähligen Uebergang der antiken Gesittung von strenger Frömmigkeit durch das Reich heiterer Grazie zur äußersten Korruption und Barbarei, endlich den ebenfalls damit genau übereinstimmenden allmähligen Uebergang der Poesie und Kunst vom Hieratischen durchs Heroische zum Erotischen und zum Verfall, und den der Philosophie vom Pantheismus durch Polytheismus zum Indifferentismus, Skepticismus und Atheismus. Der Lebensprozeß des römischen Geistes entsprach hierin dem des griechischen. Beide begannen mit einer hierarchischen Urzeit, machten dann gleichsam ein romantisches Mittelalter der Könige und Heroen durch, gingen dann in das Reformationszeitalter der Demokratie über, und fielen, als die Demokratie entartete, in die Zuckungen der Anarchie, welcher rohe Soldatenherrschaft und bei fortschreitender Korruption die Fremdherrschaft ein Ende machte.

Es ist nun die Absicht des Verfassers, einen ähnlichen Gang der Entwicklung auch im Lebensprozeß unseres deutschen Geistes weniger im Einzelnen nachzuweisen als durch die Beispiele Griechenlands und Roms nur anzudeuten. Wir haben die Hierarchie und die Ritterzeit hinter uns und stehen an den Grenzen der Demokratie, zugleich aber auch am Abgrund der Korruption. „In den deutschen Staaten ruht der Schwerpunkt der Verfassung bis jetzt noch in der Fürstenmacht, in England vielleicht noch im Hause der Lords, in Frankreich entschieden in der Deputirtenkammer, welcher zur Zeit die persönliche Kraft eines administrativen Verstandes gegenübersteht. Da die Souverainität unserer Fürsten historisch zusammenhängt mit der Auflösung der idealen Macht der römischen Kaiser deutscher Nation, so würde Aristoteles, wenn er unsere Zustände sähe, vielleicht sagen, wir ständen im Stadium der Oligarchie, gegen welche der Demos anzuwogen drohe.“ Dann wird weiter ausgeführt, wie dieser Demos immer mehr gleichsam nach perspektivischen Gesetzen das ihm der Zeit nach ferner Liegende aus den Augen verliert, und sich somit von der religiösen Pietät noch weiter entfremdet hat, als von der politischen.

Unsere Optimisten sind bekanntlich entgegengesetzter Ansicht. Sie sehen nicht einen Abgrund von Korruption, Soldaten- und Fremdherrschaft hinter dem demokratischen Ziele, das sie verfolgen, sondern vielmehr ein goldenes Zeitalter. Wir glauben aber, ihre Hoffnungen stehen der Wahrheit viel weniger nahe, als die Befürchtungen unseres akademischen Redners, die leider nur zu gründliche Abstraktionen von den Thatsachen der Weltgeschichte sind.

Roman.

Ausgewählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. 57ster Band. Eurich, der Priester der Gothen von Alexandro Herculano. Aus dem Portugiesischen von G. Heine. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Wie dieser Roman unter die Klassiker kommt, wäre schwer zu begreifen, wenn man nicht schon gewohnt wäre, alles klassisch nennen zu hören, was überhaupt empfohlen werden will. Inzwischen würden die Buchhändler doch besser thun, wenn sie mit dem kostbaren Namen ein wenig ökonomisirten.

Alexandro Herculano ist ein Portugiese des neuesten Datums und daher ganz nach der französischen Aufklärung zugeschult. Daher ist in ihm auch nicht eine Spur mehr des heimathlichen, südlichen, katholischen oder maurischen Geistes zu finden. Der Roman hätte nicht nur in Paris, sondern füglich auch in Leipzig oder Gotha geschrieben werden können; wenigstens erhebt sich die Poesie in demselben nicht höher, als in Bretschneiders berüchtigtem Herrn von Sandau. Wer sollte es für möglich halten, daß die ganze Trivialität dieses sächsischen Nationalismus von einem portugiesischen Dichter ins achte Jahrhundert, in die Zeit hineingelegt worden ist, in welcher die Gothen unter Pelagius jenes fanatische Ritterthum gründeten, dem nach jahrhundertlangem Kampfe der Halbmond weichen mußte! Kaum gab es jemals eine Schaar von Christen, die so für ihren Glauben glühten, wie jenes treue Häuflein des Pelagius. Alles was der spanische Fanatismus später an Heldenmuth, Entsagung, Glaubensstrenge hervorgebracht hat, wurzelt hier. Gleichwohl hat Herr Herculano keinen Anstand genommen, in seinem Roman den tapfern Pelagius in den Hintergrund zu schieben, um den Priester Eurich in den Vordergrund zu stellen, welcher kein glaubensstarker, felsenfester und felsenharter Charakter ist, wie es die Umstände verlangen, sondern ein seufzender Sigwart, dessen ganzes Herz nur an einem Mädchen hängt. Zwar spielt er in der Vermummung eines schwarzen Ritters eine Komödiantenrolle, etwa wie weiland der große Abällino, und erschreckt die Christen und Heiden wie der alte Ueberall und Nirgends, aber dieses abenteuerliche Herumfahren ist eines Priesters eben so unwürdig, als die Verliebtheit. Wenn er nun doch seinen Priesterstand verwünscht und das Lieben für natürlicher hält, so muß man fragen, warum wird er denn nicht Muhamedaner? Ein solches Naturell, wie das seinige, paßt wenigstens viel besser für den Islam, als für die gothische Kirche. Nachdem er seine Geliebte auf etwas fabelhafte Weise aus einem Harem, in welchem sie sich bereits als Gefangene, doch noch in aller Unschuld befand, gerettet hat, quält er sie und sich mit seiner Liebesverzweiflung ab, bis sie in Wahnsinn verfällt. Dabei macht der Verfasser erbärmliche Betrachtungen über die Unnatur des Priesterthums.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 80. Dienstag den 9. November 1847.

Biographien.

1) Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, Minister des Innern der helvetischen Republik. Herausgegeben von W. Wydler. In zwei Bänden. Zürich, Schultheß, 1847.

Ein interessanter Beitrag zur ältern Schweizer Revolutionsgeschichte. Rengger war in der Nähe von Brugg geboren, welches Städtchen, weil so viele ausgezeichnete Schweizer hier ihre Heimath haben, das Prophetenstädtchen genannt wird. Brugg gehörte damals noch zum Kanton Bern, und Rengger ließ sich 1789 als praktischer Arzt in Bern selbst nieder. Hier gesellte er sich der Partei des Fortschritts zu, welche das ausschließliche Regiment der Berner Aristokratie stürzen und allgemeine Volksfreiheit gründen, zugleich aber auch der ganzen Eidgenossenschaft mehr Einheit geben wollte. Er war insofern für das Aargau, was Laharpe für das Waadtland. Bern behauptete indeß die alte Gewalt, bis 1798 eine französische Armee ins Land rückte. Jetzt konnte die alte Aristokratie dem Aufruhr im Innern und dem übermächtigen Feinde von Außen nicht widerstehen. Rengger und seine Freunde sahen wohl ein, daß sie als Werkzeuge der französischen Eroberer schlechten Ruhm einernten würden, es lag ihnen daher alles daran, schon vor dem Einmarsch der Franzosen die alte Regierung durch eine provisorische zu ersetzen und die Selbstständigkeit zu behaupten. Dieß gelang auch, aber die Franzosen schrieben gleichwohl der neuen Regierung Gesetze vor und plünderten sie aus. Unter den französischen Waffen wurde die ganze Schweiz umgeschaffen und an die Stelle der alten Kantone trat die einige und untheilbare helvetische Republik. Rengger wurde in der Regierung derselben Minister des Innern und opferte sich mit dem edelsten Eifer auf, das Wohl der Schweiz in dieser kritischen Periode zu wahren. Aber seine Briefe lauten oft verzweiflungsvoll. Die Bedürfnisse der französischen Truppen im Lande, die Anmaßungen der gierigen Harpyen in ihrem Gefolge und der Schweizer Emporkömmlinge selbst, welche sich durch den französischen Einfluß an die Stelle besserer Männer drängen wollten, machten seine Stellung unerhört schwierig. Es ist sehr interessant und lehrreich, einen edeln Mann, der das Bessere will, in dieser Lage zu beobachten. Die alte Aristokratie, das alte Pfaffenwesen war ihm ein Greuel; die Fremdherrschaft ebenso; die Pöbelherrschaft ebenso; und doch vermochte er so wenig, wie die kleine Zahl seiner edlen Freunde, jenes Ideal zu verwirklichen, welches die Unabhängigkeit des Vaterlandes nach außen mit Freiheit im Innern unter der Leitung der Weisesten und Gerechtesten verbindet und der Immoralität, dem Eigennutz, der Rohheit keine Stimme läßt. Auch Rengger beweist nur, was auf allen Blättern der Geschichte steht, daß die Menschen in Masse den Voraussetzungen ihrer reinsten und uneigennützigsten Freunde niemals entsprechen.

Unter den Freunden, mit denen er viel korrespondirte, ragen Laharpe, Stapfer, Escher von der Linth hervor; ferner finden wir Korrespondenzen mit Usteri, Pestalozzi, Fellenberg, Therese Huber, Feer rc. Ein Brief der Frau Therese Huber ist ganz geeignet, einen klaren Blick in die damaligen Verhältnisse und Stimmungen thun zu lassen. Er ist vom 13. April 1798 datirt und an Rengger in Bern gerichtet. „Ich muß Ihnen eine Sache erzählen, die Sie angeht. Ich rettete von allen Möbeln meiner Mainzer Einrichtung gar nichts, es ward alles im Laufe des elenden Prozesses verkauft. Nur eine Zimmerverzierung aus dem Kabinet meines ersten Gatten (des Weltumseglers Forster) brachte ein Freund vor dem Einzug der Preußen im Sommer 1793 in Sicherheit. Forster liebte die Pracht, er hatte Geschmack; es fehlte ihm so manches Glück; ich half ihm gerne dieses genießen, so fremd es mir ist; er zierte sein Zimmer mit acht otaheitischen Aussichten, in einfache saubere Rahmen gefaßt; auf einem dieser Kupfer ist er selbst. — Seit er todt ist, verweile ich mit Wehmuth auf jenen fernen Gegenden, durch die sein weiter Weg zu seinem — nun fast vergessenen — Grabe ging. Diese Bilder sind uns daher lieb, aber sie passen nicht für unsere Art zu seyn; allein sie dürfen nur in Hände kommen, die wir ehren, die wir ihrer werth halten. Die Alten hingen nach einem Schiffbruch ihr nasses Gewand in Neptuns Tempel zum Opfer. Diese Trümmer von eines unglücklichen Gatten Andenken waren seit langer Zeit für den Tempel der Freundschaft bestimmt. Aber sie waren in Deutschland, ich erhalte sie nur jetzt; ich schicke sie Ihnen, nicht ohne Thränen; wie Forster sie verließ (Revolution in Mainz 1793), war er auf dem Punkt, wo Sie jetzt stehen. O stehen Sie fester, daß wir Sie nicht beweinen, wie ihn!*

Die Korrespondenz mit Stapfer gibt den reichsten Aufschluß über die Verhandlungen in Paris, die der Mediationsakte vorhergingen. Wie sehr Stapfer übrigens noch im Jahr 1801 verblendet war, ergibt sich aus folgendem schönen Projekt, auf das er die glückliche Zukunft der Schweiz zu gründen hoffte. „Eine einzige Veränderung ist heilsam und dringend nothwendig; (?) eine neue Eintheilung der Schweiz, welche die alten Namen und Gewohnheiten verdränge, den Geist des

* R. erhielt die Bilder 1798, gerade wie er helvetischer Minister geworden war; 37 Jahre später hingen sie noch in Renggers Zimmer.

Föderalismus zerstöre und die ungeheuren Kosten der Verwaltung vermindere. 23 Verwaltungskammern, Gerichte rc.! Das ist ganz eigentlich dazu gemacht, die Repräsentativ-Regierung in Mißkredit zu bringen. Wir haben hier die Sache vorbereitet, und das ist die einzige Abänderung, welche man hier wünscht und die — darauf können Sie ganz sicher rechnen — dem französischen Direktorium gefallen wird. Also nur 10 oder 11 Gauen (warum stellt ihr die deutschen Namen nicht wieder her? Volksbildung, Sorge für die Würde und Selbstständigkeit der Nation und Geschmack sprechen gleich laut dafür) oder Kantone. Immer ein katholischer an einen protestantischen angereiht, damit der Fanatismus gebrochen und jener gezwungen werde, im Lichte des Republikanismus und der Aufklärung sich zu sonnen. So wird für unsere größern protestantischen Städte, die Sitze der Kultur, gesorgt, indem man ihren Verwaltungsbezirk erweitert. Demokratische Stände werden an Städte angeknüpft, mit denen sie ohnehin in Kommerzialverhältnissen und Erwerbsabhängigkeit stehen; der Hang zur reinen Demokratie wird geschwächt. Appenzell mit St. Gallen; die drei Urkantone mit Luzern (le Département du Grutli?) in Verbindung, kämen geschwinder ins Geleise." Talleyrand hatte wohl sehr Recht, wenn er solchen Projekten gegenüber sagte: nous croyons que le gros bon sens vaut mieux que les lumières des gens de lettres, ein Satz, der auch heute wieder auf die Schweizer Angelegenheiten seine Anwendung findet.

Rengger konnte und wollte sich weder an die servile Methode Dolders anschließen, der Frankreichs blindes und bezahltes Werkzeug war, noch an Redings Restaurationsplane. Er trat vom Schauplatz ab, sobald entschieden war, daß nur Napoleons Eigenwille, nicht mehr der weise Rath der Schweizer selbst das Schicksal der Schweiz entscheiden sollte. Er zog sich nach Lausanne zurück und lebte hier allgemein geachtet und geliebt als praktischer Arzt. In dieser Zeit schrieb ihm sein Freund Stapfer viel aus Paris, unter andern auch folgende bemerkenswerthe Aeußerung über den Plan Napoleons, den Geist allmählig zu tödten. Vom 28. Februar 1809. „Die Universitätsmaschine haben Sie, mein theuerster Freund, ungemein richtig beurtheilt. Ich vergleiche sie mit einer Pulvermühle, in die der Erwerb früherer Generationen und die Ideen, Meinungen, Bestrebungen und Gefühle des jetzigen Menschenalters hineingeworfen werden, um gemischt in Pulvergestalt wieder herauszukommen. Ich kam vor einiger Zeit mit Cuvier zusammen, welcher das beinahe ausschließlich thätige Mitglied des Universitätsrathes und mit allen organischen Reglementen beauftragt ist. Er klagte bitterlich über die Unthätigkeit seiner Kollegen, über die Last der auf ihm ruhenden Arbeit, welcher seine Gesundheit und sein Leben unterliegen würden, und besonders über die Widersprüche, von denen das Grunddekret wimmelt. Ich sagte ihm mit Freimüthigkeit: ich bedaure sehr, daß ein Mann wie er sich damit abgebe, durch seinen Kommentar Leben, Zusammenhang, Federkraft in eine Organisation hinein zu bringen, die ohne das durch ihre innern Fehler bald ins Stocken gerathen seyn würde. Wenn diese Maschine wirklich in Gang kömmt und sich konsolidirt, so erleben wir vielleicht schon, geschweige dann unsere Nachfolger, die Chinesirung der französischen Nation und die Einführung eines Mandarinensystems, unter welchem der Geist intellektueller Regsamkeit und europäischen Emporstrebens, welcher sich bisher in allen Verfassungen unsers Erdtheils mehr oder weniger erhalten hatte, erlöschen wird." Damals war Guizot ein Freund Stapfers und von dem er sagt: „Guizot, der bei mir wohnt und mir in der Erziehung meiner Kinder behülflich ist." Unter andern findet sich auch eine Aeußerung über Johannes Müller, die wenigstens beweist, daß Stapfer von manchem Vorurtheil seiner Landsleute frei war. „Wie gefällt Ihnen Johannes v. Müllers letzter Band? Usteri schreibt mir mit Enthusiasmus davon. Ich muß gestehen, daß mir diese Orakelmanier und geschraubte Sprache von Sallust und Tacitus eben so sehr als von Cäsar, Hume, Robertson und — dem guten Geschmacke sich zu entfernen scheint."

Napoleons Sturz rief Rengger wieder auf den politischen Schauplatz. Der Kanton Aargau ernannte ihn zu seinem Bevollmächtigten auf dem Wiener Kongreß, um daselbst seine Interessen zu vertreten, oder mit einem Wort die politische Existenz des Kantons zu retten, weil damals Bern alle Minen seiner Diplomatie springen ließ, um das Aargau und Waadtland als ehemalige Theile seines Gebiets wieder mit sich zu vereinigen. Auch in dieser neuen Rolle benahm sich Rengger eben so würdig, als geschickt und ihm und seinen nähern Freunden, die äußerst wachsam waren und beim Kongreß und seinen ausgezeichnetsten Vertretern zum Theil als ältere Bekannte geachtet waren, verdankt der Kanton wesentlich seinen Bestand. Aus dieser Periode theilt der Herausgeber Briefe mit, unter andern von Justus Grunner, Humboldt, Beyme, Wessenberg rc.

Aus schuldiger Dankbarkeit wählte das Aargau seinen Vertreter beim Kongreß in den Regierungsrath und „zum Präsidenten des Sanitätsrathes, der Kommission des Innern, der Kantonsschulpflege, Mitglied des Schulrathes u. s. w. Eine große Anzahl der wichtigsten organischen Gesetze verdanken ihm ihr Erscheinen, zum Theil auch ihre Redaktion." Allein als ein unverheiratheter und genialer Mann, der gewohnt war, mit Staatsmännern und Denkern zu verkehren, setzte er sich über viele Kleinigkeiten seiner Umgebung hinweg und hält auch die Ordnung nicht ein, welche in gewissem Sinn allerdings als die Seele eines kleinen Staatslebens betrachtet werden muß. Er gab deßhalb zu Tadel Anlaß, den seine Neider und Feinde benutzten. „Mit der Gewohnheit, Arbeiten, Schlafen, Essen zu andern Zeiten vorzunehmen als die Andern, verband er dennoch große Pünktlichkeit und wollte alles, was in seinen Bereich fiel, selbst thun oder doch selbst sehen. Regelmäßig 1—2 Stunden zu spät in die Sitzungen kommend, wollte er bereits Abgehandeltes wieder in seiner Gegenwart von Neuem behandelt wissen u. s. w. Dann ist es begreiflich, daß bei der ehrenvollen Celebrität, welche R. in Folge seiner Leistungen in der helvetischen Zeit und neuerdings beim Kongreß zu Wien genoß, andere, sonst einflußreiche Männer verdunkelt zu werden fürchteten und deßhalb weniger Nachsicht mit Rs. verzeihlichen Schwächen hatten." In Folge dessen zog sich nun Rengger abermals vom politischen Leben zurück und widmete seine Aufmerksamkeit Naturstudien, hauptsächlich der Steinwelt. In dieser Periode wuchs sein begabter Neffe heran, der als Naturforscher nach Paraguay ging, dort mit Bonpland mehrere Jahre zubrachte und zwar glücklich zurückkehrte, aber bald darauf noch in der Blüthe seines Alters auf einer italienischen Reise starb. Der alte ehrwürdige Onkel überlebte ihn nicht lange und starb 1835. An der Revolution seit 1830 hatte er keinen Theil mehr genommen.

2) Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben. Von Dr. Ernst Wilhelm Martius, vormaligem Hof- und Universitätsbibliothekar in Erlangen. Leipzig, Leopold Voß, 1847.

Der Autobiograph, der uns hier mit liebenswürdiger Heiterkeit sein neunzigjähriges Leben erzählt, ist der Vater des

rühmlichst bekannten Münchner Gelehrten, Hofrath von Martius. Im Jahr 1756, also im Anfang des siebenjährigen Krieges zu Weissenstadt in dem damals brandenburgischen Fürstenthum Baireuth geboren, wurde er Apotheker und erheirathete mit seiner Base die Hofapotheke seines Oheims in Erlangen. Einen Theil seiner Lehrzeit brachte er in Regensburg zu, welches damals noch Sitz des deutschen Reichstags war, und in Straßburg, wo sein nachmaliger König Max Joseph als Prinz von Zweibrücken in seinen Jünglingsjahren ein französisches Reiterregiment kommandirte.

Der Verfasser theilt eine Menge Anekdoten und Charakterzüge aus seiner Jugendzeit mit. Darunter auch solche, die seine Wissenschaft betreffen. Wie streng man es z. B. in den deutschen Reichsstädten mit den Apothekern nahm, erhellt daraus, daß sie die Hauptarzneien öffentlich und unter Aufsicht des Magistrats bereiten mußten. „Mein verehrter Kollege, der verstorbene Herr Assessor Frischmann erzählte mir, daß auch er im Jahre 1754 in der Leinker'schen Apotheke in Nürnberg als Gehülfe befindlich, bei der letzten öffentlichen Verfertigung des Theriaks beschäftigt gewesen sey. Die Zusammensetzung und Zubereitung erfolgte unter spezieller Aufsicht von Magistratspersonen in einem feierlichen und öffentlichen Aktus. Die Ingredienzien zu dieser alten Komposition wurden meistens in ziemlich großen Verhältnissen und ausgezeichneter Güte in zweckmäßigen Gefäßen dem Publikum zur Schau gestellt, und dann die Operation vorgenommen. Man betrachtete die Anfertigung des Theriaks und einiger ähnlicher Heilmittel wie eine Haupt- und Staatsaktion. In Venedig, wo man bekanntlich die Bereitung dieses Mittels in größtem Maßstabe betrieb, und von wo es in kleinen, blechernen, cylinderförmigen Büchsen in den Welthandel gebracht wurde, fand eine solche feierliche Fabrikation noch im zweiten Decennium des vorigen Jahrhunderts Statt. In Nürnberg wurde wahrscheinlich zum erstenmale im Jahre 1675 von dem Apotheker Georg Basilius Wittig zur goldenen Kugel der sogenannte himmlische Theriak öffentlich und feierlich angefertigt. (Siehe Versuch einer Geschichte des Apothekerwesens in der freien Reichsstadt Nürnberg S. 37.) Welchen Werth man dieser Zubereitung gab, dürfte daraus entnommen werden, daß der Aktus von einem kaiserlich gekrönten Poeten besungen wurde. Im Jahre 1690 den 25. April veranstaltete der Apotheker zum goldnen Stern (diese Apotheke befindet sich jetzt in den Händen meines vieljährigen Freundes Dr. Klincksieck) Matthias Röser eine solenne Verfertigung des himmlischen Theriaks, des Mithridats und des Alkermes, wobei zwei Deputirte des Rathes, der Dekan, die Senioren des medizinischen Kollegiums und die Visitatoren der Apotheken zugegen waren. Im Januar 1706 kündigte der Apotheker zur goldenen Kugel, Lorenz Kanut Leinker durch ein lateinisches Programm abermals eine feierliche und öffentliche Verfertigung des Theriaks und Mithridats an. Daß diese Kompositionen in ihrer Zubereitung sehr umständlich waren, dürfte daraus zu entnehmen seyn, daß zum Theriak allein über siebenzig Heilstoffe verwendet wurden.“ — Zu den Kuriositäten der ältern Medizin gehört auch, was der Verfasser S. 168 über die Ceremonien berichtet, die ehemals in Erlangen beim Anatomiren der Leichname Statt fanden. „Das anatomische Theater der Universität befand sich gegenüber der Apotheke meines Onkels, und in den ersten Jahren meiner Lehre hatte ich öfter Gelegenheit, dem Ehrlichmachen der Kadaver beizuwohnen. Bekanntlich wurden zu jener Zeit die Wasenmeister und Alles, was mit ihnen in Berührung kam, für unehrlich gehalten. Um die Anatomie der Universität mit Kadavern zu versehen, hatte schon Markgraf Friedrich und später Markgraf Alexander befohlen, daß die Leichname der Selbstmörder und Hingerichteten (Todesurtheile vollzog man damals weit häufiger als jetzt) an die genannte Anstalt abgeliefert würden. Sobald sich also in den beiden Fürstenthümern ein derartiger Fall zugetragen hatte, wurde der Leichnam auf einem zweiräderigen Karren von einem Knechte des Wasenmeisters nach Erlangen gebracht. Vor dem großen Thore, welches zu dem anatomischen Theater führte, angelangt, mußte dieser ohne jede Beihülfe den Kasten abladen. Nachdem derselbe geöffnet war, legte der Ueberbringer den Deckel auf die Erde und auf denselben ebenfalls ohne jede Unterstützung den Kadaver. Bei Leichnamen, welche durch das Schwert hingerichtet worden waren, wurde der Kopf zwischen die Beine gelegt. Daß sich in einem solchen Falle eine große Anzahl neugieriger Zuschauer versammelte, brauche ich nicht zu erwähnen. Nun trat der Prosektor, oder einer der ältesten Mediziner, zu meiner Zeit oft Schöpf, welcher später mit nach Nordamerika ging, und unter uns durch seine Hängungsversuche, so wie in weiteren litterarischen Kreisen durch seine Schriften über Schildkröten und amerikanische Arzneimittel bekannt ward, in Begleitung des Pedells Bremser in den Kreis. Beide entblößten das Haupt, was stillschweigend auch von allen Umstehenden erfolgte, und Ersterer verlas nun den vollständigen Titel des Markgrafen, und fügte hinzu, daß er von Seite des königlichen akademischen Senates im Namen der medizinischen Fakultät beauftragt worden sey, das vorliegende Kadaver durch Aufdrückung des Fakultäts-Siegels zu legitimiren, damit ein jeder ehrbare Mensch an solchem zu handiren und zu arbeiten befugt sey. Neben ihm hielt der Pedell in der rechten Hand das Fakultäts-Siegel mit einer auf Papier befindlichen feuchten Oblate, und überreichte es sofort dem treffenden Doktoranden, welcher durch Aufdrückung des Siegels auf die entblößte Brust des Leichnams die Legitimation bewerkstelligte. Der Knecht des Scharfrichters mußte während dieser ganzen Handlung mit seinem Gespann in der Entfernung, gewöhnlich an der damaligen Universitätskirche, warten, und nach vollzogenem Aktus gab es Hände genug, die den jetzt ehrlich gemachten Leichnam auf dem Deckel in das nahe befindliche anatomische Theater trugen, um dort seiner Bestimmung zu verfallen.“

Noch vieles weiß der alte Herr aus seiner Jugend zu erzählen, was jetzt Gott sey Dank nicht mehr vorkommen kann, unter andern vom Unfug des Werbsystems. „Während meines Aufenthaltes zu Regensburg fiel ein Studiosus Theologiä aus Siebenbürgen, auf dem Wege nach Jena, preußischen Werbern in die Hände. Als er, vom Rausch erwacht, die ganze Transaktion für null und nichtig erklärte und seine Freiheit zurückforderte, wurde er durch harte Körperzüchtigung übel zugerichtet, und alsbald zwischen geladenen Gewehren und Fanghunden zum nächsten Depot eskortirt. Die Sache machte jedoch in Regensburg, wo der Kandidat an Superintendent Schäffer empfohlen war, viel Redens. Auf Anrufen des kaiserlichen Gesandten ward eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet, in die auch ich zufällig verwickelt wurde, und nur nach vielen Umwegen erhielt endlich der theologische Rekrut seine Freiheit wieder.“ Aber brandenburgischen Unterthanen ging es in Oesterreich nicht besser, wie es diesem österreichischen Unterthanen im Brandenburgischen ergangen war. „Ein Schwager meines Bruders, der in Wien gefaßt worden war, kostete der Familie unzählige Thränen und manchen blanken Dukaten, bis er endlich auf Reklamation des k. preußischen Gesandten Lucchesini frei gegeben, und in seiner Montur durch einen österreichischen Korporal, Alles auf Rechnung der Familie, nach Baireuth zurücktransportirt wurde.“ — Von Wunderlichkeiten der Gelehrten hier noch eine artige Anekdote. Der Geheimehofrath von Wendt war eine Zierde der Universität Erlangen, aber „sehr

empfindlich gegen die Kälte, und verwahrte sich dagegen auf ganz besondere Art. Er hatte nämlich in seinem Zimmer ein Gerüste mit Staffeln errichtet, worauf er sich mit seinem Studirtisch immer höher gegen den Plafond hin, in wärmere Luftschichten, retirirte, je kälter es ihm wurde."

Der Erzähler kommt dann zu den traurigen Zeiten, die den Umsturz des Reichs herbeiführten. Damals schon verheirathet und angesessen konnte er die Leiden des Kriegs, über welche junge Beurtheiler so gern hinwegsehen, besser ermessen. Er gibt unter anderm die Notiz, daß die Franzosen bei ihrem ersten Einfall in Bayern im Jahr 1796 nicht nur Vieh für ihren Bedarf schlachteten oder wegtrieben, sondern auch eine Viehseuche hinter sich ließen, in deren Folge das Rindvieh im Bisthum Bamberg fast ganz verschwand und durch polnisches Vieh ersetzt werden mußte, dessen Typus erst nach und nach wieder dem deutschen wich. — Unter den vor den französischen Armeen Geflüchteten befand sich im Jahr 1800 auch der damalige Herzog, nachmalige König Friedrich vom Württemberg, einige Zeit in Erlangen, wobei sich ein tragischer Fall ereignete. „Ein Graf von Gronsfeld aus Westphalen, der mit seiner Familie hier privatisirte, ritt vor der Wohnung des Herzogs vorüber, als dieser eben am Fenster stand. Gronsfeld zog seinen Hut ab und bekomplimentirte den Herzog mit einer Verbeugung, wobei er wahrscheinlich auch seinem Pferde die Weisung gegeben haben mag, seine Kunst im Traversiren zu zeigen. Sey es nun, daß das Pferd dieß nicht verstand, kurz der ungeschickte Holsteiner bäumte und überschlug sich mit seinem Reiter. Mit dem Hufe beschädigte er den Grafen so am Kopfe, daß dieser, trotz dem, daß ihn die geschickte Hand Schregers trepanirte, doch einige Tage darauf seinen Geist aufgab. Der Herzog war von diesem Unfall tief ergriffen, so wie auch die ganze Einwohnerschaft, welche diese treffliche Familie hochverehrte, den innigsten Antheil an diesem Trauerfalle nahm."

Manches berichtet sodann der Verfasser von der Maurerei, der er stets sehr anhänglich geblieben ist, und von der Markgräfin Sophie Karoline Marie, die von 1764—1817 ihren Wittwensitz in Erlangen nahm, eine Dame, welcher Herr Martius ein sehr ehrendes Andenken weiht. Als des Verfassers Sohn die große Reise nach Brasilien in Begleitung von Spix unternahm und glücklich vollendete, wurde auch der Vater dem König in München vorgestellt. Wir erfahren bei diesem Anlaß mehrere überaus schöne Charakterzüge von Maximilian Joseph, unter andern folgenden: „Einst geht er am frühen Morgen im englischen Garten spazieren, und begegnet einem Soldaten. Es entgeht ihm nicht, daß dieser, indem er sich in Parade aufstellt, etwas verbergen möchte, das er in der linken Hand trägt. „Was hast du in der Hand?" — Der Soldat erröthet, als wenn es sich für ihn nicht schicke, und zeigt zögernd einen Blumenstrauß. „Euer Majestät, Vergißmeinnicht." Der König legt sein schönes Gefühl in das Wort; er nimmt den Strauß, theilt ihn, gibt dem Krieger die eine Hälfte zurück, und spricht; wir theilen, Vergißmeinnicht! — Der gerührte Soldat nahm den halben Strauß wie ein heiliges Unterpfand; er blutete auf manchem Schlachtfeld für seinen König, und erwarb sich von ihm die goldene Medaille. Diese Anekdote gab Stoff zu einem Soldatenlied, das während des russischen Kriegs in der Armee gesungen wurde." Ferner heißt es von König Max: „Für naturhistorische und mathematisch-physikalische Wissenschaften hatte er eine Vorliebe, und überhaupt für alle Kenntnisse, die sich praktisch nutzbar machen. Darum legte er auch einen besondern Werth darauf, einen Reichenbach und einen Frauenhofer unter seinen Staatsdienern zu besitzen, und erinnerte sich mit Vergnügen daran, daß er selbst den letztern der Wissenschaft zugeführt hat. Es ging damit folgendermaßen zu: Im Jahre 1801 stürzten in dem sogenannten Thiereckgäßchen plötzlich zwei alte Häuser zusammen, und verschütteten mehrere ihrer Einwohner. Zu ebener Erde wohnte ein Glasschleifer, bei welchem Frauenhofer als Lehrling stand. Max Joseph, damals noch Churfürst, erschien alsbald auf dem Schauplatze des Unglücks und ermunterte zu rüstiger Hülfe. Man hörte aus dem Schutthaufen nach Hülfe rufen. Es war Frauenhofer, der zwischen Gebälk und einigen Kisten lag. Mit großer Mühe ward endlich der halbtodte Knabe hervorgezogen, und der Churfürst befahl für seine Pflege und Herstellung zu sorgen, und als er ihm vorgestellt wurde, beschenkte er ihn mit 18 Dukaten und versprach, Vaterstelle an ihm zu vertreten. Nächst dem Monarchen nahm sich besonders der geheime Rath von Utzschneider des Knaben an, und schickte ihn, auf seine Bitte, sich in Mathematik ausbilden zu dürfen, zu dem Professor Magold nach Landshut. Auf eine so wunderbare Weise ist Frauenhofer, eine Zierde der Bayern, erhalten und dem Beruf zugeführt worden, welchen er durch sein eminentes Talent verherrlicht hat."

Im Jahr 1842 hatte der Verfasser das seltene Glück, seine goldene Hochzeit zu erleben, deren Feierlichkeiten er mit beneidenswerthem Frohsinn nun als Neunzigjähriger beschreibt. — Diese wenigen Notizen über das Buch mögen hinreichen, es solchen Lesern freundlich zu empfehlen, die sich gern in die alte Zeit zurückversetzen. Hier sehen sie sie eben so anspruchslos als vorurtheilslos wie in einem treuen Spiegel.

Naturkunde.

1) Petrefactenbuch oder Versteinerungskunde mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Mit 64 Tafeln. Von Dr. F. A. Schmidt. Stuttgart, Hoffmann. 4.

2) Giftpflanzenbuch; Naturgeschichte sämmtlicher Giftgewächse. Mit Abbildungen sämmtlicher inländischen und vieler ausländischen Gattungen von Fr. Berge und Dr. V. A. Riecke. Daselbst. 4.

3) Conchilienbuch, Naturgeschichte der Schnecken und Muscheln, mit 46 Tafeln, von Berge. Daselbst. 4.

An die große Naturgeschichte von Oken hat der Verleger nach und nach mehrere populäre Monographien angeschlossen, die sich durch zweckmäßige Kürze, gute Auswahl und Eleganz der illuminirten Abbildungen auszeichnen. So ein Eierbuch, ein Schmetterlingsbuch, ein Käferbuch. Hier folgt ein Petrefacten-, Giftpflanzen- und Muschelbuch. Bei den Petrefacten ist vorzugsweise auf Deutschland Rücksicht genommen, dessen begrabene Flora und Fauna keiner andern an Reichthum und Mannigfaltigkeit nachsteht. Je weniger die größern gelehrten Arbeiten über diesen Gegenstand dem Laien zugänglich und verständlich sind, um so verdienstlicher ist das vorliegende Buch, welches die Hauptformen der urweltlichen Pflanzen und Thiere treu darstellt und in dem verwickelten Gebiete die erste Orientirung gewährt. In derselben Weise schließt das Conchilienbuch den unendlichen Reichthum der Muschelformen in klar geordneten Gruppen auf, während das Giftpflanzenbuch zugleich das praktische Verdienst hat, Unglück zu verhüten, indem es den unkundigen Lesern, namentlich dem jugendlichen Alter die schädlichen Pflanzen kenntlich macht. Alle diese Bücher sind als Weihnachtsgeschenke zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 81. Sonnabend den 13. November 1847.

Neuestes Werk über Belgien.

Vlämisch-Belgien von Gustav Höfken. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. Bruxelles, C. Muquardt, 1847.

Holland und die Schweiz ließen sich im westphälischen Frieden förmlich vom deutschen Reichsverbande ausschließen, Belgien trat erst am Ende des vorigen Jahrhunderts aus demselben aus, als es von den Franzosen erobert wurde. Seitdem ist zweimal von den siegreichen deutschen Mächten in Paris der Friede diktirt, aber von jenen verloren gegangenen Ländern keines dem deutschen Bunde wieder einverleibt worden. Darüber Klage zu führen, liegt, wie Herr Höfken sich ausdrückt, unvergeßlicher Grund vor. Doch meint er mit Recht, daß Traktate weniger binden, als Gesinnungen, und daß an eine Wiedervereinigung der losgerissenen Theile mit der deutschen Gesammtheit erst dann zu denken sey, wenn sie alle ein Geist durchdringen wird. Die Geister aber haben sich getrennt. Nie würden jene wichtigen deutschen Grenzländer vom Reiche abgefallen seyn, wenn es ihnen die Freiheit gewährleistet hätte, die sie sich für ihre innern Volkszustände errungen hatten. Sie fielen alle nur ab, um, wie Herr Höfken richtig sagt, „für die verlorene Nationalität Bürgschaften demokratischer Freiheit einzutauschen." Allein wenn nun, namentlich seit der großen Umgestaltung in Preußen, alles dahin abzielt, jene Bürgschaften der Freiheit auch dem geographischen Rumpfe Deutschlands zuzuwenden, so fällt der Grund der Abneigung und Trennung für jene einst abgerissenen Glieder weg und es ist Zeit, alte Antipathien hier durch neue Sympathien zu verdrängen.

Die Belgier sind Deutschland in dieser Richtung schon ein Paarmal entgegengekommen, ohne von deutscher Seite hinlänglich verstanden und unterstützt worden zu seyn. Deßhalb hält es Herr Höfken, worin wir ihm vollkommen beistimmen, für dringend, auf alles, was in Belgien zu Gunsten deutscher Nationalität geschieht, aufmerksam zu seyn und demselben offene und laute Theilnahme zu schenken. Die Klage übrigens (S. 69) als ob die deutschen Blätter früher so gar nichts dafür gethan hätten, ist in Bezug auf unsere Blätter nicht gerecht, denn ein langer Artikel, mit dem wir den Jahrgang 1839 eröffneten, war ganz im Geiste des vorliegenden Höfken'schen Buchs geschrieben und fand auch warme Anerkennung in Belgien. Freilich reichte unsere Stimme damals nicht aus, die noch allseitig vorhandenen Vorurtheile zu besiegen, wie auch Herr Höfken selbst unter weit günstigeren Umständen noch die betrübende Erfahrung machen wird, daß die Saat frommer Wünsche, die er säet, nicht so bald reifen wird. Nur das gewährt Trost, daß die deutsche Bewegung in Belgien fortwährend im Steigen ist.

Man muß sich in der That wundern, bis zu welchem Grade von Rücksichtslosigkeit und Unverschämtheit die Anmaßungen der französischen Mode in Belgien gestiegen sind. Das Volk ist durchaus niederdeutsch mit einziger Ausnahme einer Minderheit von romanischen Wallonen, deren Patois jedoch auch nicht rein französisch ist. Bis zur französischen Revolution stand Belgien unter der österreichischen Regierung und es fiel Niemand ein, sich vor Gericht oder sonst öffentlich einer andern Sprache zu bedienen, als der niederdeutschen. Erst in der Revolution drang französischer Einfluß ins Land und behauptete sich tyrannisch zwanzig Jahre lang. Dann kam Belgien wieder, mit Holland vereinigt, unter einen niederdeutschen Herrn, sechzehn Jahre lang, und ist seitdem ganz selbstständig siebzehn Jahre lang. Also vor der französischen Herrschaft war Belgien über ein Jahrtausend hindurch von einem rein deutschen Volksstamm mit rein deutscher Sprache bewohnt und nach der französischen Herrschaft, die nur zwanzig Jahre währte, ist es wieder drei und zwanzig Jahre lang frei, und doch — nimmt heute eine gewisse Partei in Belgien die Miene an, als sey Belgien durch und durch französisch und niemals deutsch gewesen. „Jawohl, wenn man auf den Eisenbahnen fliegend bloß die belgischen Hauptstädte und deren erste „Hotels" besucht und selbst gern dabei sein bischen Bildung, bestehend in einem barbarischen Französisch, zu Markte trägt; dann sollte man verzweifeln, die schönen südlichen Niederlande jemals wieder in innig geistige Wechselwirkung mit dem großen Vaterlande und der deutschen Hochsprache treten zu sehen. Man hört kaum Anderes als französische Redesarten, natürlich noch mit der schlechtesten Betonung, ein Hin- und Herreden in denselben auswendig gelernten Wendungen, die banale Phraseologie der großen Route. Das Niederdeutsche verhält sich kleinlaut, nur hier und da wagt ein schlichter Vlaming, ein Weigand, trotz dem Naserümpfen äffischer Herrlein, sich in den Lauten auszusprechen, die er mit der Muttermilch eingesogen und daher im Herzensgrunde nicht vergessen hat. Anders aber, wenn man statt der Kaffee, Hotel, großen Theater und all der Kreise übertünchender und verflachender Civilisation die Herde aufsucht, wo das heilige Feuer des jedem Volke eingebornen Geistes unterhalten wird — den Kern des eigenen Volkes: hier anklopfend, antwortet noch der Klang von reinem Golde, und die Besorgniß, die Angst, der Jammer fallen einem von der Seele, die Hoffnung kehrt erwärmend wieder ein, und mit freudigem Muthe feiert das Gemüth ein Fest des Wiedererkennens und der Wiedervereinigung, das doppelt innig und süß ist, weil man darauf schon fast verzichtet hatte. Und Jeder kann diese Herde finden, der sie nur sucht: das ganze flache Land gehört dazu, ebenso die kleinern Städte, und in den größern das eigentliche ansäßige Volk."

Das Volk ist deutsch, aber seine Gesetze sind französisch,

seine Vertreter in der Kammer reden nur französisch, seine Richter richten nur französisch, seine Journale, seine Theater sind französisch. Am empörendsten ist das Verfahren vor Gericht, was daher auch schon zu den bittersten Klagen Anlaß gegeben hat. Der gemeine Mann, der kein Wort französisch versteht, muß sich von Leuten richten lassen, die nur französisch verstehen oder wenigstens affektiren, die eigene Volkssprache nicht zu kennen. Herr Höffen erzählt nach belgischen Quellen mehrere Fälle von Justizmorden, die rein in Folge von gänzlicher Nichtbeachtung der Volkssprache verübt wurden. Man wird an die Justiz erinnert, die Varus einst in Deutschland übte, und dürfte sich nicht wundern, wenn auch einmal ein echter Vläming seinem französischen Justizmörder die Zunge ausschnitte und zuriefe „nun zischle, Natter," wie ein Cherusker einst dem Römer that. — Hier nur eine Thatsache aus dem Werke des Advokaten Jottrand: „Auf der Bank der Angeklagten sitzt ein Greis mit kahlem Schädel, gebückten Hauptes. Sieh, wie Arbeit und Alter seinen Rücken gekrümmt haben. Es ist ein Landmann, der sicher von Kindbeinen an sein Stück Erde zur Fruchtbarkeit gezwungen hat. Ach, noch am Ende seiner Tage hat er seinen sonst so nützlichen und redlichen Lebenslauf zu Schanden gemacht; denn nach der Erklärung eines Feldwächters hat er einen Korndiebstahl begangen. In Erwartung des Urtheils des Gerichtshofes steht seine stockalte Frau unter den Zuschauern und weint; an ihrer Seite stehen drei starke Männer, das Haupt durch Scham niedergedrückt — es sind des Angeklagten Söhne, deren schwielige Hände beweisen, daß Pflug und Spaten das Spielzeug ihrer Kindheit waren. Endlich kömmt die Sache vor. Der Vlaming hört das Lesen des Anklageakts. Was sagt man von ihm, was bringt man Wahres oder Falsches vor, um seine Schuld zu beweisen? Er weiß es nicht, dieses verstoßene Mitglied des belgischen Volkes! Er vernimmt ihm unbekannte Klänge; er klagt darüber nicht, aber eine Thräne quillt aus seinem Auge und verzweifelnd bückt er den Nacken unter solch bittere Verdrückung. Ein nicht immer kundiger Ueberseter wirft endlich dem vlämischen Landmann wie aus Mitleid das Wort zu: „Ihr seyd des Korndiebstahls beschuldigt." — Folgen die Zeugen: die sich französisch ausdrücken, werden vom Angeklagten nicht verstanden, die vlämisch sprechen, bleiben den Richtern unverständlich. Herrliche Rechtspflege! Endlich hellt sich die Sache auf: der Landmann soll eines frühen Morgens um zwei Uhr eine Last reifen Kornes vom Felde nach Hause tragen, vom Flurschützen angetroffen worden seyn. Der Letztere erklärt, daß der Angeklagte ihm zu jener Stunde Verzeihung („vergiffenis") mit der Bitte abverlangt habe, von dieser frühzeitigen Begegnung nicht zu sprechen. Der Vlaming erwiedert: freilich habe er den Feldwächter ersucht von dem frühen Korntragen nicht Redens zu machen, um in keinen schlechten Verdacht im Dorfe zu kommen; wegen vieler Arbeit an jenem Tage sey er schon so frühzeitig nach seinem eigenen Felde gegangen und habe dort das Korn geschnitten. Auf seine Aufforderung erklärt auch der Flurschütz, daß er in der That keinen Korndiebstahl in der Gemeinde habe entdecken können, und daß der Angeklagte wirklich ein Feld besitze, mit Getreide solcher Art bestellt als er gestohlen haben soll. Alle Zuhörer die beide Sprachen verstehen, erachten den Landmann für unschuldig und zweifeln nicht an seiner Freisprechung; sie sagen es der weinenden Frau und ihren Söhnen, die nun hoffnungsvoll ihr Haupt wieder aufrichten — die Schande wird es nicht treffen. Hört, der königliche Anwalt trägt auf eine Strafe an; er spricht französisch. Der Vertheidiger antwortet — französisch. In seiner Unkenntniß dessen was um ihn vorgeht, wächst die Hoffnung des Vlaming; doch der Staatsanwalt, der den wahren Sinn der vlämischen Erklärung des Beschuldigten nicht verstanden hat, bleibt dabei stehen, daß er „Vergebung (vergiffenis)" verlangt und so seine Missethat bekannt habe — Die Sache läuft zu Ende, der Vorsitzer verkündet den Spruch; jedes Auge haftet auf seinem Munde. Wie klopft das Herz der Mutter und der Söhne! Es gilt hier ein ehrliches Leben oder ein ewiges Brandmal. Sieh, sie beben, aus ihren Augen sprüht wildes Feuer, und auf einmal rasselt aus ihren Kehlen ein schneidendes Klagegestöhne, das wie Racheschwur gen Himmel steigt — — — Verurtheilt zu zwei Jahren Gefängniß."

Die Klagen der Nationalpartei werden in Folgendem zusammengefaßt:

1) Von Uralters her ist die deutsch-belgische Bevölkerung in allen ihren bürgerlichen und rechtlichen Angelegenheiten vlämisch verwaltet worden, und zwar ausschließlich vlämisch; heute wird sie es französisch, und zwar so gut wie ausschließlich französisch.

2) Die Wallonen werden heute, ohne vlämisch zu verstehen, zu den öffentlichen Aemtern in den vlämischen Provinzen zugelassen, wo nichts sie zwingt sich die Landessprache anzueignen. Dieses Privilegium besitzen die Vlamingen nicht.

3) Ein Vlaming, der nur seine Muttersprache redet, ist thatsächlich für unfähig erklärt, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden, nicht bloß in den wallonischen Provinzen, sondern auch zu Hause.

4) Ein Vlaming zu Brüssel verlangte jüngst den Gebrauch der vlämischen Sprache bei Abfassung eines Civilakts, den er zu unterzeichnen hatte, und der seine mündliche Erklärung von der Geburt seines Kindes getreu erhalten sollte; es kam darüber zum Prozesse, und der bürgerliche Gerichtshof von Brüssel hat ihm das Recht abgesprochen, zu verlangen, daß der von ihm zu unterzeichnende Akt in einem ihm verständlichen Idiom, nämlich in der Muttersprache, abgefaßt würde.

5) In Gent und anderwärts hat das öffentliche Ministerium sich geweigert, von der vlämischen Sprache Gebrauch zu machen, selbst als die Beschuldigten erklärten, von der Anklageakte und den Verhandlungen kein Wort zu verstehen.

6) Bei der Armee wird alles französisch verwaltet, und erscheint dieses vielleicht auch wünschenswerth für die Einheit des Befehls, so steht doch immer der vlämische Soldat in allen Stücken, selbst in Erlangung des Sergeantengrades, vor dem wallonischen und dem Franzosen weit zurück.

7) Gleichwie im Heere und in der Rechtspflege geschehen auch alle schriftlichen Verhandlungen in der Finanzverwaltung französisch. Ja, die Zöllner auf der holländischen Grenze, wo das Volk kein Wort Französisch versteht, haben durch ministerielles Rundschreiben vom 26. Julius 1833 Befehl erhalten, fortan selbst alle Protokolle über irgendwelche Gesetzesverletzungen ausschließlich in französischer Sprache abzufassen.

8) Das Französische herrscht auch in den Schulen, und der höhere Unterricht in der niederdeutschen Sprache und Literatur ist völlig unterdrückt.

Wenn während der kurzen Franzosenherrschaft in Belgien der Nationalkonvent und später Napoleon alles that, um die Provinz zu gallisiciren und zu entgermanisiren, so muß man das natürlich finden; aber die gegenwärtige Regierung hat nicht den mindesten Grund, das nationale Element zu unterdrücken; im Gegentheil muß es ihre Politik seyn, was die Politik Maximilians in Tirol war, sich ganz in den „warmhaltenden Rock" der Volksthümlichkeit einzuhüllen.

Aber gerade das fürchtet die französische Partei, deßhalb benutzt sie den augenblicklichen Vortheil, den ihr die Herrschaft der französischen Mode bei den höhern Klassen und beim lesenden Publikum gewährt, um jeden Versuch nationaler Erhebung

schon im Beginn zu erdrücken. Der Verfasser läßt uns einen Blick in die Universität Gent thun, um uns zu zeigen, wie der Troß der französischen Partei in einer echt deutschen Stadt gegen deutsche Bestrebungen aufzutreten wagen darf: „Nachdem die Umwälzung von 1830 die holländischen und deutschen Professoren, die König Wilhelm mit großen Opfern nach Gent gezogen, aus Belgien vertrieben hatte, und die Universität nur mit genauer Noth ihrer völligen Auflösung entgangen war, boten sich nicht weniger als siebenhundert Personen für die Besetzung der ledig gewordenen Lehrstühle an. Die aus diesem Haufen von der neuen Regierung gewählten Professoren waren zumeist Franzosen oder doch gut französisch gesinnte Belgen, wie Verbeeck, Burggraeve, Timmermans, Moke, Hunt, Lamarle &c., und das Französische ward nun auch zu Gent die Sprache, in welcher man die Vlamingen unterwies. Ja, der größte Theil des neuen Genter Professorats suchte der vlämischen Bewegung, zum Vortheil der französischen Literatur und Bildung, es sey öffentlich oder mit geheimen Mitteln, aus allen Kräften entgegenzuwirken. Wie gesegneten Fortgang es damit hatte, davon sah man bald sprechende Beweise. Professor Bormans kündete ein Kollegium über niederdeutsche Sprache und Literatur an, und die Zahl seiner Zuhörer beschränkte sich damals auf Null. Natürlich, alles was nur nach vlämisch roch, ward systematisch verfolgt. Vorzüglich zwei Männer, die mehr durch „Cameraderie“ als durch Verdienst unter den Belges illustres einen Platz bekleiden, zeigten sich dabei thätig: die Professoren Moke und Hunt. Ersterer, in Frankreich erzogen, wo er seine ersten Novellen herausgab, und von wo er nach Belgien heimkehrte, um Anhänger für die große Nation zu gewinnen, hat eine Histoire des Francs und eine Histoire de la Belgique geschrieben, die zwar viel gelesen werden, in Wahrheit aber nur zwei historische Romane oder besser romanhafte Geschichten sind. Er schrieb zwar kein traité gegen das Vlämische, bekämpfte es nie mit offenem Visir, aber eben darum ist er nur ein um so gefährlicherer Feind: seine Pfeile schnellt er auf versteckte Weise fort, und sie treffen und verwunden um so sicherer, als sie unerwartet kommen. Nicht minder enthusiastisch für alles was von der großen Nation kömmt, ist Hunt, der gleich Mole nach Belgien herüberwehte, als die Umwälzung ihm hier die Aussicht auf einen reichern Herbst erschloß. Er versteht es wie jener, sich durch einschmeichelnde Rede Freunde zu erwerben, aber auch mit Honig auf der Zunge das vlämische Gefühl im Herzen seiner Zuhörer auszurotten, wozu ihnen alle Mittel recht sind. Einst unternahm Dr. Wolf Vorlesungen über deutsche Alterthumskunde. Herr Hunt unterließ nicht der ersten Vorlesung zur Hälfte beizuwohnen, und nahm ein solches Aergerniß daran, daß er sich, bevor er den Saal verließ, gegen einige Studenten auf eine nicht ziemliche Weise über den deutschen Doktor äußerte. In den folgenden Vorlesungen war Herr Hunt nicht leiblich anwesend, wohl aber sein Schatten, denn ein Dutzend Studenten gaben sich die größte Mühe, durch ihr Scharren und Lachen den Vortrag zu stören. Die Zahl der Lärmmacher wuchs von Tag zu Tag, man lachte und schrie, man trommelte auf Thüren und Fenster, bis Herr Wolf endlich die Vorlesungen abbrach und das Feld räumte. Niemand erwähnte weiter des Vorgangs, über den der grimmlachende und spottende französische Geist seine schützende Hand ausgestreckt hielt. Es waren dieselben Ruhestörer, die ein ander Mal einen Professor der Rechte (Lefebvre), dem die Franzosen übelwollten, auf ihre Art von seiner Stelle verdrängten, nachdem selbst ihr guter Freund Alain, die rechte Hand des Herrn Nothomb, dazu unmittelbar nicht behülflich seyn wollte. Man verleumdete den Professor auf jede Weise und hetzte die Studenten gegen ihn auf; diese schrien und tobten in den Vorlesungen Lefebvre's, zuletzt stellten sie unter seinen Stuhl eine Rakete, die in dem Augenblicke losbrannte, wo der Professor sich niedersetzen wollte. In solcher Leute Hand sind auf der Universität Gent Geschichte und Philosophie gelegt!“

Man muß indeß die Umstände erwägen, um zu begreifen, daß es mit der Rückwirkung deutscher Volkskraft gegen dieses französische Unwesen nicht rasch gehen kann. Der König, obgleich ein Deutscher, wurde gleich beim Antritt seiner Regierung zu eng ins französische Interesse gezogen, um direkt feindlich gegen den französischen Geist auftreten zu können und es kann ihm nicht verargt werden, daß er die kommende Entwicklung abwartet, ohne sie leiten zu wollen. Die Kammern sind in einer dermaßen antiholländischen Erbitterung geboren worden, daß ihre französischen Sympathien auch einer nähern Erklärung nicht bedürfen. Daß aber auch der Gesellschaftston, die Presse, das Theater &c. französisch sind, daran ist der geringe Widerstand Schuld, welchen die Volksbildung dem Einfluß französischer Sprache und Mode entgegensetzen konnte. Der Klerus war im spanischen, nicht deutschen Geist erzogen und wendete seine Blicke nach Rom, wie die gebildete liberale Partei sie nach Paris wendete. Das gemeine Volk empfing also weder vom Klerus noch von den höhern Klassen eine Ausbildung seines deutschen Elementes. Von deutscher Literatur nahm es ohnehin keine Notiz, und las selbst in der vlämischen Sprache nur wenig; also war es der Minderheit gebildeter Vlämingen unendlich schwer, der herrschenden französischen Mode und einem phlegmatischen und wenig oder nichts lesenden Volke gegenüber die nationale Fahne siegreich aufzupflanzen.

Dennoch ist die vlämische Bewegung im Steigen. Sie begann erst 1840 sich öffentlich kund zu thun durch die berühmt gewordene Bittschrift, die mit hunderttausend Unterschriften bedeckt den Kammern die Beschwerden der Volkspartei vorlegte und die Muttersprache für die Justiz, Verwaltung und Schule zurückfordert. Die Bittschrift wurde mit studirter Kälte aufgenommen und ad acta gelegt. — Vier Jahre später tauchte in Brüssel die erste große Zeitung in vlämischer Sprache auf, die mit Geist und Feuer die vlämischen Interessen vertheidigte, aber aus Mangel an Unterstützung noch in demselben Jahre wieder einging. — Das alles entmuthigte die vlämischen Patrioten nicht. Sie fanden einen Boden im Volke, der fruchtbarer als das Papier ist, nämlich in den Singvereinen oder Liedertafeln. Was der unsterbliche Willems und seine Schule gethan für die Wiederbelebung der altniederländischen Geschichten und Dichtungen, und was Dichter, wie Blomaerts, in begeisterten Liedern für Anfeuerung der vlämischen Jugend geleistet, das hätte vielleicht nur die Anerkennung der deutschen Gelehrten und eine kleine vorzugsweise gebildete Partei in Belgien selbst gefunden und wäre für die Masse des Volks verloren gegangen, wenn nicht in jenen Sängervereinen die Brücke in die Volksmasse hinübergeschlagen worden wäre, auf der das Verständniß und das Selbstvertrauen triumphirend einziehen. „Die Liedertafeln, als solche neugepflanzt, entsprechen doch völlig dem vlämischen Boden und sind, Dank den Sangpreiskämpfen, die sich allmählig dem übrigen Wettstreit anfügten, daraus wie durch einen Zauberschlag hervorgesprungen. In den Preiskämpfen der Rederyker von Westflandern besteht längst schon durchgehends ein Preis für den Gesang, und ebenso ist dieser Brauch seit mehreren Jahren wieder in Ostflandern, Brabant und Limburg aufgelebt. Hieraus sind denn die eigenen Liedertafeln oder Koormaetschappyn unmittelbar hervorgegangen, welche hinwieder die besondern Wettkämpfe im Gesang, die nun auch in den Städten aufkamen — früher nur noch in Dörfern — veredelten und erweiterten; die Alleinsänger wurden Nebensache, die Chöre Hauptsache. Gent, Dendermonde, Aelst, Brüssel und

andere Städte haben solche Wettpreise für deutsingende Chöre ausgeschrieben, und in Aelst ließen sich im Jahre 1841 zuerst an 300 Sänger hören, wozu vier Sangvereine von Gent, einer von Brüssel, zwei von Dendermonde und einer von Ninove beigetragen hatten. Das Hochdeutsche findet in diese Chöre mehr und mehr Eingang, wie namentlich in die Genter Gesellschaft Orpheus, natürlich neben der Sprache Artevelde's. Um jene Zeit schrieb auch die Stadtbehörde von Brüssel im Einverständnisse mit der Regierung Wettpreise im Gesang zur Feier der Septemberfeste aus, wozu sie sogar ausländische Liedertafeln einlud. Zweiundzwanzig Vereine erschienen auf dem Kampfplatze, unter ihnen zwei deutsche, Aachen und Köln, und zwei wallonische; alle übrigen waren vlämische. Die deutschen Liedertafeln riefen eine unbeschreibliche Begeisterung hervor, und wurden für die Vlamingen ein neuer Hebel. Doch was noch wichtiger ward, damals schlossen die Vlamingen zuerst mit den Deutschen eine Sangverbrüderung, die seitdem mehr und mehr befestigt worden ist. Uns lebt noch in froher Erinnerung wie auf dem Genter Sangfeste der vlämisch-deutsche Sängerbund feierlich geschlossen und poetisch geweiht worden und dann in Köln seine Bekräftigung gefunden hat. Wir Deutschen wissen es am besten zu schätzen, welche Bedeutung der Gesang in ethischer und vaterländischer Beziehung hat, und welch ein reicher nationaler Keim in diesen Liedertafeln und ihrer Verbrüderung schwellt. Im vlämischen Volksliede schwingt und erhebt sich die vlämische Volksseele, stärkt und läutert sich das nationale Bewußtseyn, und der Volksgesang läßt in den Herzen alle vaterländischen Quellen wieder aufsprudeln, die das Fremdjoch sich bemühte, bis in die Tiefen zu verstopfen."

Dem zu früh hingeschiedenen Willems widmet der Verfasser das ehrendste Andenken in der Auseinandersetzung seiner Verdienste. In welchem Geist er wirkte, möge der herrliche Vers darthun, den Herr Höffen von ihm mittheilt:

O, Belgier! euer Glück ist an die Sprach' gebunden.
Schlagt euer Geschichtsbuch auf: wo ihr euer Recht geschunden,
Euer Heil zertreten find't, ist eurer Sprach' dabei,
Und ihre Vertilgung stets das Ziel der Tyrannei!
Denn um ganz kunstgerecht ein muthig Pferd zu zähmen,
Muß man, durch Knechtsgebiß, vorall den Mund ihm lähmen;
Hierauf ja stets sann Spaniens, Frankreichs List zumeist,
Um zu erdrücken schnöd den niederländschen Geist.

Bemerkenswerth erscheint die Bosheit der französischen Partei, indem der vlämische Geist wächst. Herr Höffen bemerkt: „daß die französische Propaganda, die den König Leopold unbequem zu finden beginnt, weil er sich immer weniger als ein fügbarer Diener Frankreichs zeigt, kein besseres Mittel kennt, ihm die Volksliebe abzuwenden und neue Erschütterungen in dem jungen Staat vorzubereiten, als den König wie ein ergebenes Werkzeug der Jesuiten darzustellen. Aus diesen französischen Einflüsterungen erklären sich die neuerdings zum Vorschein gekommenen Zerr- und Spottbilder auf den König, den man früher bei allen Streitigkeiten, wie gebührlich, aus dem Spiel gelassen hatte."

Das Buch des Herrn Höffen verbreitet sich wie über die Geschichte, Literatur und Sprache, so auch über die materiellen Interessen Belgiens und knüpft auch in dieser Beziehung die deutschen Interessen an die belgischen an. Mit Recht verwirft er alle Eifersüchteleien auf deutschem Gebiet zumal, sie mögen heißen belgisch, holländisch, hamburgisch oder wie sonst. Wir bilden alle eine große kontinentale Einheit gegenüber England und sollten uns daher wechselseitig stärken, nicht schwächen. „Wird nun aber der Zollverein, nachdem Holland die Verträge mit Belgien und Rußland abgeschlossen und das Monopol der Handelsgesellschaft wiederum verlängert hat, auch jetzt noch zaudern, unserer bisherigen nachtheiligen und unwürdigen Handelsstellung Niederland gegenüber ein Ende zu machen und dadurch zugleich das Verständniß zwischen ihm und den deutschen Küstenstaaten zu beschleunigen? Differentialzölle würden den erwünschten Erfolg sichern, und wäre der Zollverein gleich nach Abschluß des Septembervertrags mit Belgien dazu geschritten, wahrscheinlich lägen alle jene Fragen und Zerwürfnisse gar nicht mehr vor, und der Verein hätte sich selber wie den beiden Niederlanden manche Schwierigkeit für jetzt und die Zukunft erspart. Das Versäumte sollte mit festem Schritte eingeholt werden. Obgleich die niederländische Regierung sich stets gegen jede Veränderung ihrer Kolonialpolitik stemmte, ist es Belgien dennoch gelungen, sie dazu zu zwingen — und was Belgien vermag, das sollte Deutschland nicht können? Ich will keine Trennung, im Gegentheil, mich leitet die innige Ueberzeugung, daß Deutschland, Belgien, Holland zu einander gehören, daß sie sich gegenseitig nicht entbehren können zu ihrer wahren Unabhängigkeit und Wohlfahrt, zu ihrer Größe und ihrem Glück. Nur müssen die Handelsverhältnisse wechselseitig auf billigen Grundlagen gestützt werden; Niederland ergänzt Belgien und Deutschland, so weit sie ohne eigene Kolonien sind, aber diese Länder ergänzen noch mehr Niederland, indem sie die Hauptmärkte für seine Kolonialerzeugnisse bilden und vereint mit ihm die Kräfte zu einer großen Kolonial- und Seemacht entwickeln können. Damit diese Verhältnisse aber wahrhaft billig und wechselseitig werden, muß der Damm des holländischen Monopols, den Belgien an einer Stelle bereits durchbrochen hat, für uns vollständig verschwinden, und dahin führt nur die That. Es muß endlich — unmöglich ist's zu läugnen — gehandelt werden."

Auch über das Gemeinde- und Armenwesen in Belgien spricht sich Herr Höffen ausführlich aus, wobei er eine sehr praktische Bemerkung über den Kommunismus macht. „Sofern der Kommunismus das menschliche Glück außer dem Staate, den er verneint, außer der Familie, dem Erbrecht und Eigenthum, auf den willkürlichen abstrakten Begriff einer atomistischen Menschheit, deren alleiniges Band zuletzt der gröbste Materialismus und die furchtbarste Unterdrückung der Schwachen durch die Starken seyn würde, begründen und den Krankheitsstoff im gesellschaftlichen Körper so durch ein tödtendes Gegengift vertreiben will, findet er in Belgien und Niederland so wenig als in der Schweiz, trotz des von dort aus erklingenden kommunistischen Lärmens, einen empfänglichen Boden."

Da sich auch eine neue Malerschule in Belgien gebildet hat, welche den Ruhm der altniederländischen Maler zu erneuern strebt, widmet Herr Höffen auch ihr seine wärmste Theilnahme.

Zum Schluß wollen wir noch mit Herrn Höffen in Uebereinstimmung den Wunsch ausdrücken, die Namen Flamänder und Flamländer möchten, als einem französischen Mißbrauch nachgestümperl, aus unserer Literatur verschwinden und wir möchten uns ferner nur des echten Namens der Vlamingen bedienen. Uebrigens ist dieser Name, obgleich ihn die deutsche Partei in Belgien selbst generalisirt, ursprünglich nur der specielle Name der Einwohner von Flandern und wird erst jetzt auch auf die Brabänter, Gelderländer &c. ausgedehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 82. Dienstag den 16. November 1847.

Erdkunde.

Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie. Dreizehnter Theil, 3tes Buch. Oder: die Erdkunde von Asien, 8ter Band, erste Abtheilung. Oder: Vergleichende Erdkunde von Arabien, zweiter Band. Von Karl Ritter. Berlin, Reimer, 1847.

Ritters Meisterwerk ist nun bis zum dreizehnten Bande vorgeschritten. Wir entwarfen in Nr. 68 unserer vorjährigen Blätter eine kurze Anzeige vom ersten Theile der Beschreibung Arabiens, welchem jetzt der zweite rasch nachgefolgt ist. Dieser zweite Theil dringt ins eigentliche Herz Arabiens, nämlich in Mekka und Medina ein.

Im Eingange wird auf den wachsenden Einfluß der Engländer in Arabien aufmerksam gemacht. Die Engländer müssen Herrn des rothen Meeres seyn, um den Weg nach Ostindien offen zu haben und um den Kaffeehandel zu beherrschen. Eine Zeitlang versuchten sie, Mehemet Ali für ihre Zwecke zu benutzen, da ihnen dieß mißlang, gehen sie auf unmittelbaren Besitz aus. „England, das viele vergebliche Versuche gemacht, sich den großen Gewinn des Dschiddeverkehrs zuzuwenden, ward in den wiederholten mit Egypten abgeschlossenen Traktaten fast immer getäuscht, weil der Vicekönig nicht an deren Erfüllung hielt; es sah daher bald ein, daß es unter einem fremden Protektorat des Egyptiers sein Ziel nicht erreichen könne, sondern nur durch Besitz, der ihnen Selbstständigkeit und Nachdruck verlieh. Seit der Beschiffung des rothen Meeres und der Einrichtung der Dampfschifffahrt waren die Küsten und Städte durch Aufnahme im rothen Meere der englisch-ostindischen Compagnie ein Studium, das sie, als ihnen auch die Zusage der Kohlenstationen keine Sicherheit gewährte, zur Besitznahme von Aden drängte. Damit war der erste Schritt geschehen, dem die andern nachfolgen müssen, die Ablenkung des Kaffeehandels von Sanaa nach Aden, sobald sie nur die Landroute dahin aus dem Innern durch ihren Einfluß gesichert haben werden; diesem wird das Supremat am ganzen Litorale des Tehama nachfolgen, bis Dschidde, wo schon der zweite bedeutende Schritt, wie F. Fresnel sagt, zum Staunen der zelotischen Bewohner dieser Hauptpforte zur Kaaba geschah, indem es in seinen Mauern ein europäisches Konsulat errichten sah mit der englischen Flagge vor dem Hause, die von den Batterien von Dschidde mit 21 Kanonenschüssen salutirt werden mußte, und seitdem Europäer im Frack und europäischer Uniform in seinen Straßen umhergehen."

Dschidde ist der Schlüssel zum Innern Arabiens, die Pforte, durch die man nach dem heiligen Mekka pilgert. Hier, wo so viele Wallfahrer aus allen Theilen des Südens und Westens der muhamedanischen Welt zusammentreffen, ist ein Hauptort für das Völkerstudium. „Künstler sollten dann dahin gehen zum Studium der lebendigen Gallerie menschlicher Gestaltungen von größter Schönheit, in ausgezeichnetester Herrlichkeit der Formen wie der Farben der verschiedensten Racen, die sich dem Auge nur darbieten können: der semitischen, kaukasischen, indo-scythischen und afrikanischen. Nur der Ihram, der schmale Streif Zeug um die Hüften geschlagen und ein weißes Tuch über die Schulter gehängt, die einzig dem Pilger erlaubte Bedeckung während seiner Wallfahrtszeit, wenn er durch Dschidde ziehe, lasse die ganze Menschengestalt in voller Bewegung, in allen Stellungen und Gebehrdungen studiren. Die Nacktheit des Kopfes, ein Hauptgesetz des Ihram, lasse cranioIogische Beobachtungen zu, wie an keinem andern Orte der Welt, denn hier zeige sich der Schädel ohne Haarwuchs in seinem unverstellten Baue. Die Verschiedenartigkeit, die Noblesse, die Grazie, oder die Seltsamkeit der Pilgeraufzüge vor oder nach dem Ihram in ihren nationalen Kostüms durch die Straßen der Stadt ziehen zu sehen, ist nur Nebensache gegen das weit höhere Interesse, alle Racen der Welt in ihrer nackten Menschengestalt, wie sie aus der Hand des Schöpfers kamen, in ihrer ernstesten, religiösen Stimmung, deren sie fähig sind, beobachten zu können, wobei der Nacktheit ungeachtet, die in der übrigen Welt als Indecenz erscheine, hier der höchste Grad des Anstandes vorherrsche, der nie durch irgend eine Art der Indecenz verletzt werde." Bei diesem Anlaß citirt der Herausgeber die Worte Fresnels in Bezug auf die Acclimatisation der Europäer im Orient. „Fast allen Europäern, bemerkt derselbe, die länger im Orient lebten, sey es eben so wie ihm gegangen, Nichts darüber schreiben zu können; dagegen es den Touristen, die nur einmal wie Zugvögel hindurch fliegen, leicht sey, dicke Bücher darüber zu Stande zu bringen. Habe man das erste Staunen und Bewundern, oder den ersten Schreck und Ekel im Orient überwunden, so lebe man dort auf eine so ganz andere Art wie in der Heimath, daß man keine Worte mehr in der heimathlichen Muttersprache finden könne, daß Alles sammt dem neuen Urtheile, das man sich bilde, zu bezeichnen: denn die neue Existenz im Orient sey sehr schwer dem Occidentalen begreiflich zu machen. Dagegen schreibe der bloße Passagier den ersten unmittelbaren Eindruck richtig und gut nieder, was jedoch sehr fern sey von einem Urtheile oder einer Würdigung. Der in Dschidde einheimisch gewordene nehme z. B. keine Rücksicht mehr auf das Romantische oder Pittoreske der wechselnden Trachten; aber dagegen erkenne er sogleich, was darunter verborgen sey, ob Osmanli oder Fellah,

Kopte oder Beduine, Griech oder Syrer, Moggrebin oder Mann von Hedschas, Hindu, Nubier, Jude oder Mann aus Sennaar, und damit Gang, Vorurtheile, Sinnesart rc."

Vom Namen des rothen Meeres, über den so viel gestritten worden, erhalten wir hier folgende Erklärung: „Die rothe Stammrace der Himjariten war die noble, im Gegensatz der schwarzen, von jeher, wie bei den Egyptern auf allen Wandgemälden und so Aethiopen, die unter dem Namen der Chus, vor Nimrods Zeiten, die beiden Ufer Arabiens und seine Südküste, wie das gegenüberliegende Aethiopien besetzt hatten. So wäre begreiflich, wie auch das Meer von der nobeln Race seiner rothen Anwohner, der Himjariten oder Sabäer, den Namen der Himjar (identisch mit Erythras und erythräisch) erhielt, wie es heute noch Bahr Jemen oder Meer Jaman heiße, und jener Name eben auch durch Phönicier zu den Griechen gelangen mochte."

Die Hauptsachen in diesem inhaltreichen Bande sind die Schilderung der heiligen Städte Mekka und Medina und des muhamedanischen Wallfahrtssystems, das durch die Karawanenzüge zum Handel in unmittelbarer Beziehung steht, ferner die Geschichte der Wechabiten und die Monographien des Kaffees, des Kameels und der Dattelpalme. Jedermann kennt die Gründlichkeit und die fast unermeßliche Belesenheit Ritters, wovon er hier neue Beweise gibt. Wir wollen hier nur einige interessante Momente hervorheben. Vom Kaffee weist der Verfasser nach, daß er nicht ein echt arabisches, sondern ein aus Afrika erst nach Arabien eingeführtes Produkt sey; wogegen umgekehrt das Kameel als ein echtarabisches Thier früher in Afrika nicht zu Hause war und erst dahin verpflanzt werden mußte. Auf den altegyptischen Wandbildern kommen alle möglichen Thiere vor, nur nicht das Kameel; auch die Karthager kannten es nicht. Das Kameel gehört durchaus der Wüste an; nur auf sandigem und steinigem Boden kommt es fort, in gutem Boden erkranken seine Füße und es verkommt. Die Vorsehung hat aber dieses Thier ausdrücklich geschaffen, um den Menschen das Leben in der Wüste möglich zu machen, ja um den Wüstenbewohner zu veredeln. Ungemein geistreich und zugleich vollkommen wahr ist, was der Verfasser über den stillen Einfluß des Thiers auf den Menschen sagt S. 621: „Es müßte auffallen, wenn ein solches Thier, mit diesen Eigenschaften begabt, nicht ebenfalls, wie der wenn schon weit schlanere und geistreichere Elephant in der gras- und waldreichen tropisch-indischen Welt, für die sein Organismus ganz individuell geschaffen erscheint, wenn, wie gesagt, das Kameel nicht auch in seinem subtropischen, arabisch-lybischen Wüstenstrich des Planeten, dem es als lebendiges Komplement des dasigen ganzen Naturkomplexes nothwendig angehört, um auch diesen erst zu einer vollen Harmonie der Erscheinungen zu erheben, nicht auch, wie jener, zu einer höhern Bedeutung für primitives Natur- und Völkerleben und zu einem durchdringenderen Einfluß auf die ganze irdische Existenz und Entwicklung menschlich-lokaler Bevölkerungen in der ihm angewiesenen Sphäre seiner Planetenstelle gelangt wäre, während der langen Jahrtausende seiner individuellen Wirksamkeit in der Vorzeit und Nachzeit. Und wirklich zeigt sich, von diesem Standpunkte aus betrachtet, das Kameel im großen Haushalt der Natur- und Menschengeschichte von der einen Seite als Wüstenerhalter, als Wüstenbeleber, von der andern als Völkerbildner und Träger der patriarchalischen Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts. Wie ganz anders sein lokaler Gefährte, das arabische Pferd, dessen edles Thiergeschlecht nicht zur Festhaltung von patriarchalischen Völker-Individualitäten bestimmt war, sondern in seiner weiten Verbreitungssphäre durch alle Naturverhältnisse und alle tellurischen Räume, wie in seiner vielseitigsten Ausbildungsfähigkeit für alle Kulturverhältnisse der Völker, seinen Kosmopolitismus für die ganze Erde zur Mitgift erhielt."

Zu dem, was der Verfasser über die Dattelpalme sagt, erlauben wir uns noch einige Zusätze. Prosper Alpinus (de plantis Aegypti p. 11) führt den Aberglauben an, die Palme werde vom Himmel her ernährt und nicht aus der Erde durch die Wurzeln, da ihr Stamm viel zu dünn sey, um die volle Krone zu nähren und zu tragen. Auf die Befruchtung der Palme, die jährlich von den Damen des Sultans an einem feierlichen Palmfest vorgenommen wird, dürfte schon das Hohelied 7. 8. anspielen. Daß die weiblichen und männlichen Palmen sehnsüchtig ihre Zweige gegen einander ausstrecken und sich aus der Ferne zu einander neigen, beschreibt schon Achilles Tatius in der Leukippe I. 17 und Theophilaktos Dial. 4. Die sehnsüchtige Liebe zweier Palmen in Brindisi und Otranto begeisterte im Jahe 1505 den Pontanus zu einem lateinischen Gedicht. — In Bezug auf die altegyptische Symbolik, derzufolge die Palme das Jahr bedeutet, weil sie alle Monate eines ihrer zwölf Blätter fallen läßt und erneuert (Horapollo I. 3), glaubt Karl Meyer in den Münchner gelehrten Anzeigen 1841 N. 240, sogar der deutsche Name Jahr sey abzuleiten von har, dem egyptischen Namen des Palmzweigs. In Bezug auf die namentliche und sinnbildliche Identität der Palme mit dem Vogel Phönix (Plinius Naturg. XIII. 4) ist bemerkenswerth, daß in den römischen Katakomben auf altchristlichen Gräbern der Phönix auf den Palmen sitzend vorkommt, beides vereinigte und identische Sinnbilder der sich erneuernden Lebenskraft und also auf Gräbern die Verheißung der Wiedergeburt. Auffallend erscheint demnach auch die jährliche feierliche Verbrennung eines Palmbaums an der Küste von Malabar. Sie erfolgt jedesmal nach der großen Regenzeit im November, dem indischen Frühlinge. Vergl. Paullinus brahm. Götterlehre S. 256. Baldäus S. 489. Sonnerat I. 200. Die Verbrennung der Palme geschieht zu Ehren des Gottes Wischnu und zum Andenken an den Sieg desselben über den Riesen Bely, den er in die Unterwelt verbannte und der seitdem die Unterwelt beherrscht und nur an einem einzigen Tage im Jahr, eben dem der Palmverbrennung, die Oberwelt besuchen darf. Das erinnert an unsere brennende Weihnachtsbäume und an die Saturnalien der alten Römer. Bely verhält sich hier wie der alte Gott Saturn, welcher das ganze Jahr über gefesselt ist und nur am Neujahrstage frei wird, welchen Tag über ihm zu Ehren auch alle Sklaven frei seyn müssen rc. Bely ist nichts anders als Baal, Apollo, der Sonnengott, aber in der Bedeutung der alten, immer untergehenden, immer den Jahreslauf vollendenden Sonne. Sofern die Palme ihr Sinnbild ist, klingt sogar in ihrem Namen der Name Beli, Baal an. — Diese Symbolik greift auch in unseren Norden herüber. Nach der Voluspa (48) besiegt der Gott Freyr den Riesen Beli, wie Wischnu den Bely, und zwar mit einem Hirschhorn. Nach der deutschen Sage besiegt Wolfdieterich den Bellian; nach der keltischen Sage Tristan den Bellagog. Daß hier nicht bloß ein Namenspiel obwaltet, sondern auch die Begriffe verwandt sind, geht nicht nur aus der Bedeutung des Freyr, Wolfdieterich und Tristan als Personifikation der ewig jungen Sonnenkraft im Gegensatz gegen das alte Jahr und den Winter hervor, sondern erhellt aus dem Sinnbild des Hirschhorns, das dem Freyr zur Waffe dient. Der Hirsch ist nämlich in der nordischen Symbolik das Surrogat für die südliche Palme, weil auch er, wie die Palme ihre Zweige, jährlich seine Hörner ablegt. Die indische Symbolik selbst bringt beide Sinnbilder, die Palme und den Hirsch, in nahe Beziehung. Nach Paullinus a. a. O. 113 hat die vier-

armige Göttin Sarasvati (die Zeit, als Gemahlin Brahmas, des Raums) vier Attribute. In der einen Hand trägt sie ein Beil, womit sie ein Palmblatt abgehauen hat; in der zweiten trägt sie eben dieses Palmblatt; in der dritten einen Griffel, um auf das Palmblatt zu schreiben, und in der vierten einen Hirsch. Das soll heißen, die Zeit entflieht so schnell wie ein Hirsch, aber jedes Jahr, welches sie zurücklegt, geschehen denkwürdige Dinge, und deßhalb ist Sarasvati nicht nur Göttin der Zeit, sondern auch der Weisheit und die Muse der Geschichte. Dieselbe Symbolik wiederholt sich im Kult der großen Mutter zu Ephesus. Auf einer ephesischen Münze (Beger thesaur. numism. 503) sieht man den Hirsch noch neben der Palme, auf andern Bildwerken dieses Kreises jedoch meist nur den Hirsch allein. Dagegen spielt die Palme wieder eine bedeutende Rolle in der Mythe der Latona. Indem sich diese Göttin nämlich zur Geburt des Apollo und der Artemis (der Sonne und des Mondes) anschickt, hält sie sich an einer Palme. Ovid met. VI, 335. Aelian var. hist. V. 4. Hyginus fab. 53. 140. Jakobs griechische Anthologie II. 218. Auch hier bezieht sich das Sinnbild der Palme unzweifelhaft auf die ewige Dauer der Zeit und auf die Wiedergeburt (zunächst des Lichts im Frühling nach der langen Winternacht). Aus demselben Grunde war die Palme auch dem Apollo heilig und eine vergoldete stand zu Delphi, in seinem berühmten Tempel. Pausanias X. 15.

Warum der Palmzweig zum allgemeinen Sinnbild des Sieges gewählt wurde, findet sein Erklärung wohl zunächst in der eben angeführten alten Symbolik. Das abgeschnittene Palmblatt ist die überwundene, d. h. die vergangene Zeit. Der Sonnengott besiegt die Monate und Jahre, indem er durch sie hindurchläuft, und die Palmzweige, die er gleichsam vom Stamme der Zeit abschlägt, sind seine Trophäen. Von neuerm Datum scheint die sinnreiche, aber etwas gesuchte Erklärung Plutarchs und Anderer zu seyn, welche der Palme die sieghafte Bedeutung zuschreiben, weil ihr Stamm, von einer Last beschwert, sich derselben entgegenbiege. Vergl. Strabo XV. Der Gebrauch der Palmzweige als Siegeszeichen ist sehr alt. Die Sieger in den olympischen Spielen wurden schon damit belohnt. Bei den Römern hieß palmam ferre soviel als gesiegt haben. Der Triumphator trug eine toga palmata, d. h. einen Mantel, auf den Palmblätter gestickt waren. Vergl. Servius zu Virgils Aeneis XI. 334. Florus I. 5, und Wernsdorf de veste palmata. Diese Tracht wurde später allgemein Mode und man glaubt, die Palmen in den orientalischen Shawls lassen sich noch darauf zurückführen. Wie bedeutsam die Palme auch in der christlichen Symbolik geworden ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Um so mehr muß man sich wundern, daß sie in der muhamedanischen keine so bedeutende Rolle spielt, obgleich sie in der Welt des Islam recht eigentlich zu Hause ist.

Arabiens ausgezeichnetste Eigenthümlichkeit ist sein altes, sich immer gleich gebliebenes Volk, das weder je veraltet ist, wie die Chinesen, noch immer Kind geblieben ist, wie die Neger. So ein edles männliches Wesen mit so hoher geistiger Begabung immer auf derselben Stufe stehen bleiben zu sehen, ohne weitere Entwicklung wie ohne Entkräftung, gehört gewiß zu den wunderbarsten Erscheinungen der Weltgeschichte. Es findet aber seine Erklärung in der Natur des Landes, in den eigenthümlichen Bedingungen des Wüstenlebens. Der echte Beduine verachtet heute noch den Fellah, wie in uralter Zeit der hebräische Hirt seinen ackerbauenden Nachbar. Der Ackerbau würde ihn an die Scholle fesseln, ihn unterwürfig machen. Freiheit gewährt ihm allein die Wüste. Die Anstrengungen des Wüstenlebens stählen seine Kraft, der Fernblick schärft seine Sinne, er wird seiner selbst mehr Herr und nicht Sklave seines Besitzes oder seiner Arbeit. Auch wo es ihm leicht wäre, an den Küsten und den großen Handelsstraßen durch Arbeit reich zu werden, er verschmäht es. „Arabien ist wohl, sagt Ritter S. 176, der anti-industrieseste Centralpunkt der Erde, denn von da, vom Indifferenzpunkte an, gegen den Orient sowohl wie gegen den Occident, über Indien nach China bis zur Insel Japan, wie über Egypten, Syrien, Europa, bis nach den Niederlanden und Großbritannien ist Industrie in steter Progression und insofern könnte Arabien zu einer Zeit, wo Industrie das Schlagwort der Völker ist, der Nullpunkt der Erde in der Gegenwart genannt werden. Denn die allgemeine Abneigung gegen das Handwerk und jede Art Industrie ist bei Arabern ganz vorherrschend; es ist nicht sowohl Scheu vor der Arbeit, denn die Kultivatoren des Bodens, wenn schon von den unabhängigen Beduinen-Tribus gründlich verachtet, strengen sich doch öfters nicht wenig an; aber ein eigentliches Handwerk, eine Fabrikation treiben sie nicht, nur Handel oder Schacher. Es ist ein altes Erbstück der Beduinen, die noch heute jeden Handwerker von ihrem Tribus ausschließen. Alle dieser Art, welche sich etwa bei ihnen niederlassen, werden verächtlich wie von einer niedern Kaste angesehen und keine Heirath mit ihnen eingegangen, wogegen doch die Korporationen der Handwerker in Syrien und Egypten eben so geachtet sind, wie etwa in Europa im Mittelalter. Diese Eigenthümlichkeit der echten Ismaëliter und des seltsamen menschlichen Herzens, sagt Fresnel, sey um so merkwürdiger, da sie bis in die älteste Urgeschichte der Araber und ihrer Brüder, der Hebräer, bis auf den Brudermord Kains und Abels zurückgehe, dem bei dem Hüter der Heerden, dem Beduinen, Haß wider den Ackerbauer des Feldes und den Handwerker, den Fellah, gefolgt ist, indeß diesem edelsten Gewerbstande der Makel des ersten Verbrechens aufgedrückt, jene Hinneigung des patriarchalischen Tribus für seine Lebensart durch den ausgesprochenen Fluch auch zu rechtfertigen scheine, und der Fellah gegen den independenten Beduinen in Druck und Erniedrigung leben müsse."

Was unter diesen Umständen von der Zukunft der Araber zu erwarten ist, scheint nicht viel zu seyn. Retten sie ihre alte Sitte und Freiheit in ihren unzugänglichen Sand- und Felsenwüsten vor Dampfschiffen und Eisenbahnen, so wird das alles seyn, was ihnen bleibt. Vordringen werden sie wohl nie mehr. Den Aufschwung, den die wechabitische Sekte nahm, zu unterdrücken, reichte schon die verhältnißmäßig geringe Macht Mehemet Alis aus.

Epische Dichtkunst.

Jussuf und Nasisse. Von F. M. Hessemer. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten), 1847.

Ein Epos in Jamben und ungezwungenen Strophen, das durch viele Schönheiten um so mehr überrascht, als epische Dichtungen in unserer Zeit überhaupt immer seltener geworden sind.

Der junge Held der Dichtung ist Jussuf, ein Findelkind vornehmster Abkunft, der eben zum Jüngling herangereift seine strahlende Schönheit und den ganzen Adel seiner Geburt entfaltet, aber noch unerfahren im Leben ist, etwa wie der junge Parcifal des Wolfram von Eschenbach. Daher wir ihn gleich im Eingang in einer tragikomischen Situation finden, indem er, eine Warnungsstimme vernehmend, vergebens den Sprecher

auffordert, sich zu zeigen und vergebens eine Hand voll Gold bietet, die er dann mit adeligem Stolz unter die Menge wirft. Die Menge aber will nun noch mehr und umdrängt den schönen Jüngling aufs gefährlichste, als der Sultan erscheint, dessen Gefolge sich Jussuf, um dem Pöbel zu entgehen, eigenmächtig anschließt. Diese Dreistigkeit mißfällt dem Großvezier im höchsten Grade und er sucht den Jüngling anzuschwärzen. Dem Sultan aber hat der schöne Jussuf gefallen, er läßt ihn kommen und schenkt ihm seine Gunst und Gnade.

Niemand wird dadurch mehr beglückt, als des Sultans schöne Tochter Nasisse, die, meinend, es komme ein Brautzug, zum Fenster hinausblickend Jussuf sieht:

Was vor Augenblicken niemand sah,
Was kaum noch fremd und fern,
War jetzt im Hause gleich des Hauses Herrn
Und stand schon blühend und vollendet da.
Wohl war's ein Geist der Blüthezeit,
Vom Morgenroth der Jugend überschimmert,
Ein blasser Traum, der erst als Stern geflimmert,
Und nun zur Sonne ward, zur Wirklichkeit.

Wer zählt in Lenzestagen,
Wie viel in Jugend und in Lust gedeiht?
Wer zählt die Schwalben, die dann schneller jagen?
Und wer die Bienen, die dann Honig tragen
In eiliger Geschäftigkeit?
Sie haben nie, bis man sie zählt, gesäumt.
Wer möchte wohl mühselig auch sich quälen,
Des Festes Einzelheiten aufzuzählen,
Wann sanft der Nil im grünen Ufer schäumt?
Dann haben alle Knospen ausgeträumt,
Dann lacht und sproßt die Welt, und Ein Entfalten
Bringt tausend neue wechselnde Gestalten.

Nasissens Frauen wußten gut zu deuten,
Und sahn als Frau'n in solchen Dingen klar,
Daß, als zu schau'n sie glaubte nach den Bräuten,
Nasisse heimlich Braut geworden war,
Daß ihres Odems Geister wunderbar
Viel tiefer jetzt den Duft der Blumen sogen,
Daß ihre Blicke wie die Schwalben flogen,
Daß Blüthenhauch sie rings umfing,
Und ihr Gefühl in sanft erregten Wogen
Die freie Bahn der kühnen Liebe ging,
Daß liebliche Gedanken Kränze bogen
Und um der Stirne reinen Spiegel zogen,
Daß ihre Blüthezeit in Duft und Pracht
Und alle Knospen selig aufgewacht.

Der Großvezier und die neidige Partei des Hofes sucht den Jüngling zu verderben, indem sie den Sultan überredet, Jussuf habe den frevelnden Gedanken geäußert, des Sultans Tochter müsse sein werden. Aber der Sultan ist nicht empört darüber, sondern denkt daran, aus dieser Lüge eine Wahrheit zu machen, weil ihm der Jüngling so sehr gefällt. Nun stünde dem Glück des jungen Paares nichts im Wege, wenn nicht Jussuf erführe, er sey ein Findling und sein Vater sey — der Sultan selbst. Während er mit Nasissen im Garten sitzt, kommt eine große Schlange aus dem Gebüsch hervor, umwindet beide und hält doch beide auseinander, ein furchtbares Sinnbild der Angst, die in Jussufs Herzen kocht, sofern er die meiden soll, die er so innig liebt. Natürlicherweise meidet er sie wirklich und verschwindet vom Schauplatz; Niemand begreift, wie er das unermeßliche Glück, das seiner wartet, so plötzlich ausschlagen und entfliehen kann. Aber die Entfernung ist eine poetische Nothwendigkeit für ihn, auch wenn ihn seine Vermuthung getäuscht hätte und Nasisse nicht seine Schwester wäre; denn er muß erst die Knabenschuhe vollends ausziehen und im Kampfe zum Manne reifen. Er wird also auf einen fremden Boden geführt, wo er Gelegenheit hat, ein Held zu werden, und findet hier den wahren Vater Nasissens, welche nach ihrer Geburt mit einem andern Kinde ausgetauscht worden, während er selbst des Sultans echter Sohn bleibt. Nasisse weiß noch nichts davon und hat aller Hoffnung schon entsagt, nur Jussufs Ring will sie nicht lassen. Sie sitzt bei Nacht mit einer Freundin am Fenster:

Der Himmel trug
Nun aus des Ostens lichterschloßnem Thor
Des Mondes schmalen goldnen Ring empor,
Und eine Nachtigall im Garten schlug,
Entfernt und leise jetzt, doch hell genug,
Daß sie mit Klagen rief
Den Hauch der Sehnsucht auf die Lippen tief.
Und näher kam sie nun mit weh'ndem Flug,
Und unterm Fenster aus den Dattelsprossen
Erklang ihr Lied, bald in gehaltnem Zug
Und wonneselig schmetternd bald ergossen.

Die Mädchen saßen Hand in Hand geschlossen,
Sie sahn sich an mit Blicken voll von Fragen,
Und keine wagte doch ein Wort zu sagen;
Sie fühlten sich von Geisterhand berühret,
Wach in der Hoffnung Zauberland entführet,
In ihren Herzen stritt Vertraun und Zagen,
Bis aus den Augen, aus den seelenvollen
Der Wehmuth und der Ahnung Thränen quollen.

Da rief Fatimme: Sieh, Nasisse, sieh!
Der Ring an deinem Finger glänzt, wie nie,
Wir niemals ich gesehn!
Geschieht etwas? Vielleicht ist's schon geschehn?
Doch es geschieht, eh' noch der Mond sich füllt,
Denn so hat es dein Ring mir jetzt enthüllt.

Nasisse hob zu flücht'gem Liebesbund
Den Ring an ihren Mund;
Die Nachtigall sang fort in süßen Klagen;
Die Sterne schwanden; es begann zu tagen.

Das Omen trügt nicht. Jussuf kommt an, alle Hindernisse sind geschwunden und er wird Nasissens glücklicher Gemahl. — Das Motiv der Kindervertauschung ist nun zwar kein neues und die Wahrscheinlichkeit liegt bei den absichtlichen Zufällen dieser Dichtung nicht immer nahe; allein die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, die einzelnen Situationen ungemein reizend ausgemalt und die Gefühle der Liebenden ergießen sich in einen süßen lyrischen Wohllaut, erinnernd an die von v. Hammer so schön übersetzte persische Dichtung Schirin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 83. Sonnabend den 20. November 1847.

Unterhaltungsliteratur.

Eisenbahn-Geschichten oder einige Kapitel aus der Romantik der Eisenbahnen von Charles Lever. Auf Veranstaltung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Dr. Walther. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1848.

Ein kleiner Band von ziemlich unscheinbarem Aussehen, aber sehr anziehendem Inhalt. Das Buch ist in der heitersten Laune von der Welt geschrieben und verräth die feinste Menschenkenntniß. Es erzählt Reiseabenteuer auf Eisenbahnen in bunter Mannigfaltigkeit.

In der ersten Erzählung trifft der Reisende auf dem Wege von London nach Liverpool bei Nacht mit einem jungen Herrn im Frack und einer jungen Dame im Ballkleid und Shawl zusammen, was ihn etwas befremdet, da es empfindlich kalt ist. Indeß interessirt ihn die Schönheit des jungen Frauenzimmers und das offene und unschuldige Benehmen des Jünglings, und als er merkt, daß sie in einiger Noth sind, nimmt er sich ihrer väterlich an. Da erfährt er denn, der junge Herr sey ein Lieutenant und habe die junge Dame aus einer Abendgesellschaft entführet; die Dame sey sehr reich, aber ihr Vater wolle sie einem Lieutenant nicht geben &c. Das Benehmen der jungen Leute ihrem ältern gutmüthigen Reisegefährten gegenüber ist voll Anstand und Scheu und doch auch voll Zutrauen, in hohem Grade liebenswürdig. Unser Reisender nimmt keinen Anstand, die schönen Flüchtlinge nach Dublin mitzunehmen und dort trauen zu lassen. Seine Auslagen werden ihm auch bald darauf von dem dankbaren Lieutenant zurückerstattet. Weiter erfährt er nichts mehr von dem jungen Paare. Ein Jahr später reist er wieder nach London. Die Gesellschaft unterhält sich gut und er erzählt, was ihm ein Jahr vorher auf der nämlichen Bahn mit dem jungen Paare begegnet sey. Da packt ihn eine Faust an der Kehle und eine schreckliche Stimme brüllt: hab ich dich endlich, du alter kupplerischer Schurke &c. Die Mitreisenden befreien ihn; er glaubt, den geizigen Vater des entführten Mädchens vor sich zu haben und sucht ihn zu beschwichtigen. Dieser Irrthum macht aber den Gegenpart nur noch wüthender und es enthüllt sich endlich, daß er der Vater nicht des Mädchens, sondern des Lieutenants ist, und daß das Mädchen eine Sirene war, die ohne einen Heller Vermögen zu besitzen, den Lieutenant nur verführt habe und daß die Ehe für ungültig erklärt werden mußte, weil sie ähnliche Entführungs- und Trauungsscenen auch schon mit Andern gefeiert hatte.

In der zweiten Erzählung kommt der Reisende mit einem schlafenden Mädchen und einem ältern magern, gallsüchtig aussehenden Herrn zusammen, den eine große Adlernase charakterisirt. „Ich nahm meinen Platz meinen Reisegefährten gerade gegenüber und richtete, sey es nun aus blossem Zufall oder wegen der vorübergehenden Theilnahme, welche ein hübsches Gesicht erregt, meine Augen auf die Dame; da warf mir der Mann gegenüber einen Blick unaussprechlicher Schlauheit zu und flüsterte mit einem sehr feierlichen Kopfschütteln in ganz leiser Stimme: „Nein, nein! nichts davon, sie schläft nicht — sie schläft nie — nie!" — Ach, dachte ich bei mir, es gibt auch noch andere Leute, welche wegen ihrer Ueberschläfrigkeit eben nicht sehr berühmt sind; denn, die Wahrheit einzugestehen, der Gesichtsausdruck des Sprechers und die Sonderbarkeit seiner Worte ließen mich vermuthen, daß er gerade kein Wunder gesunden Verstandes sey. Kaum war mir dieser Gedanke durch den Kopf gegangen, als er sacht seinen Sitz verließ und sich neben mich setzte. — „Sie dachten, sie schliefe," sagte er, indem er seine Hand vertraulich auf meinen Arm legte; „ich weiß, Sie dachten es — ich merkte es den Augenblick, als Sie in das Coupé stiegen." — „„Wie so? ich dachte —"" — „Ach, das hat schon Manchen getäuscht. Der Herr behüte Sie, — man versteht sie nicht, Niemand versteht sie;" und bei diesen Worten stieß er einen schweren Seufzer aus und senkte den Kopf bis auf die Brust, als wenn seine Gefühle ihn betrübten und beängstigten. — „Räthsel, mein Herr," sagte er zu mir, mich mit starren, wahrhaft furchtbar aussehenden Augen anglotzend. „Sphinxe sind es — sind Sie verheirathet?" flüsterte er. — „„Nein, mein Herr,"" sagte ich höflichst, denn da ich nunmehr ernstere Zweifel an meines Reisegefährten Verstand zu hegen anfing, beschloß ich, ihn mit jeder möglichen Artigkeit zu behandeln. — „Ich glaube nicht, daß es einen Quarg zu bedeuten hat," sagte er, „der Papst zu Rom weiß eben so viel von ihnen als Blaubart." — „„Sind dieß wirklich Ihre Ansichten?"" sagte ich. — „Ja wohl," erwiderte er noch leiser flüsternd, „und wenn wir diesen Augenblick neugriechisch sprächen, so würde ich doch nur „sie" sagen" — hierbei zeigte er auf die junge Dame gegenüber — „und „sie" würde jedes Wort davon verstehen; es ist dieß nicht übernatürlich, mein Herr, weil das Gesetz allgemein ist, aber es ist eine — wie soll ich mich ausdrücken, mein Herr? — eine außerordentliche Vorsehung der Natur — wunderbar! höchst wunderbar!" — „„Um Gotteswillen, warum ließ man ihn heraus?"" rief ich im Stillen aus. — „Nun stellt sie sich, als wenn sie erwachte," sagte er, indem er mich mit dem Ellbogen stieß; „beobachten Sie sie nur, sehen Sie, wie sie es machen wird." Hierauf wandte er sich gegen die Dame und setzte lauter hinzu: „Sie

haben doch einen recht erquickenden Schlaf gehabt, mein Fräulein?" Unser Reisender dankt Gott, den Wahnsinnigen endlich los zu werden; da er aber im Seehafen, von wo er über Meer gehen will, wegen ungünstigen Windes länger verweilen muß, gesellt sich auch der Wahnsinnige, der sich als einen gewissen Herrn Gelblich zu erkennen gibt, wieder zu ihm und erzählt ihm, wie er dazu gekommen sey, keinem schlafenden Frauenzimmer mehr zu trauen. Diese Erzählung ist in jeder Beziehung köstlich, sowohl was den Inhalt, als was die Einkleidung und den barocken Ton des Erzählenden betrifft. Herr Gelblich wurde von der Regierung nach Ostindien geschickt und aus Versehen wurde ihm bei der eiligen Abfertigung in den Paß geschrieben „mit Frau." Als er nun auf der Eisenbahn ans Meer fuhr und das Mißverständniß in seinem Passe den Mitreisenden zum Besten gab, war auch eine schöne Dame zugegen, die anscheinend schlief, aber jedes Wort wohl merkte, zufällig auf demselben Schiff mit Herrn Gelblich in die See stach und nun alle Mienen einer koketten Anspruchslosigkeit und Sentimentalität gegen ihn springen ließ, bis er, schwimmend im Entzücken, sie einlud, als seine Frau noch weiter mitzureisen. Sie gab zwar vor, es sey durchaus nicht ihr Plan gewesen, so weit zu reisen, allein wegen seiner Unwiderstehlichkeit entschloß sie sich doch, die weite Reise als seine Frau, d. h. auf seine Kosten mitzumachen, nur machte sie ihm bis Calcutta eine rein platonische Liebe zur Bedingung. Als sie nun aber in Calcutta ankamen, wurde die Schöne sogleich von ihrem dort wohnenden Manne in Empfang genommen und dem betrogenen alten Herrn für seine gute Reisegesellschaft spöttisch gedankt. Daher sein Weiberhaß.

Sehr drollig und mit Meisterschaft ist die Erzählung einer ältlichen Dame, was ihr einst auf der Eisenbahn zwischen Paris und Versailles begegnet sey. „Es war ein schöner, freundlicher Morgen — kalt, aber hell — im Monat März, als ich allein in einem der Wagen des Zuges Platz nahm. Nach dem gewöhnlichen Zögern (sie sind auf dieser Bahn nie pünktlich), wurde „en route" kommandirt und wir fuhren ab; ehe aber der Gang zu größerer Geschwindigkeit beschleunigt war, wurde die Thür von dem „Kondukteur" aufgerissen, — ein großer, vollkommen ausgewachsener Pavian mit seinem Schwanze über dem Arme stieg ein, — die Thür schloß sich wieder und fort ging es. Ach, meine Herren, diesen Augenblick werde ich nie vergessen! das Thier saß mir gegenüber, gerade wie Monsieur dort, mit seinem alten ledernen Gesichte, seinen runden braunen Augen und seinen langfingrigen Pfoten, welche er gerade wie ein menschliches Wesen faltete. Mon Dieu! welche Todesangst stand ich aus! Ich hatte diese Thiere im Jardin des Plantes gesehen und wußte, daß sie boshaft waren; ich hielt es daher für das Allerbeste, mir die Gunst des Ungeheuers zu erwerben, und steckte meine Hand in den Strickbeutel, woraus ich ein Stückchen Kuchen hervorholte und es ihm anbot. — „Merci, madame," sagte er mit einer höflichen Verbeugung, „ich bin nicht hungrig." — „Ach, als ich ihn dieß sagen hörte, glaubte ich, ich müßte vergehen. Das Thier sprach es so einfach und deutlich, wie ich jetzt mit Ihnen spreche; und er neigte sein gelbes Gesicht und machte eine Geberde mit seiner Hand, wenn ich es eine Hand nennen kann, gerade so ꝛc." Die Dame erzählt nun weiter, wie sie ihn immer noch unwillkürlich für einen aus dem Jardin des plantes entsprungenen Affen gehalten habe, um so mehr, als das Mißverstehen der Worte die er sprach, sie darin bestärkte. „Ach, Monsieur," sagte ich, „das habe ich nicht gewußt, daß Sie Französisch sprechen." — „Oui, parbleu!" sagte er, „ich bin in den Pyrenäen geboren und nur ein halber Spanier." — „Monsieurs Vater war also," sagte ich, „ein Franzose?" — „Pauvre bête," sagte er; „er war aus den baskischen Provinzen. Es war ein wilder Bursche." — „Daran zweifle ich nicht," sagte ich; „aber es scheint, sie erwischten ihn endlich." — „Sie haben recht, Madame. Seltsam genug, daß Sie es errathen haben. Er wurde in Estremadura gefangen, wo er sich an eine Räuberbande angeschlossen." — „Was mich anbelangt," sagte ich, „mir würde der Jardin des Plantes nicht mißfallen, wenn ich so wie Sie wäre. Es ist doch nicht so schlimm, seine regelmäßigen Mahlzeiten, ein bequemes Bett und ein gutes, trockenes Obdach zu haben." — „Ich verstehe nicht, was Sie mit dem Jardin des Plantes sagen wollen." — Als der Affe erfuhr, sie sey die Gattin eines Greffier des Tribunals, bat er sie inständig, ihn mitzunehmen. „So zeitig es auch war — erst sechs Uhr — so gestehe ich doch, daß mir der Gedanke durchaus nicht gefiel, des Geschöpfes Arm zu nehmen, welchen es mir anbot, als wir ausstiegen; aber ich fürchtete mich so sehr, ihn zu reizen, da ich seine rachsüchtige Natur kannte, daß ich mit so viel Freundlichkeit, als ich aufbringen konnte, einwilligte, und wir den Bahnhof verließen, indem er seinen Schwanz um seinen Arm schlang und in der andern Hand meinen Reisesack trug." Man kann sich denken, welches Hohngelächter und welches Pöbelgeschrei dem eleganten Paare folgte. Vor ihrem Hause angekommen fand es die Dame verschlossen und auf den Zug der Klingel kam Niemand. Da kletterte der leichtfüßige Affe am Hause hinauf, öffnete ein Fenster und schloß von innen auf. Wer war nun der Affe? — Ein Schauspieler, der in der Rolle des Joko entflohen war, als er eben verhaftet werden sollte.

Sehr lebendig wird ferner von einem Herrn erzählt, wie er einst in seinem eigenen Wagen schlafend auf der Eisenbahn gefahren sey, als gerade mitten in einem langen Tunnel die Kette abgerissen und er in der einsamen Finsterniß aufgewacht sey. Besonders gut ist die Angst ausgemalt, die er empfand, als eine Lokomotive gegen ihn heranfuhr, die er indeß noch glücklich durch einen Pistolenschuß aufmerksam machte, daß sie ihn nicht überfuhr.

Mit dem köstlichsten Humor sind die Reiseabenteuer des Herrn Blake in Belgien geschildert. Dieser Engländer wollte seine Frau, die eine Zeitlang nach Brüssel gegangen war, einmal besuchen, verstand aber kein Wort französisch ausgenommen Angleterre und wiederholte dieses Wort bei jeder Gelegenheit, so daß die Leute glaubten, er wolle nach England reisen und ihn, wohin er auch in Belgien kommen mochte, immer an die Seeküste zurückspedirten, so daß er zu seinem Schrecken viertehalb Tage immerfort auf den belgischen Eisenbahnen umherfuhr ohne nach Brüssel kommen zu können. — Dieß erinnert uns an das nächtliche Abenteuer eines Wiener Virtuosen in London. Derselbe fuhr zu dem Concert, das er Punkt neun Uhr Abends eröffnen wollte, und zu dem sich ein zahlreiches Publikum eingefunden hatte. Aber er verstand kein Wort englisch und der Fiacre fuhr ihn nicht zum Concertsaal, sondern meilenweit an einen entgegengesetzten Ort. Es schlug neun Uhr, ein viertel, halb zehn Uhr. Voll Verzweiflung stürzte unser trefflicher Freund, der uns die Geschichte selbst erzählt hat, aus dem Wagen und nahm einen andern Fiacre, dieser aber wurde vom erstern in wenig sarkastischen Worten instruirt, und führte den Virtuosen abermals irre. Ein dritter machte es nicht besser und erst am andern Morgen gelangte der unglückliche Concertgeber unverrichteter Dinge in sein Hotel zurück.

Die letzte Erzählung ist nicht minder ergötzlich. Ein commis voyageur erzählt: „Es ist ungefähr vier Jahre her,

ich reiste damals in gedrucktem Kattun; das Geschäft ging nicht sonderlich, wenig erwähnenswerthe Aufträge, Kattun lau, in nichts lebhafte Nachfrage als in wollenen Waaren, so daß ich gewöhnlich in der dritten Klasse fuhr. Wahrhaftig, das war nicht angenehm. Die Gesellschaft bestand für den besten Fall aus ziemlich beträchtlichen Banden entlaufener Rekruten, welche als Gefangene vor die Assisen gebracht wurden, Verwundeten, die der letzte Zug überfahren hatte, u. A. m. Aber es war billig und es paßte mir. Eines Morgens nun löste ich mein Fahrbillet wie gewöhnlich und wollte eben meinen Platz einnehmen, als ich alle Wagen schon besetzt fand. In keinem war mehr Platz für meinen kleinen Reisesack, und so lief ich auf und ab, während die Glocke läutete, hielt Jedem mein Billet vor die Augen und schwor, den Fall vors Parlament zu bringen, wenn sie nicht zu meiner Befriedigung einen Extrazug abgehen ließen, als ein geputztes Wesen einem der Wärter zurief: „Steckt den kleinen Lärmer in das Coupé, es ist Platz für ihn da!" — So packten sie mich an den Beinen, schoben mich hinein, schlugen die Thür zu und riefen: „Fort!" grad' als hätte das ganze Ding auf den kleinen Handelsreisenden gewartet, und ab ging der Zug mit einer Geschwindigkeit von 20 Meilen die Stunde. Als ich Zeit hatte, mich umzusehen, bemerkte ich, daß mein Mitreisender ziemlich schlank und vornehm aussehend war, und ein bleiches Gesicht mit sehr dunklem Backenbarte hatte. Er trug einen braunen Ueberrock, den Kragen, die Brust und selbst die Aermel ganz mit Sammet besetzt. Ich bemerkte, daß er über seinen Stiefeln ein Paar Pelzschuhe trug, ein Zeichen, daß er sichs gern bequem machte. Er las eben das Morning Chronicle, und ließ sich nicht unterbrechen, als ich hereinkam, so daß ich überflüssige Zeit hatte, jede kleine Eigenheit seiner äußeren Erscheinung, von ihm unbemerkt, zu beobachten. Es war offenbar, nach einer Anzahl kleiner Umstände zu urtheilen, daß er jener Klasse im Leben angehörte, welche, so zu sagen, die sonnige Seite des Daseyns inne hat. Die prächtigen Ringe, welche an seinen Fingern funkelten, die massive goldene Dose, welche er gleichgültig in eine Seitentasche des Wagens fallen ließ, die herrliche Repetiruhr, mittelst welcher er die Schnelligkeit des Zuges untersuchte, als wollte er zu erkennen geben; man solle sich hüten, bei ihm mit der Zeit zurückzubleiben, entlockte mir einen schweren Seufzer über jenes sonderbare, aber allgemeine Gesetz der Vorsehung, nach welchem die Glücksgüter so ungleich vertheilt sind. Wir fuhren so ungefähr zwei Stunden lang, als endlich mein Gefährte, der nach der Reihe ein halbes Dutzend Zeitungen aufgeschlagen und, nachdem er sie überflogen, zu seinen Füßen niedergeworfen hatte, sich zu mir wandte und sagte: „Möchten Sie gern die Morgen-Zeitungen lesen?" indem er beim Sprechen mit vornehmer Nachlässigkeit auf den Haufen vor ihm zeigte. „Hier haben Sie das Chronicle, Times, Globe, Sun und Examiner. Suchen Sie sich aus, mein Herr!" Dabei gähnte er, dehnte sich, ließ das Fenster herunter und sah hinaus, indem er mir den Rücken kehrte und den Aeußerungen der Dankbarkeit, mit denen ich sein Anerbieten annahm, nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte." Der kleine Commis bekommt den gewaltigsten Respekt und es wird ihm nach und nach immer klarer, daß er einen sehr vornehmen Lord vor sich haben müsse, der zu seinem Vergnügen incognito reise. Endlich erhält er davon den offenbaren Beweis: „In Chesterfield stiegen wir aus. Mein Gefährte verließ den Wagen und befahl mit vornehmer Nachlässigkeit, sein Gepäck in einen Fiaker zu bringen. In demselben Augenblicke fiel mein Blick auf den Umschlag eines der Zeitungsblätter, die vor meinen Füßen lagen, und hoch erfreut über diese Gelegenheit, etwas mehr von meinem Gefährten zu entdecken, hob ich ihn auf und las, denken Sie, so wahr ich hier sitze, meine Herren: „Sr. Durchlaucht, dem Herzog von Devonshire, zu Devonshire-Haus." — Der große Herzog hat inzwischen an unserm kleinen „in gedrucktem Kattun Reisenden" Gefallen gefunden und läßt sich herab, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit (weßhalb auch der Kleine die Zeche bezahlen muß) mit ihm in Chesterfield zu diniren. Nachdem sie tüchtig von den besten Weinen getrunken, wandelt den Herzog die Lust zu spielen an. Man bringt Karten und er gewinnt dem Kleinen seine Baarschaft ab. Allein der Kleine ist entzückt, besser kann er sein Geld nicht anlegen, er hat die Protektion des Herzogs, der ihn beim Abschied seines ganzen Einflusses versichert. Nach einiger Zeit wagt es der kleine Kattunmann, diesen Einfluß anzusprechen und läßt sich beim Herzog von Devonshire melden. Dieser empfängt ihn auch, ist aber ein ganz Anderer und läßt ihn seiner verwirrten Reden wegen zur Thür hinaus werfen. Der angebliche Herzog war nur der Kammerdiener gewesen.

Romane.

1) Robert, Roman von Caroline von Göhren. 2 Bände. Stuttgart, Hallberger, 1847.

Man glaubt, daß wahre Geschichte hier im Spiele sey. Dem sey, wie ihm wolle, so ist der Roman jedenfalls ganz, wie man zu sagen pflegt, aus dem Leben gegriffen. Der Held ist ein Cavalier und zwar ein deutscher Cavalier. Das ist eine Menschengattung, die auf einem ganz eigenen Boden steht, einem Boden, der gegenwärtig zwar unter ihm schwankt, der aber doch zur Zeit ihm noch eine Menge von Vortheilen bietet. In England ist dem Cavalier einst der Rundkopf, in Frankreich der Jakobiner entgegen getreten, in diesem Entgegentreten ist die bürgerliche „Schüchternheit" zum Selbstgefühl herauf- und die adelige „Sicherheit" zur Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit herabgestiegen. In Deutschland hat diese Ausgleichung noch nicht stattgefunden, der deutsche Cavalier, seiner äußeren Vorzüge sich bewußt, steht noch sicher in überlegener, sowohl von Gesetz als Sitte ihm gegebener Berechtigung da. Wie diese von Gesetz und Sitte gegebene Berechtigung der Frau gegenüber zu Unheil und Jammer ausschlage, schildert das vorliegende Buch.

Robert ist ein auf der Höhe der Bildung des 19ten Jahrhunderts stehender, aber armer Cavalier, er ist Offizier und sieht sich zuletzt genöthigt ernstlich an eine reiche Heirath zu denken. „In Robert — so schildert ihn der Roman — seiner äußeren Vorzüge sich bewußt, herrschte jene ruhige Sicherheit, die den Frauen imponirt, und wenn seine großen feurigen braunen Augen, unter der Fülle schwarzer Locken, wie zwei Sterne aus mitternächtlichem Himmel hervorleuchteten und mit dem Mondblick der Liebe auf einem Weibe ruhten, wenn ihr sanfter seelenvoller Ausdruck, den gewöhnlich um die Lippen zuckenden Hohn milderte, dann widerstand selten ein Weib dem Zauber, den er übte, und mehr wie eine war in ihrem Herzen ihm ganz und auf immer ergeben."

„Einen glücklicheren Kerl, so schildert ihn einer seiner Kameraden, wie den Robert, kenne ich nicht! Schulden hat er wie ein Fürst und findet doch noch stets Leute die ihm borgen. Mit den Damen ist er höchst nachlässig, manchmal fast rauh und hart und doch vergöttern sie ihn."

Die erste Frau, die in diesem Vergötterungsgefühle Robert gegenüber vorgeführt wird, ist Lisa. Lisa ist ein Mädchen, das

von ihm unterhalten wird. Sie hängt an ihm wie Klärchen an Egmont. Als die eben angedeutete letzte Nöthigung eintritt, verläßt er sie mit cavaliermäßiger Abfindung. Er reist in die Marken, nach Schloß Wildenfels zu seinem Oheim und thut die reiche Heirath mit seiner Cousine Adele. Die Partie des Buchs von Roberts Eintritt in Wildenfels bis er Adele als seine Frau von da hinwegführt, ist die schönste des Ganzen. Reizend ist das schöne Gut, die Oase im Sande der Marken, mit ungemeiner Frische und Lebendigkeit sind die Hauptfiguren, Robert, Adele, der alte Baron und der junge Pastor geschildert, eine sehr drollige Zugabe, wie der Zwerg auf den Bildern Paolo Veroneses, ist „Mamsell Walter."

Die reiche Heirath, die der Cavalier gethan hat, geht schlecht aus. Er präsentirt die junge, zwar reiche, gute und gebildete, aber nicht schöne, nicht elegante und nicht galante Frau bei Hofe, sie besteht nicht vor dem höchsten Forum des Cavaliers, dem Urtheil der Gesellschaft. Robert sieht sich empfindlich in seiner Eitelkeit gekränkt, er kann nicht mit ihr glänzen. „Die Frau, die meinen Namen trägt, darf keine Zurücksetzung erfahren" meint er. Der Cavalier, der seine militärische Laufbahn quittirt hat, unterliegt der schweren Krankheit des gebildeten 19ten Jahrhunderts, der Blasirtheit. Er sucht stimulantia, zuletzt verfällt er dem Spiele. Die Spielhölle im Seebad zu Doberan wird mit großer Anschaulichkeit geschildert. Robert verliert, verliert große Summen. Adele kommt ihm mit ihrem Vermögen zu Hülfe, deutet aber an, daß ins Künftige Einschränkungen nöthig seyn werden. „Einschränken," entgegnet Robert, „das ist nicht möglich. Man würde uns für gänzlich ruinirt, für Bettler halten, und das könnte ich nicht ertragen, auch bin ich nie an Entsagungen gewöhnt, es würde mich unglücklich machen, sollte ich mich einschränken."

Die weitere Entwicklung des Schicksals des Cavaliers und seiner Gattin wird durch eine Liaison herbeigeführt, die er mit einer eleganten Dame anknüpft, einer Gräfin Helm. Sie entführt ihn nach Italien; in Neapel aber, wo ein reicher russischer Fürst sich ihr mit Aufmerksamkeiten nähert, kommt es zwischen ihnen zu einer heftigen Scene. Er, der Mann, der, so viel wir wissen, schon zwei Frauen verlassen hat, eine unterhaltene und eine angetraute — beide ihm auf Leben und Tod ergeben, macht ihr Vorwürfe, daß sie für eines andern Aufmerksamkeiten Augen und Herz habe. Diesen seinen Vorwürfen setzt sie ihrerseits das Evangelium entgegen, womit die eleganten Damen des 19ten Jahrhunderts die Berechtigung der Wetterwendigkeit, des Wechsels sanktioniren. „Hundert andere Männer, sagt sie, würden mir den Ritterdienst der Beglückung geleistet haben ohne sich deßhalb zu meinem Tyrannen aufzuwerfen und meine Freiheit beschränken zu wollen." Robert entgegnet ihr: „Du willst nicht Sklavin seyn und möchtest doch gern den Mann zu deinem Sklaven erniedrigen. Robert von Wallrode ist nicht der Mann, der den Besitz seiner Geliebten mit irgend einem Fürsten der Erde theilt." Er hat die Kraft sie zu verlassen und eilt zu seiner Gattin zurück. Aber ihr Herz ist gebrochen. Sie stirbt, nachdem sie ihm vergeben hat. Mit ihrem Tode endigt der erste Theil des Buchs.

Im zweiten Theil hat die Erzählung nicht die rasche, fesselnde Entwicklungsfolge, wie im ersten. Nur am Schlusse, wo die Nemesis über den geläuterten Helden furchtbar hereinbricht — er verliebt sich, ohne es zu wissen, in seine eigene Tochter Therese von Lisa — wird sie wieder straffer und prägnanter. Dagegen enthält dieser Theil anziehende Schilderungen aus der Lokalität Dresdens, er führt die berühmte Terrasse, die katholische Kirche, eine Tanzvorstellung von Fanny Cerito auf dem Theater und namentlich eine ausführliche Beschreibung der beiden schönen Skizzen vor, die der geistreiche Professor Vogel gegenwärtig in seinem Atelier aufgestellt hat: einen Cyclus von Bildern aus der Divina commedia Dante's und aus dem Goethe'schen Faust.

2) Margarethe von Valois und ihre Zeit. Memoiren-Roman von Ida von Düringsfeld, Verfasserin von Schloß Gorzyn. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1847.

Heldin der Geschichte ist die Tochter der berüchtigten Katharina von Medicis, die Zeit das Jahrhundert der Pariser Bluthochzeit. Erwägt man, daß sie, die zur Heirath mit Heinrich IV., dem Haupt der Hugenotten, gezwungen wurde, hier zugleich als die Geliebte des Herzogs von Guise aufgefaßt wird, der an der Spitze der Ligue stand, so muß man gestehen, daß es dem Roman an Interesse nicht gebricht. Auch hat die Verfasserin, soweit es dem deutschen Gefühl irgend möglich war, den Schleier von der tiefen Verworfenheit jener italienisch-französischen Weiberseelen hinweggezogen und Th. III. S. 280 lesen wir, wie Katharina und Margaretha, Mutter und Tochter, sich wechselseitig ihre Laster vorwerfen, eine Scene, die empörender kaum gedacht werden kann. Allein im Allgemeinen ist die deutsche Frauenhand immer noch zu delikat, um die eigentlichen Lokalfarben zu mischen, die zu solchen Gemälden gehören.

3) Attila. Von Josef Martin. Drei Bände. Pesth, Heckenast, 1847.

„Da stand der Hunne von kleiner breiter Figur, Bogen und Köcher über den Nacken gehangen, das gelbe bartlose Gesicht, die kleinen funkelnden Augen gegen die Burg des gewaltigen Königs gerichtet; da schlich der Alane, der wilde Hirt vom kaspischen und schwarzen Meere, mit nackten Schenkeln und rohe Wurfspieße in Händen führend; da lehnte der Ostgothe, der blauäugige und blondhaarige Held, gestützt auf das ungeheure Schwert; da erhob sich die trotzige Gestalt des Rugiers ꝛc., da wandelten die Gepiden, da waren die Burgundionen ꝛc.; da waren die Franken ꝛc., da sah man die Sarmaten ꝛc." Mitten in dieses lebendige Völkergewühl setzt nun der Dichter die Burg des großen Hunnenkönigs Etzel; der eigentliche Held des Romans ist aber der Gothe Walamir, dessen Geliebte Hildegunde Braut des Hunnenkönigs werden muß, denselben aber in der Hochzeitnacht ersticht. Die bekannten Sagen von der Ildico einer- und die von Walther und Hildegunde andrerseits sind hier mit Geschick verbunden. Daß Walamir etwas heldenkräftiger hätte hervortreten und der heroischen Jungfrau nicht die Hauptsache allein überlassen sollen, wird jedem Leser einleuchten, indeß da der historische Walamir mit dem Morde nichts zu thun hat und der sagenhafte Walther sogar entflieht, so wollte der Dichter sich von der Tradition nicht zu willkürlich entfernen. Etwas zu sentimental sind die heidnischen Partien gehalten, insbesondere die alte Priesterin, welche der Verfasser eine Norne nennt, obgleich dieser Name nur auf die nordischen Parzen Anwendung findet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 84. Donnerstag den 25. November 1847.

Geschichte.

Fr. von Raumers histor. Taschenbuch. Neue Folge, neunter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Dießmal mit dem Portrait des Herausgebers, demselben, welches sich auch vor dem Taschenbuch Urania befindet. Es zeigt uns einen schönen und freundlichen alten Herrn. — Den Inhalt bilden 1) ein Aufsatz von W. A. Arendt über Verfassung und Geschichte der belgischen Städte während des 18ten Jahrhunderts und bis auf die neueste Zeit. Er ist insofern von einem allgemeineren Interesse, als er den modernen Begriff der Kommune im Gegensatz gegen das frühere Städtewesen, und namentlich die Vernichtung alles Unterschiedes zwischen Stadt- und Landgemeinen scharf ins Auge faßt. Damit fallen alle korporativen und aristokratischen Gewalten hinweg und es steht der Demos nach der Kopfzahl und mit seinen Wahlrechten ohne irgend eine Vermittlung der Monarchie gegenüber, welche seinerseits aus allen Kräften dahin strebt und streben muß, den Demos durch nicht von Wahlen abhängige Verwaltungsbehörden zu zügeln; daher die Ernennung, Suspendirung oder Entlassung der Bürgermeister durch den König. Ein unbändiger Drang zur Gleichheit hin hat alle alten Unterschiede von Stadt und Land, Gewerb und Besitz aufgehoben, alle Stände nivellirt und die ganze Bevölkerung nur noch nach Ziffern, theils der Kopfzahl, theils der Steuer eingetheilt. Aber dieser Drang zur Gleichheit hat unmerklich die monarchische Gewalt, indem man sie zu schwächen meinte, verstärkt. Gemäßigte Monarchien mit dauerhafter bürgerlicher Freiheit setzen mehr oder weniger aristokratische Korporationen voraus; wo diese letztern fehlen und nur eine gleiche Masse der Regierung gegenübersteht, hat man auch nur die Wahl zwischen Republik und Despotie. Wird in Europa das altgermanische Prinzip der Korporationen immer mehr aufgegeben, so wird es auch nothwendig zuletzt entweder amerikanisch oder russisch werden müssen.

Der folgende Aufsatz des Herausgebers 2) über die römische Staatsverfassung, knüpft verwandte und eben so wichtige Fragen von allgemeinem Interesse an die geschichtliche Entwicklung alter Staatsformen an. Einer der Grundgedanken des Aufsatzes ist folgender: „Niemals verstand Rom (so wenig wie Athen, Sparta und Karthago) seine Stadtverfassung zu einer wahren Staatsverfassung auszudehnen und zu erheben; es gerieth dadurch in die unnatürlichsten, unheilbringendsten Verhältnisse. Erst in der neuern Geschichte wurden diese verkehrten Hemmnisse und Fesseln zerbrochen, und nicht bloß dem Namen nach, sondern in lebendiger Wirksamkeit das öffentliche Recht zu einem wahren Staatsrechte erweitert. Doch verdient Erwähnung, daß auch die neueren Republiken (so Venedig, Florenz, die Schweiz, die Niederlande lieber Unterthanen, als Mitbürger haben wollten, und zu lange zögerten ihnen gleiche Rechte zuzugestehen. Nur der nordamerikanische Staatenbund hat von Anfang an die richtigen, freisinnigen Grundsätze aufgestellt und zur Anwendung gebracht." Ferner erörtert der Verfasser sehr scharfsinnig, wie Rom aus Mangel eines über das ganze Reich verbreiteten freien Mittelstandes zu Grunde gehen mußte. „Reiche Vornehme kauften die Besitzungen der durch Krieg und Steuern zurückgekommenen freien Eigenthümer, oder verdrängten sie auch kurzweg mit Gewalt und bebauten alsdann das Land durch Sklaven, weil sie dieselben nach Willkür tyrannisiren konnten und weil freie Arbeiter zum Kriegsdienste verpflichtet, die Sklaven hingegen davon entbunden waren. An die Stelle eines gesunden, freien, auf seinem Eigenthume glücklichen Volksstammes traten nunmehr große Landherrn und Sklaven; oder es entwickelte sich zur Seite auch wohl das System kurzer Zeitpachtungen, dessen Schlechtigkeit durch die ganze Geschichte (von Rom bis Irland) bestätigt wird. — Aus dem Allen geht hervor, welche unübersteigliche Hindernisse der Plan finden mußte, einen neuen gesunden Mittelstand zu bilden; und wie wenig geneigt die armen Stadtrömer waren, sich in entfernte Kolonien zu angestrengter Arbeit hinwegsenden zu lassen. Es war ihnen weit bequemer in Rom müßig zu leben, und ihre politischen Freiheiten den Reichen zu verkaufen. Hieran reihte sich denn die bittere Erfahrung: daß verarmte und verschuldete Reiche für Ordnung und Freiheit noch viel gefährlicher werden, als von Hause aus arme Personen. Wem soll man, fragt Machiavelli, die Sorge für die Freiheit anvertrauen, denen welche erhalten, oder denen welche gewinnen wollen? — Man kann (so lange überhaupt noch von maßhaltender Entwicklung die Rede ist) gewiß antworten: keinem ausschließlich, beiden gemeinschaftlich. Leider lagen aber die Verhältnisse nach dem Falle der Gracchen so: daß Alle habsüchtig gewinnen wollten, und kaum Einer sich scheute gesetzwidrige, gewaltsame Mittel anzuwenden. So verbreitete sich die gracchische Stadtfehde durch den Bundesgenossenkrieg über ganz Italien, und unter den späteren Kriegsfürsten über die ganze gebildete, oder römische Welt. Nachdem alle alten staatsrechtlichen Formen unbrauchbar geworden, und alle Versuche sie durch bessere und umfassendere zu ersetzen mißglückt waren, hoffte man allein auf Rettung durch Personen." Das führte zur Soldatenherrschaft und bald zum Kaiserthum. — Aber hinter diesem geschichtlichen Gemälde liegt unsere eigene Zukunft verborgen. Auch jetzt wieder strebt alles dahin, den besitzenden freien Mittelstand als den Kern des Volks, in eine Oligarchie von Reichen und in ein Proletariat aufzulösen, dessen Elend und Korruption derjenigen der altrömischen Sklaven wohl kaum etwas nachgeben. Und auch jetzt wieder fangen Viele an der Macht der Verfassungen Gesetze und Staatseinrichtungen zu zweifeln und auf eine

unbekannte persönliche Größe zu hoffen an, die den gordischen Knoten der Zeit lösen soll.

Ein ungenannter Verfasser schildert 3) den Antheil des sächsischen Churfürsten Johann Georg III. am Entsatze Wiens im Jahre 1683, nebst einem Anhang über den Antheil des berühmten Polenkönigs Johann Sobiesky. Der schon oft beschriebene Sieg über die Türken ist hier aufs Neue mit viel Lebendigkeit und Genauigkeit beschrieben. Interessant ist insbesondere der Briefwechsel des sächsischen Churfürsten mit dem brandenburgischen (dem sogenannten großen Churfürsten), welcher sein Kontingent zurückhielt, und zwar mit gutem Grunde, weil er nämlich unterdeß den Rhein gegen die Franzosen zu hüten habe.

Barthold gibt 4) eine sehr interessante Episode aus der leider noch nicht erschienenen Geschichte der Hugenotten, mit der er sich seit längerer Zeit beschäftigt. Er schildert uns nämlich den Charakter und das vielbewegte Leben des Rheingrafen Johann Philipp, der zur Reformationszeit in französische Dienste trat, während sein Bruder Philipp Franz dem Kaiser treu blieb. Alle Licht- und Schattenseiten des soldatischen Abenteuers kommen bei ihm zum Vorschein, rastloser Thatendrang, kühner Muth, aber auch Vaterlandsvergessenheit und etwas Berechnendes und Listiges, das besonders charakteristisch in der mit dem Bruder gemeinschaftlichen Familienpolitik hervortritt. Der eine Bruder versuchte auf der radikalen Seite sein Glück, wie vor ihm Franz von Sickingen und nach ihm die Oranier in den Niederlanden; während der andere Bruder auf der konservativen Seite beim Kaiser festhielt, um das alte Erbe des Hauses zu retten, wenn jenem die neuen Eroberungen fehl schlügen. Diese hier bei einem kleinen Grafengeschlecht fast naiv hervortretende Hauspolitik ist in gewisser Beziehung normal für alle andern, selbst größern Häuser des alten zerrütteten Reichs. Sie kehrt wieder in den Gegensätzen des Böhmenkönigs Friedrich und des bayrischen Max, der Churfürsten Friedrich August und Moritz, selbst Maximilians II. und des spanischen Philipp. — Uebrigens übte die französische Stellung Johann Philipps, wie man sich leicht denken kann, großen Einfluß auf seine jüngern Verwandten. Schon die Söhne seines kaiserlich gesinnten Bruders zog er nach Frankreich, und der älteste fiel in einer Schlacht für die Krone, der jüngere wurde nachher Stifter der Linie Salm, welche dem Kaiser unverbrüchlich treu blieb und dadurch zur Fürstenwürde gelangte. Es waren aber noch Enkel eines Oheims von Johann Philipp und Philipp Franz in der Linie Kyrburg übrig, und diese waren es, die im dreißigjährigen Kriege Johann Philipps Beispiel nachahmend unter französischen Fahnen eine so bedeutende Rolle spielten.

Den Schluß macht 5) das Trauerspiel in Afghanistan von Neumann; eine gedrängte pragmatische Geschichterzählung des englischen Versuchs gegen Afghanistan in den Jahren 1839 bis 1842. Die Ereignisse an sich sind höchst interessant, der Verf. wirft aber zugleich auch Licht in die wechselseitigen diplomatischen Unterminirungen der englischen und russischen Politik in Asien, wobei er sich einer sehr freimüthigen Sprache bedient. Es ist endlich auch Zeit, daß sich in Deutschland ein unabhängiges Urtheil über die Tendenzen unserer mächtigen Nachbarn bilde.

England hatte dringende Gründe, seine indische Macht bis nach Afghanistan vorzuschieben. Einmal, um sich die freie Schifffahrt auf dem Indus zu sichern. Zweitens um das Pentschab und das durch den Tod Runget Singhs ohnehin verwaiste und geschwächte Reich der Sikh von hinten zu fassen und gänzlich von sich abhängig zu machen. Drittens um das unter dem trefflichen Dost Muhammed sichtbar gedeihende Afghanenreich sofort der alten Korruption und Zerstückung Preis zu geben, damit es den englischen Interessen nicht gefährlich werde. Viertens um von Afghanistan auf die persische Politik einzuwirken und den Russen, vor denen man eine übertriebene Furcht hegte, entgegenzuarbeiten. Fünftens endlich, um von Afghanistan aus auch auf Bokhara zu wirken und von dieser Seite her, aus dem Herzen Asiens heraus, den Chinesen einen Schrecken einzujagen. Nicht am wenigsten scheint die Furcht vor Rußland zu der Eile des englischen Angriffs auf Afghanistan getrieben zu haben. Der russische Angriff auf Chiwa erfolgte wirklich im Herbst desselben Jahres 1839, in welchem die Engländer ihren Angriff machten. Daher der Notenwechsel zwischen beiden Mächten ziemlich scharf war. Wer kann wissen, was weiter erfolgt wäre, wenn nicht beide Angriffe, sowohl der russische als der englische, an der Tapferkeit der kriegerischen Eingebornen gescheitert wäre? Die diplomatischen Mineurs Englands stießen in Asien überall auf russische Contremineurs, so Burnes auf den Polen Witkewitsch, der dreimal in Bokhara gewesen war, und als ein äußerst gewandter, sprachkundiger und eifriger Agent Rußlands geschildert wird. So der englische Kapitän Hennel auf einen sogenannten Grafen Dieskau und auf einen Sohn von Fries, dem bekannten Professor in Jena. „Persien, bemerkt Herr Neumann, grenzt unmittelbar an Rußland; es ist nun ganz natürlich, so sprach die britische Regierung, daß Rußland wünscht, einen freundlichen und friedlichen Nachbar zu haben. Von der andern Seite betrachtet aber Großbritannien dieses Land als eine Schutzmauer seines indischen Reiches gegen jeden Angriff irgend einer europäischen Macht. Aus diesem Grunde wurden mit Persien Traktate eingegangen; es sollte dieses Reich, von jeder fremden Oberherrlichkeit befreit, England freundlich gesinnt seyn und mit seinen Nachbarn in Frieden leben. Nun befolgen aber seit einigen Jahren die russischen Agenten eine ganz andere Politik; sie ermuntern und unterstützen den Schah zu kriegerischen Zügen gegen Afghanistan, auf dem Grunde veralteter Ansprüche eines ehemaligen Herrscherhauses. Auf eine frühere Beschwerde Großbritanniens habe man dem englischen Gesandten zu St. Petersburg angeboten, die Originale der Instruktionen nachzusehen, um sich zu überzeugen, wie sehr die Handlungsweise des russischen Gesandten zu Teheran seinen Vollmachten widerspräche. England habe aber seit dieser Zeit keine Aenderung in dem Benehmen der russischen Agenten bemerkt. Der Regierung Großbritanniens, fügt der Minister hinzu, sey überdieß die glaubwürdige Anzeige geworden, der Gesandte des Zaar habe dem Schah erklärt: es sey eine russische Armee gegen Chiwa und Bochara im Anzug; der glückliche Ausgang der Unternehmung der beiden Regierungen gegen Herat würde die Feststellung der Grenzen zwischen Persien und Rußland, auf der nordwestlichen Seite und in der Richtung zum Oxus sehr erleichtern. Die britische Regierung, fährt die Denkschrift fort, gibt gerne zu, daß Rußland in allen Dingen, und so auch in Beziehung auf Persien frei ist, die Handlungsweise zu verfolgen, welche seinem Vortheile am meisten zusagt; Großbritannien ist sich zu sehr seiner eigenen Kraft bewußt; es hat eine zu sichere Kenntniß von der Ausdehnung und Hinlänglichkeit der Mittel, seine Interessen auf jedem Theile der Erde zu vertheidigen, als daß man die hier berichteten Vorfälle mit einer ernstlichen Besorgniß betrachten könnte. Die britische Regierung hält sich aber für berechtigt, das Kabinet von St. Petersburg zu fragen, in welcher Weise Rußland gegen Persien zu handeln gedenke; ob nämlich die Versicherung der russischen Regierung oder die Handlungen des russischen Gesandten die Richtschnur bilden, nach welcher man in Zukunft sich richten wolle. Die russische Regierung hielt es ihrerseits für nothwendig, ohne diese förmliche Aufforderung abzuwarten, ihre Ansichten und Absichten in Betreff der asiatischen Angelegenheiten, wie es heißt, unumwunden auszusprechen, „damit das englische Volk beruhigt und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Kaiser und der Königin keine Störung erleiden möchten.“ Es

ist der Kaiser, so lauten die Worte in dem denkwürdigen Aktenstück, fern von jedem Gedanken an Eroberungen; niemals ist die Idee seinem Geiste gekommen, sie wird ihm auch niemals kommen, die Sicherheit und Ruhe der britischen Besitzungen in Indien zu gefährden. Er hält einen Kriegszug an den Indus nicht bloß für ungerecht, sondern auch für unmöglich. Man könne sich hievon durch einen bloßen Blick auf die Karte überzeugen." England begnügte sich mit dieser Erklärung und Witkewitsch wurde zurückberufen. Aus Verzweiflung über die Nichtanerkennung seiner Verdienste und über die Vergessenheit, in welche seine Forschungen begraben wurden, erschoß er sich. Aber sein hochberühmter und hochgeehrter Nebenbuhler Burnes ging einem noch grausameren Schicksal entgegen.

Rußland handelte ohne Zweifel sehr klug, indem es die Engländer auf ihre Gefahr hin in Asien machen ließ, was sie wollten, und den bedrängten Afghanen seine Hülfe abschlug. Es hätte sich, wenn es diese Hülfe zugesagt hätte, ohne sie leisten zu können, in den größten Mißkredit gesetzt. Wenn der Zug nach Chiwa und Bokhara gelungen wäre, dann erst wäre es Zeit gewesen, weiter zu gehen. Rußland bemaß das, was es zu wollen schien, sehr verständig nur nach dem, was es wirklich leisten konnte. Ungleich weniger vorsichtig waren die Engländer und es scheint, die Nachgiebigkeit der Russen hat ihren Trotz vermehrt. Die Geschichte ihrer Eroberung Afghanistans ist eine fortlaufende Reihe von Fehlern der allzugroßen Zuversicht. Durch die überall leichten Siege über kleine und zerstreute Feinde, durch die rasche Eroberung der Städte und die Flucht der Fürsten verführt, wähnten sich die Engländer im Besitz Afghanistans ganz sicher, entließen den größten Theil der Armee und versäumten die gemeinsten Vorsichtsmaßregeln in Bezug auf die im Lande stehen bleibenden Okkupationstruppen. Insbesondere kargten sie mit den räuberischen Gebirgsvölkern, in deren Besitz die langausgedehnten Pässe ihres einzigen Rückzugsweges lagen, und gaben ihnen die verlangte Bestechungssumme nicht, während sie andererseits die Afghanen mit Steuern drückten. Ein Geiz, der ihnen mehr als alles andere zum Verderben gereichte. Sodann waren unter den höheren Beamten Philanthropen, welche den eifrigen Muhamedanismus der Afghanen verspotteten, und das Reich des Aberglaubens demnächst zu stürzen und durch die moderne Aufklärung zu ersetzen Miene machten, während andererseits Burnes sich selbst wie ein Muhamedaner geberdete, ein Serail errichtete und es mit den größten Schönheiten Kabuls anfüllte, die er ihren Familien entriß und wodurch er sich unversöhnliche Feinde machte. Derselbe Burnes hoffte in diesem Serail als künftiger Statthalter herrlich und in Freuden leben zu können, weßhalb er dem Gouvernement in Kalkutta täuschende Berichte über den Frieden und die Ruhe des Landes erstattete. Dazu kam nun noch die Krankheit des Generals Elphinstone, wodurch auch die militärischen Vorkehrungen versäumt wurden, und endlich das unsinnige Intrigiren Macnaghtens, des Gesandten, der sich von Akber, Dost Muhameds Sohn, irre führen ließ, eine ganz andere Politik zu befolgen, als der General. Schon im ersten großen Volksauflauf wurde Burnes ermordet; in Folge seiner Thorheit, sich mit Akber eingelassen zu haben, wurde auch Macnaghten bei einer Zusammenkunft mit demselben und zwar durch ihn selbst erschossen. Auf der Flucht aus Kabul mußte sich endlich auch Elphinstone gefangen geben. Eine Armee von 16—17,000 Mann ging zu Grunde. Die Motivirung des Unglücks durch die Charaktere der Hauptpersonen von englischer Seite haben wir noch nirgend so trefflich durchgeführt gefunden, wie hier. — Welch ein Triumph für die russische Politik! Allein auch sie erlitt gleichzeitig eine kleine Beschämung durch den gänzlich mißlungenen Zug gegen Chiwa. Wäre es den Russen geglückt, Chiwa zu erobern, so würden sie ohne Zweifel bald auch gegen Bokhara operirt und der Haß gegen die Engländer würde ihnen die Thore Innerasiens geöffnet haben. Was nicht ist, kann werden. Was wir bis jetzt erlebt haben, sind nur Vorspiele.

Naturkunde.

Das Erdbeben und seine Erscheinungen. Von **Dr. Bögner. Mit einer Karte des Verbreitungsbezirks des Erdbebens vom 29. Juli 1846. Frankfurt a. M., Brönner, 1847.**

Eine gute Zusammenstellung des Wissenswürdigsten und Neuesten über die Erdbeben, die dabei vorkommenden Phänomene und ihre muthmaßliche Entstehung. Die schrecklichen Wirkungen großer Erdbeben kennt Jeder, weniger bekannt sind dagegen die dem Erdbeben vorangehenden oder es begleitenden oder ihm folgenden Naturerscheinungen, z. B. die Veränderungen in der Atmosphäre, der trockene Nebel, die Vorempfindung der Thiere, die zuweilen wunderbar auf ein Erdbeben folgende Fruchtbarkeit des Bodens. Indeß hat schon Humboldt, den der Verf. deßfalls auch citirt, die Bemerkung gemacht, daß es sehr schwer, wo nicht unmöglich ist, die Veränderungen der Witterung in der Atmosphäre auf die Erdbeben zu beziehen. Humboldt sagt: „Es ist eine sehr alte und zu Cumana, Acapulco und Lima sehr verbreitete Ansicht, daß eine merkbare Beziehung zwischen dem Erdbeben und dem Zustand der Atmosphäre, welcher denselben vorausgeht, stattfinde. An den Küsten von Neu-Andalusien beunruhigt man sich, wenn bei sehr heißem Wetter und nach langer Trockenheit der Seewind zu wehen aufhört, und wenn sich am Himmel, frei von Wolken um das Zenith, in etwa 6—8° Höhe über dem Horizont, ein röthlicher Dampf zeigt. Diese Vorzeichen sind indeß äußerst ungewiß und wenn man sich an die Verbindung der meteorologischen Variationen erinnert, in den Epochen, an welchen die Erdrinde am meisten beunruhigt war, so überzeugt man sich, daß heftige Stöße sowohl bei trockenem als bei nassem Wetter, bei frischem Winde ebenso wie bei drückender Windstille eingetreten sind. Nach der großen Zahl von Erdbeben, deren Zeuge ich gewesen bin, sowohl südwärts, als nordwärts des Aequators, auf dem Festlande sowohl, als in 2500 Toisen Erhebung, war ich sehr geneigt zu glauben, daß die Schwingungen des Erdbodens im Allgemeinen unabhängig sind von dem vorhergehenden Zustande der Atmosphäre, und dieß ist auch die Meinung vieler unterrichteter Personen in den spanischen Kolonien, deren Ansichten sich auf eine größere Zahl von Erfahrungen gründen, als die meinigen."

Was die Ursachen der Erdbeben betrifft, so leitet sie der Verfasser, wie die meisten andern Erklärer, aus dem glühenden Zustande des Erdkerns her. Diese Gluth wirke mehr oder weniger auf die kühle Erdschaale ein, dringe örtlich durch und öffne den Feuerschlund der Vulkane, oder bewirke erdzerreißende Dämpfe. Alle andern Erklärungen weist der Verf. von vorn herein als ungenügend ab. Indeß ist keine Thatsache unsicherer und unwahrscheinlicher, als der glühende Zustand unseres Planeten und zur Oeffnung der Vulkane, wie zur Zerreißung der Erdrinde durch Dämpfe gehört (bei der ungeheuren Kraft des Dampfes) ein verhältnißmäßig so kleiner und lokaler Feuerherd, daß die Voraussetzung einer Gluthmasse im Innern der Erde von 1700 Meilen Durchmesser deßfalls eben so unnöthig als schon an sich ausschweifend ist.

Interessant sind folgende Bemerkungen. „Es ist bereits eine von den Alten und unter diesen namentlich von Aristoteles, Plinius und Seneca vielfach vorgetragene Ansicht, daß natürliche und künstliche Höhlungen, Grotten, Steinbrüche und Brunnen, die über ihnen befindlichen Gebäude vor den Erschütterungen bewahren, oder doch wenigstens die Wirkungen

derselben in hohem Grade vermindern können. Sie empfahlen deßhalb die Ausführung solcher Anlagen, und erklärten sich diese Erscheinung durch das Entweichen der in Spannung gehaltenen Dämpfe und Gasarten, deren Druck sie bereits, merkwürdig genug, im Wesentlichen die Kraftäußerungen der Erdbeben zuschrieben. Auch bei den Neueren wiederholen sich ganz dieselben Ansichten, und wir erfahren so namentlich aus den Berichten neapolitanischer Naturforscher, daß bei den in jenem Lande bemerkten Erdstößen sich sehr auffallend oft die Einflüsse solcher natürlichen oder künstlichen Verhältnisse durch die Erfahrung ergeben haben. Plinius der ältere gibt in seiner hist. natur. Lib. II. Cap. LXXXIV dieses Verbauungsmittel an und sagt, daß in vielen Städten zu diesem Zwecke tiefe Schachte in die Erde getrieben worden sind, die deßhalb seltener Erdbeben erlitten; er empfiehlt sogar, die Häuser auf diese Weise zu schützen, was man in Neapel bereits versucht habe. Die alten Römer sollen solche tiefe Brunnen angelegt haben, um das Capitol gegen Erdbeben zu schützen und dieser Theil Roms, das so oft von Erdbeben heimgesucht wird, ist bis hieher verschont geblieben. Zu Udine, in Friaul, soll man vier sehr tiefe und alte Brunnen haben, welche einer dort gangbaren Tradition zufolge in einer Zeit, in der dort die Erdbeben viele Zerstörungen angerichtet hatten, als Schutzmittel gegen diese gegraben worden sind, und der Erfolg soll günstig gewesen seyn. Vivenzio, der dieses berichtet, fügt noch folgende Nachricht hinzu. Einige Paläste in Neapel, die über Gewölben, in deren Mitte sich große Wasserbehälter befinden, erbaut sind, sollen bei Erdbeben unverletzt geblieben seyn, wie z. B. der des Fürsten Stigliano. Unter dem Obelisken des heiligen Januarius daselbst, soll ein tiefer Wasser haltender Brunnen seyn, aus welchem sich Luftlöcher an der Balustrade, die um den Obelisken geht, öffnen, und der zum Schutz dieses Monumentes gegen Erdbeben angelegt seyn soll." Es werden noch viele andere Beispiele aus Italien und Spanien angereiht.

Sinnreich ist die Erfindung eines hier beschriebenen und abgebildeten Erdbebenmessers von Cacciatore zu Palermo. Er besteht aus einem Becken mit Quecksilber, welches nach allen Seiten rinnenartige Radien ausgehen läßt, die in kleine Gefäße führen. Das Gefäß nun, in welches nach einem Erdbeben Quecksilber ausgeflossen ist, bezeichnet genau die Richtung, in welcher der Stoß erfolgt ist. — Am Schluß eine chronologische Uebersicht aller bekannten Erdbeben und eine besonders ausführliche Zusammenstellung aller Erscheinungen, die bei dem auch in Deutschland gespürten Erdbeben vom 29. Juli 1846 vorgekommen sind.

Altfranzösische Dichtkunst.

Partenopeus und Melior. Altfranzösisches Gedicht des 13ten Jahrhunderts. In mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Bruchstücken nebst begleitendem Auszuge des französischen Gedichts, geschichtlichen Nachweisungen und Wörterverzeichnissen herausgegeben von H. F. Maßmann. Berlin, Schultze, 1847.

Vom altfranzösischen Texte dieses merkwürdigen Gedichts aus dem 13ten Jahrhundert sind noch drei französische Handschriften in Paris vorhanden, wozu sich die hier zum erstenmal gesammelten Bruchstücke niederländischer und hochdeutscher Bearbeitungen gesellen, die sich in Leyden, Trier, Köln, Hildesheim, Jena befinden. Der Herausgeber gibt über die Handschriften erschöpfende Nachricht, so wie er überhaupt alles Aeußerliche, Zeit und Ort und Sprache gründlich erörtert. Wir wollen indeß diesen gelehrten Theil des Werkes hier übergehen, um uns ausschließlich mit dem poetischen Inhalt zu befassen.

Das Gedicht reiht sich an die auch in Prosa vorkommenden historischen Fabeln vom trojanischen Ursprung der Franken. Der jüngste Sohn des alten König Priamus, Marcomir, wird bei der Zerstörung Trojas durch Aeneas geflüchtet und kommt nach Gallien, wo er wilde Barbaren findet, denen er die erste Civilisation beibringt. Ein gewiß merkwürdiger Zug der Sage, da man sonst annimmt, Gallien sey civilisirt und die dahin unter dem geschichtlichen Marcomir vordringenden Franken Barbaren gewesen. Marcomir wird König und ihm folgen seine Söhne und Enkel Faramund, Ludon (Chledio), Merowig, Childerich, Chlodwig. Des großen Chlodwig Neffe ist Partenopeus, Graf von Bleis, der einmal auf der Jagd sich verirrt, in ein Zauberschiff geräth, von demselben an ein fernes Land getragen wird und hier in einem herrlichen Palast von unsichtbaren Händen bedient, bei Nacht von unsichtbarem Arme umfangen wird. Es ist dieselbe Situation wie ein Mährchen des Apulejus, nur daß hier ein Jüngling von einem unsichtbaren Mädchen geliebt wird, während bei Apulejus der Jüngling unsichtbar ist. Die unsichtbare Schöne gibt sich als Melior, die Tochter des Kaisers von Byzanz zu erkennen und behält den schönen Partenopeus ein Jahr lang in ihrem geheimnißvollen Palast, bis ihn die Sehnsucht nach den Seinigen treibt, sie um Urlaub zu bitten. Er wird entlassen, um bald wiederzukommen. Daheim kommt er gerade zu rechter Zeit an, um Frankreichs übermüthige Feinde zu bekämpfen und zu besiegen. Als seine Mutter aber von ihm hört, daß er zu seiner Geliebten Melior zurückkehren müsse, sinnt sie auf Listen, ihn festzuhalten. Der König bietet ihm eine seiner schönen Nichten als Braut an, der Erzbischof stellt ihm seine Verbindung mit einem unsichtbaren Wesen als greuliche Sünde dar und man macht ihn trunken und bringt ihm in diesem Zustande die Braut auf, so daß er ihr die Ehe verspricht, ohne zu wissen, was er thut. Als er wieder zu sich kommt, reut es ihn und er beschließt augenblicklich, zu seiner Melior zurückzukehren; aber beim Abschied räth ihm seine Mutter noch arglistig, daß er ja nicht versäume, seine unsichtbare Geliebte im Schlafe zu beleuchten, damit er sich überzeuge, daß es ein scheußlicher Dämon sey. Partenopeus folgt diesem Rathe, beleuchtet Melior gegen ihr ausdrückliches Verbot, findet sie über alle Erwartung schön, verliert sie aber nun, wie Psyche den Amor, weil er ihrem Verbote nicht gehorcht hat. Nun bringt er seine Tage voll Verzweiflung in einer Wüste zu, bis Meliors Schwester Urrake ihn aufsucht und tröstet und wieder nach Byzanz zurückbringt, um ein großes Turnier mitzumachen, dessen Preis die schöne Melior seyn soll. Alle Kaiser und Könige Europas und Asiens wohnen dem Turnier bei und als unseres Paladins gefährlichster Nebenbuhler tritt der mächtige Sultan von Persien auf, wird aber von Partenopeus besiegt und dieser empfängt die Hand der schönen Melior. In einer späteren Fortsetzung des Gedichts bleibt der Sultan am Leben und wird endlich mit Urraken abgefunden.

Gewiß eine seltsame Dichtung, aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzt, aus Hunibalds fabelhafter Frankenchronik und dem schönen Mährchen Amor und Psyche. Obgleich dieses Gedicht weder dem Sagenkreise Arturs noch Karls des Großen angehört, so hat es doch aus beiden die phantastische Ritterlichkeit und den Luxus der Heidenkämpfe, Turniere und Feste entlehnt, und verräth den Einfluß, den die Kreuzzüge auf alle Dichter der damaligen Zeit übten. — Möchte Hr. Maßmann mit so schönen handlichen Ausgaben alter Dichtungen fortfahren. Es ist noch gar viel Treffliches zu drucken übrig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 85. Dienstag den 30. November 1847.

Klassische Literatur.

Hellas und Rom. Vorhalle des klassischen Alterthums. Vier Abtheilungen in acht Bänden. Die hellenischen Dichter. Die römischen Dichter. Die hellenischen Prosaisten. Die römischen Prosaisten in einer organischen Auswahl aus ihren Meisterwerken. Von Prof. Dr. Vorberg. Stuttgart, Göpel, 1844—1847.

Eine Mustersammlung aus den griechischen und römischen Klassikern, wie Blumen in einer Guirlande zusammengehalten durch eine chronologisch fortlaufende Biographie und Charakteristik der Klassiker; daher man das Werk auch eine durch Beispiele erläuterte Literargeschichte des klassischen Alterthums nennen könnte. Die trefflich ausgewählten Muster sind zum Theil ganze Werke kleinen Umfangs, zum Theil Episoden und Fragmente, wobei der Herausgeber die anerkannt besten Uebersetzungen benutzt hat. Doch hat er auch viele der älteren und selteneren Sachen selbst übersetzt, wie es überhaupt ein Hauptverdienst seiner Arbeit ist, daß dieselbe nicht bloß auf die gangbaren in allen Gymnasien vorkommenden, sondern auch auf die weniger bekannten Klassiker Rücksicht nimmt und eine Uebersicht über das ganze reiche Literaturgebiet gewährt.

Das Werk ist nicht etwa bloß, obgleich von einem Schulmann ausgehend, für die reifere Jugend der höheren Klassen, sondern für das ganze gebildete Publikum bestimmt und wir empfehlen es dem letzteren sehr. Die allzugelehrten Literargeschichten sprechen das größere Publikum nicht an; gleichwohl ist eine Umsicht in der klassischen Literatur jedem Gebildeten, auch Nichtstudirten, nöthig und von großem Werthe. Wer ihm dieselbe nun erleichtert, erwirbt sich ein Verdienst um allgemeine Bildung. Man kann die Deutschen nicht oft genug ermahnen, praktisch zu seyn. Auch in Bezug auf die ungeheuren Anstrengungen, die sie der Förderung klassischer Studien seit mehr als drei Jahrhunderten widmen, sind sie bis auf den heutigen Tag noch ziemlich unpraktisch geblieben. Die Gelehrten konnten nicht nur alle ihre Gründlichkeit geltend machen, sondern sich auch ein Monopol auf das exakte Studium vorbehalten und deßfalls so exklusiv als möglich bleiben, ohne daß deßhalb dem größern Publikum die Orientirung in den klassischen Gebieten hätte versagt seyn müssen. Die Franzosen sind hierin viel praktischer verfahren. Sie hatten schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Uebersetzungen von fast allen Klassikern, selbst den seltensten, die zu übersetzen noch nie einem Deutschen eingefallen ist. Deßhalb waren den starken und schönen Geistern Frankreichs, auch ohne daß sie griechisch verstanden hätten, die Klassiker in einem weit größern Umfange bekannt, als sie es gebildeten, ja selbst gelehrten Deutschen zu seyn pflegen, da es Philologen gibt, die über dem Studium des einen oder weniger Autoren die andern vergessen.

Eine übersichtliche Kenntniß der Alten hat auch noch den Werth, zwei Extremen in der Meinung entgegenzuwirken, nämlich einmal der einseitigen Ueberschätzung des vorchristlichen Lebens und Geistes von Seite rationalistischer Schulmänner, und sodann wieder die eben so einseitige Unterschätzung derselben von pietistischer Seite. Je mehr man von den Alten kennen lernt und insbesondere je klarer man die ganze Entwicklung ihres Lebens und Geistes bis zur letzten Korruption desselben verfolgen kann, um so unhaltbarer wird der falsche Enthusiasmus, wie die erkünstelte Verachtung und an ihre Stelle tritt die natürliche Auffassung menschlicher Dinge nach ihrer Licht-, wie nach ihrer Schattenseite, wie dieselbe hier von Herrn Vorberg geltend gemacht worden ist.

Das vorliegende Werk nun beginnt mit der altgriechischen Dichtkunst, charakterisirt die ältesten Namen und Denkmale derselben, theilt die ältesten Orakelverse mit und geht dann über zur Charakteristik Homers, aus dessen Werken die schönsten Episoden mitgetheilt werden. Es bleibt immer wunderbar, wie die griechische Poesie in dieser unübertrefflichen Vollendung, gleichsam wie Athene aus dem Haupt des Zeus, aus dem Nichts hervorspringen und wie alle vorbereitenden Stufen in der Vorzeit hinter ihr gleichsam abgebrochen und verschwunden erscheinen konnten. Auf eine kurze Notiz über die cyklischen Dichter folgen Hesiod, Orpheus, Fragmente des Xenophanes, Parmenides und wird vom Epos durch die Elegie zur Lyrik übergegangen. Hier steht Kallinos oben an, als Erfinder der Elegie. Ihm folgen andere, hauptsächlich Theognis. Dann kommen die zarten Lyriker und Epigrammatiker der griechischen Anthologie an die Reihe; ferner die allgemeiner bekannten Dichter Anakreon und Pindar, der minder bekannte Bacchilides, Scholien und einige uns noch erhaltene eigentliche Volkslieder. Sodann beginnt die Reihe der großen dramatischen Dichter mit Aeschylos, nachdem ihm schon einige minder berühmte vorangegangen. Aus ihm, wie aus Sophokles und Euripides werden umfangreiche Muster mitgetheilt. Eben so aus Aristophanes. — Das letzte Drittel des zweiten Bandes nehmen die spätern griechischen Dichter ein, Theokrit, Bion, Moschus, Aratos, Apollonius Rhodius, Nonnus, Musäus, Calaber und viele kleinere; bei diesem Anlaß wollen wir bemerken, daß auf diese spätern Dichter bisher gar zu wenig Rücksicht genommen worden ist. Die Bukoliker allein erfreuen sich allgemeinerer Theilnahme, dagegen ist Nonnus, sind die Fortsetzer und Vollender der trojanischen Kriegsgeschichte gänzlich vernachlässigt. Nonnus wimmelt von überaus poetischen Mythen, von denen aber die mythologischen Wörterbücher, selbst die neuesten, schweigen; von malerischen Motiven, die aber den Künstlern bisher völlig

unbekannt geblieben sind. Ich will nur auf die reizenden Mythen von der Nykäa und Aura, auf die liebliche Erscheinung der Iris unter den trunkenen Korybanten, die sie (den wasserziehenden Regenbogen) nöthigen, einmal Wein zu trinken, auf die prachtvollen Scenen des indischen Kriegs, das Bad der Bachanten, Bachantinnen, Satyrn und Pane im Flusse Hydaspes, die nächtliche Schlacht des Flußgotts mit dem bachischen Heere und auf die plötzliche Verwandlung des Flußwassers in einen Feuerstrom hinweisen. — Was die posthomerischen Epiker betrifft, so enthalten sie freilich viel Geistloses, aber auch wunderschöne Züge, namentlich in Bezug auf Penthesileas und Memnons Tod und auf den Untergang Trojas.

Folgerecht geht der Herausgeber von den griechischen Dichtern zu den römischen über. Die Römer traten in die Fußstapfen der Griechen, obgleich sich in einigen ihrer vorragendsten Geister auch der männliche Charakter des römischen Volks originell ausprägt. Die hier vorliegende Sammlung beginnt mit den ältesten Strophen von Volks- und Festliedern, allein die Nachahmung des Griechischen unterbricht nur zu bald die naive Entwicklung der römischen Volkspoesie. Herr Borberg kontrastirt nun die elegante und rhetorische Nachahmung des Griechischen von Seite der Römer mit dem Echtgriechischen auf eine scharfe und treffende Weise. „Einen vorherrschend rhetorischen Charakter legen wir darum der römischen Poesie bei, weil bei ihr alles Aeußere, der Glanz der Darstellung, die Eleganz, fast überall die Tiefe der Originalität des Inhaltes und der poetischen Ideen weit überwiegt. Glätte der Sprache, Wohlklang der Verse, Lebhaftigkeit der Naturschilderungen, ergreifendes Ausmalen leidenschaftlicher Zustände, Reichthum an zierlich ausgeprägten Sentenzen, eine immer wechselnde Mannigfaltigkeit in Situationen und Staffagen, eine Menge wohlangebrachter Bilder; — kurz, ein absichtliches Hinarbeiten auf den Effekt, dieß tritt uns zunächst bei den vorzüglichsten Dichtern entgegen: sie machen Ansprüche an unsere Bewunderung. Und in der That hat die Poesie der Römer in jenen Beziehungen eine Vollendung und Glätte erreicht, in welcher sich die poetische Literatur nur sehr weniger Völker und Zeiten ihr an die Seite stellen kann. Am meisten zum Bewußtseyn gekommen war diese Richtung bei Horatius, dem größten und feinsten Kritiker des Augustischen Zeitalters, dessen Einfluß darum so bedeutend war, weil er es verstand, dem Strome der Zeit zu folgen, zugleich aber auch, ihm seine genau abgesteckten Grenzen anzuweisen. Ihm galt nur der poëta doctus, der fein gebildete, geschmackvolle, elegante Poet als ein wahrer Dichter: er selbst war jenes in hohem Grade; wurde aber auch durch die Einseitigkeit seiner Theorie zu antinationalen Vorurtheilen verleitet. Mit der Anerkennung jener Vorzüge, mit dem Hervorheben der Lichtseite ist aber zugleich auch die Schattenseite der römischen Poesie hervorgehoben. Sie ist nicht naiv: zur Erläuterung dieses Ausdruckes genügt es, ganz einfach Homer und Virgil neben einander zu stellen. Sie ist nicht von Begeisterung, nicht von jener urkräftigen Ideenfülle geboren; nicht aus dem geheimnißvollen Halbdunkel unbefangen religiöser Weltanschauung hervorgegangen: sie ist ein Kind des geläuterten Geschmackes; jener schönen Sinnlichkeit, die behaglich auf der Oberfläche des Lebens schwimmt, und in ihre Tiefe nur darum hinabsteigt und die hier waltenden wunderbaren Elemente heraufbeschwört, um jene Oberfläche reizender und piquanter zu machen, und dem poetischen Genusse immer neue Nahrung zuzuführen (Ovidius). Eben darum erweckt in uns ein römischen Dichter nur selten Begeisterung, so oft er uns auch zur Bewunderung hinreißt.“ Am schlagendsten ist die Bemerkung, daß die Römer trotz ihrer ungeheuren Vorliebe für das Theater, doch keine patriotische Tragödie hatten. Alle ihre Tragiker behandeln vorzugsweise Stoffe der griechischen Mythe und ahmen lediglich die griechischen Tragiker nach. Nur sehr wenige echt römische Stücke (Brutus, Decius, Cato, Octavia) sind bekannt, ohne daß sie eine besondere Auszeichnung genossen hätten. Ganz dasselbe Verhältniß kehrt bei den Franzosen unter Ludwig XIV. wieder. Alles Nachahmung der ältern Klassiker, so viel wie nichts Einheimisches. — Eben so erscheint die römische Komödie bedeutend ärmer, als die griechische. Welch ungeheure Phantasie des Aristophanes verbunden mit der feinsten Grazie und welche Fülle von politischer Satire! während Plautus und Terenz, die geistvollsten Lustspieldichter der Römer, uns nur Konversationsstücke aus einem sehr beschränkten Kreise des Privatlebens vorführen, und eigentlich nichts bringen als immer und immer wiederholt den schurkischen alten Kuppler, die bei ihm gefangen gehaltene, jedoch um hohen Preis käufliche Hetäre, ihren Liebhaber, dessen polternden aber betrogenen Vater, und den schlauen, die Alten jedesmal überlistenden und dem jungen Paar dienstbaren Sklaven, wozu hin und wieder noch ein Parasit, ein junger Freund, ein zweiter Alter oder eine Alte und ein zweites junges Mädchen kommt. Doch muß diese altrömische Komödienarmuth uns interessant seyn, weil sie die Grundlage bildet zu dem Reichthum der italienischen Maskenscherze, denn unschwer erkennt man in jenen stehenden Figuren des Plautus und Terenz den Arlekino und die Kolumbine, den Pantalon, Tartaglia, Brighella &c. wieder.

Herr Borberg stellt die genannten römischen Lustspieldichter voran, geht dann zu den Epikern über, entwirft eine treffliche Charakteristik Virgils und seiner Werke, macht mit dem Didaktiker Lucretius den Uebergang zu den Lyrikern, unter denen Catull und Horaz den vornehmsten Rang einnehmen und wendet sich sofort zu den Elegikern und Idyllendichtern, welche den Uebergang zu Ovid bilden. Ueberall öffnet seine treffliche Charakteristik der Dichter dem Leser das innigste Verständniß der römischen Literatur. Wir machen besonders auf die des Lucretius aufmerksam, dessen philosophische Selbsttröstungen so scharf mit dem christlichen Geiste kontrastiren, und auf die des Horaz, der recht eigentlich die ironische Stellung der nur geduldeten oder zur Magd verdammten Poesie bezeichnet. Schon bei Horaz tritt die merkwürdige Sehnsucht nach ländlicher Stille und Zurückgezogenheit ein, welche so viele und ausgezeichnete römische Idyllen- und Elegiendichter charakterisirt. Das poetische Gemüth flüchtete aus der Hauptstadt, wo Servilismus und Korruption alle Natur ertödtet hatten, gern zur ländlichen Einfalt, oder versenkte sich wenigstens gern in die Vorspiegelungen derselben. Es ist wahr, die Ländlichkeit der römischen Dichter war so gut eine bloß gemachte, wie die Schäferpoesie unter Ludwig XIV., allein sie drückt nichtsdestoweniger die Sehnsucht nach der Natur aus, die jeden ergreift, der zu tief in Unnatur versunken ist. In Tibull, dem der Herausgeber volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, tritt die liebenswürdigste Seite des römischen Volksgemüths, das der Unnatur sich zu erwehren sucht, hervor; während Ovid mit all seinem glänzenden Talent doch die ihm inwohnende Korruption nur übertüncht. Auch ihn charakterisirt Herr Borberg ausführlich und treffend. — Darauf den Tragiker Seneca, dieses merkwürdige Vorbild des modernen Greueldramas. „Die Handlung ist gewürzt mit allem Gräßlichen, was die Phantasie nur ersinnen kann, um bis zum Haarsträuben zu imponiren: des Hippolytus Leiche wird in Stücken auf die Bühne geworfen; Medea schleudert die Leichname ihrer Kinder deren Vater ins Gesicht; wir sehen wie der betrunkene Thyestes das mit Wein gemischte Blut seiner Kinder trinkt! Kein Charakter ist groß, weder im Guten, noch im Bösen: Hercules ist ein renommirender Prahlhans; Atreus ein bis zur Karrikatur verzerrter raffinirter Bösewicht. Rache ist fast überall der tragische Hebel; und

zwar jene bestialische Rache, die, ohne die höhere Tendenz der Selbsterhaltung, sich nur im Blutdurste gefällt. Wenn der Dichter merkt, daß für die grenzenlose Bosheit das menschliche Herz doch zu eng oder zu weich sey; dann werden Schatten und Furien aus der Unterwelt herauf, oder Götter vom Olymp herab beschworen, um das Unglaubliche glaublich zu machen. Eben so überschwänglich sind auch die Guten; sie strömen über von übermenschlicher Größe." Doch finden sich im Einzelnen bei Seneca prächtige Schilderungen. — Den Schluß bilden die wenigen Epiker (Lucanus, Valerius Flaccus, Silius Italicus, Statius, Claudianus), der Fabeldichter Phädrus, der Idyllendichter Ausonius, die alle keinen Vergleich mit den Griechen aushalten. Nur die Satiriker Persius und Juvenal, besonders der letztere, zeichnen sich durch Originalität aus; der Epigrammatiker Martial ist geistreich, aber die Käuflichkeit und Gemeinheit seiner Seele erregen Ekel. Der Ausgang der römischen Poesie ist kläglich. Alles was sich edel, erhaben, tragisch oder wenigstens liebenswürdig anstellt, ist geschminkte Korruption oder Impotenz, und nur im Spott und Hohn ist noch gesunde Natur und Kraft übrig.

Der fünfte und sechste Band umfassen die griechischen Prosaisten. Von den ältesten sind nur wenige Fragmente übrig; so daß den eigentlichen Anfang Herodot macht. „Das unsterbliche Werk des Herodotos: „Geschichten" in 9 Büchern, deren jedem ein alexandrischer Grammatiker (dem man vielleicht auch die Abtheilung selbst verdankt) den Namen einer Muse beilegte, ist sowohl dem Inhalte und der Form nach, wie durch die ganze Behandlungsweise und den Geist der Darstellung das erste eigentliche Geschichtswerk der Hellenen. Er war es, der zuerst nach einem großartigen, alles Zerstreute umfassenden, und auf ein Ziel hin richtenden Plane schrieb. Die ihn leitende Idee war, eine Geschichte der großen Kämpfe zwischen den Hellenen und den Barbaren des ungeheuern Perserreiches zu schreiben; eine Geschichte, durch welche zugleich die wundergleichen Resultate dieses Kampfes, die seine Zeitgenossen immer noch in Erstaunen versetzten, in dem innersten Wesen beider Kämpfenden ihre Erklärung und Begründung fänden. Diese Aufgabe aber faßte er mit einer Tiefe und Gründlichkeit an, die allein schon ihm die Unsterblichkeit sichern würden. Die Perserkriege hatten die halbe damals bekannte Welt unter die Waffen gerufen: sie waren Folge Jahrhunderte langer Verwicklungen und Erbitterung gewesen. Um die Bedeutsamkeit dieses Riesenkampfes ganz zu erfassen, steigt er zu der dunkeln Vorzeit hinab: um seinen merkwürdigen Ausgang begreiflich zu machen, führt er uns alle in ihm auftretenden Völker vor, ihr Land, ihre Sitten beschreibend, und ihre Geschichte erzählend. — Was aber am meisten seinen hohen Geist beurkundet, ist seine religiöse Weltanschauung. Ueberall sieht er den Einfluß eines nach unveränderlichen Gesetzen waltenden Schicksals, das keinen Uebermuth der Menschen duldet, und den Hochmüthigen, Vermessenen, der sich seiner selbst und der Grenzen menschlicher Beschränktheit überhebt, unerbittlich vernichtet: das ist ihm die Macht der Nemesis; er nennt es auch wohl in der Sprache seiner Zeit den „Neid der Götter." Daher ist ihm das furchtbare Unglück, das die Perser in ihrem Unterdrückungskriege betroffen, der Lohn für jenen Hochmuth der orientalischen Despoten, die sich den Göttern gleich für allmächtig halten; ganz so, wie Aeschylos die große Begebenheit auffaßte." — Auf dieselbe klare und geistvolle Art charakterisirt der Herausgeber nun auch den Thukydides, Xenophon, Polybius, Diodor, Plutarch und die lange Reihe der übrigen griechischen Historiker, indem er aus jedem zugleich Proben mittheilt. Auch hier kehrt der traurige Uebergang vom Großen zum Kleinen, vom Freisinnigen zum Aengstlichen, vom Klaren zum Dunkeln, vom Geistreichen zum Geistlosen wieder. Auffallend ist, dem republikanischen Ernst des Thukydides gegenüber, die schon bei Xenophon beginnende Koketterie mit dem Königthum, die in der Cyropädie eine so große Rolle spielt. Aber am traurigsten erscheint das Herabsinken von der Höhe klassischer Geschichtschreibung bis zur kindischen Kompilation von Wundergeschichten oder trocknen Annalen.

Den Historikern reihen sich die Geographen an, Hannos Periplus, Strabo, Pausanias, die großen Redner Perikles, Demosthenes, Isokrates, Aeschines rc. Die Sophisten, unter denen der große Spötter Lukian als Prototyp moderner Aufklärung hervorragt, endlich die Philosophen, hauptsächlich Plato und Aristoteles. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem Herausgeber hier in die einzelnen Charakteristiken folgen.

Die letzten beiden Bände enthalten die römischen Prosaiker, zuerst alte Gesetzesfragmente aus den zwölf Tafeln rc. Dann die Geschichtschreiber, die sich in Originalität und Geistesstärke neben die griechischen stellen dürfen und insofern einen bedeutenderen Rang einnehmen, als die römischen Dichter. Begreiflicherweise, weil die Geschichtschreibung dem römischen Charakter mehr zusagte, als die Poesie, und aus der Staatsgröße mehr Nahrung sog. Indem war einer der größten Geschichtschreiber Roms zugleich Roms größter Feldherr und Staatsmann, Julius Cäsar. Er, so wie Sallust, Livius, Tacitus, Sueton und die zahlreiche Menge der andern werden hier alle sorgfältig verzeichnet und beurtheilt, und Proben aus ihnen mitgetheilt. — Hierauf folgen die Männer anderer Disciplinen, der große Naturforscher Plinius, der Geograph Mela, der große Redner und Philosoph Cicero, der Philosoph Seneca, der jüngere Plinius, der Kritiker Quintilian rc. Kurz man erhält von allen bedeutenden ein Muster, von den minder bedeutenden wenigstens die erforderliche Notiz und das Werk gewährt eine sehr lohnende Uebersicht über den ganzen Umfang beider Literaturen, der römischen und wie der griechischen. Auch sind überall die besten Uebersetzungen nachgewiesen für den, der die Originale nicht lesen kann, und das Nachschlagen durch ein jede Abtheilung begleitendes Register erleichtert.

Dichtkunst.

Die Ostsee. Gedicht in drei Gesängen von Gustav Gardthausen. Zweiter unveränderter Abdruck. Hamburg und Leipzig, Schuberth u. Comp.

In sehr fließenden Ottaverimen und in dem heitern humoristischen Ton, in welchem Wieland seine komischen Heldengedichte und Byron den Childe Harold schrieb. Begegnet uns im Eingange eine fast zu lebendige Schilderung der Seekrankheit auf der Ostsee, so ist es keine gemeine Schilderung, vielmehr verräth sich überall der feine Geist des Dichters, der über das Gemeine sehr liebenswürdig zu spotten versteht. Von dieser Art ist eine Darstellung der Kleinstädterei an einem deutschen Ufer der Ostsee:

Der Vater kömmt, hat ein Billet, das offen.
„Heut' Abend kehren Lenzens bei uns vor,
Wenns meinen Damen zusagt, wie sie hoffen."
Der Abend kömmt da rollen sie durchs Thor,
Sind mit dem Glockenschlage eingetroffen,
Von Lenz et Frau, der alte Herr Major,
Und die Gelegenheit einmal benutzend,
An Töchtern das gewohnte halbe Dutzend.

Erschöpft ist schon das Complimenten-Faß:
Sieh' da! Willkommen! Endlich! Guten Abend!
In solchem Wetter, Beste! O wie naß!
Den warmen Thee, man findet ihn so labend,
So kurz die Tage, und so langsam trabend
Die langen Abende, und Dieß und Das,
Und wie so glücklich doch für solche Abende
Der solche Freunde, solchen Nachbar Habende!

Dieser Scherz wird durch eine feine Wendung ins Sentimentale hinübergespielt:

Der Herbst ist da. Den l'Hombretisch hervor!
Das holde Kind, die Lichter zu bestellen,
Durcheilt die Hausflur und den Corridor.
Die Thüren schlagen zu, die Winde gellen,
Die hellen Lichter flackern ihr um's Ohr.
Horch! wie im Hofe laut die Hunde bellen!
Da weht die Hausthür auf, und aus das Licht —
Im Finstern schreit sie laut: Er liebt mich nicht!

Er liebt Dich, ja! Er ist es selber eben,
Der kam und Dich in seine Arme schloß,
Der Dir so plötzlich Kuß auf Kuß gegeben,
Er ist's, er ist's! — und ihre Thräne floß,
Und ihre Seufzer durch die Küsse beben.

Im zweiten Gesang ein zweites Wiedersehen, aber ein tragisches. Aengstlich fragt der Dichter nach seiner geliebten Marie, die er so lange nicht mehr gesehen, von der er so lange nichts mehr gehört hat. Er findet sie wieder, sie ist eben Wittwe geworden, ihr Gatte ist im Sturm auf der See umgekommen. — Dann beginnt das Gedicht sich vaterländischen und politischen Interessen zuzuwenden. Der Dichter trifft auf dem Schiff mit einem jungen Mann aus Schleswig zusammen:

Von inn'rer Gluth und Morgenröthe glühend
Sah groß und wild sein Antlitz um sich her,
Aus beiden Augen heftig Feuer sprühend,
Und dennoch beide Augen thränenschwer.
Er schaute bald das Ufer, dunkel blühend,
Und bald das weite, windbewegte Meer,
Zuletzt mich selber an, ergriff am Ende,
Geschüttelt von Gefühlen, meine Hände.

„Ja, du bist glücklich," rief er aus; „unendlich
Dein Vaterland, das Land der Phantasie.
Was lumpenhaft, was niederträchtig, schändlich
Bekömmt kein Bürgerrecht in diesem nie.
Doch ich, woran ist meine Heimath kenntlich?
Hab' ich ein Vaterland? Wo? Drüben? Hie?
Mein Phantasiren blitzet von der Pfanne,
So oft ich auch den Hahn mit Eifer spanne.

„Denn wir aus Schleswig schloßen ja den Dänen,
Und Deutschland wiederum schloß uns die Thür.
Genöthigt, patriotisch hinzugähnen —
Bestallung — hier: Und hier die Schreibgebühr.
Kein Vaterland, und doch ein Herz dafür —
O, wohl um Schlecht'res floßen Männerthränen!

Der dritte Gesang beginnt mit einer feurigen Anrede:

Geliebtes Schleswig-Holstein! zweier Meere
Bespültes Zwischenland und schönste Zier,
Du Stirne Deutschlands, und zu seiner Ehre
Umlaubt mit Eichenkränzen dort und hier:
Wie auf den Wogen meine schwanke Fähre,
So naht im Liede meine Seele dir —

Dann folgt ein treffliches Landschaftsgemälde:

Geschaukelt ziehen dort des Meeres Schwäne
Zum Hafen, der von Böten wimmelt, ein.

Schau, wie um die Ecke draußen
Das Dampfboot schneidet; sieh' den schwarzen Rauch!
Wie dick er qualmt, indeß die Räder brausen,
Zurückgeworfen vom conträren Hauch.
Am Ufer, hör'! wie dort Karossen sausen,
Das Hoiho! vom Kauffahrteischiff auch.
Bepackte Wagen, voller Handelstücke,
Zieh'n ab und zu; es wiederhallt die Brücke.

Auf jenem Markte kaufen und verkaufen
Ameisen, glaub' ich, ihren Erdentand.
O sieh', die Wachtparade! Rothe Haufen
Marschiren auf und stehen festgebannt;
Die Bajonette funkeln. Ach, da schwindet
Im Mittagsrauch, was unterhalb sich findet.

Schau hier der Nordsee pittoreske Dünen,
Sandberge, donnernd von der Flut berollt,
Auf hohem Kliff den seegewohnten Hünen,
Altfreiem Meere, alter Freiheit hold,
Den Friesen, stark und gut, mit seiner kühnen
Mannshaltung, hellem Aug' und Lockengold:
„Rüm Hart, klar Kimming!" schallt die Stimme mächtig —
Und Welt und Woge wiederhallen's prächtig.

Lang streckt sich das feste Land. Es scheiden
Im Westen sich die Marschen üppig aus.
Ein Kornfeld überall; die Rinder weiden,
Und niederländisch ragt das Giebelhaus.
Mit Silberknöpfen prangt der Herr von beiden,
Mit Gold die Herrin über Spitzen kraus;
Er unter steifen Bäumen, Sie im Garten,
Der Tulpen ihres Blumenbeets zu warten.

Wie arm dagegen auf des Landes Rücken
Fähret hier der Bauer seinen Torf zur Stadt;
Man sieht am Geh'n, daß ihn die Schuhe drücken,
Er hält im Sand, die Pferde wurden matt.
Sein schlichter Kittel ward aus vielen Stücken,
Aus dünnen Speichen sein zerbrechlich Rad;
Er nimmt den Hut, breitkrämpig, ab inzwischen,
Die hellen Perlen von der Stirn zu wischen.

Endlich weckt der Dichter auch die großen Erinnerungen der Vorzeit und sieht im Geist die Schlachten der alten Cimbern, Angeln, Holsten; die Kämpfe wider Karl den Großen, wider die Dänen; die ganze Geschichte Holsteins geht uns in raschen Bildern vorüber, die blutigen Geister des dreißigjährigen Kriegs, später der Schwedenkriege und wie die alten Flammen von Altona sich in den neuen von Hamburg, so spiegeln sich auch die alten Helden und Kämpfe wieder ab in den neuen, und an Lornsens Grabe schließt das Gedicht, das mit mehr als gewöhnlichem Geist und Talent geschrieben im Gedächtniß unserer Zeit nicht vergessen zu werden verdient.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 86. Sonnabend den 4. December 1847.

Kriegsgeschichte.

Aufzeichnungen des Generallieutenants Friedrich Wilhelm Grafen von Bismark. Karlsruhe, Nöldeke, 1847.

Nicht Memoiren, sondern eine förmliche Geschichte der Kriege, welche Napoleon von 1805 an geführt hat. Geht der Verfasser dabei nicht in alle Details ein, so hält er doch stets den Zusammenhang fest, sorgt dafür, daß man die Uebersicht nicht verliere und knüpft überall kritische Bemerkungen an, die in ihrer Kürze oft sehr schlagend sind, hin und wieder aber auch zu sehr den Schein des Kostbaren annehmen. Das Hauptverdienst des Werkes liegt in der genauen Verfolgung der russischen Politik in den Jahren 1812—1815. Der Verfasser hat die Feldzüge selbst mitgemacht, hielt sich später lange Zeit am russischen Hoflager auf und hat somit in vollem Maaße Gelegenheit gehabt, den Sachverhalt zu ermitteln. Hat nun das vorliegende Werk Gegner gefunden, haben sich gegen einige darin enthaltene Thatsachen Reklamationen erhoben, und muß die auf S. 30 enthaltene Bemerkung überall einen peinlichen und dem Verfasser ungünstigen Eindruck machen; so kann uns dieß alles doch nicht abhalten, das historische Verdienst des Werkes, so wie die deutsche Gesinnung, in der es durchgängig geschrieben ist, anzuerkennen.

Der Graf von Bismark weiß seinem Werke ein beinahe dramatisches Interesse zu geben, indem er die beiden Hauptcharaktere, Napoleon und Alexander, in einem psychologischen Kontrast einander gegenüberstellt. Die Entwicklung beginnt mit der berühmten Zusammenkunft beider Kaiser zu Erfurt im Jahr 1808. „Napoleon schmeichelte sich, mit jenem unwiderstehlichen Zauber, mit jener wundervollen Geistesüberlegenheit, denen er die Unterwerfung der Gemüther verdankte, Alexander zu fesseln. Die Verstellungskunst des Czars aber hinterging ihn, obgleich er an dessen Freundschaftsversicherungen nicht unbedingt glaubte. »Ce Phraseur m'ennuie!« sagte er zu seinem Bruder Jerôme, König von Westphalen. Napoleon hatte ein französisches Theater von Paris kommen lassen, worin Talma, damals der größte Schauspieler, glänzte. Als eines Abends Oedipe von Voltaire aufgeführt wurde und im ersten Akt, erste Scene, 12. Vers Philoctete die Worte spricht: »L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux,« erhob sich Alexander und umarmte Napoleon. Die wahren Gesinnungen des Czars gab er dagegen seinem Onkel, dem ebenfalls anwesenden König Friedrich von Württemberg in einer vertraulichen Unterredung kund. „Napoleon, sagte Alexander, ist gegenwärtig zu mächtig, um ihm mit Erfolg den Krieg zu machen. Man muß ihn erst sich schwächen lassen. Spanien wird in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. Sein Ehrgeiz, der ihn von einer Unternehmung zur andern fortführt, thut das Uebrige. Die Zeit wird dann kommen, wo ich wegen der Rolle, die ich jetzt hier in Erfurt spiele, Entschädigung nehmen werde."

Im folgenden Jahr war Alexander noch getreuer Alliirter Napoleons und entschädigte sich auf Kosten Oesterreichs. Von nun aber gab es keine Macht mehr zwischen Rußland und Frankreich, der Kontinent war zwischen beiden getheilt, sie berührten sich unmittelbar, und diese Reibung mußte schädlich werden. Alexander hielt mit überlegener List zurück, Napoleon gab sich durch sein offenes Zuschlagen, man darf wohl sagen, Zutappen nicht wenig Blößen. Die beiderseitige Stellung bezeichnet am besten die unwillige Aeußerung Napoleons gegen den russischen Gesandten: „Der Kaiser Alexander, sagte Napoleon, hat durch den Bruch des Tilsitervertrags, durch den Tarif von 1810, durch den Protest gegen Oldenburg, Frankreich verletzt, mich persönlich beleidigt und mir den Fehdehandschuh hingeworfen. Aber ich habe ihn nicht aufgenommen. Ich fahre fort, meine Friedensliebe zu bethätigen. Der Kaiser Alexander jedoch läßt mich ohne Antwort. Bin ich etwa schon besiegt, hat er mich geschlagen, daß er so mit mir verfährt? Ist Frankreich so gering, bin ich so verächtlich in seinen Augen geworden, daß er uns nicht einmal einer Antwort würdigt, sich in keine Erklärungen mit uns einläßt." Gar nicht zu antworten, selbstständig zu handeln und gar nicht zu thun, als ob es einen Napoleon in der Welt gäbe, das war es, was Napoleon am tiefsten verletzen mußte. Es war das Benehmen des Asiaten gegen den Europäer, oder wenn man will, des vornehmen Mannes gegen den polternden Emporkömmling.

Napoleon befand sich in einer merkwürdigen Verblendung. Er sah das Benehmen seines Gegners für Insolenz, Schwäche, Folge fremder Einflüsterung an und zweifelte nicht, Alexander werde sich ihm gutwillig fügen oder sich, wenn es einem Kampf käme, durch die erste Schlacht schrecken lassen. Er nahm seinen Gegner für einen leicht umzustimmenden Weichling, während Alexanders Eifersucht unversöhnlich war. „Der Gedanke war mit flebender Schrift in seiner Seele lebendig: „Ich oder Napoleon! Dieser Krieg entscheidet zwischen uns. Einer von uns verschwindet von der Weltbühne." Mit verschiedenen Wendungen wiederholte Alexander den nämlichen Gedanken. Napoleon konnte von diesem glühenden Hasse, diesem Rachegefühl, dieser verzehrenden Eifersucht keine Vorstellung bekommen: sie waren seiner eigenen Seele fremd. Der Gedanke, daß bei Alexander der Zweck des Krieges sein Sturz war, trat nie vor seine Seele. Hätte er dieß nur ahnen können, Alexander hätte seinen Zweck niemals erreicht. Sein Kriegsplan wäre dann ein anderer geworden. Er durfte nur gegen die Deputation des Reichstags in Warschau, die nach Wilna kam, die Wiederherstellung des polnischen Reiches und der polnischen Nationalität aussprechen, Poniatowsky zum König von Großpolen erklären, so wurde

Alexanders Kriegszweck unmöglich. Machte er dann nach Eroberung der russisch-polnischen Provinzen Halt, organisirte die polnischen Streitkräfte, und verstärkte sich mit den nationalen Hülfsquellen dieses wieder neu belebten großen Reiches, so war in einem zweiten Feldzug ein vollständiger Erfolg zu erwarten, und Rußland würde, wie Schweden ein Jahrhundert vorher, seinen letzten Tag des Einflusses gesehen haben."

Aus Anlaß des Versuchs, den Alexander machte, selber als Feldherr aufzutreten, von dem er jedoch bald wieder abstand, macht der Verfasser eine gute Bemerkung: „Alexander verstand nur ein Bataillon, eine Parade, sogar ein Friedensmanöver zu kommandiren. Napoleon hatte Truppen zu ernsteren Zwecken, als zu Spielzeug. Außer im Lager von Boulogne für Mer, wo er mit supponirtem Feind einige Manöver ausführte, hat er mit Truppen nie anders, als vor dem Feinde manövrirt."

Sehr ausführlich verbreitet sich der Verfasser über den Feldzug von 1812 und über die auf einer Seite von den Russen, auf der andern von den Franzosen, namentlich von König Jerôme begangenen Fehler, worauf wir hier nicht näher eingehen. Die Hauptsache blieb immer der Irrthum, in welchem sich Napoleon in Bezug auf Alexander befand. Es schien ihm unmöglich, daß dieser weichherzige Fürst nicht eingeschüchtert, nicht zum Frieden geneigt werden sollte; von Woche zu Woche hoffte er, ihn dahin gebracht zu haben, und nur in diesem Wahn verlängerte er seine Operationslinie auf eine so gefährliche Weise bis nach Moskau. Wenn diese Verblendung von seinen Augen gewichen wäre, wenn er wahrhaft in der Seele seines Gegners hätte lesen, wenn er nur hätte ahnen können, wie tief und unversöhnlich ihn Alexander haßte, so würde er sich Zeit genommen, wenigstens noch in Smolensk Halt gemacht haben, um im nächsten Frühjahr die Operationen fortzusetzen, und würde nicht den Schrecknissen des Winters in weit entlegener Ferne entgegen gezogen seyn. Er würde dann eingesehen haben, daß ihn nicht ein rascher Sturm, sondern nur eine langsame Einschließung zum Ziele führen könne. Aber Alexander hatte ihn zu Tilsit und Erfurt so geliebkost, sich seinem Geiste so unbefangen und fast kindlich untergeordnet; außerdem schien er so viel mit den Damen beschäftigt, daß er auch den Feldzug von 1812 mit einem Ball in Wilna eröffnet hatte; nimmermehr wollte Napoleon von diesem mildlächelnden Fürsten glauben, daß in seiner Seele jene Rivalität glühen könne, die alles auf die Spitze des „Er oder ich" setzte.

Moskau wurde verbrannt. „Das tiefe Schweigen des Kaisers Alexander bestätigt, daß er um diese große Maßregel wußte und sie billigte. Wie hätte auch ein Unterthan über das Schicksal einer Hauptstadt ohne Zustimmung seines Monarchen entscheiden können?" Als Alexander hörte, Moskau sey nicht mehr, sagte er zu Michaud: „Rußlands Hülfsquellen sind noch nicht erschöpft. Ich bin unerschütterlich zur Fortsetzung des Krieges entschlossen, selbst wenn das Aeußerste geschehen sollte und ich sogar Petersburg verlassen müßte. Merken Sie sich, was ich jetzt sage: Napoleon oder ich, ich oder er! für uns beide ist nicht Raum!*" Dieß waren die Gedanken von Erfurt. Kein Mißgeschick vermochte sie auszulöschen. Wie Meereswellen am Granitfelsen, so zerschellten an der Eifersucht des Ruhms alle Hoffnungen Napoleons auf Frieden. Selbst ein weicher schwankender Charakter erhält hierdurch Stärke. Alexander mit einer Chamäleonsnatur wurde von Napoleon nur hiernach beurtheilt, was natürlich zu unrichtigen Schlüssen führen mußte, und eben deßhalb sein Verderben wurde."

Der Gegenstand bringt es mit sich, daß General von Bismark auch einen Irrthum berichtigt, welcher sich in viele Geschichtsbücher eingeschlichen hat, als ob nämlich Napoleon dem dringenden Verlangen der Polen, ihr altes Reich herzustellen, nur aus Rücksicht gegen Oesterreich nicht nachgegeben habe. Die Wahrheit ist, er versäumte diese wichtige Maßregel nicht sowohl aus Rücksicht gegen Oesterreich, sondern aus Rücksicht gegen Rußland. Er hatte ja nur den Zweck, Alexander zum Frieden zu bewegen; und er konnte seine Geneigtheit zum Frieden und seine Schonung des russischen Interesses nicht deutlicher machen, als indem er nicht zugab, daß etwas geschähe, was Rußland mit dem Verlust seiner polnischen Provinzen bedrohte.

Napoleon mußte nun die bittern Früchte seiner Täuschung ernten. Der Verfasser schildert kurz die Schrecken des Rückzugs, dem er selber beiwohnte.

Aus Anlaß der Erhebung Preußens macht er einige feine Bemerkungen. Einmal sey es dem König Ernst gewesen, die gegen Napoleon eingegangene Verpflichtung zu halten, und viele Staatsmänner seyen der Meinung gewesen, Preußen werde mehr gewinnen, wenn es Napoleons Verlegenheit benütze, um sich ihm unentbehrlich zu machen, als wenn es Rußland zum Werkzeug diene. Die Regierung sey damals fast gegen ihren Willen in die große Bewegung hineingerissen worden. Dann habe sie sich aber wieder viel zu unvorsichtig der russischen Freundschaft hingegeben und dem Kaiser Zusicherungen in Bezug auf Polen gemacht, die übereilt gewesen. Preußen bedurfte damals Rußlands weit weniger, als Rußland Preußens bedurfte. Hätte sich Preußen für Napoleon angestrengt, wie es sich für Rußland anstrengte, so wäre Rußland im Jahr 1813 erobert worden. Mit seinem erschöpften Heere konnte Alexander lediglich nichts in Deutschland ausrichten, wenn ihm Preußen nicht half.

Die zweite merkwürdige Bemerkung ist, daß die deutschen Fürsten gar nicht nöthig gehabt hätten, ihren Völkern liberale Zusicherungen zu machen, denn der gewohnte Gehorsam und der Franzosenhaß habe damals alles gethan und vollkommen ausgereicht. Am seltsamsten aber hätten sich die russischen Freiheitsproklamationen ausgenommen. „Alexander hielt sich seinem eigenen Volk gegenüber von solchen Zusagen frei; er spielte nur im Auslande den Liberalen."

Der erste preußische Feldzug mißlang. Napoleon drang ins Herz von Schlesien ein. In diesem kritischen Augenblick herrschte zugleich zwischen Preußen und Russen böse Mißstimmung. Alexander hatte es sich mit Friedrich Wilhelm gar zu bequem machen wollen, sich ihn untergeordnet, die preußischen Generale unter russischen Oberbefehl gestellt und in Deutschland den Alleinherrn zu spielen angefangen. Blücher mußte unter Barklay de Tolly dienen. „Die aufgeregte Stimmung des preußischen Hauptquartiers wurde dadurch vermehrt und theilte sich auch dem Könige mit. Er war zu dem Bündniß mit Rußland nur überredet worden. Der Charakter des Kaisers Alexanders gab ihm kein Vertrauen. Die Rollen, die dieser Monarch gespielt und gewechselt hatte; der Friede von Tilsit, wo er sich vom Sieger ein Stück preußisches Land geben ließ; sein gegenwärtiges Bestreben, den Vorrang und die Leitung im Bunde an sich zu ziehen, wodurch der König in eine Unterordnung gerieth, welche die Parität völlig aufhob — alles dieses brachte Stoff zu Reflexionen und erfüllte seine ohnehin trübe Seele mit bösen Vorbedeutungen."

Sehr fein wird nun weiter vom Verfasser durchgeführt, wie Napoleon selbst die günstige Gelegenheit versäumt habe, Preußen und Oesterreich für sich gegen Rußland zu stimmen. Immer noch war Napoleon über den Charakter Alexanders nicht belehrt. Immer noch hoffte er ihn zum Frieden zu bewegen. Er sagte zu Caulaincourt: „Wenn ich Opfer zu bringen habe, so will ich sie lieber zum Vortheil Alexanders bringen, der einen offenen Krieg gegen mich führt, und zum Vortheil des Königs von Preußen, gegen den ich keinen Groll

* Danilewsky.

habe, und für den Alexander sich interessirt, als zum Vortheil Oesterreichs, welches meine Allianz verlassen hat und unter dem Namen eines Vermittlers sich das Recht anmaßt, über alles zu verfügen, nachdem es sich seinen Theil zuerst nehmen will. Suchen Sie Alexander zu sprechen — das ist das Wichtigste — dann werden wir mit einer Vereinigung endigen.“ Dieser Wahn verhinderte die Sühne, die Oesterreich verlangt hatte. Napoleon verlor nun Oesterreich, ohne Rußland zu gewinnen.

Sobald Oesterreich der Koalition beigetreten war, gab Alexander die Anmaßung auf, alle deutschen Heere unter russischem Oberbefehl fechten zu lassen, und brachte sogar das Opfer, seine eigenen Truppen getheilt unter österreichischen und preußischen Oberbefehl zu stellen, allein er erkaufte sich mit dieser scheinbaren Uneigennützigkeit einen desto wichtigeren Einfluß bei allen politischen Berathungen, deren Seele er blieb, die er nicht bloß präsidirte, sondern nach seinen Absichten lenkte. Hiebei traten zwei Momente hervor, einmal der unwiderrufliche Entschluß des Kaisers Alexander, mit Napoleon niemals Frieden zu schließen; und zweitens die kluge Berechnung, mit welcher die Deutschen während ihrer Einheitsbegeisterung doch stets in ihrem Einzelinteresse aus einander gehalten und endlich beim Frieden um den Wiedererwerb des Elsaßes und Lothringens betrogen wurden. Die Deutschen sollten in diesem Kriege nur ein Mittel für russische Zwecke seyn, nie ihre eigenen Nationalinteressen zum Zweck erheben dürfen.

Nach der Schlacht bei Leipzig, als Deutschland befreit war, und noch im Jahr 1814 nach der Befreiung Hollands, der Wiedereroberung des Elsaßes und der vollkommenen Schwächung Napoleons waren alle alliirten Mächte zum Frieden geneigt, nur Rußland allein verhinderte ihn. Als endlich Napoleon völlig besiegt war, diktirte Rußland den Frieden auf Kosten der Deutschen, deren Waffen ihn doch fast allein erstritten hatten. „Deutschland, dessen aktiver Beistand dem Kaiser Alexander zum Siege und zur Erreichung seines Ziels geholfen hatte, wurde von ihm unbeachtet gelassen. Das Elsaß, durch einen verrätherischen Ueberfall Deutschland entrissen, Lothringen nebst den andern altdeutschen Provinzen, die durch Vertragsbrüche an Frankreich kamen, wurden nicht zurückgegeben. Alexander nahm das Erbtheil der siegreichen Erfolge dieses Wettkampfes in Anspruch und verfügte darüber, ohne das deutsche Nationalgefühl zu berücksichtigen. Mit großmüthiger Liebe bedachte er Frankreich, ohne für eine Garantie des Friedens und der neuen Weltzustände zu sorgen.“ Nachdem er Napoleon besiegt, mußte es ihm unendlich schmeicheln, von den Franzosen an seiner Statt bewundert und vergöttert zu werden. Indeß verbarg sich in dieser guten Laune, die Alexander den Franzosen zeigte, auch eine tiefe Politik. Es lag im russischen Interesse, wie der Pentarchist bemerkt, den Nachbar des Nachbars zu schonen, d. h. sofern Deutschland zwischen Frankreich und Rußland liegt, sind die beiden letzteren unsere natürlichen Feinde und daher unter sich natürliche Freunde.

Das Werk erörtert noch alle Vorgänge bis zu Napoleons Sturz im Jahr 1815. Wir konnten nur den rothen Faden verfolgen, der durch dasselbe hindurchläuft und der ihm ein so großes Interesse verleiht.

Biographie.

Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden. Jena, Friedrich Luden, 1847.

Fast die Hälfte des Bandes ist mit Erinnerungen an Goethe angefüllt. Luden wurde im Jahr 1806 Professor der Geschichte in Jena unter Goethe's Ministerium, es gab also natürlich mancherlei Berührungspunkte zwischen Beiden. Da schon so entsetzlich viele bedeutende und unbedeutende Leute ihre Bekanntschaft mit Goethe dem deutschen Publikum des Breitern auseinandergesetzt haben, und in dieser Epigonen- und Parasiten-Literatur herzlich wenig vorkommt, was nur fünfzig Jahre Dauer, geschweige die Unsterblichkeit verdient, so würden wir auch von diesen neuen Aufzeichnungen wenig erwartet haben, wenn nicht Luden der erste Repräsentant des modernen Liberalismus im Großherzogthum Weimar gewesen wäre, und insofern sein Zusammenstoß mit dem überaus vorsichtigen und ruheliebenden Ministerdichter ein eigenthümliches Interesse gewährte. Etwas Neues erfahren wir freilich nicht, denn es ist längst bekannt, wie geringschätzig Goethe von der deutschen Begeisterung im Jahr 1813 dachte, und wie fatal ihm jede politische Aufregung war. Doch ist die Sache hier charakteristisch und fein behandelt.

Luden sprach bei dem Minister vor, um ihm anzukündigen, daß er ein politisches Journal herauszugeben beabsichtige, im Herbst des verhängnißvollen Jahres 1813, unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig. „Er würde, sagte ich, schon von Bertuch gehört haben, daß ich die Absicht hätte, eine politische Zeitschrift im Industrie-Comptoir herauszugeben. „Ja, antwortete Goethe, „Bertuch hat mir davon gesprochen. Wie aber sind Sie auf diesen Gedanken gekommen?“ Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit Herrn von Grolman. „Freilich,“ sagte Goethe, „bei der gegenwärtigen Aufregung, um — nicht — zu sagen — Begeisterung, finde ich Das natürlich genug. Haben Sie denn schon mit Bertuch wirklich abgeschlossen, und steht Ihr Entschluß unwiderruflich fest?“ „Die Ankündigung,“ erwiederte ich, „ist schon in der Druckerei, und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden, wenn nicht etwa auf Seiten des hohen Ministeriums eine Bedenklichkeit obwaltet. Eben deßwegen,“ setzte ich hinzu, „möchte ich das Unternehmen der Protektion Ew. Excellenz empfehlen.“ — Goethe schwieg wohl eine Minute lang; sein Gesicht wurde sehr ernst. Alsdann hob er an und sagte ungefähr Folgendes: „Ich habe schon vor Jahren offen zu Ihnen gesprochen, auf Ihre Diskretion rechnend; Das will ich auch jetzt thun, Herr Hofrath. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe einer Zeitschrift Nichts einzuwenden. Unsere Regierung würde sich auch gewiß in dieser Zeit hartem Tadel aussetzen, wenn sie sich erlaubte, einem solchen Unternehmen entgegenzutreten. Wir haben ja — die Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft; was sollte uns die Freiheit, wenn wir sie nicht benutzen. Und gewiß sind wir am geneigtesten, sie durch Wort und Schrift zu benutzen, auch schon darum, weil Dieses der bequemste Modus ist. Also wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel vollkommen freie Hand lassen. Eine Protektion zwar kann Ihnen Niemand versprechen und Niemand gewähren; ein Jeder bleibt billig für seine Handlung verantwortlich; Sie werden jedoch wohl auch keiner Protektion bedürfen; und sollten Sie sich jemals verleiten lassen, über die Schnur hinaus zu gehen, so wird Bertuch, der sich auf solche Dinge versteht, Sie schon an die Schranke mit der Inschrift: noli me tangere, freundlich erinnern.“ — „Hätten Sie mich aber, ehe Sie sich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerrathen und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben, oder vielmehr, da Sie sich schon in politica eingelassen und sogar ein Handbuch der Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurück zu kehren, die Welt ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine

Stimme gehört werden wird.“ Luden ließ sich nicht beschwichtigen, das Journal erschien. Luden wurde später in den berühmten und verhängnißvollen Streit mit Kotzebue verwickelt, Luden wurde Abgeordneter der Universität zum Landtage. Seitdem nahm ihn Goethe nicht mehr an oder behandelte ihn mit kalter Höflichkeit als einen völlig Fremden.

Auf diese Erinnerungen folgt eine Schilderung dessen, was der Verfasser während der Schlacht bei Jena erlebte. Wir theilen daraus ein charakteristisches kleines Genrebild mit. „In Lauchstädt hatte ich zum ersten Male verwundete Soldaten gesehen, in Naumburg sah ich die ersten Gefangenen und zugleich eine Menge Verwundeter. Schon in den Straßen begegneten wir mehreren preußischen Offizieren, weil die Franzosen die Mitte der Gasse im Besitz hatten, sich fortdrückten an den Häusern und über die Treppen hinweg, die sich vor den Häusern befanden. Sie hatten die Uniform an, aber keinen Degen, und sahen schmutzig und jammervoll aus. Die Uniform war mir gar wohl bekannt; ich glaubte sogar einige Gesichter zu erkennen. Mehrere gehörten zu dem Regimente Gensd'armes, von dessen Offizieren in Berlin gar viel gesprochen ward. Ich hatte sie auf ihren stolzen Pferden durch die Straßen von Berlin herrschen sehen; ich hatte sie gesehen auf der Treppe vor dem Schauspielhause, ich hatte sie auch gesehen, wenn sie zu dem Strafplatze gingen oder lachend vom Strafplatze zurück kamen: denn unweit meiner Wohnung befand sich der Platz, auf welchem die Gensd'armes durch die Ruthen gehen mußten; ich konnte den Greuel nicht sehen, aber die Trommel und die gräßliche Pfeife schnitten mir gar oft in das Herz, und noch jetzt klingt mir der schreckliche Ton, so oft ich den Namen Gensd'armes höre, schmerzlich in den Ohren. Ich kann nicht leugnen, die Offiziere hatten mir zuweilen das Blut ins Gesicht getrieben, sie hatten meinen Zorn und Ingrimm erregt: jetzt aber, als ich mehrere derselben in diesem Elende sah, alle Herrlichkeit dahin, aller Trotz und Dünkel verschwunden, und als ich zugleich bemerkte, mit welcher Gleichgültigkeit, mit welcher Schadenfreude, mit welchem Hohn die Franzosen auf die Unglücklichen hinblickten, jetzt ging mir ein Schauder durch die Seele und ließ ein sehr schmerzliches Gefühl zurück.“

Dazu gehört noch eine Episode über den General von Grolman, der nach der unglücklichen Jenaer Katastrophe eine Zeitlang nach Jena kam, bei Luden Geschichte hörte und mit ihm vielfach vertraut wurde. Hier die interessante Skizze aus Grolmans Leben. „Der unglückliche Krieg von 1806 hatte ihn mit tiefem Schmerz erfüllt, der Friede von Tilsit mit dem bittersten Zorn. Unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens hatte er auf einer Karte die neuen, engen Grenzen der preußischen Monarchie mit einem dicken Dintenstriche bezeichnet, der selbst durch seine kecke Derbheit den Groll Dessen aussprach, der ihn gezogen hatte. Nach dem Wiener Frieden überzeugte er sich, daß eine lange Zeit der Unthätigkeit und der Demüthigung bevorstehe. Er aber fühlte „sich nicht gemacht, an den Maschinen bauen zu helfen, mit welchen man einst das gestrandete Schiff, dessen große Lecke man kaum nothdürftig zu verstopfen vermochte, wieder flott zu machen hoffte.“ Er konnte es nicht über sich gewinnen, inzwischen „als Soldat die Franzosen wie Kameraden und Freunde zu begrüßen, als Bürger in seinem Hause zu verpflegen.“ Seine Seele war auf offene Feindschaft gerichtet, auf Krieg und Schlacht. Also bat er um seine Entlassung aus dem preußischen Kriegsdienst und erhielt die Gewährung seiner Bitte. Hierauf bestieg er unter vielen Fährlichkeiten einen Fischerkahn und kam mit demselben glücklich nach Schweden. Von Schweden begab er sich nach England, von England nach Spanien, nach Cadiz. In Spanien erhielt er eine Anstellung als Major und wurde bald zum Oberstlieutenant befördert. Schon bei seiner Anstellung erhielt er den Auftrag, ein Bataillon aus Deutschen, Rheinbündnern, zu bilden, die in großer Zahl in Gefangenschaft gerathen waren. Grolman bildete das Bataillon, führte es ins Feld und nahm Theil an Gefechten und Schlachten. Er hatte aber das Unglück, bei Valencia in die Gefangenschaft der Franzosen zu gerathen. Als Gefangener ward er nach Frankreich geführt. Bald aber gelang ihm zu entkommen und die Schweiz zu erreichen. In der Schweiz fand er Schutz und treue Hülfe. Er erhielt auf den Namen von Gerlach einen Paß und reiste nach Deutschland, nach Franken, zu seinem Schwager, Herrn von Gerlach. Von dem Gerichtshalter dieses Gutsherrn erhielt er dann einen neuen Paß auf den alten Namen. Mit demselben kam er nach Jena und ward hier als Studirender unter dem Namen Friedrich von Gerlach aus Berlin in die Matrikel eingetragen.“ Bald darauf finden wir ihn im Generalstab der siegreichen preußischen Armee wieder. — Seinem Heldenbilde gegenüber nimmt sich das nun folgende Portrait des sterbenden Niebuhr ziemlich kläglich aus. — Eine freundliche kleine Episode ist ferner die Schilderung eines Besuches, welchen Luden von dem ehr- und liebenswürdigen greisen Erzbischof Pyrker von Erlau empfing.

Den Schluß machen ein paar Abhandlungen über das Kölner Ereigniß und die päpstliche Allocution von 1837, jetzt bereits veraltete Dinge, und ein merkwürdiger Aufsatz über „eine neue allgemeine Reformation.“ Hierin gibt sich wirklich unser Historiker dem lichtfreundlichen Wahne hin, als ob es sich gegenwärtig um eine Fortsetzung und Vollendung der Reformation handle. In seinen Augen ist der Protestantismus nichts anderes als „die Freiheit des Geistes,“ die Aufgabe des Protestantismus daher auch keine andere, als diese Freiheit schrankenlos zu brauchen „Freiheit des Geistes, sagt er S. 380, ist das eigentliche Wesen des Protestantismus. Vom Anfang an haben die Anhänger der Reformation Freiheit des Glaubens und Denkens gefordert.“ Aber Luden vergißt, daß sie diese Freiheit in einem ganz andern Sinn verlangt haben, als man sie heutzutage verlangt. Sie wollten den Geist nicht vom Glauben und von der Schrift emancipiren, und sie geizten viel weniger nach Rechten, als sie sich vielmehr schwere Pflichten auflegten, von denen unsere modernen Geistesfreien nun ganz und gar nichts wissen wollen. Luden fährt fort: „für uns kämpft Nichts als der Geist, Nichts als die Wissenschaft, die Forschung, die Gelehrsamkeit, das freie Wort und die freie Schrift. Darum ist jede Hemmung des freien Geistesverkehrs eine Feindseligkeit gegen die Reformation: denn alles Geistige hängt zusammen, ist Eins, und man darf nicht glauben, daß das Eine unterdrückt und doch das Andere gefördert werden könnte. Ein Jeder, der diese Hemmung bewirkt, ist ein Gegner des Protestantismus, wenn er auch in gutem Glauben handelt und ein echter Protestant zu seyn wähnt.“ Nun ist aber bekanntlich alles, was nur entfernt noch mit Glauben und Sittlichkeit zusammenhängt, in unsern Tagen für eine Hemmung des freien Geistes erklärt worden, und die von Luden verlangte unbedingte Geistesfreiheit kann in der That nur durch die Feuerbach'sche Methode erlangt werden und muß nothwendig in Atheismus und Kommunismus enden, weil alles, was nicht atheistisch und kommunistisch ist, also irgendwelche Anerkennung einer Autorität außer uns selbst ohne Zweifel die Freiheit hemmt. Luden hat wohl schwerlich solche Extreme im Auge gehabt, allein er hätte als Historiker vermeiden sollen, dem Wahn das Wort zu reden und die unsittlichste aller Revolutionen, an deren Abgrund wir stehen, mit dem Namen einer zweiten Reformation zu heiligen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 87. Dienstag den 7. December 1847.

Poetik.

Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Leipzig, Liebeskind, 1847.

Der berühmte Verfasser hat sich eine schwere Aufgabe gestellt, indem er es unternahm, der romantischen Poesie endlich wieder einmal Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nachdem sie Jahrelang verhöhnt und verunglimpft worden ist. Seine Kühnheit geht aber noch viel weiter, sofern er nämlich gewagt hat, die romantische Poesie direkt mit der katholischen Kirche in Verbindung zu bringen und ihre beiderseitigen Interessen als unzertrennlich zu bezeichnen.

Wir wollen, ehe wir uns ein Urtheil erlauben, seinem Ideengange folgen. Er geht von der Reformation aus. „Die Reformation hat e i n e n, durch alle ihre Verwandlungen hindurchgehenden Faden: sie hat die revolutionäre Emancipation der Subjektivität zu ihrem Prinzip erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma gesetzt; und seitdem sind alle literarischen Bewegungen des nördlichen Deutschlands mehr oder minder kühne Demonstrationen nach dieser Richtung hin gewesen. So sehen wir — um uns hier, unserm Zwecke gemäß, nur auf die neueren Erscheinungen zu beschränken — in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts plötzlich eine übermüthige Prometheusjugend über die fein abgezirkelten Felder der Literatur hervorbrechen, alle Schranken der Kultur und Konvenienz tumultuarisch vor sich niederwerfend. Gleichwie man im Christenthum das Positive abgethan, um eine natürliche, sogenannte Vernunftreligion aus sich selbst herauszuspinnen, so sollte nun auch in der Poesie die unbedingte Freiheit des Subjekts selbstständig walten; seine ursprünglichsten, unmittelbarsten Kräfte: Ahnungsvermögen, Divination, Instinkt, kurz, das Dämonische in ihm, das was man damals Genie nannte, sollte, im Gegensatze aller Tradition, eine ganz neue Schöpfung erzeugen, die ihr Gesetz in sich selbst trüge." Nun schildert der Verfasser kurz die Schwärmerei für die Menschheit und den Terrorismus der seichten Aufklärerei, des Nützlichkeitsprinzips 2c. „Auf solche Weise hatte sich denn die hausbackene Verständigkeit breit und gemächlich zu Neste gesetzt, um das Menschheitswohl auszubrüten. Allein der Kobold der Geniezeit hatte ihr vor seinem Verscheiden das Kuckuksei des Gefühls mit untergelegt. Die Brutwärme war aber gar zu gering; und so fuhr in dem veränderten, kalten Klima zu ihrem Erstaunen und Aerger unversehens der Bastard der falschen Sentimentalität mit aus: das, dem Wahren und Großen nicht mehr gewachsene Gemüth, auf das Unbedeutende, Gemeine, ja Nichtswürdige angewendet, die Affektation mit den bloßen Flittern der Poesie, jene unmoralische innere Lüge, wie sie fast ein Menschenalter lang durch die Theegesellschaften und Leihbibliotheken ging." Dazu der Theaterjammer und die Theaterlust, Iffland Jean qui pleurt, Kotzebue Jean qui rit. Aber auch die höher begabten Geister waren in den Banden der damaligen Mode und Zeitrichtung. Alles kehrte der Kirche den Rücken, absichtlich voll Haß und Verachtung, oder schon aus gewohnter Gleichgültigkeit, oder aus Scham, um nicht unaufgeklärt und unfrei zu erscheinen. Die Wenigen, die noch eine Vermittlung der Philosophie und Poesie mit dem alten Glauben suchten, konnten den natürlichen Weg dazu nicht mehr finden und erschienen mehr oder weniger bizarr. Die größten Dichter der Nation, Schiller und Goethe, bezeichnen auf eine merkwürdige Weise die schiefe Stellung der damaligen Poesie zum Glauben. Der Eine nämlich war öfters der Gesinnung nach ganz Christ, wo er doch nur Heide seyn wollte; während der Andere als innerlicher Heide mit christlicher Form spielte. „Schiller suchte das Christenthum ohne Christus, den Frieden zwischen dem Sinnlichen und Unsichtbaren ohne eine höhere Vermittlung, einzig und allein durch die selbstständige, sittliche Freiheit, zu welcher die Kunst den Menschen erziehen sollte, die aber auf diesem einseitigen Wege nothwendig von dem ewig unbefriedigenden Konflikt zwischen Ideal und Wirklichkeit befangen bleiben mußte. — Für Goethe dagegen war dieser Konflikt nicht vorhanden. Die Natur mit ihren mannigfachen Gebilden war ihm die ganze Offenbarung und der Dichter nur der Spiegel dieser Weltseele. Allein die Natur ist in ihrem Wesen auch mystisch, als ein verhülltes Ringen nach dem Unsichtbaren über ihr. Das fühlte er, wie er sich auch sträubte, und so beschloß er, wie die Natur ihr Tagewerk mit Symbolik, so das seinige im zweiten Theil des Faust mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche."

Die äußerste Entfremdung vom kirchlichen Glauben führte zu demselben zurück. Herr von Eichendorff bezeichnet von vorn herein das Auftreten der romantischen Dichter als eine Reaktion im Sinn der Kirche gegen die Aufklärerei. Er nennt die ersten Romantiker ausdrücklich „Ritter des Christenthums." „Freilich aber, fährt er fort, äußerte sich dieses Bestreben zunächst, da die Jünger ihre Milch an einer ganz andern Brust getrunken, und in einer andern Luft aufgewachsen waren, als ein unsicheres Suchen und Herumtappen einer sich selbst kaum verständlichen Sehnsucht. Die Poesie hatte sie vor die Thüren der katholischen Kirche, vor das in Waldesdickicht versteckte und längst vergessene Heiligthum hingeführt; kein Wunder daher, wenn sie ihre Aufgabe, die zur guten Hälfte eine ethische war, vorzüglich als eine ästhetische nahmen, und statt der sichtbaren

lebendigen Kirche sich nicht selten in einem träumerischen Halbdunkel mit einer bloßen poetischen Symbolik dieser Kirche, einer neuen christlichen Mythologie abzufinden suchten."

Die Reihe der Romantiker eröffnet Novalis. Dieser faßte zuerst die Gegensätze, um die es sich hier handelt, scharf ins Auge, indem er schrieb: „Der anfängliche Personalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmählig in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben, und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in die Reihe der Naturwesen mit Noth oben an, und machte die unendliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller, und eigentlich ein echtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle sey. Ein Enthusiasmus ward großmüthig dem armen Menschengeschlechte übrig gelassen, und als Prüfstein der höchsten Bildung jedem Aktionär derselben unentbehrlich gemacht, der Enthusiasmus für diese herrliche, großartige Philosophie, und insbesondere für ihre Priester und Mystagogen." Im Gegensatz dagegen nun preist Novalis die alte Kirche, von der er unter Anderm sehr viel in den wenigen Worten sagt: „Angewandtes, lebendiggewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung." — Allein Novalis kam in seinem Wiederaufbau der alten Kirche nicht weit. Herr von Eichendorff charakterisirt ihn in dieser Beziehung sehr gut. „So lange er den kühnen Münsterbau noch vorbereitet und die wohlbegründeten Fundamente auf dem heimischen Boden legt, fügt sich ihm Alles klar, einig und scharf ineinandergreifend; als der Bau nun aber sich immer höher und höher bis nah zum Kreuze aufgerankt, wo die menschliche Luftschicht aufhört und das geheimnißvolle Schweigen beginnt, redet er plötzlich, wie vom Schwindel erfaßt, irre in zweierlei Sprachen, von denen die eine verneint, was die andern bejaht. Da meint er: „Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht gibt es auf diese Art eine fortwährende Erlösung in der Natur." So geht alles fest Kirchliche bei Novalis plötzlich wieder in eine pantheistische Fatamorgana auf. Dieß bezeichnet aber schon von vorn herein die Tragweite der romantischen Poesie. Mehr oder weniger ging es allen Romantikern eben so, wie ihrem Führer Novalis. Alles Feste löste sich ihnen in bunte Luft auf.

Wackenroder, der zweite hier charakterisirte Romantiker, ließ die Religion ganz in die Kunst, den Glauben in die Aesthetik verschwimmen.

August Wilhelm von Schlegel fällt aus, weil er selbst sich förmlich und feierlich von der romantischen Gemeinschaft losgesagt hat. Sein Bruder Friedrich dagegen nimmt den vornehmsten Rang unter den Romantikern ein. „Wie einst Lessing, stellte er sich kühn auf die Höhe der modernen Bildung, die über Vergangenes und Zukünftiges freie Umschau eröffnet, mit staunenswerther Vielseitigkeit Philosophie und Poesie, Geschichte und Kunst, das klassische Alterthum, wie das Mittelalter und den Orient durchforschend. Auch darin ist er Lessing vergleichbar, daß er, wie Jener die skeptische Richtung seiner Zeit, so den geistigen Prozeß der Romantik in ungestümer Konsequenz zu dem Zielpunkte mit sich fortriß, wo die Sache spruchreif und eine Entscheidung unumgänglich wird; und zwar wiederum wie Lessing, nicht als literarisches Kunststück zur eigenen Verherrlichung, sondern aus tiefer Sehnsucht nach der höheren Wahrheit, d. i. nach Versöhnung von Glauben und Wissen in der Religion, oder wie er selbst es schärfer faßt: nach der Einheit der Wissenschaft und der Liebe. Es ist daher ebenso stumpfsinnig, als ungerecht, ihn, wie von seinen Gegnern noch häufig geschieht, nach den einzelnen, momentanen Phasen seines Bildungsganges zu beurtheilen und gleichsam die Blüthe für die trübe Hülse verantwortlich machen zu wollen, die sie doch selbst durchbrochen und weggeworfen. Gerade der männliche Fortschritt, der durch alle diese Verwandlungen sichtbar wird und jede, oft liebevoll selbst erbaute Schranke, wenn er sie als solche erkannt, rücksichtslos vor sich niederwirft, ist das Großartige seiner Erscheinung." Friedrich Schlegel arbeitete sich durch alle Täuschungen der Romantik zur Einsicht des Wahren durch. „Die Romantik wollte das ganze Leben religiös heiligen; das wollte Schlegel auch; in dem Grundgedanken also sind und waren beide einig. Aber die Romantik, nur noch ahnend und ungewiß umhertastend, wollte es bis dahin mehr oder minder durch eine unklare symbolische Umdeutung des Katholicismus. Schlegel dagegen erkannte, daß das Werk der Heiligung alles Lebens schon seit länger als einem Jahrtausend, gründlicher und auch schöner, in der alten Kirche still fortwirke, und daß die Romantik nur dann wahr sey und ihre Mission erfüllen könne, wenn sie von der Kirche ihre Weihe und Berechtigung empfange. Durch Fr. Schlegel daher, den eigentlichen Begründer der Romantik, ist diese in der That eine religiose Macht geworden, gleichsam das Gefühl und poetische Gewissen des Katholicismus."

Adam Müller, der nun folgt, übernahm ausschließlich „die Anwendung der Romantik auf die geselligen und politischen Verhältnisse des Lebens." Dann zieht Herr von Eichendorff Steffens herbei, dem er jedoch nur eine halbe Seite widmet. Ferner Görres, von dem er viel mehr hätte sagen sollen. Denn Görres war nicht nur als Freund Arnims und Brentanos die Seele der ersten romantischen Kämpfe zu Anfang dieses Jahrhunderts in Heidelberg, sondern hat auch alle andern Romantiker an Thatkraft in allseitiger Verfechtung des kirchlichen Princips übertroffen, so wie alle überlebt. Ihm gebührte also auch im Werke des Herrn von Eichendorff eine ausführlichere Besprechung, nicht bloß ein kurzes, wenn auch glänzendes Lob.

Sodann kommt Arnim an die Reihe, der die Romantik ganz in die Freiheit der Phantasie gesetzt und sich an keine Kirche gebunden hat. Ferner Tieck, der größte unter den romantischen Dichtern, der aber nur eine Zeitlang, wie Novalis, sich an die Kirche hielt, um sich bald wieder von ihr loszusagen. „Eine durchaus katholische Weltanschauung waltet in seinem unstreitig vollendetsten Werke, in der Genoveva, bis in den kleinsten Beischmuck hinab. Das Ganze wird vom Prolog und Epilog des heiligen Bonifacius, wie ein Altarbild von altkirchlichen Goldrahmen eingefaßt; die Verherrlichung der Kirche ist der geheimnißvolle Mittelpunkt, um den Alles gläubig oder widerstrebend sich bewegt. Genoveva selbst erscheint von vornherein nicht etwa als bloße moralische Ehefrau, sondern als die Kirchen-Heilige, die Gott geweihte Märtyrin, welche Christus, im Traume ihr die weiße Rechte reichend, sich zur Braut erkoren und ihr das bevorstehende Leiden verkündet hat." Aber all dieser Katholicismus war dem Dichter nicht Ernst. Er selber sagt: „Der Dichter ist zum Glück frei, und braucht sich als solcher um diesen theologischen Streit und Widerstreit nicht zu kümmern. Sonderbar ist es, wenn man ihm anmuthen will, daß seine Phantasie, wenn Laune und Eingebung ihn regiert, nicht den Göttern des Olymp huldigen

soll; wenn manche die Begeisterung, die uns die herrlichen römischen Elegien erzeugte, oder die Götter Griechenlands, zur Sünde rechnen, die, wenn ältere Zeiten wiederkehren dürften, wohl gar Kirchenbuße nach sich ziehen möchte. Dieselbe Beschränktheit ist es, den großen Gestalten und glänzenden Erscheinungen, die die katholische Form des Christenthums in Kultus, Legende, Wundersage, Poesie, Malerei und Architektur entfaltet und erschaffen hat, das Auge verschließen, oder gar dem Dichter verbieten zu wollen, sich dieses Reiches zu bemächtigen."

Ganz anders verhält sich Werner. Dieser kämpfte sich nämlich durch alle romantische Sünden des Lebens und der Poesie bis zur Buße hindurch. Was er anfangs mit Bewußtseyn nur als poetisches Spiel aufgenommen, darin erkannte er später die Wahrheit. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung eine frühere Aeußerung von ihm: „Nur in poetischer Hinsicht nämlich, sagt er, nehme ich nicht nur die Maçonnerie, sondern selbst manches von ihrer Geheimnißkrämerei, ja sogar den jetzt aufs Neue Mode werdenden Katholicismus, nicht als Glaubenssystem, sondern als eine wieder aufgegrabene mythologische Fundgrube, theoretisch und praktisch in Schutz." Aber was ihm nur ein schöner Schein gewesen war, gewann nach und nach für ihn Wahrheit und Wesen. Ein christlicher Pygmalion sah er die Madonna aus dem Bilde lebendig heraustreten, und seine Poesie endete in Priesterthum.

Eben so ernst faßte Brentano das katholische Element der Romantik auf.

Alle übrigen hier noch aufgezählten Romantiker gehören streng genommen nicht mehr hieher. Sie stehen der katholischen Kirche fern, zum Theil sogar derselben direkt entgegen. Herr von Eichendorff hat sie daher auch nur aufgenommen, um die Vertheilung des romantischen Stromes in die unromantischen Gebiete und das dadurch herbeigeführte Ende des ganzen romantischen Bestrebens zu erklären. Daß es wenigstens nicht passend erscheint, Platen noch zur romantischen Schule zu zählen, geht aus dessen eigenen Worten hervor:

„Auch faselt mir nicht von der Ritterlichkeit altdeutscher und christlicher Dichtkunst,
Denn es bleibt sich Natur stets gleich und bewirkt durch Christen und Helden dasselbe. — —
Nicht schreitet zurück deßhalb, krankhaft
Dem Gewesenen hold, das lange vermorscht!
Abwendet das Ohr paritorem Geschwätz,
Seyd Männer und steht, mit dem Fuß vorwärts,
Unerschütterlich fest, sucht Wahres und lacht
Des romantischen Quarks,
Und erquickt das Gemüth an der Schönheit!"

Am Schlusse faßt Herr von Eichendorff das Resultat seiner Betrachtungen in dem Satze zusammen, daß die Romantiker zwar im Namen und Geist des Mittelalters und der katholischen Kirche aufgetreten seyen, aber nicht Muth und namentlich nicht Demuth genug gehabt hätten, sich ernstlich dieser Kirche anzuschließen. „So hatten nun allerdings die Romantiker — und hier erscheinen sie durchaus liebenswürdig — den Rationalismus aus allen seinen verjährten Positionen und Verstecken in Religion, Politik, Haus, Erziehung und Sitte unbarmherzig herausgejagt; vielleicht das ergötzlichste Hallali, das jemals durch die Literatur erklungen. Das Feld, das sie damals auch in der öffentlichen Meinung vollständig behauptet, war mit papiernen Lorbeerkränzen und Perücken bedeckt, und die zu Tod erschreckten Kahlköpfe, nachdem die wilde Jagd längst vorübergestürmt und sie selbst sich wieder stattliche Zöpfe angedreht haben, können die unerhörte Keckheit noch immer nicht vergessen, und rufen ihnen noch bis heute ingrimmig das entsetzliche Wort: Jesuiten! nach. Mit Recht nannte daher Goethe die Romantiker fürchterliche Gegner „aller Nichtigkeit, der Parteisucht für das Mittelmäßige, der Augendienerei, der Katzenbuckelgeberden, Leerheit und Lahmheit, in welcher sich damals die wenigen guten Produkte verloren." — Allein es war bei ihnen mehr oder minder eben auch nur die frische Jagdlust, die sie so weit fortgerissen. Sie hatten sich durch das wuchernde Schlingkraut der rationalistischen Wüste zwar tapfer durchgehauen, stutzten aber, als sie nun plötzlich vor der vergessenen, alten Kirche standen; sie wollten allerdings das Positive, aber nicht aus orthodoxem Eifer, sondern um des Geheimnißvollen und Wunderbaren, um des schönen Heiligenscheins willen, der das Positive umgibt; sie gaben statt der heidnischen Mythologie, eine christliche Mythologie; mit einem Wort: sie verfochten einen Glauben, den sie im Grunde selber nicht hatten. Und das konnte auch füglich nicht anders seyn. Wir sahen, der Inhalt der Romantik war wesentlich katholisch, das denkwürdige Zeichen eines fast bewußtlos hervorbrechenden Heimwehs des Protestantismus nach der Kirche. Daher auch die, auf den ersten Blick befremdende Erscheinung, daß diese moderne Romantik gerade im katholischen Süden nur wenig Anklang gefunden, weil eben hier die Poesie der Religion, die sie heraufbeschwören wollten, wenigstens im Volke noch fortlebte; man erstaunte oder lächelte über solche luxuriöse Anstrengungen für Etwas, das sich ja von selbst verstand. Im nördlichen Deutschland dagegen, welchem die Romantiker angehörten, waren diese fast ohne Ausnahme protestantisch geschult und in der außerkirchlichen Wissenschaft und Lebensgewohnheit aufgewachsen. Sie mußten daher gleichsam sich selbst erst ins katholische Idiom übersetzen, das nicht ihre Muttersprache war; sie hatten dort frühzeitig schon vom Baume der Erkenntniß genascht und jene katholische Unbefangenheit und Unschuld verloren, die, weil sie es ganz ist, kaum weiß, daß sie katholisch sey; es fehlte ihnen mithin der natürliche Boden einer katholischen Gesinnung, die allein vermögend war, ihre Ueberzeugungen zur lebendigen poetischen Erscheinung zu bringen. Daher ihre unsichere Haltung, dieser gemachte, sprunghafte, forcirte Katholicismus, der, stets unbefriedigt, immer über sich selbst hinausgeht. Die Zeit hatte allgemach den Romantikern hinter die Karte geguckt und insgeheim Ekel und Langweile vor dem hohlen Spiele überkommen."

Daran knüpft sich die für alle Dichter erbauliche Betrachtung: „So gefährlich ist es, mit dem Heiligen zu spielen. Denn wer hochmüthig oder schlau die ewigen Wahrheiten und Geheimnisse als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen vermeint, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verstande oder der Poesie allein, sondern allen dreien, dem ganzen Menschen angehört, bloß mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammengerafft, der wird zuletzt eben so gern an den griechischen Olymp, als an das Christenthum glauben und eins mit dem andern verwechseln und versetzen, bis der ganze Himmel öde und leer wird. Wahrlich, die rechte Poesie liegt eben so sehr in der Gesinnung, als in den lieblichen Talenten, die erst durch die Art ihres Gebrauches groß und bedeutend werden."

Obgleich nun keine romantische Poesie mehr vorhanden sey, so sey jetzt, sagt der Verfasser, auf wunderbare Weise jene katholische Gesinnung, die den romantischen Dichtern gefehlt, in einer früher nicht geahnten Stärke in die Zeit eingetreten. „Wer erkennt in Deutschland die religiösen Zustände, wie sie zur Zeit der Romantik gewesen, heute noch wieder? An dem Kölner Ereigniß sich selbst besinnend, in der herben Schule des Hohns und der Verfolgung seitdem erwachsen und

gestählt, erstand überraschend eine unsichtbare Macht, Etwas, das Niemand erfunden, geführt oder geordnet, das die Romantiker träumten und selber nicht hatten — eine katholische Gesinnung. Und ihr gegenüber hat sich in dämonischem Instinkt aller Ingrimm des alten Nationalismus, der seinerseits konsequent nun beim nackten Heidenthum angelangt, trotzig gelagert; Leipziger Plauder-Concile gegen eine Million Trierscher Wallfahrer; emancipirtes Fleisch gegen das Brod des Lebens, eine Dichtkunst endlich, die keine Poesie mehr ist: eine in Haß und Hoffart betrunkene Rhetorik, die fanatisch die Freiheit des Blocksbergs proklamirt." — Herr von Eichendorff zweifelt nicht, daß die so kräftig hervortretende katholische Gesinnung unserer Tage auch der Romantik förderlich seyn werde. „Zwar verhallten die Klänge der romantischen Poesie in der harten Zeit, nur von Wenigen innerlichst vernommen; denn sie appellirte an ein katholisches Bewußtseyn, das noch kaum erwacht und nirgend reif war. Sie mußte abfallen wie verzeitige Blüthen eines künftigen Frühlings."

So weit der Freiherr von Eichendorff. Ohne Zweifel faßt er den großen Gegensatz, der die Welt spaltet, richtig auf und weist der romantischen Poesie die ihr gebührende Stelle an, indem er sie das poetische Heimweh der Ungläubigen nach dem verlorenen Glauben nennt. Allein er hätte doch nicht verfehlen sollen, zur Ehre der Protestanten und Norddeutschen hervorzuheben, daß sich dieser blumenreiche Verfrühling bei ihnen entfaltet hat, ohne daß sie durch irgendwelche namhafte Sympathie von Seiten der katholischen Welt unterstützt worden sind. Ja selbst trotz des Aufschwungs katholischer Gesinnung in unsern Tagen gibt es immer noch keinen romantischen Dichter unter den Katholiken. Die alte Kirche hat treffliche Apologeten, Dogmatiker, Moralisten, Geschichtschreiber wiedergefunden, aber noch keinen Dichter.

Deßhalb darf man allerdings die Frage aufwerfen: war die romantische Poesie bloß Heimweh nach der alten Kirche, war sie nicht in noch höherm Grade Heimweh nach andern Gütern, welche der Zopfzeit abhanden gekommen waren, z. B. nach frischer und gesunder Volksthümlichkeit, nach nationalem Heroismus, nach dem alten Mährchenzauber ꝛc.? und war dabei die katholische Erinnerung nicht bloß Nebensache?

Und die noch wichtigere und bedenklichere Frage: liegt im Geiste des Katholicismus, wie er sich seit der Reformation ausgebildet hat, irgend eine Gewähr, daß er jemals die romantische Poesie wieder erwecken werde? Warum sind die romantischen Dichter auf dem protestantischen Gebiet aufgestanden und keiner auf dem katholischen? Warum sind zwar einige namhafte protestantische Dichter katholisch geworden, haben aber keinen Einfluß auf die Katholiken selbst erlangen können und keinen Nachahmer bei ihnen gefunden? Warum sind die Wiener Poeten, trotz Friedrich Schlegel und Werner, dem radikalsten Leipziger Lerchenstrich gefolgt? Warum gibt es, trotz des großen Trierer Festes, keine katholischen Sänger am Rhein, welche das radikale Rohrspatzengepfeif im Schilfe seiner schönen Ufer übertönen könnte? Warum ist in Bayern die poetische Bildung der Katholiken noch so weit zurück, daß unlängst ein Würzburger die Klopstockische Messiade noch in einer Mariade nachahmen konnte? Warum — und das ist wohl die Hauptfrage — warum hat die katholische Reaktion in Frankreich noch keinen Dichter hervorgebracht, der zu nennen wäre? Die sogenannten Romantiker Frankreichs folgen alle einer kirchenfeindlichen Richtung.

Erwies sich nun die katholische Gesinnung trotz ihrer gewaltigen Wiedererstarkung seit der Revolution so unfruchtbar im Geschmacksgebiete, so wäre man fast versucht zu befürchten, den seit der Jesuitenzeit nach Beseitigung des gothischen Styls aufgekommenen katholischen Formen sey der eigentliche poetische Zauber ganz eben so entfremdet worden, wie den protestantischen. Dazu kommt, daß dem Aufschwung der katholischen Gesinnung nur zu bald an allen Ecken und Enden der katholischen Welt eine furchtbare Macht im fanatischen Priesterhaß und in der Aufklärungssucht entgegengetreten ist, und daß der Kirche in dieser Beziehung noch die schwersten Kämpfe bevorstehen, keineswegs schon überstanden sind. Der von Herrn von Eichendorff voraus verkündete künftige Frühling der romantischen, d. h. katholischen Poesie wird also wohl noch lange auf sich warten lassen, und um so mehr, scheint es, müssen wir jene protestantischen Dichter in Ehren halten, die allein für sich wie durch Inspiration die Wundergebilde der romantischen Poesie geschaffen haben, als gar keine katholische Poesie, noch auch das geringste Bedürfniß darnach in der katholischen Welt selbst vorhanden war. Das Alleinstehen, sonst ein Unglück für die Dichter, macht unsere Romantiker gerade am interessantesten, und zwar kommt ihre poetische Größe weniger in ihrem Gegensatz gegen ihre protestantischen Feinde, als in dem Gegensatz zu Tage, in welchem sich ihre warme Lebendigkeit der katholischen Apathie gegenüber befand.

Romane.

1) Freiherr von Eulen-Spiegel oder Lebensbilder aus der Neuzeit. Zwei Bände. Breslau, Trewendt, 1847.

Vom alten Eulenspiegel ist hier keine Spur zu finden. Der Freiherr ist ein ganz gewöhnlicher gewissenloser Cavalier, der ein ehrliches Mädchen verführet. Solche Verführungsgeschichten sind schon viele hundertmale in Romanen vorgekommen und so hätte denn der vorliegende nichts, was ihn besonders auszeichnete. Und doch ist er ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, denn er macht den Cavalier zum Träger aller Sünden der alten Zeitideen und stellt ihm das unschuldige Mädchen und deren Familie als Träger der neuen Zeitideen gegenüber. Es ist eine arme Weberfamilie. Der grausame Fabrikherr tödtet den Sohn und bringt den Vater ins Zuchthaus, während die Tochter entehrt wird. Durch diese Greuel wird nun ein radikaler Fanatismus ziemlich natürlich motivirt. Aber der Verfasser scheint noch ein junger Anfänger in politischen Dingen zu seyn, sonst würde ihm eine so grelle Kontrastirung von Schwarz und Weiß doch bedenklich erschienen seyn.

2) Die Lützower. Historischer Roman. Drei Bände. Berlin, Schlesinger, 1847.

Ein patriotischer Roman, der uns lebendig in das Jahr 1813 zurückversetzt und auch noch vollkommen den Geist jener Zeit athmet, wobei jedoch, wie man von einem Roman kaum anders erwarten kann, die Sentimentalität eines Liebespaares eine große Rolle spielt. Gegenüber so vielen Romanen der schlechtesten Tendenz sind solche Erinnerungen an eine große Zeit immer dankbar hinzunehmen; obgleich wir gestehen müssen, daß gerade die Lützower sich zu Helden eines historischen Romans deßwegen weniger eignen, weil sie gar zu sehr des Kriegsgottes Mißgunst erfahren haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 88. Sonnabend den 11. December 1847.

Lyrische Dichtkunst.

Juniuslieder von Emanuel Geibel. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848.

Der Name dieser Lieder hat nur zum Lebensalter des Dichters eine Beziehung. Daher das „altes Lied“ unterschriebene Motto des Buchs:

Jede Jahreszeit
Hat ihr Freud' und Leid;
Mai ist schön, doch hat er falschen Sinn.
Darum Juni mein
Sollst willkommen seyn,
Nun die weißen Blüthen sind dahin.

Wenn die Strahlen glühn,
Ruht sich's gut im Grün,
Wo der Vogel pfeift im Walde frei;
Unter'm Schattendach
Denkt die Seele nach,
Wird auch fröhlich und gesund dabei.

Den Anfang machen „Lieder“, hauptsächlich der Liebe, dem Wein, der Natur gewidmet, Empfindungen und Stimmungen zu verschiedenen Jahreszeiten, im Wald, im Gebirg. Ihr Ton ist vorherrschend ein sanfter, aber voller Mollton, die am häufigsten wiederkehrende Stimmung ist in folgenden schönen Worten bezeichnet:

Ach in diesen blauen Tagen,
Die so licht und sonnig fließen,
Welch ein inniges Genießen,
Welche stillverklärte Ruh!
Heiter ist das Blut gezügelt,
Leichter Schlaf und klarer Morgen
Wissen nichts von bangen Sorgen,
Und die Seele schweift beflügelt
Jeder lieben Stelle zu.

Ach in diesen blauen Tagen,
Die wie Wellen so gelinde
Mich in's Leben weiter tragen,
Muß ich hoffen, muß ich fragen,
Ob ich nie dich wiederfinde
Liebling meiner Seele du!

Zuweilen klingen uralte Töne der Minnesinger uns an, wie in folgendem lieblichen Liede, das einem der schönen Lieder Walthers von der Vogelweide nachgedichtet ist:

Wie holde Schwestern
Blühn die Rosen
Im tiefen Walde roth und weiß;
Da rauschte gestern
Heimlich Kosen
Von Mund zu Munde lind und leis;
Durchs grüne Laub die Sonne sah —
Klinge mein Liedel!
Wohl mir, ich weiß was da geschah!

Unter den Zweigen
Wilder Reben,
Wo tief im Busch der Finke schlug,
Da hat zu eigen
Sich mir gegeben
Die ich in treuem Sinne trug.
Nun steht mein Herz in Freuden ganz —
Klinge mein Liedel!
Aus Dornen bricht der Rose Glanz.

Da ihr zum Ruhme
Meinem Liede
Gesagt, es sey wie duft'ger Wein,
Soll seine Blume
Hinfort nur Friede
Und alle Lust der Minne seyn.
Gott wolle, daß es so gescheh —
Klinge mein Liedel!
Doch klinge nimmermehr: O weh!

Diese milde Gluth des Gefühls und dieser bezaubernde Wohllaut zeichnet fast alle Dichtungen Geibels in gleich hohem Grade aus. Es thut ungemein wohl, nach so viel Verworrenheit und Zerrissenheit in der lyrischen Poesie einmal ein so süßes und inniges Behagen wiederzufinden. Eins der schönsten Lieder ist das auf die Sonnenblume S. 15, aus dem wir nur einige Verse mittheilen:

Mir schafft es volle Gnüge,
Vom Himmelsthau getränkt
In meines Liebsten Züge
Zu schauen still versenkt.

Zum Sonnenjüngling richte
Das Haupt ist früh und spät,
Und nähre mich vom Lichte,
Das sein Gelock umweht.

Mein Auge bleibt dem Hohen
Auch dann noch zugekehrt,
Wenn er mit heil'gen Lohen
Zuletzt mich selbst verzehrt.

O sprecht, wie ließ' erwerben
Sich köstlicher Geschick,
Als so dahinzusterben
Sanft an des Lieblings Blick.

Indeß wendet sich der Dichter keineswegs von der mißgestimmten Welt ab, um allein in seinem poetischen Paradiese zu schweigen. Er nimmt vielmehr innigen und männlichen Antheil an den Kämpfen der Zeit. Ja selbst in der fröhlichen Lust wandelt ihn zuweilen eine ernste Stimmung an. So heißt es in einem seiner Weinliedes S. 51:

Und bist du selber nicht, o Wein,
Ein Spiegel nur und Wiederschein
Vom Wandeln unsrer Tage?
Gebrochen, bis zum Kern verkehrt,
Wirst du zu Gluth und Geist verklärt,
Und selbst ein Bann der Plage.
Dein Feuer süß, das siegreich loht,
Spricht dann von Glorien nach der Noth,
Und daß aus Tod
Der Jugend Flamme schlage.

Den Liedern folgen „vermischte Gedichte", größtentheils Erinnerungen aus des Dichters Leben und Irrfahrten, worunter ebenfalls die zartesten Empfindungen ihren Ausdruck finden; dann „Zeitgedichte", die einen viel tiefern und ernstern Ton anschlagen und durchgängig eine Paraphrase des schrecklichen Mene Tekel Upharsin sind:

Es ist in leere Nüchternheit die ganze Welt versunken,
Und keine Zunge redet mehr vom heil'gen Geiste trunken.
Die Poesie, das fromme Kind, ist schon von uns gewichen,
Der Himmel dünkt uns trüb und grau, und Sonn' und Mond verblichen;
Die groß geschaut und groß gebaut, sie schlummern in den Särgen,
Auf ihren Gräbern kriechen wir als ein Geschlecht von Zwergen,
Nichts blieb uns, als die schlimme Kunst, zu zweifeln und zu richten,
Und wenn sich ein Gigant erhebt, so ist er's im Vernichten.
Wohl grübelt ihr und möchtet gern das große Räthsel lösen,
Aus welchem tief verborgnen Quell der Strom sich wälzt des Bösen,
Ihr eilt geschäftig hin und her, um Wust auf Wust zu thürmen,
Und meint mit eures Witzes Rath den Himmel zu erstürmen,
Doch seht, nur Eines Donners Schlag, nur Eines Blitzes Flammen,
Und eurer Weisheit Pelion und Ossa stürzt zusammen.

Der Luxus wird mit blendenden Farben geschildert und der Stolz auf die Fortschritte der Industrie, des Verkehrs rc.

Schaut dieß Gemach an! Die Tapeten
Hat China bunt uns ausgespannt;
Der farb'ge Teppich, drauf wir treten,
Kommt aus der Smyrnioten Hand;
Das Holzwerk, das geädert glänzet,
Hat einst als laub'ger Wald umkränzet
Den hohen Bord von Martinique;
Antwerpen wog des Vorhangs Sammet,
Und aus Venedigs Spiegel flammet
Die Ampel von Paris zurück.

Aber was lauert hinter diesem Reichthum, hinter dieser Pracht?

Hei, wie die Tafeln sind geschmückt,
Wie klar die Kerzen erglommen!
Wer singt und lacht und Rosen pflückt,
Der ist zum Fest willkommen.
Musik erklingt den Saal herauf,
Schöne Mädchen warten auf
In leichten losen Gewanden.

Sie tanzen um das goldne Kalb,
Sie fallen ihm gar zu Füßen,
Sie rufen: Eh das Laub wird falb
Hilf du die Lust uns büßen.
Ueberschäumt im Kelch der Wein,
Ich drücke mich stumm in den Winkel hinein,
Mir schaudert das Herz im Leibe.

Mir ist's, durchsichtig wird die Wand,
Und draußen dicht und dichter
Da drängen sich bei Fackelbrand
Viel tausend Hungergesichter,
Durch's Gewühl mit ries'gem Leib
Herschreitet kampfgeschürzt ein Weib,
Sie trägt blutroth eine Mütze rc.

In den politischen „Sonetten" erkennt der Dichter mit richtigem Seherblick, daß ein großer Mann und ein großer Krieg allein uns aus der unseligen Wirrsal herausreißen könnte, in die wir immer tiefer hineingerathen:

Bei Gott, ich zähle nicht zu den Verweg'nen,
Die um ein Nichts ein schwer Verhängniß fodern,
Doch besser, als am innern Krebs vermodern
Däucht mir's dem Feind auf blut'gem Feld begegnen.

Ja, dreifach will ich jetzt die Stunde segnen,
Wo ihrer Scheiden baar die Schwerter lodern,
Und wo an euern Moseln, euern Odern
Statt ew'ger Zankesworte Kugeln regnen.

Obgleich der Dichter unumwunden sich zum Glauben der Väter bekennt und denen, die frech alle Pflichten gegen Gott und Menschen verhöhnen, mit der unausbleiblichen Vergeltung droht, so will er doch nicht billigen, was von Seiten der beängstigten Behörden geschieht, um jenen Glauben zu schützen:

Der heil'ge Geist ist Gottes freie Gabe,
Das Wort ein Fels, ein ew'ger. Meint ihr gar,
Daß ihr ihn stützen mögt mit eurem Stabe?

Und dessen Hand ihn hielt zweitausend Jahre,
Daß auch kein Körnchen durfte davon splittern,
Wähnt ihr, er schlafe, weil ihr träumt Gefahr?

Kleingläubige! wie mögt ihr also zittern!
Nein! Laßt die Geister wandeln ihre Bahn;
Klar wird die Luft in Sturm und Ungewittern.

Und schwölle berghoch die Verneinung an
Wie eine neue Sündfluth: laßt sie schwellen,
Nicht eurem Machtspruch ist sie unterthan.

Doch glaubt, ob Menschensatzung mag zerschellen;
Der wahren Kirche dreimal heilig Schiff
Treibt gleich der Arche sicher auf den Wellen.

Und wen die Sehnsucht nach dem Herrn ergriff,
Wie immer auch geheißen sey sein Glaube,
Er mag sich bergen drin vor Fluth und Riff.

Und kommen wird der Tag, da bringt die Taube
Den Oelzweig heim; es wurzelt im Gestein
Des Schiffes Kiel, nicht mehr der Fluth zum Raube,

Dann wird Ein Hirt und Eine Heerde seyn,
Verlaufen in der Tiefe sind die Wogen,
Verweht vom Winde ist das letzte: Nein;

Und auf den Wolken steht der Friedensbogen.

Hat der fromme Dichter wohl überlegt, wie viel er den Verneinenden zugibt, indem er bei den Bejahenden selbst alles verneint, was historisch aus gesundem Keim erwachsen ist, und die Bejahung auf eine Abstraktion von allem Historischen beschränkt? Es thäte wohl mehr noth, die arme Geistlichkeit in ihrem schweren Kampf zu unterstützen, als sie Preis zu geben, oder gar mit gegen sie zu Felde zu ziehen, um einem vagen Deismus, eigentlich einem Undinge, das Wort zu reden. Es gibt nur einen Felsen der Kirche und der ist längst bekannt, es braucht kein neuer nach der Sündfluth entdeckt zu werden.

Mehrere treffliche Gedichte sind der Schleswig-Holstein'schen Sache gewidmet. Der Dichter läßt den Geist Jürgen Wullenwebers, des großen Bürgermeisters von Lübeck, aus dem Grabe erstehen und an die Ehre der deutschen Flagge, an die alte Seeherrschaft der Deutschen und an die Abhängigkeit des oft besiegten Dänemark von der deutschen Politik erinnern. Dann ruft er uns zu, die wir jetzt dulden, daß das kleine Dänemark deutsche Ehren und deutsche Interessen verletzt:

Deutschland, bist du so tief vom Schlaf gebunden,
Daß diese fremden Zwerge sich getrauen,
Mit frechem Beil in deinen Leib zu hauen,
Als könntest du nicht spüren Streich und Wunden?

Ist deine Ehre so dahingeschwunden
Im Mund der Völker, daß sie keck drauf bauen,
Mit theilnahmloser Ruhe würden schauen
Die Schmach des kranken Gliedes die gesunden?

Erwach, und steig empor in Zornes Lohen,
Laß aus der Brust, die nicht umsonst sich brüstet,
Die Riesendonner deiner Stimme drohen!

Da werden die nach deinem Raub gelüstet
Entsetzt zerstäuben, wie die Troer flohen
Bei'm Ruf Achills, noch eh' er sich gerüstet.

Aber Dänemark weiß zu gut, daß man nur schreit, nicht rüstet und hat daher in seiner Weise ganz Recht, uns die Verachtung entgegenzusetzen, welche wir verdienen. Wir haben auch hier wieder nur große Worte gemacht und nichts gethan.

Diesen politischen Gedichten folgen Gelegenheitsgedichte, Sprüche und Scherze. Einer der sinnigsten Sprüche ist folgender:

Ruhm zeugt Eifersucht, wie man spricht;
Und sollst du dich bezwingen können,
Dem Freunde deinen Ruhm zu gönnen,
Du gönnst ihm deine Liebe nicht.
Das soll am Wein belobet seyn;
Er trinkt am besten sich zu zwei'n.

Sehr wahr ist auch der folgende:

Nur sachte kritisches Geschlecht!
Es dünkt dein Spruch uns sehr erläßlich;
Du urtheilst über Schön und Häßlich,
Und weißt nicht mehr was Gut und Schlecht.

Unter den Scherzen findet sich ein Nachtigallenschlag, in welchem der Dichter den Gesang der Nachtigall in Worten nachahmt, ein reizendes Spiel des Wohllauts. Dann schließt sich ein romantischer Cyclus „der Troubadour", und noch mehrere andere „Balladen vom Pagen und der Königstochter" und „König Sigurds Brautfahrt", schöne echtromantische Dichtungen, an. Den Schluß bilden noch einige vermischte Gedichte, z. B. Kleinigkeiten, darunter ein sinniges Epigramm:

Darin gleichet der Dichter dem Kind. Es erscheint das Bekannte
Ihm wie ein Wunder. Bekannt blickt das Geheimniß ihn an.

Auch noch ein schönes Lied an den Schlaf. Hier dessen Schluß:

Dich rühm' ich Morgens,
Wenn mir die Seele
Verjüngt emportaucht
Aus deinen Wellen,
Frisch und strahlend
Wiedergeboren,
Der meerentstiegenen
Göttin gleich.

Ein heilig Bad
Bist du o Schlummer,
Würziger Kraft voll.
Muth und Erneuung
Athmet die Psyche,
Wenn deine Woge
Sanft die bewußtlos
Schwimmende trägt
Von Leben zu Leben,
Von Strand zu Strand.

So ist der Tod
Auch ein Bad nur.
Aber drüben
Am anderen Ufer
Liegt uns bereitet
Ein neu Gewand.

Geibels Name ist bereits so allgemein bekannt und geachtet, daß es keiner besondern Empfehlung seiner neuen Werke bedarf. Wir können nur unsere Freude darüber ausdrücken, daß er an Geist und Gemüth so frisch und kräftig und insbesondere, daß er, unbekümmert um die Mißgunst der gegen ihn verschwornen literarischen Korruption, sich in seinem echten und gerechten Wandel gleich geblieben ist.

Reise.

Reise durch einen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1844—1846. Von Dr. Albert C. Koch. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1847.

Der Entdecker des berühmten Hydrarchos beschreibt hier seine zoologischen und petrefaktologischen Ausflüge in den Vereinigten Staaten, die ihn zu seinem glücklichen Funde geführt haben. Außer dem riesigen Hydrarchos, der jetzt in Dresden aufgestellt ist, fand er noch unzählbare Reste anderer urweltlichen Thiere und Pflanzen und hat viele Kisten voll

mitgebracht. Die Sammlung derselben und die Fundorte schildert er nun mit großer Vorliebe.

Wir wollen nur auf einige der hauptsächlichsten Naturmerkwürdigkeiten aufmerksam machen, welche der Verfasser beobachtete. Auf der Insel Martha's Vinyard fand er merkwürdige bunte Felsen. „Seit Jahren sind durch die Brandung der Meereswellen die hohen steilen Ufer in die Tiefe hinabgespült worden und haben ganz die Form von gegen das Land sich lehnenden Gletschern erhalten, doch mit dem Unterschiede, daß jene ihr schönes Farbenspiel nur dann haben, wenn die Sonne die Regenbogenfarben durch das Brechen der Lichtstrahlen an ihnen hervorruft, und daß dieses Farbenspiel auch nur partiell und schwach ist, während dagegen an den Ufern von Gay-Head alle Farben des Regenbogens sich in einer solchen Brillanz und in einer so schönen Verschmelzung zeigen, wie sie sich nur die reichste Phantasie eines Malers denken kann. Es erhält hierdurch die Landschaft einen fast überirdischen und feenartigen Anblick, welcher vielleicht auf der ganzen Erde kaum seines Gleichen hat. Die vorherrschende Farbe ist ein dunkles Rosenroth, welches immer sanfter wird und in ein schönes Grau übergeht, das sich allmählig bis zum tiefsten Braun und Schwarz erhebt und sich dann wieder nach und nach in vorgenanntes Roth verliert, welches sich nun bis auf ein Weiß abwäscht, das mit neu gefallenem Schnee an Reinheit wetteifert und, wenn die Sonne darauf scheint, prachtvoll brillirt. Dieses geht in ein lichtes Blau über, welches sich wieder in dunkles Schwarz oder auch wieder in Roth verändert; auch an Gelb fehlt es hier und dort nicht. Auf den Gipfeln jener farbigen, wild zerrissenen Höhen prangte ein ganz niedriges, aber sehr dichtes Gesträuch im üppigsten Mai- und Saftgrün, mit vielen wilden Weinranken durchflochten. — Was die einzelnen Farben anlangt, so entsteht die rothe aus einer großen Masse des besten rothen Ockers, welcher sich hier in solcher Menge findet, daß bei stürmischem Wetter die Wellen ihn so abwaschen sollen, daß davon das Meer eine englische Meile weit blutroth gefärbt wird. Die hiesigen Indianer malten in früheren Zeiten ihre Häuser damit roth (eine Farbe, welche sie vorzüglich lieben). Das Weiß kommt erstlich von einem alabasterweißen, ganz eigenen Sande, den ich mich nicht erinnere irgendwo früher gesehen zu haben, und welcher im Ansehen viel Aehnlichkeit mit Küchensalz hat, und zweitens von einem sehr schönen weißen Pfeifenthon, welcher sich hier in Masse findet und von den Indianern an die Weißen zu Thonpfeifen verkauft wird. Das Blau rührt von einem blauen Thon her, der sich ebenfalls hier häufig findet. Das Braun und Schwarz entsteht von nicht unbedeutenden Adern sehr schöner Braunkohle, welche jedoch nicht benutzt wird, da man in gänzlicher Ermangelung des Holzes Torf brennt, welcher in Vertiefungen der Insel in großer Masse sich findet. Das Gelb gehört großen Massen feinen eisenhaltigen Sandes an, welcher eines der merkwürdigsten Conglomerate bedeckt, das aus runden Steinen, Kieseln und Sand besteht und mit einer Masse von urweltlichen Haifisch- und Saurier-Ueberresten vermengt ist."

Im Staat Indiana an einem Falle des Ohio fand der Verfasser die prachtvollste Wiese urweltlicher Korallen. „Am besten kann sich der, welcher nicht Gelegenheit hat, diesen Anblick zu genießen, eine Idee machen, wenn er sich die Blumen und Blätter der gefrorenen Fensterscheiben in einem großen Maßstabe und über mehrere englische Meilen ausgebreitet vorstellt. Ich fand einen Korallenstamm, welcher, einen Kreis bildend, 10 Fuß im Durchmesser hatte, wenn gleich die Zweige nicht über 1/2 Zoll dick waren. Einige Korallen laufen wie Baumwurzeln durch einander, viele haben die Gestalt von Guirlanden, oder ähneln den Zellen der Bienen und Wespen so sehr, daß die hiesigen Einwohner dieselben für versteinertes Wachs, versteinerten Honig oder versteinerte Wespennester gehalten haben; wieder andere haben große Aehnlichkeit mit Hörnern und sind unter dem Namen der versteinerten Büffelhörner bekannt; noch andere gleichen den Blumen der perennirenden Herbstaster oder dem sogenannten Schachtelhalme und sind oft so klein, daß man sie kaum mit bloßen Augen sehen kann u. s. w. Das Wasser hat durch die Länge der Zeit den Kalkfelsen abgewaschen, und die viel härteren Versteinerungen liegen in Folge dessen erhaben über den Steinplatten, schöner als die schönsten Bildhauerverzierungen, welche Schönheit noch dadurch vollkommener wird, daß der Stein von Farbe blaugrau ist und die Versteinerungen schwarz sehen."

Den großen Hydrarchos fand der Verfasser bei Washington-old-Courthouse. „Der Ort lag unweit eines nicht unbedeutenden Flusses, des Sintabouge-River, und war eine mit Waldung umgebene Erhöhung, auf welcher sich keine Holzung befand, und die vulkanischen Ursprungs war. Der größere Theil der Oberfläche bestand aus einer gelblichen Kalksteinmasse, die zum Theil eine schwarzbraune Erde bedeckte, in welcher sich, so wie vorzüglich im Kalksteine, viele schöne Fossilien vorfanden." Da das große Thier anderwärts ausführlich beschrieben ist, läßt Herr Koch seine nähere Schilderung hier weg. Das Schiff, welches dieses bewundernswürdige Thier nach Europa bringen sollte, scheiterte an der Küste von Florida; die Strander von Key-West hatten aber einen solchen Respekt vor dem Naturwunder, von welchem sie schon gehört hatten, daß sie nicht nur mit Lebensgefahr eine vereinzelt weggeschwemmte Kiste wieder auffingen, sondern auch sämmtliche Kisten unentgeldlich nach New-York spedirten.

Die Reise ist in Form eines Tagebuchs äußerst anspruchslos und mit frommer Gesinnung geschrieben. Neben den Gegenständen seines wissenschaftlichen Interesses beobachtete der Verfasser auch manchen merkwürdigen Sittenzug. Unter andern fand er einen Indianer, welcher von früher Jugend an blind und ohne höhere Erziehung und Bildung genossen zu haben, doch ein vortrefflicher Prediger geworden war. Auch führt er mehrere Beispiele an, in denen das berüchtigte Lynchgesetz gehandhabt wurde. Namentlich Beschleunigungen der Justiz, wo es dem Volk zu lange dauerte. Ein Mörder, dessen Prozeß nicht schnell genug entschieden wurde, und ein anderer, den der Gouverneur einer Provinz vom Galgen, unter dem er schon stand, zurückkehren ließ, wurden vom Volk im Gefängniß aufgesucht und gehenkt.

Lehrbuch.

Maria Werner. Die mutterlose Jungfrau in ihrem Leben und ihrer Haushaltung. Ein unterhaltendes und wirthschaftliches Bildungsbuch. Mit zwei Kupfern. Pforzheim, Flammer und Hoffmann, 1847.

Kann wegen des gesunden praktischen Sinnes und wegen der anspruchslosen Seelengüte, welche die Verfasserin durchweg bewährt, zu Weihnachtsgeschenken empfohlen werden und wird denen, welchen es zunächst gewidmet ist, nämlich Mädchen, die in einem mutterlosen Hause die Sorge für die Wirthschaft übernehmen müssen, von mannigfachem Nutzen seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 89. Dienstag den 14. December 1847.

Neuestes Werk über Italien.

Italiens Zukunft. Beiträge zu Berechnung der gegenwärtigen Bewegung. Von Fr. Kölle. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1848.

Aus derselben Feder ging vor vierzehn Jahren das geistvolle und damals sehr verbreitete Buch „Rom 1833" hervor. Der Verfasser lebte siebzehn Jahre lang in Rom als königl. württembergischer Geschäftsträger, hatte also hinlänglich Gelegenheit, sich mit italienischen Zuständen vertraut zu machen, ja er wurde in gewissem Sinne sogar heimisch in Italien, denn wir lesen in vorliegendem Buche, daß ihn die kleine Republik San Marino mit dem Patriciate beehrt habe.

Gleich im ersten einleitenden Abschnitt des zwar aphoristisch geschriebenen, aber die Hauptgedanken in klarer Folge an einander reihenden Werkes begegnet uns eine treffende Vergleichung. „Wenn die Vignette Englands eine verlassene, einem Parke einverleibte Abtei ist, und die Deutschlands ein trümmerhaftes Bergschloß mit freundlichem Dorfe darunter, so ist die der romanischen Völker, besonders die Italiens, ein eingesunkener Vulkan. Er hat rings die Erde mit Trümmer bedeckt, und ist endlich zum becherförmigen See geworden, der gerade da am tiefsten ist, wo sonst die Spitze des Kegels war. Noch rüttelt der Erdgeist ihn zuweilen, aber Niemand weiß, ob und wann er wieder sich gefahrdrohend über die blühende Ebene erheben werde." — Wenn man indeß das altersschwache Italien unter der bewaffneten Aufsicht der großen europäischen Mächte sieht, so weicht jenes geheimnißvolle Grauen, welches um den Krater wohnt, wieder in das Traumgebiet zurück und der Glauben an eine Gefährlichkeit Italiens verschwindet wieder.

Sehr wahr ist daher die Bemerkung, die im folgenden Abschnitt des vorliegenden Werkes kommentirt wird, Italien ist unter der Last seines Ruhms erlegen. „Große geschichtliche Erinnerungen wirken wie das Opium nicht immer als Reizmittel, sondern oft auch als schlafbringend und betäubend. Es ist besonders den romanischen Völkern eine eigenthümliche Ueberschätzung ihrer Wichtigkeit in der Gegenwart beigegeben und eine Aneignung des Ruhms voriger Tage an jeden der Lebenden. — Jedes Einzelnwesen der dem alten Typus treugebliebenen romanischen Völker will daher behandelt seyn wie ein verarmter Edelmann, und sieht den Reichthum, die Vorschritte, die politische Entwicklung der nordischen Völker mit der Miene an, als vermöchte es das Alles weit besser zu machen, wenn es nur wollte. Wo es wirkliche Vorzüge der Fremden nicht zu läugnen vermag, versichert es, das seye der Vorzeit seines Volks abgeborgt und damals viel vollkommener ausgeführt worden als nun. In diesem beständigen Rückblicken, in diesem Mangel an Demuth und Zerknirschung liegt, neben der Leichtigkeit des Lebens, die Hauptschwierigkeit einer gründlichen Wiedergeburt der romanischen Völker durch eigene Anstrengung. — Auch die Literaturen dieser Völker bringen keine eigenthümliche aus vollem üppigen Volksleben heraus wachsenden Werke mehr, überall findet man entweder affektirten Archaismus oder Nachahmung Frankreichs, welches selbst wieder mehr Fremdes nachahmt und verarbeitet, als eigenes Lobenswerthes schafft."

Nachdem der Verfasser in der heutigen italienischen Bevölkerung die Spuren der vorrömischen nachgewiesen und den Einfluß der geographischen Lage in Erwägung gezogen hat, lenkt er die Aufmerksamkeit auf die uralten und unvertilgbaren Gegensätze in der Bevölkerung und auf den Lokalgeist. „Diese Fortdauer der uranfänglichen Vereinzelung beweist ihre innere Kraft. Schon die alten Römer müssen ähnliche Zustände gefunden haben, weil sie so leicht Herrn des Landes wurden. Vielleicht half ihnen hiezu, daß sie Sabiner, Etrusker und Latiner in sich indifferentiirten. Daß auch nachher so leicht eine Stadt Herrin der andern, ein Rottenführer Tyrann der ihn dingenden Stadt, ein Haufen normännischer Abenteurer Eroberer von Neapel und Sicilien, ein Rath von Geistlichen mit dem Bischofe von Rom Landesherr des mittleren Italiens, ein Bankier Herr des freien Florenz und durch sie Toscanas wurde — das Alles beweist für das Vorherrschen der lokalen Interessen, des lokalen Geistes zu jeder Zeit. Nirgends wurden auch große Männer in ihrer Vaterstadt so hoch verehrt, nirgends die Stadtgeschichte so eifrig studirt, der Ruhm der Heimath so sehr wahrgenommen als in Italien."

Meisterhaft schildert der Verfasser die Zustände Italiens unmittelbar vor der französischen Revolution. Es wäre der Mühe werth in dieser Haltung auch einmal die deutschen und selbst die französischen Zustände damaliger Zeit zu schildern; denn man ist offenbar bisher allzu einseitig bemüht gewesen, nur die gehässige Seite jener Zustände, den Druck, welchen Despotismus, Maitressenherrschaft und die Vorrechte ausübten, ins Licht zu stellen, während man der gemüthlichen und behaglichen Seite jener Zeit allzu wenig Rechnung trägt. In Bezug auf Italien in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sagt Herr von Kölle: „Man lebte äußerlich ziemlich bequem, wie immer unter schwachen alternden Regierungen, geschont nur aus Furcht, gehorchend ohne wahre Anhänglichkeit, sich bekreuzend ohne Glauben, vom verbotenen Buche zum Kastratengesange, von gesetzwidriger Liebe zum Farotische überspringend, voll Eifers für kleine Ansprüche und Parteiungen über Nichtswürdigkeiten, weil man nichts Wichtigeres zu thun hatte,

übrigens nicht ungeneigt, das Bessere aufzunehmen, wenn es ohne große Opfer erlangt und in das gewohnte Leben eingefügt werden konnte. Bei der Mehrzahl war das unheimliche Gefühl noch nicht bis zur Klarheit durchgedrungen, welches sonst überall von gesetzlichem Bestehen reiner Willkür hervorgebracht wird. Herrscher und Beherrschte befanden sich in einem sonderbaren Zustande politischer Unschuld, bei aller Verderbtheit der Grundsätze."

Die französische Revolution griff in dieses Stillleben allerdings störend, aber auch anregend ein. „Die ehernen bestimmten Formen der französischen Verwaltung sagten dem italienischen Geiste ungleich mehr zu, als das seitherige Veraltete, es wurden mit unglaublicher Fertigkeit die tüchtigsten Fachmänner aus seither unbeschäftigten Privatleuten aufgefunden, und wenn die italienische Republik gewissermaßen eine Provinz Frankreichs war, so war sie dennoch ungleich italienischer als eine Regierung von Wien aus, und progressiver als die Herrschaft päpstlicher Legaten. Die Aufhebung vieler Zollschranken, die Veräußerung der Güter der todten Hand, die Abschaffung der Substitutionen, die Einschränkung der Geistlichkeit in die eigentlichen Grenzen ihres Berufs, das schnelle Vorrücken tüchtiger junger Männer im Staats- und Heerdienste, dieses Alles erwarb der französischen Herrschaft zahlreiche Anhänger." Auch schmeichelte es den Italienern, daß der große Napoleon ihr Landsmann war.

Die Restauration fand keine so warmen Sympathien, wenigstens nicht in Oberitalien. Was auch Oesterreich in einer langen Reihe von Jahren für die Lombardei Gutes gethan, es wied aus nationaler Antipathie nicht anerkannt. „Vergebens wurde von der Regierung für materielles Wohlleben, Landstraßen, Volksunterricht, Beaufsichtigung der Geistlichkeit, Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. das Mögliche gethan, vergebens der Verwaltung der Ernst, die Beharrlichkeit und Rechtlichkeit der Deutschen aufgeprägt, es war einmal eine Unverträglichkeit der Charaktere, ein Gehorchen allein der Uebergewalt gegenüber, und so wird es lange, lange bleiben." In Rom war der Papst restaurirt worden, aber er hatte den größten Theil seiner europäischen Domainen verloren. An die Stelle des Reichthums war Armuth getretrn, an die Stelle frivoler Behaglichkeit hie und da schon wieder Fanatismus im zurückgekehrten aber nicht populären Klerus. In Toskana erstanden „alte Mißbräuche" wieder unter dem Fürsten Rospigliosi. Neapel lud Sicilien die Hälfte seiner Schulden auf. Mauthen hemmten überall den Verkehr. Der Handel kam meist in die Hände von Ausländern oder Juden.

Ehe der Verfasser mit seiner Betrachtung bei den neuen Bewegungen anlangt, charakterisirt er noch die Klassen des italienischen Volks. Vom Adel bemerkt er, daß man sich denselben durchaus andrrs vorstellen müsse, als in andern Ländern. „Er ist in Italien nicht gehaßt wie er es in Frankreich war, denn er war in Blut, Gesinnung und Beschäftigung mit dem Patriciat und höheren Bürgerstande und durch die Gemeinschaft der Unterordnung unter die Priesterkaste mit den Massen verbunden. Er hat zwar schwerlich die Kräfte bereit, eine allgemeine Bewegung im ersten Augenblicke zu leiten und zu gewältigen, aber im Verlaufe der Umstände wird er gewiß entweder an die Spitze kommen oder eine bedeutende Mittelgewalt zwischen dem Herrscher und den Massen bilden. Die Leichtigkeit der Existenz in den südlichen Landen erhält auch bei dem Aermsten, wie viel mehr noch bei dem armen Adel einen Geist der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, welchen man im Norden auf gleicher Stufe der Gesellschaft schmerzlich vermißt, und es ist dennoch bei aller Verbindung mit ungemäßen Schwägern, bei aller Erniedrigung ein altes genossenschaftliches Gefühl in dem italienischen Adel geblieben. Wenn in Italien die Massen weder den Muth noch den Verstand der Einzelnen zusammengenommen haben, so kann man dagegen vom Adel gerade das Umgekehrte sagen. Es darf also nicht befremden, wenn ihm eine bedeutende Rolle in der Zukunft vorbehalten ist."

Eben so verhält sich das Landvolk in Italien anders, als man gewöhnlich im nördlichen Europa annimmt. „Man legt gewöhnlich an dessen Beurtheilung den Maßstab anderer Länder und bedenkt dabei nicht, daß bei weitem die größere Mehrzahl nichts ist als Zeitpächter gegen Geldrente, mehr aber noch gegen die Hälfte, in minder fruchtbaren Gegenden aber gegen ein Drittel des Rohertrags, wogegen der Eigenthümer des Bodens die Abgaben zu tragen und die Gebäude zu unterhalten hat. Wenn man dieses Verhältniß genau ins Auge fassen will, so wird man begreifen, warum Alles, was großes Betriebskapital oder besondere persönliche Aufsicht eines rationellen Landwirths erfordert, warum jede durchgreifende Kulturveränderung in Italien sehr schwer eingeführt und durchgeführt werden kann." Dennoch sichert die Fruchtbarkeit des Klimas einen guten Ertrag der Felder, und die Leichtigkeit des Lebens im wärmeren Klima tröstet den italienischen Landmann über seine Armuth. Was er gewinnt, vergeudet er wieder in einem gierigen Genusse. Er hat nichts von der Zähigkeit und Sparsamkeit des Farmers. Daher wird er auch nie eine imposante selbstständige Macht darstellen, sondern immer vom Adel geleitet werden. — Damit hängt nun auch die militärische Befähigung des Volks zusammen. Man hält die Italiener im Allgemeinen für feig. „Individuellen Muth, Lebensverachtung bis zur Tollkühnheit, Fanatismus für die einmal genommene Partei trifft der schärfste Tadler überall, nicht aber den Muth, welcher aus sittlichem Ernste, Pflichtgefühl, besonders aber welcher aus der Idee der Kriegerehre stammt. Unter Truppen fremder Zunge hat das Nationalgefühl zuweilen, wider sie aber selten italienische Krieger entflammt."

Auch über die italienische Kirche, welcher der Verfasser ein besonderes Kapitel widmet, herrschen vielfach falsche Ansichten. Man muß die Kurie und ihren Einfluß auf Europa von dem italienischen Klerus und noch mehr vom italienischen Volke unterscheiden. Dieses letztere ist nichts weniger als fanatisch. „Glaubten doch die Italiener des 16ten Jahrhunderts bereits zu wenig mehr, um sich den Calvinisten anschließen zu mögen, und wenn sie der sittliche Ernst — welcher im Süden seltener scheint, als im Norden — trieb, sich von der römischen Kirche loszusagen, so übersprangen sie, wie die Socine und Ochino das protestantische Dogma." Besonders bezeichnend ist, „daß der Italiener, ohne sehr gläubig zu seyn, bei dem Glauben seiner Väter ohne sehr lebhaften Eifer und ohne Verfolgung der Andersdenkenden, bei sehr geringer Achtung der Priester und Mönche verharrt. Diese müssen der bösen Zeiten wegen Rücksichten gegen ihn haben, die Feste sagen seiner Sinnlichkeit, die Nachsicht im Beichtstuhle seinen Leidenschaften zu. Er fühlt sich bequem, wie in einem allgewohnten Rocke, der Denkende ist reiner Freigeist, setzt sich aber dennoch mit dem Kultus auf einen höflichen Fuß; der gemeine Mann fühlt das Bedürfniß des Denkens über Angelegenheiten des Glaubens nicht." — Die Geistlichkeit selbst charakterisirt der Verfasser in schlagender Kürze: „In Sardinien und Sicilien ist die Geistlichkeit am mächtigsten, zügellosesten, in Neapel etwas weniger, doch noch in hohem Grade, mit einiger Hinneigung zum Jansenismus, in Rom fein und mit mehr aristokratischer Vorsicht und Umsicht, in Toskana und

der Lombardei von der Regierung scharf beaufsichtigt, mit josephinischen Grundsätzen verquickt, und von vorsichtigen und im Sinne der Regierungen handelnden Bischöfen geleitet, in Piemont unter offenem Einflusse der Jesuiten, der südfranzösischen Geistlichkeit während der Restauration ähnlich."

Derselben klassischen Kürze befleißigt sich der Verfasser in der scharfen Beurtheilung der heutigen Weltstellung der Gesellschaft Jesu: „Die Jesuiten galten stets und gelten noch für die Menschwerdung des Rückschritts, ihre Handelsweise ist sprüchwörtlich geworden, und bei solcher Festsetzung der Ideen hat die öffentliche Meinung die Kraft der Wahrheit. — Kardinal Pacca bewog den Papst (Pius VII. auf seiner Rückkehr aus der französischen Gefangenschaft), die legale Erneuerung der Gesellschaft auszusprechen, und that dadurch, daß der alte Haß mit dem alten Namen wieder erstand, und die alten Fehler und Mängel mit dem alten Gewande zurückkehrten, der Fortschrittspartei einen Dienst, welcher wohl verdient hat, daß gerade ein Protestant das Denkmal Pius VII. in die Peterskirche Roms verfertigte."

Der Verfasser hätte vielleicht noch siegreicher spotten können, wenn er auf den ungemein geringen Antheil der Italiener an der katholischen Bewegung der Neuzeit hingewiesen hätte. In England ist Pusey aufgestanden, in Frankreich und Deutschland ist die romantische Begeisterung für die alte Kirche neu erwacht, ganze Bevölkerungen haben sich um ihre gekränkten Bischöfe geschaart, in der Schweiz ist es um der Jesuiten willen zum offenen Bürgerkrieg gekommen; aber in Italien ist alles kühl für diese Sache; die Dichter schwärmen dort für den Fortschritt und heben Arnold von Brescia auf dem Schild.

Aber unser Verfasser ist zu vertraut mit Rom, als daß er andererseits in den Jubel der Radikalen über das sogenannte Fortschrittssystem des Weltüberraschers Pio nono, re d'Italia, einstimmen könnte. Er sagt deßfalls: „Pius IX. ist vor Allem Pontifex maximus, hat die Bullen beschworen, ist von Kardinalen erwählt und umgeben, und kann daher eine sehr scharf gezogene Grenzlinie nicht überschreiten, auch wenn er wünschte es thun zu können. — Daß übrigens Pius IX. die Jesuiten nicht lieben kann, ist mehr als wahrscheinlich. Sie haben ihm durch die Herrschaft ihrer Grundsätze unter dem Pontifikat Gregors XVI. solche Verlegenheiten bereitet, und sind dem Volke so verhaßt, daß er, falls er auch eine innere Vorliebe für sie hätte, diese dennoch sorgfältig verbergen müßte. Aber er wird sie weder aufheben, noch reformiren, wahrscheinlich nicht einmal aus der Schweiz zurückrufen," wie wirklich nicht geschehen und jetzt nicht mehr nöthig ist, da man sie verjagt hat.

Nachdem der Verfasser von der Kirche zur Schule, zu den Universitäten und zur italienischen Presse übergegangen ist und deren Zustände charakterisirt hat, faßt er die neuen Bewegungen ins Auge, als deren Hauptsitz ihm das Gebiet zwischen Po und Tronto erscheint, wo der Haß gegen das Bestehende und besonders gegen die Geistlichkeit den höchsten Grad erreicht hat. Die Seele der Bewegung aber bezeichnet er als von aristokratischer Natur. „Die gegenwärtige Bewegung erscheint gänzlich als eine aristokratische, d. h. aus dem Adel und dem höheren Bürgerstande hervorgegangene. Die Wirkung geht bis jetzt gegen oben, d. h. sie sucht die Macht der Regierungen zu beschränken, Willkür und Bedrückungen unmöglich zu machen, und hat hiezu das sicherste Mittel gewählt, die Bürgerbewaffnung, denn wider diese würden auch zahlreichere, besser zusammengesetzte und geübte Truppen nicht Stich halten. Mit einer Bürgerbewaffnung hat man faktisch alles errungen, was eine klug abgewogene Verfassung nur immer geben kann, und es zeugt für den großen Takt der Führer, daß dieselben den Eindruck hiezu benutzt haben, welchen die Besetzung der Stadt Ferrara hervorgebracht hatte, und mit welchem offenbar in Rom und Toskana Komödie gespielt wurde, um ganz andere Zwecke zu erreichen, als die vorangestellten. In dergleichen Demonstrationen sind die Italiener, und besonders die Römer, stets Meister gewesen. — Auch das kürzlich verkündete Municipalgesetz ist rein aristokratisch, und wurde dennoch mit Freuden und Jubel begrüßt. Dieses Gesetz, die Bürgerwehr und die Eisenbahnen machen eine Rückkehr zur alten Willkürherrschaft, zu den alten Mißbräuchen, zu der alten Absperrung rein unmöglich, und sind unter den gegebenen Umständen dem Volke mehr werth, als die vollkommenste papierne Verfassung ohne die gedachten Unterlagen." Besonders günstig ist der neuen Bewegung, daß sie nicht mehr so blind in den Tag hineinfährt, wie die früheren. „Statt der Jünglinge von 1831 treten Männer auf — vielleicht dieselben, welche damals die verunglückten Bewegungen gewagt hatten — statt der centralisirten Republik ist nun eine Vereinigung der bestehenden Regierungen, statt einer Revolution Reform auf die Banner geschrieben, die Carbonaria wird nicht genannt, der römische Stuhl wird hoch erhoben von denen, welche noch vor Kurzem in ihm den Sitz alles vergangenen und gegenwärtigen Uebels des Vaterlandes verwünscht hatten."

Unter diesen Umständen wurde der europäischen Diplomatie eine schwere Aufgabe gestellt. „Wie schwer bei diesen Symptomen zu rathen seye, beweisen nicht nur Selbstmord und Wahnsinn bei französischen Botschaftern, es beweist es auch das Betragen der italienischen Machthaber selbst, es beweisen es die Zeitungsartikel, mit welchen eine sonst die Tagespresse gänzlich ignorirende Großmacht, ja sogar mit welcher der General des Jesuitenordens die Lesewelt zu belehren und von irrigen Ansichten zurückzuführen suchen."

Sofort wird das verschiedenartige Interesse der europäischen Mächte in Erwägung gezogen. Frankreich ist dießmal unsern deutschen Interessen nicht so gefährlich, als es seyn könnte, wenn es noch die Politik der europäischen Revolutionirung befolgte. Aber davon ist Ludwig Philipp weit entfernt. „Neben der Rolle, welche die Juliusregierung Italien gegenüber stets gespielt hat, und welcher zu große Rücksicht auf die nahe neapolitanische Verwandtschaft vorgeworfen wird — fürchten die Italiener stets mehr die uralte Ansicht der Franzosen, welche das Mittelmeer als eine Art französischen Bodensees von jeher betrachtet haben, und seit der Besitznahme von Algier mehr als je. Vielleicht ist der Zeitpunkt schon versäumt, in welchem Frankreich durch ehrliche, offene, vernünftige Politik, durch kräftige Vorstellungen und zeitgemäße Vorschläge ein moralisches Uebergewicht in Rom und Neapel hätte zurückerobern können." — Ganz verschieden ist die Lage Englands. Es hat hier nicht nur das Interesse, der französischen Regierung Boden abzugewinnen, sondern auch noch das, den stets wachsenden Handel Triests niederzuhalten und einen politischen Zustand freierer und ehrlicherer Art im nicht-österreichischen Italien für seine Schifffahrt und Handel zu benützen. Denn je freier ein Volk, je gesicherter sein politischer Zustand ist, desto mehr wird es aus- und einführen, desto weniger sind plötzliche Veränderungen der Tarife, parteiische Verfügungen zu Gunsten der Eingebornen zu befürchten. Ein weites Feld für englischen Kunstfleiß, für englische Kapitale würde geöffnet. Ob von Malta aus wirklich so thätig den neuesten Vorfällen vorgearbeitet worden sey oder nicht, ist hier gleichgültig. Das beständige Ziel der englischen Politik liegt hier zu klar vor Augen, als daß man einen

Augenblick daran zweifeln könnte, daß England der Wiedergeburt Italiens die wärmste Theilnahme schenken müsse. Das größte Interesse an Erhaltung der Ruhe in der Halbinsel und des Bestehenden überhaupt hat offenbar Oesterreich. — Seine Aufgabe bei Erwerbung des lombardisch-venetianischen Königreichs war wahrlich keine leichte! Aus der Hauptstadt des Königreichs Italien wurde eine Provinzialstadt. Gesetzgebung, Verwaltungsformen, Münzfuß, Zollsysteme mußten den erbländischen möglichst angenähert werden. Man behandelte die übernommenen Offiziere mit der größten Schonung, ja mit Vorliebe. Hier braucht man nur die Namen Mazzuchelli, Nobili, Virago, Baccano zu nennen. Der Simplon wurde durch die Straße über das Stilfser Joch übersimplont. Die jetzige jährliche Aushebung war nicht nur ohne Vergleich minder drückend als die seitherige, sondern auch minder drückend als die damalige erbländische, ja durch die Erleichterung des Einstellens eine wahre Wohlthat für das Land. Die Uebelstände des Papiergelds trafen das österreichische Italien nicht, die neue Münze hat so feines Loth als die vorige, wird aber nie Lira austriaca, sondern Schwanziche im gemeinen Leben genannt, als etwas von Oesterreich Aufgedrungenes. Die Municipalverfassung wurde freier als sie unter Napoleon war. Straßen, Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten erfreuten sich bedeutender Verbesserungen. Die Marine behielt ihr italienisches Kommando. Die Städte verschönerten sich und wurden reinlich, der Geistlichkeit wurde jeder Uebergriff mit Kraft gewehrt. Eisenbahnen entstanden schnell. Die so bedeutenden Wasserbauten machten nicht nur gut, was die napoleonische Verwaltung vernachlässigt hat, sie verbesserten auch an vielen Stellen den Zustand der Anwohner gegenüber dem besten seit Menschengedenken.“ Dennoch sind so viele Wohlthaten mit bleibenden Antipathien vergolten worden.

Der Verfasser begnügt sich nicht, was geworden ist, zu berichten, sondern er gibt auch beherzigenswerthe Winke für die Zukunft. „Daß es im gegenwärtigen Augenblicke der österreichischen Regierung beinahe unmöglich seyn würde, den Wünschen ihrer italienischen Unterthanen zu genügen, scheint unbezweifelt. Sie muß jetzt mit verstärkter Kraft niederhalten, was sich auf keine Weise fügen will. Aber für ruhigere Zeiten, für mäßigere Ansprüche kann und — wir hoffen es mit Zuversicht — wird sie alle diejenigen Zugestehungen nicht versagen, welche mit dem Bestand des Gesammtreichs vereinbar scheinen, und den gewaltsamen jetzigen Zustand in einen freundlicheren verwandeln werden. Wir rechnen unter diese Zugestehungen neben oben Erwähntem — der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte und der Ausbildung landständischer Institutionen — vorzüglich einen Anschluß an den deutschen Zollverein mit allen Provinzen der Monarchie. Nicht nur würde hiedurch ein Beitritt der Schweiz zur unbedingten Nothwendigkeit, sondern es würde dadurch den Stapelartikeln und dem so sehr vorgerückten Kunstfleiße der Lombarden ein neues Feld eröffnet, es würde ihre Thätigkeit noch mehr als seither dem Norden zugewendet werden, sondern es würde auch für den allgemeinen Wohlstand so viel hiedurch gewirkt, daß die vorzüglich im Adel und höheren Bürgerstande wurzelnde Opposition aufhören würde, die Mißstimmung der Massen zu steigern und lebendig zu erhalten.“

Den Italienern selbst ruft der Verfasser die Worte Balbos zu, man kann nicht zugleich die Freiheit und Einheit erlangen.

Befremdlich erscheinen uns folgende Aeußerungen des Verfassers: „Wenn eine Gefahr von außen den Bestand des Papstthums bedrohen, oder die jetzige (in Ursprung und Wesen eigentlich aristokratische) Bewegung inne werden sollte, daß ohne Gewissens- und Denkfreiheit ihr Ziel nicht erreicht werden könne, so würde Pius IX. zu dem Auswege seine Zuflucht nehmen können, sich an die Spitze des Proletariats zu stellen, die kommunistischen Bewegungen unserer Zeit, mit bereiten persönlichen Werkzeugen und wissenschaftlichen Deduktionen zu organisiren. Man wende nicht ein, daß dieser Schritt einer Selbstvernichtung gleichkommen würde. — Seither hatte sich der römische Stuhl mit dem Grundsatze des Stillstands oder Rückschritts, mit der unumschränkten Herrschergewalt am innigsten verbündet. Beide veraltete Richtungen haben Schläge erlitten, von welchen sie sich schwerlich erholen werden. Die Aufgabe für Rom ist demnach, jetzt sich zurecht zu setzen mit Ständekammern und Preßfreiheit, mit dem überwiegenden Einflusse des germanisch-protestantischen Prinzips, um in einer beispiellos bewegten Zeit unbeweglich fest zu stehen. Eine Verfolgung wie Napoleon sie wider Pius VII. übte, könnte bei den jetzigen Verhältnissen sehr günstige Folgen für die Wiederherstellung der päpstlichen Macht und für den Katholicismus überhaupt haben, welcher nur inmitten einer allgemeinen Bewegung sich umbilden oder vielmehr ausbilden könnte.“ Wie es uns scheint, hat der Verfasser hier dem Papstthum eine Aufgabe gestellt, die nur einem neuen Islam ziemte, wenn dieser selbst möglich wäre. Das Papstthum kann seine Tradition nicht aufgeben, es ist sie selbst. Die neuen Weltrepubliken und Freikirchen brauchen aber keinen Papst und würden ihn abweisen, selbst wenn er ihnen zu Hülfe kommen wollte.

Uebrigens kann dieser nur eben hingeworfene Gedanke uns nicht hindern, im vollsten Maaße die außerordentliche Besonnenheit und das schöne Maaß des vorliegenden Werkes anzuerkennen. Wir sind dem Verfasser dankbar, daß er durch seine klare und ruhige Darstellung die leidenschaftlichen Sympathien unserer radikalen Blätter ein wenig temperirt. Es gereicht diesen Blättern zur nicht geringen Schmach, daß sie der Revolution in Italien auf Kosten unserer deutschen Nationalinteressen das Wort geredet haben.

Taschenausgaben.

1) Homers Ilias von Johann Heinrich Voß. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847.

2) Homers Odyssee, von demselben, daselbst.

Aeußerst geschmackvoll ausgestattete kleine Bände, die sich den ganz ähnlichen Taschenausgaben von Goethes, Schillers, Uhlands, Platens, Hölderlins, Schwabs, Lenaus, Oehlenschlägers, Zedlitz, Freiligraths ꝛc. Gedichten anreihen und sich in vorzüglichem Grade zu freundschaftlichen Gaben eignen. Die homerischen Dichtungen sind, trotz ihres bedeutenden Umfangs, in diesem kleinen Formate dennoch vollkommen deutlich und klar gedruckt. — Gleichzeitig ist in demselben Format so eben auch die vierte, sehr vermehrte Auflage von Justinus Kerners lyrischen Gedichten erschienen, deren ausführlichere Anzeige wir uns aus Mangel an Raum für den nächsten Jahrgang vorbehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

N° 90. Sonnabend den 18. December 1847.

Kuriosa.

1) Das Kloster. Von J. Scheible. Siebenter Band: der Festkalender, enthaltend die Sinndeute der Monatszeichen, Entstehungs- und Umbildungsgeschichte von Naturfesten in Kirchenfeste, Schilderung der ꝛc. Gebräuche, Charakteristik der Blutzeugen, Kalenderheiligen ꝛc. Von Fr. Nork. Mit 37 Abbildungen. — Achter Band: Johann Fischart's Geschichtsklitterung und Aller Praktik Grosmutter. Thomas Murners Gäuchmatt, vollständig und wortgetreu herausgegeben von J. Scheible. Stuttgart, Verlag des Herausgebers, 1847.

2) Das Schaltjahr. Vierter Band. Von demselben, daselbst, 1847.

3) Die Basler Todtentänze in getreuen Abbildungen, nebst geschichtlicher Untersuchung ꝛc. von Prof. Dr. H. F. Maßmann. Mit 22 Kupfern und 27 lithogr. Blättern in einem besondern Atlas. Daselbst, 1847.

In den frühern Bänden des Klosters hatte Herr Scheible bereits Sebastian Brandis Narrenschiff, Geiler von Kaisersbergs Predigten, mehrere sehr seltene Schriften von Murner und den Theuerdank wieder abgedruckt. Hier folgt nun noch eine Schrift von Murner und die berühmte freie Uebersetzung der Gargantua des Rabelais von unserm Fischart, so wie dessen sehr selten gewordene Aller Praktik Grosmutter. Durch den Abdruck solcher alten Seltenheiten erwirbt sich der Herausgeber ein wahres Verdienst, zumal wenn er die Sachen ganz in ihrem Zusammenhange und nicht zerstückt gibt. — Dem Fischart'schen Gargantua hätte eine ältere Ausgabe zu Grunde gelegt werden dürfen, als die von 1617.

Außer solchen selbstständigen alten Werken, mit deren Wiederabdruck der Herausgeber rastlos fortfährt, erhält sein Kloster auch noch kommentirte Sammlungen. So gab er in drei starken Bänden alles was von älteren Bearbeitungen der Faustsage erhalten ist, mit einem sehr einläßlichen Kommentare. Ferner einen starken Band aus v. Reinöhls fleißigen Sammlungen und Untersuchungen über Sitten und Gebräuche der Vorzeit, worüber wir seiner Zeit berichtet haben. Zu den Arbeiten dieser Art gehört nun auch der so eben erschienene Festkalender von Nork und die Untersuchung über die Todtentänze von Maßmann.

Der Festkalender enthält eine große Menge fleißig gesammelter und werthvoller Notizen, so wie scharfsinniger Vermuthungen und Erklärungsversuche, aber auch viel Gewagtes, ja zum Theil Unverantwortliches. Dahin gehört gleich im Eingange das ungemessene Lob und die hohe Bewunderung des berüchtigten Buchs von Daumer. Was sollen wir von einem Erklärer der christlichen Kirchenfeste erwarten, der von vorn herein den glühendsten Haß gegen alles, was christlich heißt, zu Tage legt! Der Daumers Worte wiederholt: „Die christliche Religion muß untergehen, weil sie eine böse, verderbliche ist. Die wahre, gute, heilbringende Art von Religion besteht in dem Glauben an die Natur, als an eine im Weltall waltende göttliche Macht und Wesenheit, und in der Hingebung an sie als eine solche.“ Und der seine volle Zustimmung dazu in Folgendem gibt: „Daumer hat sehr wohl gethan, mit dieser öffentlichen Erklärung seiner Art von Gottesbewußtseyn zu schließen, da die Feinde der Vernunft, welche so gern Unsinn mit dem mystisch klingenden „Uebersinnlich“ umzutaufen trachten, Jeden, der nicht zu ihnen hält, einen Gottesläugner schimpfen, und die Naturverehrung, welcher sich der sinnlich erschaffene Mensch gar nicht entziehen kann, für Sünde halten. Millionen Rechtgläubiger fanden noch vor wenigen Jahren keinen Anstoß daran, dem Rock Gottes ihre Andacht zuzuwenden. Sollte, wenn schon ein abgetragenes Kleid der Anbetung würdig befunden wurde, der Leib des wahren Gottes, die ganze sichtbare Schöpfung, nicht ein noch würdigerer Gegenstand der Verehrung jenes unserer Erkenntniß sich entziehenden erhabensten Wesens seyn, das sich nur in seinem Wirken uns offenbart, wie die Seele durch die Verrichtungen der leiblichen Glieder?“ — Ist, wer solche Meinungen ausspricht, wohl befähigt, den tiefen Sinn der christlichen Kirchenfeste zu ergründen? Höchst sonderbar aber erscheint der Widerspruch, in welchen der Verfasser geräth, indem er, als Vergötterer der Natur und Sinnlichkeit, dem Christenthum seine Uebersinnlichkeit als ein Verbrechen gegen die Natur vorwirft und doch andererseits in seiner ganzen langen Erörterung des christlichen Kalenders nur den Beweis zu führen trachtet, das Christenthum sey gar nichts Uebersinnliches, sondern es sey durch und durch nur Sinnlichkeit, nämlich nur ein versteckter Phallusdienst? Seine ganze Auffassung des Christenthums ist eine paneske. Ueberall sieht er hinter dem christlichen Altar den Bock hervorlauschen, [wie Herr Daumer den schwarzvermummten Priester mit blutigem Beil. Gewiß ein merkwürdiger Gegensatz. Herrn Daumer erscheint das Christenthum als blutiger, gräßlicher Molochdienst, Herrn Nork als üppiges, lustiges Bachanal].

Die Art, wie Herr Nork nicht nur aus der griechischen, römischen und orientalischen Mythologie die reinsten und

unschuldigsten Dinge, sondern auch aus der christlichen Geschichte, Symbolik und Legende das Ehrwürdigste und Heiligste in den Kreis seiner priapischen Vorstellungen hineinzerrt, läßt sich nicht wohl wiedergeben. Wir wollen vom alten Testamente schweigen, von den ekelhaften Erklärungen nicht nur der Schlange, sondern auch des Baumes im Paradiese rc. Wir wollen nur andeuten, wie Herr Nork mit dem neuen Testament umgeht. Da wird der h. Geist (bei der unbefleckten Empfängniß) gewarnt, sich keines Incestes mit Mutter und Tochter schuldig zu machen. Da wird das Zimmermannshandwerk des frommen Joseph von τεύχω zimmern = zeugen hergeleitet und von seiner Keuschheit gesagt, er verdiene ihr Lob quasi lucus a non lucendo. Da wird mit Uebergehung alles Schönen, was den Weihnachtscyklus auszeichnet, nur im schmutzigsten Beiwerk gewühlt und keiner Reliquie z. B. eine längere und wärmere Aufmerksamkeit bewiesen, als dem s. praeputio. Ueber den Apostel Paulus wird mit Wohlgefallen ein schlechter Witz Voltaires wiederholt, demzufolge nicht Christus, sondern Paulus die christliche Religion erfunden haben soll, und zwar, um sich über den Verlust eines Mädchens zu trösten. So wäre denn, meint Herr Nork S. 119, „nicht nur der Sündenfall, sondern auch das angebliche Heilmittel, vom Weibe ausgegangen.“ Im h. Valentin sieht der Verfasser nichts als das Verbum valere, pollere, pollutio. Im h. Damianus sieht er gleichfalls wieder nur den Phallus und in seiner treuen Gefährtin Palladia das palatium, als das weibliche Haus des Phallus. Im h. Dionysius erkennt er den Weingott Dionysos und im h. Calixtus dessen Becher (calix), aber auch dieser hat wieder nur einen erotischen Sinn rc. Wo irgend ein Name anklingt, wird der christliche Heilige sogleich zu einem heidnischen Gott, so der h. Sebastian zum indischen Gott Schiwas rc.

Der Erklärer des christlichen Kalenders geht über alles hinweg, was den wahren Sinn der christlichen Feste klar zu machen geeignet wäre, so wie über alles Schöne und Zarte, welches Kultus und Legende darbieten oder was Maler, Dichter, Komponisten hineingelegt haben. Es ist ihm einzig darum zu thun, jedem christlichen Fest einen heidnischen Ursprung und Sinn anzudichten, oder sich über die Entweihungen zu verbreiten, welchen mehrere christliche Feste in Zeiten der Entartung ausgesetzt wurden; kurz überall nur etwas Schlechtes und Gemeines darin zu finden oder hineinzulegen. Daß viele christliche Feste unmittelbar an die Stelle heidnischer getreten sind und zum Theil auch deren Symbolik in sich aufgenommen haben, ist allgemein bekannt. Die Kirche hat es nie verhehlt. Ausdrücklich wurden von den frommen Bekehrern Heidenfeste in Christenfeste umgetauft. König Olaf der Heilige gibt davon das neueste und auffallendste Beispiel, indem er das Thorsfest ins Martinsfest umschuf. Der Kirchenvater Augustinus verhehlt nicht, daß das Geburtsfest Jesu auf das Geburtsfest der Sonne verlegt worden sey, aber er fügt hinzu, das physische Licht solle nur an das geistige mahnen, und nicht mehr das sichtbare Sonnenlicht, sondern die unsichtbare Sonne der Geisterwelt werde angebetet. Nichts war natürlicher, als daß man die christlichen Feste an die heidnischen anknüpfte, wo die sinnbildliche Beziehung des Physischen zum reinen Geistigen so nahe lag. Durchaus unerlaubt ist es aber, jetzt jenes höhere Geistige läugnen und in den christlichen Festen einzig nur die altheidnischen wiedersehen zu wollen. Am wenigsten anständig aber ist es, da die gemeinsten und ekelhaftesten Beziehungen hervorzusuchen, wo selbst die Heiden schon sie vermieden, umkleidet oder durch edlere ganz ersetzt hatten. — Eben so muß zugegeben werden, daß die christlichen Feste vielfach entartet sind und daß sich bei ihrer Feier arge Mißbräuche eingeschlichen haben; allein daraus folgt nicht, daß diese Mißbräuche das ursprüngliche Wesen des Festes gewesen sind, wie Herr Nork meistens anzunehmen scheint.

Indem er alle Tage des Kalenders durchgeht und die Heiligen derselben „charakterisirt,“ läßt er (mit zwei oder drei Ausnahmen, in denen alte Legenden mitgetheilt werden) folgerecht alles aus, was sich Schönes in Legenden findet. Selbst Heilige, die von Malern und Dichtern durch die ganze Christenheit gefeiert wurden und deren Charakter in die romantische Poesie und Kunst so tief eingeprägt ist, wie die Götter und Heroencharaktere in die antike, müssen sich mit ganz wenig Worten abfertigen lassen, wenn der Verfasser nichts Priapisches in ihnen zu entdecken vermag. Um nur wenige Beispiele zu geben, verschmäht er es, die schöne Legende der h. Dorothea mitzutheilen. Vom h. Cyprian, der den großen Calderon zu einer seiner herrlichsten Dichtungen begeisterte, sagt Herr Nork, indem er seine ganze Geschichte in zwölf Zeilen abthut, mit sichtbarem Behagen, die boshaften Heiden hätten aus ihm und seiner heiligen Gefährtin Justina „Rostbraten“ gemacht. Durch den ganzen Kalender zieht sich ein Gespött über die Heiligen, ihr Charakter mag noch so edel und schön seyn, und das Christliche überhaupt wird aufs gehässigste bei jeder Gelegenheit angegriffen und gescholten. So bricht der Verfasser, indem er vom h. Bonifacius redet, in eine bittere Klage darüber aus, daß er Deutschland zum Christenthum bekehrt habe. Bonifacius hieb bekanntlich die heilige Eiche zu Geismar in Hessen nieder. „Was mußte der Sturz jener geliebten, an das graue Alterthum erinnernden, Eiche für einen herzzerreißenden Eindruck auf die Bewohner jener Gegend machen! Doch waren sie durch die Macht des Frankenkönigs, den man nicht ohne Grund einen „Hammer“ (Martellus) nannte, gezwungen, sich ihrem Schicksal zu fügen. Sie beteten dann in der Kirche, die aus dem Holze jener Eiche erbaut wurde! So muß man sich die Sache vorstellen, nicht aber, wie sie jene Heidenbekehrer aus frommer Lügenhaftigkeit entstellt haben. Denn wie sehr der h. Willibald, des Bonifaz Schüler und Neffe, die Begebenheit verdreht und ausgeschmückt hat, sieht man daraus, daß jene Heiden so dumm gewesen seyn sollen, erst die Eiche von Bonifaz umhauen zu lassen, und ihn dann, wenn ihnen sein Tod nichts mehr gefrommt, umzubringen beschlossen.“ — Der h. Augustinus veranlaßt den Verfasser zu einem förmlichen Wuthausbruch. Die Lehre dieses Heiligen vom unfreien Willen empört sein Innerstes. Er ruft, gleichsam um sich vor dem Gott des Augustinus zu retten S. 551 den „heiligen Satan“ an. Beim h. Corbinian bemerkt er witzig, derselbe sey zwar ein Franzose, aber kein Gascogner gewesen, obgleich er sich (sc. wie ein echter Gascogner Lügner) gerühmt habe, einen Bären, der ihm sein Maulthier gefressen, gezwungen zu haben, selber das Gepäck zu tragen. Die h. Thekla nennt er eine Landläuferin. Ueber den h. Leopold spottet er, derselbe habe sich zwar einen Platz unter den Kalenderheiligen erworben, aber nicht durch seine Keuschheit, denn er habe 18 Kinder gezeugt rc. Das ist nun der Geist und Ton, in dem uns Herr Nork den christlichen Festkalender erklären zu müssen glaubt.

Das Verdienst dieser Bearbeitung beschränkt sich auf die fleißige Zusammenstellung der Volkssitten und abergläubischen Gebräuche bei der Feier der hohen Zeiten im Jahre. Daß dabei sehr viele heidnische Erinnerungen mit im Spiele sind, ist bekannt und braucht deßfalls nur auf das große Werk von Jakob Grimm hingewiesen zu werden. Herr Nork knüpft manche scharfsinnige Bemerkung über die Bedeutung abergläubischer,

d. h. altheidnischer Gebräuche an, nur daß er überall jenen Priap, womit seine Phantasie gleichsam behext ist, zu sehen glaubt, auch wo er ganz gewiß nicht zu sehen ist. Einige Parthien scheinen zu flüchtig behandelt, z. B. die irische h. Birgit, von der mehr zu melden gewesen wäre. Auch die Beziehung der h. Anna zum Bergbau scheint dem Verfasser entgangen zu seyn, obgleich in allen großen Bergwerkbezirken eine St. Annenkapelle oder ein Annaberg sich aufdrängt. Unter dem Vielen, was er mit rühmlicher Belesenheit über die Feier der Johannisnacht zusammengetragen, vermissen wir S. 436 bei der Erklärung des Schaukelns im Mondschein die bestimmte Hinweisung auf Erigone und bemerken zu S. 438, daß die hier citirte Stelle des Servius zum Aeneis VI. 740 für den in Rede stehenden Gegenstand weniger bedeutend ist, als die nicht citirte Stelle desselben Servius zu Virgils Landbau II. 389. Nicht im Geist der Alten gedacht scheint uns S. 1010 die Erklärung der Satyrn als incubi, Alpgeister, Böcke der Hölle. Wie wahr es auch ist, daß Dionysos einem Theil der Unterwelt angehört und daß Pan eine winterliche Bedeutung hat, so ist doch der antike Satyrcharakter derbe Lebensfülle und hat nichts Gespenstisches. S. 300 vergleicht der Verfasser den h. Georg mit dem antiken Mars und gedenkt der Mythe, nach welcher Mars aus einer Blume entstanden seyn soll. Dann fährt er fort: „Bedarf es noch mehr Beweise, daß Mars das Sonnenfeuer sey, das Blumen und Früchte aus dem erwärmten Boden hervorlockt? Ob die Blume, welcher Mars seine Entstehung verdankte, eine Georgine gewesen? darüber schweigen die alten Schriftsteller. Aber man sieht doch aus dem Vorhergehenden, daß, wie Mars, auch Georg, welcher Letztere von den Britten in der Schlacht angerufen wurde, ein Kriegsmann, auch sonst als Helfer in der Schlacht verehrt ward." Es scheint dem Verfasser entgangen zu seyn, daß von einer Beziehung der Georgine auf so alte mythische Namen auch nicht entfernt die Rede seyn kann, weil die Blume selbst erst vor kurzer Zeit aus Amerika herübergekommen und von Willdenow dem Professor Georgi in St. Petersburg zu Ehren benannt worden ist, nachdem sie vor ihm schon nach dem schwedischen Gelehrten Dahlé den Namen Dahlia erhalten hatte.

Die Ausstellungen, welche wir am vorliegenden Bande gemacht haben, sollen übrigens der Empfehlung keinen Eintrag thun, welche die anderweitigen Bände der großen Scheible'schen Sammlung verdienen. Wir glaubten nur bemerken zu müssen, daß sich mit dem friedlichen Charakter solcher Sammlungen die gehässige Leidenschaft eines systematischen Christenhassers, man wird fast versucht zu sagen eines Shylock, übel verträgt, und daß auch die Auffassung der volksthümlichen Elemente im Festkalender des Herrn Nork gänzlich verfehlt ist, sofern er in der Derbheit des alten Volkshumors überall nur den Phallus sehen will. Das Eulenspiegelartige dieses Volkshumors hat eine gewisse Arglosigkeit, ja selbst das Unflätige noch etwas naiv Unschuldiges, was sich von dem Raffinement antiker Erotik gerade so unterscheidet, wie gesunde Barbarei von großstädtischer Korruption. Man darf billig verlangen, daß die Ueberlieferungen unserer Vorzeit unbefangen und treu möchten wiedergegeben werden, und je mehr wir Herrn Scheible seinen Sammlerfleiß verdanken, um so mehr beklagen wir, daß Herr Nork den ihm in den Sammlungen eingeräumten Platz zu ganz ungehöriger Befriedigung seines Privathasses gegen den Nazarener und seines wenig empfehlenswerthen Geschmacks am Priapischen mißbraucht hat.

In dem neuen Bande des **Schaltjahrs** ist in bunter Mischung viel Interessantes enthalten, z. B. aus Geiler von Kaisersberg, aus Murner, aus dem Buch liber vagatorum (eine meisterhafte Klassifikation der zahllosen und zünftigen Bettler oder des Proletariats der Vorzeit), die satyrische Wanderung des großen Christophel von Frischlin, die illustrirten Höllenfratzen von Klein, Handwerksgebräuche und Satzungen, Volksgebräuche, ein paar Puppenspiele (Herodes und Abellino), viele Volkslieder und Schwänke.

Die Erklärung der **Baseler Todtentänze** von Professor Maßmann ist eine sehr dankenswerthe Arbeit. Es ist merkwürdig, daß man in Deutschland mit Vorliebe den Tod und seine Verheerungen unter den Lebenden auf die Kirchhofsmauern malte, während man in Italien seit der Gründung des Campo Santo zu Pisa bis auf die schlechtbemalteste Wand des neuesten Kirchhofs in der Lombardei immer nur Darstellungen des Fegfeuers und der Hölle vorzog. Des Deutschen Phantasie verweilt beim Moment des Todes noch in dieser Welt, die des Italieners versetzte sich gleich jenseits des Todes in den Hades. Die Reformation bedingt diesen Unterschied nicht, da die deutschen Todtentänze älter sind als die Reformation selbst. Er erscheint nur durch die verschiedene Nationalität bedingt.

Herr Maßmann verzeichnet die verschiedenen Todtentänze, die auf Kirchhofsmauern deutscher Städte abgebildet waren. Ihr gemeinschaftlicher Charakter ist das humoristische harlekinartige Auftreten des Todtengerippes, welches Individuen jedes Standes, Alters und Geschlechts gleichsam zum Tanz auffordert und so den ganzen Reigen der Menschheit durchtanzt, oder jene Individuen unversehens in ihrem Beruf, in ihrer Lust, Eitelkeit ꝛc. plötzlich schadenfroh beschleicht und überfällt. Diese Vorstellungsweise gehört so sichtbar dem Zeitalter an, in welchem die ältere Kirchen- und Ritterpoesie sich in bürgerliche Didaktik auflöste, daß man sie ins 14te und 15te Jahrhundert setzen müßte, wenn auch nicht ermittelt wäre, daß sie wirklich aus dieser Zeit stammen. Es ist dabei einerlei, ob der Künstler oder Dichter den ersten Anstoß gegeben. Alte Verse mit Holzschnitten hat man noch außer den Kirchhofwandgemälden allerdings gefunden und der Herausgeber hat sie abdrucken lassen.

Das Hauptinteresse dreht sich um den weltberühmten „Tod in Basel," den man so lange irrthümlich Holbein zuschrieb. „Es wird, sagt Herr Maßmann, gewöhnlich nur von Einem Todtentanze zu Basel gesprochen, welchen bis zum Jahre seiner Vernichtung jeder wandernde Handwerksbursche, nachdem ihn der Lallenkönig auf der Rheinbrücke begrüßt hatte, an der inneren Mauer des Kirchhofes zu St. Johann als das Haupt-Wahrzeichen der schönen und berühmten Stadt Basel anstaunte und zu dessen erhaltenen Mauerbruchstücken noch heute die reisenden Engländer wall- oder wagenfahrten, um nach ihrer vorübergehenden Würdigung die nach Merian von Chauvin aufgekratzten Kupferstiche mit nach Hause zu nehmen. Dagegen war der im Klingenthale zu Klein-Basel so nahe gelegene, in wesentlicher Hälfte noch vollständig erhaltene, weit ältere Todtentanz des 14ten Jahrhunderts selbst für die meisten Baseler eine gänzlich verschollene Mähr und aller Ruhm, welcher wohl ursprünglich vorzugsweise dem älteren Bilde in dem minderen Basel galt, haftete nur noch in den Erinnerungen an das Wandgemälde von Groß-Basel; ja vor dem Ruhme dieses Todes von Basel an der großen Wanderstraße zwischen Deutschland, Schweiz, Frankreich und Welschland, der in aller Leute Munde war und ist und von welchem selbst Lieder sangen, waren schon früh weder ein Berner Todtentanz, noch die drei Luzerner, noch der Freiburger, noch der Konstanzer vorhanden. Und doch ist der Eine Luzerner Todtentanz nach dem Groß-Baseler Gemälde gefertigt, wie ebenfalls das Berner Wandgemälde (von Niclas Manuel Deutsch) jenem in Basel seine

Bilderfolge und Reimsprüche (nach den um 1519 dort vorgefundenen Aenderungen des früheren und ursprünglichen Textes) entnahm, und zwar wahrscheinlich gleichzeitig mit dem etwa zehn Jahre jüngeren Hans Holbein, welcher in seinen gleichfalls weltberühmten Todtentanz-Holzschnitten dem Baseler öffentlichen Gemälde ursprünglich die ganze Reihenfolge der Bilder, so wie zwei Gestalten des Todes, so zu sagen, wörtlich nachbildete. Wie abrr Joseph Kaspar Füeßli in seiner „Geschichte der besten Künstler- in der Schweiz" noch im Jahre 1755 und wiederholentlich 1779 in seinem „Allgemeinen Künstler-Lexikon" die irrigr Behauptung aufstellte, daß der genannte Berner Todtentanz älter sey als der Baseler, ja daß Niclas Manuel Deutsch der erste gewesen, der auf den Einfall gerathen, und der Todtentanz in Basel und die anderen alle (Straßburg? Lübeck? rc.) hätten als bloße Nachahmungen ihr Daseyn diesem zu danken, so sprach derselbe Füeßli den noch größeren Irrthum (als Quelle des anderen) aus, daß der Baseler Todtentanz vom grnannten Hans Holbein dem Jüngeren herrühre." Herr Maßmann erörtert nun weiter die ganze Geschichte des Irrthums, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Wir bemerken nur, daß der Todtentanz in Groß-Basel die spätere kunstreichere Ausführung des ältern in Klein-Basel ist, und daß diese Bilder häufig in Holzschnitten kopirt und in Versen besungen wurden. Der beigegebene Atlas enthält nun treue Abbildungen beider Basler Todtentänze, so wie der vorzüglichsten alten Holzschnitte. Das Titelblatt stellt in Kupferstich groß ausgeführt die Herzogin dar (die der Tod abholt), zum Beweise, von welch hoher Meisterschaft die Bilder zu Groß-Basel waren. Im Text sind dir alten Verse (aus dem 14ten Jahrhundert) abgedruckt, die begreiflicherweisr den Werth nicht haben, wir die Gemälde. Eine größere Arbeit über die Geschichte der Todtentänze, namentlich über die spätern Nachahmungen hat sich der Verfasser noch vorbehalten.

Jugendschrift.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1848. Herausgegeben von Dr. Gustav Plieninger. Mit 8 Kupfern. Stuttgart, Belser.

Nach Inhalt und Betonung zu empfehlen. Die erste Erzählung: „Edelmann und Bauersmann, Junker und Junge" von dem beliebten Jugendschriftsteller Gustav Nieriz ist eine Dorfgeschichte aus drr Zeit des siebenjährigen Kriegs, die in beschränktem Rahmen ein bewegtes Leben entfaltet und im Hintergrunde großr weltgeschichtliche Ereignisse und kriegerische Scenen darstellte. Während der tückische Wolf als Motiv seiner Handlungsweise den Grundsatz ausspricht: „Der Arme muß dem Reichen gegrnüber sehen, wo er bleibt," — aber ein schmähliches Ende nimmt, entkommt einr biedere Häuslerfamilie durch ausdauerndr Redlichkeit nicht nur srlbst den Bedrängnissen und Gefahren, sondern wird auch der rettende Engel der früher so hochfahrenden Gutsherrschaft und nöthigt dirser das dankbare Geständniß ab, wie in schweren Zeiten brsonders erkannt werde, daß auch der Starke des Schwachen bedürfe. — „Karl der Große," ein Gedicht von Julius Krais, in der Diktion zwar manchmal den kindlichen Standpunkt übersteigend, im Inhalt jedoch ganz für diese Altersstufe geeignet, indem es mit der Thatsache sich brschäftigt, daß Kaiser Karl, die Versäumnisse der eigenen Jugend nachholend, nicht nur selbst sich nicht schämte, mit seinen Kindern bei drn berufenen weisen Männern zu lernen, sondern auch den Prüfungen in den von ihm gestifteten Schulen beiwohnte, die Fleißigen und Gesitteten ermunternd, die Fanlen — und wenn ihre Eltern noch so vornehm waren, — strafend. — „Heinrich Kufflers dreißigster Weihnachtsabend auf der Schule zu Trichau," von Erdmann Müller, rine liebliche Idylle, die an Jean Pauls vergnügtes Schulmeisterlein Wutz erinnert und in wohlthuender Weise von der oft viel zu weit gehenden Unzufriedenheit mancher modernen Bramarbasse der Schul- oder vielmehr Schulmeisters-Emancipation absticht. Der achtungswürdige Vrrfasser ist unsers Wissens selbst Schulmeister und schildert rührend herzlich die Freuden und Genüsse eines beschränkten zufriedenen Stilllebens, wenn es geweiht ist durch treue Pflichterfüllung, Liebe zu Gott und den Nebenmenschen. — Das „Fragment aus Parcival von Wolfram von Eschenbach;" mitgetheilt von Eduard Eyth, wird Kinder höchstens als Kuriosum interessiren und dürfte erst für reifere Jahre genießbar seyn. — Die Erzählung: „Franz Fleury," von August Wildenhahn, ist in ihren Grundzügen schon aus Heinrich Lotters „Beispiele des Guten" bekannt, aber recht anziehend und gefällig hier weiter ausgemalt. Unter den Erzählungen: „Aus dem Anekdotenbuch des Herausgebers" heben wir hervor „der junge Nelson" und „der Mutterfels," jene zwei Beispiele jugendlichen Muths, diese eine rührende Probe der Mutterliebe unter den Wilden darstellend. — Einen guten Eindruck machen auch zwei Gedichte von Bissinger: „Kindesliebe" und „das belehrende Traumgesicht." Sodann auch fünf weitere anziehende Erzählungen von drn rothen Indianern, von einem Amerikaner. — Die „Fische" von Karl Stöber sind an die Naturgeschichte einiger Fischarten angeknüpfte Bilder aus drm Menschenleben, eine Art Fabeln, in des Verfassers origineller und rrgötzlicher Manier, worunter drr Hecht mit den in seinem Kopf enthaltenen Passionswerkzeugen zu einer sinnvollen Legende und zu ernsten religiösen Brtrachtungen Anlaß gibt. — Die „alten Briefe an junge Leser"" mitgetheilt von Eduard Eyth, enthalten Vieles zu Beherzigende. Anziehend, besonders für dir weibliche Jugend, sind die beiden letzten Erzählungrn nach dem Englischen von Miß Sherwood: „Rosa Vernon" und „Sergant Date," namentlich die letztere, welche in Indien spielt. Den Schluß machen Räthsel und Logogryphen. Die äußere Ausstattung ist im Verhältniß zu dem Preise (1 fl. 36 kr.) recht brav.

Unterhaltungsliteratur.

Gräfenberger Aquarelle. Von Hieronymus Lorm. Berlin, Alex. Duncker, 1848.

Das Leben der vornehmen Patienten in Gräfenberg wird hier äußerst anschaulich in seinem grellen Kontrast mit den Genüssen geschildert, deren Uebermaaß die Wasserkur nöthig macht. Dabei treten einzelne gutgezeichnete Charaktere in den Vordergrund und knüpfen sich Fäden von kleinen Novellen und Romanen an. Obgleich dabei Tugend und Seelenadel nicht vergessen sind, so macht doch das Buch im Ganzen nur den Eindruck einer scharfen Wäsche, dir den Schmutz drr Aristokratie zu Tage bringt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 91. Donnerstag den 23. December 1847.

Neuestes Werk über Schweden.

Schweden sonst und jetzt. Geschildert in Briefen auf einer Reise von Ludwig Clarus. Zwei Theile. Mainz, bei Kirchheim, Schott und Thielmann, 1847.

Man verdankt demselben Verfasser bereits ein ausgezeichnetes Werk über spanische Literatur. Auch in diesem neuen Werk nimmt er vielfach Rücksicht auf die Literatur Schwedens, obgleich er dieses Land keineswegs bloß zu literarischen Zwecken bereiste.

Gleich bei seiner Landung in Schweden in der Stadt Ystadt machte er die Bemerkung, daß dort noch ein sehr alterthümliches Mauthsystem herrscht. Von jeder eingebrachten Waare nämlich muß der Werth vom Eigenthümer selbst bestimmt und drei Tage lang öffentlich angeschlagen werden. Wer nun diesen Werth bezahlen will, kann die Waare behalten. Man will dadurch hohe Anschläge und durch diese hohe Zölle erzielen. — Calmar erinnert den Verfasser an die berühmte daselbst gestiftete Union der drei nordischen Reiche, wie er denn überall die geschichtlichen Erinnerungen aufsucht und seinem Reisewerk dadurch ein großes Interesse verleiht.

Am lebhaftesten drängten sich ihm die Erinnerungen an Gustav Adolph auf, was ihn veranlaßt, die künstliche Begeisterung, welche unlängst diesem berühmten Namen in Deutschland wieder zugewendet worden ist, einer zwar strengen, jedoch auch gerechten Kritik zu unterwerfen. Er theilt vollkommen die Ansicht Gfrörers, daß es dem großen Schwedenkönige im dreißigjährigen Kriege nicht um den Glauben, sondern einzig um seinen politischen Vortheil, um sein schwedisches Reichsinteresse zu thun gewesen sey. Wenn er den deutschen Protestanten hätte helfen wollen, so hätte er es schon früher thun können. „Warum schloß Gustav, wenn er derjenige Kämpfer für deutsche Glaubensfreiheit war, für den man ihn ausgibt, sich nicht für den niederdeutschen Krieg an Christian IV. an, und half ihm nicht einen Krieg führen, zu dem er früher vor Allen gerathen hatte? Er verlangte durchaus den Oberbefehl, und da er diesen nicht haben konnte, war ihm die Vertheidigung des Protestantismus kein genügender Grund zum Kriege. Ein hochherziger Beschützer einer großen und guten Sache würde sich durch solche Persönlichkeiten nicht haben abhalten lassen, in anderer Weise zu helfen. Niemals befand sich der Protestantismus in größerer Gefahr als nach Christians IV. unglücklicher Niederlage bei Lutter. Man liest jedoch nicht, daß damals Gustav Adolph Miene gemacht, ihm zu helfen.“ Der Verfasser kann also die Fiktion nicht gut heißen, von welcher die neuen Gustav-Adolphsvereine ausgegangen sind, und äußert sich überhaupt nicht günstig über diese letzteren. „Meines Bedünkens wird der Gustav-Adolphsverein noch manche politische und kirchliche Unverdaulichkeiten erzeugen, um deren Hinwegschaffung die administrativen und theologischen Heilkünstler sich vergeblich die Köpfe zerbrechen, aber niemals das Recept finden werden, wonach das Uebel kurirt werden kann.“ Wir haben uns früher schon in diesen Blättern zu der gleichen Ansicht bekannt. Der kriegerische Name des friedlichen Wohlthätigkeits-Vereins ist schon an sich eine Zweideutigkeit. Der Name eines fremden Eroberers paßt nicht an die Spitze einer deutschen Nationalsache. Endlich ist zwischen den hohen Beamten der verschiedenen Staatskirchen, die hier ein bloßes Schauspiel der Einheit aufführen, und den Radikalen, die alles Ernstes sämmtliche Staatskirchen in die Luft sprengen und durch die eine Freikirche ersetzen wollen, kein Zusammenwirken denkbar. — Uebrigens nimmt der Verfasser sehr lebhaftes Interesse an Gustav Adolph und betrachtet mit inniger Rührung die noch in Schweden aufbewahrten blutigen und mit Koth bedeckten Kleider, die der König auf dem Schlachtfelde bei Lützen getragen. Auch gibt er die romanhafte und von Kellgrin auf die schwedische Bühne gebrachte Liebesgeschichte Gustav Adolphs und der schönen Ebba Brahe Preis (Theil I. S. 216 ff.).

Auch Gustav Wasa tritt sehr lebendig aus dem dunkeln Hintergrunde der schwedischen Vorzeit hervor. Unser Reisender macht besonders auf diejenigen Seiten seines Wirkens aufmerksam, die man bisher gern vertuscht hat, nämlich auf die grausame Behandlung des Klerus. Schweden besaß zur Zeit der deutschen Reformation eine sehr tüchtige und würdige Geistlichkeit, wie wenige andere Länder, und war auch beim Volke sehr beliebt, besonders bei den männlichen tapfern Dalekarliern, die eben erst den vorher unbedeutenden Gustav Wasa auf den Thron erhoben hatten. Aber Gustav wandte alles an, um den Klerus zu verdächtigen und das Volk gegen ihn zu stimmen, weil er nach den reichen Kirchengütern gelüstete. Die radikale Bewegung ging damals ausschließlich vom Thron aus. Gustav fing damit an, Klöster aufzuheben und die Bischöfe anzuklagen. „So behauptete er unter Anderem, der hohe Klerus unterhalte fortwährend geheime Verschwörungen mit dem Auslande und verwende zu diesem Zwecke große Summen. Um den Bischöfen ein solches Gewerbe zu erschweren, verlangte er von denselben eine große Geldbeisteuer. Und doch waren es gerade die Bischöfe, welche das über solche Maßregeln murrende und zum Aufstande geneigte Volk immer wieder zu beschwichtigen beflissen waren. Das half ihnen jedoch zu Nichts. Der König nannte vielmehr sie Verführer des Menschengeschlechtes, eine Pest des ganzen Erdkreises u. s. w., ja er ließ den Erzbischof von Upsala einsperren. Sodann mäßigte er sich wieder und übertrug diesem eben gefangen gehaltenen Prälaten eine ehrenvolle Mission im Auslande, um ihn fern zu halten und zu verhindern,

daß der überall verehrte Mann länger eine Stütze der alten Kirche in Schweden sey. Für seine Abwesenheit ernannte er den Bischof von Linköping zum Verweser des Erzstiftes. Allein auch dieser war unvermögend, den Uebergriffen der Staatsgewalt zu widerstehen, welche mit dem Gute des Erzstiftes sich nach Belieben zu bereichern und des Königs Schulden damit zu tilgen begann. Den Aufstand des Volkes über solch ein Verfahren dämpfte Gustav durch die blutigsten Maßregeln. Er ließ die beiden Bischöfe Magnus Knut und Peter Jacobson, welche die Dalekarlier aufgemuntert hatten, ihre Religion zu vertheidigen und zwar letzten der Zusicherung des freien Geleites und der Erhaltung seines Lebens ungeachtet hinrichten. Vorher aber mußten die Prälaten noch einen empörenden Einzug in Stockholm halten. Jacobson, als öffentlicher Ruhestörer und Majestätsverbrecher angeklagt, trug eine Strohkrone auf dem Haupte und war mit einem halbzerbrochenen Säbel aus Holz umgürtet. Knuts Haupt entehrte, zum Hohn auf seine frühere Würde, eine Inful aus Baumrinde, wobei er mit schlechten und abgenützten Chorgewändern maskenhaft überhangen war. Beide saßen rücklings auf alten und abgemagerten Pferden und mußten in diesem empörenden Aufzuge in die Stadt einziehen. Unzählige verlarvte Menschen umgaben sie von allen Seiten und forderten durch Spottlieder, Zotenreißerei und Hohngelächter den Pöbel zu Unbilden wider die Kirchenfürsten auf. Unter diesen und ähnlichen Verhöhnungen und Mißhandlungen mußten sie die Straßen durchziehen. Auf dem Markte angelangt, wurden sie am Pranger zur öffentlichen Schau ausgestellt und gezwungen mit dem Scharfrichter Gemeinschaft zu trinken, welcher sich den Anschein gab, als wolle er ihnen einen königlichen Schmaus ausrichten. Eine so barbarische, späterhin erst auf dem Blutgerüste sich endende Rache war jedoch nicht geeignet, das Volk dem Könige hold zu machen. Kühner als je erhob es sich zur Vertheidigung seiner Religion und Gustav mußte alle Mittel seiner Schlauheit spielen lassen, um den Sturm zu beschwichtigen." Die Dalekarlier erhoben sich unter einem Sture. Von einem Ende der Provinz zum andern loderte der Aufstand und der König sah sich gezwungen, statt Gewalt Heuchelei anzuwenden, einen Reichstag zu berufen und seine Abdankung anzubieten. Da fürchtete man die Rückkehr der Fremdherrschaft und Adelstyrannei unter der Calmarschen Union und gab dem König wieder nach, der nun allmählig alles durchsetzte, was er wollte. Da mußte der würdige Erzbischof Brask flüchten, und was noch von der alten Kirche übrig blieb, demolirten vollends Gustavs Nachfolger. Namentlich ist sein Sohn Magnus berüchtigt als „ein arger Feind der Klosterjungfrauen. Einst überfiel er, durch Prädikanten angestiftet, nächtlich das Kloster, entführte drei der jüngern Nonnen und mißhandelte dieselben aufs Schändlichste, worauf er, um nur ihre unerhörten Qualen zu endigen, ihnen die Häupter abschlagen ließ. Auch die schönen Standbilder der heiligen Brigitta und Katharina, beide vom kostbarsten Metalle, ließ er aus der Kirche hervorholen und schmählich verstümmeln. Nachdem den Statuen die Köpfe abgeschlagen worden, setzte er den geschändeten Rümpfen die Köpfe betrunkener Buhldirnen auf. Damals war Magnus erst siebenzehn Jahre alt. Von der Zeit an zeigte sich, wenn nicht schon diese Scheußlichkeiten der Anfang dazu waren, eine auffallende Störung seiner geistigen Kräfte. Er zerstörte ohne allen Zweck das schöne und in künstlichem Zimmerwerk ausgeführte Chor der Mönche und riß die Balken nieder, auf welchen der ehrwürdige und herrliche Altar der heiligen Brigitta ruhte. Er verwendete dieselben zu Bauten, namentlich einer Brücke über den Arm des Wetter. Nachdem er von seinem Bruder Erich sich dazu hatte gebrauchen lassen, des andern Bruders Johann Todesurtheil zu unterschreiben, verfiel er gänzlich dem Wahnsinn und stürzte eines Tages mit dreien seiner Spießgesellen von eben jener Brücke in den See hinab, ward aber, während jene ertranken, selber gerettet. Dieses Ereigniß verdiente es nicht, daß die Volkssage demselben einen verschönernden Schein geliehen, indem sie dichtete: daß Magnus den Gewissensqualen über die Mitvollziehung des Urtheils wider Johann unterlegen und in tiefe Schwermuth verfallen, sich in sein Schloß am See eingesperrt, daß er hier häufig die Meerfrau zu sehen sich eingebildet, wie sie dem Wasser entstieg und den Herzog mit ihrem Gesange zu sich lockte, dann aber eines Tages, den holden Tönen zu widerstehen außer Stande, aus dem Fenster des Schlosses in den See hinabgesprungen. Der abergläubischen Annahme, wie des Herzogs Wahnsinn als eine Rache der Meerfrau dafür zu deuten, daß er ihren Lockungen widerstanden (was doch gerade nicht der Fall war, indem er ihr nach in den See sprang), verdankt ein sehr schönes Volkslied seine Entstehung, worin gesungen wird, wie dem Herzog, der am Fenster gestanden, das Meerweib auf schaukelnder Welle erschienen und ihn unter schönsten Versprechungen versucht, sich mit ihr zu verloben. Immer dringender wurden ihre Werbungen, nachdem er sie unter dem Vorwande zurückgewiesen, daß er dem Dienste des Königs sich gewidmet, daß sie keine Christin sey. So hat Magnus, welcher die heilige Brigitta und Ingrida nur zwei Betteln und Buhlschwestern nannte, wohl niemals gedacht. In dem von ihm geschändeten Kloster, dessen Mauern sein Kerker wurden, starb von schwarzem Wahnsinn umnachtet dieser Lieblingssohn Gustav Wasas." Von solchen interessanten Erzählungen ist das ganze Buch durchflochten.

Die alten Erinnerungen Schwedens sind sehr blutig. Es gab dort immer harte Herzen. Viele jener alten Greuel, die ein besonderes poetisches Interesse darbieten und die Volksnatur in ihrer Tiefe enthüllen, hat der Verfasser hier wiedererzählt, so Theil I. 169 die Erhängung des König Agne an seiner goldenen Kette, I. 117 die Greuel im Hause Birger, I. 375 den Wahnsinn des König Erich. In dieser letztern Erzählung begegnet uns ein Zug von wunderbarem Edelmuth. Der wahnsinnige König hatte den Grafen Sture eingekerkert und drohte ihm mit sicherm Tode. Da war Nil Sture, des Gefangenen Sohn, muthig genug, zum König zu gehen und um den Vater zu bitten. Aber auch ihn selbst warf nun Erich in den Kerker, und ging zu ihm. „Als Erich eintrat, lag Herr Nils und las in einem kleinen Gebetbuche. Er trug „einen kleinen Knebelbart und einen Bart am Kinne." In der Rechten führte der König einen Dolch, in der Linken eine Partisane. Sitzest Du nun hier, Du Reichsverräther, rief er! Herr Nils sprang sogleich vom Lager auf und warf sich vor jenem auf die Knie: Allergnädigster König, sprach er, ich bin kein Verräther, habe vielmehr treu gedient und mein Leben für Eure Majestät gewagt. Statt einer Antwort stieß der König ihm den Dolch durch den Arm. Sture zog sich den Dolch aus der Wunde, trocknete das Blut ab, küßte den Griff und reichte dem Könige die Waffe zurück. Bittend legte er seine Hände auf der Brust übereinander. Erich aber brauste auf: Sieh, wie der Schelm für sich bitten kann! und durchstieß ihm mit der Partisane beide Hände. Sture sank zu Boden und flehte wimmernd: Gnädigster König, schont mein junges Leben. Da vollbrachte Peder Williamsson, Jöran Persons Neffe, den Mord durch sieben tödtliche Stiche mit seiner Hellebarde. Nils Sture war bei diesem seinem Tode erst vierundzwanzig Jahre alt. Kaum war dieß geschehen, als Erich von Reue angepackt in das Gefängniß von Nils Vater, dem Grafen Sture, eilte und sich demselben mit „schmeichlerischem falschen Herzen" unter dem Ausrufe zu Füßen warf: Theurer Freund,

wir bitten Euch um Gottes Willen, Ihr wollet uns Alles vergeben, was wir wider Euch Feindliches gethan haben. Der Graf antwortete: Allergnädigster König, wenn mein Sohn nicht an seinem Leben beschädigt worden, will ich Euer Majestät von Herzen gern vergeben; ist er aber am Leben beschädigt, so müsset Ihr mir vor Gott Rede stehen. Ja, sprach der König, sehet da, ihr vergebt es uns niemals, darum muß Euch dasselbe geschehen." Worauf auch sie hingerichtet wurden.

Es ließ sich erwarten, daß auch des berüchtigten Stockholmer Blutbads unter dem bösen Christiern gedacht werden würde. Indeß wird dieser gar zu arg verleumdete König hier insofern in Schutz genommen, als nachgewiesen wird, daß er nur das Werkzeug der Trolle war, welche die Sture stürzen wollten, also einer schwedischen Adelspartei gegen die andere. — Sehr interessant ist ferner der unglückliche Ausgang Gustavs III. geschildert, wie diesem König überhaupt auch schon deswegen hier viel Aufmerksamkeit geschenkt ist, weil er auch auf Sitten und Geschmack einen großen Einfluß übte und selbst dramatischer Dichter war. Weniger bekannt ist die ruchlose That seines Sohnes, des Herzogs Karl von Södermannland, der nach ihm die Regentschaft führte. Dieser Wüstling war durch die Sprödigkeit der schönen Gräfin Margaretha Rudensköld um so mehr geärgert worden, als sie den schönen Grafen Armfelt ihm vorzog. „Mit der Regentschaft waren viele angesehene Personen nicht zufrieden, weil des Herzogs Günstling Reuterholm mannigfache Despotie übte. Die Unzufriedenen standen in Korrespondenz. Einige Briefe, die man erbrochen, ließen die Lage der Sache erkennen. Es ward von einer Verschwörung gesprochen, welche den Zweck haben sollte, den jungen König für mündig zu erklären. Mehrere Personen, unter andern auch die Rudensköld, welche mit Armfelt zu den Verschworenen gehören sollte, wurden gefänglich eingezogen und eine Fregatte nach Neapel gesendet, um sich des Barons Armfelt zu bemächtigen. Vielleicht war diese entdeckte Verschwörung nur eine vorgeschützte, eine Maske für die wirkliche, welche die Entdecker auszuführen beabsichtigt haben mögen, um das Gegentheil von dem Zwecke der vermeintlichen zu erreichen. Armfelt und den Verhafteten ward vom Hofgerichte der Prozeß gemacht. Ehrenström, die Rudensköld und Armfelt wurden zum Tode verurtheilt. Armfelt war nicht zu haben, Ehrenström ward begnadigt. Nur das Fräulein mußte büßen. Zwar ward ihr die Todesstrafe erlassen, dafür aber öffentliche Ausstellung am Pranger, Ruthenstreiche und vierjährige Spinnhausstrafe beliebt. Die Ruthenstreiche wurden auf den energischen Ausspruch des Herzogs Friedrich von Ostgothland, des Regenten Bruder, zurückgenommen. Auf dem Schaffotte am Ritterhausmarkte ausgestellt, ward sie ins Spinnhaus abgeführt. Eine der ersten Handlungen Gustavs IV. Adolph, sobald er selbst die Zügel des Regimentes ergriffen, bestand darin, daß er in Person die Rudensköld aus dem Zuchthause abholte und ihr alle mögliche Genugthuung angedeihen ließ. Das schändliche Urtheil gegen die Rudensköld ward am 23. Oktober 1794 vollzogen." Daran schließt sich sodann die gräßliche Erzählung von der Art, wie der ganz unschuldige Graf Fersen vom Stockholmer Pöbel auf einen falschen Verdacht hin ermordet wurde.

Sehr anziehend sind ferner die Erinnerungen an die alten Visionärs in Schweden. In diesem dem Nordpole zugewandten Lande spielte auch der animalische Magnetismus von jeher eine Rolle. Nachdem der Verfasser die berühmte Vision König Karls XI., die übrigens schon in vielen deutschen Büchern steht, wiedererzählt hat, kommt er auf Swedenborg zu sprechen und gibt einen Abriß seines merkwürdigen Lebens und seiner noch merkwürdigeren Ideenwelt. Herr Clarus findet einen gewissen Zusammenhang zwischen Swedenborgs Lehre und der für England so wichtig gewordenen Lehre Puseys. „In Amerika und England sind diese Lehren unter sehr vielen Leuten verbreitet und wenn auch in Deutschland und Frankreich die Swedenborgianer noch vereinzelte Erscheinungen sind, so macht hier in Schweden nach der Versicherung des Schriftstellers Haldane der Swedenborgianismus unter allen Klassen der Gesellschaft reißende Fortschritte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Gründer der neuen Oxforder Theologie, welche als Krypto-Katholicismus jetzt so viel Rumor macht, mit den früheren Lesern Swedenborgs bekannt waren, und daß sie auf diesem Wege zur Verwerfung der protestantischen Grundlehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein (welche Swedenberg mit ausgezeichneter Dialektik widerlegt hatte) gelangt sind. Ueber das dereinstige Schicksal der jetzt blühenden Sekte der Swedenborgianer wage ich nicht, irgend eine bestimmtere Vermuthung auszusprechen. Doch scheinen sie mir eine größere kirchliche Bedeutung zu haben und eine wichtigere Rolle spielen zu sollen, als ihnen die blöde rationalistische Ansicht der Geschichte zuzugestehen gewillet seyn mag. Wenn sich ihr Zusammenhang mit dem Puseyismus noch genauer nachweisen lassen sollte, bin ich um so lieber geneigt, an eine solche Bedeutung zu glauben." Wir können diese Vermuthung nicht theilen. Pusey führt viel mehr zur katholischen Kirche zurück, als zu Swedenborg hinüber. Uebrigens erklärt sich Herr Clarus am Schlusse seiner Betrachtungen gegen Swedenborgs Lehre.

(Schluß folgt.)

Geisterwesen.

Magikon. Archiv für Beobachtungen auf dem Gebiete der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens. Vierter Jahrgang, zweites Heft. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1847.

Wir setzen diese Zeitschrift schon als allgemein bekannt voraus. Die Fortsetzungen folgen sich etwas langsam. Ist denn der Stoff ausgegangen? Uns dünkt er vielmehr unerschöpflich, und eben so die Neugier des Publikums, von dergleichen zu lesen, unersättlich.

Das jüngste Heft enthält einige Nachträge zu der Geistergeschichte im Gefängnisse zu Weinsberg vom Jahr 1836. Dann eine kleine Widerlegung Kants, sofern er an Geister nicht hat glauben wollen; die Geschichte eines Mannes, der keine Geister glaubte und doch einen sehen mußte; die aktenmäßige Relation vom Geisterspuk im Pfarrhause zu Zaisersweiher unfern von Maulbronn im Württembergischen, wie er sich vor 130 Jahren zugetragen hat, was an den berühmten Spuk im Pfarrhause zu Quaritz in Schlesien und mehrere andere erinnert. Unter den Häusern, in denen es spukt, spielen überhaupt nächst den alten Burgen die protestantischen Pfarrhäuser eine Hauptrolle. Herr Kerner läßt nun noch einige andere kleine Spukgeschichten und merkwürdige Träume folgen, auch ein paar Beispiele von Geistererscheinungen noch Lebender, d. h. von Doppeltgängern oder vom Heraustreten der Seele in einen Scheinleib aus dem wirklichen Leibe.

Eines dieser Beispiele ist deßhalb besonders merkwürdig, weil es das Geistersehen ausschließlich vom Subjekt des Sehenden abhängig macht, ohne daß der Gesehene dabei thätig ist oder nur etwas davon weiß. „Ein junger Mann stand als Lehrling bei einem Kaufmanne in London, der eine Faktorei

in Amerika hatte, und sollte sogleich dahin sich einschiffen. Das Schiff lag segelfertig in Gravsend; sein Lehrherr machte die nöthigen Briefe und sonstigen Abfertigungen für ihn zurecht, konnte ihn daher beim Drange der Arbeit nicht wie gewöhnlich mit zu Tische nehmen, und hieß ihn darum in der Schreibstube bleiben, bis er komme ihn abzulösen. Dem gemäß, als er abgespeist ging er hinunter, um ihn zum Essen hinaufzusenden, und sah ihn durch die Thüre der Schreibstube dort beim Buchhalter schreibend sitzen, wie er ihn zuvor verlassen. In dem Augenblicke wurde er durch irgend einen Umstand bestimmt, wieder die Treppe schnell hinauf zum Eßzimmer zu gehen, von wo er eben herabgestiegen; ließ daher den jungen Mann, ohne mit ihm zu reden, in der Schreibstube zurück; wie er aber oben war, sah er ihn mit seinen andern Leuten am Tische sitzen. Das Vorzimmer, in dem sie saßen, öffnete gegen die Treppe und konnte von ihm ganz übersehen werden, so daß darin kein Irrthum stattfinden mochte. Der junge Mann, wenn er sich nicht unsichtbar zu machen verstand, konnte nicht ungesehen auf der Treppe an ihm vorübergegangen seyn, was ihm auch die Schicklichkeit nicht gestattet hätte. Der Lehrherr sprach nicht zu ihm, was ihn nachher gereute, sondern ging in der Bestürzung vorüber in das Eßzimmer, das rechts von dem der Leute lag; aber er sandte von da sogleich Jemand hinüber, nachzusehen, ob er wirklich dort am Essen sitze, und er war ganz eigentlich dort; so daß, was er in der Schreibstube gesehen hatte, das Scheinbild gewesen seyn mußte." Der junge Mann wußte selbst nicht das Geringste davon.

Unter allem in diesem Hefte mitgetheilten hat die folgende Erzählung am meisten poetischen Werth. „Herr von Kleist und sein Freund Herr von Wintergarten gingen nach der Schlacht von Leipzig über das Schlachtfeld, und trafen einen schwer verwundeten französischen Offizier, der sie flehentlich bat, seinem Leiden ein Ende zu machen und ihn vollends zu tödten. — Die beiden Freunde gingen aber fort, um einen Chirurgen zu holen, der dem Offizier beistehen solle. — Dieser aber, da er sah, daß sie seine Bitte nicht erfüllen wollten, rief ihnen die gräßlichsten Flüche und Verwünschungen nach. Längere Zeit nach diesem Vorfall wollte Kleist einen Oheim in den Rheingegenden besuchen, sein Freund Wintergarten begleitete ihn, sie trafen den Oheim nicht zu Hause, und machten deßwegen einen Spaziergang mit einander, auf diesem Gang kamen sie an eine Ruine, in der ein noch ziemlich gut erhaltener Thurm war, es war eine schöne Mondscheinnacht, und da der Oheim noch nichts von ihrer Ankunft wisse, also auch nicht in Sorgen um sie seyn könne, so beschlossen sie, hier über Nacht zu bleiben. Der Wächter, dem sie es sagten, rieth ihnen ab, es zu thun, der Thurm sey nicht zum Bewohnen eingerichtet und habe keine Betten u. s. w. Da sie aber doch nicht davon abstehen wollten, sagte er ihnen: es sey in diesem Thurm nicht sicher vor Gespenstern und sie würden gewiß unglücklich, wenn sie hier blieben; dieses reizte sie aber um so mehr — sie blieben, ließen sich Licht bringen — und setzten sich an einem Tischchen, jeder eine geladene Pistole vor sich und zwei Lichter, einander gegenüber und redeten so lange mit einander — Mitternacht war vorüber, ohne daß ihnen etwas begegnete; auf einmal sah Kleist, daß die Thüre aufging und der französische Offizier, der ihnen die fürchterlichen Flüche und Verwünschungen nachgerufen hat, trat herein, und auf einem Teller hielt er den Kopf von Wintergarten, den er Kleist hinreichte. Dieser ganz darüber entsetzt, wehrte ihn von sich ab — der Franzose drang aber immer heftiger auf ihn ein, und Kleist nahm in der Verzweiflung seine Pistole und feuerte sie auf die Erscheinung ab — er erwachte — und sein Freund Wintergarten lag todt vor ihm, die Kugel war mitten durch die Brust gegangen. Kleist war von diesem Augenblick an wahnsinnig." Es liegt in dieser frappanten Geschichte ein tiefer poetischer Zauber.

Aus Amerika werden ferner Sagen von gespenstischen Reitern der Prairie mitgetheilt. Da sich Herr Justinus Kerner für Gegenstände dieser Art mit so großer Vorliebe interessirt, sollte er doch auch einmal in seinem Magikon zusammenstellen, was zusammengehört, und eine Uebersicht geben wie über die gespenstischen Reiter der Prairie, so über das gespenstische Kameel und die gespenstischen Karawanen der arabischen Wüste, über das Gespenst der brasilianischen Urwälder, über die gespenstischen Wagen und Schlitten des europäischen Norden, über die gespenstischen Schiffe (der fliegende Holländer), über den mannigfachen Spuk in Gebirgen, der überall Dämonen oder Gespenstern zugeschrieben wird vom Himalaja bis zu den Pyrenäen, deßgleichen von den Gespenstern der Seen (wunderbaren Wettererscheinungen und Nebelgebilden) in Irland, Schottland, Schweden 2c. Man würde daraus ersehen, wie geschäftig die Phantasie überall ist, seltsamen und erschreckenden Naturspielen ein geheimnißvolles dämonisches Wesen unterzulegen.

Sofern aus psychischen Ursachen auch die Muttermäler abgeleitet werden, theilt der Herausgeber aus dem Hesperus von 1828 (so wie dieser aus Happels rel. cur. 1708. 204) ein paar interessante Fälle mit. „Das Mädchen mit dem „Napoleon Empereur" im Auge, wird in unsern Tagen angestaunt. Zu Amsterdam im Jahr 1699 im Monat März, war ein gleiches Wunder zu sehen. Ein Knabe von fünf Jahren, von Leuwarden, ließ in seinem rechten Auge die Worte: „Deus meus" und im Linken „אלהים" (Elohim) im Cirkel um den Augapfel sehen. Seine Mutter soll wegen der Schmerzen bei der Geburt dieses Kindes jene Worte oft gerufen haben. Viele tausend Menschen überzeugten sich, daß hier kein Betrug habe obwalten können." Herr Justinus Kerner wird uns wohl erlauben, noch ein paar merkwürdige Beispiele hinzuzufügen. Schon die nordische Sage von Regnar Lodbrok erzählt, daß Sigurd den Namen Schlangenauge bekam, weil er einen Lindwurm als Zeichen im Auge trug, wie seine Mutter Aslauga, um seinem Vater, dem berühmten Regnar Lodbrok, ihre königliche Geburt zu beweisen, vorausgesagt hatte. — Ein gewisser Poiret, geboren zu Blois im Jahr 1725 hatte im Auge das Zifferblatt einer Uhr, weil seine Mutter während der Schwangerschaft gern nach der Uhr gesehen hatte. Journal des savants, Sept. 1764. Lavater gedenkt eines Kindes, in dessen Auge sich ein Pik Aß zeigte, weil seine Mutter einmal mit dieser Karte bedeutend im Spiele gewonnen hatte. Den merkwürdigsten Fall aber berichtet Froriep in den Notizen VI. 69. Im Jahr 1817 sey in England ein Kind geboren worden, in dessen blauen Augen mit weißen Strichen deutlich der Name seines Vaters gezeichnet gewesen sey, nachdem dieser gewissenlose Vater gegen das arme Mädchen, das er verführt, vor Gericht seine Vaterschaft abgeleugnet hatte.

Zum Schluß die Heilungsgeschichte eines Verwundeten, der, in magnetischen Schlaf versetzt, vom Schmerz der Operation nichts fühlte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Nr. 92. Dienstag den 28. December 1847.

Sprachkunde.

Der Oldenburger in Sprache und Sprüchwort. Skizzen aus dem Leben von Dr. J. Goldschmidt (als dritter Theil von dessen „Lebensbilder“ aus der Mappe eines deutschen Arztes). Oldenburg, Schulze, 1847.

Ein kleines, aber gutes Buch, das nicht nur als Beitrag zur Kunde der plattdeutschen Volkssprache, sondern auch als treuer Spiegel des Oldenburger Volkscharakters seinen Werth hat. Indem es nämlich eine Menge Provincialismen und Sprüchwörter erörtert, knüpft es daran die Charakteristik des Volkes. Der Grundzug dieses Charakters ist alte deutsche Derbheit, Ehrlichkeit und Rechtlichkeit in wortarmem, stark phlegmatischem Ausdruck. Hier einige Beweise. „Die Franzosen nennen uns einen lauten, lärmenden Streit um nichts querelle d'allemand. Wir Oldenburger sind wahrhaftig nicht Schuld daran, daß die Franzosen diese Redensart aufgenommen haben. Unsere ganze Sprache mit den langgedehnten Vokalen eignet sich nicht zum lebhaften Streite; hätten wir mehr Feuer, mehr Leben, dann würden wir neben kurz abgestoßenen Vokalen auch mehr Schimpfwörter und mehr Flüche haben: Sla mi de Donner! gah' na'n Satan (Düwel)! sind fast die einzigen, die immer wiederkehren. — „Die Freude“ fehlt ebenfalls dem Plattdeutschen. — Der, der Plattdeutsch spricht, hat keine Freude; Pläsehr ist's was ihm höchstens zu Theil werden kann. — Dem gemäß sind auch die Ausdrücke, die eine Zufriedenheit anzeigen, immer beschränkend gehalten. „Sehr gut,“ „außerordentlich gut,“ sagt man bei uns nicht. — Auf die Frage: Wie steht's mit der Ernte oder mit der Gesundheit? ist die gewöhnliche Antwort: „Good moot gahn, bitt bäter waert.“ — „A billig good,“ ist das höchste was man erwarten kann. — Bezeichnend für den Oldenburger ist es auch, daß er eine wahre Unzahl von Wörtern hat, die einen Menschen bezeichnet, der immer zögert und zaudert und nichts fertig bringt, immer hin und her schwankt, und sich zu nichts entschließen kann: Tündler, Nätler, Drauler, Hibbeler, Damler, Dämelsack, Dreemsteert, Dreepsteert, Dwäler, däsige Kerl, u. s. w. — „Besinnen ist't best an Minschen!“ Hingegen hat er kein einziges Wort, so viel ich weiß, das dem hochdeutschen entschlossen, keck, trotzig, muthig entspricht; das einzige Wort verwagen entspricht nicht dem hochdeutschen verwegen, da „een verwagen Keerl, Wif,“ Leute bezeichnet, die immer das Maul offen haben, unverschämte Schreihälse; das Plattdeutsche für die angeführten Begriffe muß aus dem Französischen genommene Wörter gebrauchen: resolut, resolvert, assrant (assurant), bredal (brutal); aber eigenthümliche Wörter, die einen zähen, passiven Widerstand ausdrücken, daran fehlt es ihm nicht: hartnackt, ballstürig, wedderhaerig; „egensinnig as Jan Fink, de schull bi Dage ann 'n Kak (Schandpfahl) unn wull nich.“ S. 30. An einer andern Stelle heißt es: „Der Oldenburger ist, was ich schon früher mal besprochen habe, ganz ungewöhnlich maulfaul; ein Kreis von Landleuten sitzt oft schweigend um den Feuerherd eine liebe, lange Weile, und guckt unverwandt in die Gluth; hie und da trinkt mal einer einen Schluck Bier, ein Anderer stopft sich eine Pfeife, räuspert sich und spuckt von Zeit zu Zeit ins Feuer; aber Keiner spricht ein Wort! Die lautlose Stille wird hie und da nur durch ein aus dem Hintergrunde hervortönendes einzelnes Blöken der Kühe unterbrochen, die eben so wie die Männer lautlos unverwandt in die Gluth schauen. — Unsere Landleute amüsiren sich vortrefflich bei dieser Stille „He helt in Munn, as 'n Kattekeeken [1] in'n Steert.“ [2] „He snackt as 'en Mettwurst, de an beiden Enne apen is,“ wird gar leicht von dem gesagt, der diese Stille oft unterbricht und zu viel redet; und besonders lästig ist's ihnen, wenn sie durch häufiges Fragen gezwungen werden, zu antworten. „He fragt noch de Koh dat Kalf aww.“ Ueberdieß ist dem Oldenburger, vermöge seines ruhigen Blutes jede laute, lärmende Aeußerung der Gefühle zuwider; der Schmerz, wie die Freude darf sich nur still äußern. „Wat se weent, brukt se nich so pissen!“ „Se weent dröge, [3] as de Swine.“ Wer, ohne Branntwein getrunken zu haben, laut jubelt und jauchzt, heißt ihm „'n ahnwäten [4] Keerl,“ und ein solches Ueberströmen jugendlicher Lust verzeiht er nur den Kindern; die Erwachsenen, deren Heiterkeit sich lärmend äußert, oder die bei einer ernsten Unterhaltung laut werden, nennt das Sprüchwort Kinder: „Bi't Kinnerspill is 't Schreien dat beste.“ Der lauten Fröhlichkeit und dem Singen folgt nach seinem Sprüchwort: „De Vägels, de froh Morgens singt, halt Abends de Katte,“ der Kummer auf dem Fuße nach.“ S. 97.

Bei diesem Gleichmuth und dieser phlegmatischen Ruhe sind die Ehen im Oldenburgischen insgemein sehr glücklich. Man nimmt sich nicht die Mühe mit einander zu zanken, man gibt sich keine böse Worte, weil man sich überhaupt nur wenig Worte gibt. Der Verfasser war als Arzt im Falle, binnen zwanzig Jahren eine große Menge Familienverhältnisse kennen zu lernen und es sind ihm nur zwei Beispiele von unglücklichen Ehen bekannt worden. Doch darf man diese Tugend nicht etwa bloß aus dem kalten Blut herleiten. Sie scheint

[1] Wörtlich Eichkatze, Eichhörnchen.
[2] Schwanz.
[3] Trocken.
[4] Eigentlich unwissend, hier toll.

zugleich im tiefen sittlichen Ernst und Rechtsgefühle des Volks zu wurzeln. Es ist merkwürdig, wie ausgebildet dieser Rechtssinn erscheint, wenn man ihn auch nur nach den vielen Sprüchwörtern schätzt, in denen er sich ausspricht. Hier oder nirgends ist noch die ganze altdeutsche Ehrlichkeit und Biederbheit.

Auch ist der Oldenburger noch wie zu Eulenspiegels und Bärenhäuters Zeiten ein starker Esser, während ihm jedoch das altdeutsche Laster des Trinkens nicht anklebt. „Der Oldenburger ist viel zu wenig gesellig, viel zu wenig mittheilsam, als daß ihm große Trinkgelage, die anderwärts zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke verleiten, rechte Freude machen könnten. Ihm fehlt alles, was das gemeinsame Zechen erfreuend macht; er jubelt nicht laut, er singt nicht, ja er mag kaum sprechen, — ja nicht mal sprechen hören: „Väl Spräken giwwt väl to tohören!" „He snackt as 'n Mettwust, de an beiden Ennen apen is." Wie wenig paßt ein Betrunkener zu dem lautlosen Kreise von Landleuten, die um das Feuer im Kruge sitzen, und warm Bier (heet und söt) trinken. — Wenn man aber erst weiß, wie ungemüthlich meist in unsern Schnapshäusern der Branntwein getrunken wird, dann begreift man vollends gar nicht, wie hier Jemand zum Säufer werden kann; da sitzen die Gäste nicht, wie in Süddeutschland behaglich um den Tisch und benebeln sich ganz allmählig, während sie lebhaft kannegießern oder singen, nein, hier bleiben die Gäste, auch in kalten Wintertagen, vor dem Schenktische auf der Hausflur stehen, und gießen schweigend den Branntwein hinunter. Höher als das viele Trinken steht, wie schon bemerkt, unsern vielen Sprüchwörtern zu Folge, das Vielessen hier in Ehren; in dem Punkte sind wohl die Oldenburger die deutschesten Deutschen. — „De watt heet, die watt frett." — „T is bäter, dat de Buuk bast, as dat de Kost verdarwt — as dat den Werl wat schenkst." — „Ett watt Du magst, unn li wat der na kummt!" (Wäre das nicht eine vortreffliche Inschrift in einem Zimmer, in dem eine solenne Kohlparthie abgehalten wird?) „Fråt to, 't is all Goddsgaw!" — „Watt hett man anners in de Welt, as datt, watt man mit de Täne davan ritt." — „Dat's 'n annern Snack, as Jan kumm rinn unn ett watt."

Sehr zu beachten ist, was der Verfasser in Bezug auf die Sprüchwörter sagt, die sich auf Religion und Kirche beziehen. „Unter den vielen plattdeutschen Sprüchwörtern gibt es sehr wenige, in denen der Name Gottes vorkömmt, und unter den wenigen ist mir außer dem einzigen: „Giwwt use Herr Gott Jungens, giwwt he ook Bücksen!" keines bekannt, das Vertrauen auf Gottes gerechte Weltregierung, seine Güte lehrt; es ist mir kein plattdeutsches Sprüchwort bekannt, das den Blick des Unglücklichen auf Gott hinwiese, als den allerbarmenden, allliebenden Vater, ohne des Willen und Wissen kein Haar auf dem Haupte seiner geliebten Kinder gekrümmt wird, wie das hochdeutsche: „Gott verläßt die Seinen nicht!" Ein plattdeutsches Sprüchwort, das auch im Hochdeutschen sich findet, fällt mir indeß ein, das auf Gottes Weltregierung hinzeigt; das ist aber wahrlich keinem frommen Herzen entstammt. „Gott stürt (hemmt) de Böm, dat se nich in'n Häwen (Himmel) wast." Denkt sich dieß Sprüchwort den lieben Gott nicht eben so mißgünstig auf das allzugroße Glück der Sterblichen herabsehend, wie es der Grieche von seinen Göttern glaubte? — Das hochdeutsche: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!" ist doch nicht so gottlos; es drückt nur eine Beobachtung, eine Erfahrung aus, und läßt den lieben Gott ganz aus dem Spiele. Alle anderen plattdeutschen Sprüchwörter, die den Namen Gottes tragen, verdanken eben so wenig wie das zuletzt angeführte einem fromm christlichen Sinne ihre Entstehung; sie haben im Gegentheil fast alle eine Art ironischen Beischmackes. „Fråt to, t' is all Goddsgawe!" Wie fromm ist dagegen das hochdeutsche: „Trink und iß, Gott nie vergiß." — Wo de Meswagen nich henkummt, hört de Segen Godds up!" Ohne Dünger kann also der liebe Gott selbst das Getreide nicht wachsen lassen; so ziemlich sagt das Sprüchwort das Gegentheil von dem hochdeutschen: „An Gottes Segen ist alles gelegen!" — „Wenn Gott will, Grünt ein Besenstiel." — „Nu sünn wi üsen Herrgodd Mester!" (jetzt sind wir Gottes Meister; er kann uns mit seinem Regen nichts mehr anhaben), das ist die Redensart, die dann häufig gebraucht wird, wenn bei regendrohendem Himmel das Moor gebrannt werden soll, und es den Leuten gelungen ist, eine große Strecke desselben gut brennend zu machen, so daß der Regen nicht mehr schaden kann. Das plattdeutsche Sprüchwort ist demnach etwas gottlos; denn es läugnet so ziemlich die Allmacht Gottes, es räumet Gott nicht die Macht ein, in die ewigen Naturgesetze einzugreifen. „Help Godd, harr de Jung seggt, unn harr up de Pär haut, dat de Damp uten M—stoow!" (Hilf Gott, sagte der Junge, und schlug auf die Pferde, daß der Dampf davon stob.) „Godd's Wort ist full Fluchten, harr de Jung seggt, da harr'n de Katechism an de Swäp!" — „Godd regeert de Welt, Jungens und Hunne de Knüppel." — „Is all good, watt Godd giwwt, harr de Jung seggt, aber's watt Moder giwwt, is doch bäter; da scheet em Krei upp't Botterbrod." Ganz in demselben Sinne ist der Witz in dem bekannten Volksschwank: „Jan, så de Captein (beim Schiffbruch), hol di an Gott!" — „Nä, så Jan, ick hol mi an den Mast!" Ein anderer auf oldenburgischem Boden entstandener Volksschwank zeugt eben so wenig von fromm christlichem Sinne. Ein reicher Hausmann erzählt seinen Freunden, ihm habe geträumt, er sey gestorben. Als er nun zum Himmel gekommen, habe der liebe Gott ihm allein vor allen zu sich gewinkt, mit den Worten: „Treten Sie näher, Herr Kloppenborg!" und darauf hinzugefügt, zu Jesus gewandt: „Jung, stah upp, unn lat usen Herr Kloppenborg sitten!" Beide Phrasen sind hier in Jedermanns Munde und sie sind weit über die Grenzen des Landes verbreitet, wo man wohl schwerlich die Entstehungsweise derselben kennt." Und so noch mehrere ähnliche Sprüchwörter, aus denen ein fast noch heidnisches Mißtrauen gegen den Christengott hervorleuchtet. Auch die Priester genießen im Sprüchwort keinerlei Achtung. „Pastoren unn Hunne verdeent är Geld mit 'n Munne. Dieß Sprüchwort hat eben so wenig Respekt vor der Geistlichkeit, wie das Scherzwort: „Jung, snuv Di, giww 'n Pastor de Hand unn segg: goden Dag, Du Esel!" — „Dreimal um de Kerk is so good as eenmal drin." — „Von Bäen (beten) kannst nich satt weren." rc. Doch scheint uns der Verfasser Unrecht zu haben, wenn er S. 63 sagt: „Wer nun aus allem hier Angeführten den Schluß ziehen wollte, daß unsere oldenburgischen Landleute gar keinen religiösen Sinn hätten, nicht an Gott und Unsterblichkeit glaubten, der würde ihnen sehr Unrecht thun; es fehlt ihnen nur alle Wärme für die Religion und an innige, sich opfernde Hingebung an religiöse Gefühle und Vorstellungen ist bei ihnen gar nicht zu denken. Seit der Reformation sind alle Lehren, alle Ermahnungen, alle Tröstungen der Religion unserem Landmanne in einer ihm fremden Sprache zugeführt, alle Gebete, alle Gesänge, alle Religionsbücher, jeder Unterricht ist Hochdeutsch; will er nun christlich trösten und ermahnen, will er beten, sich und andere aufrichten, indem er auf Gott und ewiges Leben hinweist, dann verläßt ihn die

Sprache seines Herzens, das Plattdeutsche.“ Herr Clement hat in seiner unlängst erschienenen und auch in diesen Blättern besprochenen Reisebeschreibung im Gegentheil behauptet, daß den plattdeutschen Bauern nur die hochdeutsche Kirchensprache Ehrfurcht einflöße und Erbauung gewähre und daß ihm alles, was ihm der Pfarrer plattdeutsch sagt, zu profan vorkomme. „Als eine Merkwürdigkeit, fährt der Verfasser fort, führe ich hier an, daß es mir mehrmals vorgekommen ist, daß Landleute, die in einer Gegend wohnten, wo seit Jahrhunderten kein Katholik gelebt hatte und die mit keinem Katholiken in Berührung gekommen waren, sich an einen viele Meilen entfernten katholischen Geistlichen wandten, um von ihm Weihwasser zu erhalten, das als Heilmittel in Krankheitsfällen angewandt werden sollte, und von dem man sich große Wirkung versprach.“

Endlich ist noch auffallend, daß das Volk keinen Namen für Volk hat. „Volk bedeutet im Plattdeutschen Gesinde; es heißt aber auch die Schiffsmannschaft und besonders werden die Soldaten en masse darunter verstanden (he geit unner't Volk heißt, er wird Soldat); die Bedeutung aber, die das Wort im Hochdeutschen hat, kennt das Plattdeutsche nicht.“ Man ersieht daraus, wie Volk aus Gefolge, d. h. Kriegsgefolge entstanden ist, und wie wenig der Name ursprünglich dem entsprach, was man jetzt darunter versteht, die Nation.

Neuestes Werk über Schweden.

Schweden sonst und jetzt. Geschildert in Briefen auf einer Reise von Ludwig Clarus. Zwei Theile. Mainz, bei Kirchheim, Schott und Thielmann, 1847.

(Schluß.)

Das heutige Schweden ist in kirchlicher Beziehung noch orthodox lutherisch; die Sekten, unter denen die Leser sich besonders charakteristisch hervorgethan haben, stehen nur als Ausnahme neben der Regel. Der Gottesdienst der lutherischen Kirche ist noch sehr feierlich in Schweden und hat noch viel Katholisches beibehalten, der Geistliche ist noch viel festlicher gekleidet und singt noch der Gemeinde vor. „So zeigt sich denn im schwedischen Gottesdienste der würdigere Typus, den das schwedische Kirchenwesen im Jahrhunderte der Reformation aus dem Katholicismus beibehielt bis auf unsere Tage, hier treuer als in andern Ländern der protestantischen Welt. Dieser Typus drückte sich auch in der Amtstracht des Geistlichen ab, den wir den Altardienst verrichten sahen. Derselbe war bekleidet mit dem weißen Meßhemde (messkjorta) mit weiten Aermeln, von feiner Leinwand und darüber das Meßgewand (messhake) von rothem Sammet ohne Aermel. Vorn befindet sich eine Sonne in Gold gestickt, in deren Mitte man, wie mir mitgetheilt worden, mit hebräischen Buchstaben Jehovah geschrieben liest. Hinten, gleichfalls in Gold gestickt, befand sich ein großes Kreuz ꝛc.“ So ist denn auch die Theologie dort noch nicht von all den Zweifeln angesteckt, die sich in Deutschland fast ganz an die Stelle des Glaubens gedrängt haben. Während man in Deutschland den Glauben nicht, wie die Schule der Verneinung mit namenloser Arroganz wiederholt, wissenschaftlich vernichtet, sondern nur bei Seite geschoben hat, um alle Räume im Geist der studirenden Jugend ausschließlich mit den Verneinungen anzufüllen, ist man in Schweden so klug oder so glücklich gewesen, umgekehrt die Zweifel als nicht vorhanden zu betrachten und alle Räume im Geist der jungen schwedischen Theologen ausschließlich mit dem Positiven anzufüllen. Deßgleichen ist dort auch noch die Schule aufs innigste mit der Kirche verbunden und nicht, wie bei uns, in systematische Opposition mit ihr gesetzt worden. Wie alterthümlich es in dieser Beziehung in Schweden noch hergeht, erhellt aus dem Fortbestehen der Kirchenbuße daselbst, wovon Theil I. S. 103 ein merkwürdiges Beispiel erzählt wird.

Aus Anlaß der Schule bemerkt der Verfasser, daß in Schweden die Turnkunst außerordentlich im Schwunge sey. „Der Professor P. H. Ling, die dritte Größe neben Geijer und Tegner in der gothischen Dichterschule (geb. 1776 † 1839) war es, der in die laue Empirie des Turnens einen gährenden, kräftigenden Lebensgeist brachte und darthat, wie man dasselbe auf wissenschaftlicher Grundlage zur Würde einer Kunst erheben könne. Er war ein Mann der That und brachte sein neues System mehr durch augenfällige Wirksamkeit als durch Lobpreisen in Schriften empor. Im Jahre 1834 bewilligten die Reichsstände die Mittel zur Errichtung eines gymnastischen Central-Institutes in hiesiger Stadt. Wenn man die Sparsamkeit der schwedischen Reichsstände in allen Zuwendungen für Zwecke der Kunst und Wissenschaft kennt, welche nicht selten als Knauserei verschrieen worden, so muß man gestehen, daß Ling seiner Sache eine in der That seltene Anerkennung zu verschaffen wußte. Der Hauptzweck dieses Institutes ist die Ausbildung von Lehrern der Gymnastik für das ganze Land und für die Armeen.“ Nun wird auch im ganzen Lande geturnt, selbst vom weiblichen Geschlecht und es herrscht dafür ein allgemeiner Enthusiasmus.

Sehr viele Seiten seines Werkes füllt Herr Clarus auch mit Betrachtungen über die Literatur der Schweden an und charakterisirt ihre bedeutendsten Dichter. Unter diesen tritt uns zuerst der geniale Bellmann entgegen, der ein Taubmann und Beranger zugleich war, ein Naturdichter am Hofe, toller Spaßmacher und poetisch Inspirirter von seltener Gemüthstiefe. Schon Arndt hat ihn zu Anfang dieses Jahrhunderts in seiner schwedischen Reise gepriesen. — Der erste Band enthält noch eine ziemlich ausführliche historische Skizze des schwedischen Bühnenwesens. Da wird eines nicht geistlosen alten geistlichen Spieles von Tobias gedacht, dann der bis zum Wahnsinn abgeschmackten allegorischen Schauspiele aus dem siebzehnten Jahrhundert, in denen alle Götter und Halbgötter Griechenlands herbeigezwungen wurden, um die Königin Christine bei der Toilette und bei den Krönungsfeierlichkeiten zu bedienen. Auch die spätern dramatischen Dichter Schwedens waren nicht bedeutend, es fand sich darunter keiner, der dem Dänen Holberg irgend an die Seite gesetzt werden könnte. Im Allgemeinen folgte Schweden dem klassischen und französischen Geschmack, bis auch hier das deutsche Beispiel nachgeahmt und in die romantischen Erinnerungen der eignen Vorzeit zurückgegriffen wurde. Tegner reformirte in diesem Sinne die epische und lyrische Poesie. Auf der Bühne wollte Atterbom ein Ueberschwengliches von Romantik leisten, das alle seine deutschen Vorbilder übertreffen sollte, aber er fiel in Unsinn, ziemlich auf dieselbe Weise, wie Edgar Quinet in Paris. Ausländer können unsere deutsche Romantik nie lieb gewinnen, ohne sie zugleich gänzlich zu mißverstehen. Unter den Mittheilungen des Herrn Clarus über das schwedische Drama sind einige Inhaltsanzeigen von komischen Dichtungen das erfreulichste z. B. von Hallmanns Firkel und von Dahlgrens Argus im Olymp.

Indem der Verfasser auch einige allgemeine Bemerkungen über die Geschichte der Poesie anknüpft, wird er ungerecht gegen die Reformation. „Die Kunst vermochte im Protestantismus nur durch Verweltlichung noch etwas in die Augen Fallendes zu leisten. Die ganze Romantik und Ritterpoesie ging unter, als die Reformation ihr überwiegendes Verstandeselement geltend machte und auch in der Poesie auf den Leuchter zu stecken begann. Um der Poesie die Bestimmung als Kunst zu bewahren und wiederzugeben, mußte man das klassische, d. h. nichts anderes als das heidnische Element wieder aufzunehmen und die Poesie entchristlichen, weil das Christliche, das sie enthielt, der baare Katholicismus war, welcher vor der Reformation nun einmal keine Gnade finden konnte." Hier vergißt der Verfasser, daß die katholische Poesie ganz die nämliche Richtung einschlug, wie die protestantische, ja daß sie in Italien, im Herzen des Papstthums, dieselbe schon eingeschlagen hatte, ehe noch die Reformation in Deutschland begann. Wenn nicht der katholische Süden (das romantisch gebliebene Spanien ausgenommen) den antiken Geschmack zuerst wiedergeboren hätte, wenn nicht Rom selbst im Zeitalter Leos X. ihn aufs leidenschaftlichste gepflegt hätte, wenn er nicht auch nachher noch in allen Jesuitenschulen die Oberhand erhalten hätte, nur dann würde wahr seyn, was Herr Clarus bemerkt hat. Seiner Ansicht nach hätten ohne Zweifel die Jesuiten alles anwenden müssen, um dem klassischen Geschmack entgegenzuarbeiten, allein sie haben in seiner Förderung stets mit den Protestanten gewetteifert.

Sehr richtig ist dagegen eine andere Bemerkung (Th. I. S. 196), daß durch die historischen Schauspiele (und Romane) in neuerer Zeit so überaus falsche Vorstellungen von der Geschichte und ihren Helden im Volke verbreitet werden.

Wie über die Dichtkunst so spricht Herr Clarus auch über die bildende Kunst der Schweden und charakterisirt ihre vornehmsten Maler und Bildhauer.

Auf die Politik läßt sich unser Reisender weniger ein, doch handelt er einige Hauptsachen in treffender Kürze ab. Von dem verstorbenen König heißt es: „Mir scheint, als ob er es als Hauptaufgabe betrachtet, seine Dynastie in Skandinavien sattelfest zu machen. Er würde gewiß nicht an Adel und Priester sich gelehnt haben, wenn er nicht das konservative Prinzip, welches diese vertreten, als das geeignete Mittel erkannt hätte, seiner Familie eine sichere Stütze zu werden." Der Sohn aber schlägt eine andere Richtung ein. „Dem neuen Könige hat sich die ganze Popularität zugewendet, welche seinem Vater abhanden gekommen war. Bauer und Bürger schwärmen für den Mann, welcher sich immer so offen und milde erwiesen und für ihre Rechte mit schöner Beredsamkeit das Wort ergriffen. Es frägt sich, ob er im Stande seyn wird, die Regungen der Freiheit, welche sich überall zum Schrecken des Adels und der Priester kund thun, so zu beschwichtigen und zu leiten, daß sie nicht denjenigen Erfolgen zuführen, um derer Willen sein Vater denselben so sehr abhold war. Priester und Adel versahen sich bei Oscars Thronbesteigung zu jener vom Volke gepriesenen Richtung nichts Gutes. Der Erzbischof von Upsala, Dr. Wingård, hielt ihm bei der Huldigung eine Anrede, worin er die Tugenden des verstorbenen Vaters pries und mit dürren Worten heraussagte, daß man einer gleichen Güte vom Sohne sich nicht versehe, der weit davon entfernt scheine, der Kirche und deren Bestandes sich in gleicher Weise als Karl Johann annehmen zu wollen. Diese Rede durchlief wie ein Brand die ganze Stadt und Dr. Wingård war nahe daran, an seinem Leibe auf eine unangenehme Weise durch die Menge blau gezeichnet zu werden oder dem Glaser einen unfreiwilligen Verdienst zuwenden zu müssen, so aufgebracht war man über die furchtlosen Worte, welche der Erzbischof seinem Könige ins Gesicht gesagt hatte."

Alle diese interessanten Bemerkungen und Erinnerungen nun sind an den fortlaufenden Faden der eigentlichen Reisebeschreibung gereiht, die uns außer den Schilderungen der Hauptstadt, Upsalas und einiger anderer berühmter Orte, auch hin und wieder schöne Naturgemälde darbietet, z. B. der herrlichen Aussichten in der nächsten Umgegend von Stockholm, des zauberisch schönen Tulpenteppichs, der die ganze Ebene von Kungsängen bedeckt (Th. I, S. 351), des Wettersees, der berühmten Trolhättafälle ꝛc. Der Wettersee zeigt merkwürdige optische Phänomene. Wenn Regen kommen will, erheben sich seine niedern Ufer scheinbar zu schroffen Bergwänden. Am auffallendsten aber ist „die häufige Wahrnehmung von Dunstgebilden. Hägring genannt, welche aus Luftspiegelungen hervorgegangen die seltsamsten Gestalten vor das Auge des Zuschauers zaubern. Der Hauptschauplatz dieser Erscheinung ist die Insel Jungfrun. Merkwürdig ist es, daß solche Fata Morgana durch ein schußähnliches Getöse eingeleitet werden, bei dessen Erschallen der gemeine Mann zu sagen pflegt: der Wetter schießt! Häufig tritt bei hellster Luft, welcher nach allen Seiten hin die ungehinderte weiteste Aussicht verstattet, eine Nebelgestalt auf die Oberfläche des Wassers, welche unter donnerähnlichem Tosen nach oben und zur Seite sich dehnend und reckend immer weiter sich über den See ausdehnt und meistens verfallenen Mauern und Thürmen gleicht, welche auf grauen Berghalden sich erheben. Ein leichter Wind bläst oft das kastellreichste Gebirge in einem Athem auseinander, daß kaum eine Spur zurückbleibt. Es geschieht aber dann wohl auch, daß aus dem zurückgebliebenen Nebelstoffe sich Einzelgestalten bilden, welche wie Riesengeister über die schauernden Wogen dahin schweben oder drohend zum Himmel aufgerichtet stehen und die Phantasie schrecken, welche sich die unheimliche Erscheinung nicht schrecklich genug ausmalen kann. Diese kolossalen aschfarbenen Gestalten, welche im unheimlichen Schweben über den Fluthen zittern, haben wohl zumeist die Sagen von der Anwesenheit der Geister auf dem Wettersee veranlaßt. Nicht selten aber erklingt es, namentlich wenn der See, welcher niemals gänzlich überfriert, theilweis mit Eis belegt ist, über dem Wasser in unheimlichen Klängen, welche durch alle Modulationen sich fortspinnen und bei unerkannt bleibender Ursache als Geisterlaute sich darstellen. Diese Töne wollen Naturkundige der vibrirenden Bewegung des Eises zuschreiben. Die tückische Unsicherheit des Sees, welcher noch eben still und in der Treue seines hellen Wassers den Schiffenden Zuversicht einflößend, mit einem Male jäh aufwirbelt und wüthend emporstürmt, seinen glatten Spiegel in emporbrausenden Wogen verzerrt, setzt das Volk natürlich gleichfalls auf die Rechnung geheimer Geistermächte, welche in den Tiefen ihr Wesen treiben."

Doch wir wollen hier abbrechen, überzeugt, daß vom hier Mitgetheilten auf den Werth des Uebrigen geschlossen werden kann. Dieses Reisewerk ist ungleich werthvoller, als die zuletzt erschienenen Reisen der Gräfin Hahn und Mügges.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

